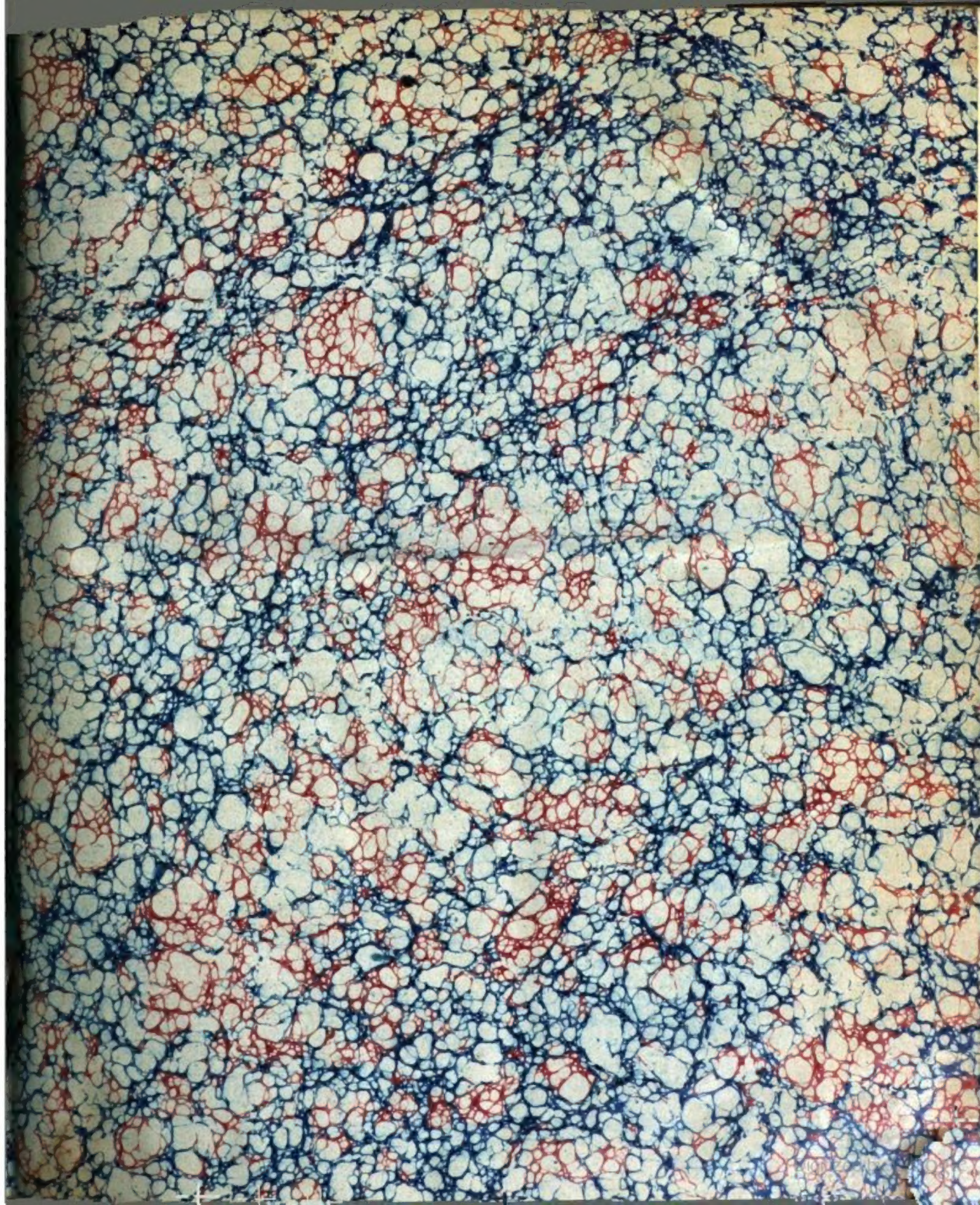


**BLÄTTER FÜR
LITERARISCHE
UNTERHALTUNG. -
LEIPZIG, F. A.
BROCKHAUS 1827-1898**

~~I 4.2~~

10000



Blätter für literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1859.

Erster Band.

B l ä t t e r
für
literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1 8 5 9.

Erster Band.

J a n n a r b i s J u n i.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.

104.737 C.

R e g i s t e r.

- Abenteuer eines Emporkömmlings. 474.
 Aderholdt, A., Ueber Goethe's Farbenlehre. 579.
 Ahn, F., The poetry of Germany. 438.
 Alfafoff, S. I., Russische Familienchronik. Aus dem Russischen übersetzt von S. Razynski. 374.
 Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. Zwölfter Jahrgang. 567.
 — des literarischen Vereins in Nürnberg für 1859. 331.
 — lyrisches, aus dem Lahngau. Herausgegeben von B. Wigand. 148.
 Allmers, H., Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. 252.
 Altmüller, f. Koch.
 — K., Die Ironischen. 128.
 Amerikanische Gebichte. Deutsch von F. Spielhagen. 438.
 Andenken, dem Christian Friderich Wurm's, Professors am akademischen Gymnasium in Hamburg. 370.
 Appell, J. W., Die Ritter, Räuber- und Schauerromantik. 54.
 Argo. Album für Kunst und Dichtung, herausgegeben von F. Eggers, Th. Hofemann, W. von Lepel. 1859. 206.
 — Dasselbe. 1860. 958.
 Armand, Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten. 396.
 — Bis in die Wildnis. 396.
 Armin, Gisela von, Dramatische Werke. 31.
 Asher, D., On the study of modern languages in general etc. 478.
 1859.
 Asmus, H., Lübeck. Bilder und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart. 252.
 Auer, Adelheid von, Novellen. 225.
 Augustiny, J. K. F., Aethern Aem. 361.
 Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. 217.
 Avé-Lallemant, F. G. B., Das deutsche Gaunerthum. Erster und zweiter Theil. 81.
 Aytoun-Martin, f. Goethe.
 Baldino, J., Mimosen. Zweites Bändchen. 731.
 Barack, K. A., Ein Lobgedicht aus Nürnberg aus dem Jahre 1490 von dem Meisterfänger Kunz Haß. 146.
 Barraud, H., Gebichte. 746.
 Barth, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55. Dritter Band. 117. Vierter und fünfter Band. 265.
 Baß, K. W., Gebichte. 792.
 Baudissin, K., Graf von, Forstrath Lupin an Madame Hellbrook oder die Natur im Geiste. 66.
 Baur, F. G., Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart. 801.
 Beckstein, L., Thüringer Sagenbuch. 731.
 Becker, A., Novellen. 938.
 — G., Die Erikenz Vinctas in historischer und geologischer Hinsicht. 904.
 Behr, Julia, Was mir mein Klavier erzählt. 717.
 Behre, K., Joseph und seine Brüder. 31.
 Beilhack, W., Constantin Dragoscs. 432.
 Belani, G. C. R., Russische Hofgeschichten. Neue Folge: Von Katharina II. bis Nikolaus I. 374.
 Berend, M., Vier deutsche Lieder. 548.
 Bergmann, J., Leibniz als Reichshofrath in Wien. 94.
 Bergreien; eine Liebersammlung des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von D. Schade. 243.
 Berlichingen, f. Leben.
 Bernhardt, Th. von, Denkwürdigkeiten des kaiserlich russischen Generals von der Infanterie Karl Friedrich Grafen von Toll. Erster bis vierter Band. 649.
 Bernus, der, eine Novelle aus der Neuschweiz. 227.
 Biedermann, Staatsgeschichte, f. Kochau.
 Biffart, Geschichte der württembergischen Feste Hohenasperg und ihrer merkwürdigsten Gefangenen. 150.
 Bilg, K., Die dramatische Frage der Gegenwart. 705.
 Blasius, J. G., Die brennende Frage der Zeit. Der Standpunkt der Zionswächter im Kampfe gegen die Naturforscher. 65.
 Blum, K. L., Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Johann Jakob von Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Russlands. 374.
 Böhl von Faber, J. R., Versuch einer Lebensskizze desselben. Nach seinen eigenen Briefen. 419.
 Bolanden, K. von, Franz von Sickingen. 642.
 Boll, G., Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. 409.

Voll, C., Die Insel Rügen. 252.
 Vollmann, R., Vertheidigung des Marchia-
 velliismus. 19.
 Boner, C., Verse. 1834—1858. 129.
 Böse Geist, der, in Goethe's „Faust“. 905.
 Bowring's Uebersetzung sämtlicher Gedichte
 Heinrich Heine's. 628.
 Borberger, E. von, Ein Walpurgisstraum.
 548.
 Brandes, H. K., Auszug nach Schweden im
 Sommer 1858. 354.
 Branis, E. J., Ueber atomistische und dyna-
 mische Naturauffassung. 61.
 Breier, E., Die Sabbathianer. 598.
 Briefe und Dichtungen Friedrich's des Gro-
 ßen in biographisch geordneter Auswahl,
 herausgegeben von R. Schwalb. 593.
 Brindmann, J., Aus dem Volk für das
 Volk. Erstes und zweites Heft. 357.
 Bronn, H. G., Untersuchungen über die
 Entwicklungsgeetze der organischen Welt
 während der Bildungszeit unserer Erd-
 oberfläche. Aus dem Französischen. 321.
 Bruna, J., Im Heere Nadezky's. 534.
 Buchenau, G., Leben und Schriften des Bur-
 card Waldis. 185.
 Buchholz, G., Der Verbannte am Pontus
 Curtius. 432.
 Bühnen, die, des skandinavischen Nordens.
 906.
 Bülow, G., Der arme Mann im Lockenbügel.
 150.
 Bulpovsky, V., Mein Reisetagebuch. Aus
 dem Ungarischen. 696.
 Bunsen, R. G. J., Vollständiges Bibelwerk
 für die Gemeinde. Erster Band. 97.
 — Gott in der Geschichte oder der Fort-
 schritt des Glaubens an eine sittliche Welt-
 ordnung. Zweiter und dritter Theil. 525.
 Burrow, Julie, Johannes Kepler. 570.
 Careil's, Foucher de, Arbeiten über Leibniz.
 741.
 Caveda, J., Geschichte der Baukunst in Span-
 nien. Aus dem Spanischen übersetzt von
 B. Hense. Herausgegeben von F. Kugler.
 721.
 Chézy, Helmina von, Unvergessenes. Denk-
 würdigkeiten aus dem Leben. 445.
 Clausniger, Maria, Gedichte. 746.
 Clemens, A., Das Ferngefühl nach Raum
 und Zeit betrachtet. 583.
 — Die Sinnestäuschungen. 583.
 Concurrenz auf dem Gebiete der Bühnen-
 schriftstellerei. 886.
 Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen
 auf das Jahr 1859. Herausgegeben von
 A. Henninger. Vierundzwanzigster Jahr-
 gang. 210.
 Cornelius, E. A., Geschichte des münsteri-
 schen Aufstandes. Erstes Buch. 393.
 Corvinus, J., Die Kinder von Hincrode.
 339.
 Grusenholpe, M. J. von, Der russische Hof
 von Peter I. bis auf Nikolaus I. Deutsche
 Originalausgabe. Erster bis sechster
 Band. 374.

Grusenholpe, M. J. von, Dasselbe. Fort-
 gesetzt von G. Volkhausen. Siebenter
 Band. 374.
 — Der verfallene Hof vom Anfange des
 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.
 Deutsche Originalausgabe. 374.
 Gubasch, G., Bonquet. 228.
 Gurge, L., Dr. Philipp Nicolai's Leben und
 Lieber. 716.

Denkwürdigkeiten eines Livländers. (Aus
 den Jahren 1790—1815.) Herausgegeben
 von F. von Smitt. 434.
 Dittmer, G., Professor Gustav Over. 383.
 Deutsche Journalistik. 298. 521.
 Deutsche Kunst in Bild und Lied. Heraus-
 gegeben von A. Böttger. Erster Jahrgang.
 205.
 Deutsche Literatur, englische Urtheile über
 dieselbe. 78.
 Deutsche Literatur in Italien. 539.
 Deutsche Literatur und deutsche Höfe. 779.
 Deutsche Reime entgegen ausländischen Un-
 gereimtheiten. Nr. 1—5. 548.
 Deutscher Wig. 131.
 Deutschlands Kriege: und Siegesjahre 1809
 — 15 im Liede deutscher Dichter. Heraus-
 gegeben von H. Kietz. 543.
 Deutsch-nordamerikanische Zustände. 259.
 Die sogenannte classische und die sogenannte
 Epigonienliteratur. 609.
 Dietrich, F., Der Streit zwischen Mensch
 und Thier, ein arabisches Märchen aus
 den Schriften der Lanterndrucker übersetzt.
 165.
 Diez, Katharina, Agnes Bernauer. 288.
 Dingelstedt, F., Gedichte. Zweite Auflage.
 197.
 Dora d'Istria, Gräfin. 42.
 — ihre Schriften über den Orient. 521.
 Dornblath, F., Die Sinne des Menschen.
 579.
 Douai, A., Kata-Morgana. 661.
 Dräcker-Mansfeld, G., Freud und Leid. 748.
 Drobisch, L., Amarillen und Bartnelken.
 229.
 Durch Nacht zum Licht, ein Seelenbild von
 dem Verfasser der Schrift: „Ein Jahr in
 Chalones“. 227.
 Dusenfeld, H., Hausknechten Driezwark.
 361.
 — Kötschen Driezwark in Hamburg. 361.
 Düsseldorf's Künsteralbum. Herausgegeben
 von G. Höppl. Reunter Jahrgang. 205.
 — neues. Redigirt von W. Ellen. Erster
 Jahrgang. 205.
 Duttonhofer, Die acht Sinne des Menschen
 nach ihren körperlichen und geistigen Be-
 ziehungen. 579.

Ebert, R. G., Fromme Gedanken eines welt-
 lichen Mannes. 781.
 Edmann, der. Eine Schwarzwaldsage von
 F. B. 731.
 Egli, C., Zephtha und seine Tochter. 661.

Ehrentempel des 19. Jahrhunderts, (F. Wagner.
 Eichhorn, F., Pausanias. 27.
 El Principe de la Paz und die Micheline.
 776.
 Eleuth. Ein Romanzenfranz. 288.
 En von Blumen ut Annmarie Schulten
 ehren Gedicht von A. W. Herausgegeben
 von F. Reuter. 357.
 Erfindung, die dichterische. 922.
 Ernst, R., Bilder aus der Beamtenwelt. 147.

Fahne, A., Geschichte der westfälischen Ge-
 schlechter. 393.
 Falkner, Erzählungen. 227.
 Familienement, das, in Schiller's Tragö-
 dien. 594.
 Feydeau, G., Daniel. } 501.
 — Fanny. }
 Fichte's, J. G., Reden an die deutsche Na-
 tion. Von neuem herausgegeben und ein-
 geleitet von J. G. Fichte. 681.
 Floto, S., Dante Alighieri, sein Leben und
 seine Werke. 32.
 Förster, P., Schiller: Anekdoten. 955.
 Franke, H., Seid einig, einig, einig! 548.
 — Vorwärts! 548.
 Frank, G., Die jensalthe Theologie in ihrer
 geschichtlichen Entwicklung. 699.
 Frankl, L. A., Nach Jerusalem! 161.
 Franz, A., Die Präntionen der exacten
 Naturwissenschaft. 61.
 Franz, R., Oesterreichs Feind ist Deutsch-
 lands Feind. 548.
 Französische Uebersetzung eines Sachländer's
 schen Romans. 646.
 Französische Urtheile über das deutsche Thea-
 ter. 762.
 Französisches Theater, zur Geschichte dessel-
 ben. 130.
 Französisches Urtheil über deutsche Kunst.
 442.
 Frey, J., Zwischen Jura und Alpen. 731.
 Friedrich, R., Jubelerinnerungen. 22.
 Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen
 rauchen! Schuß- und Truglieder für 1859.
 Deutschlands Söhnen gewidmet von H. K.
 Erstes Heft. 548.
 Frige, G., Caritas. 568.
 Fuchsmundi, der. 461.

Geisheim, R., Die Hohenzollern am Heiligen
 Grabe zu Jerusalem, insbesondere die Pil-
 gerfahrt der Markgrafen Johann und Al-
 brecht von Brandenburg im Jahre 1435.
 146.
 Genast, W., Florian Geyer. 26.
 Gengenbach, Pamphilus, Ein Beitrag zur
 deutschen Literaturgeschichte der Reforma-
 tionszeit. Herausgegeben von R. Goedeke.
 245.
 Genthe, F. W., Friedrich Laubmann als
 Mensch und Gelehrter. 442.
 George, Amara, Vor Tagesanbruch. 127.
 Gerhäuser, F., Gold! Ein californisches Le-
 bensbild aus dem Jahre 1849. 364.

- Gesfäcker, F., Das alte Haus. 938.
 Gervinus, G. G., Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Dritter Band. 169.
 Gesellschaft, die, der Junggermanen. 282.
 Gesellschaftlerin, die. Vom Verfasser der Neuen deutschen Zeitbilder. 598.
 Giltensberg, K. von, Paul Eissenschmidt oder Baronin und Sängerin. 229.
 Glaser, A., Bianco Gandiano. 882.
 — Familie Schaller. 569.
 Glaubrecht, D., Die Heimatlosen. 599.
 Glos, A. von, Wie viel entdeckt bis jetzt die neuere Naturwissenschaft? 624.
 Glückselig, L., Andenken an Marschall Rasdeghy. 536.
 Goldmann, W., Der Mensch und sein Charakter. 581.
 Goldschmidt, K., Dramatische Werke. Aus seinem Nachlasse herausgegeben. 431.
 Golovin, J., Der Klüchtling. 233.
 Goltz, W., Der Mensch und die Leute. 301.
 Goethe-Gesellschaft, Project zu einer solchen. 702.
 Goethe's „Faust“ in Frankreich. 42.
 — angebliche Flopffertation. 167.
 — Gedichte, die Aptoun-Martin'sche Uebersetzung derselben. 538.
 — Gedichte und Balladen in neuer englischer Uebersetzung. 354.
 Gottfried's von Monmouth Historia regum Britanniae. Herausgegeben von Sam. Martie (A. Schulz). 608.
 Gottschall, K., Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. 153.
 Gottscheer, die. 812.
 Götzinger, Wilhelm. 353.
 Grange, Marquis de la. 318.
 Grand, Agnese, Wellen des Lebens. 226.
 Grävell, F., Goethe im Recht gegen Newton. 579.
 Grieken, G., Constantier ac sincere! 548.
 — Dante Alighieri. 32.
 — Drei Monate nach Dato. 434.
 Griessinger, L., Lebende Bilder aus Amerika. 87.
 Grimm, H., Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. 721.
 — J. und W., Deutsches Wörterbuch. 482.
 Grote, f. Stadtsecretarius.
 Große, J., Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung zu München im Jahre 1858. 721.
 Groth, K., Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. 38.
 — Voer de Goern. 41.
 Gruenz, K., Eine gemischte Ehe. 661.
 Gruppe, D. H., Deutsche Uebersetzungskunst. 153.
 Gryphius, Andreas, Das verliebte Gespenst, Gesangsriel, und die geliebte Donatrose, Scherzspiel, mit Einleitung herausgegeben von F. Palm. 250.
 Guischarb, Wilhelmine, Die Hunyadi. 601.
 Gundling, J., Advocat Schnobel's. 339.
 Günther, K., Gedichte. 746.
 Gusek, B. von, Heimat und Ferne. 569.
 Guplow, K., Der Zauberer von Rom. Dritter und vierter Band. 669.
 Haan, L. A., Jena Hungarica. 22.
 Hallberg, Emilie Emma von, Rajade. 288.
 Hammer, J., Auf stillen Wegen. 781.
 Hammerstein, Luise von, Erzählungen und Novellen. 227.
 Hansen, A. U., Charakterbilder aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, den Hansestädten Hamburg und Lübeck, sowie dem Fürstenthum Lübeck ic. 252.
 d'Harcourt, Mad., geb. Gräfin St.-Anlaire, Die Herzogin von Orleans, Helene von Medlenburg-Schwerin. Aus dem Französischen von Marie von H. 512.
 — Marquise, Helene, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Medlenburg-Schwerin. Aus dem Französischen von L. A. Lencer. 512.
 d'Hargues, F., Schiller. Ansichten des Dichters über Gott, Natur und Menschheit. 955.
 Harfort, C., Aus mexicanischen Gefängnissen. Bruchstück aus seinen hinterlassenen Papieren. Herausgegeben von F. G. Kühne. 419.
 Harting, P., Die vorweltlichen Schöpfungen, verglichen mit der gegenwärtigen. Aus dem Holländischen übersetzt von J. G. A. Martin. 677.
 Hartmann, A., Meister Putsch und seine Gefellen. 74.
 — M., Märchen und Geschichten aus Osten und Westen. 554.
 — K. A., Das Lied vom Ewigen. 93.
 Hartwig, D., Henricus de Langenstein dictus de klassia. 326.
 Hauff, Wilhelm, und Johann Christian Günther. 391.
 Hauff's, W., Reiterlied. 462.
 Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien ic. herausgegeben von S. Hauser. 350.
 Häusser, L., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. Zweite Auflage. 558.
 Heber, F., Die vorarlbergischen christlichen Glaubenshelden am Rhein und deren Zeit. 326.
 Heidelberg, die Universität. 186.
 Helden, die drei großen deutschen. 799.
 Heim, Atele, Durch eigene Kraft. 938.
 Heine, W., Die Expedition in die Seen von China, Japan und Sichotol unter Commando von Commodore Cadw. Ringgold und Commodore John Rodgers und die Erforschung des Amurgebiets von Dr. P. Collins ic. 765.
 Heinrich, A., Die Schlacht bei Novara. 288.
 Helfferich, A., Deutsche Kunstbriefe. I. Das Kunstschwert. 721.
 — Die Schule des Willens. 581.
 Hensel, Luise und Wilhelmine, Gedichte. Herausgegeben von H. Klette. 177.
 Hentschel, G., Flora. 747.
 Herzen, A., Gesammelte Erzählungen. Erster Theil: Unterbrochene Erzählungen. Aus dem Russischen von Malvina von Nepfenburg. 589.
 — Aus den Memoiren eines Russen. Dritte und vierte Folge: Gedächtnis und Erlebtes. 589.
 Hesel, G., Drei Jahre. 74.
 — Von Turgot bis Babeuf. 74.
 Heubner, D. E., Klänge aus der Zelle in die Heimat. 831.
 Heyden, G., Galerie berühmter und merkwürdiger Neuzenländer. 425.
 Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Dritte Folge. Zehnter Jahrgang. 935.
 Historisch-politischen Blätter, die, und Redaction „Philippine Weller“. 58.
 Hoffmann von Fallersleben, Deutschland über alles! 548.
 — Findlinge. Erstes Heft. 515. Zweites Heft. 679.
 Hohelied, das, in der Bibel. Eine Sammlung von hebräischen Liebesliedern in deutsche Reime übersetzt und erläutert von F. Abrecht. 177.
 Holtei, K. von, Noblesse oblige. 569.
 Holzwarth, F. J., Ludwig und Gbeltrudis oder Bilder aus der Kirche im 12. Jahrhundert. Erster Theil. 326.
 Hoppenstedt, f. Zur Erinnerung.
 Hormayr und Barnhagen über ultramontane Geschichtschreibung. 718.
 Hübner, J., Bilderbrevier der dresdener Gallerie. Zweite Folge. 814.
 Humbert, C., Don Manuel oder des Helben Standbild. 27.
 Humboldt, A. von, Goethe und Schiller über ihn. 441.
 Humboldt's, W. von, Briefe an F. G. Welker. Herausgegeben von K. Haym. 736.
 Inland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director der berliner Bühne. Herausgegeben von K. Dunder. 705.
 Italienische Zustände. Erster Theil, f. Mundt.
 Jahrbuch deutscher Belletristik. Herausgegeben von S. Kapper. Fünfter Jahrgang. 210.
 Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges. Herausgegeben von C. Ritter von Weigrother und St. Neumann. Zweiter Jahrgang. 147.
 Jahrmarkt, der politische. Ein Fastnachtsspiel von Schillero Rescivivo. 955.
 Jean Paul in England. 503.
 John, M., Barbarossa's Ormagen. 434.
 Johnson, Miss, Peasant life in Germany. 166.
 Jung, A., Das Geheimniß der Lebenskunst. 14.

- Kalß, Charlotte von. 850.
 Kalibäsa's Wollendote, übersetzt und erläutert von G. Schüp. 797.
 Kapper, S., Die Handschriften von Königinhof und Grünberg. 797.
 Karlsbader Oedenbuch. Herausgegeben von E. Friede von Mühlensfeld. 202.
 Kingley, G., Hypatia, oder Neue Feinde mit altem Gesicht. Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gillsa. 895.
 Kittl, Maria Gabriella, Der Scheith. 938.
 Kittlig, F. v., Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Sitronen und durch Kamtschatka. 56.
 Knefelbeck, E. von dem, Ferdinand Herzog zu Braunschweig und Lüneburg während des Siebenjährigen Kriegs. 345.
 Koch, G., Hysler, W., und Altmüller, R., Drei Weihnachtsgeschichten. 717.
 Kohl, J. G., Kitzsch: Gami oder Erzählungen vom Obern See. 898.
 — Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten. 493.
 Köhler, R., Alte Bergmannslieder. 177.
 Kofenmüller, A., Romeo und Julie. 30.
 Kolenati, R. A., Reiseerinnerungen. Erster Theil. 221. Zweiter Theil. 571.
 Königinhofer Handschrift, die, vor Gericht. Ein Brief an den Herausgeber. 793.
 Kothe, H., Die Michelade. 776.
 Kosmopolitismus und Patriotismus im vorigen Jahrhundert. 942.
 Kossak, G., Vadevilber. } 128.
 — Berliner Silhouetten. }
 Kritik, zur. 814.
 Kugler, F., Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im preussischen Staat. Entwurf. 721.
 Kuh, G., Drei Erzählungen. 938.
 Kurg, J. S., Bibel und Astronomie. Vierte Auflage. 66.
 Lang, S., Ein Gang durch die christliche Welt. 801.
 Langhein, W., Dr. Karl Mager's Leben aus seinen Schriften u. dargestellt. 383.
 Lange, J. P., Vom Delberge. Neue vermehrte Ausgabe. 177.
 Lasaulx, E. von, Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern. 583.
 Lateinische Inschrift in Auerbach's Keller. 426.
 Lau, Thaddäus, gegen Walstrode. 957.
 — Zur Auswahl. 705.
 Laurenty, J., Rein Gelb. 434.
 Lavater, das bremer Gedicht von 1786 auf ihn, und dessen Verfasser. 558.
 — ein satirisches Gedicht auf denselben vom Jahre 1786. 283.
 Laven, Ph., Gedichte in trierischer Mundart. 236.
 Leben, Fehden und Handlungen des Ritters Gdg von Berlichingen zubenannt mit der eisernen Hand, durch ihn selbst beschrieben. Herausgegeben von D. F. S. Schönhuth. 742.
 Leben und Thaten des weiland wohllebten und gestrengen Herrn Sebastian Scherlin von Burtendach, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Herausgegeben von D. F. A. Schönhuth. 409.
 Lebensalter, das, der Dichter und Rechtsgelehrten. 611.
 Lebler, G. W., Wicliff als Vorläufer der Reformation. 328.
 Lessing, 166.
 — ein Bild aus dessen Knabenzeit. 592.
 Lewes, G. S., Naturstudien am Seestrand. Uebersetzt von J. Frese. 826.
 Libussa, Jahrbuch für 1859. Herausgegeben von P. A. Klar. Achtebenter Jahrgang. 210.
 Licht und Schatten in eines Malers Leben. Von dem Verfasser des „Waisenkindes“. 627.
 Lieder einer Verbergenen. Herausgegeben von A. Knapp. 177.
 Lieder, geistliche, eines elässischen Zimmermanns aus dem vorigen Jahrhundert. Mit einer Biographie des Verfassers herausgegeben von E. Stähelin. 455.
 Limbach, A., Die Reise zum Oheum oder Irthum auf allen Seiten. 938.
 Literarische Freibeuterel. 682.
 Literarische Notizen aus Frankreich. 22.
 Literaturgeschichte vom culturhistorischen Standpunkte. 41.
 Littrow, J. von, Aus der See. Dritte Auflage. 746.
 Elvingskone, D., Missionsreisen und Forschungen in Südafrika während eines sechzehnährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Aus dem Englischen von S. Eoge. 613.
 Loebell, J. W., Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. 726.
 Lochner, G. W. R., Die Stadt Nürnberg im Ausgang ihrer Reichsfreiheit. 146.
 Löher, F., Land und Leute in der Alten und Neuen Welt. Dritter Band. 146.
 Lehmann, P., Appianus Claudius. } 431.
 — Oliver Cromwell. }
 — Der Schmied in Rußla. 28.
 Lorinser, F., Neue Reiseskizzen aus Spanien. 387.
 Ludwig, F., Aus der Provence. 938.
 Lüngel, H. A., Geschichte der Diocese und Stadt Hildesheim. 393.
 — Geschichte des Schlosses Steinbrück im Fürstenthum Hildesheim und Jürgen Waltenrober. 393.
 — Der heilige Bernward, Bischof von Hildesheim. 393.
 Lustspiel, das, bei den Deutschen. 870.
 Luther, G. A., St. Andr. 74.
 Lynker, J. Koch.
 Mangel, der, an ästhetischer Begabung bei den Schweizern. 611.
 Marbach, D., Hippolyt. } 433.
 — Medea. }
 Marx, F., Gedichte. 748.
 Marggraf, H., Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. 952.
 Marino, Sancti-Merian's Rache. 477.
 Materialismus od. Spiritualismus? Sechster Artikel. (Von Karl Fortlage.) 61.
 Mautner, G., In Catilinam. 548.
 Mehwald, F., Nach Norwegen. 107.
 Meißner, Alfred. 463.
 Memoiren der Fürstin Dashkoff. Zur Geschichte der Kaiserin Katharina II. Nebst Einleitung von A. Herzen. 374.
 — der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. 285.
 Menzel, W., Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 889.
 Meißner, J., Handwerksburichen. 569.
 — Waldgeschichten. 570.
 Meyer, J., Beiträge zur Bekämpfung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. 665.
 — Dittmarscher Gedichte. 361.
 — D., Erinnerungen aus Jerusalem und Palästina. 740.
 Michelet, J., Das Insekt. 826.
 Romansen, T., Shakspeare's Romeo und Julia. Eine kritische Ausgabe des überlieferten Doppeltextes. 460.
 Monod, A., Das Weib. Aus dem Französischen übersetzt von Reinecke. 799.
 Monographien zur historischen Pädagogik. Im Verein mit wissenschaftlichen Pädagogen herausgegeben von R. W. Stoy. 22.
 Morell, R., Die Schweizerregimenter in Frankreich 1789—92. 848.
 Morke, G., Vier Erzählungen. 557.
 Mütge, T., Leben und Leben in Norwegen. 108.
 — Verloren und gefunden. 476.
 Mühler, G., Die Freimänner. 230.
 Müller, G. S., Verstand und Gemüth. 228.
 — R., Ansichten aus den deutschen Alpen. 387.
 — M., The German classics from the fourth to the nineteenth century. 646.
 — D., Der Klosterhof. 868.
 Munch, A., Lord William Russell. Aus dem Norwegischen von J. S. Burt. 430.
 Mundt, L., Kobespiere. 909.
 — Skizzen aus Piemont und Rom. 556.
 Münnich, R. S. W., Kurzer Inbegriff der philosophischen Vorkenntnisse für Leben, Wissenschaft und Kunst. 66.
 Musenalmanach, deutscher. Herausgegeben von G. Schab. Neunter Jahrgang. 212.
 — ost- und westpreussischer, für 1858. Herausgegeben von A. Lehmann. Dritter Jahrgang. 212.
 Muffet, A. de. 871.
 Naturphilosophie, materialistische, in Nordamerika. 575.
 Neumann, G., Lazarus. 177.
 — Gebarnische Sonette für 1859. 548.
 Nicol, G., Erzählungen aus Niedersachsen. 731.

Nicolai, f. Gurge.

Niederdeutsche geistliche Lieder und Sprüche aus dem Rünsterlande, nach Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert herausgegeben von B. Hölcher. 244.

Noellner, B., Criminal-psychologische Denkwürdigkeiten. 200.

Novellen aus der Theaterwelt. 938.

Novellenalbum für Bojanowo. Herausgegeben von R. Gentschall, Pulvermacher und G. Tremendt. 147.

Originalbibliothek, neue belletristische, f. Graus.

Ofer, Chr., Geschichte der deutschen Poesie. Zweite Auflage größtentheils neu bearbeitet von J. W. Schaefer. 941.

Oesterlen, F., Der Mensch und seine physische Erhaltung. 864.

Oettinger, G. W., Geschichte des dänischen Hofes von Christian II. bis Friedrich VII. Erster bis sechster Band. 374.

Pahl, Ch. C., Bunte Bilder, das ist: Geschichten, Sagen und Gedichte nebst sonstigen Denkwürdigkeiten Ostlands, Vindlands, Kurlands und der Nachbarlande. Erstes und zweites Heft. 252.

Palldamus, F., Deutsche Dichter und Prosaischen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert. Zweite Abtheilung. Erster Band. 113.

Pallase, C., Schiller's Leben und Werke. 841.

Pantchatantra. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Th. Weyse. 945.

Pape, J., Schneewittchen vom Graf. 288.

Paschewsky, Dorothea von, Cornelia. 882.

Pasavant, J. D., Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Dritter Theil. 721.

Patriotische Klänge von 1859. 548.

Pecht, f. Schiller-Galerie.

Peiseler, Alwine, Dichterische Anospen. 746.

P. Enfantin, 1858. — H. Saint-Simon, 1843. Science de l'homme. Physiologie religieuse. 574.

Peter Friedrich Georg, Prinz von Oldenburg, Poetische Versuche. 702.

Peters, A., Natur und Gottheit. 781.

Pfeiffer, S., Altkunst aus Frankfurt und Sachhausen u. s. w. 237.

Pfeiffer, G., Nikolaus Hermann. Der Kantor von Sanct-Joachimthal. 517.

Piening, Th., Ensch und Enurten ut de Eriantur. 361.

Piraghi, C., Fünf Zeitgedichte. 548.

Poesie, die, des Handels. 223.

Poeten und Musiker. 334.

Pohl, A., Gedichte. 792.

Porsch, G., Der wahre Glaube als Folge denkender Naturbetrachtung. 575.

Preobor, G., Wollenkufelheim. 339.

Pröbke, G. A., Kirchliche Sitten. 400.

Proschko, F. J., Der Jesuit. 569.

Prug, R., Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. 133.

Psalmen David's allgemeinen religiösen Inhalts. Metrisch übersetzt von G. Koller. 177.

Psyche Populär-wissenschaftliche Zeitschrift für die Kenntniss des menschlichen Seelen- und Geisteslebens. Herausgegeben von L. Noad. 577.

Raabe, G. J. W., f. Volksbuch.

Rachel. Eine biographische Novelle von der Verfasserin der „Zwei Schwestern“. 882.

Rabegh, Graf, Denkschriften militärisch-politischen Inhalts. 51.

Rahden, W. Baron von, Miguel Gomez. 902.

Rathlef, R., Die welthistorische Bedeutung der Meere, insbesondere des Mittelmeers. 146.

Raumer, f. Historisches Taschenbuch.

Reckensteinmänner. 238.

Reichenbach, Freih. von, Die Pflanzenwelt in ihrem Verhältniß zur Sensibilität und zum Ode. 583.

Renan, E., Essais de morale et de critique. 851.

Reuter, R., Der 1. April 1856 oder Dufel Jakob und Dufel Jochen. — Blücher in Leterow. 357.

— Kein Hüfing. 357.

Revue germanique, die. 114.

Richter, G., Grundzüge religiös-philosophischer Anschauung in Dante's Paradies nach Philalethes. 82.

Ring, W., Der Geheimrath. 569.

Rittershaus, Emil. 319.

Rochau, A. L. von, Geschichte Frankreichs vom Sturze Napoleon's bis zur Wiederrichtung des Kaiserthums. 853.

Rodenberg, J., Deutsche Antwort auf die welsche Frage. 548.

— Kleine Wanderchronik. 128.

Rogier, L., Les poètes contemporains. Thales Bernard et l'école allemande. 182.

Rohmer, Th., Die Religion Jesu. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von G. Wiedenmann. 423.

Roman, ein realistischer, des vorigen Jahrhunderts. 114.

Rosmann, W., Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation. 231.

Röscher, G. Th., Kritiken und dramaturgische Abhandlungen. 706.

Rückblick auf die literarische Production des Jahres 1858. (Von Hermann Marggraf.) 1.

Rupp, J., Die Grenzboten, der paritätische Staat und die freien Gemeinden. 719.

Rutenberg, Agathe, Rosa. 938.

Sackmann's, J., weiland Pastors zu Limm bei Hannover, plattdeutsche Predigten. Sechste Auflage. 741.

Sagen, die, von Merkin. Herausgegeben und erläutert von San-Marie (A. Schulz). 607.

Sand, George, und die beiden Muffet. 522.

Sanders, D., Programm eines neuen Wörterbuchs der deutschen Sprache. 489.

— Das deutsche Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm, kritisch beleuchtet. 489.

— Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. 492.

Sattiren und Pasquille aus der Reformationszeit, herausgegeben von D. Schade. 249.

Schaefer, J. W., Goethe's Leben. Zweite Auflage. 113.

Scharf, Scharfschneid, G. von, Denkwürdigkeiten eines Royalisten. 957.

Schauenburg, G., Reisen in Centralafrika von Rango Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel. Erster Band. 146.

Schauer, J. L., Ueber die richtige Ableitung und Erklärung des Ortsnamens Jena und der damit verwandten. 22.

Schauspiel, das deutsche bürgerliche. 778.

Schellwien, R., Kritik des Materialismus. 61.

Scherer, F. C., Sprechende Pflanzen. 747.

Scherr, J., Schiller und seine Zeit. 929.

Schertlin von Burtenbach, f. Leben.

Scheuerlin, G., Gedichte. Zweite Sammlung: Heldeblumen. 747.

Schiff, G., Regina oder das Haus Todten-Rein. 230.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von F. Pecht und A. von Hammer. Mit erläuterndem Text von F. Pecht. 834.

Schiller-Kalender. 956.

Schiller-Stiftung, zur. 95. 904.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Zweite wohlfeile Ausgabe. 952.

— angebliche Geschichte von Württemberg. 886.

— Säcularfeier, ausländische Stimmen über dieselbe. 918.

Schindler, G. B., Der Aberglaube des Mittelalters. 561.

— Das magische Geistesleben. 583.

Schlacht von Solferino. 630.

Schlaeger, J. W. F., Wunderbare Schicksale des Martin Spelthoven, eines Kaufmanns aus dem Klevischen, in Emden verstorben, von ihm selbst geschrieben und zur Unterhaltung und Belehrung zeitgemäß bearbeitet. 426.

Schlesier, J. G., Dante. Studien. 32.

Schmid, G., Die Theologie Semler's. 399.

Schmidt, A., Zeitgenössische Geschichten. I u. II. 853.

— J., Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 1789. 45.

— f. Vordaworth.

Schmidt-Weissenfels, Charaktere der deutschen Literatur. 278.

Schneeflocken. Poetisches Jahrbuch aus Russland. Zweiter Winter. 212.

Schnell, R. F., Der organische Unterricht. Erstes Bändchen. 581.

Sagen, die, von Merkin. Herausgegeben und erläutert von San-Marie (A. Schulz). 607.

Sand, George, und die beiden Muffet. 522.

Sanders, D., Programm eines neuen Wörterbuchs der deutschen Sprache. 489.

— Das deutsche Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm, kritisch beleuchtet. 489.

— Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. 492.

Sattiren und Pasquille aus der Reformationszeit, herausgegeben von D. Schade. 249.

Schaefer, J. W., Goethe's Leben. Zweite Auflage. 113.

Scharf, Scharfschneid, G. von, Denkwürdigkeiten eines Royalisten. 957.

Schauenburg, G., Reisen in Centralafrika von Rango Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel. Erster Band. 146.

Schauer, J. L., Ueber die richtige Ableitung und Erklärung des Ortsnamens Jena und der damit verwandten. 22.

Schauspiel, das deutsche bürgerliche. 778.

Schellwien, R., Kritik des Materialismus. 61.

Scherer, F. C., Sprechende Pflanzen. 747.

Scherr, J., Schiller und seine Zeit. 929.

Schertlin von Burtenbach, f. Leben.

Scheuerlin, G., Gedichte. Zweite Sammlung: Heldeblumen. 747.

Schiff, G., Regina oder das Haus Todten-Rein. 230.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von F. Pecht und A. von Hammer. Mit erläuterndem Text von F. Pecht. 834.

Schiller-Kalender. 956.

Schiller-Stiftung, zur. 95. 904.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Zweite wohlfeile Ausgabe. 952.

— angebliche Geschichte von Württemberg. 886.

— Säcularfeier, ausländische Stimmen über dieselbe. 918.

Schindler, G. B., Der Aberglaube des Mittelalters. 561.

— Das magische Geistesleben. 583.

Schlacht von Solferino. 630.

Schlaeger, J. W. F., Wunderbare Schicksale des Martin Spelthoven, eines Kaufmanns aus dem Klevischen, in Emden verstorben, von ihm selbst geschrieben und zur Unterhaltung und Belehrung zeitgemäß bearbeitet. 426.

Schlesier, J. G., Dante. Studien. 32.

Schmid, G., Die Theologie Semler's. 399.

Schmidt, A., Zeitgenössische Geschichten. I u. II. 853.

— J., Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 1789. 45.

— f. Vordaworth.

Schmidt-Weissenfels, Charaktere der deutschen Literatur. 278.

Schneeflocken. Poetisches Jahrbuch aus Russland. Zweiter Winter. 212.

Schnell, R. F., Der organische Unterricht. Erstes Bändchen. 581.

- Schoedler, F., Die Chemie der Gegenwart 1c. Dritte, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 675.
- Schön, W., Mittheilungen aus dem Leben Geistesgeister. 583.
- Schönwerth, F., Aus der Oberpfalz. Zweiter Theil. 252.
- Schriftstellerband, die ökonomischen Verhältnisse desselben. 404.
- Schubert, G. F. von, Erinnerungen aus dem Leben Ihrer königlichen Hoheit Helene Luise, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. 512.
- Parabeln aus dem Buche der sichtbaren Werke. 455.
- Schäding, L., Günther von Schwarzburg. 568.
- Paul Brondhorst oder die neuen Herren. 597.
- Schüller, G., Don Quixote und Falstaff. 661.
- Schulmann, L., Nordbütische Stippströken un Legendchen. Zweite Auflage. 361.
- Schulz-Bobmer, W., Entwaffnung oder Krieg. 585.
- Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. 505.
- Schwarz, R., Predigten aus der Gegenwart. 817.
- W., Still und Bewegt. 129.
- Schwebemeyer, R., Herz und Haupt. 30.
- Schwerdt, H., Aus alter Zeit. } 517.
- Aus neuer Zeit. }
- Daheim ist doch daheim. }
- Schwerin, Franziska Gräfin, Der Stunden Gottesgruß. 781.
- Seinguerlet kein „Jägerle“. 593.
- Semler, Ch., Die Tempelsculpturen aus der Schule des Phidias im Britischen Museum. 477.
- Seydel, R., Schopenhauer's philosophisches System. 316.
- Shakespeare französisch. 187.
- Sharpe's, S., Geschichte Aegyptens von der ältesten Zeit 1c. Deutsch bearbeitet von H. Dolowitz. 601.
- Shylock, ob tragische oder komische Figur. 78.
- Siegfried, A., Hausgärtchen für Kinder Gottes. 455.
- Slevers, J. J., Denkwürdigkeiten, f. Blum.
- Smidt, H., Herr Rentier Rosentipfel und seine beiden Nissen. 339.
- Smitt, F. von, f. Denkwürdigkeiten.
- Sonnenfeld, F. von, Volksgeschichten aus dem Schwarzthubenland. 554.
- Sperlinge, die, des Herrn. Von B. F. 600.
- Spilhagen, F., Auf der Düne. 938.
- Stadtschreiber, des, Christianus Wierstraat Reimchronik der Stadt Rens 1c. Herausgegeben von G. von Groote. 241.
- Stelzer, R., Die Braut der Kirche. 455.
- Steynes, A., Amaranth und Ohismenda oder die Brautsahrt. 430.
- Stern, M. G., Einer Lüge Folgen. 28.
- Sternberg's „Erinnerungen“, ein englisches Urtheil darüber. 610.
- Strudel, Alise, Welt und Haus. 225.
- Stillsfried, Eugenie, Die Tochter Jephtha's. 177.
- Stödt, A., Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. 66.
- Stolar, G., David Spieß, weiland Antistes der Schaffhauserschen Kirche. 326.
- Stolberg-Stolberg, Luise Gräfin zu, Rönigslieber. 745.
- Stolle, F., Der König von Lauharawi. 570.
- Stollersoth, Adelheid von, Rheinische Lieder und Sagen. Vierte Auflage. 238.
- Stradaus, H., Offener Brief an Hrn. Dr. Schwarz in Gotha. 825.
- Struber, B., Einleitung in das Studium der Physik und Elemente der Mechanik. 677.
- Sündenfall, der, und Marienklage. Zwei niederdeutsche Schauspiele aus Handschriften der wolfsbütteler Bibliothek herausgegeben von D. Schönmann. 243.
- Sybel's historische Zeitschrift. 291.
- Taillandier's, St.-Reue, Revue über die deutsche Literatur. 367.
- Taura, G. von, Erzgebirgische Geschichten. 731.
- Die Tochter des Wilddiebes. 570.
- Tefche, W., Fürstin Urfini. Der General Lindner. 227.
- Teut. Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft, herausgegeben von F. J. Kruger. Erster Jahrgang. 182.
- Thünen, A. G. von, Poetisches Alpha. 748.
- Tilly, zur Säcularfeier desselben. 942.
- Toll, f. Bernhardt.
- Trendelenburg, A., Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr von Zedlig. 760.
- Machiavelli und Antimachiavelli. 18.
- Trensch, R., Allen frohen Wanderern. 387.
- Trübner's Katalog der nordamerikanischen Literatur. 407.
- Türk, W. von, Leben und Wirken desselben. Von ihm selbst niedergeschrieben. 383.
- Ummius und Pavater. 667.
- Ungerer, G. A., Adalard und Heloise. 288.
- Varnhagen von Ense, R. A., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Achter Band. 633.
- Venedy, J., Geschichte des deutschen Volks. Dritter Band. 169.
- Verein der Bühnendichter und Componisten in Paris. 111.
- Vilmar, A. F. G., Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Erster Theil. 71.
- Ueber conservative Gesinnung und Lebensrichtung. 71.
- Vischer, F., Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst. 312.
- Voigt, G., Die Wiederbelebung des klassischen Alerthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. 750.
- Vollsbibliothek, norddeutsche, f. Schiff.
- Vollsbuch, allgemeines plattdeutsches. Sammlung von Dichtungen, Sagen u. s. w. Herausgegeben von H. W. F. Raabe. 357.
- Vollsfalenner, plattbütische, für 1858. Herausgegeben von F. Dörr. 361.
- für 1859. 2. Jahrgang. 361.
- Wachenhufen, H., Schmetterlinge. 230.
- Wagner, W., Das Buch vom Feldmarschall Radegky. 536.
- Wernefried, G. W. A., Pilgersahrt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 87.
- Wartenburg, R., Die Väter der Stadt. 339.
- Weber, Beda, Lebens- und Literaturbild. 71.
- Wechselwirkungen zwischen der englischen und deutschen Literatur. 478.
- Wehl, F., Herzensgeschichten. 938.
- Weigelt, G., Die nordfriesischen Inseln vor- mal und jetzt. 731.
- Weise, M., Seideblumen. 747.
- Weiss, G., Der lustige Offenschmied. 288.
- Wendt, A., Jarolash. Erster und zweiter Theil. 731.
- Werder, R., Columbus. 31.
- Wiedemann, Th., Johann Tarmain, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des bairischen Volks. 326.
- Wierstraat, f. Stadtschreiber.
- Wiese, B. von, Schloß und Warrhaus. 129.
- Wilderdmuth, Dittlie, Auguste. 882.
- Willibald, W., Neuere Gedichte. 749.
- Willagen, P. J., Hannibal's Tod. 288.
- Nordlandsdars. 749.
- Willkomm, G., Metere. 938.
- Winterfeldt, Hans Karl von, und der Tag von Mays am 7. September 1757. 109.
- Wohlfarth, J. F. T., Philipp Melancthon. 125.
- Wolf, A., Aus dem Hofleben Maria Theresia's. 374.
- Wolzen, Karoline von, aus dem Nachlaß derselben. 261.
- Wolzen und Neuhaus, R. A. A. Freih. von, Geschichte des Reichsfreiherrlich von Wolzen'schen Geschlechts. 773.
- Wordsworth, für denselben gegen Julian Schmidt. 644.
- Wurm, f. Andenken.
- Zur Beurtheilung des deutschen Wörterbuchs von Jakob und Wilhelm Grimm, zugleich ein Beitrag zur deutschen Etimologie. 489.
- G. F. L., Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage. 491.
- Wüst, W. F., Gedichte in schwäbischer Mundart. 237.
- Zander, F., Die Länhäuserfrage und der Minnesinger Länhäuser. 917.
- Zeitschrift, eine neue französische. 262.
- historische, f. Sybel.
- für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von M. La-

VII

<p>zarus und H. Steintal. Erster Band. Erstes Heft. 833.</p> <p>Zimmermann, R., Die Tempel von Pästum. 721.</p> <p>Zumbroed, F., Poetische Versuche in west- fälischer Mundart. Sechste Auflage. 21.</p>	<p>Zumbroed, F., Neue poetische Versuche u. in westfälischer Mundart. 21.</p> <p>Zur Charakteristik des einheitlichen Zusam- menhangs im Natur- und Geistesleben. 66.</p> <p>Zur Erinnerung an G. F. F. Hoppenstedt,</p>	<p>königlich hannoverschen Geheimen Cabis- netrath, und sein Verhältniß zur Univer- sität Göttingen. 798.</p> <p>Zwei Lieder, Deutschlands Seeren gewidmet im Jahr 1859. 548.</p>
--	--	---

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 1. —

1. Januar 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ein Rückblick auf die literarische Production des Jahres 1858. Von Hermann Warggraff. — Zur Glückseligkeitslehre. Von Adolf Reising. — Kritik des Machiavellismus. Von Julius Frauenstädt. — Dichtungen in westfälischer Mundart. — Nachträgliches zu der Literatur über die jenseitige Secularfeier. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Rückblick auf die literarische Production des Jahres 1858.

Es dürfte nicht un Zweckmäßig und manchem unserer Leser willkommen sein, wenn wir jetzt, bei Beginn des Jahres 1859, also ein Decennium nach einer aufgeregten Periode, von der wir uns auch für Literatur und Kunst die außergewöhnlichsten Folgen versprochen, einen Rückblick auf die literarische Production des letzten Jahres werfen und damit eine Art Zeitfaden durch ihre verworrenen Massen und vielfach verschlungenen labyrinthischen Gänge den Lesern in die Hand geben. Wir glauben, daß eine solche Uebersicht und Gruppierung des Gleichartigen in mehr als einer Hinsicht instructiv sein müsse. Eine solche Literaturschau wird zugleich zu einer Zeitschau, ein solcher Rückblick in die nächste Vergangenheit zugleich zu einem Blick in die nächste Zukunft, indem wir die producirenden Kräfte, über welche die Zeit verfügt, die gegeneinander streitenden Principien, die herrschenden Gewalten der Gegenwart und die normalen und anormalen Verrichtungen der literarischen Production wie des nationalen Geistes überhaupt aus einer solchen Ueberschau am besten und deutlichsten kennen lernen.

Einige Unterstützung bei dieser nicht wenig mühsamen Aufgabe finden wir an dem „Vorwort über Schriftstellerei und Buchhandel“, womit Karl Klüpfel den jüngst erschienenen dritten Nachtrag zu seinem „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen“ (Leipzig, G. Mayer, 1858) eingeleitet hat. Indes werden wir gerade im Gegensatz zu Klüpfel vorzugsweise, außer der Literaturgeschichte und ihren Seitenzweigen und Hülfswissenschaften, die poetische Production berücksichtigen, von deren Gattungen Klüpfel nur dem Roman Beachtung schenkt, weil in diesem zufällig die Fiction mit dem Hausgewand der Prosa bekleidet ist. Man liebt überhaupt heutzutage die Bedeutung des poetischen Schaffens und der poetischen Schöpfungen zu unterschätzen, obgleich doch in ihnen gerade die feinsten geistlichen Säfte

des nationalen Geistes und der Zeitbildung zur Blüte, freilich auch oft zur giftigen Mißblüte gedeihen. Und selbst in ihren oft sehr abscheulichen und schädlichen Ueberbildungen und Ausartungen bleibt die poetische Production in hohem Grade als Kulturmesser und Krankheits-Symptom wichtig, um danach die stiltliche und geistliche Entartung und Verkommenheit einer Zeit beurtheilen zu können. Poetische Werke werden außerdem wahrscheinlich immer an dauernd populärer Wirkung die Werke der Prosa überragen. In Bezug auf ausgebreiteten Einfluß kommen Aristoteles und selbst Plato nicht Homer und Sophokles, Daco nicht Shakespeare, Kant und Schelling nicht Schiller und Goethe gleich. Selbst an sich mehr prosaische Naturen, die sich auf die Literaturgeschichtschreibung warfen, haben dieses populäre Uebergewicht der Poesie dadurch anerkannt, daß sie fast ausschließlich die „poetische“ Nationalliteratur in ihren Literaturgeschichten behandelten. Trotzdem ist es zu beklagen, daß die prosaische Nationalliteratur in Deutschland noch keinen so gründlichen Arbeiter gefunden hat, wie sich die poetische deren so vieler rühmen darf; und es ist dies um so mehr zu beklagen, da diese Gelehrten mit ihrem überwiegend kritischen Geiste und ihrer tendenziösen Richtung meist weit mehr auf die Prosa als auf die Poesie angewiesen zu sein scheinen. Das beweisen auch einige neuere Literaturgeschichten, die, soweit sie zufällig die Prosa betreffen, bei aller Tendenz in scharfsinniger Erörterung zum Theil vorzüglich, soweit sie die Poesie betreffen, schwarzgallig, einseitig und oft im höchsten Grade ungerecht sind. Wenn man wie Gervinus die verhasste poetische Production der Gegenwart dann ganz beiseite liegen läßt, so hat dies Verfahren noch Sinn und Logik; aber weniger ritterlich ist es, sie nur dazu zu benutzen, um mit ihrer Verunglimpfung und Herabsetzung ganze Bände zu füllen, dieses Geschäft zu seinem Weiter zu machen und sich durch das dadurch Erworbene das Leben zu versüßen, während man es andern dadurch verblittert. Wenigstens sollte man dann doch die Artigkeit haben,

zum Schlusse eine Dankadresse an die so ausgebeuteten Dichter folgen zu lassen oder ihnen einen Theil des Honorars, soviel auf jeden nach der mit seiner Verunglimpfung gefüllten Wogenzahl kommen würde, als Schmerzensgelde zuzustellen.

Darum loben wir es an Klüpfel, daß er, der und ebenfalls eine mehr verständig-prosaische als naïv-poetische Natur zu sein scheint, sich darauf beschränkt hat, das Publikum nur auf den verschiedenen Gebieten der Prosa zurecht zu weisen, obgleich er aus demselben Grunde vielleicht am besten gethan hätte, auch den Roman beiseite zu lassen. Von seinem Verhältnis zur Poesie und seiner literarischen Parteilichkeit überhaupt zeugen wol genügend die folgenden Worte:

Daß die Poesie in unsern Tagen keine bedeutenden Leistungen aufzuweisen hat, ist eine bekannte Sache. Die poetische Production hört zwar nicht auf und hat sich in der Quantität gegen früher kaum vermindert, aber von den neuen Gedichtsammlungen wird nur wenig gekauft und gelesen, das, was Absatz findet, sind nur die neuen Auflagen älterer anerkannter Dichter.

Rechnet er Geibel, dessen Gedichte 45, Freiligrath, dessen Gedichte 18, Bruß, dessen Gedichte 4, Julius Hammer, dessen „Schau um dich und Schau in dich“ 8 Auflagen erlebt haben — von andern Gedichtsammlungen, welche 2 oder 3 Auflagen erlebten, nicht zu sprechen — schon zu den „ältern“ Dichtern? Und stehen diesen Erfolgen auf lyrischem Gebiete nicht die Bühnenerfolge von Stücken wie „Uriel Acosta“ und „Jopf und Schwert“, „Der Fechter von Ravenna“, „Die Journalisten“ und „Die Valentine“, „Narciss“, „Die Karlschüler“ und „Graf Effer“ u. s. w. vollkommen ebenbürtig zur Seite? Behauptungen wie die angeführte können bei einem Bücherkenner wie Klüpfel doch nicht aus Unkenntniß herrühren; sie müssen einen Zweck haben, der sich auch, wie wir glauben, leicht errathen läßt. Es ist aber bedenklich, in so absprechender Weise über die Poesie der Gegenwart zu urtheilen, solange man es Goethe nicht vergeben kann, daß er der Uhländ-Schwab'schen Dichterschule einen „religiös-sittlich-poetischen Bettlermantel“ angehängt hat. Daß ferner Klüpfel die humoristische Literatur, auch soweit sie der Prosa angehört, im ganzen sehr fleismütterlich behandelt, versteht sich von einem neuern Literaturgeschichtschreiber — denn etwas von einem solchen ist doch auch Klüpfel — im Grunde von selbst.

Einige Bemerkungen und statistische Angaben des Vorredners werden uns für den Zweck, den wir uns mit gegenwärtiger Betrachtung vorgesetzt haben, von Nutzen sein und verdienen an dieser Stelle angeführt zu werden. Klüpfel bemerkt mit Recht, daß die literarische Production der beiden letzten Jahre wie in frühern Jahren eine Fruchtbarkeit entwickelt habe, welche das Bedürfnis weit übersteige. In andern Gebieten menschlicher Thätigkeit werde die Menge des Erzeugnisses durch die Nachfrage und den Bedarf bestimmt, und ein mißlungenes Product könne sich nicht in die Länge auf dem Markte behaupten. Anders verhalte es sich beim Buchhandel, wo nicht immer der augenblickliche Erfolg über die Bedeutung eines Han-

delartikels entscheide. Für den Kaufmann sei jede Waare gut, deren Absatz gesichert sei, für den Verkäufer von Geisteserzeugnissen aber genüge dieser Gesichtspunkt nicht. Denn wie der Schriftsteller nicht bloß den Beruf habe, den geistigen Ansprüchen seiner Zeitgenossen zu genügen, sondern auch den, neue Bedürfnisse zu schaffen, indem er Gedanken ausbreite, welche besuchend wirken und neue Bahnen des geistigen Lebens eröffnen, so habe auch der Buchhändler die Aufgabe, an der Erziehung des Publikums mitzuwirken und nach der Brauchbarkeit seiner Waare in dieser Richtung zu fragen. Klüpfel fährt dann fort:

Dies ist nicht bloß eine ideale Anforderung, welche mit den kaufmännischen Interessen eines Verlegers im Widerstreit stände, sondern sein Credit hängt davon ab, die Erfüllung dieser Aufgabe muß die Grundlage seiner buchhändlerischen Stellung und Ehre bilden. Die Masse werthloser oder schädlicher Bücher könnte nicht so sehr sich vermehren, wenn die Verleger in ihren Unternehmungen mehr Kritik übten. War manche Erzeugnisse der Literatur verdanken ihr Dasein nicht dem wirklichen Bedürfnis des Publikums oder der geistigen Schöpferkraft ihres Verfassers, sondern der Speculation oder der Urtheilslosigkeit des Verlegers, und versperrten guten Büchern die Bahn.

Klüpfel weist dann weiter auf die Thatsache hin, daß der Absatz oft gar nicht im richtigen Verhältnis zu dem innern Werth der Bücher stehe; nicht sowohl, daß schlechte Waare besonders glänzend abginge, obgleich sich jedoch auch davon Beispiele fänden, als daß das Mittelmäßige den Vorzug erhalte vor dem Ausgezeichneten. Das alles ist sehr richtig. Der Buchhandel ist so sehr schuld an der vielen schlechten und verwerflichen Literatur, daß es vielleicht gerechter und nützlicher wäre, wenn man weniger die Autoren, welche schlechte oder schädliche Bücher produciren, als die Buchhändler, welche sie verlegen und oft dazu anregen, aufs strengste recensiren wollte oder könnte. Freilich würden diese Verleger sehr wahrscheinlich über Beeinträchtigung ihres Gewerbes und zugleich vielleicht wegen Injurien klagbar werden, was der in seinem Gewerbe und in seiner Ehre beeinträchtigte Schriftsteller aus guten Gründen fast nie thut, weil es ihm doch zu nichts helfen würde. Jedenfalls ist es von großem Werth, wenn der Buchhandel, wie dies jetzt mehr und mehr der Fall ist, an seine hohe nationale Aufgabe gemahnt wird. Man muß gänzlich und für alle Zeiten von den Grundfägen zurückzukommen suchen, die noch Kaiser Joseph in Betreff des Buchhandels und Verlags hegte, indem er z. B. in einer am 20. November 1780 ertheilten Resolution sich dahin ausdrückte:

Wer sich Lettern, Farbe, Papier und Presse anschafft, kann drucken, wie Strumpfschneider, und wer gedruckte Bücher sich macht oder einschafft, kann selbe verkaufen; jedoch haben alle den öffentlichen Polizei- und Censurgesetzen genaustens zu unterliegen. Die lächerlichen Atteste und Prüfungen der Gelehrsamkeit, so der Regierangsreferent von demjenigen, wer eine Buchhandlung führen will, fordert, sind ganz absurd. Um aus der Lesung der Bücher einen wahren Nutzen zu ziehen, da braucht es viel Kopf, und würden wenige die Prüfung aushalten, ob ihnen das Lesen wahrhaft nützlich sei. Um aber Bücher zu verkaufen, braucht man keine mehrere Kenntniß, als um Käse zu verkaufen, nämlich ein jeder muß sich die Gattung von Büchern oder von Käse zeitlich einschaffen, die am meisten gesucht werden, und das Verlangen des Publikums durch Preise reizen und nützen.

Gerade diese halbhumoristischen Anschauungen scheinen aber vielen Buchhändlern nur zu sehr eingeleuchtet und ihnen zur Richtschnur gebient zu haben.

Klüpfel spricht weiterhin sein Bedauern darüber aus, daß es blüht an statistischen Nachweisungen über den Absatz der verschiedenen schriftstellerischen Erzeugnisse nach Literaturzweigen, Ländern und Lebenskreisen fehle, und versucht nun, einige Beiträge zur Statistik des Buchhandels zu geben, soweit sie ihm durch eigene Beobachtung und durch Mittheilung befreundeter Buchhändler möglich seien. Was den literarischen Verkehr Deutschlands betreffe, so gelte als ausgemacht, daß in Norddeutschland viel mehr Bücher geschrieben und gekauft würden als in Süddeutschland; besonders Sachsen (die sächsischen Herzogthümer wol mit inbegriffen) und die Mark seien wol am Schreib- und kaufstüchtigsten. Sicherlich verdient die Erscheinung beachtet zu werden, daß die Verfasser von Ritter- und Räuberromanen fast ausschließlich Norddeutsche, zum größten Theile aber in den sächsischen Landen geboren oder ansässig waren. Erst in neuerer Zeit scheint Wien, das sich freilich immer im Guten wie im Bösen verspätet, auf diesem Gebiete mit Norddeutschland, nachdem diese Gattung literarischer Production hier schon bei weitem nachgelassen hat, in Concurrenz treten zu wollen. Außer den genannten Landstrichen, heiße es in der Klüpfel'schen Vorrede weiter, sei das in geistigem Interesse gerade nicht vorantretende Oesterreich ein von den Buchhändlern besonders berücksichtigtes und geschäftes Absatzgebiet, während auffallenderweise das benachbarte Baiern für den schlechtesten Büchermarkt gelte. Schon günstiger als in Baiern stelle sich die Sache in Württemberg; Stuttgart sei ein Hauptplatz für die literarische Production, weniger freilich für den Absatz. Das umgekehrte Verhältniß finde in Baden und der Rheinpfalz statt, wo schon der allgemeine Wohlstand des Volks dem Büchertausen günstig sei, während die Productionslust zurückträte. Vom Jahre 1831 sei der Buchhandel im Wachsen gewesen bis zum Jahre 1846, dann sei Infolge der Theuerung und noch mehr der politischen Ereignisse im Jahre 1848 eine Abnahme eingetreten, die sich aber mit der hergestellten Ruhe allmählich wieder ausgeglichen habe. Besonders auffällig zeige sich die Zunahme der Buchhandlungen in Berlin, Leipzig und Stuttgart; Berlin habe 1831 nur 80, im Jahre 1855 dagegen 195, Leipzig 1831 79, 1855 156 und Stuttgart 1831 17, 1855 dagegen 55 Buchhandlungen gehabt. Leider nehme gerade der Absatz von Büchern wissenschaftlichen Inhalts in neuerer Zeit ab, da die schmalen Besoldungen der Universitätslehrer, Lehrer, Geistlichen und Aerzte nicht mehr zureichten, um neben den sich fortwährend steigenden Ausgaben für die täglichen Bedürfnisse einen Bücheretat zu erübrigen. Doch hängt dies vielleicht auch mit der Abnahme höhern wissenschaftlichen Strebens in diesen Kreisen zusammen, wie ja auch unter den Studirenden, nach der Versicherung vieler Universitätslehrer, diese Abnahme sich bemerkbar macht, indem die meisten sich darauf beschränken, genau nur die Kenntnisse zu erwerben, die für das Brodstudium nöthig und

zum Zweck der Prüfungen gefeßlich vorgeschrieben sind. Daher auch wol der von Klüpfel beklagte Umstand, daß die frühern Literaturzeitungen, die sich gründlicher, mit Auszügen verbundener Beurtheilungen rein wissenschaftlicher Werke befaßten, eine nach der andern verschwunden sind, weil ihnen keine genügende Theilnahme mehr entgegenkam. Klüpfel fährt fort:

Dieses unnatürliche Verhältniß ist um so mehr zu bedauern, als mit der größern Einnahme in den höhern Kreisen der Gesellschaft keineswegs der Aufwand für Bücher verhältnißmäßig steigt, indem der Luxus in andern Dingen das Bücherbudget auf eine unglaublich kleine Summe herabdrückt. Während in England und theilweise auch in Frankreich auf den Familiensitzen des Adels eine Bibliothek zur Ausstattung des Hauses gehört und es auch bei deutschen Familien der adelichen und bürgerlichen Aristokratie früher Sitte war, eine Büchersammlung zu halten, so ist es jetzt eine große Seltenheit geworden, daß in einem Hause alljährlich eine bestimmte Summe für Bücher verwendet wird. Zu dem allgemeinen Gebrauch der Familie wird etwa außer den Schul- und Kinderbüchern noch eine Ausgabe von Schiller und Goethe, ein Conversations-Lexikon, eine Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung und, wenn's hoch kommt, eine Weltgeschichte angeschafft. In dieser Beschränkung geht die Literatur wol auch in die Kreise des städtischen Handwerkerstandes herab. An die Stelle der Familienbibliothek tritt die Theilnahme an einer Lesegesellschaft, das Abonnement bei einer Leihbibliothek, und diese Institute sind es, auf welche der Verleger von Werken für die Unterhaltung vorzugsweise zu rechnen hat. Der größere Theil des Etats der Lesegesellschaften wird in der Regel für Zeitschriften verwendet, für Bücher bleibt nur ein kleiner Theil übrig.

Da wir auf Klüpfel's „Wegweiser“ und die Nachträge dazu später nicht weiter zu sprechen kommen werden, so wollen wir gleich hier noch bemerken, daß dieser Reiseführer durch die deutsche Prosaliteratur, dessen Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit eine Thatsache ist, zu jenen Werken gehört, wie sie nur deutscher Sammeltrieb zu Stande bringen kann. Der Verfasser versichert, den größern Theil der von ihm beurtheilten Bücher aus eigener Ansicht zu kennen, was bei der enormen Menge dieser Bücher und Schriften einen wahrhaften Riesenneß voraussetzen läßt. Unmöglich aber konnte er alle lesen, und er hat sich daher bei vielen auf fremdes Urtheil stützen müssen; namentlich nennt er das Jarncke'sche „Literarische Centralblatt“ als die Quelle, die er vorzugsweise benützt habe, wenn ihm die Autopsie eines Buchs fehlte. Seine eigenen Urtheile lassen sich, wie wir glauben, an einem gewissen Geiste der Mäßigung erkennen, der auch am allerwenigsten da fehlen darf, wo über ein Buch in nur wenigen Zeilen abgeurtheilt wird. Tadel erfordert mehr noch als Lob einer eingehenden Motivierung, weil er sonst leicht den Charakter der Gehässigkeit erhält und doppelt verlegend wirkt. Zu den schroffsten und absprechendsten Urtheilen gehört das über Gottschall's Literaturgeschichte, die doch gewiß ihre Verdienste hat, welche selbst von einem Gegner seiner Richtung nicht so gänzlich übersehen werden durften, wie hier geschieht. Auch unsere Zeitschrift hat sich über eine solche Kürze des Urtheils zu beklagen, indem von ihr rundweg behauptet wird, daß sie sich nur auf Unterhaltungsliteratur beschränke. Man möchte danach fast

glauben, daß Klüpfel unsere Blätter nur oberflächlich kennt. Es ist richtig, daß die „Blätter für literarische Unterhaltung“ über diejenigen Schriften, welche man zur Unterhaltungsliteratur zu rechnen pflegt (obgleich doch eigentlich nur die Erzählliteratur, nicht aber die höhern Gattungen der Poesie, auch nicht Reisen, Biographien u. s. w. in diese Kategorie fallen), ausführlichere und vollständiger Rundschau bringt, als irgendein anderes kritisches Blatt; wenn sich aber Klüpfel die Mühe geben wollte, den ersten besten Jahrgang derselben zu durchblättern, so würde er sich sehr bald überzeugen, daß Naturwissenschaften, Geschichte (insoweit sie nicht auf bloß gelehrte Specialforschung hinausläuft), Sagen- und Literaturgeschichte, auch die ältere deutsche, Culturgeschichte, Physiologie, Psychologie, Anthropologie, Ethnographie, Staatswirthschaftslehre, selbst Theologie, soweit sie in die allgemeine Bewegung auf kirchlich-religiösem Gebiete eingreift, von d. Bl. keineswegs ausgeschlossen sind, daß vielmehr die diesen Disciplinen angehörenden Hauptwerke oft in so eingehender Weise besprochen werden, daß sie nicht jedem „unterhaltend“ dünken mag. Ja, über gewisse wissenschaftliche Disciplinen liefern unsere Blätter so vollständige und übersichtliche Referate, wie sicherlich kein anderes Journal. Wir sagen dies nicht, um unsere Blätter vor dem Publikum herauszuheben, was sie auch unsern Lesern gegenüber kaum bedürfen, sondern um den Verfasser des „Wegweisers“ künftig zu größerer Vorsicht in seinen Urtheilen aufzufordern. Auch über die von dem Schreiber dieses aus des Dichters Briefen und Tagebüchern zusammengestellte Biographie Ernst Schulze's finden wir im „Wegweiser“ eine Bemerkung, welche der Berichtigung bedarf. Klüpfel sagt darüber:

Sehr interessante Mittheilungen aus dem innern Leben des Dichters, die aber im ganzen den betrübenden Eindruck machen, daß das, was man als tragisches Geschick anzusehen pflegte, im Grunde selbstverschuldete Verlehrtheit und Triviolität ist. Der Herausgeber scheint nicht zu wissen, daß die Besizerin der Briefe, die er nach den im Nachlasse Schulze's vorgefundenen Copien benutzte, noch lebt und wol sehr überrascht sein wird, daß das, was sie als leidenschaftliche Ergüsse eines tiefbewegten Herzens hingenommen und für ein zwischen dem Verfasser und ihr bestehendes Geheimniß bewahrt hat, von ihm selbst als berechnete künstlerische Schöpfung angesehen wurde, die er als literarische Erzeugnisse für die Nachwelt durch Copien sichern zu müssen glaubte.

Es wäre merkwürdig, wenn wir als Herausgeber der Biographie nicht gewußt haben sollten, daß die Besizerin der Originalien dieser Briefe noch lebt; was aber die Copien betrifft, so erhielten wir diese durch Schulze's Schwester, die noch im Kloster Wienhausen lebende Frau Superintendentin Hornbostel, sicherlich nicht ohne vorangegangene Verständigung zwischen ihr und der Besizerin der Originalien. Die Behauptung Klüpfel's, daß Ernst Schulze selbst seine Briefe an Adelheid Typhsen als „berechnete künstlerische Schöpfung“ angesehen habe, wollen wir hier auf sich beruhen lassen, obgleich sie uns sehr wenig begründet zu sein scheint.

Indem wir nun darangehen wollen, von unserem Standpunkt eine gedrängte Uebersicht der leztjährigen literarischen Erzeugnisse zu geben, finden wir nicht über-

flüssig zu bemerken, daß wir keineswegs ausschließlich solche Werke und Schriften berücksichtigen werden, die auf dem Titel zufällig die Jahreszahl 1858 tragen. Da uns jedoch die Masse dieser Erscheinungen nöthigt, und doch in gewisse Grenzen einzuschränken, gedenken wir vorzugsweise nur diejenigen Publicationen zu berücksichtigen, welche im Jahrgang 1858 d. Bl. entweder im Text besprochen oder doch in der Bibliographie ausgeführt und dabei in einer oder der andern Hinsicht bedeutend oder für ihre Gattung charakteristisch sind oder von namhaften Autoren herrühren. Auf vollständige Nomenclatur müssen wir überhaupt aus verschiedenen Gründen von vornherein verzichten.

Von Klüpfel's oben erwähntem „Wegweiser“ ist der bequemste und nächste Uebergang zur Literaturgeschichte. Was die allgemeinen Geschichten der deutschen Nationalliteratur betrifft, so fällt hier zunächst ihre tendenziöse Richtung auf, wovon zunächst Robert Stein und andere Verfasser von Werken, die mehr Compendien sind, freisprechen sein mögen; auch trifft dieser Vorwurf wenig oder gar nicht die Literaturhistoriker Wackernagel, Gohlebius, Hillebrandt, der vielleicht nur zu kritisch in das Detail der von ihm beurtheilten Schriften und Schriftsteller eingeht, und Th. Mundt, der wol auch wie jeder seine Sympathien und Antipathien hat, aber in seiner alle europäischen Literaturen umfassenden „Geschichte der Gegenwart“ in humaner Weise die einzelnen Dichter und Schriftsteller aus ihrem eigenthümlichen Wesen herauszuerklären sucht. Dagegen W. Menzel, K. Barthel, M. Brühl (dieser vom katholischen Standpunkt), Wilmar, Julian Schmidt, Gottschall, selbst Gervinus, der noch von allen das allgemeinste wissenschaftlich gebildete Publikum hat, haben ihre Tendenzen, und jede religiöse oder politische Partei faßt oder liest die Literaturgeschichte, die ihrer Richtung am meisten zusagt. Vielleicht kann man nach der Menge der Auslagen, die jede erlebte, die Stärke und den Umfang der verschiedenen Partien einigermaßen ermessen. Diese Tendenzen spiegeln sich nicht bloß in dem Verhalten der verschiedenen Literaturhistoriker gegenüber der Literatur der Gegenwart, die von dem einen verächtlich ignoriert, von dem andern zu Fleischstückchen zerhackt, von dem dritten als die bisherige höchste Entwicklung unserer Nationalliteratur gefeiert wird, sondern selbst in der Behandlung älterer Perioden. Der eine verkümmert und verstümmelt und Goethe's, der andere Schiller's Bild; der eine erkennt in Lessing den großen Apostel modern humaner Bildung, der andere verwirft ihn als unchristlich; der eine läßt überall seine demokratischen, der andere seine constitutionellen oder ultraconservativen Tendenzen durchblicken. Dabei herrscht die größte Verwirrung; die Baladine des „gesunden Menschenverstandes“ und der bürgerlichen Sittlichkeit heben trotz dieser Sittlichkeit den zwar genialen aber frivolen und mit der Sittlichkeit seinen Spas treibenden Heinrich Heine aufs Schild und berufen sich auf seine Aussprüche wie auf die Sprüche des heiligen Evangeliums; die Gegner der Bourgeoisie moral und des Philisterrthums wollen doch wieder nicht von den Roman-

stern wissen, die doch in dieser Beziehung den allerfreiesten und vorurtheilslosesten Standpunkt einnahmen und die (z. B. Alet, Eichendorff, Achim von Arnim, Brentano, Hoffmann u. s. w.) einen fortdauernden Krieg gegen alle Arten der Philisterei führten. Diese Literaturgeschichten haben meist ihre sehr großen Verdienste; keine andere Nation besitzt solche von gleichem Werth, aber in Folge ihrer subjectiven Färbung erhält man durch sie kein ungefärbtes Bild unserer Literatur, so reich sie auch an sinnreichen Combinationen, wie namentlich die Gervinussche, an vortrefflichen Charakteristiken einzelner Autoren und an ausgezeichneten Analysen einzelner Werke sein mögen. Robert Wrag hat in Nr. 50 des „Deutschen Museum“ ein bedeutsames Wort über die moderne Literaturgeschichtsschreibung gesprochen, und vollständig stimmen wir der Bemerkung bei, mit der er seinen ersten Artikel schließt:

Diese ewig vermischten Atome von Licht und Schatten, von Wahrheit und Irrthum zu sondern, ist denn also die nächste und dringendste Aufgabe des Historikers überhaupt, so auch des Literaturhistorikers unserer Tage, und er wird sie nur erfüllen können, indem er weder ausschließlich zur einen noch zur andern Seite, weder zu den Idealisten noch zu den Realisten, weder zu den abstracten Lobrednern noch zu den ebenso abstracten Verdächtern unserer Literatur schwört, sondern, gestützt auf ein höheres Princip, in welchem jene Gegensätze selbst aufgehen, streng den Weg der Mitte innehält, der ihm die freie Aussicht nach rechts wie nach links gestattet. Diese Art der Auffassung, wir wiederholen es, hat wenig Bistantes und Glänzendes, und wer sich entschließt, sie zur seinen zu machen, der muß auch von vornherein auf das laute Weisallogeschrei der Menge verzichten. Da er muß sich vielleicht gefallen lassen, daß man seine Darstellung farblos und langweilig schilt; — ihm wird dann immer noch der Trost bleiben, durch seine farblose und langweilige Darstellung mehr zur wirklichen Aufklärung des Publikums und damit auch zur endlichen Lösung der uns gestellten Aufgaben beigetragen zu haben als jene bistanten und glänzenden Schriftsteller, die durch ihre farbreichen, aber einseitigen und unwahren Ausprüche die öffentliche Meinung nur immer mehr verwirren und den Tag der endlichen Genesung nur immer weiter hinauschieben.

Die Frage ist freilich die, ob bereits in unserer Zeit, die so überaus reich ist an sich gegenseitig beschreibenden politischen, religiösen, socialen und literarischen Gegensätzen, unsere letzte und glänzendste Literaturperiode von Herder, Goethe und Schiller an bis jetzt mit derselben Objectivität behandelt werden kann als die frühere. Namentlich wird es für den Literaturhistoriker immer eine höchst schwierige Aufgabe bleiben, durch seine Prädispositionen für den einen oder den andern unserer sogenannten classischen Schriftsteller wie durch die persönlichen Beziehungen zwischen Herder, Schiller und Goethe hindurch den richtigen Weg zu finden und in der Aufdeckung ihrer Verirrungen und Gebrechen, die doch nicht ungerügt bleiben können, weil gerade die Fehler großer Männer die verführerischsten und somit schädlichsten sind, wie in der Darstellung ihrer so strahlenden Vorzüge und Tugenden, in denen sie uns ewige Vorbilder sein sollen, mit sicherem Takt ein anständiges Maß zu halten; ferner den Talenten und Bestrebungen der jetzt so allgemein unterschätzten Romantiker, die sicherlich in ihrer Gesamtheit als ein höchst merkwürdiges, wenn auch vielfach bloßen Lichtnebel ausströmendes Sternbild am Horizont der deutschen Literatur glänzten, in jeder Hinsicht, im Gu-

ten wie im Bösen gerecht zu werden; endlich in den effectischen Leistungen der Modernen das Bleibende vom Vergänglichen, das Wahre vom Unwahren, die Frucht von der Spure, die lebensvollen Reime von den in sich todteten zu sondern.

Den ältern Perioden unserer Literatur wurden auch in letzter Zeit die erfolgreichsten Studien gewidmet. Dem vortrefflichen Werke Wadernagel's über das deutsche Kirchenlied folgte die „Deutsche Ständharfe“ von Simrock, der auch eine Schrift über die Nibelungenstrophe und vom „Heliand“ (neben Köne und Georg Kapp) eine treffliche Bearbeitung herausgab. Kennendwerth sind ferner, außer dem „Heldenbuch“ von dem verstorbenen F. H. von der Hagen, der als eigentlicher Begründer dieser Studien doch immer besondere Beachtung verdient, die Arbeiten von J. Keller über Otfried von Weissenburg, von M. Haupt über Nidhart von Reuenthal, von R. Hase über das geistliche Schauspiel, von Schröder über die deutschen Weihnachtsspiele in Ungarn, von H. Wischhoff über Sebastian Brant, von F. Streblke über Martin Opitz, über den auch Hoffmann von Fallersleben eine bibliographische Schrift als „Vorläufer und Probe der Bücherkunde der deutschen Dichtkunst bis zum Jahre 1700“ veröffentlicht. Weiter von Kaiseröberg's Schriften erschienen in neuer Auswahl, herausgegeben von Braun, und D. Schade sammelte Sagen aus der Reformationszeit. Hier schließen wir gleich die deutsche Sagenforschung mit an. Hansen brachte friesische, Pröbde unterharzische, Schmitz eiser, F. Müller siebenbürgische, Beckstein thüringer, Enßlin frankfurter Sagen, Rothholz Sagen aus dem Hargau und Greif, von Leoprechting Sagen aus dem Lechraim. Faltrich sammelte deutsche Volksmärchen. Auch W. Schäfer's Schrift: „Deutsche Städtewahrzeichen“, enthält interessante Beiträge zur deutschen Sagen Geschichte.

Den reichlichsten Zuwachs erhielt auch diesmal die unsere neoclassische Periode betreffende Literatur, und namentlich war die Goethe-Schiller-Literatur fortwährend im Anschwellen. Man wendet diesen beiden Männern ein Studium zu, wie sonst nur den classischen Autoren des Alterthums. Besonders studirt man an Goethe herum, dessen Leben und Schriften allerdings auch viel mehr Geheimnisse und Räthsel enthalten, als das Leben und Wirken Schiller's, die viel klarer und unzweideutiger dem Blicke vorliegen. Daß von J. Frese trefflich übersetzt und auch in einer wohlfeilen englischen Ausgabe in Deutschland erschienene Werk über Goethe von dem Engländer G. F. Lewes ist so vielfach und ausführlich in d. Bl. besprochen worden, daß wir es hier nur einfach zu nennen brauchen. Die schon früher angeregte und von Lewes wie auch gleichzeitig von Goedeke und Dünker zu Ungunsten Bettina's entschiedene Frage, inwiefern diese mit ihren Briefen das Publikum mystificirt und die bekannten Goethe'schen Sonette willkürlich und ungerechtfertigterweise auf sich bezogen habe, führte zu einer Polemik, indem namentlich H. Siegfried in einer nicht sehr glücklich stilisirten Epistel an Lewes für Bettina's Ansprüche in die Schranken trat. In einem bei

weitem taktvoller und gründlicher gearbeiteten Plaidoyer hat sich dann weiter noch A. Boden (in Nr. 30 des „Frankfurter Museum“) Bettina's angenommen, worauf wir hiermit einfach verweisen wollen. Wenn man übrigens verlangt hat, daß Bettina selbst mit einer runden und bestimmten Erklärung hervortreten solle und dieses Verlangen, weil es gegen eine Frau gerichtet sei, als ein größliches und plumpest bezeichnet worden ist, so wollen wir dagegen einfach bemerken, daß einer Frau gegenüber, welche öffentlich und namentlich mit solchen Ansprüchen auftritt, die Galanterie ihre Grenzen hat, wenn es sich vor dem literarischen Gericht um Feststellung der Wahrheit handelt. Neben dem Lessing'schen Werke behält auch J. W. Schaefer's, des Verfassers einer „Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts“, in zweiter vermehrter und revidirter Auflage erschienene und durch kritische Genauigkeit sich auszeichnende Biographie Goethe's ihren vollen Werth, und ebenso neben beiden Werken die vortreffliche, in gedrängter Vollständigkeit auftretende Monographie über Goethe, welche R. Goedeke seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ einverleibt hat. Oldenberg verfaßte eine Schrift über Goethe's pädagogische Grundsätze, Kneßke behandelte Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt, der Holländer Dosterzee erörterte in einer von Lange übersetzten Vorlesung Goethe's Stellung zum Christenthum, R. Zügel gab in seinem „Puppenhaus“ neue Aufschlüsse über Lilli und ihr Verhältniß zu Goethe und Th. Bergl commentirte in einer Schrift acht Goethe'sche Lieder, die er theils neu entdeckte, theils zum ersten mal für Goethe in Anspruch nimmt. Was Schiller betrifft, so wird sein Leben in einem umfangreichen Werke von Palleske behandelt, das als Bandant zu Lessing's Leben Goethe's zu betrachten und von dem der erste Band erschienen ist. Wir werden darüber nach dem bald zu erwartenden Erscheinen des zweiten Bandes ausführlicher berichten. Karl August's Briefwechsel mit Schiller wurde von Emilie von Gleichen-Rußwurm veröffentlicht, Runo Fischer beleuchtete Schiller's Philosophie und seine in Dramen und Gedichten enthaltenen Selbstbekenntnisse und Gerlinger die griechischen Elemente in der „Braut von Messina“. Viele interessante und zum Theil neue Mittheilungen in Betreff Goethe's und Schiller's enthalten Diezmann's „Goethe-Schiller-Museum“ und „Weimar-Album“, während A. Clemens in einer geistreichen Schrift Schiller in seinem Verhältniß zu Goethe und zur Gegenwart betrachtete. Auch ist hier die „Schiller-Galerie“ zu nennen, welche durch Bild und Text (letzterer von einem der Zeichner, dem geistvollen F. Peht) die Hauptcharaktere aus Schiller's Werken zur Veranschaulichung bringt. Zwei andere Klassiker, Lessing und Wieland, sind, jener von A. Stahr in einem selbständigen Werke, dieser von J. W. Vorbell im zweiten Bande seines wie es scheint weit angelegten Werks „Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstock bis zu Goethe's Tode“ ausführlich behandelt worden. Beide Werke werden seinerzeit eine gründlichere Besprechung in d. Bl. nöthig machen. Lessing, dieser seltene Mann, dessen Bestrebungen und

Tendenzen mit den Richtungen unserer Zeit an vielen Punkten so genau zusammenfallen, daß man ihn recht eigentlich als unsern literarischen Gesetzgeber betrachten darf, hat eine so ausführliche Behandlung, wie ihm A. Stahr angedeihen ließ, schon längst verdient, und auch Vorbell wird man es Dank wissen, daß er unserer Generation wieder ins Gedächtniß bringt, was Wieland für seine Zeit war. Die Schrift von G. Kindel: „Die classische Periode unserer Nationalliteratur“, erwähnen wir nur als einen Versuch, die Forschungen gelehrter Literaturhistoriker in eine populäre Tonart zu übertragen; der Verfasser ist derselbe, welcher auch R. Barthel's Nachlaßwerk: „Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter“ bearbeitete. Ueber Gleim, diesen verdienstvollen Protector der deutschen Muse, veröffentlichte H. Pröhle, der Verfasser einer dankenswerthen Biographie Bürger's, eine kleine Schrift „Gleim auf der Schule“ und andere werthvolle Mittheilungen in „Westermann's Illustrierten Monatsheften“, und Hölty's „Gedichte“ erschienen in neuer vollständiger Ausgabe mit biographischer Einleitung, herausgegeben von F. Voigts. Ein anderer älterer Schriftsteller, der wackere Matthias Claudius, der in seinen Schriften eigentlich unter den Deutschen zuerst einen echt humoristischen und dabei echt volksthümlichen Ton anschlug, fand seinen Biographen an W. Herbst, dessen Lebensbild „Matthias Claudius, der Wandsbeker Bote“ eine zweite neu bearbeitete Auflage erlebte, und der „Barde“ Kreisemann seinen Biographen an Knothe. Die neue vollständige Ausgabe von Theodor Körner's sämtlichen Werken, welche A. Wolff besorgte, enthält dankenswerthe Mittheilungen über den Appellationsrath Körner, das Körner'sche Haus und Theodor Körner selbst und außerdem eine ziemlich ansehnliche Anzahl bisher nicht gedruckter Briefe zwischen Vater und Sohn. Reichen Literaturstoff enthalten auch Dünker's letzte Veröffentlichungen aus Ludwig von Knebel's Briefnachlaß, und zur Kenntniß des Jean Paul'schen Gemüths, weniger seines äußern Lebens und seines literarischen Wirkens, tragen Jean Paul's von Täglichsbeck herausgegebene „Briefe an eine Jugendfreundin“ wesentlich bei. Wir erwähnen hier noch Robertson's „Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik“, die Fortsetzung der nun ihrer Vollendung rasch entgegenstehenden, in vielen Beziehungen trefflichen „Geschichte der deutschen Literatur“ von Heinrich Kurz, W. Menzel's „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ und die eben sowol in literatur- als culturgeschichtlicher Hinsicht interessante Schrift J. W. Appell's über die Ritter- und Räuberromantik. Auch diese rohen und cynischen Elemente verdienen Beachtung, wenn es zu einer wirklich sittengeschichtlichen Begründung der Literaturgeschichte kommen soll. Einzelne mitlebende Dichter und Autoren findet man in Schmidt-Weissenfeld's zweibändiger Schrift: „Charaktere der deutschen Literatur“, darunter Julian Schmidt, Friedrich Schalm, Auerbach, A. Meißner, Gustow u. s. w. in theils scharfen, theils leichten Umrissen dargestellt. Endlich ist hier die Skizze von G. Liebert über Wieland als eine liebevoll in die Eigenenthümlichkeiten des Dichters eingehende Arbeit zu nennen,

ganz vorzüglich aber Klüpfel's biographisches und literarhistorisches Werk über G. Schwab, das zugleich um diese Persönlichkeit eine große Anzahl oft genannter oder interessanter Persönlichkeiten und Zeit- und Streitfragen gruppiert.

In unserer der Theorie wenig geneigten Zeit wird die Aesthetik als selbstständige Wissenschaft mit nicht sehr großem Eifer angebaut und was darin geleistet wird, scheint meist keinen sehr großen Anklang im Publikum zu finden. Dies ist auch wol der Grund, weshalb A. Zeising's zum Theil scharfsinnige und neue Forschungen auf diesem Gebiete nicht die verdiente Beachtung und Würdigung gefunden zu haben scheinen, zumal da er sich zum Theil gegen Vischer wendet, der den meisten als eine unantastbare Autorität auf diesem Felde gilt und erst noch jüngst mit einer Schrift „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst“ aufgetreten ist. Wenn wir noch L. Gerdard's Schrift über „Die theistische Begründung der Aesthetik im Gegensatz zur pantheistischen“ und R. Zimmermann's „Geschichte der Aesthetik als philosophische Wissenschaft“ nennen, so glauben wir so ziemlich alles genannt zu haben, was in neuester Zeit auf diesem Gebiet, in das auch Gottschall's, ganz dem Standpunkt der Modernität huldigende „Poetik“ vielfach einschlägt, Hervorragendes geleistet worden ist. Indes verdient erwähnt zu werden, daß sich eine neue Aesthetik von M. Gattiery unter der Presse befindet, aus welcher im „Morgenblatt“ bereits einige Abschnitte veröffentlicht wurden. Auch die Theorie der bildenden Künste wird jetzt wenig in selbstständigen Werken angebaut; um so lieber knüpft sie sich an die Betrachtung einzelner Kunstwerke oder zieht sich durch ganze kunstgeschichtliche Darstellungen hindurch, wie durch A. Hagen's verdienstvolles Werk „Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert“ und durch A. Springer's „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert“. Auch auf diesem Gebiete herrscht übrigens viel subjectiver Einseitigkeit und Verwirrung der Begriffe; die auch in der Literatur täglich zu hörende Parole und Gegenparole „Idealismus“ und „Realismus“ klingt allerorten wider und gewisse Stichworte (vgl. der „Deutschen Kunstbriefe“ von A. Helfferich erstes Heft: „Das Kunststichwort“) summen in jedermanns Ohren. Wir nennen noch auf diesem Gebiete Wilhelm Stier's von gesunder und zugleich echt dichterischer Kunstanschauung zeugende „Hesperische Blätter“, aus seinem Nachlaß herausgegeben. E. Guhl's Schrift „Die Frauen in der Kunstgeschichte“ und R. Schlüter's Reise- und „Aus und über Italien“, das sich vorzugsweise mit Kunst und Kunstwerken beschäftigt. Einen interessanten Specialbeitrag zur deutschen Kunstgeschichte lieferte Geyser in seiner „Geschichte der Malerei in Leipzig“. Auf dem Gebiete der musikalischen Aesthetik nehmen die Kämpfe zwischen den Orthodoxen und den „Zukunftsmusikern“, deren Richtung namentlich F. Brendel in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik“ vertritt, ihren Fortgang, doch meist nur in kleinen Schriften, von denen wir G. Sobolewski's „Dyer, nicht Drama“ und Bronsart's „Musikalische Pflichten“ nennen. W. Niehl's gern gelesene größere Schrift „Musikalische Charaktertypen“ erlebte eine zweite verbesserte Auflage.

Ein jetzt mit besonderer Liebe angebautes Feld ist das der Biographik. Mehrere hierher einschlagende Werke oder einleitende biographische Skizzen über Goethe, Schiller, Lessing, Claudius, Bürger, Kreischmann, Hölty, Körner, Schwab u. s. w. haben wir, insofern sie Notabilitäten der Literatur betreffen, schon oben genannt. Damit ist aber dieses Feld noch lange nicht erschöpft; wir haben noch die meisterhaften Werke von Strauß über Ulrich von Hutten und Nicodemus Freischlin, Stinzing's namentlich auch in culturgeschichtlicher Hinsicht interessante Biographie des Rechtsgelehrten Ulrich Zasius, Spieker's Biographie des Theologen Andreas Musculus und die des geistlichen Liederdichters Johann Heermann von Vedderhose zu nennen. Nachdem Christophander mit einer ausgezeichneten Biographie und Charakteristik Fändel's vorangegangen, lieferte D. Jahn eine vortreffliche Biographie Mozart's, Marx den ersten Band eines Werks über Beethoven, L. Vischoff eine Uebersetzung der Schrift Alibischi's über Beethoven, und Wastielewski eine Lebensbeschreibung R. Schumann's. Das Leben und Kunsttreiben des Bildhauers Schwanthaler behandelte der Münchener F. K. Trautmann mehr novellistisch und unterhaltend in seiner Schrift „Ludwig Schwanthaler's Reliquien“, die auch mit nachgelassenen Gedichten des Künstlers und Holzschnitten nach seinen phantasiereichen Gelegenheitszeichnungen ausgestattet ist. Das Leben eines Schauspielers, eines Schülers von Island, des in Berlin verstorbenen K. Wauer, wurde von W. Mai beschrieben. G. Forster's Biographie von H. Kornig erlebte eine zweite vermehrte Auflage, über F. Kortüm lieferte Freih. von Reichlin-Meldegge eine Monographie und Genß' Charakter, Leben und Wirken wurde von E. Schmidt-Weissenfeld, der schon früher eine Schrift über die Rachel herausgab, in einem zweibändigen Werke behandelt. An Selbstbiographien und memoirenartigen Schriften war kein Mangel. Erinnerungen aus seinem vielbewegten Leben verarbeitete Arndt in seiner bereits in zweiter Auflage erschienenen, zeitgeschichtlich interessanten Schrift: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein“, G. Giers gab einen sehr wichtigen Beitrag zur Kenntniß der neuern Zeitbewegungen in seinem mehrbändigen Werke „Meine Wanderung durchs Leben“, A. von Sternberg reichte in seinen grazios geschrieben „Erinnerungsblättern“ eine Reihe pikanter Mittheilungen über Personen und Zustände aneinander, Julie Burow beschenkte ihre Freunde mit ihrer Selbstbiographie und selbst Wauerle behelligte das Publikum mit „Memoiren“. Eine Fülle der interessantesten Mittheilungen über das, was die Verfasserin in bewegter Zeit in Berlin und Paris, Heidelberg und Köln, Dresden, Wien und München erlebte, bieten die Denkwürdigkeiten der Dichterin Selmina von Chézy, welche unter dem Titel „Unvergeffenes“ erst am Schluß des vorigen Jahres erschienen und natürlich einer ausführlicheren Besprechung vorbehalten bleiben müssen. Die zu unterhaltendem und nicht selten etwas inblöderem Geplauder aufgelegte Natur des Weibes verräth sich auch in den Erinnerungen von Henriette Herz, die, von Fürst herausgegeben, in zweiter vermehrter Auflage erschienen sind. Eine sehr anziehende Lectüre bieten

G. Hartfort's Erinnerungen aus Mexico, aus seinen hinterlassenen Papieren zusammengestellt von G. Kühne, der auch die zweite Auflage der Erinnerungen von Elisabeth von Stägemann mit einer biographischen Einleitung versah. Th. Mundt's dreibändiges Werk über Mirabeau, worin, wie in seinem spätern „Robespierre“, eingehende Studien über die Französische Revolution in halb-novellistischer Weise verarbeitet sind, bildet den Uebergang auf der einen Seite zur reinen Geschichtsliteratur, auf der andern zum historischen Roman und zum Roman überhaupt. Wir wenden uns hier zuvörderst zu letztem.

Freitag's „Soll und Haben“ hat, es ist sicherlich nicht zu leugnen, Epoche gemacht. Das beweisen die sieben Auflagen dieses Romans, das beweist noch mehr die literarische Controverse, die sich über ihn angesponnen und ihr Ende noch nicht erreicht hat. Wenn man auch im allgemeinen zugeben möchte, daß der Roman, laut dem vorangestellten Motto, das deutsche Volk bei der Arbeit zu suchen habe, so fragt es sich doch, ob die für das deutsche Volk charakteristische Arbeit gerade in der Bodencultur und im Handel bestehe; sind und doch z. B. die Holländer und Engländer in beiden sicherlich weit überlegen. Es wollte manchem bedünken, als ob die Thätigkeit der deutschen Nation auf geistigem Gebiete von Freitag zu geistlich ignoriert und zurückgesetzt und die bloße Erwerbsfrage als solche und ohne einem höhern Zweck zu dienen, zu sehr in den Vordergrund gestellt sei. Außerdem sonderten sich aus dieser Controverse die beiden Stichworte „Idealismus“ und „Realismus“ aus: zwei Schlachtrufe, die nun auf dem literarischen Kampffelde ebenso oft gehört wurden, wie in den mittelalterlichen Kämpfen die Schlachtrufe: die Welfen! die Waiblingen! Um aus dem Conflict herauszukommen, bewies man uns durch eine schlaue dialektische Geamotage, daß der Realismus im Grunde dasselbe wolle wie der Idealismus; andere nahmen ihre Zuflucht zu dem sogenannten Idealrealismus, und so könnte man noch, als von weitem Untergraden, von einem Ideal-Idealrealismus oder Real-Realidealismus sprechen, nach der Analogie von Nordnordwest oder Südsüdost, je nachdem der Tendenzwind eines Werks mehr aus dem Winkel des Realismus oder mehr aus dem des Idealismus weht. Uns erscheint dieser Streit als ein ziemlich unerquicklicher und müßiger, und wir wären fast geneigt, jener Stimme aus England recht zu geben (denn selbst über den Kanal hinüber trug der literarische Zugwind das Echo dieser Stichworte), welche in der „Westminster review“ behauptete, dem Realismus stehe nicht der Idealismus, sondern der Faschismus gegenüber. Hiermit wollen wir uns fürs erste beruhigen, ob schon wir wissen, daß damit der Streit gewissermaßen mit der altrömischen Gerichtsformel „Non liquet“ unentschieden ad acta gelegt, statt zu Ende geführt ist, um uns zu einer gedrängten Aufzählung der hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete des Romans zu wenden. Da begegnet uns gleich ein Roman von G. Willkomm: „Banco“, in welchem ebenfalls die große Frage des Tags, die Erwerbsfrage vermittelt Geld- und Waarenhandels zu Grunde gelegt ist, während wir doch dem Verfasser die Anerken-

nung nicht versagen dürfen, daß er wenigstens bestrebt gewesen ist, in dem Bankier Silbermann eine Persönlichkeit aufzustellen, welche den Reichtum nicht hamsterartig hütet, sondern auch etwas für Kunst und geistige Interessen thut. Es ist damit wenigstens ausgesprochen, daß das Kapital nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu höhern Zwecken sein soll. Indessen scheint „Banco“ nicht so großen Anklang gefunden zu haben, als desselben trefflicher Fabrikantenroman „Die Familie Kummer“. Dagegen hat sich Th. König in seinem Roman „Ein Bild der Zeit“ ganz entschieden gegen den Materialismus der Zeit gewendet. Indirect geschieht dies ferner in allen Romanen, deren Hauptthelden Künstler oder Dichter sind, wie G. Rau's sechsbändiger Roman „Mozart“; doch sind Romane dieser Art jetzt eben nicht sehr häufig. Vielleicht gehört dahin auch des unerschöpflich productiven G. Willkomm's neuester Roman „Dichter und Apostel“, der bereits die Jahreszahl 1859 trägt. Auf mehr realistischem Wege, wie es scheint, suchte D. Roquette in seinem „Heinrich Falk“ die an sich mehr der Sphäre des Idealismus angehörende Frage zu lösen, wie ein Individuum zur Kunst und künstlerischen Bildung erzogen werden könne, ohne ein gebornes Genie zu sein. Die Macht der Erziehung bestreiten zu wollen, wäre sinnlos; aber die Ansicht, daß die Erziehung und die äußern Lebensumstände allein ein Individuum zu einem Genie bilden könnten, wo dieses nicht in ursprünglicher Anlage vorhanden, ist allerdings eine Ansicht, wie sie vorzugeweise den Anhängern des Materialismus eigen zu sein pflegt. „Heinrich Falk“ hat übrigens in Stil und Composition nicht gewöhnliche Vorzüge. Ueber Gupkow's wie die „Mitter vom Griffe“ im großartigsten Stile angelegtes Zeitrundgemälde „Der Zauberer von Rom“, welches schon in den beiden ersten Bänden außer dem Reichtum an Ideen und Zeitbeziehungen die spannende Erfindung und die Kraft der Charakteristik bewundern läßt, können wir einfach auf Gottschall's Bericht in Nr. 51 d. Bl. f. 1858 verweisen; ebenso können wir des A. Meißner'schen Romans „Samsara“, der bereits in zweiter wohlfeiler Auflage erschienen ist, hier als einer hervorragenden Erscheinung nur gedenken, da wir demnächst einem Bericht darüber aus der Feder eines unserer Mitarbeiter entgegenzusehen haben. Als ein zeitgeschichtlicher Roman von besonderm Werth, der aber wegen des darin hervortretenden schroffen Pessimismus beim großen Publikum und wegen der allzu ehrlichen Zeichnung der Frauencharaktere bei dem weiblichen Lesepublikum schwerlich den Beifall finden wird, den er wegen der darin sich kundgebenden Kraft der Wahrheit verdient, erscheint uns L. Steub's Roman „Deutsche Träume“, der das deutsche Volk bei seinen „Leiden“ sucht. Eine um so gemüthlichere Lectüre bietet dagegen der Roman „Sabbatseier“ von Elise Volko, der sich gegen den Steub'schen Roman wie ein stilles, Gegenstände des häuslichen Lebens ruhig abspiegelndes und nur in der Tiefe bewegtes Binnenwasser gegen die offene, von Stürmen aufgewühlte Meerflut verhält. Das tiefere Gemüthleben findet auch vorzugeweise Befriedigung in A. Stifter's „Nachsommer“,

ob schon darin die künstlerische Einheit nur zu sehr vermist wird, während man dem Verfasser allerdings zugestehen muß, daß er zu den wenigen gehört, die aus innerem Drang und Bedürfnis schreiben, und in H. Koenig's „Marianne“, wobei wir nicht unterlassen wollen zu bemerken, daß Koenig einer aus der verhältnismäßig geringen Zahl deutscher Romanschriftsteller ist, welche sich in keinem Augenblick auf der Nachahmung ausländischer Muster betreffen ließen und lieber dem augenblicklichen glänzenden Effect als ihrer treuen deutschen Natur entsagten. Mehr in Abenteuern bewegen sich Gerstäcker's californisches Zeitbild „Gold!“ und „Aus dem Waldeleben Amerikas“ und Wachenhusen's „Rom und Sahara“, während Th. Mügge in „Leben und Lieben in Norwegen“ nach dem hohen Norden führt.

Den ausgedehntesten Anbau unter allen Gattungen des Romans erfuhr die historische, und wir nennen hier in erster Reihe den durch Fülle der Thatfachen und durch Reichthum an Charakteren hervorragenden, auch bereits in zweiter Auflage erschienenen Roman von E. Reissab: „Drei Jahre von Dreißigen“, worin uns die ersten Schreckensjahre des Dreißigjährigen Kriegs vorgeführt werden, während Ludwig Rosen in seinem Roman „Der Buchenhof“ die durch den Dreißigjährigen Krieg in Deutschland angerichtete sittliche und politische Verwüstung und das Treiben einer verwilderten Colateada schildert, zugleich aber in eine geordnetere Zeit, wie man sie vorzüglich dem Großen Kurfürsten verdankt, erfreuliche Perspektiven eröffnet. Ein anderer bewährter Meister in dieser Gattung, Wilhelm Alexis, sammelte seine „Vaterländischen Romane“. R. Heller gab uns in seinem Roman „Der Reichspostreiter in Ludwigsburg“ ein fein und sauber ausgeführtes, lebhaft interessirendes Gemälde aus dem württembergischen Hofleben zur Zeit der Gräfin von Würben. Wir nennen außerdem noch die Romane „Ein getheiltes Herz“ und „Maria Theresia und ihre Zeit“ von Franz Carion; „Die Hunnaden“ von Wilhelmine Guischaro; „Schloß Krakau und das letzte Turnier“ von W. Bachmann; „Graf d'Anethan Entragnés“ von G. Hefsiel, der einer der talentvollsten und taktvollsten Schildträger der Kreuzzeitungspartei ist; den anonym erschienenen Roman „1806“, J. Wacker's „Brautschau Friedrich's des Großen“, den Roman „Napoleon in Deutschland“ von Luise Mühlbach, die ihr Publikum festzuhalten weiß, und „Andreas Wurns und seine Familie“, einen die Ereignisse während der Schleswig-holsteinischen Erhebung lebhaft schildernden Roman von dem pseudonymen Philipp Galen, dessen Romane auch gesammelt erschienen sind. Uebrigens wurde nicht bloß die Zeitgeschichte, sondern selbst die Geschichte vergangener Tage bisweilen dazu benutzt, sie in gehässiger Weise zu Parteizwecken, namentlich in religiöser Hinsicht zu entstellen, wie dies ein katholischer Pfarrer, der pseudonyme Karl von Volanden, in seinem Roman „Eine Brautfahrt“ gethan hat, worin er das historische Bild Luther's mit schlauer Benützung einzelner Züge in eine Caricatur verwandelte.

Unter den Erzählungen und Novellen sind wol vor allem A. von Sternberg's Künstlernovellen zu nennen, oft

wahre kleine Meisterstücke, die in zwei Bänden unter dem Titel: „Die Dresdener Galerie. Geschichten und Bilder“, erschienen und ihm den Anspruch sichern, als der beste und vielleicht letzte Meister im Novellensach und als einer der graziösesten Stilisten anerkannt zu werden, insofern man ihm nicht W. Henze, der mit „Neuen Novellen“ hervortrat, in der ebenso einfachen als schwierigen Kunst der Novellistik zur Seite stellen will. Doch scheint diesem das feine ironische Element zu fehlen, durch welches sich Sternberg seinem Vorbilde Tieck verwandt zeigt, den er aber im ganzen an naturwahrer Charakteristik übertrifft. Anmuthige Bilder aus dem Leben und Treiben älterer Künstler gab auch Elise Volke in ihrer Novellensammlung „Aus der Künstlerwelt“. Ein ganz anderes Talent ist der pseudonyme W. Solitaire (Münchberger), der in seinem „Braunen Buch“ und in seinen „Erzählungen bei Nacht“ dämonische Zustände und Ereignisse und die Verhältnisse unglücklicher moderner Existenzen in nachtdunkeln, von grellen Schlaglichtern unterbrochenen Farben malt. Ferner verdienen W. Hartmann's „Erzählungen eines Unsteten“ und „Märchen und Geschichten aus dem Osten“, zum Theil Erinnerungen aus seinem eigenen Reiseleben, Holtei's „Bilder aus dem häuslichen Leben“, Hieronymus Form's „Erzählungen des Heimgekehrten“, F. Münchberger's „Ausgewählte Novellen“, G. Raymond's „Novellen“, E. Willkomm's „Neue Novellen“ und E. Schücking's, der auch einen Roman „Paul Brondhorst oder die neuen Herren“ veröffentlichte, „Gesammelte Erzählungen und Novellen“ auf diesem Felde hervorgehoben zu werden.

Die Dorfgeschichte scheint allmählich in Abnahme zu kommen, denn es hat auch in der Literatur alles seine Zeit, die Salonnovelle hat sie gehabt und die Dorfnovelle wird sie auch haben. Außer den „Thüringer Naturen“ von D. Ludwig, welche in d. Vl. eine weitläufigere Besprechung fanden, nennen wir P. Stein's „Aus dem schwäbischen Volksleben“, Ulfried von Taura's „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ und J. von Sommersfeld's „Volksgegenden aus dem Schwarzbubenland“. Vielleicht verdienen auf diesem Gebiete, das nach zwei verschiedenen Richtungen hin in Jeremias Gonthelf und Berthold Auerbach — von diesen beiden sind auch Gesamtausgaben ihrer Werke zu erwähnen — seine Hauptvertreter fand (ihrer Vorläufer, Immermann, Willkomm und Runk nicht zu gedenken), noch einige andere Erscheinungen gleichen Werthes genannt zu werden; indessen wollen wir uns mit bloßen Titelaufzählungen den Raum nicht zu sehr verengern. Gleich ja die Dorfgeschichte obnein einer stadtkundigen Persönlichkeit, deren Physiognomie und äußere Erscheinung jedermann kennt. Die Unwahrheit liegt nur darin, daß während die meisten Verfasser, der raffinierten städtischen Kultur gegenüber, das Menschheitsideal auf dem Lande suchen, sie selbst doch keineswegs zu Pflug und Dreiflegel greifen, sondern sich im städtischen Comfort sehr wohl zu behagen scheinen, wie auch die fanatischsten Liebhaber der Lectüre von Dorfgeschichten ihre Sympathien für das fingirte Dorfvoll keineswegs auf das wirkliche übertragen, sondern sich von diesem meist in respectvoller Entfernung zu halten pflegen.

Zur dramatischen Literatur übergehend, wollen wir zuvörderst eines merkwürdigen in der „North British review“ erschienenen Artikels, der in den literarischen Kreisen Englands lebhaftes Aufsehen gemacht hat, hier gedenken, weil darin die auch in Deutschland so unaufhörlich behandelte Frage vom Verfall des Theaters und dem Verhältniß des sogenannten Bühnendramas zum Bühnendrama aufs schärfste beleuchtet ist. Der Britte behauptet geradezu, daß es mit dem Bühnendrama für immer aus sei. Ein zweiter Shakespeare sei jetzt unmöglich. Den Grund findet er in der großen Ausgleichung und Vermischung aller gesellschaftlichen Unterschiede, die seit einer Reihe von Jahren eingerissen sei und täglich vollständiger werde. Die fortschreitende Gessittung, und das sei vielleicht ihr unvermeidliches Ergebnis, verschleife die scharfen Ecken des besondern Charakters und beraube so das Drama eines seiner Hauptnahrungs- und Anziehungsmittel. Böse Naturen und böse Leidenschaften seien leider die Begleiterinnen jedes Zeitalters, aber darum stellten sie sich nicht immer gerade in dramatischer Form dar. Mit dem Verschwinden der malerischen Unterschiede im Leben sei zum großen Theil der Geschmack des Volks verschwunden, sie dramatisch dargestellt zu sehen; aber die feinen geistigen Elemente, welche den Mangel derselben im geschriebenen Drama ersetzen sollten und auch wol ersetzen, seien nicht darauf berechnet, auf der Bühne Wirkung zu machen. Ein Prämium für falschen Effect werde unsern Dramatikern nicht länger geboten, und demgemäß bildeten die Stücke, welche in den letzten Jahren geschrieben seien, einen sehr merkwürdigen und vorteilhaften Contrast mit einer gleichen Zahl Dramen, die im ersten Viertel dieses Jahrhunderts geschrieben seien, wo die Darstellungsfähigkeit als das Hauptanforderungs- bei einem Stück gegolten habe. Kurz, der Reviewer ist der Ansicht, daß der dramatische Dichter, welcher die unsere Zeit am tiefsten bewegenden Ideen zum Ausdruck bringen wolle, auf die Bühne verzichten müsse, worin man ihm doch im Grunde nur recht geben kann. Leider tritt hierbei nur, wenigstens in Deutschland, der Mangel ein, daß gegenwärtig das Publikum von allen poetischen Schöpfungen die dramatischen am wenigsten liebt, während noch zum Schluß des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts die dramatische Form so beliebt war, daß selbst die für das große Publikum bestimmten Romane Streckenweise vollkommen dramatisch scenirt und dialogisirt waren. Unglücklicherweise besucht das Publikum das Theater heutzutage nicht mehr, um sich an Gedanken und Gestaltungen zu erbauen, sondern um sich zu unterhalten oder irgendeinen bedeutenden Künstler oder eine beliebte Künstlerin zu bewundern, über denen dann in der Regel der Dichter vollkommen vergessen wird. Nur sogenannte „dankbare“ Rollen halten jetzt ein Stück, und die Nothigung, auch die erste Liebhaberin und den ersten Liebhaber zu beschäftigen, zwingt zur Einführung von Liebescenen, die namentlich in historischen Stücken oft aufs äußerste störend sind und sich in unangenehmster Weise hervordrängen. Declamatorisches falsches Pathos und falsches Sentiment stehen damit im Zusammenhang, und so ist die Lüge auf

unserer Bühne man möchte sagen permanent geworden. Ueberblickt man unsere dramatische Literatur, so erschrickt man förmlich vor dieser unsäglich eklektischen Buntfarbigkeit von dramatischen Formen, die allen Zeiten und allen Völkern entlehnt werden, und mit nur zu gerechtfertigtem Meid blickt man auf die Tragiker der Griechen, der Spanier und Altenglands, die aus einer in sich geschlossenen Nationalität und einem einheitlichen Sitten- und Bildungszustande herausdichteten. Trotzdem verleugnet sich in der dramatischen Poesie der Gegenwart der deutsche Charakter nicht immer; in mancher Hinsicht, namentlich in Bezug auf die Handhabung der technischen Mittel, zeigt sich ein Fortschritt gegen frühere Jahre und im ganzen eine große, zuweilen brillante geistige Beweglichkeit; wir haben neuere deutsche Dramen, die, wenn sie vor Goethe oder Schiller geschrieben worden wären, wol nicht häufiger gelesen werden, aber doch in demselben literarischen Ansehen stehen würden, wie Werfenbergt's „Agolino“ oder Reiske's „Julius von Tarent“, und wenn wir auf den Zustand der Bühne bei den meisten andern Völkern blicken, so können wir uns zu dem Standpunkte der unsrigen immer noch Glück wünschen, namentlich was die Tragödie betrifft, von der als einer sich fortentwickelnden Gattung bei den andern Völkern kaum noch die Rede ist.

Hier können wir uns selbstverständlich nur auf diejenigen Dramen, und zwar nur auf die hervorragenden einlassen, die im Buchhandel erschienen sind, und ihre bloße Aufzählung wird genügen, um ein Bild jener eklektischen Bunttheit zu geben, von der wir oben gesprochen haben. Antike Stoffe behandelten Tempelley in seiner „Klytämnestra“, W. Jordan in seiner „Witwe des Agis“, G. Hersch in seiner „Sophonische“, P. Rohmann in seinem „Appianus Claudius“ und A. von Wallis in seiner „Virginia“, wobei wir nur bemerken wollen, daß wir antike Stoffe zwar unsern dramatischen Dichtern nicht besonders empfehlen möchten, weil die Erfahrung zeigt, daß sie unser bürgerliches Publikum nicht erwärmen, daß wir aber auch nicht gesonnen sind, sie gänzlich zu verwerfen, weil das Alterthum an großen Charakteren und echt tragischen Conflicten unendlich reicher war als unsere krämerhafte und grübelnde Generation, und es gut sein mag, dem Publikum von Zeit zu Zeit solche Gestalten und Conflicte vorzuführen, um es an die Mittelmäßigkeit und Schwächlichkeit der Umwelt zu erinnern. Uebrigens werden wir noch der Veröffentlichung mancher Tragödien antiken Charakters, die um den münchener Preis concurrirten, darunter z. B. der gekrönten Tragödie von W. Henze: „Die Sabinerinnen“, wol demnächst entgegenzusehen haben. Merkwürdig als das Erzeugniß einer Frau ist die dramatische Dichtung „Die Sibylle von Tibur“, wie es scheint, mehr theosophischen Charakters, während Kinkel in seinem „Nimrod“ in die früheste Urzeit zurücktauchte, um darin seine Lehre vom Staat und seiner Entwicklung dramatisch zu verkörpern. Aus der altdeutschen Merkenzeit holte Geibel in seiner „Brunhild“ die mächtigen Riesenteiber der Nibelungen hervor, in denselben Versuch mit Hebbel zusammen treffend. G. von Meyern behandelte in seinem „Heinrich

von Schwerin", mit deutlichen Seitenblicken auf Schleswig-Holstein, einen Stoff aus dem deutschen Mittelalter, wie G. Brachvogel, der renommierte Verfasser des „Narciss“ und des noch nicht gedruckten Trauerspiels „Von de Gaus“ (worin er schon in dem Norweger Munch einen Vorgänger fand), in seinem „Adalbert von Babenberge“, der im ganzen gesünder, aber weniger bühnengerecht ist als „Narciss“. Gemäß bearbeitete eine Episode aus dem Bauernkriege in seinem „Glorian Grey“, wie wir vermuthen mit Zugrundelegung des gleichnamigen Romans von Robert Heller. Auf nichtdeutschen Boden versetzten uns R. Werder mit seinem „Columbus“, der auch von H. Schmidt in München zum Helden eines Trauerspiels gemacht wurde, A. Weisner in seiner Tragödie „Der Prä-tendent von York“ und Gupkow in „Vorber und Myrte“, ein Drama von künstlerischer Durchbildung, in dem wir uns an den prächtigen Hof Ludwig's XIV. und zugleich in den Kreis moderner Empfindungen und Anschauungen versetzt sehen. Der wackere, seit langem schwer leidende J. Moser brachte sich seinen Freunden durch sein Drama „Der Sohn des Fürsten“ wieder in Erinnerung, und ebenfalls eine preussische Heldengestalt führte uns G. Wiegert in seinem Drama „Unser General York“ vor. Dieser preussische Patriotismus zeigt sich auch in dem noch nicht gedruckten, aber viel aufgeführten historischen Schauspiel von G. zu Putlitz: „Das Testament des Großen Kurfürsten“, was wir als Symptom der Zeit hier hervorheben wollen. Mehr dem phantastischen Genre gehört Mosenthal's dramatische Dichtung „Das gefangene Wild“ an, in der er plötzlich aus der verben dorfgeschichtlichen Sphäre des „Sonnenhof“ in die dämmerige mondbeleuchtete Welt der Romantik niedertaucht. Von Trauerspielen oder Dramen, welche Konflikte des modern bürgerlichen Lebens behandeln, wüßten wir keine, wenigstens kein hervorragendes zu nennen, so nahe uns Stoffe dieser Art auch gelegt zu sein scheinen. Ziemlich empfindliche Dürre herrscht auf dem Gebiete des Lustspiels; wir haben da etwa nur Hackländer's „Zur Ruhe setzen“ und A. Giese's „Die beiden Gagliostro“ zu nennen. Doch läßt sich aus einigen Lustspielen, die jetzt auf den Bühnen umlaufen, wie aus A. Müller's „Die Preußen in Breslau“, aus H. Herich's „Anna-Lise“ (dem Titel nach Schauspiel, der Behandlung nach mehr Lustspiel) und aus einigen kleinern gedruckten Stücken erkennen, daß man wieder zu der echt deutschen derbrealistischen Weise zurückkehren zu wollen scheint, nachdem man der mehr pointirten französischen Weise und der unwahrscheinlichkeiten französischen Lustspielintrigue mehr und mehr überdrüssig geworden zu sein scheint. Da nun aber die moderne Gesellschaft keinen großen Vorrath an komischen Charakteren bietet, die für das Lustspiel sehr brauchbar wären, so wendet man sich mit Vorliebe (und vielleicht hat hierzu Raupach's „Vor hundert Jahren“ den Anstoß gegeben) an das vorige Jahrhundert, das in dieser Hinsicht eine reichere Andeute gewährt, und verarbeitet besonders historische Persönlichkeiten, unter denen z. B. der alte Dessauer herhalten muß. Daß es hier bei nicht immer ohne Verstümmelung und Verhüllung der

historischen Wahrheit und wie überhaupt im modernen Lustspiel nicht immer ohne eine zweideutige Moral abgeht, die, in das gewöhnliche Leben eingeführt, alle sittlichen Verhältnisse von oberst zu unterst lehren und ein geordnetes Familienleben unmöglich machen würde, versteht sich im Grunde leider von selbst. Das geschlechtliche Verhältniß, oft in ziemlich zweideutigen Situationen, bildet auch in unsern Lustspielen, wie überhaupt in unsern modernen Tragödien und meisten Romanen und Dichtungen den Mittel- und Schwerpunkt. Daß sich die Komik in unsern Lustspielen in großartigen Dimensionen bewegen könne, wie bei Aristophanes, oder in genialer Humoristik, wie bei Shakspeare oder Holberg, oder in romantisch-ritterlicher Anmuth, wie bei Moreto, oder in rein mathematisch bis in den kleinsten Zug ausgeführter Charakteristik, wie bei Molière, das lassen ein und für allemal unsere Bühnenvverhältnisse, die allgemeinen Zustände und der Geschmack des Publikums nicht zu.

Ungemeine Fruchtbarkeit herrscht auf dem Gebiete der Lyrik, eine Fruchtbarkeit, die manchem wahrhaftes Gutes einzuschöpfen scheint. Während man aber so auf unsere freilich zum Theil sehr unbedeutenden, aber auch um so unschuldigeren Lyriker losschlägt, die im Grunde doch am meisten sich selbst schaden, wenn sie sich unnütze Kosten und Hoffnungen machen, vergißt man, den eigentlichen Sumpfsüften unserer Literatur nachzuspüren, aus denen die eigentlich schädlichen und verderblichen Miasmen entspringen. Indessen lassen wir auch hier H. Brug für uns sprechen, der im zweiten Artikel seines Aufsatzes über Literatur und Literaturgeschichte (Nr. 51 des „Deutschen Museums“ f. 1858) bemerkt:

Wie jeder neue Frühling neue Blätter und neue Zeichen bringt, und wie selbst der Kreis am Stabe, der diese Wiederkehr des Frühlings mit seinen Blumen und Liedern schon achtzigmal gesehen hat, sich dennoch glücklich schätzt und es als eine hohe Gabe des Himmels betrachtet, daß er dasselbe Schauspiel noch zum einundachtzigsten male erleben darf, so bringt auch jedes neue Geschlecht seine neuen Frühlinge und Liebedichter hervor, solange noch ein Becher schäumt, eine Rose duftet, noch ein schönes Mädchenauge winkt — und verräth es daher eine mehr als greisenhafte Morosität, wenn man diesem ganz natürlichen und echt menschlichen Treiben durch kritische Nachsprüche ein Ende setzen will. Etwas anderes freilich ist es, wenn die Frühlings-sänger, denen wir also ihre Existenz an sich von Herzen gönnen, entweder falsche Tonarten singen oder aber wenn sie sich einbilden, im Mittelpunkt der Welt zu sitzen und niemand auf Erden habe etwas Wichtigeres und Dringenderes zu thun als ihrem Gezwitscher zu horchen.

Der Zug nach der Lyrik ist übrigens ein in der deutschen Natur so mächtiger, daß er nur zu häufig unsere epischen Gestaltungen verdirbt und unsere dramatischen schwächlich und gebrechlich macht; daß aber dagegen auf dem Gebiete der reinen Lyrik noch fortdauernd manches Gute geleistet wird, was vielleicht Aussicht auf längere Dauer hat, als manche unserer gezeigtesten Romane und Dramen, wenn es sich auch nur in Anthologien oder im Gesange fortpflanzen sollte, das wird niemand in Abrede stellen können, der sich nicht aus Widerwillen vor dem wüßten Unkraut, wovon der Garten der Lyrik allerdings angefüllt

ist, abhalten läßt, die buntigen und farbigen Blumen darunter hervorzufuchen. Thatsache ist, daß die Ausländer gerade an der deutschen Lyrik ihre größte Freude zu haben und am liebsten aus dem reichen Vorrath deutscher Lieder und Balladen zu überlegen pflegen, und daß sie (z. B. der Franzose Chamisso, der Lombarde Gajetan Gerri, der Ungar Bakody, der Russe Jacowlew u. s. w.), sobald sie in deutscher Sprache dichten, nicht Romane und Dramen schreiben, sondern ihrem Herzen in lyrischer Form Luft machen. Im allgemeinen möchten wir nur bemerken, daß das Zurücktreten von Anschauungen, welche auch auf das eigentliche Volk bildend wirken könnten, in unserer Lyrik sehr bemerkbar ist, das Zurücktreten vaterländischer Ideen leider noch mehr als im Drama. Zu den schönsten lyrischen Gaben der letzten Zeit gehören wol H. Prug' neueste, unter dem Titel „Aus der Heimat“ erschienene Gedichte wegen der darin enthaltenen Liebesgedichte, gegen die man wol ein oder das andere Bedenken vom nichtästhetischen Standpunkte haben kann, unter denen sich aber Liebeshymnen befinden, die an Glut der Leidenschaft und an Feuer und zugleich Plastik des Ausdrucks wenige ihresgleichen in der deutschen Literatur haben dürfen. Zu den hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Lyrik gehören ferner H. Gottschall's „Neue Gedichte“, in denen der planmäßig durchgeführte Versuch, den Reim auf antikisirende Versmaße anzuwenden, interessant und beachtenswerth und überhaupt der pathetische Ton charakteristisch ist; D. Band's Gedichte, welche unter anderm auch einen reichen Vorrath zum Theil pikanter Epigramme enthalten; K. L. Nitz's von männlicher Gesinnung zeugende Gedichte; F. Hebbel's Gedichte; F. Bodenstedt's „Aus der Heimat und Fremde“; S. Schott's, Scherzlin's, H. Waldmüller's Gedichte; die Gedichte von Katharina Diez; Strohmann's „Hohes Lied von der Liebe“; W. Sigismund's „Aclepias“; H. Delbmann's „Herzliedebuch“; H. von Treitschke's „Studien“; Eilr Ring's (eines Pseudonymus) „Aus der Edda“ u. s. w. Schöne Balladen brachte A. Böttger's „Buch der Sachsen“, das jetzt in zweiter, vom sächsischen Kultusministerium für die Schulen empfohlener wohlfeiler Ausgabe herausgekommen ist, und Balladen nebst Sinngeboten bilden auch wol den Kern der zweiten sehr vermehrten Auflage der Gedichte des Mitters von Leitner. Ebenfalls eine zweite vermehrte Auflage erlebten Dingelstedt's Gedichte, die durch scharf pikante, unverblümte und ironische Auffassung und Darstellung moderner Zustände eine ganz eigenthümliche Erscheinung bilden und einer eingehendern Besprechung vorbehalten bleiben müssen. H. Ring's Gedichte eine dritte, Prug' frühere Gedichte und Geibel's „Neue Gedichte“ eine vierte, Hammer's „Schau um dich und Schau in dich“ sogar eine achte, und Nittershaus' Gedichte eine zweite Auflage. Letztere wie Hammer's neue Gedichtsammlung „Auf stillen Wegen“, des verstorbenen A. Schults „Der Harfner am häuslichen Herd“, J. Sturm's „Neue fromme Lieder“ und die Gedichte von Marie Förster und Julie Burow gehören einer ganz an-

dern Richtung an, indem sie, zwar sehr verschieden im Ton und im Grade technischer Vollkommenheit, die gemüthliche Erbauung des innern Menschen oder die Verherrlichung des häuslichen Wirkens und Familienlebens bezwecken. Eine entschiedene religiöse Färbung, bald mehr rationalistisch bald mehr pietistisch, tragen „Die Sonntagblätter“ der Gräfin Franziska von Schwerin, A. Krummacher's „Harfenklänge“ und Pfeilschmidt's „Heilige Zeiten“ auf protestantischer und G. von der Heide's Gedichte auf katholischer Seite. Ihnen allen stellt sich als entschiedener und schroffer Gegensatz der jedenfalls sehr aufrichtige und bis zum Cynismus schonungslose Materialismus in R. Feigen's zu Newyork erschienenen Gedichten gegenüber. An lyrisch-epischen und pseudoeischen Dichtungen war das vergangene Jahr nicht ganz so reich als die Vorjahre. Als eine vortreffliche Arbeit im rein epischen Genre ist Gregorovius' „Euphorion“ und in einer andern Richtung Wolfgang Müller's „Johann von Werth“, ferner A. Stern's „Jerusalem“ und Hammerling's „Venus im Exil“ hervorzuheben. Ueber L. Scherer's „Avotroese des Homer“ haben wir noch kein Urtheil. Vorgeschichten in Versen gaben F. Dörr in seinem „Christabend“, wovon die zweite Auflage erschien, M. Horn in seiner „Vorgroßmutter“ und Minna von Wädler in ihrer rührenden und anmuthigen livländischen Vorgeschichte „Anna“. Die vom Comité der Dichtergesinnung gekrönte poetische Erzählung von F. Hebbel: „Mutter und Kind“ ist erst ganz vor kurzem erschienen. Alle Sammelplätze deutscher Lyrik, die überaus zahlreichen Almanache, Musenalmanache, Jahrbücher, Albums, Wohltätigkeitsalbums und Brachtalbums hier zu nennen, müssen wir uns versagen, und kaum haben wir noch Raum genug darauf hinzuweisen, daß die unübertreffliche Poesie durch K. Groth ihren Schwerpunkt für den Augenblick aus Süddeutschland nach Norddeutschland verlegt hat, obschon von seinen Nachfolgern nur F. Meuter mit seinen mehr verben „Läuschen und Rhymeln“ ein größeres Publikum gefunden zu haben scheint. Groth selbst ließ einen zweiten Band seiner „Vertellen“, ein Brachtalbum mit Richter'schen Zeichnungen unter dem Titel „Voer de Goern. Kinderreime“ und „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ erscheinen.

Was die Humoristik und Satire betrifft, so haben wir schon früher bemerkt, daß sie gegenwärtig mehr nur in kleinen Federbissen in unsern illustrierten Witzjournalen und Broschüren und Schriftchen von kleinem Umfang aufgetischt wird, als daß sie durch umfangreiche, alle diese einzelnen Ausstrahlungen zu einer mächtigen Lichtmasse verarbeitenden und condensirenden Productionen vertreten wäre. Es ist dies ebenso auffallend als zu bedauern; denn wohin würde man sich vor dem oft so ungesunden Ernst, vor der erkünstelten Leidenschaft, vor der lügenhaften Phrasen, vor dem Gekühl der vielen kleinen und großen versimmenden und verbitternden Jänkereien auf allen Gebieten hinüberretten, als in das freie, göttliche und lichte Reich eines wahrhaft gesunden, objectiven Humors? Wir erinnern daran, was W. Schön über die

Nützlichkeit des Humors bemerkt, wenn er in der Vorrede zu seinen „Humoristischen Willen“ versichert, daß er, als Seelsorger der Kranken im wiener Irrenhause, für seine Reconvalescenten gar keine andere Lectüre brauchen könne als humoristische, daß er damit bei einigen die merkwürdig günstigste Wirkung erzielt habe, daß für die vielen an Grillen und fixen Ideen leidenden Menschen, die sich außerhalb der Irrenhäuser befänden und für leidlich gesund gelten, ebenfalls kein besseres Heilmittel gäbe als den Ideenhumor (den er von Wortwitz und Antithesenhumor unterscheidet), und daß, wer humoristisch schreiben könne, dies ja thun solle, da er damit mehr nuge als er selbst ahne. Nun geben wir freilich zu, daß es unserer Zeit, wie schon oben bemerkt, allerdings an Originalen fehlt, die z. B. für das Lustspiel mit besonderm Glück benützt werden könnten; um so mehr eignen sich aber unsere Zustände und eben unsere fixen Ideen und geistigen und seelischen Wunderlichkeiten, unser oft sehr donquixotisches Trachten, unser falsches Pathos und Sentiment, unsere Ostentation u. s. w. für humoristische und ironische Behandlung, und mit diesen läßt sich z. B. im komischen Roman und in der komischen Dichtung immer noch etwas anfangen. Wir gestehen freilich offen, daß wir noch nicht Zeit haben gewinnen können, Hackländer's Roman „Der neue Donquixote“ und H. Bresler's von mehreren Seiten gerühmten, erst jüngst erschienenen humoristischen Roman „Wollentufufuheim“ zu lesen; was wir aber sonst von größern humoristischen Producten kennen, so enthalten diese, wie Wimmer's „Narren-Album“, E. Helmer's (Ernst Koch) „Brinz Rosa: Stramin“, der in zweiter Auflage erschien, und andere, immer nur humoristische Einzelheiten, während das Ganze formlos und zerstückelt ist und der künstlerischen Durcharbeitung ermangelt. Ein kleines Büchlein voll Geist und humoristischer Schärfe, bei dem man nur bedauert, daß es so kurz ist, ist die Erzählung von R. A. Harimann, welche unter dem nicht sehr glücklichen Titel „Das Lied vom Gwigen“ erschien. Auch G. Keller entfaltete in manchen Erzählungen, z. B. in der von den drei Kammachern, eine selbst von der englischen Kritik anerkannte besondere Anlage für den Humor. Treffende humoristische Einfälle findet man ferner in R. Winder's „Lichtfunken und Pfefferkörnern“, und sehr reich ist daran, der Kladderadatschkalender nicht zu gedenken, der mit ergötzlichen Zeichnungen von H. König ausgestattete neueste (elfte), sofort in zweiter Auflage erschienene Jahrgang des „Lustigen Volkskalenders“ von A. Brennglas, der auch hier jenen gemüthlichen und doch beißenden Schalksinn offenbart, den er in seinen größern komischen Dichtungen als Adolf Glasbrenner und Ernst Heiter entfaltete. Dagegen ist die Poetik in dem satirischen Reimwerk von Emilie Emma von Hallberg: „Die deutsche Nationalliteratur“, von grobem Gehalt und oft widrigem Ausdruck: eine Erscheinung, die bei einer Frau, welche sonst im rein Lyrischen nicht ohne Gefühl und Zartheit ist, doppelt befremdet. Um so freudiger begrüßen wir die Uebersetzung

gen Holberg'scher Lustspiele, welche R. Bruch seinem noch näher zu besprechenden Werke über den dänischen Lustspielbichter Holberg beigegeben hat und die trotz mancher rohen Auswüchse eine unerschöpfliche Fundgrube gesund derber, wirksam realistischer und das Leben getreu abspiegelnder, wenn auch nicht eigentlich poetischer Komik waren und immer noch sein können. Daß übrigens die Deutschen den ihnen wol in jüngster Zeit gemachten Vorwurf, an komischer und humoristischer Literatur arm zu sein, nicht verdienen, das wird wol jedem klar werden, der sich die Mühe geben will, den bisher in fünf Lieferungen erschienenen „Hauschatz der deutschen Humorstik“ und die von mir dazu geschriebene literarhistorische Einleitung näher anzusehen.

Ich erschreke bei dem Rückblick auf die Literaturmasse, die ich in Vorstehendem zu klassifiziren und kurz zu charakterisiren gesucht habe, und ich erschreke noch mehr bei dem Gedanken, was ich noch alles vor mir hätte, wenn ich es unternehmen wollte, nur in derselben Weise auch die wissenschaftlichen Disciplinen zu behandeln. Da liegt noch vor uns in breiten Massen die Geschichtsliteratur, in deren neuesten Erzeugnissen, bei größerer kritischer Schärfe, gegenwärtig im allgemeinen mehr auf künstlerische Verarbeitung des Materials hingestrebt wird als früher, obschon allerdings von manchen derselben wie von der Mehrzahl der neuern Literaturgeschichten der in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ bei Gelegenheit der Controverse über Hegel erhobene Vorwurf gelten mag: daß ein parteiischer Ton die Geschichte in ihnen zum Hebel der Tendenz zu machen strebe und ihnen nicht die Richterwürde, sondern die Advocatenrolle zuweise; ferner die Militärliteratur, die sich gerade in letzter Zeit mit vorzüglichem Beiträgen bereichert hat; die zuweilen auch zu tendenziös, aber in immer wachsender Bedeutung auftretende Culturgeschichte (zum Theil, wie in R. Wiedemann's „Deutschland im 18. Jahrhundert“ sich zu literargeschichtlichen Erörterungen ausbreitend); die Reiseliteratur und Ethnographie, die Philosophie, Physiologie und Psychologie, die Naturwissenschaften, die den Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus und die theologischen Fragen unter Christen, Juden und Heiden (zu denen auch Millionen Nichtheiden zu rechnen sind) betreffende Literatur, endlich das Schriftwesen über ausländische Literaturen und Autoren (vorunter F. Kreisig's „Vorlesungen über Shakespeare“, Dingeldeit's „Studien und Copien nach Shakespeare“, H. Ploto's Werk über Dante, Gruppe's „Deutsche Uebersetzungskunst“ u. s. w.). Wir verzichten jedoch darauf; theils weil wir dadurch auf manche Gebiete geführt werden würden, die uns zwar nicht gänzlich fremd sind, von denen wir aber nicht die speciellen Kenntniß eines sich mit ihnen fortwährend beschäftigenden Mannes vom Fach besitzen, theils weil wir, wenn wir die diesen Disciplinen angehörenden Schriften und Werke in nur einigermaßen eingehender Weise besprechen wollten, mindestens diese ganze erste Jahresnummer darauf verwenden müßten. Wir beschränken uns daher auf die mehr productive oder sogenannte schön-

wissenschaftliche Literatur und was damit zusammenhängt, und wollen die Arbeit, die wir auf Aufzeichnung weiterer zahlreicher Notizen verwandt haben, gern oder ungern umsonst gemacht haben. Nicht werden wir aber dem Verfasser des „Literarischen Wegweiser“ geben müssen, wenn er am Schlusse seines Vorworts bemerkt: „daß in fast allen Gebieten tüchtige, von wissenschaftlichem Ernst, Geist und Gelehrsamkeit zeugende Leistungen vorhanden sind, welche den Beweis liefern, daß die Literatur im ganzen sich abklärt und durchgebildeter wird, daß entseheden verkehrte Richtungen zurücktreten, das wirklich Gute aber anerkannt wird und zur Geltung kommt“, freilich, wie wir hinzufügen, fürs erste oft nur bei der eigenen Partei, bei der leider oft selbst das minder oder nicht Gute Anklang findet und willkommen geheißen wird.

Noch eine Schlußbemerkung wollen wir uns gestatten. In dem zwölften Hest der „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft“ bemerkt R. Vohl zum Schlusse eines Artikels: „Ueber gesammelte Werke und sämtliche Schriften“, worin namentlich auch über die Gotta'sche „Bibliothek deutscher Classiker“ und die „Deutsche Volksbibliothek“ gehandelt wird: „Aus all diesen neuern Erscheinungen geht auch hervor, daß das Interesse des Publikums an der werthvollen Literatur im Zunehmen ist“; dagegen bemerkt Bruß im „Deutschen Museum“ (Nr. 51): „Die Literatur hat in den letzten zehn Jahren sehr an Werth und Ansehen verloren; darüber dürfen wir uns nicht täuschen, brauchen es aber auch nicht zu thun, weil es, recht verstanden, eine Erscheinung ist, die wiederum zu den erfreulichen Erscheinungen gehört.“ Das sind nun wieder zwei scharf gegeneinander streitende Ansichten, wie man ihnen heutzutage so oft begegnet. Richard Vohl versichert, daß die Theilnahme an der werthvollen Literatur im Zunehmen sei, und Bruß behauptet, daß sie im allgemeinen in den letzten zehn Jahren sehr an Werth und Ansehen verloren habe. Freilich „recht verstanden“ wird man zwischen beiden scheinbar widersprechenden Behauptungen wol den richtigen Weg hindurchfinden. Wäre übrigens Bruß' Ansicht, daß die Literatur an Ansehen verloren habe, der Wahrheit gemäß, so vermöchten wir keineswegs darin mit ihm geradezu eine „erfreuliche Erscheinung“ zu erkennen: denn es würde sich dann immer noch fragen, ob die Nation, indem sie sich der Literatur entfremdet, wirklich den andern preiswürdigen Gütern, welche Bruß höher anzuschlagen scheint als die Literatur, in allem Ernste zuwendet. Das Publikum entwehnt sich vielleicht, z. B. literarische Blätter und die gründlich erörternden Zeitartikel in politischen Zeitungen zu studiren, um nur um so eifriger leichtfertige Gemüthens- und schlechte Unterhaltungsblätter zu lesen; es entwehnt sich vielleicht, gute Theater zu besuchen, um die zweideutigen Räume eines Sommertheaters und einer Reiterbude zu füllen. Wie oft täuscht in solchen Dingen der Schein! Was wäre überhaupt ein Volk ohne eine sich fortentwickelnde Literatur? Was wären uns alle Kriege der Griechen ohne Homer und Sophokles, ohne Plato und

Aristoteles? Und wiegt nicht Horaz einen Sieg Scipio's vollkommen auf? Mit dem Stillstand oder Ende ihrer Literatur steht auch die Nation still oder hat ihr Ende erreicht, wie sich dies aus der Geschichte nachweisen läßt. Freilich gehört bei einer Nation zu einer wahrhaft großen, von echt nationalem Geiste erfüllten Literatur auch eine großartige politische Entwicklung dieses Volks, da sie ohne eine solche stets in ihrem Haushalt gewisse Schwächen, an ihrem Organismus gewisse Auswüchse und Krankheitserscheinungen verrathen wird. Es ist stets darauf zu sehen, daß bei einem Volke alle Functionen gleichmäßig und regelmäßig von Statten gehen, und daß dieses oder jenes Organ, womit es arbeitet, nicht zum Schaden eines andern ebenso wichtigen und vielleicht noch wichtigeren einseitig zur Herrschaft gelangt.

Hermann Marggraff.

Zur Glückseligkeitslehre.

Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Handbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Von Alexander Jung. Zwei Theile. Leipzig: Brockhaus. 1858. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Wie weit auch sonst die Wünsche und Pläne der Menschen auseinander gehen — eins ist, was sie alle mit gleichem Verlangen erstreben: ein glückliches Leben! Welchen Weg auch jemand aus freiem Antriebe einschlagen möge, den geraden oder den krummen, den bequemen oder den mühevollen, den durch lachende Gesichter oder traurige Sünden führenden: er wählt denjenigen, welchen er wählt, nur, weil er auf ihn oder durch ihn zu erreichen hofft, wovon er sich das höchste Glück, die vollkommenste Befriedigung verspricht. Sieht man nun, daß in dem ganzen Umkreise des menschlichen Lebens und Strebens keine Richtung existirt, die nicht von irgendwem ergriffen und mit mehr oder weniger Eifer verfolgt würde, kein Punkt, der nicht irgendjemand als das erstrebenswertheste Ziel vorgeschwebte, so kann man nicht daran zweifeln, daß das Menschengeschlecht in seiner Totalität eigentlich an eine Allgegenwart des Glücks glaube; und soll man nicht diesen Glauben für einen radicalen Irrthum halten, so muß man annehmen, daß wirklich die Sonne des Glücks die Strahlen ihres Lichts und ihrer Wärme überallhin ausendet und daß wirklich in dem weiten Bereiche des Daseins kein Punktchen existirt, wo man nicht des gesuchten Glücks wirklich theilhaftig werden könnte, dergestalt, daß der Dichter recht hat, wenn er den dem Glück Nachjagenden und immer weiter und weiter Schweifenden zuruft, sie sollten nur das Glück ergreifen lernen, denn das Glück sei immer da! Nun aber, warum wird trotz alledem das Glück so selten, fast niemals gefunden? Warum vermag uns das gefundene immer nur auf eine Weile, nicht für die Dauer zu befriedigen? Die Antwort ist sehr einfach. Was überall ist, das ist eben auch nirgends, wenigstens an keinem Punkte ganz und vollständig, meistens nur in einem kleinen, winzigen Bruchtheil vorhanden, dessen Zähler in dem unendlichen Nenner dergestalt verschwindet, daß er uns gar nicht mehr zu zählen,

sondern gleich Null zu sein scheint. Die Unendlichkeit des Nenners ist es aber gerade, was wir erstreben, weil das Streben selbst nur aus dem Gefühl erwächst, daß wir selbst nur kleine verschwindende Bruchtheile im großen, unendlichen Ganzen sind, daß wir der Ergänzung durch andere Bruchtheile bedürfen und zwar so lange bedürfen, bis der Zähler unser Daseins dem unendlichen Nenner gleich ist. Wann aber ist das? Was wir auch von dem außer uns Seienden uns aneignen, zu welcher Zahl wir uns auch emporarbeiten mögen, die Unzahl des Nenners ist schlechterdings durch keine Zahl zu erreichen, das Endliche kann nie dem Unendlichen gleich werden, dies Bewußtsein muß uns stets und überall wieder ergreifen und in und mit ihm ist uns jedes irgendwo erhaschte Glück wieder in eine unerreichbare Ferne gerückt, zergerathet, daß auch der andere Dichter recht hat, wenn er singt:

Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

Also überall und nirgends! Für den Augenblick auf jedem kleinsten, unscheinbarsten Wünlchen, und auf die Dauer in keinem noch so weiten Raume des weiten Weltalls! Was ist da zu thun? Wie hat es der Mensch anzufangen, das Flüchtige in ein Bleibendes, das momentan Beglückende in ein dauernd Befriedigendes zu verwandeln? Diese Frage ist die Haupt- und Cardinalfrage aller Lebensfragen. Die Beantwortung derselben hat von den ältesten Zeiten an Dichter und Denker, Theoretiker und Praktiker, Weise wie Thoren beschäftigt. Im Grunde ist jede Religion, jede Philosophie, jedes Kunstwerk, jedes politische und sociale System, ja jede einzelne Handlung und Beschäftigung nichts weiter als ein Versuch, dieses wichtigste aller Probleme für sich oder für eine größere Gesamtheit, wenn nicht gar für die ganze Menschheit zu lösen, und die ganze Weltgeschichte wie der Verlauf jedes Einzel Lebens läßt sich mit bestem Recht als eine Reihe von Versuchen bezeichnen, welche die Menschheit in der Glückseligkeitslehre, in der Kunst des Lebens theoretisch und praktisch durchzumachen hat.

So sehr aber auch jeder ohne Ausnahme an der Verwirklichung dieser universellen Aufgabe mitarbeitet, nicht bloß als Schüler, sondern auch als Lehrer, für sich wie für andere, so thun es doch immer nur sehr wenige mit einem mehr oder minder klaren Bewußtsein. Die große Mehrzahl folgt dabei einem dunkeln, unbegriffenen Triebe, legt sich weder über das Ziel, noch über die Wege, welche sie einschlägt, Rechenschaft ab, und so begegnet es den meisten nicht selten, daß sie einmal zur Lösung der Frage einen wichtigen Beitrag liefern, ein andermal auf einem trostlosen Irrwege begriffen sind, ohne sich in jenem Falle der Wahrheit, in diesem Falle der Täuschung bewußt zu werden. Dies ist um so mehr dann der Fall, wenn irgendeine Zeit von einem mehr oder minder dämonisch wirkenden, die ganze Masse beherrschenden Drange ergriffen ist, wie namentlich die unserige von dem Nennen und Jaggen nach dem Materiellen; und in solchen Zeiten thut es dann um so dringender noth, daß jene Frage

nicht bloß durch unbewußte Experimente, sondern auch durch selbstbewußtes Forschen und Denken, nicht bloß aus der Mitte des Reibens und Treibens heraus, sondern von der Warte eines höhern, umfassenden Standpunktes herab ihrer Beantwortung und Lösung näher geführt wird. Dies ist die Aufgabe, die sich der Autor des vorliegenden Buchs gestellt hat, und wer den Verfasser aus seinen früheren Schriften kennt, wer ihn als einen tiefen, gemüthvollen Denker, als einen die Sache der Menschheit stets mit Wärme und Begeisterung erfassenden Apostel des Wahren, Schönen und Guten, als einen der geistigen Nachkommen Hamann's, Hippel's, Herder's und Kant's achten und lieben gelernt hat, der wird schon hieraus die Ueberzeugung gewinnen, daß ihm in einer Arbeit dieses ebenso religiösen wie philosophischen Geistes keine leichte und oberflächliche, sondern gehaltvolle und tief eingehende Erörterung der wichtigsten aller Lebensfragen geboten wird, und wer in diesem Vertrauen das Buch zur Hand nimmt, wird sich in seinen Erwartungen sicherlich nicht getäuscht fühlen. Wie groß die Anzahl derer ist, welche für das Buch von vornherein diese günstige Disposition mitbringen, vermögen wir nicht zu beurtheilen. So viel aber ist jedenfalls außer Zweifel, daß neben diesen sehr, sehr viele existiren werden, denen das Buch das nicht leistet, was sie nach dem Titel vielleicht von ihm erwarten, und daß, wie der Verfasser in der Vorrede selbst vermuthet, wirklich mancher nach Lesung desselben ausrufen wird: „Also das ist die ganze Sache!“ Mehr oder weniger werden so über das Buch alle diejenigen urtheilen, welche darin etwa eine Anweisung zum „Savoir-vivre“ im socialen Sinne des Wortes erwarten; noch mehr diejenigen, welche darin Regeln oder Rathschläge zu finden hoffen über die sicherste und leichteste Manier, sich die äußern Mittel zur Einrichtung eines behaglichen, genußreichen Lebens im Sinne unserer Zeit zu verschaffen. Ein Leser, der das Geheimniß der Lebenskunst in dieser Weise vom Verfasser gelöst zu sehen hofft, wird gar bald inne werden, daß er sich in ihm getäuscht hat, daß das Reich der Glückseligkeit, wozu ihm dies Buch ein Schlüssel sein soll, kein Reich von dieser Welt, wennzgleich keine blasse Verirrung auf jene Welt, sondern gewissermaßen eine Colonie des Himmelreichs auf Erden ist: eine Colonie, die zwar, was die Erde bietet, nicht verschmäht und verachtet, darin aber gleichwol nicht das allein Beglückende und Heilbringende erblickt, sondern stets im Auge behält, daß sie alles, was sie ist und vermag dem Mutterlande, einer höhern geistigen Welt, verdankt und daß sie nur im innigsten Verbaunde mit diesem Geistes- und Gottesreich, nur durch eine Aufrichtigkeit und Heilighaltung seiner Sitten und Gesetze das wahre und dauernde Glück zu erringen vermag.

Hiermit ist allerdings in einer Zeit wie die unserige ist, nur wenigen gedient. Man sucht das Glück, aber man sucht es nur noch in den Gütern der Außenwelt; an ein aus dem Innern stammendes Glück, an ein Glück, welches auch ohne jene Güter zu bestehen vermag, glaubt man nicht mehr, oder wenn man noch daran glaubt, hält man es

doch für ein sehr bescheidenes, untergeordnetes Glück, um das man niemand beneidet, nach dem zu streben kaum der Mühe werth scheint. Daß also unser Autor außerhalb des Kreises derer, die ihm ohnehin geistes- und gemüthsverwandt sind, allzu viele für seine Glückseligkeitslehre gewinnen werde, müssen wir bezweifeln; hiermit aber soll keineswegs gesagt sein, daß nicht sein Buch auch denen, die es nicht zu befehlen vermag, doch ein Gegenstand des Interesses, des ästhetischen Genusses, ja selbst einer vorübergehenden Erhebung und Belebung zu werden vermag. Mag sich auch unser jetziges Geschlecht noch so sehr dem Materialismus ergeben, die Sphäre, aus welcher es Kräftigung und Erholung schöpft, ist und bleibt dennoch das Reich des Geistigen und Idealen, und selbst wenn es die Reize und Herrlichkeiten desselben als eitle Träumereien belächelt, es kann nicht umhin sich ihnen doch von Zeit zu Zeit in die Arme zu werfen, und so üben denn auch Schriften wie die vorliegende, trotzdem daß man für die Praxis nicht mit ihnen anzufangen weiß, auf gar manchen, der sonst einer diametral entgegengesetzten Richtung folgt, eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, eine Anziehungskraft, die sich am passendsten mit der der Musik vergleichen läßt, sofern darin etwas Geheimnisvolles liegt, was man als solches bestehen zu lassen, nicht ins Klare gebracht zu sehen wünscht.

Aber auch abgesehen hiervon ist die Wirkung dieses Buchs der eines Tonstücks nicht unähnlich, und der Autor hat das selbst richtig herausempfunden. Die Grundstimmung, in welcher er diese Composition zu Papier gebracht habe, bezeichnet er in der Vorrede ausdrücklich als eine musikalische und spricht daher auch den Wunsch aus, daß man sein Werk „als eine sprachlich-musikalische Darstellung“ betrachten möge und an die Lesung desselben mit jener Andacht gehe, die uns stets erfüllen sollte, wenn wir uns darauf besinnen, daß wir da sind, ohne daß wir und selbst gerufen hätten, und ohne welche eine würdige Aufnahme eines musikalischen Products nicht möglich sei. Wer Musik ohne Andacht, ohne Erstaunen über das Wunder der Existenz höre, der dürfe von seinem musikalischen Gehör nicht viel Ruhmens machen. So dürfe man auch an die Lebenskunst und deren Geheimnisse nicht mit alltäglicher, schaler Gemüthsstimmung herangehen; wer das zu thun gedenke, möge sich lieber in die Geheimlehren der Kochkunst oder der Alchemie einweihen lassen. Was der Verfasser hier mit dem Worte „Musik“ bezeichnet, bezieht sich jedoch auf eine weitere Sphäre als die der eigentlichen Tonkunst, nämlich, wie er sich ausdrückt, „auf den Rhythmus, welchem alle Existenz in ihrer Bewegung folgt“ und welchen „Ton und Sprache ihrer Natur nach am meisten wiedergeben“. Er räumt zwar ein, daß keine Kunst so unmittelbar dazu geeignet sei, uns die Geheimnisse einer höhern Welt zu verkünden, als die Musik in engerer Bedeutung, aber trotzdem hält er ihre Offenbarungen allein nicht für ausreichend. Er sagt:

Sollen diese Mysterien im Aufschluß die höchste Klarheit erreichen, sollen sie jedem verständlich, für jeden prattisch werden, so muß die Sprache noch hinzukommen. Sie soll die Sehnsucht des Gemüths nicht bloß erregen, sondern auch be-

friedigen. Sie darf uns den Zauber des Musikalischen nicht schuldig bleiben, sie muß aus ihm aber auch bestimmte Ergebnisse gewinnen.

Und worin bestehen nun diese Ergebnisse der Sprache, welche der Autor hier zu uns redet? Welches sind die Geheimnisse, die er uns enthüllt? Wir würden dem Autor einen schlechten Dienst leisten, wenn wir diese Fragen hier sogleich mit ein paar nackten, dürrer Worten beantworten wollten. Er selbst hütet sich auch wol, so unznweckmäßig zu verfahren, vielmehr schlägt er ganz jenen Weg ein, auf dem geheime Gesellschaften ihre neuen Mitglieder in ihre Mysterien einführen, d. h. er geleitet den Leser ganz allmählich von Stufe zu Stufe, von Grad zu Grad, unterrichtet ihn in den „Protyläen“ zuerst über Begriff und Wesen des „Geheimnisses“ überhaupt, sodann über das, was „Leben“ bedeutet, hierauf über „Das Geheimniß des Lebens“, alsdann über „Die Kunst“, ferner über „Die Lebenskunst im Allgemeinen“ und endlich über „Das Geheimniß der Lebenskunst“, und erst nach diesen Vorbereitungen hält er es für gerathen, ihn in „Das Heiligtum“ selbst einzuführen und ihn hier zuerst mit der „Theorie“, sodann mit der „Praxis der Lebenskunst“ bekannt zu machen. Man sieht, die Sache wird wirklich in echt maurerischem, elufernischem Geiste betrieben, und wollten wir daher hier den Kern und Mittelpunkt der Geheimlehre, in welche der Leser nach und nach eingeweiht werden soll, von vorn herein und auf einmal verrathen, so würden wir damit das Buch um einen nicht geringen Theil seines Reizes und seiner künstlerischen Wirkung, den Leser aber um die wesentlichere Hälfte des aus dem Buch zu schöpfenden Gewinnes und Genusses bringen: denn wie nicht selten auf Reisen der Weg zum Ziel mehr Interesse und Belehrung gewährt, als das Ziel selbst, wie der Schatz, nach welchem der Sterbende Vater seine Söhne den Weinberg durchwühlen ließ, im Graben und Schaufeln selbst bestand, so liegt auch hier der Hauptgewinn und der Hauptgenuß, den der Leser aus diesem Buche ziehen kann, darin, daß er dem Autor in seiner zwar langsam fortschreitenden, aber immerfort reichhaltigen, immerfort Geist und Gemüth beschäftigenden Belehrung Schritt vor Schritt folgt und sich von ihm nach und nach durch alle jene mystischen und mysteriösen Seelenstimmungen hindurchgeleitet läßt, die der Verfasser selbst hat durchmachen müssen und die zwar nicht immer vollkommen befriedigend auf die Wißbegierde des Verstandes, aber stets anregend, erhebend, veredelnd auf die religiösen, ästhetischen und sittlichen Triebe des Lebens wirken werden.

Daß hierzu eine Hingebung und Ausdauer gehört, wie sie heutigen Tage selten gefunden wird, kann nicht bestritten werden. Für die wahren „Freunde des Nachdenkens und der Erhebung“ aber, denen ja der Autor sein Buch nur geweiht hat, enthält es der Elemente, welche den Leser stets aufs neue anziehen und zu fesseln vermögen, in so ungewöhnlicher Fülle, daß sie ihm gern jene Hingebung und Ausdauer schenken werden. Am meisten dürften sich solche Leser durch dasselbe befriedigt fühlen, welche philosophische Reflexion und religiöse Er-

baung in eins verschmolzen und in ein mehr poetisches als wissenschaftliches Gewand gekleidet lieben. Wer reine Philosophie, reine Religion, reine Poesie verlangt, dem wird Form und Inhalt des Buchs weniger zusagen. Der Philosoph wird darin eine streng logische, dialektische Entwicklung, einen systematischen, durch Gründe überzeugenden Gedankengang vermissen; dem spezifisch-religiösen Sinne wird darin vieles zu profan, zu weltlich behandelt und namentlich der Vernunft ein zu breites Terrain eingeräumt erscheinen, und derjenige, welcher nur auf einen poetischen Genuß ausgeht, wird, wenn auch einzelnes von unvergleichlicher Schönheit und Lebendigkeit, doch das Ganze zu abstract, nicht concret und anschaulich genug finden. Wir unsererseits gehören zwar nach unserm persönlichen Geschmack zu denen, welche die hier erörterte Frage lieber in rein wissenschaftlicher Form behandelt zu sehen wünschten; andererseits aber müssen wir allerdings bezweifeln, ob eine solche Behandlung im Stande sein würde, zu Resultaten von allgemeiner und durchgreifender Gültigkeit zu gelangen und denjenigen Resultaten, welche sie gefunden, eine weitere Verbreitung und Einführung in die Praxis zu sichern. Vom Standpunkte der Leicht-erfaßbarkeit und Anwendbarkeit aus betrachtet, stellt sich in der That eine Behandlungswiese, wie sie unser Autor gewählt hat oder wie er sie seiner Natur nach wählen mußte, als die zweckmäßigste dar, sofern sie eben, was sie vielleicht durch ihre Resultate nicht zu erreichen vermag, zum Theil durch ihre unmittelbare Einwirkung auf Herz und Gemüth erreicht. Nur das wäre zu wünschen, daß der Autor mehr als er gethan auf die Modifikationen eingegangen wäre, die seine allgemeinen Maximen unter den einzelnen Lebensverhältnissen erleiden müssen, und daß er seine Lebensregeln mehr mitten auf der hohen Flut des Lebens, als in der kläuternden Zelle eines zurückgezogenen Beobachters gewonnen hätte. Uebrigens unterschätzen wir die Beobachtungen solcher anachoretischen und mehr in sich, als um sich schauenden Naturen durchaus nicht; denn sie sind in der Regel mit einem divinatorischen Takte begabt, der sie befähigt, über ihnen fern liegende Lebenssphären oft weit richtigere Urtheile zu fällen, als diejenigen, welche sich zeitweilig darin umhergerummelt haben. Auch darin müssen wir dem Verfasser beistimmen, wenn er dem denkenden Geiste das Vermögen zuschreibt, rein aus sich und durch sich selbst zur Entdeckung von Wahrheiten und Weltgesetzen zu gelangen, welche der sinnlichen Beobachtung ohne den vorausschauenden und sie leitenden Geist ewig verborgen bleiben würden. Gerade auf der Anerkennung eines in sich selbständigen Geistesreichs, eines ebenso wie die Außenwelt nach bestimmten Gesetzen geregelten und daher rein geistig erforschbaren „Gedankenkosmos“ beruht der Haupt- und Fundamentalsatz der Jung'schen Theorie und gerade hierüber hat er in seiner Schrift sehr wahre und beherzigenswerthe Gedanken niedergelegt. Er sagt unter anderm:

Ideen und Gedanken befinden sich so sehr in einem durch-
aus geordneten Verhältniß zueinander, daß sie ebenso ein
System und Weltssysteme untereinander bilden wie die Sphären
1859. 1.

des Firmaments, wenn man bei jenen nur nicht an triviale Ein-
fälle, Vorschläge, Meinungen denken will. Selbst die Phant-
asien künstlerischer Natur sind auf Gesetze des Vorhandenseins
und der Bewegung zurückzuführen. Wer irgendein Studium mit
Nachdenken gemacht, eine künstlerische Schöpfung vollbracht hat,
wird zu freudigem Erkennen wahrgenommen haben, wie er
schon innerlich gewisse Ideen als vorhanden schaute, deren Orte
und Deter draußen für ihn gleichsam noch leer waren, bis das
im Geist Gesehene nun auch draußen von ihm gesehen ward.
Seligkeit gewährt schon auf Erden dem Denker und Dichter
solche Anschauung. In diesem reinen Spiegel des Anschauens
und des Gedankenkosmos sah Columbus schon lange Amerika vor
sich, bevor es nun auch draußen vor ihm ausgebreitet lag.

Bei dieser Hochschätzung des Gedankens kann natür-
lich die Grundanschauung des Verfassers nur eine ent-
schieden idealistische sein. Er selbst hebt dies stets sehr
nachdrücklich hervor und legt es unter anderm durch eine
scharfe Bekämpfung des Materialismus an den Tag. So
sagt er S. 177:

Der Gedanke erscheint dem Naturalisten, dem in die Ma-
terie Versenkten als das Unwesentliche, Geistesliche, als das
Nichts. Daher ist ihm auch Gott das Nichts, da er doch der
Schöpfer des Alles ist. Da, wo die Materie aufzuhören scheint,
beginnt für den Materialisten das Nichts. Aber auch der Raum
ist nur die gröber oder feiner erfüllte Geistigkeit. Je mehr sich
die Materie in die Niedrigkeit absenkt, desto weniger dem Ge-
danken und Geiste verwandt wird sie, von der Schwere und
Finsterniß beherrscht. Je mehr sie nach der Höhe aufsteigt,
desto mehr nähert sie sich mit dem Lichte dem Geist. Im Feuer
der Trance weht schon dieser Gedankengeist. Und selbst in der
Schwere der Niedrigkeit blüht schon in der Erdnatur auf, was
mit dem Lichte an den Geist und dessen Herrlichkeit uns gemahnt,
wie im Diamanten und in allen edeln Steinarten, diesen Ge-
stirnen des Erdinnern und seiner Nacht. Licht ist der Leiter zur
Veredelung. Goethe wollte mehr davon, selbst als er starb.
Der Gedanke ist das Licht des Geistes. Leider leuchtete noch im
Tode nach einem großen Gedanken.

Nicht selten braucht er gegen den Materialismus die
Waffen eines ziemlich heißenden Spottes; so z. B. da,
wo er die Hypothese bespricht, daß der Mensch nur eine
auf chemisch-physikalischem Wege zu Stande gekommene
Metamorphose des Thiers, das Thier nur eine Meta-
morphose der Pflanze, und diese nur eine Metamorphose
anorganischer Naturgebilde sei. Er ruft aus:

Wem will man solche Fabeln einer corrupten Geschichts-
phantasie aufbinden? Und doch bleibt denen, die nur an die
Natur glauben, denen, deren offenbar gewordenenes Geheimniß
nur Stoff und Kraft ist, nichts anderes übrig als der Wahnsinn
jener Fabel. Man wird auf diesem Standpunkte der geistarmen
Geheimnißlosigkeit wahrscheinlich genöthigt sein, den letzten
Menschen als langarmigen Affen, oder besser den kurzarmigen,
am Gängelbunde des Schweifes, wieder ebenso in den Polypen
zurückschlüpfen zu lassen, diesen in die Pomeranze, diese in das
Blatt, dieses in den Granit, um den Wahnsinn der Natur aufs
neue durchzuführen zu sehen, vielleicht auf einem andern Stern,
wie die Natur ihn mit dem ersten Menschen, nach jenen Irr-
gläubigen, auf Erden durchgeführt haben soll. Man möchte
aber doch fragen, wer hier mehr in die zweite Kindheit des
Alters gerathen ist, derartige Naturforscher mit ihrem Verstande
oder derartige Affen mit ihrer Verwandelung. Auch möchte man
sich fast wundern, bei der sonstigen Experimentierlust unserer Zeit,
warum nicht schon längst einer jener Herren eine Anzahl errichtet
hat für Thierdächter und Thiersöhne edler Herkunft, d. h. hier:
besonders beanlagter junger Köpfe, Fudel, Fuchse, Wiber, Ele-
fantien, um sie in einem Jahre, sage: einem Jahre, zu Men-

schen auszubilden, die nicht bloß aufrecht gehen, sondern sprechen und geistreich sind. Sollte wirklich der Grund bloß der sein, daß man voraussetzt, man würde sich blamiren?

Diese antimaterialistische Richtung macht jedoch unsern Autor nicht blind gegen die Verdienste der naturwissenschaftlichen Forschungen, ja er gesteht denselben auch einen fördernden Einfluß auf die Erkenntniß des Geistes zu. Er sagt:

Unsere Physiologie wird, was das Vorhandensein einer unendlichen Gedankenwelt betrifft, große Veränderung erfahren, die auch durch den Fortschritt der Naturwissenschaften zu einer ganz andern Naturphilosophie als bisher herbeigeführt werden muß. Der Unterschied zwischen Innen- und Außenwelt ist oft völlig plump und Narr, man möchte sagen leblos festgestellt worden. Ihre Einheit für den Geist muß innerhalb nicht bloß begriffen, sondern geschaut, erlebt werden. Die feinem, die denkenden Sensualisten haben darin ganz recht, der Materie, der Zeitlichkeit eine so große Bedeutung beizulegen, daß sie selbst als den Reiter betrachten, der mit dem Seelenleben in einem telegraphischen Rapport, fast du auf du, steht. Es dringt allerdings ein Blumenstrauß von Gedankenfeilen von dem All der Außendinge auf uns ein, was die bereits vorhandene Gedankenwelt keinem Zweifel unterliegen läßt, und sie nicht bloß in uns herein-, sondern auch wieder in die Dinge, die Realitäten hinausleitet, so daß diese und immer mehr aufgeschlossen werden u. s. w.

Aber diese Anerkennung eines innigen Zusammenhangs des Immateriellen mit dem Materiellen ist natürlich bei ihm himmelweit entfernt von der Annahme einer absoluten Abhängigkeit des Geistes von dem Stoff oder gar einer völligen Identität beider. Statt, wie die Materialisten im Gedanken nur ein Product oder eine Function der Materie zu sehen, betrachtet er ihn in seiner Reinheit vielmehr als eine unmittelbare Urthat Gottes und gesteht dem Geiste die Kraft zu, sich innerhalb seines Reichs, d. h. innerhalb den Gedankenkosmos nach eigenem Ermessen und eignen Gesetzen zu regieren, oder, wie er sich ausdrückt, „unausgesetzt Herr seiner Gedanken zu sein“. Und gerade hierauf gründet er seine Theorie und seine Praxis der Lebenskunst. Daß dasjenige, was er hier als Grundbedingung fordert, etwas unendlich Schweres, mancher möchte meinen etwas Unmögliches sei, verkennet er nicht. Aber dies schreckt ihn nicht. Er sagt:

Wäre es aber möglich und könnten wir es verwirklichen, wir wären Lebenskünstler im vollen Sinne des Wortes. Aber wir wollen uns nicht lange besinnen, ob wir es können. Wir wollen ins Wasser gehen, um das Schwimmen uns anzueignen. . . . Oder nicht einmal so bedenklich. Wir wollen das hohe Meer der Gedanken, auf dem wir jetzt angekommen sind, wie unermesslich und schauerlich es sich vor uns auch ausdehnt, und welche Gefahren uns auch begegnen könnten, getrost beschiffen, ob wir uns irgendwie darin zurecht finden, oder gar da landen, wo die seligen Lebenskünstler wohnen. Ist jenes Meer schon für sich eine Welt, ein Universum, das uns fast überwältigt, so wird das Land, in welches es uns bringen dürfte, vielleicht um so mehr eine Welt sein, aber eine solche, in der es gut Hütten bauen ist.

Wir können den Leser, der Sinn für sinnige, tief-sinnige Contemplationen besitzt, nur einladen, dem kühnen Schiffer auf seiner Entdeckungstreife nach den glückseligen Inseln zu folgen. Auf einige Mystik, Ueberschwenglichkeit; Phantastik wird er sich allerdings gefaßt machen müssen; aber er wird vom Autor zugleich lernen, daß

eben das Lebensglück nicht ohne die Mithätigkeit dieser Factoren zu erreichen ist. Und wer wollte sein Auge gegen den Zauber einer Kata-Morgana verschließen bloß darum, weil sie nicht mit Händen zu greifen ist? weil sie sich vor dem nüchternen Verstande in nichts auflöst? Ob das Ziel der Reise, an welchem der Autor den Leser and Land setzt, vom Letztern ebenso wol wie vom Erstern als das Giland der Glückseligkeit anerkannt werden wird, lassen wir unentschieden, da hierbei ebenso viel auf den Leser, wie auf den Autor ankommt. Aber auf der Fahrt selbst wird es ihm nicht an den mannichfachen Erhebungen für Geist und Herz fehlen und unter diesen werden sich ihm die „kleinen Excursionen“ — eine Sammlung von aphoristischen, obwohl zum Thema des Ganzen in engster Beziehung stehenden Gedanken — als eine ganz besonders reiche Fundgrube anregender oder befriedigender, belehrender oder erbauender Lebensansichten bewähren. Unter den Abschnitten, welche besonders von der poetischen Weltanschauung des Autors ein ebenso vorteilhaftes, wie charakteristisches Zeugniß ablegen, dürften „Auf der Spitze eines Thurms“ und „Mein Haus und eine Dachstube“ ausdrücklich hervorgehoben sein.

Adolf Zeising.

Kritik des Machiavellismus.

1. Machiavell und Antimachiavell. Vortrag zum Gedächtniß Friedrich's des Großen gehalten am 25. Januar 1855 in der königlichen Akademie der Wissenschaften von Adolf Trendelenburg. Berlin, G. Reiche. 1855. Gr. 8. 4 Rgr.
2. Vertheidigung des Machiavellismus. Von Karl Vollmann. Quedlinburg, Buch. 1858. Gr. 8. 15 Rgr.

Den Machiavellismus vertheidigen zu wollen scheint ein sehr gewagtes, bedenkliches Unternehmen. Denn der Machiavellismus gilt in der öffentlichen Meinung für ein System der List und Verschlagenheit, dem alle Mittel, auch die unmoralischsten, recht sind, wenn sie nur zum Zwecke führen. Machiavellismus und Jesuitismus sind bei rechtlich denkenden Leuten gleich schlecht angesehen, wegen ihres Grundfahses: Der Zweck heiligt die Mittel. Und einer der größten, rechtlich gesinntesten Fürsten, die je auf einem Throne gesessen, Friedrich der Große in seinem „Antimachiavell“, hat ja den Machiavellismus verdammt.

Dennoch hat auch der Machiavellismus eine Seite, von der er sich sehr wohl vertheidigen läßt. Denn der Machiavellismus gehört eben zu jenen zweiseitigen Theorien, die sich weder absolut annehmen, noch absolut verwerfen lassen, sondern die in einem gewissen Sinne genommen annehmbar, in einem andern verwerflich sind. Es kommt eben alles darauf an *sic cum grano salis* zu verstehen. Friedrich der Große besand sich, wie Adolf Trendelenburg in seinem gediegenen Vortrag zeigt, nicht in der Lage, den Machiavellismus richtig aufzufassen, als er seinen „Antimachiavell“ schrieb. Friedrich folgte dem Zuge des ersten stillosen Eindrucks. Ihm ist Machiavell's Buch vom Fürsten Geist und er verhält seinen Born gegen den Verfasser nicht. Voltaire sah in solchen Urgrüssen des persönlichen Gefühls eine Schwäche und nicht eine starke Seite der Widerlegung; er beschränkte und beschnitt solche Stellen oder ermäßigte den Ausdruck zu wiederholtenmalen. *) Stillschweigend geht ein bes-

*) Der „Antimachiavell“ Friedrich's des Großen erschien, wie Trendelenburg mittheilt, zuerst in der Gestalt, in welcher die Schrift von Voltaire durchgesehen und hier und da verändert worden war, Ende September 1740 unter dem Titel: „L'Antimachiavell ou examen du prince de Machiavell, avec des notes historiques et politiques“

wegender Affect, der Affect eines Königssohnes, durch Friedrich's Schrift hindurch. Voltaire mochte fühlen, daß gegen einen Schriftsteller, wie Machiavell, welcher in der kalten Ruhe und in dem stillen Ernste der Betrachtung die größte Wirkung übt, auch der edelste Affect außer dem Vortheile, ja fast außer dem Rechte sei. Friedrich wurde bei seiner Arbeit von der Empfindung beherrscht, historische Untersuchungen oder Verurtheilungen der andern Schriften Machiavell's, um ihn vielseitiger, tiefer und daher billiger aufzufassen, lagen von seinem Wege ab. „Es ist“, sagt Trendelenburg, „als ob er nur jenen Makel tilgen und den fittlich verzerrten Eindruck, der durch Machiavell's Fälschen in die Welt gekommen, aus der Menschheit auslöschen möchte. Kapitel für Kapitel, Schritt für Schritt folgt er dem Machiavell und widerlegt ihn bald durch allgemeine Betrachtungen, bald durch andere Auffassung der historischen Thatfachen, bald durch entgegengesetzte Beispiele aus der Geschichte. Eine solche Widerlegung Blatt für Blatt ist von einer Seite gründlich. Aber indem sie dem Einzelnen nachgeht, versäumt sie das Allgemeine, um in dem Ganzen das Richtige und Unrichtige zu unterscheiden. Indem sich die Schrift an die Fersen des Gegners heftet, entbehrt sie der größern eigenen Bewegungen, allzu sehr durch die Gänge des Gegners bestimmt.“

Trotz des fittlichen Gegensatzes zwischen Friedrich und Machiavell findet aber doch zwischen beiden eine größere Gemeinschaft und Uebereinstimmung im Grunde der Sache statt, als es bei Friedrich's Art der Widerlegung den Anschein hat. Es sind, wie Trendelenburg nachweist, ganze Kapitel einer wesentlichen Uebereinstimmung da. So z. B. das fünfundzwanzigste Kapitel, in welchem Machiavell vom Glück in den mensch-

(Haag, bei Johann von Düren, mit der Jahreszahl 1741). Als der Druck dieser Ausgabe in Holland bereits begonnen hatte, wünschte der König, der inzwischen auf den Thron gelangt war, das Buch zurückzuziehen, offenbar aus demselben Grunde, aus welchem er als Kronprinz verlangt hatte, daß der „Antimachiavell“ anonym erscheine. „Ich spreche im „Antimachiavell“ von allen Fürsten zu frei“, hatte er an Voltaire unter dem 3. Februar 1740 geschrieben, „um zu erlauben, daß das Buch unter meinem Namen hervortrete.“ Voltaire, der den Auftrag hatte, die ganze Ausgabe zu korrigiren, unterhandelte mit van Düren, aber der Verleger hielt jäh an seinem Rechte und die Schrift trat aus. Voltaire milderte nun einige Stellen und gab eine andere Ausgabe danken heraus. Dessenungeachtet war der König nicht befriedigt, insbesondere waren nach seiner Ansicht das funfzehnte und sechzehnte Kapitel nicht das, was sie sein sollten; er beabsichtigte, wie er an Voltaire im October schrieb, für die Zeitungen einen Artikel, in welchem der Verfasser des Versuchs die beiden erschienenen Abdrücke vorzutragen sollte, und er ging damit um, das Buch zu überarbeiten und in Berlin eine eigene Ausgabe zu veranstalten, da in der von Voltaire besorgten zu viel Fremdes sei, um sie als sein Werk anzuerkennen. Den König scheint die Deffentlichkeit zu verdrängen, wie man daraus sieht, daß er Voltaire an die von ihm verlangte Geheimhaltung seines Namens erinnert und ihn bittet, den Verfasser nicht allzu sehr an die Straßenscenen anzuschlagen. Er that in der Sache nichts weiter und seine Erklärung, sowie die eigene Ausgabe unterbleibt. Die erste bei van Düren erschienene galt nun für die echte und es folgte von derselben Auflage auf Auflage, Uebersetzung auf Uebersetzung, ins Englische, Italienische, Lateinische, Deutsche. Sie ging durch die Welt. Es ließ sogar der Sultan Mustapha III. Friedrich's des Großen „Antimachiavell“ ins Türkische übersetzen, damit das Werk ihm und seinen Söhnen zum Unterricht diene. Es ist gelungen, als Seitenstück zu der Voltaire'schen, meist kürzenden bisweilen auch zusehendem Uebersetzung, nach der theils im königlichen Archiv, theils im Privatbesitz erhaltenen Handschrift Friedrich's des Großen die ursprüngliche Schrift so weit herzustellen, daß nur das zweite Kapitel in dieser Gestalt fehlt. Die neue Gesamtausgabe der Werke Friedrich's des Großen hat daher neben jenem „Antimachiavell“ diese ursprüngliche Schrift unter dem ursprünglichen Titel: „Refutation du prince de Machiavell“ aufgenommen. Dieser folgt Trendelenburg in seinen Bemerkungen.

lichen Dingen und von dem Widerstand handelt, welchen man ihm leisten könne. Abgesehen von der muthwilligen Laune, mit welcher Machiavell das Glück behandelt, stimmt praktisch Friedrich mit ihm überein und gibt seine andern Mittel an, um dessen Meister zu werden, was dem Handelnden von außen begegnet; sie sind ihm, ähnlich wie dem Machiavell, Kühnheit und Vorsicht; und zwar die eine, wie die andere, zu ihrer Zeit. Auch in Kapitel 9, 11, 12, 13, 14, 22 finden sich Uebereinstimmungen zwischen Friedrich und Machiavell. Des letztern männlich gedachtes Kapitel über die Schmeichler klingt in Friedrich wider; indem er das Gift der Schmeichelei bezeichnet, welchem nur der feste Fürst widerstehe, erweitert er diese Betrachtungen in kluger Menschenkenntnis. In solchen Stellen, in welchen der Sache nach mehr Uebereinstimmung als Widerspruch herrscht, führt der Geist des Widerlegens Friedrich bisweilen ins Kleine und Unrichtige, wie z. B. da, wo Machiavell für den kriegerischen Geist des Fürsten im Frieden die Jagd empfohlen hat (Kapitel 14), Friedrich hingegen mit demselben bezeichnenden Widerwillen, der einst seinem Vater mißfällig gewesen, gegen die Jagd als ein geistloses, leeres Vergnügen einen weitläufigen Ausfall that; oder da, wo Friedrich dem Machiavell vorwirft, daß er nur für kleine Staaten und kleine Fürsten schreibe (Kapitel 13); oder da, wo Friedrich gar die ausschweifende Liebe des Fürsten zu den Frauen, vor welcher Machiavell als vor einem Anlaß zur Unzufriedenheit im Volke warnt, in dieser Beziehung nach dem Beispiele Ludwig's XIV. und anderer für gleichgültig oder unschädlich erklärt; oder da, wo Friedrich die Staaten der Gegenwart vor Revolutionen für sicher hält (Kapitel 17 und 20), eine Sache, worüber er 30 Jahre später, da er in der Kritik des „Système de la nature“ den auflösenden Geist des Buchs bekämpfte, vielleicht schon anders dachte.

Treffend macht Trendelenburg auf die Äuße der Verwandtschaft aufmerksam, die in dem Charakter Friedrich's wie Machiavell's liegen. Machiavell ist ein gerader und reicher Charakter; selbst seine Eitelkeit ist offen; er sieht dem Weltlichen wie es ist, scharf und kühn ins Angesicht. Er ist ein Mann, der dem Schicksal gegenüber fest auf sich selbst beruht. Auch in Friedrich dem Großen erkennt niemand den festen, auf sich selbst beruhenden Geist und Charakter. Machiavell kennt die Menschen, und Friedrich kennt sie auch. Ihre Klugheit entspringt aus einer und derselben Grundansicht vom Menschen. In dem jugendlichen Verfasser des „Antimachiavell“ tritt diese Uebereinstimmung noch nicht hervor, aber sie liegt dem strengen Wesen und dem durchdringenden Blick des Königs zum Grunde. Machiavell erklärt, daß alle Menschen böse sind und nur aus Noth Gutes thun, aber sobald sie freie Gelegenheit haben, ihrer bösen Gemüthsart folgen. Auf die Frage Friedrich's II., wie es mit den Schulen in Schlesien ginge, antwortete einmal Sülzer: „Seitdem das man auf den Grundsatz Rousseau's, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut habe, fange es an besser zu gehen.“ Aber der König erwiderte: „Ach, ihr kennt nicht genug diese vermünchte Masse, welcher wir angehören.“

Friedrich der Große hat nach Trendelenburg durch die That erfüllt, was Machiavell theoretisch auf der Grundlage der Kraft und Consequenz, die der Nerv seines Wesens sind, Großes und Gutes gelehrt hat. Trendelenburg führt zum Belege dessen mehrere Beispiele an. Was Machiavell von seinem Fürsten an Kraft und Consequenz, an Veranfassung und Thätigkeit Großes verlangt, das hat der König in den guten und bösen Tagen seiner Regierung kraft seines angeborenen Genie geleistet. Aber im letzten fittlichen Princip bleibt dennoch ein Gegensatz zwischen beiden. Machiavell hat in seinem „Fürsten“ fast keinen andern Zustand vor Augen, als einen solchen, in welchem zwischen Fürst und Volk noch kein Friede, sondern Krieg ist und daher statt der Macht des Gesetzes nur die Mittel der Gewalt und der List erscheinen. In dem neuen Fürsten steht die persönliche Selbsterhaltung und die Machterweiterung mit dem Volke in vielfachem Widerspruch. Selbstsüchtig für sich fühlt sich der neue Fürst feindlich gegen das Volk und gegen den Staat. Machiavell's

Fürst sucht selbst da, wo er sich zum Volke hält, zunächst nur seine Erhaltung, seine Herrschaft. Friedrich dem Großen ist der Gedanke eines solchen Zwiespalts unerträglich und er nimmt von vornherein den entgegengesetzten Standpunkt ein. Daher erklärt er gleich im ersten Kapitel, daß der Fürst, des Volkes Haupt, nur sein vornehmstes dienendes Glied sei. In Machiavelli's Fürsten ist die Triebfeder des Handelns eine den begehrtlichen leidenschaftlichen Menschen berechnende Klugheit und entschlossene Kühnheit in der Ausführung des kalt Berechneten. Friedrich der Große kennt wie Machiavelli den Menschen, und er hat wie Machiavelli Entschluß und Konsequenz. Aber die Gesinnung seiner Staatskunst hat einen tiefern Grund. Kraft und Konsequenz sind nach Friedrich nur dann Tugenden von innerm Werth, wenn sie einem Höhern dienen, wenn ein sittlicher Geist sie befeuert, wenn nichts anderes als die Gerechtigkeit und das Streben für die Wohlfahrt des Volkes den Fürsten bestimmt. Die sittliche Weltanschauung Friedrich's ist, wie Trendelenburg zeigt, nicht bloß tiefer, sondern auch weiter und reicher als die Machiavelli's. Das Bild eines Fürsten, welches Friedrich im Gegensatz gegen Machiavelli in seinem Geiste trägt, drückt sich am schärfsten in dem Worte aus, das einst König Johann der Gute von Frankreich in der misslichsten Lage gesprochen und das Friedrich wenig verändert wiederholt (Kapitel 18): „Wenn es in der Welt keine Ehre und Tugend mehr gäbe, müßte man ihre Spur bei den Fürsten wiederfinden.“ Machiavelli will Kraft und Konsequenz, aber er erhebt sich nicht zu der Geistesstärke, welche die sittlichen Begriffe ein- und durchseht. Für Friedrich ist es bedeutsam, daß in den Beispielen, die er dem Machiavelli entgegenstellt, mehreremal die Erinnerung an den Kaiser Marc Aurel hervortritt. Nicht ohne Bewunderung nennt er ihn den glücklichsten Krieger und weisen Philosophen, der mit der Lehre die strenge Uebung der Weisheit verbinde, und bezeichnend für die eigene ethische, in eine allgemeine Religion zurückgehende Gesinnung Friedrich's ist es, daß er ein Kapitel (Kapitel 21) mit einem dem Marc Aurel beigelegten Worte schließt: „Ein König, den die Gerechtigkeit leitet, hat das Weltganze zu seinem Tempel und die guten Menschen sind darin die Priester und Opferer.“

Von diesem höhern moralischen Standpunkt aus mußte Friedrich ganz natürlich und notwendig zum Gegner Machiavelli's werden. Aber eine andere Frage ist es, ob der moralische Standpunkt der richtige bei Beurtheilung des Machiavellismus ist. Eine Theorie, die sich moralisch nicht rechtfertigen läßt, kann doch historisch sich sehr wohl rechtfertigen lassen. Es ist mit den Theorien, wie mit den Handlungen der Menschen. Wie viele Handlungen sind in der Geschichte vorgekommen, die moralisch höchst verwerflich waren, und die der Historiker dennoch als notwendige Momente der geschichtlichen Entwicklung erklären muß. Auch dem Machiavellismus kann man, wie Trendelenburg zeigt, nur dann gerecht werden, wenn man ihn historisch auffaßt. Zu Machiavelli's Zeit ist Italien ohnmächtig und verwüstet, zerrissen und zuchtlos. Fremde, vom Volke glühend gehaßt, Franzosen, Spanier, Deutsche kämpfen um seinen Besitz. Unter kleinen Zwingherren, zwieträchtigen Republiken, selbstsüchtigen Päpsten, eindringenden Fremden ist kein Zustand rettungsgelös. Da sagt Machiavelli, der sonst, wie in der florentinischen Geschichte, für die „Süßigkeit des freien Lebens“ begeistert ist, ein Republikaner in seinem Dichten und Trachten, den verzweifeltsten Gedanken eines Tyrannen, eines „neuen Fürsten“, der, wenn auch mit Trug und Grausamkeit, die Macht in seine Hand nehme, die Fremden verjage und das verbrodene Italien zu neuer Herrlichkeit verjünge. In diesem Sinne ist das letzte Kapitel seiner Schrift ein Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien. Für diesen Zweck entwirft er die Mittel, wie der neue Fürst seine Macht erhalte und mehre. Für den Fürsten, als die Grundlage zur Einheit und Befreiung Italiens, ist ihm jedes entschlossene Mittel, sei es Gewalt, sei es List, gut und recht. „Er suchte“, sagt Ranke, „die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt,

daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben.“ Machiavelli's Buch ist also nicht als Lehrbuch, sondern als die einer eigenenthümlichen Krankheit angepasste Vorschrift eines Arztes aufzufassen. Friedrich der Große ging nicht auf die Absicht des Buchs, sondern auf dessen Wirkung ein, die er vor Augen hatte. Ueber jenen Aufruf, Italien zu befreien, am Schluß des „Fürsten“ schweigt er ganz; er geht nicht auf das Vergangene, er geht auf den gegenwärtigen fortwirkenden Eindruck eines Buchs, welches unvorhohlen und allgemein, ohne Ausnahme und ohne Gegengewicht, die politische Klugheit vorträgt: wenn der Fürst zwischen Freigebigkeit und Geiz, zwischen Grausamkeit und Güte, zwischen Treue und Hinterlist zu wählen habe, so müsse er geizig, grausam, treulos sein; er müsse thun, was ihm nütze; nur müsse er nichts an sich spüren lassen als Güte, Unbescholtenheit und Religion (Kapitel 16 und 18). Machiavelli hatte selbst schuld daran, daß man seine Schrift mit ihren allgemein gehaltenen Betrachtungen als ein Lehrbuch des Fürsten nahm, und daß sie in der politischen Welt als ein Lehrbuch wirkte, wie z. B. in den Staatsläusen jener Katharina von Medici, der Tochter des von Machiavelli zum neuen Fürsten ersetzten Lorenzo, deren machiavellistische Politik sich unter andern durch die Pacifici Bluthochzeit bekundet hat. „Keine Art von Büchern“, bemerkt Trendelenburg sehr wahr, „wirft schlimmer, als solche, welche einseitige Bestrebungen scharfsinnig zur Theorie ausbilden und dadurch die Selbstsucht mit dem Stempel der Nothwendigkeit ausprägen. . . . Wo ein Krieg aller gegen alle herrscht, da gilt die Selbsterhaltung als letztes Gesetz, da gilt unvermeidlich Gewalt und List. Soll aber der Krieg aller gegen alle enden, so bedarf es für den, der ihn beizulegen berufen sein soll, außer der Kraft und Konsequenz einer innern Erlebung über Gewalt und List; es bedarf, um einen Ausbruch Blutes anzuwenden, einer königlichen Natur, die den Keim der Tugend, welche sie um sich herum schaffen will, schon in sich selbst trägt.“

Aus der ganzen Trendelenburg'schen Kritik des Machiavellismus geht hervor, daß derselbe sich nur höchst bedingt und eingeschränkt vertheidigen läßt. Und wie sollte es auch anders sein! Gewalt kann niemals der letzte und höchste Zweck des Fürsten, sondern nur Mittel für die höhern sittlichen Zwecke seines Berufs sein. Es kann nur unter ganz bestimmten Umständen und nur vorübergehend notwendig werden, in der von Machiavelli bezeichneten Weise nach der Gewalt zu streben. Trendelenburg ist sogar der Meinung, daß es auch in Italien, selbst in einem Zustande des Kriegs aller gegen alle, anderer Vorurtheile bedurft hätte, als solcher, welche an dem Beispiele eines Cäsar Borgia gefunden werden.

Trendelenburg's ebenso gründliche als vielseitige Abhandlung ist, dünkt uns, bei Beurtheilung der den Machiavellismus betreffenden Literatur zum Maßstab zu nehmen.

Karl Vollmann verfolgt in seiner „Vertheidigung des Machiavellismus“ einen praktischen, auf die Gegenwart bezüglichen Zweck. Daraus deutet schon das Motto seiner Schrift: „Das Vaterland über alles!“ In der „Vorbemerkung“ sagt er, unter den gegenwärtigen Umständen sei es die Pflicht jedes wahren Patrioten, das Seinige, unbeirrt durch kleinliche Rücksichten, zum Neubau des Vaterlandes beizutragen. Mit seiner Schrift möchte auch er ein Scherstein für diese große Sache liefern. Es handelt sich demgemäß in Vollmann's Schrift nicht sowohl um eine theoretische Beleuchtung des Machiavellismus, als vielmehr um eine praktische Anwendung und Nuzbarmachung desselben für die Gegenwart; daher sich der Verfasser viel mit Besprechung der gegenwärtigen politischen und sozialen Zustände zu schaffen macht, theils erklärend, wie sie geworden sind, theils angebend, wie sie nach seiner Ansicht zum Bessern zu wenden. Auf dieses Gebiet praktischer Politik können wir dem Verfasser hier in den „Blättern für literarische Unterhaltung“, die seine Zeitartikel für die Zukunft zu schreiben, seine politischen Programme zu entwerfen haben, nicht folgen. Wir begnügen uns daher, kurz zu referiren, was der Verfasser eigentlich will und müssen es

den Staatsmännern überlassen, Gebrauch davon zu machen. Der Verfasser legt das Hauptgewicht auf die äußere Politik einer Nation und läßt die innere Politik erst in zweiter Linie folgen. „Erst muß ein Volk eine Nation werden, ehe es an etwas anderes denken kann. Die Unabhängigkeit vom Auslande ist die erste Bedingung des Wohlergehens eines Volks, und deshalb muß auch jede Regierung das Hauptgewicht auf die auswärtige Politik legen. Erst in zweiter Reihe kommt die innere Politik. Solange Italien dem Auslande gegenüber unabhängig stand, war es groß und glücklich; mit seiner Unabhängigkeit aber verlor es auch seinen innern Wohlstand und sein inneres Glück. Dies ist immer und überall so. Aus diesem Grunde waren denn auch Machiavelli's Maximen, welche außerdem noch die für die damalige Zeit epochenmachende Lehre von der staatlichen Centralisation proclamierten, nicht nur für damals brauchbar, sondern sie sind dies auch für alle ähnlichen Zeiten. War Machiavelli's Buch vom Fürsten auch nur eine Gelegenheitschrift, welche zugleich ihren Verfasser für den Staatsdienst empfehlen sollte, so kann dieses Werk doch auch Anspruch auf universelle Bedeutung machen, indem sich derartige Zustände, wie diejenigen, welche dasselbe veranlaßten, so lange wiederholen werden, als die Welt steht, und deshalb werden sich auch die von Machiavelli empfohlenen Mittel, welche einer tiefen Kenntnis des menschlichen Wesens entsprossen sind, im wesentlichen so lange als brauchbar bewähren, solange die Menschen eben Menschen und keine Engel sind.“

Gegenwärtig glaubt nun der Verfasser in Bezug auf Deutschland und Italien wieder eine solche Zeit gekommen, in der sich die machiavellistische Politik als brauchbar erweisen dürfte, um beide Länder von ihrer innern Zerrissenheit und der dadurch herbeigeführten Schwäche zu retten. Er schreibt Preußen dieselbe rettende Aufgabe für Deutschland zu, wie Piemont für Italien. „Deutschlands Zukunft ruht in Preußen und Italiens Zukunft in Piemont. Das italienische Preußen und das deutsche Piemont haben für ihr größeres Vaterland die ganz gleiche Aufgabe, dasselbe zu Einheit, Macht und Herrlichkeit hinauszuführen.“ Deutschland bedarf nach dem Verfasser, wie einstmal Italien und wie auch das heutige Italien wieder eines bewaffneten Reformators, der es, „und müßte es selbst durch das Nothwehr eines allgemeinen Kriegs sein“, in das Gelobte Land nationaler Einheit und Unabhängigkeit führt. Solch ein bewaffneter Reformator aber werde die Eigenschaften besitzen müssen, die der Machiavellismus fordert. Ein solcher Fürst werde alle Hindernisse besiegen, er werde groß, mächtig, unumstößlich sein. Er werde in Bezug auf die Gestaltung der innern Staatsverhältnisse die Vorschriften der bürgerlichen und in Bezug auf die äußere Politik die Lehren der politischen Moral zu befolgen haben; er werde, wie Machiavelli, dieser große italienische Staatsmann lehrt, das Wohl des Volkes heilig halten, aber dem Auslande gegenüber weder Milde noch Grausamkeit, weder Treue noch Wortbruch, weder Ehre noch Schande, sondern nur die Einheit, Größe und Unabhängigkeit des Vaterlandes kennen. „Wann“, ruft der Verfasser begeistert zum Schluß aus, „wirst du erscheinen, König der Zukunft? Wann wirst du die Dornenhecken innerer vaterländischer Zersplitterung durchdringen und das Dornbüschel nationalen Glücks zu freudvollem Erwachen auf den süßen Mund und die geschlossenen Augen küssen? Wann wirst du sie unter den Fanfaren des Hochzeitsmarsches einführen in den Kränzhaus, damit endlich Barbareia erwache aus schwerem, bedrückendem Schlaf und die Raben nicht mehr den alten, geweihten Berg der Sage unheilvoll umkreisen? O komm, komm bald! und alle Thore werden sich dir öffnen und alle Deutschen werden dir entgegenjucheln und dir folgen zu Kampf und Sieg! Komm, König und Herr!“

Der Enthusiasmus des Verfassers für die Einheit, Macht und Größe des deutschen Vaterlandes ist zu loben. Aber ob wirklich Deutschlands Zustand ein so verzweifelter ist, daß nur eine machiavellistische Kur helfen kann, eine Kur, die Treubruch

und Ströme von Blut nicht scheut, das ist freilich eine andere Frage, deren Beantwortung jedoch nicht mehr hierhergehört. Trendelenburg hat in seiner Abhandlung die Bedingungen entwickelt, unter denen allein sich die machiavellistische Politik rechtfertigen läßt. Ob diese Bedingungen, wie Vollmann meint, gegenwärtig vorhanden seien, das bedarf einer eignen eingehenden Untersuchung, zu der hier natürlich nicht der Ort ist.

Julius Frauenstädt.

Dichtungen in westfälischer Mundart.

1. Poetische Versuche in westfälischer Mundart von F. Zumbrook. Sechste Auflage. Münster, Aschendorff. 1857. 8. 10 Ngr.
2. Neue poetische Versuche nebst einem Anhange enthaltend Lieder mit Melodien in westfälischer Mundart. Von F. Zumbrook. Münster, Aschendorff. 1857. 8. 10 Ngr.

Das erste schon vor mehreren Jahren erschienene Werk hat in Westfalen einen außerordentlichen Beifall gefunden und bereits die sechste Auflage erreicht. In einem Vorwort bemerkt der Verfasser über den Zweck seiner Gedichte:

Das Lachen ist gewiß gesund,
Man hat so selten darto Grund;
Drum war man noch wohl lachen kann,
Dar lache doch en jeder Mann —

und diesen hat er in der That erreicht. Die Gedichte sind der Mehrzahl nach humoristischen Inhalts, manche höchst ergötzlich; so unter andern: „Das billige Kaseeren“, „Die Liebesgesellschaft“, „De Liebungsliuser“, „Die eilige Dienstmagd“, „Jan Wärd up de Brutschan“, „Jan Wärd as Verdienter“, ganz vorzüglich aber: „De Besaupeheit“, und das folgende: „Dat Upwaken“, die in ihrer Art ausgezeichnet genannt werden können.

Auch unter den Liedern, welche hauptsächlich in den „Neuen poetischen Versuchen“ vorkommen, und von welchen einige zu Auführungen im Carneval benutzt sind, befinden sich manche recht gelungene. Ferner sind einige, theilweise bekannte Anekdoten mit aufgenommen und auf eine sehr ansprechende Weise behandelt, z. B. „De gelehrte Ape“, enthaltend die Erzählung, als Voltaire auf einer Reise mit Friedrich dem Großen für einen Affen gehalten und als solcher behandelt wurde. Endlich kommen auch einzelne didaktische Gedichte vor, die sehr ansprechend, z. B. „De plattbütsche Sprache“, in welchem die lächerlich gemacht werden, welche sich derselben schämen, sowie „Düner den Ghesand“, in welchem ganz gemüthliche und gesunde Lehren für die Eheleute enthalten sind.

Der Verfasser ist der plattdeutschen Sprache in hohem Grade mächtig; dabei schreibt er leicht, deutlich, fließend, und auch für den gemeinen Mann verständlich; man sieht es den meisten Gedichten an, daß sie ihm nicht viele Mühe gemacht haben; sie sind fast sämmtlich so ganz aus dem Leben gegriffen. Der Schluß ist in der Regel naiv, oft schalkhaft und daher befruchtend; wir wollen nur einen hervorheben. Nachdem in dem oben bemerkten „Dat Upwaken“ die Folgen der Betrunktheit in höchst komischer Weise geschildert sind, ist das Finale:

Un de Knecht möß laupen
Um en Dering laupen,
Daabi drunk he en Glas of meer
Von dat nämlige Beer.

Von den in der ältern Sammlung dieser poetischen Versuche enthaltenen Erzählungen in Prosa wollen wir uns nicht versagen, eine kleinere mitzutheilen: „Er lagga up en Stiarvedde, se satt derstör. un holl de Kärje“) in de Hand, un blädde, datühr de Mund (schummde; up enemaol das grummeld“) et. „Das stigg en Unwiar“) up“, sag se, „mi hävet all“ dat Heu los, dao mott ik maken, dat wi et bi'n ene frigt! — da Jan Wärd! hall de Kärje fast,

7) Das Licht. **) donnerte. ***) Ungewitter.

un wann du war derwile siarten sollst, dann puff doch erst die Rärge ut, dat mi doch sin Malheur hävet.»

Für diejenigen, welche der plattdeutschen Sprache nicht mächtig sind, entfallen beim Lesen allerdings erhebliche Schwierigkeiten, und wird vieles unverständlich bleiben, dagegen aber haben wir gefunden, daß dieselben beseitigt werden, sobald das Vorlesen durch einen derselben Kundigen erfolgt. Wir können daher nur wünschen, daß beide Werke eine noch größere Verbreitung finden, erachten auch den Verfasser nach seinen bisherigen Leistungen für völlig befähigt, ein größeres Werk humoristischer Gattung zu liefern. 32.

Nachträgliches zu der Literatur über die jenaische Säcularfeier.

Zu unserm Bericht über die das jenaische Jubiläum betreffende Literatur in Nr. 44 d. VI. f. 1858 haben wir hier noch einen Nachtrag zu liefern, indem uns nachträglich noch mehrere solcher Gelegenheitschriften zugesenden sind, darunter folgende: „Ueber die richtige Ableitung und Erklärung des Ortsnamens Jena und der damit verwandten. Sprachwissenschaftlich entwickelt und dargestellt. Nebst geistlichen Liedern und Gedichten zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Einweihung der Universität Jena“, vom Pfarrer J. R. Schauer (Weimar, Vöhlau, 1858). Der sprachwissenschaftliche Theil der Schrift zerfällt in zwei Abschnitte, wovon der erste die früheren, bezüglich falschen Ableitungen und Erklärungen des Namens Jena aus dem Hebräischen und Griechischen, Lateinischen, Slavischen und Deutschen behandelt. Man hat z. B. dem Namen Jena von den hebräischen Worte „Jain“, d. i. Wein, abgeleitet, wonach Jena so viel als Weinort, Weinstadt bedeuten würde, besser noch Essigstadt, da Luther bekanntlich den jenaischen Wein „acetum“ nannte. Da man nun den jenaischen Wein oder Essig wahrscheinlich nach Weimar zum Verkauf brachte, so lag natürlich nichts näher als den Ortsnamen Weimar für eine Veräusserung aus „Weinmarkt“ zu erklären! Doch welchen Unfinn hat nicht schon der Scharfsinn unserer Grammatiker ausgebrüht! Auch Gerhard Meierator und Sundius, die „Jena“ von dem griechischen εἶνος ableiteten, gaben dem jenaischen „acetum“ die gebührende Ehre. Der Superintendent Demler (Georg Kemilius) leitete gar den Namen Jena von dem lateinischen Personennamen Janus, andere ihn aus dem Slavischen ab, z. B. von „Jeden“ (Gins), das wie „Jeen“ ausgesprochen würde, wonach der Name Jena soviel als „Ginsdrei“, oder „Dreieins“, oder „Dreistadt“ bereute, weil die Stadt aus drei (jedoch unkenntlichen) Dörfern entstanden sei. Unter den Ableitungen aus dem Deutschen sind folgende die curiosesten: „Jena“ sei aus „gähnen“ entstanden, mit Bezug auf das Uhrwerk auf dem Rathhause zu Jena, wo ein aus Erz gegossener Mann (von Luther „Hans von Jena“ genannt) beim Schlagen das Maul aufperre; oder aus dem Worte „Genie“, weil die Einwohner dieser Gegend „alles inagemein genossen und gebraucht hätten“. Der Verfasser unserer Schrift führt dagegen den Namen Jena auf celtischen Ursprung zurück, nämlich auf das kymrische gen (wobei auf das verwandte Genava der Allobroger, jetzt Genf, und auf das Genua der Ligurier verwiesen wird), und er behauptet, daß Jena ein celtischer Anbau und gewiß von hohem Alter sei. Wir erfahren auch im Verlauf der Schrift, daß die so ehrlich deutsch klingenden Namen Ziegenbain, Verchenfeld, Gelfsee u. s. w. celtischen Ursprungs seien. Ziegenbain habe ursprünglich wol Beges-bain geheissen, vom irischen seages Wald, Verchenfeld komme her vom irischen laerg, Anhöhe, Abhang, und Gelfsee von irischen aigiöl, sumpriges Thal. Selbst Luther's deutsche Abkunft wird verdächtigt, denn ein Anführer der Sclten habe Luther (bei den Römern Lutarinus) geheissen. So soll auch „Dusel“ und „dußlig“ vom irischen dusal, Guirlande vom kymrischen gwyrlen, Torte vom kymrischen thorth herkommen u. s. w. Vielleicht wird man uns

bald davon überzeugen, daß wir Deutsche überhaupt kein Deutsch, sondern das reinste Celtisch sprechen. — Eine übersichtliche und detaillierte, begreiflicherweise in sehr enthusiastischem Stile abgefaßte Schilderung der jenaer Säcularfeier erschien unter dem Titel: „Zubelerinnerungen. Beschreibung der dreihundertjährigen Jubelfeier in Jena. Von F. Friedrich“ (Jena, Verlags, 1858), sichtlich allen denen zur Nachlese und beziehentlich vielleicht auch zur Nachur zu empfehlen, welche an den hier geschilderten Szenen persönlich mittheilhaft waren. — Besondere Erwähnung verdient die Schrift: „Jena Hungarica“, von dem protestantisch-ungarischen Pfarrer L. A. Haan in Vefes-Gsaba, worin über sämtliche Ungarn, welche in Jena studirt haben, biographische Notizen mitgetheilt sind. — Allen Erziehern und Lehrern ist folgende Schrift: „Das pädagogische Seminar zu Jena. Historische Bilder aus den Akten derselben Denkschrift zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena von dem ältesten Mitgliede des Seminars“ (Leipzig, Engelmann, 1858) angelegentlich zu empfehlen; mit ihr beginnt eine Serie „Monographien zur historischen Pädagogik. Im Verein mit wissenschaftlichen Pädagogen herausgegeben von Karl Volkmar Stoy“. Derselbe Pädagoge gab in demselben Verlage ein „Album des pädagogischen Seminars an der Universität Jena“ heraus, welches zwei Abhandlungen: „Schrift und Jugend, sensu und seht“, von Dr. Stoy, und „Leonardo da Vinci“, von dem Professor R. V. Etzel in Heidelberg enthält. Interessant waren uns in ersterer besonders die historischen Rückblicke. Rudolf Agricola nannte die Schulen seiner Zeit „Gefängnisse, wo Schläge, Thränen, Weheul ohne Ende; mit Unrecht nenne man die Schule schola (Mühe) oder ludus literarius (wissenschaftliches Spiel); richtiger erhalte sie von Aristophanes den Namen ὀπισθοτροπεύ, d. h. Sergerort“. Zum Schluß zieht Stoy heftig gegen alle „Kinderliteratur“ zu Felde, von Weise an bis auf Merck und Franz Hoffmann, wie gegen alle Verschrobtheit, womit z. B. ein Lehrer in einer größten Stadt Norddeutschlands seinen zwölfjährigen Schülerinnen die Aufgabe stellte, „die Gefühle Karl's XII. nach der Schlacht bei Poltava“ auszusprechen. Ihn übertraf noch ein Lehrer in W., der seinen Schülerinnen in der Oberklasse aufgab, die Frage zu beantworten: „Würde Ggmont, wenn er leben geblieben wäre, Märchen geheiratet haben?“ A. M.

Notiz.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zu den neuern französischen Schriften, welche für uns Deutsche von besonderem Interesse sein dürften, weil darin auf deutsche Geschichtsmomente oder deutsche Theologie, Philosophie und Wissenschaft Bezug genommen ist, gehören Morellet's „Tableau du progrès de la pensée humaine depuis Thalès jusqu'à Leibnitz“, worüber in der „Revue des deux mondes“ lobend bemerkt wird: „Von welchem Gesichtspunkt man auch dieses Werk betrachten mag, wird man dem Verfasser eine ausgezeichnete Befähigung für Untersuchung und Auseinandersetzung nicht in Abrede stellen können“; Mariano Gubi i Soler's „La phrénologie régénérée“; Paul Janet's „Histoire morale et politique“; de Blasman's „Les Strauss françaises“. Die „französischen Strauss“, deren Doctrinen in dieser Schrift als antireligiös bekämpft werden, sind Renan und Littré, Mitglieder des Instituts. J. Ferrari's vierbändiges Werk: „Histoire des revolutions de l'Italie ou Guelfes et Gibelins“, ist für deutsche Leser ebenfalls von besonderem Interesse. Der Verfasser hat von der Geschichte im allgemeinen eine sehr pessimistische Ansicht; er fragt: „Ist die Geschichte etwas anderes als ein bloßes Spiel der ausschweifendsten Leidenschaften, der raffiniertesten Treulosigkeiten, des ungeheuerlichsten Ehrgeizes? Ist sie nicht eine ununterbrochene Reihe von Scandalen? Sind ihre geistig bewegtesten Epochen nicht zugleich auch die verbrecherischsten? Muß sie nicht Ungeheuer schaffen, wenn sie Riesen schaffen will?“ Lesenswerth ist auch ein Aufsatz: „Goethe naturaliste“, von G. Favre, ein anderer: „Les phases diverses de la philo-

sophie allemande depuis Kant", von F. Wihl in der „Revue contemporaine", und der Aufsatz von St. René Taillandier in Nr. 20 der „Revue des deux mondes" mit der Ueberschrift: „La philosophie et l'histoire en Allemagne", worin die „neuen Schulen" von H. Fichte und Th. Komusien abgehandelt sind. Letztere fäßt der Verfasser sich fast versucht, einen „journaliste pamphlétaire" zu nennen. Wir bemerken noch, daß Friedrich von Schubert's berühmtes Werk über die Alpen unter dem Titel: „Les Alpes. Seule traduction autorisée", ins Französische übersetzt worden ist, und daß in Paris bei Morizot eine „Voyage pittoresque en Allemagne. Partie méridionale" von E. Marmier und eine „Voyage pittoresque sur les bords du Rhin" von Edmond Texier erschienen sind, beide mit Illustrationen von den Brüdern Rouargue und überhaupt topographisch prächtig ausgestattet. Dem ersten Theil des Marmier'schen Reiseverfs wird der zweite, das nördliche Deutschland umfassend, demnächst folgen. Marmier macht in dem vorliegenden Theile unter andern auch gelegentlich eine Bemerkung über die verschiedene Art, wie die Völker speisen: in Frankreich betrachtet man ein Diner nur als eine Gelegenheit zu freundschaftlichem Geplauder; in Nordamerika, wenigstens in den Gegend von Philadelphia, Newyork und Washington sei es ein „acte de voracité brutale"; in Deutschland ein „recueillement". Selbst die deutschen Frauen aus dem Staade der Bourgeoise, so lebhaft oder sentimental sie auch seien, hörten nur mit halbem Ohr auf das, was man ihnen während der Mahlzeit zuraune, und der würde schlecht anlaufen, der vielleicht ein Diner als Gelegenheit benutzen wollte, um ihnen eine Liebeserklärung oder einige schöne Schiller'sche Verse anzuhängen. An schrecklichen Verunstaltungen der Eigennamen fehlt es namentlich im Terrier'schen Werke nicht; so soll in Düsseldorf außer Heine, „ce grand et charmant Français, né en Allemagne", auch ein „Varhayan van Eine, littérateur estimé" geboren sein. Obac Zweifel ist unter letztern der verstorbene Varnhagen von Ense gemeint.

J. M.

Bibliographie.

Abenteuer eines Emporkömmlings. Ein Roman. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 3 Thlr.
Biffart, W., Deutschland, sein Volk und seine Sitten. In geographisch-ethnographischen Charakterbildern. Mit vielen Abbildungen. 1te Lieferung. Stuttgart, Metzschke. Gr. 8. 12 Ngr.
Böttcher, G. J., Das Leben Dr. Johann Gerhard's für christliche Leser insgemein erzählt. Mit Joh. Gerhard's Bildniß. Leipzig und Dresden, Naumann. 1858. 8. 10 Ngr.
Cepari, A., Das Leben des heil. P. Franziscus Borgia, Herzogs von Gandia und dritten Generals der Gesellschaft Jesu, nach den Chroniken der Gesellschaft, dem Canonisationsprozeß, den Acten der Rota und der Congregation der Riten dargestellt. Aus dem Italienischen. Mit einem Vorwort von W. Reichel. Regensburg, Montag u. Weiß. 1858. 8. 20 Ngr.
Christiansen, G., Rechtliche Würdigung der Einzelhaft. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.
Derschau, T. Freih. v., Die Romanov. 1ster Band. Leipzig, Russisches Atelier. Gr. Fol. 88 Thlr.
Dethleff's, Sophie, Gelegenheitsgedichte. Hamburg, Wärgel. 16. 22½ Ngr.
Dittmann, A. F., Die großen Veränderungen der Erdoberfläche. I. Bisherige Rathmachungen, Ansichten und Theorien über die Entstehung des Erdkörpers, die Beschaffenheit seines Innern, die Bildung seiner Oberfläche und die darauf vorgegangenen Veränderungen. II. Thatfachen, durch welche die großen Veränderungen der Erdoberfläche bestätigt werden. III. Nächste Ursache derselben. — entdeckt und erläutert. Schledwig, Helberg. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
Egenter, F. J. (Venerabili Dalei), Rosen und Trauerweiden. Ulm, Gebr. Rabling. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
Gilling, F. v., Dunkle Wege. Erzählungen und Ge-

sichten. 1ster Band. Stuttgart, R. Müller. 1858. 12. 1 Thlr.

Fischer, G. W. F., Versuch einer Geschichte der Reformation in Polen. Zwei Theile. Grap. 1855, 56. Gr. 8. 3 Thlr.

Friedrich, R., Eigen Konfession. Plattbüsche Nimels und swatte Biller vorr sine lätten gedon Fräun. Berlin, Wagner. 1858. 4. 15 Ngr.

George, Amara, Der Tagesanbruch. Erzählungen und Lieder. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte der Generalsynoden beider evangelischen Confessionen in Ungarn vom Jahre 1791 von CLVI. Jena, Deesbener. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Glückselig, L., Anreden an Marshall Radegly. Zu der am 10. November 1858 stattfindenden Enthüllungsfest des Radegly-Monumentes in Prag und als Supplement zur gesammelten Radegly-Literatur herausgegeben. Mit der Abbildung des Prager Radegly-Denkmales und mehreren wichtigen Beigaben. Prag, Storch. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Golz, B., Gracile Menschen: Kenntnis in Studien und Stereoscopien. 1te Abtheilung. — A. u. d. T.: Zur Charakteristik und Natur-Geschichte der Frauen. Berlin, Jank. 8. 1 Thlr.

Görner, G. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele. 6ter Jahrgang. Hamburg, Verlage-Comptoir. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer, J., Auf stillen Wegen. Dichtungen. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Handelmann, H., Geschichte von Brasilien. 1ste Lieferung. Berlin, Springer. Lex.-8. 15 Ngr.

Der alte Hauptmann. Roman in drei Bänden vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder". Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Hausser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien, Südamerika und Australien. Gesammelt und herausgegeben von E. Hausser. Zwei Bände. Leipzig, Verbig. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schmidt-Weissenfels, Charaktere der deutschen Literatur. Zwei Bände. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 3 Thlr.
Warmsdorff, L. v., Jane, Blanche, Claudia. Drei Weiber-Schicksale. Frei nach den „Filles de plâtre" von Montepin bearbeitet. Zwei Bände. Berlin, Neide. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Tageblitteratur.

Die versuchte Einigung der deutschen Buchschenschaft während der Jubeltage den 15., 16., 17. August 1858 zu Jena. Ein Rückblick und Nachklang nebst einem offenen Sendschreiben an die Theologen, Germanen und den Vurgsteller zu Jena von einem Keizgenossen. Weimar, Kühn. 1858. 8. 5 Ngr.

Friedrich, G., Deutsche Gegner der Phrenologie aus neuerer Zeit. Zum 100jährigen Geburtstage Gall's. Cöthen, Schettler. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heber, B., Die Dialonissen nach ihrer Geschichte und Bedeutung in der evangelischen Kirche. Als Beitrag zum Dialonissenhaus in Darmstadt den verehelichten Verfechterinnen desselben dargebracht. Darmstadt, Würp. 1858. Gr. 8. 2½ Ngr.

Boland, R., Rechtsgelehrte Richter oder Geschworene. Ein Vermittlungsvorschlag mit Rücksicht auf das neue Sächsisches Strafverfahren, den Gebildeten aller Stände gewidmet. Leipzig, Jankowig. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Kreuter, F., Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plauddeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat. Berlin, Wagner. 1858. Br. 8. 5 Ngr.

Rödy, G., Hat Pastor Wallat die Juden wirklich verrückt? Ein offenes Sendschreiben an Hrn. Dr. Frankfurter. Hamburg, Nolte und Köhler. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!“

Die Deutsche Allgemeine Zeitung ist im Laufe der letzten Jahre unausgesetzt bemüht gewesen, den an ein größeres unabhängiges Blatt gestellten Anforderungen des deutschen Publikums zu entsprechen. Gegenüber dem jetzigen regern politischen Leben in Deutschland wird sie in diesem Streben nicht ermüden, sondern denselben vielmehr durch vermehrte Anstrengungen und fortgesetzte Vervollkommnungen entgegenkommen. Ihre politische Richtung darf als bekannt vorausgesetzt werden und ebenso, daß sie in jeder Beziehung — durch Leitartikel, Originalcorrespondenzen und telegraphische Depeschen, sowie durch ein Feuilleton und die besonders sorgfältig gepflegte Rubrik: **Handel und Industrie** — die verschiedenen Ansprüche der Leser zu befriedigen sucht. In Leipzig erscheinend, darf sie außerdem speciell für Sachsen und ganz Mitteleuropa eine besondere Wichtigkeit beanspruchen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt wie bisher vierteljährlich nur 1½ Thlr. Insuperate (die Seite 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten: In Leipzig: Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Heinrich Hübner; Altona: Haasenstein & Vogler; Amsterdam: Seyffardt'sche Buchhandlung; Berlin: A. Neumann; Bonn: Henry & Cohen; Bremen: G. Schlette; Dresden: G. Höpner und Verleger Schanz; Frankfurt a. M.: Dr. Go. Gartenfeld und Jacger'sche Buchhandlung; Hamburg: Jakob Türckheim; Hannover: J. W. N. Wehlreiter; Paris: Bureau Central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: S. A. Brockhaus.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig ist jetzt erschienen:

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usancen aller Staaten und wichtigen Orte

Von Christian Noback und Friedrich Noback.

8. Geheftet 4 Thlr. 21 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

Das von allen Seiten mit der größten Anerkennung aufgenommene und als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur bezeichnete „Vollständige Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse etc. Von Ch. und F. Noback“ (7 Thlr. 15 Ngr.) hat die weiteste Verbreitung gefunden. Dennoch hat sich das Bedürfniss nach einer kürzeren und billigeren Zusammenstellung der betreffenden Daten zum täglichen Gebrauch des Geschäftsmannes geltend gemacht und diesem zu genügen, sowie gleichzeitig der rücksichtslosen, meist freilich auch sehr ungeschickten Plunderung, die das Noback'sche Taschenbuch seitens genannter und ungenannter Abschreiber erfahren, entgegenzutreten, war der Zweck des jetzt vollständig vorliegenden Noback'schen „Münz-, Maass- und Gewichtsbuchs“.

Es wird hierin dasselbe wie in jenem Werke, nur in einem engeren Raum geboten. Es soll dem praktischen Geschäftsmann für seinen täglichen Gebrauch dienen, namentlich auch wird es für den Reisenden ein willkommenes Vademecum und für die jüngere Kaufmannswelt ein geeignetes Hülfsmittel sein, um neben der Praxis ihres Berufs sich auch theoretisch in Fachgegenständen auszubilden. Es darf nicht als ein Auszug des grösseren Werks betrachtet werden, denn es ist thatsächlich eine neue und selbständige Arbeit, die vielmehr als eine Ergänzung der frühern gelten kann, und selbstverständlich auch die neuesten wichtigen Veränderungen auf diesem Gebiete (namentlich in Betreff Oesterreichs) enthält.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Von Georg Franz Dietrich aus dem Winckell.

Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von
Johann Jakob von Eschudi.

Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel.

Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

(Auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.)

Unter allen fachwissenschaftlichen Werken über die edle Weidmannskunst steht Winckell's Handbuch noch immer unübertroffen da. Kein anderes Werk ähnlicher Tendenz vereinigt in sich eine solche Fülle ausgezeichneter Beobachtungen, streng wissenschaftlicher Untersuchungen und gründlicher Studien über äußere Gestalt, Lebensweise, Nahrung und geistige Fähigkeiten jagdbarer Thiere, kein anderes behandelt so ansehnlich den echt weidmännischen Verkehr, sei es zur Schonung des Wildes, sei es zu dessen Ausbarmung oder zur Vertilgung des so verderblichen Raubthieres. Winckell's Handbuch ist daher für jeden Jäger, wie er sein soll, ein ebenso unentbehrlicher als sicherer Führer, der ihm überdies nicht nur vielfache Belehrung, sondern auch eine vorzügliche Unterhaltung gewährt und jedes andere Hand- oder Lehrbuch über den nämlichen Gegenstand fast entbehrlich macht.

Die jetzt vollständig vorliegende dritte Auflage ist von dem bekannten Schriftsteller Dr. J. J. von Eschudi mit aller der Sorgfalt und Liebe zur Sache, die ein solches Unternehmen erfordert, bearbeitet worden. Das Werk hat in dieser Auflage wesentliche Verbesserungen, der Umfang desselben aber trotzdem eine bedeutende Verminderung erfahren. Ebenso ist der Preis der neuen Auflage fast um die Hälfte billiger gestellt worden als bei den frühern Auflagen. Die äußere Ausstattung ist vorzüglich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 2. —

6. Januar 1859.

Inhalt: Dramatische Literatur. Erster Artikel. — Zur Dante-Literatur. Von Wilhelm von Lüdemann. — Klaus Greth über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Von Hermann Warggraf. — Kottjen. (Zur Literaturgeschichte vom culturhistorischen Standpunkte; Goethe's „Faust“ in Frankreich; Die Gräfin Dora d'Aleia.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatische Literatur.

Erster Artikel.

Wer hat nicht erfahren von den Schwierigkeiten, die ein dramatischer Dichter zu überwinden hat, ehe er mit seiner Arbeit vor das Publikum tritt und sie dem Urtheile preisgibt? Abgesehen von den Vorarbeiten und dem Schaffen selbst, das noch immer Lust und Hoffnung mit sich führt, welchen Werger und welche Kränkungen hat er durchzumachen bei der Einreichung, bei dem Lesen, bei der Besetzung, bei der Aufführung. Ist es doch fast ganz unmöglich geworden ohne Benutzung von Protection und andern Kanälen, bloß durch den Werth der Arbeit ihr Aufnahme in das Repertoire eines größeren Theaters zu verschaffen. Erst vor kurzer Zeit fanden wir eine dramatische Arbeit durch einen Theateragenten mit der ganz besondern Bitte empfohlen, die Leiter der Theater möchten das eingelandte Stück doch nicht ungelesen zurückschicken. Mit welchen Illusionen läßt der Dichter durch die Agenten seine Arbeit versenden und nicht einmal der Trost bleibt ihm, daß es an maßgebender Stelle durchgesehen wird. Man mache das den Intendanten und Directionen nicht allein zum Vorwurf; sieht man in ihren Lesezimmern die hoch aufgestapelten Manuscripte, die nicht enden wollende Zusendung von dramatischen Novitäten, so findet man schon darin eine Entschuldigung für sie; bedenkt man, daß im Jahre höchstens zehn größere Novitäten vorgeführt werden können, daß dabei die Dramatiker von Ruf zunächst berücksichtigt werden und daß bei jener Zahl auch die Bereicherung des Repertoires mit klassischen Stücken eingerechnet ist, nimmt man hierzu noch die Rücksichten, welche die Leiter der Theater zu nehmen gezwungen sind, so wird man einsehen, daß es dem Talente schwer gemacht ist, sich durch dramatische Werke auf der Bühne bekannt zu machen. Da haben sich denn ihre Arbeiten aus dem Staube der Lesezimmer nachgerade durch den Buchhandel direct an das Publikum adressirt, um durch dieses oder durch die Kritik den ersuchten Platz hinter den Theaterlampen zu erringen. Aber täuschen wir uns nicht; das eigentliche Interesse an der Bühne ist in Deutschland, wir möchten behaupten fast überall

(Spanien vielleicht ausgenommen) erkaltet; die Vergnügungslust, welche die Theater füllt, der Beifall, den das Virtuositenthum eines Künstlers erringt, die Neugier, mit der jede neue Erscheinung betrachtet und bekräftigt wird, ist weit entfernt von dem regen Interesse an dem Theater selbst, von der Bedeutung der Bühne als einer moralischen Anstalt; es gleicht vielmehr nur jenem billigen Interesse für Reiter- und Thierbuden. Kein Ausdruck ist wahrer als der, daß die Künstler es verschulden, wenn die Kunst fällt.^{*)} Die dramatischen Dichter haben nicht allein auf den jedesmaligen Zeitgeschmack speculirt, sie haben nicht nur in die Dramen der Vergangenheit die Schlagwörter der Zeit hineingespielt und auf die Zeitrichtung durch Phrasen influiren wollen, wo die dramatische Größe allein hätte wirken sollen; sie haben auch, und namentlich die deutschen, versucht, fremden Geist zu inoculiren und wie jener König die Griechen nach und nach gewöhnte, Gefallen an den Thierkämpfen zu finden, so haben sie unser Publikum von der nationalen Einfachheit und von dem Interesse an den großen Leidenschaften abgezogen und so lange mit psychologischen Ausnahmen, oft geistreich genug, übersättigt, bis es anfang das Besondere für die Regel zu nehmen. So lange ist

^{*)} Ob der Herausgeber d. Bl. das Publikum und die Welt so lernen gelernt hatte, wie er sie jetzt kennen gelernt zu haben glaubt, schwur auch er auf diesen Ausdruck Schiller's wie auf ein Wort der Bibel. Es liegt allerdings in diesem Satz eine tiefe Wahrheit, aber sie ist einseitig, besonders da unser Berichterstatter unter den die Kunst verkündenden Künstlern ausschließlich nur die dramatischen Dichter zu verstehen scheint. Lebte in den Intendanten und Directoren, in den Schauspielern, in denen, welche auf die Gestaltung und Erhaltung der Hof- wie der städtischen Bühnen gerade den größten Einfluß haben, endlich im Publikum ein hefter, ernster, echt nationaler Sinn, ein heiliger Eifer, gegen jede noch so leise Aeußerung der Trivialität in sittlicher wie nationaler Hinsicht sofort entschiedenen Protest einzulegen, so würden ja die dramatischen Dichter von selbst genöthigt sein, in streng sittlichem und nationalem Sinn zu dichten oder ihr Metier ganz aufzugeben; auch würde man dann verschmähen, seinen Vorrath aus der Garüche der pariser Dramatik zu beziehen. Sieht es auf dem Felde der musikalischen Production etwas besser aus als auf dem der dramatischen? Und wie würde es mit der blühenden Kunst stehen, wenn sie sich allein dem guten Willen und dem Geschmack des Publikums und der von diesem Publikum abhängigen Künstler überlassen sähe?

D. Rev.

es durch die dramatischen Dichter von Consequenz zu Consequenz geführt worden, bis es Gefallen fand an den französischen Maitressenstücken, die ihren entsetzlichen Eindruck um so mehr ausüben, da sie unter der Maske einer nichtswürdigen Moral erscheinen. Als Kopehuc die Bühne beherrschte, war in Deutschland kein edler Mann, der nicht mit Trauer den Verfall der Bühne, den verfehlten Zweck derselben betrachtete. Und jetzt? Sind wir nicht viel weiter gekommen, ist nicht die Bühne mehr denn je von einer moralischen Anstalt verschieden, ist sie nicht bei uns viel undeutscher geworden als damals? Wir fühlen uns nicht berufen als modernster Abraham a Sancta Clara eine Noth- und Bußpredigt über die Bühne zu halten; aber wir müssen erklären, daß wir den Verfall unseres Theaters nicht aufgehalten glauben, weder durch die neuesten Maßregeln der Intendanten, noch durch die in Aussicht gestellte Verbindung der dramatischen Dichter. Wir befürchten vielmehr, daß nur dadurch Coalitionen geschlossen werden zum Schaden des dritten Factors, des Publikums.

So tief ist der Verfall der Bühne, daß nur durch eine gründliche Reaction ihr geholfen werden kann. Es wäre dazu nothwendig: 1) Theilnehmung der dramatischen Dichter an der Leitung der Theater, d. h. Dramaturgen, die hauptsächlich mit der Prüfung der eingegangenen Stücke betraut würden. 2) Zurückweisung aller unmoralischen, leichtfertigen, undeutschen Arbeiten und besondere Begünstigung der nationalen Dramen. 3) Hauptaufgabe der Bühne sei Stärkung des Nationalgefühls und des Sinns für die Familie, der ewigen Grundlage der Gesellschaft. 4) Zurückführung der Bühne auf Einfachheit und Natürlichkeit, sei es nun hinsichtlich der Anforderungen der Künstler oder in Betreff der Ausstattung, namentlich der Oper und des Ballets. 5) Verbindung der Intendanten und Directoren zur Befolgung der vorstehenden Punkte, zur gleichmäßigen Annahme der durch die Dramaturgen vorgeschlagenen Stücke, nachdem eine Commission aus ihnen noch darüber entschieden hat. 6) Berücksichtigung der Wünsche der dramatischen Dichter beim Lesen, Aufführen u. s. w. ihrer Arbeiten. 7) Vorläufige Verständigung der Leiter der Theater und der Dramatiker (durch die Presse) mit dem Publikum über die Bedeutung der neuen Maßregeln. Eine große Aufgabe hätte dabei die Kritik zu übernehmen; sie hat vor allem den Rothurn abzuschnallen, von dem aus sie alle neuen Erscheinungen betrachtet und sie in Parallele stellt mit classischen Mustern; sie hat das abstracte Urtheil zu vermeiden, durch welches sie sich in directen Widerspruch mit dem Geschmack des Publikums gesetzt hat, das sie, oft nur aus Eitelkeit, statt zu leiten brüskirt; sie hat sich der Animosität zu enthalten, nach welcher jedes Stück von vornherein verdammt ist, weil es von diesem oder jenem Dichter ist; sie hat endlich die Bemühungen der Dramatiker und der Leiter der Theater zu unterstützen und ihre Pläne zu fördern, indem die Kritik recht eigentlich berufen ist, den Vermittler zwischen jenen und dem Publikum zu bilden. Möchte die Kritik sich dieser hohen Aufgabe immer bewußt sein!

Wir wissen recht gut, daß wir fromme Wünsche aussprechen, daß ihnen noch manches hinzuzufügen wäre, was über den Raum d. Bl. hinausgeht: es sind eben nur die Hauptmomente skizzirt; es sind die Grundzüge eines Ideals gegeben, zu dessen Verwirklichung wir beistimmen und anregen wollen. Wir sind endlich überzeugt, daß ohne eine gründliche Heilung der Sinn für das Theater immer mehr erkalten und die Schaubühne bald nichts mehr sein wird, als eine Arena kleinlicher Leidenschaften.

1. Florian Geyer. Trauerspiel in fünf Acten aus der Zeit des Bauernkriegs von Wilhelm Genast. Weimar, Böhlau. 1857. 8. 12 Ngr.

Es ist etwas Gefährliches mit den Dramen aus der Vergangenheit, deren Helden für eine späte Zukunft kämpfen und deren künftiger Sieg entweder allegorisch angedeutet oder mit einer modernen Phrase am Schluß abgemacht werden muß. Von vornherein fehlt solchen Dramen die Einheit der Idee und gerade an dem Punkte, wo der Leser oder Zuschauer der Ruhe bedarf, um die erweckten Eindrücke in sich zu verarbeiten und das Einzelne mit dem Ganzen in sich selbst in Uebereinstimmung zu bringen, treten verwirrende oder wenigstens abweichende Bezüge vor die Seele, die, wie z. B. in dem vorliegenden Drama, den ästhetischen Genuß in eine politische Reflexion umgestalten. Die Einheit der Idee vermissen wir hier und bei den meisten unserer modernen Dramen, weil sie nicht das große Allgemeine, nicht die ewig fesselnden gewaltigen Leidenschaften zu schildern unternehmen, sondern, zu Liebe der Geschmacksrichtung des Publikums, die Ausnahmen für die Regel, das Besuche für das Wahre geben. Der Dichter des vorliegenden Dramas hat versucht, Florian Geyer zum Träger einer sittlichen Idee zu machen; der Schutz des unterdrückten Bauernvolks gegen den Uebermuth des Adels ist seine Aufgabe. Allerdings gelingt es seinem Helden die Burgen zu zwingen, aber dieser selbst fühlt, daß damit etwas nur Neuerliches gewonnen ist. Die Revolution wächst ihm über den Kopf, Mord und Brand sind die natürlichen Folgen einer Bewegung, der nach dem Bildungsgrade der Theilnehmer weniger eine sittliche Idee, als das übrigens natürliche Gefühl der Rache zu Grunde lag; von den Verbündeten hat außer einer Nebenperson, Wendler Döpler, der frühere Hofenlecher'sche Kanzler, niemand eine Vorstellung von der Bedeutung des Aufstandes; die politischen Organe Kasimir's im fünften Aufzuge in der ersten Scene sind unwahr und unnatürlich, wenigstens gewiß für einen Markgrafen der damaligen Zeit. Auch die Motive Florian's, die ihn an die Spitze der Bewegung bringen, haben wenig sittlichen Werth, geschwächt werden sie jedenfalls durch seine (angedeutete) verlegte Eitelkeit, inselge der verunglückten Werbung um Margarethe Helfenstein; selbst seine Gerechtigkeit macht eher den Eindruck von Humanitätsbestrebungen des 18. Jahrhunderts, als von dem Bewußtsein seiner Aufgabe. Somit erscheint es denn auch natürlich und keineswegs bedauerndwerth, daß der Held untergeht, ohne sein Ziel erreicht zu haben; er ging unter an der Unklarheit, die in dem „allgemeinen Drang nach ewiger Gerechtigkeit“ und in dem Gefühl, „wie viel von seinem Wesen denen noch verbunden war, denen er feindlich gegenüberstand“, in ihm kämpfte. Wäre dieser Kampf im Anfange des Dramas lebendig vor ihn getreten, hätte er in dem Verlaufe desselben den Dualismus männlich bekämpft, oder selbst nur das Widerstrebende versöhnt, so hätten wir einen ganzen Helden. Der Kampf um selbstgewählte Principien, selbst wenn sie nachher als Irrthum sich erweisen und das Unterliegen des Helden nöthig erscheinen lassen, hat immer etwas Dramatisches, während das Unterliegen durch Unklarheit und Unbestimmtheit weder fesselt noch rührt. Das eine ist der Fall bei „Götz von Berlichingen“, mit dem hier der Vergleich sehr nahe liegt; das andere im vorlie-

seine Leidensgeschichte, Einkerkung und wunderbare Rettung; zufällig hört ihn eine Nonne, und zufällig ist dies Fatime, jetzt Schwester Dolorosa, die ihm wenigstens über den letzten Theil seiner Lebensgeschichte Aufschlüsse geben kann. Sodann kommt der wallfahrende Henrico, Manuel sieht ihn, glaubt sich selbst zu sehen und erschrickt darüber so, daß er krank von Klosterbrüdern aufgenommen wird. Henrico wallfahrt weiter.

Fünfter Act: Enthüllung des Standbildes, dabei Verlobung von Henrico und Clara. Die Procession ist in die Kirche gezogen, da kommt Don Manuel und plötzlich auch ein Kriegsboie, der den Einfall der Sarazenen meldet. Manuel entreißt seinem Standbilde die Fahne und stürzt in den Kampf; alles folgt ihm, mit Ausnahme des Bischofs, der Frauen und — des Königs, der vorzieht, an dem Standbilde mit den Priestern ein „in pace requiescat“ zu singen. Circa 30 Verse später hat Manuel viele tausend Mann besiegt, den Bruder Fatime's, Ali, gefangen genommen, und erscheint wieder als Leiche auf einer Bahre. Veni, vici et reveni! Der Schluß ergibt sich von selbst. Ali wird Christ, Henrico heirathet Clara, ohne über ihre Herkunft aufzuklären zu werden. Dem Bischof oder der Kirche ertheilt die Buße (das Eölibat), die sich Alfonso für sein Jugendvergehen auferlegt, vorzüglich, als ein offenes Bekenntniß vor der Welt. Henrico erhält die Anwartschaft auf den Thron. Juana beruhigt sich leicht,

— weil sie nicht wußte,

Was sie gethan.

Die meineidigen Sklaven wandern in den Kerker; unter lang anhaltender kriegerischer Fanfare, die das ungebildete Publikum gewiß bei einer Aufführung sich schenken wird, fällt der Vorhang.

Wir haben bei der vorliegenden Arbeit etwas länger verweilt, einmal, weil der Dichter 12 Jahre zu ihrer Bearbeitung brauchte, sodann um zu zeigen, wie wenig das Publikum auch von diesem sogenannten christlichen Drama zu hoffen oder zu fürchten hat. Die Verse (ungereimte Jamben) sind ziemlich fließend, die Sprache aber prosaisch, etwas schwerfällig, dabei übrigens logisch und verständlich. Poetische Stimmung und Charakteristik fehlt und auch die stilliche Ober, die der Verfasser sehr richtig als Trägerin einer jeden dramatischen Darstellung verlangt, haben wir nicht entdecken können.

4. Der Schmied in Ruhla. Schauspiel in vier Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig, Kuppe. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Schauspiel behandelt die bekannte Erzählung des Ludwig von Thüringen, der durch des Schmiedes Wort: „Landgraf werde hart“, der Eisene wurde. Statt eines schwachen Mannes, dessen Bewußtsein und Thatkraft erwacht, hat der Dichter uns einen Helden hingestellt, der in Grund und Boden verborgen ist, und dessen Erheben psychologisch undenkbar erscheint. Wahrscheinlich um den Contrast der Ermannung mehr hervorzuheben, gibt er uns ein Bild von einem Menschen, der von Anfang an verächtlich durch seine Sinnlichkeit, und lächerlich durch die Art und Weise wird, wie er sich durch einen höchst ungeschickten Intriguanthen leiten läßt. Daß der Landgraf einem Manne wie Gleisberg traut, der ohne Scheu und Scham seine gemeine Sinnlichkeit zur Schau trägt (Act 3, Scene 1), macht von vornherein alles Interesse für ihn unmöglich. Gleisberg ist eine Figur für die münchener „Liegenden Blätter“, ein patentirter Bosewicht, der dabei dumm genug ist, sich und seine Pläne zu verrathen und dann und wann Anwandlungen von Gewissensbissen bekommt, die mehr lächerlich als versöhnend klingen. Wölfe, der Sohn des Vorgenannten, die einzige Persönlichkeit des Stücks, für die man vielleicht ein vorübergehendes Interesse gewinnen könnte, stirbt am Ende des dritten Actes, von seinem Vater durchbohrt, indem er den Stoß empfängt, der den Landgrafen ermorden sollte; die Art und Weise übrigens, wie er im Gespräch mit den Landknechten eingeführt wird (Act 1, Scene 6), die Vorlesung, die er ihnen hält und die politischen Ergüsse, die

er dagegen von den biebern Thüringern — immer wohl bedacht im Jahre 1150 — eintauscht, sind unwahr und uncharakteristisch, das Benehmen gegen den Landgrafen und gegen seinen Vater aber grob und theilweise unverschämmt. So erzählt er den Bauern den Anspruch einer italienischen Dame:

Kasset den Deutschen! Seht mir doch sein Maut;

Es ist zu breit zum Sprechen; sollt' ich's lassen

Viel lieber nähm' ich meines Sunnes Nase —

und andererseits ruft er seinem Vater nach:

So möge Gott dir guten, harter Mann!

Dank! dieser Stunde einst, die dir den Sohn

Geraubt: ein Leichenstein erschein' sie dir.

Verfluchter Mann, doch nicht mein Vater mehr!

Ueberhaupt scheint Lohmann das Charakteristische der Zeit des Eisernen Landgrafen in der Grobheit, die doch weit von Derbheit verschieden ist, zu finden; er hat namentlich ein Exemplar von Gaugrafen vorgeführt, der ganz gut unter der bescheidenen Hülle eines Hausknechts auftreten könnte. Selbst wenn er, wie Apolde gegen Gleisberg von sich selbst erzählt, seine „Seele schon versoffen“ hätte, so würde er doch gewiß noch so viel Achtung vor seinem Vesherrn haben, um nicht diesem auf die einfache Frage, wie er sich nenne, zu antworten:

Apolde, Landgraf!

Apolde, (schlägt und reißt, wie's Euch gefällt

Und wenn's Euch nicht gefällt, laßt Dank,

Ich lieb' die Grobheit.

Jergend eine nur mittelmäßige geistreiche, oder zum wenigsten anregende Bemerkung haben wir umsonst gesucht. Für das, was wir vermissen, kann uns die Handlung nicht entschädigen, die eben nicht von einem weitgehenden Erfindungstalent Zeugniß ablegt. Gleisberg will durch sinnliche Genüsse den Landgrafen einschlafern, um mit den Gaugrafen die alten Beleidigungen gegen die Landknechte fortsetzen zu können; er verbindet sich mit den ersten, und da augenblickliche Gefahr durch einen kaiserlichen Gesandten droht, der Barbarossa's Schwester dem Landgrafen anzubieten kommt, beschließen sie Ludwig zu ermorden; Wölfe stirbt für seinen Herrn und dieser sügt zu seiner Sinnlichkeit und Dummheit noch die Feigheit, um sich vollständig verächtlich zu machen. Er ruft: „Entsetzlich, wehe mir!“ und flieht auf die bloße Nachricht, daß ihm Gefahr drohe. Er eilt verkleidet zu den Landknechten und hört erst jetzt, wie seine Statthalter gehaßt haben, und daß auch hier ihm der Tod drohe. „Sein Haupt ist von Angstschweiß naß“ geworden unter der Kapuze, die ihn verdeckt, „ihm wird zu Lode angst“ (Act 4, Scene 1). Aber die Todesangst hat wenigstens das Gute, daß er sich ernstlich vernimmt ein Vater seines Volks zu werden. Eine Scene in Weinschaden zeigt uns die unter sich uneinigten Gaugrafen, Gleisberg gelähmt und halb wahnsinnig; die Burg, die der Landgraf so schnell verlassen hatte, wird erobert, die Gaugrafen werden verbannt.

Graf Gleisberg stürzte sich von dem Altan,

Ihm floß ein Schwarm der gl'igen Raben nach: —

meldet ein eilig eintretender Knecht; ein neuer Bote Barbarossa's, statt des von Gleisberg gefangen gehaltenen, trägt dem Landgrafen die Schwester des Kaisers wiederholt an, zuvor aber will Ludwig den Kaiser auf dem Jag nach Mailand begleiten,

— daß seine Brust erwarme

Von all dem Gie des Treubruchs und Verraths!

Hoffen wir, daß die neue dramatische Arbeit Lohmann's: „Appius Claudius“, die wir biesetzt nur angekündigt fanden, den ungünstigen Eindruck zu verwischen im Stande sei, den der „Der Schmied in Ruhla“ auf uns gemacht hat.

5. Einer Lüge Folgen. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von M. G. Stern. Leipzig, Gerhard. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Selten haben wir in der dramatischen Arbeit eines Literaten von Fach einen größern Mangel an Erfindung, an Geschmack

und an Fähigkeit des Ausdrucks gefunden, als in dem vorliegenden dramatischen Gedicht des Dichters des „Koches Sitzhal“. Die Unfähigkeit Stern's, den ersten Bedingungen zu genügen, die man auch bei den bescheidensten Anforderungen an jeden dramatischen Dichter zu stellen berechtigt ist, zeigt sich gleich in der Exposition. Die Frage: „Warum geschieht das alles gerade heute?“ drängt sich dem Leser unwillkürlich auf, macht auf die Unwahrscheinlichkeiten fast absichtlich aufmerksam, zerstört jede Illusion und raubt das nothwendige Interesse, um den Zustand der Dinge zu verfolgen, von dem aus der Dichter seine poetischen Gestalten handeln lassen will. Dieser Ausgangspunkt wird übrigens für die Leser mit einer Anstrengung gewonnen, die zu gleicher Zeit von der Unbeholfenheit des Dichters einen Begriff gibt. Wir erfahren, erste Scene: Ertar, Sohn des Grafen Diether von Valent und dessen Nichte und Pflegesohn, die Libia sind verlobt und schäfermäßig verlobt; seine Mutter, besümmte einen alten Streit zwischen Drachens und Valent zu vermitteln, mußte Diether die Hand reichen, während sie einen Jüngling aus dem edeln Geschlechte der Falken liebte; die Gräfin starb, als sie den Sohn geboren hatte. Zweite Scene: Hinko, ein Leibeigener, blickt dem Liebespaar nach und spricht „mit bitterer Ironie“ seinen Verger über diese Liebe aus; für einen Leibeigenen der Ritterzeit sagt er etwas anticipierend:

Man träumte sich in eine Schäferwelt,
Wo Seltsames nur aus Daphnen athmet.

Er liebt Libia und hat seine Lust „dem ritterlichen Automaten“ (eigene Worte des Leibeigenen) zu weichen, vielmehr erzählt er in Versen, die uns zugleich einen Begriff von der Ausdrucksweise des Dichters geben:

Ich will's und mag's, den Kampf, sie zu besiegen.
Um solchen Preis seg' ich das Leben ein!
Will dieser seltenen Blume mich erfreuen;
Ich will's und mag darob mein Blut verschütten!

Aus einer Höhle tritt Balthasar, der Gremil; gegen diesen beklagt sich Hinko über die Unbill, die er als Leibeigener zu dulden hat, während er im Grunde so überaus menschenfreundlich und gütig behandelt wird, daß er dazu keine Veranlassung hatte. Die Declamation hat aber den Vortheil, daß Balthasar Gelegenheit nimmt, für sich zu sprechen:

Des Meils Blut verleugnet sich doch nie;
Der Nar will nie ins Schwalbennest sich fügen!

Der Leser, der jemals Bekanntschaft mit einem Ritterroman gemacht hat, befindet sich nun auf bekanntem Terrain; da gibt's z. B. verlauschte Kinder, wahrscheinlich Ertar der Leibeigene, Hinko des Grafen Sohn, Balthasar der Eingeweihte; letzterer hat Gründe den Hinko als Leibeigenen erscheinen zu lassen, denn er bestärkt ihm, daß Gorge, eine Skavin, und Benno, ein Verdammter, seine Aelteren seien. Das Motiv ist Rache, wie Balthasar uns ausführlich in einem Monologe (Scene 4) berichtet, weil man (unzweifelhaft Diether) ihn „aus seiner Liebe schändlichem Himmel in der Verzweiflung Höllempfuhl gescheudert“ hat; deshalb mußte Gorge die Kinder vertauschen und sie, die einzige Witwenkinderin, ist todt. Ein Blick auf das Personenverzeichnis lehrt uns, daß Balthasar hierin schlecht unterrichtet ist: sie lebt, uns allen zum Verberken, zum Wissen eines fünften Aufzuges. Wir lassen uns nicht darauf ein zu untersuchen, ob es psychologisch denkbar sei, daß ein Mann, dem seine Geliebte, wie er wußte, gezwungen entsagte, sich statt an dem Räuber seines Glücks an dem unschuldigen Sohn seiner einstigen Geliebten rächt; des augenscheinlich Unwahren gibt es in diesem Stücke so vieles, daß wir diese Unwahrscheinlichkeit, trotzdem sie die Pointe des dramatischen Gedichts ist, mit in den Kauf nehmen. Gleich der Uebergang von der vierten zur fünften und sechsten Scene liefert klare Beweise für unsere Behauptung. Kaum hat nämlich Balthasar ein schauerliches Bild von dem Charakter Diether's geliefert, „der ihn zum lebenden Gerippe gemacht und dazu gelacht hat“, so wird uns der Graf als ein liebenswerther Mann vorgeführt, als ein vorzüglicher Vater und ein sanftmüthiger Herr, so weit, daß er

sogar Hinko bittet, „ihm seines Herzens Kummer anzuvertrauen“. Selbst der Leibeigene, der sich gegen Balthasar so schroff über die Beleidigungen, die ihm widerfahren, ausbrach, muß eingestehen, daß Diether ihm „mehr Vater als Herr war“, und endlich gibt Diether ihm noch ein Zeichen von Vertrauen, das in dem Verhältnisse zwischen Herr und Leibeigener zu den Seltenheiten gehören möchte, indem er ihm zuerst die Verlobung Ertar's mit Libia anzeigt. Auf Hinko macht aber dies Vertrauen wenig Eindruck, denn in einem Monologe (Scene 8) setzt er sein Recht zur Freiheit auseinander und ruft vor dem Fallen des Vorhangs:

Und um mein Recht will ich als Teufel ringen.

Es gilt der Kampf und wird und soll gelingen.

Die Leser d. Bl. werden uns dankbar sein, wenn wir nicht mit gleicher Ausführlichkeit die folgenden Aufzüge wie diese Exposition behandeln.

Im zweiten Aufzuge erfahren wir, daß Ertar auf seinen Wanderungen, auf denen er gewohnt war „mit Blumen und Kräutern zu kosen“, von Ritter Runo gefangen genommen wurde; Diether beschließt ihn zu befreien und Balthasar freut sich, daß jener sich bemüht

Um einen Fre... (hält plötzlich inne) (Abkürzung für Fremden)

Ha, stille Balthasar.

Sprich es nicht aus, denn Ehren hat die Wand! (Wand?)

Vor Diether's Aufzuge wird Hinko frei erklärt, die Burg und Libia seinem Schutze anvertraut. Der Leibeigene verfolgt nun letztere mit seinen Liebesanträgen und ermordet den Kastellan, der ihr zu Hülfe eilt. (Erster Nord.) Der dritte Aufzug zeigt uns Balthasar, der, nach des Dichters Verlangen, „im Vorgefühl seiner Rache aufjubeln soll“. Libia beschließt zu fliehen, Diether belagert umsonst Runo's Burg. Im vierten Aufzuge erscheint Libia mit der todtgeglaubten Gorge, Diether kehrt zurück und Hinko, in seinem fortgeschrittenen Bewußtsein der Freiheit, ermordet ihn. (Zweiter Nord.) Allgemeines Entsetzen, heftiger Donner und Blitz leiten folgende Sterbescene ein:

Balthasar (mit schauerlichem Tone).

Nicht einen Herrenmord beging der Knecht;

Ein Sohn hat seinen Vater hier erschlagen.

Diether (außer sich, im Aufscheln der letzten Kräfte).

Ha, wiefach giftige Wunde — Weh — — —

Balthasar.

Verblute!

Diether.

Und von — der eignen — Kinder Hand

Balthasar.

Verzweifelt!

Diether (mit gebrochener, verflüchtender Stimme).

Ha, Ach! — ich so — an meinem — Kiele!

Balthasar (hohnlachend).

Stirb!

(Ein leuchtender Blitz erhellt die Scene. Der Graf sinkt todt auf die Rasenbank zurück.)

Nach dieser tragikomischen Scene wären die Folgen der Töge, nach unserer Ansicht, anschaulich genug gemacht; aber damit wäre eine einfache Mittergeschichte erzählt und ein fünfter Aufzug wäre nicht nöthig gewesen. Dieser beginnt mit einem Monologe, in welchem Balthasar „sich niederkauert und gierig die Blutspuren Diether's zusammenscharrt“ — gewiß etwas genial Außergewöhnliches, auf der Bühne noch nie Dagewesenes. Hinko kommt dazu und „klopft“ (nicht stößt) ihm sein Schwert in die Brust. (Dritter Nord.) Gorge tritt auf, wir erfahren, daß sie die Kinder nicht vertauscht hat, daß also alle unsere Conjecturen in Frage gestellt sind, daß Hinko ihr und Balthasar's Kind ist, und höchst tragisch wird nun die oben wiedergegebene Sterbescene wiederholt, nur daß Balthasar jetzt der Verhöhlte und Gorge die Mitleidlose ist, was auf sein sehr intimes Verhältniß zwischen Hinko's Aelteren schließen läßt. Der Leibeigene

scheint schließlich seinen Verstand verloren zu haben, denn er behauptet selbst nach diesem Aufzuge noch, daß „die Bäume das alles verschuldet“ hätte und ersucht die Ritter, ihn zum Rabenstein zu führen. Das Schicksal Dittmar's und Lidia's, sowie der Mutter Gerge, die auch ihren Sohn ohne Schmerz scheiden sieht, bleibt unentschieden. Die Kritik aber, und das ist das einzige Wort, was wir noch hinzuzufügen haben, kann nicht streng genug gegen diese auftauchenden Dichter sich aussprechen, die, nachdem Himmel und Erde dramatisirt sind, wie Grébillon nach Corneille und Racine, den genro terribles ausbeuten, den sie, mit deutscher Romantik verbrämt, nicht immer so geschmacklos wie hier und deshalb bestehender in unsere Literatur einzuschwärzen suchen.

6. Romeo und Julie. Lustspiel mit Gesang in zwei Aufzügen von August Kolemüller. Hannover, Nümpler. 1858. 8. 15 Ngr.

Voltaire's Ausspruch: „Tout genre est bon, hors le genre ennuyeux“, bricht über dieses Lustspiel unbedingt den Stab. Es zeigt, wie der Verfasser, welcher Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in London ist, sich hineingelegt hat in die geschmacklosen Burlesken, die bei dem londoner Publikum des Olymptheaters den Sinn für das Große und Schöne verdrängt haben. Der Witz wird, wie ein Stück Wild, par force zu Tode gekehrt, und dabei ist er so beschaffen, daß auch das heiterste Gemüth nicht darüber lachen konnte; was an Wortspielen ertragen werden kann, wissen Wien und Berlin nur zu gut; die sogenannten Scherze Kolemüllers übertreffen aber alles Dagewesene in dieser Art. Wehe den armen englischen Schülern des Verfassers, wenn sie an diesem Lustspiele sich im Uebersetzen üben, und wehe uns, wenn sie aus ihm einen Begriff von dem Standpunkte unserer modernen deutschen dramatischen Literatur gewinnen sollen! Man denke sich ein Lustspiel, das auf 176 Seiten eine Sprache führt wie:

Bolzler: Posito, ich sehe den Fall, wir wollen einmal annehmen, ich wäre hier zum Fenster hinausgesprungen, ich sage, wir wollen einmal annehmen —

Julie: Dann hätten sie sich als Amts- und Gerichtsschreiber über den geschwätzigen Satz aus dem Fenster entsetzt.

Bolzler: Ganz natürlich!

Julie: Wären darüber außer sich gerathen.

Bolzler: Wie so?

Bolzler: Außer sich und außerhalb des Hauses dazu.

Wir wiederholen: so und noch viel schlimmer ist die Sprache auf 176 Seiten.

7. Herz und Haupt. Ein dramatisches Gedicht von Karl Schwchemener. Berlin, Springer. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dies sogenannte dramatische Gedicht ist ein Dialog theils historischer, theils fingirter Personen über den zerrissenen Zustand Deutschlands und die Mittel, ihm abzuhelfen; es sind Reden, wie sie in der Paulskirche hätten gehalten werden können, wenn sie eben nicht in sehr ungebundenen Versen geschrieben wären: Daß der Kaiser Friedrich II. als Mittel zum Zweck gebraucht ist, mag der Verfasser verantworten, wir bemerken nur noch, daß das dramatische Gedicht keine Handlung und keine Charakteristik hat.

Erster Aufzug: In Schloßen ist der Hof Herzog Heinrich des Frommen zu Liegnitz von den Mongolen bedroht und bittet auf deutsche Hülfe. Ritter von Eichenheim erscheint, verkündet, daß die Fürsten, zu Merseburg versammelt, berathschlagen, wie die Gefahr abzuwenden, daß zwar das Volk, alt und jung, zur Vertheidigung rings aufgestellten sei, die Fürsten aber fürchteten, daß diese Kraft sich leicht überstürzen könne. Zum Schluß, als bereits die Nachricht von dem Eintreffen des Mongolenheeres vor Breslau durch einen Voten überbracht worden ist, recitirt er noch ein Kriegerlied, das der Erzbischof von Magdeburg gedichtet und unter das Volk hat verbreiten lassen. Der Ritter Konrad von

Roßkirch, der Vertraute des Herzogs und mit dem Ehrenfräulein der Herzogin Anna, Julie, verlobt, wird auf Kundschaft ausgesandt und von den Mongolen gefangen genommen; wie es zugegangen, erzählt der treue Diener, der wunderbarerweise sich hat retten können.

Zweiter Aufzug: Friedrich II. vor Rom, der Papst Gregor IX. darin von ihm eingeschlossen. Die Ritter Anselm von Jüppingen und Walther von der Vogelweibe erscheinen vor ihm als Abgesandte der deutschen Fürsten, den Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland einzuladen, und mit Vorschlägen zu einer Reichsconstitution, öffentliches Rechtsverfahren, ein höchstes Reichsgericht, ganz Deutschland ein Gesetz und ein Recht, ein allgemeines Handelsrecht, Verbesserung der Münzen, Maße und Gewichte, ein freies Städteethum, ein freier Bauernstand. Dazwischen Streit zwischen Anselm, dem Kaiser und dessen Kanzler über ein geschlossenes Beamtenethum, Furcht des erstern, daß der Kaiser herrschen, aber nicht regieren und bald das Werkzeug eines streifen Pöpsbeamtenthums sein werde. Der Kanzler und der Ritter gerathen darüber so aneinander, daß der Kaiser sich ins Mittel schlagen muß. Derselbe tritt nun, nachdem er sie wieder versöhnt, als Vermittler ihrer verschiedenen Meinungen auf; ein Parlament auf breiterster Grundlage und durch die Constitution eingeführt, ist sein System, von dem er alles Heil erwartet. Anselm ist damit einverstanden, verlangt aber, daß die Fürsten daneben einen höhern Rath bilden und erst Fürsten und Volksversammlung vereint das deutsche Parlament ausmachen sollen; der Kaiser sei die dritte Macht in diesem Einheitsbunde; ihm allein gebühre die vollziehende Gewalt. Deutsches Sacerdot, Aufhebung der Fluszölle, Reichshandelsconsuln sind die weiteren Verlangen. Der Kaiser ist mit allem zufrieden und läßt darüber ein Protokoll aufnehmen. Als Kaiser Friedrich II. (es ist immer gut zu erinnern, daß er es ist, der spricht und handelt) eben im Begriff ist, dasselbe zu unterzeichnen, gedenkt Anselm des Vorbehalts der Fürsten, in ihrem Lande ganz nach eigenem Recht unbeschränkt zu regieren; das gibt wieder Veranlassung zu einer neuen politischen Discussion, bei welcher der Kaiser auf die Wechsel, das Wechselrecht und das Bankwesen kommt, ohne übrigens den credit mobiler zu erwähnen; darüber wird er endlich hungrig und verlagert die Verhandlung bis zum Nachmittag. (Dieser tolle politische Discurs nimmt nebenbei gesagt 107 Seiten ein.)

Dritter Aufzug: Unterredung des Papstes Gregor mit dem Grafen Richard von Cornwall, dem aus dem Gelobten Lande zurückkehrenden Schwager des Kaisers, der für diesen unterhandelt. Der Papst, so bedrängt er ist, gibt nicht nach, entsagt vielmehr dem Kaiser — übrigens ist dies die einzige Scene von einzigem dramatischen Effect — Verwandlung. Der Kaiser setzt sein früher abgebrochenes Gespräch mit Anselm fort, der nun dem Kaiser von dem drohenden Einfall der Mongolen unterrichtet und zur Rückkehr nach Deutschland zu bewegen sucht. Kaiser Friedrich II. darauf:

Ja, ja,

Da thut wol Gottes Hülfe noth! Das sieht.

Die Heidenbrut! ganz heidenmäßig seht

In Deutschland aus, wenn's keuer so weit schon

Gelommen ist u. s. w.

Walther tritt auf, preißt, um den Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland zu bewegen, die Vorzüge und Schönheit Deutschlands; der Kaiser ergiebt sich dagegen in einen Wortschwall über deutsche und italienische Dichtkunst, gibt auch eine Gaijnette in italienischer Sprache zur Zugabe, worauf Walther sich bewegen fühlt, ex tempore ein deutsches Lied zu singen. Dann kommt der Kaiser auf den Kampf mit der Hierarchie, der müsse in Italien zu Ende geführt werden; Anselm ist dagegen der Ansicht, das könne nur in Deutschland geschehen, von unten auf durch Ueberzeugungskraft. Das führt im Wechselgespräch beider auf die Gefahren der Toleranz und der Gewissensfreiheit, auf das Volksschulwesen, auf die Stellung der Gemeinden zur Kirche (Bunfen's Bibelwerk wird nicht erwähnt), auf das Kirchen-

richt, den falschen Idor, Säkularisation der geistlichen Stifter; endlich überbringt Cornwall die Nachricht von der Haleskarrig; sein des Papstes, der Kaiser lehnt nun alle Bitten auf Rückkehr nach Deutschland ab. Anselm und Walther empfehlen sich, der erstere nimmt das Protokoll mit, um es im Kyffhäuser's finstern Felsenkloß bei dem schlafenden Barbarossa niederzulegen.

Vierter Aufzug: Feldlager der Mongolen. Unterredung des Heerführers Beta mit dem Grafen Rothlich, die damit endet, daß der letztere lebendig gefressen werden soll. Julia, als Tatarenmarktenderin verkleidet, befreit ihn. Kriegsrath auf dem Schlosse zu Liegnitz, eine offene Festschlacht wird beschossen, Herzog Heinrich nimmt unter allerhand bösen Vorbedeutungen Abschied von Mutter und Gemahlin.

Fünfter Aufzug: Ein Bote bringt der Herzogin Nachricht von der Schlacht, die morgen fortgesetzt werden soll. Darauf werden wir nach der Wahlstatt geführt, auf welcher der idelich verwundete Bote von Internia sich von seinen Knappen den Gang der Gesechte erzählen läßt. (Eine Scene, die ihren dramatischen Effect der getreuen Nachahmung der gleichen Scenen in „Macbeth“ und „Höh von Verlichingen“ verdankt.) Herzog Heinrich fällt, die Schlacht nimmt für die Christen eine ungünstige Wendung, schon will sich Internia vollends tödten lassen, da hört er Hurrah, Hurrah, der Preußen Schlachtenruf. Endlich Sieg.

Helsomer, o Helsomer,
Deutschen Brüdern treu vereint
Kämpfte heut' ein Preußenheer —
Und gefallen ist der Feind.

Helsomer, o Helsomer,
Hoch verkünd' es aller Mund
Nichts hinfüro trenne mehr,
Diesen kehren Freundschaftsbund!

Ist das Begräbniß Herzog Heinrich's, dessen Leichnam die Herzogin Anna auf dem Schlachtfelde aufgesucht. Hedwig sieht im Geiste die Zukunft und enthüllt sie den Anwesenden, sieht die deutschen Völker alle zu einem, einem Volk vereint, wenn Deutschland „die zum alten Herzen dereinst ein neues Haupt entsteht“. Die Verwirklichung dieses Traums setzt sie allerdings andeutungsweise in weite Ferne, indem sie ihre Rede zunächst an den Ritter von Giekenheim richtet, und dadurch dem Leser diesen Namen mit der Giekenheimer Gasse und den dort versuchten Einheitsbestrebungen in Beziehung bringt.

8. Columbus. Trauerspiel von Karl Werder. Berlin, Veit und Comp. 1858. Gr. 8. 2 Tblr.

Vor 20 Jahren erschien dieser „Columbus“ zum ersten male auf der Bühne; er fand nur getheilten Beifall und wurde von dem Dichter zurückgezogen, der seit jener Zeit an ihm feilte und ihn prüfte, in öffentlichen Vorlesungen das Urtheil über ihn zu erlauschen suchte und danach endlich sich entschloß zu geben, was vor uns liegt. Anerkennung verdient zunächst der Fleiß, der Ernst und die Würde, mit der Werder seine Aufgabe erfaßte und ausführte; vielen kann er darin ein Vorbild sein. Daß ein Mann wie Werder als Resultat seines Fleißes nichts liefern würde, was mit wenigen Worten zu den Todten geworfen zu werden verdient, versteht sich ohne Erwähnung; Taft, Geschmack und Bildung leuchten unverkennbar aus seinem Trauerspiele heraus und helfen uns über das vielfach Verfehlte hinweg. Dahin gehört zunächst der Stoff selbst, der von dem Elemente an, wo Columbus seine Lebensaufgabe erfüllt hat, jedes dramatische Interesse, ja, was noch viel mehr sagen will, jeden poetischen Inhalt verliert. Das Festsitzen hin und her um die Bezeichnung für die Entdeckung ist ebenso prosaisch, wie der sich durchziehende Geranke von dem Unvollkommenen im menschlichen Dasein keinen Anspruch auf Originalität machen kann. Es ist eine Verkleinerung des Helden, der sich seines geistigen Sieges so bewußt ist, wenn wir ihn die Erfüllungen seiner materiellen Hoffnungen beklagen sehen; große Männer, die sich nicht genügen lassen an dem eigenen Bewußtsein, an dem Siege ihrer Idee

und an dem Fortschritt, den selten die Welt, gewiß aber die Nachwelt sieht, schrumpfen zusammen zu Pyramiden und hereinträchtigen selbst die Verwunderung für die Zukunft. Das mußte Werder fühlen, und daß er es nicht zur klaren Anschauung brachte, zeigt, daß er kein Dichter ist. Dafür spricht übrigens nicht allein das Vergreifen in der Wahl seines Stoffes, den Werder liefert außerdem reichlich die Sprache, die in dem Streben zu erzählen und auseinander zu legen nicht den Dichter, ja nicht einmal — und das hat uns von Werder am meisten in Unrauen gesetzt — den Rhetoriker erkennen läßt. Ist scheint es uns, als hätten wir eine Weltgeschichte in Versen vor uns, und letztere sind, bei aller Correctheit, oft so prosaisch, daß man beim Vorlesen sie für wirkliche Prosa halten würde. Was die Handlung betrifft, so liegt sie meistens außerhalb der Tragödie, wir erfahren was geschieht, was gedacht wird, aber wir sehen nur referierende, nicht agierende Personen; dadurch bekommt das Ganze etwas ungemein Schleppendes und Ermüdendes, es überfliehet uns das Gefühl, als habe Werder seine Studien verwerthen wollen und in dem Massenhaften verschwindet leider das einzelne Schöne, das wir namentlich den zwei ersten Aufzügen nachzuträumen haben.

Je einfacher die Handlung und die Sprache sind, desto größer sind die Anforderungen, die von dem Verfasser an Scenarie und Decorationswesen gestellt wurden, als sollte die Ausstattung, wie bei der Oper, über den Mangel an Handlung hinwegheben. Immerhin bleibt das Werk als Zeichen deutschen Fleißes und treuer Hingabe für die gegebene Aufgabe beachtungswerth, jedenfalls aber geeigneter für die Lectüre, als zu einer Vorführung auf den Brettern.

9. Joseph und seine Brüder. Biblisch-historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von A. Behre. Regensburg, Pustet. 1858. 8. 13 Ngr.

Abgesehen von dem Interesse, welches das vorliegende Schauspiel durch den Stand seines Verfassers, eines katholischen Pfarrers, verleiht, erregt, haben wir ihm so viel Gutes nachzuträumen, daß wir es nur warm empfehlen können. Die Reinheit und Einfachheit seines Inhalts, die zarte Art, mit der der Verfasser ohne Pruderie das etwa Anstößige zu umgehen weiß, der Mangel an Tendenziosum endlich dürfte es vielleicht manchen als eine angenehme Gabe erscheinen lassen und macht es besonders zur Aufzählung durch Böglinge bei Instituten geeignet: ein Ziel, das der Verfasser selbst vor Augen gehabt hat. Die Vorzüge des Schauspiels sind freilich nicht in einer verwickelten Handlung und in besonders geistreicher Diction zu suchen; solchen Ruhm scheint der Dichter selbst nicht zu beanspruchen; er will nur „ein wahres, ehrenwürdiges Bild zeichnen, das wohlthuend ergreifen und bewegen soll“, und das ist ihm unserer Ansicht nach vollkommen gelungen. Daß hier und da christliche Anschauungen in dieses alttestamentliche Schauspiel sich einmischen, daß einzelne Verdösse gegen das Vermaß bemerkbar sind, wollen wir dem Verfasser gern um der Freude willen nachsehen, die uns durch das Ganze bereitet wurde.

10. Dramatische Werke von Gisela von Arnim. Zwei Bände. Bonn, Weber. 1857. 8. 2 Tblr.

Gisela von Arnim hat in zwei Bänden drei dramatische Arbeiten gegeben: „Ingeborg von Dänemark“, „Das Herz der Vais“ und „Trost in Thränen“. Eine echte Tochter Bettina's und mit allen Vorzügen Brentano's ausgestattet, glänzen ihre Arbeiten durch Kühnheit der Ausdrucksweise, die sich leider oft bis zur Verwegenheit steigert. Das „sairo l'esprit sans le savoir“ begegnet der Verfasserin nie; wohl aber läßt sie sich durch ihre Phantasie verführen, alles auszusprechen, was diese ihr dictirt, ohne durch Denken zu begrenzen, wo das Aesthetische überschritten wird. Was eine Frau zu empfinden fähig ist, das schildert sie so glühend, daß man fast erschrickt über die Thränen und Feuernatur, die sich in ihren Dramen ausdrückt; das Unklare und Traumhafte aber ist ihr eigentliches Element; alle Empfin-

dungen, die ein bewußteres, folgerichtiges Denken verlangen, wie Haß, Rache, Intrigue mißlingen ihr in der Schilderung. Gedanken leuchten wie Blitze in diesen Dramen, aber es fehlt der durchgehende Gedanke, der Inhalt; die Form, die bloß zufällig die dramatische geworden zu sein scheint, kann uns nicht entschädigen für das Fehlende. Ueberall tritt das Breite, Aus-einanbergelende hervor, es wird zu viel geträumt und gefühlt, zu wenig gedacht und gehandelt. Dazu kommt, daß das eigent-liche Interesse nie in den Helden dieser Dramen, sondern außer-halb derselben zu finden ist, daß dies außerhalb Stehende aber allein Gisela von Arnim ist, die mit ihrer räthselhaften und maßlosen Begeisterung ein psychologisches Interesse gewährt. Das liebt, lebt und stirbt alles mit einem Herzen von 16 Jahren selbst im Greisenalter. So weit geht die poetische Stimmung, die aus der Dichterin Herz auf das Papier fließt, daß die gehobene und im Grunde exaltirte Stimmung selbst in den Momenten in der Ausdrucksweise sich zeigt, wo Ruhe allein wirken kann. „Ueberall ein Ueberfluß an Wärme — und weil wir denn von allem Ueber-fluß wieder überfließen, fließt unsere Lippe über, und jedes Wort wird ein Strahl in einer andern Seele“ — mit den Worten, welche die Dichterin dem Rafael Tende in den Mund legt, schildert sie sich selbst, mit ihnen spricht sie aus, wie sie alle hin-einziehen möchte in den Zauberkreis ihrer poetischen Stimmung. Der ruhig Denkende aber wird mit den Worten des Nicolo de Vericoli in „Trost in Thränen“ sprechen: „Und es gefällt nicht allen — alles.“

Wenn wir in dem „Columbus“ von Werder gerügt haben, daß er oft Verse schreibt, die Prosa zu sein scheinen, so liegt hier der entgegengesetzte Fehler vor: Gisela von Arnim ist eine so poetische Natur, daß sie nur in Versen sprechen und denken kann; namentlich in „Ingeborg von Dänemark“ ist die Sprache in Jamben, ja sogar in sich reimenden Versen, trotz der prosaischen Form vorherrschend. Dazu kommt eine Kühnheit der metapho-rischen Redensarten, die oft jedes Maß des Erlaubten über-schreitet. Vorstellungen wie: „Der Rauch winkt“; „der Rauch krümmt seine Finger“; „ich erlicke an den süß lallenden Worten, die aus meinen Lippen fließen“; „das steht zu euch das Blut, wie Feuerzut zu einem Dom, und „mein Herz ist dabei wie der erste Schrei der Menge“ u. s. w., sind zu lähn; dagegen Gedanken wie: „Ich müßte Nachtlichter essen, um etwas Wärme und Feuer in mich zu bringen“ u. s. w. zu trivial. Von ähnlichen metaphorischen Ausdrücken aber wimmeln diese Dramen, und wir versichern, daß wir nicht die weitgehendsten, sondern nur zufällig zusammenliegende herausgenommen haben. Daß bei solcher Sprechweise auch die Charaktere etwas Märchenhaftes und Traum-bildartiges haben, versteht sich von selbst; wo einmal eine Ge-stalt mit Fleisch und Blut auftritt, gleich verschwindet sie wieder in dem selbst herausbeschworenen Nebel. Solche Sprache und solche Charaktere müssen aber auch die bestangelegtesten dra-matischen Situationen verwirren und auseinander halten, ja sie machen es vollkommen unmöglich, der Dichterin zu folgen und ihre Intentionen zu verstehen. Eine eigentliche dramatische Han-dlung hat im Grunde nur „Ingeborg von Dänemark“; „Trost in Thränen“ ist eine dialogisirte Künstlernovelle aus der romantischen Schule, „Das Herz der Kais“ endlich eine Originalität, die auf das Talent der Rißori berechnet und für diese geschrieben ist.

Das aber haben wir herausgesehen, daß der Gisela von Ar-nim eigentlichstes Talent der dramatischen Gestaltung geradezu entgegensteht, daß die Erzählerin lieblicher Märchen den wohl-verdienten Lorbeer in dieser Sphäre — einzelne Episoden dieser Dramen beweisen, wie sehr sie ihn verdient — sich selbst nicht schamätern sollte durch Versuche in einer Richtung, die ihren Elementen zuwider ist, weil sie Ruhe und maßvolle Gestaltung be-darf. Unser schärfes Urtheil aber mag denen ungerathet er-scheinen, die nicht wollen, daß mit dem Verstande gerichtet werde, was hauptsächlich das Herz geschrieben hat. 3.

Zur Dante-Literatur.

1. Grundzüge religiös-philosophischer Anschauung in Dante's Paradies nach Philalethes. Festrede zur Feier des Geburts-tags Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen am 12. December 1857 gehalten von Hermann Richter. Jüdskau, Verlagsbuchhandlung des Volksschreienvereins. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.
2. Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke. Von Hart-wig Floto. Stuttgart, Besser. 1858. 8. 27 Ngr.
3. Dante Alighieri. Ein im wissenschaftlichen Verein zu Stet-tin gehaltenen Vortrag. Von Hermann Grieben. Stet-tin, Müller. 1858. 16. 10 Ngr.
4. Dante. Studien von J. Ch. Schloffer. Leipzig und Hei-delberg, C. F. Winter. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Kritik des 18. Jahrhunderts faßte Philosophie und Poesie als entgegengesetzte Thätigkeiten des Geistes auf; die Gegenwart begreift ihr Verhältniß zueinander in anderer Weise. Poesie ist uns jetzt das zur Anschauung gewordene Denken. Dichten und Denken greifen mithin ineinander; sie schaffen zusammen und gleichsam Hand in Hand das Harmonisch-Schöne und das Rationell-Große. In keinem Dichter alter und mittler Zeit lebten und wirk-ten beide enger und einträchtiger zusammen als in Dante Alighieri, der in der „Divina commedia“ den ganzen Gedanken- und Wissenschaft seiner Zeit dichtend nieder-legte. Geschichte, Philosophie, Astronomie und Theologie, Politik und Staatskunde, alle diese bilden den Inhalt seines Gedichts; in allen wurzelt er mit seinem Gedan-ken und überall verwandelt sein Sinnen den Gedanken in die erhabenste Anschauung in diesem tiefstinnigsten Ge-dicht „von ew'ger Dunkelheit und ew'ger Helle“. Indem er von der Oberfläche der Erde, auf der er seinen Pfad verloren hat, in die Hölle — in ihrem Innern — nieder-stiegt und von da aufwärts zur entgegengesetzten Ober-fläche sich emporarbeitete, den Berg des Fegfeuers erklimmt und von hier durch die Sphäre des Mondes, der Sonne, der Planeten und der Fixsterne zum Empyrium, dem höch-sten Sitz des Lichts gelangt, bleibt ihm nichts Irdisches, nichts Himmlisches fremd. Bevor er zu den seligen Gei-tern gelangt, zu deren Form der Seligkeit es gehört:

Sich innen dessen, was Gott will, zu halten.

Sodas der Wille aller einer wird —

dringt er in immer wachsender Erkenntniß, immer reiferm Selbstbewußtsein „durch alle Himmel bis zur Strahlen-quelle“, d. h. ins Paradies, wo sich des Dichters reli-giöse und philosophische Anschauungen voll entfalten. Von diesen ein Bild zu geben, ist die Aufgabe, die unser Ver-fasser sich gestellt hat. Diese Aufgabe ist ebenso schwierig wie sie bedeutungsvoll ist; schwierig durch die eigenthüm-liche poetische Ausdrucksweise des Dichters und bedeutungs-voll dadurch, daß sie uns klar machen soll, wie einer der erhabensten und freiesten Geister des Mittelalters das Ver-hältniß des Schöpfers zum Geschöpf, Gottes zur Welt und zum Menschen begreifen machte. Die Güte Gottes, lehrt Dante, ohne Ende und frei, verspricht ihre Herrlichkeiten aus freiem Gefallen dem menschlichen Geschöpf und gibt ihm Unsterblichkeit, Freiheit und Gottähnlichkeit. Aber die Freiheit des menschlichen Willens findet ihre Schranke in der Ordnung Gottes; der dagegen anstrebende Wille

brachte die Sünde in die Welt, „die uns unähnlich macht dem höchsten Gute“. Das Verlorene wiederzugewinnen lag nicht in der Macht des Menschen; er sank vielmehr, indem er steigen wollte, tiefer und tiefer; die ursprüngliche Ähnlichkeit war nur wiederzuerlangen dadurch, daß Gott sich in Christo zu ihm erniedrigte:

Denn der Gerechtigkeit war jede andre
Weise ungenügend, wenn der Sohn Gottes
Sich nicht herabgelassen, Fleisch zu werden.

Sich selbst spendend bethätigte sich die Liebe Gottes viel tiefer, als wenn er bloß vergeben hätte. So wurde das Erlösungswerk vollbracht, zu dessen Vollendung und Ordnung von Gott die Kirche und das Reich gestiftet wurden, welche zusammen auf Erden und im Himmel die Ordnung Gottes erhalten, die Gerechtigkeit herstellen. Zur Erlösung aber genügt die sittliche Kraft nicht, es bedarf dazu der Kraft der Gemüths, recht zu lieben, recht zu glauben und recht zu hoffen. Die Liebe ist ein Erfassen des göttlichen Wesens mit dem ganzen Geist, die Hoffnung ein Gewiß-Erwarten der künftigen Glorie, der Glaube die grundlegende Erkenntniß des zu Hoffenden. Der Sieg der drei ist das unmittelbare Schauen der vollen Herrlichkeit Gottes „nicht durch Beweis, nein, sie an sich erkennend“. In diesem Moment seligen Schauens endet auch der Dichter, von Grad zu Grad emporgestiegen, von Sphäre zu Sphäre durch Beatrice (die Religion) aufwärts geleitet und endlich durch Vermittelung der Himmelskönigin an den Rand des Strahlenkreises gebracht. Zum Irdischen zurückgekehrt, ist ihm das Gedächtniß fast erloschen; die Süßigkeit des Moments aber trauert in seiner Seele nach; nur in diesem Schauen ist Frieden für ihn zu finden.

Dies ist, nach Hermann Richter, dem Verfasser der oben zuerst genannten Rede, der bewunderungswürdige Rahmen dieser größten und kühnsten Dichtung, wie sie Philalethes analysirt. Wer aber wüßte nicht, daß Philalethes niemand anders ist, als der regierende König von Sachsen, im Verständniß Dante's wol kaum von einem übertrroffen. Und scheint, daß, alles in allem genommen, die katholische Weltanschauung zugleich keine erhabenere Ausdeutung und keine tiefere Grundlegung erfahren kann, als sie ihr in Dante's „Paradies“ philosophisch und dichterisch gegeben sind.

Das volle und richtige Verständniß des Lebens und der Werke Dante's ist unter uns in stetem Wachsen begriffen und es ist daher eine unabwiesbare Pflicht jeder literarischen Zeitschrift, von Zeit zu Zeit von den Fortschritten Kenntniß zu geben, die in dieser Beziehung fast Jahr für Jahr gemacht werden. Aus diesem Gesichtspunkte muß uns ein Werk von Bedeutung sein, das nicht nur den gesammten Inhalt der Dante-Literatur summarisch recapitulirt, sondern diesem Inhalt auch Wichtiges und Bedeutungsvolles hinzuzufügen weiß. Es ist dies das zweite der oben angezogenen Werke: „Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke“ von Hartwig Klotz, einem Schüler Ranke's.

Der Verfasser gehört zu den besonnenen Bewunderern

Dante's, die sich selbst nach dem Grunde ihrer Bewunderung und ihrer Freude an dem Dichter fragen. In dieser Beziehung heißt es zum Schluß:

Wenn ich schildern soll, wie mir die ganze „Divina commedia“ erscheint, so möchte ich dies sagen: Wir sehen ein Gebäude vor uns von frembartigem Plan. Die Idee des Baumeisters war in seiner Zeit völlig berechtigt; aber heute dürfte niemand nach diesem Plane bauen. Einzelne Theile betrachten wir nicht gern; sie erscheinen uns häßlich; aber dennoch ist dies wunderbare Denkmal einer längst verschollenen Zeit in so kühnem Stil errichtet, mit so viel kostbarem Schmuck, ja mit ganzen Gruppen von Edelsteinen geziert, daß es stets von neuem fesselt. In diesen Edelsteinen liegt vorzüglich für mich der Reiz des Gedichtes, in jenen Stellen, wo man vergift, wo man sich gerade befindet. In diesen Stellen tönt alle Musik der menschlichen Sprache wider; denn Dante hat die schönste derselben so meisterlich gehandhabt, wie niemand nach ihm. Hier redet er in Worten, die bald klingen wie Posaunen, bald wie Harfen; wir vernehmen Töne, hier wie Sturmglocken, dort wie Ave-Maria-Läuten, das dem Pilger, der es in der Ferne hört, Heimweh verursacht:

Squilla di lontano

Che paia il giorno pianger, che si muore.

Solche Töne fand Dante, weil sein Geist so wunderbar organisch, sein Verstand so durchdringend, sein Herz so voll tiefster Empfindung war. Weil in ihm jeder Nerv zittert, wenn er dichtet, darum vermag er jede Faser des menschlichen Herzens bloßzulegen, darum jene Schilderungen zu geben, bei denen wir uns willkürlich zu lesen aufhören und uns fragen, wie es kommt, daß in diesen so einfachen Worten so unendlich viel Zauber liegt!

Diese einfachen aber gefühlten Zeilen machen uns den Verfasser werth, da sie ihn so vielen Uebertriebenheiten gegenüber als einen klaren und besonnenen Geist bekunden. Und als einen solchen weist ihn denn auch diese ganze dankenswerthe und verdienstvolle Arbeit aus. Nach einer kurzen Einleitung, in der die Ansicht niedergelegt ist, daß Dante diesen großen Schwanengesang des Mittelalters keineswegs nach einer durchgreifenden Disposition gedichtet und ebenso wenig bei jeder allegorischen Figur an einen bestimmten Gegenstand, einen speziellen Gedankenstoff gedacht habe, hält er für seine Arbeit folgenden Plan fest. Ein kurzer Ueberblick der Schicksale der Dante'schen Vorfahren, die übrigens niemals im Sinne von Ariosto und Tasso poetisch werden konnten, unter eingehender Entwicklung der politischen Zustände Italiens und im besondern seiner Vaterstadt Florenz, von der ihn ein einundzwanzigjähriges Exil schied, leitet den Lebensgang des großen Dichters ein. Dante (Durante) Alighieri wurde am 27. Mai 1265, drei Jahre vor der Hinrichtung des letzten Hohenstaufen, zu Florenz geboren; die Familie gehörte zu den edelsten der Stadt und war leiblich wohlhabend; sie hielt sich zu den Guelfen und sein Vater brachte sieben Jahre in der Verbannung zu, bis die Guelfen siegen, um sofort wieder in zwei Parteien zu zerfallen, die sich um das Stadtrecht stritten und endlich in einer dritten Stadtverfassung sich vereinigten. Die Stadt war reich und sehr bevölkert, die Häuser schön und fest; die Bürgerschaft stolz und streitsüchtig. Der Knabe Dante war ein ernstes, sinniges Kind. Er stand im neunten Jahre, als er die achtjährige Beatrice de' Portinari, die Tochter eines adelichen Nachbarn, sah; die fortan der Stern seines Le-

bend sein sollte. Damals sprach er sie nicht; aber in der „Vita nuova“, dem Gedicht vom neuen Leben, das damals über ihn gekommen, sagt er selbst: „Bei diesem Anblick geschah es, daß der Geist des Lebens in den Kammern meines Herzens zu erglitzern begann: und siehe da, ein Gott, der stärker ist als ich, rief.“ Im übrigen war Beatrice schon todt, als die „Vita nuova“ beendet wurde. Dante's Vater starb, der Knabe studirte emsig, seine Mutter Donna Bella überwachte ihn. Die Studien in Bologna waren vollendet, da sah er Beatrice im achtzehnten Jahre wieder. Sie sprach mit ihm und sein erstes Sonett an sie entstand. Bald darauf vermählte sich Beatrice mit Simon de' Vardi, einem Freunde Dante's, und da über ihn sich nachtheilige Gerüchte verbreitet hatten, grüßte Beatrice ihn nicht mehr. Nicht lange nachher starb sie, die Dante, wie er sagt, über das gewöhnliche Maß der Menschen erhoben hatte. In diesem Verhältniß ist uns vieles räthselhaft, ja unsäglich. Um es nur einigermaßen zu verstehen, muß man sich in jenes wunderliche Verhältniß der Mittelzeit, den „Frauendienst“ hineinsetzen, der die Liebe als eine sehnstüchtige Bewunderung der Geliebten ohne sinnliches Verlangen begriff und zwar vergeistelt vergeistigt und ausschließlich, daß das Liebestribunal der Gräfin von Champagne auf die Frage: ob in der Ehe die Liebe möglich sei, im Jahre 1174 in Form eines förmlichen Richterspruchs ein kategorisches Nein aussprach. Das Ideale, Portische, Freie einer solchen Liebe, die ganz unabhängig von den äußern Lebensverhältnissen fortbestand und die Dante gegen die Gattin seines Freundes bis zu ihrem Tode auch nach seiner eigenen Verheirathung offen bekennen durfte, bestach die Geister und schlen den moralischen Sinn gar nicht zu berühren, wie unerklärlich dies auch uns erscheinen und wie viel Illusion und wie viel Widerspruch bei der Sache selbst auch unterlaufen mochte.

Hierauf berichtet die „Vita nuova“ und nun weiter von dem Schmerze Dante's über Beatrice's Zürnen; ihr Anblick wurde ihm eine Qual, er sieht und sucht sie, bis er 1289 Florenz verläßt, um bei Campaldino gegen Arezzo mitzufechten. Im Jahre 1294 erkrankt er schwer; in demselben Jahre am 9. Juni starb Beatrice, 26 Jahre alt. Von ihrem Tode zu sprechen, versagt er sich, um sich nicht selbst zu loben, aber er beschließt, keine andere Dame zu feiern als sie, und verheißt von Beatrice in einer Weise zu sprechen, wie nie von einer Dame gesprochen ist, er dichtet nämlich schon an der „Divina commedia“. Ein Jahr darauf vermählte er sich mit Donna Gemma de' Donati, ward Haupt einer leidlich zahlreichen Familie und führte eine, wie es scheint durch eigene Schuld, nicht allzu glückliche Ehe. Die Sonette und Canzonen der „Vita nuova“, im Technischen von der Kunst Petrarca's unübertroffen, sind, wie der Leser sieht, hiernach der wahre poetische Ausdruck seines Jugendlebens; aber der männliche Geist Dante's fordert die größere Freiheit der Terzine, um sich voll und ganz entfalten zu können. Die Zeit wußten Treibend, welches ihn eine Zeit lang umstrickte, ekelte ihn endlich an: der düstere Wald der „Divina commedia“; er wandte sich der Politik zu, be-

kleidete die ersten Aemter in der Republik, ward als einer der sechs Prioren verbannt und fand, vom Heimweh, vom Gefühl erfahrenen Unrechts verzehrt, das Brod der Armuth kostend, fortan nur in der Arbeit an seiner großen Dichtung Trost und Beschäftigung. Dies Gedicht ward zugleich eine That seines Lebens, indem es seine religiösen und politischen Grundsätze wiedergab, an seinen Feinden seine Rache vollzog und seine Freunde feierte, während freilich sein Haus in Florenz zerstört, seine Landgüter verwüßt wurden und er selbst (im März 1302) als Flüchtling nach Carrara wanderte, seine Gattin und fünf Kinder in der Hand seiner Feinde zurücklassend. Dante war damals 37 Jahre alt; unter seinen Unglücksgegnossen hatte er keinen Freund, er konnte sie nicht achten; sein bester Freund, Cavalcanti, stand auf seiten seiner Gegner. Dieser Schmerz ließ ihn nicht ruhen; er besuchte den Hof der Malaspina in La Magra, den der Scaligeri in Verona, die Romanä in Casentino und fand endlich bei dem Vokentant in Ravenna eine Ruhestatt, nachdem er noch Paris und Blandern, vielleicht auch Deutschland und England besucht hatte. Wermal trat ihm die Hoffnung zur Rückkehr nahe; sie scheiterte stets am Gange der Ereignisse, und so sah Dante seine Gattin nicht wieder; er starb nach zwanzigjährigem Exil, das die Schwungkraft seines Geistes mit unssterblichen Werken ausfüllte. Die Sehnsucht nach der Heimat, der Bohn über die Zustände Italiens, die herben Erfahrungen seines Pilgerlebens, der Kampf für sein Ideal vom Staat und der Gtel an dem unwürdigen Gebaren der Parteien: dies sind die frischen Quellen jener großen Schöpfung, die mitten im Glend des Exils seine höchste Freude war, und der er sich mit höchstem Eifer und höchster Lust hingab. Unter solchen Umständen wurde die „Divina commedia“ geschrieben; das Gedicht ist so groß, in allen seinen Verhältnissen so selten und einzig, weil wenige Dichtungen unter so seltenen und den ganzen Geist des Dichters erfüllenden Umständen geschrieben wurden.

Vorher oder besser im Beginn der Arbeit an der „Divina commedia“ hatte Dante eine Art poetischer Enzyklopädie, „Il convito“ („Das Gastmahl“), vollendet. Diese Arbeit ist in vieler Beziehung verfehlt. Dante wollte offenbar seinem Jugendwerke, der „Vita nuova“, mit einer ernstlichen philosophischen Gedichtsammlung ein Gegengewicht gegenüberstellen, oder besser, an jene Arbeit anknüpfend, sie zur höhern Wissenschaft hinüberleiten. Dieser Plan ist wenig gelungen; er konnte nur ein unportisches, schwerfälliges Werk erzeugen und es blieb daher auch unvollendet. Die Schrift „De monarchia“ setzt Dante's Lehre vom weltlichen Regiment in der Christenheit fort. Die Erde soll nur ein Reich sein und dieses Reich ist des Kaisers; die Menschheit ohne den Kaiser ist wider Gottes Ordnung und ein Ungeheuer. Dies ist der Inhalt der drei Bücher von der „Monarchie“. Es kam ein Kaiser nach Dante's Sinn, Heinrich VII.; sein Herz jauchzte hoch auf. „Treue dich, Italien“, rief er, „der Bräutigam kommt!“ Doch seine Hoffnung raffte des Kaisers Tod 1313 dahin; im „Paradiso“ (XXX) wies ihm Dante seinen Lichtig an. Bald sollte er selbst ihm folgen; angebotene Begnadigung für Geld hatte der stolze

Geist verschmäh't und 1319 mit seinen drei noch lebenden Kindern Jacopo, Pietro und Beatrice in Ravenna, wo er, wie Boccaccio berichtet, Poetik lehrte, Zuflucht gefunden. Hier starb er am 14. September 1321, 56 Jahre alt und ehrenvoll in der Kirche S. = Francisco beigesetzt. „In Florenz“, sagt Boccaccio, „weinte niemand um ihn.“) Dante war mittelgroß, etwas gebeugt, dunkeln Feints, krausen schwarzen Bartes; ernsten Ausdrucks, be-
redt, wenn er sprach, aber im ganzen schweigsam; er sang und liebte Gesang, war höflich im Benehmen, besonnen in allem; reizbar, tiefempfindend, stolz und nach Auszeichnung strebend. Unter seinen Fehlern treten Unversöhnlichkeit und, was Boccaccio besonders betont und etwas plump als „Lascivia“ bezeichnet, seine Schwäche für das weibliche Geschlecht hervor; er selbst verhehlt und seine sinnliche Neigung nicht („Convito“, I, 4 und an andern Orten).

Wir kommen endlich zu der „Divina commedia“ oder der „Commedia“, wie sie Dante selbst genannt hat. Der Plan dieses großen Gedichts war ohne Zweifel schon vor 1308 zu Beatrice's Lebzeiten entworfen; Brunetto Latine's Arbeiten über Religion und Politik („Il tesoretto“) mögen leicht den ersten Gedanken, das Verlangen, Beatrice würdig zu feiern, den Impuls dazu gegeben haben. Als Dante in die Verbannung ging, blieben sieben Gefänge in Florenz unter andern Schriftstücken zurück. Im Jahre 1306 oder 1307 empfing er die Handschrift wieder; er hatte sie gänzlich vergessen. Vieles spricht dafür, daß diese Gefänge lateinisch und in Hexametern geschrieben waren und nun erst in die Vulgärsprache und in Terzinen umgedichtet wurden. Dante sagt uns selbst, warum er die Dichtung „Commedia“ genannt habe und Boccaccio kannte sie nur unter diesem Namen. Der Zusatz „divina“ ist spätern Ursprungs. Den Plan des Gedichts nehmen wir als bekannt an; es ist eine Wanderung durch Hölle, Purgfeuer und Paradies, in welche Dante alles zusammenbrängt, was seine Zeit über Gott und Bestimmung des Menschen, kurz über die höchsten theologischen und philosophischen Fragen wußte, dachte und ahnte, eingerahmt in einem glühenden Gemälde von den Zuständen Italiens und gefärbt mit den politischen Ueberzeugungen, mit Haß und Liebe des Dichters, der in dieser Dichtung seine ganze Seele ergießt, ohne Rückhalt wie ohne Furcht. Der Weltbau, wie ihn der alte Ptolemäus anschaut, liegt dem Räumlichen der Wanderung freilich zum Grunde, die neun Himmel sind da, aber ihre moralische Bedeutung wird eine andere. Die Wichtigkeit des irdischen Lebens („Paradiso“, XXII, 133), der letzte Zweck, die höchste Seligkeit des Menschen, das Schauen Gottes, der Begriff der irdischen Tugenden, die Vorstellung von der Allgegenwart Gottes, dies und vieles andere gehört dem Dichter Dante an. Den Vorwurf, den man Dante gemacht hat, daß er Gott nur an einer bestimmten Stelle im Weltgebäude erblickte, trifft ihn nicht; der Eingang des „Paradieses“ rechtfertigt ihn vollkommen dagegen: „Gottes Glorie durchdringt das All“, sagt er, „aber sie strahlt an dem einen Orte mehr als an dem

andern.“ Hiergegen kann niemand etwas einwenden, der da glaubt, daß Gott im Menschen mehr als im Wurm von seinem Wesen niedergelegt hat. Auch unser Verfasser übersieht dies seltsamerweise.

Die Frage, wie Dante zu deuten sei, ob allegorisch, ob buchstäblich, ist zwischen zahllosen Commentatoren bis zum Unsinne hin- und hergezerrt worden. Der Verfasser empfiehlt im zweifelhaften Fall die buchstäbliche Deutung. Die Sache ist unserer Meinung nach die, daß beide Deutungen stets nebeneinander herzugehen haben, da eben dies überwiegend allegorisch, jenes buchstäblich zu verstehen ist, Allegorie und Thatsache aber sich häufig so durchdringen, daß beiden ihr Recht zu Theil wird. Die Allegorie aber in der Weise gewaltsam herbeizuziehen, wie z. B. Koplich thut, ist ebenso ertraglos als willkürlich.

Mit Mühe widerstehen wir der Versuchung, der trefflichen und lichtvollen Darstellung zu folgen, die der Verfasser von dem Gedankeninhalt der großen dreitheiligen Dichtung in ihrem Zusammenhange gibt. Nur auf die Vorstellungssreihe im „Paradiso“ müssen wir schon aus Rücksicht auf die Schrift Nr. 1 in diesem Aufsatz doch etwas näher eingehen. Dem Verfasser steht schon das „Purgatorio“ höher und mehr zu Sinne, als „Inferno“. Er findet das Ganze erquicklicher, die Sprache lieblicher und weicher, ohne daß es den Gedanken an poetische Kraft gebrähe. Am höchsten Reiz ihm jedoch, wie schon Schloffer, das wenig gelesene „Paradiso“, besonders in seinen letzten Gefängen. Betrachten wir diese etwas näher. Dante ist über die Planetenreise hinaus, von der Einwirkung der „geschaffenen Dinge“ befreit, betritt er den Fixsternhimmel und sieht nun

die Heere

Von Christi Siegeszug.

Er sieht Beatrice's Antlitz voll unbeflecklicher Wonne leuchten; er erträgt es nicht, dies Licht ist Christus; da geht Dante's Geist aus sich selbst heraus. Als er aus der Vision erwacht, mahnt ihn Beatrice, die Rose, die einst Weiss geworden (Maria), und die Asten, welche die rechte Straße bezeichnen (die Apostel), zu betrachten; in dessen Maria, Christus nach, zum neunten Himmel empor: schwebt. Das Paradies singt Gloria:

Sodas der süße Sang mich trunken machte,
Und was ich schante, mir ein Köcheln
Des ganzen Weltalls schien.

Dann kommt Petrus vor ihm auf, zürnend, daß seine Schlüssel auf Erden als Kriegsfahne wider Christen erscheinen und sein Bild verkaufte Privilegien schmückt. Der Lichtglanz wächst im Krystallhimmel: Beatrice erscheint unbeflecklich schön in diesem Licht. Im Cynpyreum endlich reizert sich seine Schraße, sodas sie jedem Lichte trogt. Auf tausend Sphären erglänzen vor ihm die Seligen, die eine weiße Rose bilden, die Paradieses-rose, die Heiligen des Alten und Neuen Bundes. Drei Kreise flammen auf, einer des andern Abglanz; inmitten glaubt er eine menschliche Gestalt zu sehen. Da leuchtet Beatrice's Antlitz von so starkem Glanz, ihr Auge sieht die Gottheit und ihr Abglanz raubt dem Dichter das Bewußtsein. Von Wonne durchströmt sinkt er in Traum,

*) Die Stadt Florenz beabsichtigt jedoch im Jahre 1859 ein Dante's Jubielfest zu feiern.

die Sprache ist zu arm, das Gedächtniß zu kurz, von diesem Schauen zu erzählen: die Vision ist verschwunden. So spricht Dante von dem, was keine menschliche Zunge aussprechen kann, und wir zweifeln nicht, daß größer und würdiger kein Ausdruck gefunden werden kann, als der, daß eben nur der Abglanz der Gottheit auf Beatrice's Antlitz den Schauern entleert.

An geschichtlichen Commentaren zu Dante's Trilogie fehlt es schon lange nicht mehr; der Verfasser aber bringt in einer Reihe von Noten noch manche werthvolle historische Notiz bei, für die wir ihm zu danken haben. Noch dankbarer aber sind wir ihm dafür, daß er sich auf die allegorischen Deutungen fast gar nicht einläßt, indem wir offen bekennen, daß wir diese Bemühung nicht nur für völlig ertraglos erachten, sondern auch gerade in der Verdanterte dieser allegorischen Deutungen ein Hinderniß im freien Genuß der Dante'schen Dichtung zu erblicken glauben. Zum Verständniß, zur rechten Würdigung des unvergleichlichen Dichterswerks, das eine Perle und der wahre Schwanengesang des Mittelalters ist, hat der Verfasser reichlich und nach Kräften beigetragen und er hat nicht bloß gewollt, er hat sich selbst zu Dank und Ehre gewiekt.

Wir haben ferner von einer kleinern Schrift: „Dante Alighieri“, von Hermann Grieben (Nr. 3), welche sich als ein im Wissenschaftlichen Verein zu Stettin gehaltenes Vortrag gibt, mit wenigen Worten Rücksicht zu geben. Der Verfasser hat vollständig begriffen, und hält fest daran, daß Leben und Dichtung bei Dante ein und dieselbe Erscheinung sind und daß der ganze Humanitätsbegriff des Mittelalters in ihm seinen vollen Ausdruck finde. Indem er aus diesem Standpunkte her gegen die frivolen Spottereien Voltaire's und die gedankenlosen Urtheile Lamartine's über die „Divina commedia“ auftritt, die dieser vermeintliche Repräsentant geistlicher Poesie confus, barbarisch und trivial nennt, vindicirt er ihr schließlich den Ruhm, die Geschichte, das wichtigste Culturmoment, das Selbstgericht des sterbenden Mittelalters, die göttliche Komödie einer ganzen ins Chaos zurücksinkenden Welt zu sein. Wir lassen es dahingestellt, ob mit diesen Bezeichnungen viel für den wahren Genuß und das richtige Verständniß der großen Dichtung gewonnen ist, und wenden uns zu dem, was der Verfasser etwa an materiellem Inhalt über dieselbe beibringt. In dieser Hinsicht begegnet er sich vollständig mit Flo, so daß es scheint, daß hier wie dort dieselben Quellen vorgelegen haben. In der Lebensgeschichte Dante's findet sich fast nur der eine abweichende Punkt, daß nach unserm Verfasser auf die erste Kunde vom Tode des Dichters Gesandte aus Florenz nach Ravenna gekommen, um die Leiche heimzubringen, welche verweigert wurde, während nach Boccaccio's Ausdruck niemand ihn Florenz um ihn trauerte. Im übrigen stimmt sowohl die Lebens- wie die Entstehungsgeschichte der Dante'schen Vorles in beiden Schriften nahezu überein. Fällt hiernach in dieser Beziehung auch nicht viel Verdienst für den Verfasser ab, so kommt ihm doch mit vollem Recht ein anderes zu. Ueber kein Schriftwerk

haben sich die Commentare mehr gehäuft als über die Bibel und die „Divina Commedia“; ja von Boccaccio bis Götzel liegt uns von solchen ein in der That schreckhafter Wust vor. Der Verfasser versucht es nun, diesen Wust mit kühner Hand einigermaßen zu sichten; er unternimmt es, und wenigstens den Grundgedanken der namhaftesten Commentatoren in ihrer Auffassung der Dichtung, ob sie buchstäblich, allegorisch oder anagogisch sei, kurz anzudeuten. Es ist nur ein Versuch: vollständig ausgeführt aber gäbe er ein neues Werk, aus dem viel über die geistigen Verkerrungen des Pessimismus zu lernen wäre. Der Autor begnügt sich jedoch mit einigen Andeutungen. Nachdem schon Boccaccio, der erste Interpret Dante's, das abstract-moralische Verständniß der Dichtung mehr als billig angebahnt und empfohlen hatte, kamen seine Nachfolger Hilse (1460), Landino (1480), Rambalbi (1477), Belutello (1544) und Daniello (1568) darin überein, unter einem Aschenege von Deutungen, Wortverdrrehungen und exegetischen Ungeheuerlichkeiten den ursprünglichen Geist der „Commedia“ völlig zu verschütten. Die Exegeten des 17. und 18. Jahrhunderts, denen das geistige Band zum Wesen des Mittelalters völlig abhand gekommen war, und die sich hogenlang darüber stritten, ob Dante, der als Bürger in der Kunst der Apotheker eingeschrieben war, in der Pharmacie bewandert gewesen sei oder nicht, verschlimmerten die Sache noch. Erst durch Voltaire's Witzereien und Windelmann's Aufruf wurde Dante in Deutschland bekannt; im Jahre 1767 erschien die erste deutsche Uebersetzung der „Hölle“ von Bachenschwanz und zwei Jahre später Gerstenberg's „Ugolino“. Schlegel und Schelling führten diese Kunde weiter. Von nun an fand in Deutschland die katholisch-theosophische Auffassung, in Italien aber durch Marchetti, Costa und Troja mehr die politische Deutung des Gedichtes Anhang, bis Rossetti in London allem Streite dadurch ein Ende zu machen glaubte, daß er die ganze Dichtung kurzweg für ein „Kaiserlied der Weltmonarchie wider den Papst“ erklärte. Ueber alle diese unglücklichen Bestrebungen urtheilt der Verfasser mit gesundem Sinn und in annehmbarer Weise. Um so mehr müssen wir überrascht sein, ihn schließlich zu folgendem eigenen Richterspruch gelangen zu sehen:

In der Uebersprache des Mittelalters — sagt er — ist die „Hölle“ das Papst- und zugleich das Welsenthum, die blutrothe Rebellion wider Kaiser, Reich und Weltordnung, der politische Selbstmord der Völker. Das „Fegfeuer“ ist das Chibellenthum, der Inbegriff der in Jämmerlichkeit aufgehenden Particularinteressen, die unsäglich sind, das ewige Recht wiederherzustellen. Das „Paradies“ endlich ist der Sammelplatz der Geister, welche das Glend der Welt erkannt haben und die sich zu dem Werke der Errettung rüsten, d. h. zur Wiederherstellung des Universalreichs des Römischen Kaisers.

Unsere Leser mögen hieraus entnehmen, wie schwer es einem besonnenen Geiste fällt, da, wo alles rast, klar und besonnen zu bleiben. Und hiermit genug!

Bis hierher waren wir in unserer Ausführung gelangt, als wir darauf hingewiesen wurden, daß auch noch das Werk des achtzigjährigen kritischen Geschichtsforschers

Schlosser, das wir unter Nr. 4 aufführten, vor unsern Lesern zu besprechen sei. Und allerdings gehört das Werk des tief sinnigen und gelehrten Historikers zu den bedeutendsten Arbeiten, die über Dante in deutscher Sprache vorhanden sind, obgleich der Verfasser vornweg erklärt, allen gelehrten Beirath von dieser Arbeit ausschließen und nur den Eingebungen gemüthvoller Betrachtung und poetischer Anregung dabei folgen zu wollen. Bedeutungsvoll wird das Werk Schlosser's besonders dadurch, daß es uns über den gedanklichen Zusammenhang der „Vita nuova“ mit der „Divina commedia“, der bis dahin mehr geahnt als festgestellt oder nachgewiesen war, vollständig ins Klare bringt und den geistigen Inhalt beider Werke logisch auseinander entwickelt, demnächst aber durch das kritische Licht, mit dem er die namhaftesten Erklärer Dante's, vorzüglich Landino und Rosetti, beleuchtet. So voll und klar wie dem Geiste Schlosser's ist der ganze Inhalt der Poesie Dante's gewiß nur wenigen gegenwärtig und die überzeugende Kraft in dem, was er über den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Dichtungen unter sich und mit dem Leben des Dichters ausdrückt, bewältigt oder löst in der That jeden Zweifel und zerstreut jede Ungewißheit. Der Verfasser sieht zunächst die „Divina commedia“ ohne die „Vita nuova“ als etwas Unvollständiges, ja als etwas Unverständliches an. Beide zusammen aber geben und nach ihm — in allegorischer Darstellung — das völlig geschlossene Bild des menschlichen Aufstiegs aus der irdischen Sinnlichkeit zu göttlicher Sittlichkeit. Beide Dichtungen besingen in platonisirender Auffassung den Weg, auf dem der Mensch von der sinnlichen Liebe zu der himmlischen gelangt, von irdischen (politischen) Bestrebungen zum betrachtenden Geistesleben, vom Staube zum Licht, indem der Dichter zugleich und wie nebenher den Gang der menschlichen Cultur überhaupt und die Geschichte seiner Zeit, bald allegorisch, bald historisch, bald im poetischen Gewande darstellt. Nach ihm ist Liebe das Band, das den sinnlich frei gewordenen Menscheng Geist zur Gottheit zieht und endlich mit ihr vereint. Diese Wandlung ausdeutend zeigen uns die Canzonen der „Vita nuova“, wie die sinnliche Liebe in die platonische (übersinnliche) übergeht; ja, Dante sagt uns selbst, daß seine Liebe zu Beatrice ein Uebergang, ein Bild davon sei, auf welchem Wege der Mensch überhaupt vom Kummer, Verlangen und Schmerz, dulnd und leidend, zum Himmlischen gelange. Deshalb klagt er über Beatrice's Entfernung, ihre Krankheit, ihr Zürnen; denn in dem irdischen Mädchen erkennt er das Wesen der Gotterkenntnis, die vollendete Gnade, wie die Scholastik es nennt. An diesem Punkte angelangt, endet die „Vita nuova“ und beginnt die „Divina commedia“ mit einer allegorischen Darstellung davon, wie der Gang der menschlichen Natur an der eigenen Geschichte des Dichters sich zeichne. Im „Inferno“ ist es nun die Aufgabe, die Audarung aller Sinnlichkeit und ihre Strafe an sich darzustellen. Im „Purgatorio“ ist sodann der Weg bezeichnet, wie durch mühsame und schmerzliche Bekämpfung der niedern Triebe und gleichzeitige Beschauung und Beschäftigung mit dem Uebersinnlichen aus

dem Dunkel der Verirrung zum Lichte göttlicher Wahrheit zu gelangen sei. Hier jedoch ist die Grenze des menschlichen Vermögens; um in das Paradies emporzusteigen, ist die völlige Entsagung der Welt und die Selbstverleugung erforderlich. Virgil steht daher als Führer am Ziel seines Werks — die irdische Weisheit — und Beatrice, nicht mehr die irdische Geliebte, sondern ein himmlisches Wesen — Pietas, Gnade, Glaube — beginnt ihr Werk. An dieser Stelle vermag der Referent den, soviel er weiß, niemals ausgesprochenen Gedanken nicht zu unterdrücken, daß Dante bei dem Namen Beatrice wol an die Stammstille desselben, an *beata* und *beatitudo*, gedacht und so die Geliebte als Vermittlerin der Seligkeit zu feiern gesucht haben werde.

Dies sind die leitenden Gedanken Schlosser's, und wenn er nun hinzufügt, wie der Dichter im ersten Theil der „Divina Commedia“ seine Hingabe an die Parteiungen der Zeit tief beklagt und im letzten den Segen preist, durch Beatrice aus dem Dunkel des Irdischen an das Licht des Göttlichen geführt zu sein, was bloßer Verstand ohne Erleuchtung nicht hervorbringen vermöge, so glauben wir so ziemlich alles vorgetragen zu haben, was wesentlich zu der Auffassung Schlosser's von dem Zusammenhang beider Dichtungen Dante's gehören mag. Und in der That, schließen wir uns dieser Auffassung an, so wüßten wir kaum, was in ihnen dann noch dunkel oder weiterer Aufklärung bedürftig erscheinen möchte!

Näher und genauer begründet sich diese Auffassung noch in dem folgenden Aufsatze: „Ueber die Erklärer des Dante“, unter welchen, wie schon angedeutet, Landino und Rosetti dem Verfasser am nächsten stehen; ja, die Beleuchtung dieser Commentatoren erwirkt die völlige Ueberzeugung bei uns, daß der Verfasser im ganzen und großen das „Alleinrichtige“ getroffen hat und daß er mit seiner Ausdeutung der großen Dichtung unanfechtbar dastehen wird. Es ist und nicht gestattet, ihm hier im einzelnen zu folgen, nur einige wesentliche Betrachtungen noch kurz anzudeuten sei uns vergönnt. Im ersten Gesang des „Inferno“ (Vers 111) ist der Plan des Gedichts von Dante selbst ziemlich genau angedeutet. Mit dem Finden des himmlischen Weibes: Erleuchtung im achten Gesang des „Paradiso“, öffnet sich durch Buße und Besserung das Thor der Gnade dem Wanderer, der es über die drei Schwellen Bekenntnis, Zerknirschung und Buße betritt. Hier nimmt die sterbliche Weisheit in der Person Virgil's von ihm Abschied, indem sie ihm zuruft: „Erwarte nichts ferner von mir, von meinem Winke; frei und gesund ist dein eigenes Urtheil; es wäre Sünde, dir nicht selber zu folgen; drum kröne ich dich!“ worauf ihn nun Mathildis, die Allegorie des thätigen Christenthums, empfängt und ihn zum Erkennen ohne Bild, zum Schauen ohne Hülle einweicht, bis er mit jenen herrlichen Versen im Eingang des „Paradiso“ zum Seher der himmlischen Gnade sich erhebt. Das Emporstreigen von Sphäre zu Sphäre verinnbildet uns hierbei die Erhebung zu immer höherer Erkenntnis, Liebe und Seligkeit, bis zum Versinken in Gott, das in der wunderbar erhabenen Darstellung vom Anschauen Gottes im

zwelundzwanzigsten Gesang in Verzücung endet, die sich im siebenundzwanzigsten Gesang in den köstlichen Versen:

Ciaccio vadeva mi sembrava un riso.
Del universo, perche mia abbrezza
Entrava per l'udir e per lo viso —

kundgibt und dann in Ohnmacht verstummt.

Hierauf folgt mit der Lebensgeschichte des Dichters die Erklärung des Gedichts nach Rossetti, die wir als bekannt voraussetzen. Es ist derselben ein Anhang über die Briefe Dante's, welche R. Witte herausgegeben, beigefügt; die beiden wichtigsten darunter sind, wie bekannt, der fünfte an Kaiser Heinrich VII., den geleierten Stern Dante's, den er zur Rettung Italiens aufruft, und der siebente, an die Cardinäle gerichtete, über den stillosen Verfall der Kirche; beide wol von unbestreitbarer Echtheit, wogegen der letzte Brief an Guido da Polenta, italienisch geschrieben, doch wol als eine Erfindung Doni's zu bezeichnen sein wird.

Die treffliche Arbeit Schloffer's schließt mit zwei ganz ausgezeichneten und den Freunden des großen Dichters nicht genug zu empfehlenden Briefen über das „Paradiso“. In dem ersten, den ersten und zweiten Gesang des „Paradiso“ umfassend, begegnen die Anschauungen Schloffer's sich vielfach mit den und schon bekannten des Philalethes, mit dem Unterschied jedoch, daß Philalethes mehr die katholische Doctrin zum Ausgangspunkt nimmt, während Schloffer das größere Gewicht auf den von der Philosophie des Alterthums gebildeten und zum eigenen Denken angeleiteten Geist Dante's legt. In diesem Geiste hängt das System der Sphären aufs innigste mit dem System des Verhältnisses einer immer höhern Gattung vernünftiger Wesen und deren Begabung zusammen, und je spröder und vorstelloser der Stoff hier sich zeigt, um so mehr flammten wir über die Geisteskraft, die dieses Stoffes Herr wird, um ihn zu wahrhafter Poesie umzubilden, indem sie zugleich für ihren Ausdruck sich eine neue Sprache zu schaffen hat. Der zweite Brief, welcher den dritten bis sechsten Gesang eregetisch darlegt, soll und besonders zeigen, wie Dante das Ueberschwengliche erreichbar macht und uns zu seiner Erfassung poetisch anleitet. Hier in der That steht Dante am erhabensten da, indem er, den Fuß auf der Erde, mit dem Haupte über die Himmel sich erhebt und seiner Sprache bald die Töne des Schlachtrufs, bald die des begeisterten Hymnus abgewinnt. Des Dichters Ansicht von der Weltgeschichte und von dem Zusammenhang des göttlichen und menschlichen Regiments ist hier sein Thema. Das lehrende Element verbindet sich hier mit dem dramatischen; die Geschichte des Adlers — des Reichs — ist hier ein Hauptstoff. Sodann geht der Dichter auf die Verschiedenheit der Zustände im himmlischen Leben über; die Frage über Gottes Gerechtigkeit bei der Ordnung dieser Zustände aber verschiebt er. Dies scheinbar trockene Thema — wie weiß Dante es dichterisch zu beleben? Er zeigt, wie die unendliche Mannichfaltigkeit des Verdienstes und der Belohnungen dem sterblichen Geiste nur anschaulich gemacht werden könne durch Abstufungen im Raum und im Sein. Die That der Gottheit mensch-

lich vorstellbar zu machen, bedürfen wir der Form von Zeit und Raum. Der kirchlichen Lehre zufolge gibt es keine Stufenfolge der Seligkeit und der Dichter schließt sich dieser Lehre so weit an, daß er alle Seraphim — nur Maria nicht — in denselben Himmel, dem obersten, vereinigt; sie erscheinen Dante nur höher oder tiefer, damit er nach seiner Weise erkenne, wie ihr Zustand sei. „So gebührt sich's zu euerm Verstande zu reden“, sagt Beatrice, „die Schrift versteht es anders.“ Endlich kommt der Dichter auf die göttliche Gerechtigkeit und die Zurechnung. Hier beginnt er mit der scholastischen Lehre vom Zwange des Willens. Wenn eine Gewalt, der zu widerstreben die Seele außer Stande war, sie zwang, so ist sie nicht entschuldigt; denn der Wille, der nicht will, ist, gleich dem Feuer, nicht zu beugen. Sobald der Wille sich fügt, so hört er auf, ein Wille zu sein; der Wille, der der Gewalt nachgibt, wird mit dieser eins und nimmt an ihrer Mäßigkeit vor Gott theil. Dann fährt der Dichter fort: so könnte der heilige Willenschlag aus der Quelle, aus der die Wahrheit träufelt, so stülte sein heiliges Wasser meinen zwiefachen Durst!

Hiermit müssen wir von dieser trefflichen Arbeit Schloffer's Abschied nehmen, tief bedauernd, daß wol kaum zu erwarten steht, diese Hand werde das große Unternehmen einer vollständigen Erregese des „Paradiso“ vollenden können. Freuen wir uns um so mehr dessen, was wir an dieser Ausdeutung der sechs ersten Gesänge des mit jedem Jahre mehr in seiner Unvergleichlichkeit erkannten und gewürdigten Gedichts besitzen! Wilhelm von Lüdemann.

Klaus Groth über Hochdeutsch und Plattdeutsch.

Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch von Klaus Groth. Kiel, Schwes. 1858. 8. 21 Ngr.

Sicherlich haben alle Verehrer der Klaus Groth'schen Muse bisher geglaubt, daß Groth ein rein nativer Dichter und nichts als Dichter sei; aber die Lectüre seiner obengenannten Schrift wird sie eines andern belehren; sie werden erkennen, daß auch Klaus Groth ein zusammengewachsener Zwilling von einem Poeten und von einem Kritiker ist, und daß er, indem er plattdeutsch dichtete, dabei den Nebenwack im Sinne hatte, seiner geliebten theuern Muttersprache oder Mundart dem gebräuchlichen Schriftdeutsch gegenüber — wenn auch nicht zur Herrschaft doch zu dem Ehrenplatz zu verhelfen, der ihr seinem Vorfürhalten nach gebührt. Groth betrachtet das jetzige sogenannte Hochdeutsch eben auch nur als eine „Mundart“, die von Luther auf den Thron gesetzt worden sei; es sei die sächsishe Mundart, die zu Luther's Zeit am häufigsten als Schriftsprache gebracht wurde, wie dies ganz deutlich aus seinen eigenen Worten hervorgeht: „Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenthümer schreiben nach der sächsischen und unsere Fürsten Kanzlei, darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache“, oder, nach Groth'schem Begriff, „Mundart“. Indem Groth diesen mitteldeutschen Dialekt gewissermaßen als einen Usurpator betrachtet, geht er, wie sich denken läßt, mit etwas bestiger Polemik gegen ihn zu Werke, dabei auch mit einem Selbstgefühl, das wir uns aus der Stellung, welche ihm durch stimmsührende Autoritäten in der Literatur angewiesen werden, wol erklären können, das wir aber doch zuweilen etwas gedämpfter gewünscht hätten. Jedenfalls bietet Klaus Groth's in vier Abschnitte und 26 Briefe getheilte Schrift, wie sich von einem in die Geheimnisse und das Material des sogenannten Plattdeutsch so tief eingeweihten Autors erwar-

ten läßt, sehr interessante Gesichtspunkte, und da es sich darin gewissermaßen darum handelt, das Anrecht des Hochdeutschen auf seine Herrschaft in der Literatur und dadurch möglicherweise diese Herrschaft selbst in Frage zu stellen, so wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir hier auf den Inhalt der Schrift etwas näher eingehen.

Der Umlauf, daß diese Streitfrage überhaupt nur erhoben werden konnte, ist in der That von einer großen Bedeutung, die man nicht verkennen darf. In England, Frankreich und Italien würde es schwerlich jemand einfallen, eine Mundart auf Kosten der Schriftsprache so zu erheben, wie Groth dies thut, selbst nicht in Spanien, obgleich das Schriftspanisch ebenfalls eine zur Herrschaft gelangte Mundart, die castilianische ist. In Deutschland, wo bei dem sich überhebenden Individualismus der Personen wie ganzer Stämme dem Ruf nach Abfall und Auseinanderfall eher Gehör gegeben wird als dem Ruf nach Einigung, läßt sich der Ausgang einer solchen Streitfrage niemals im Voraus berechnen. Und das Plattdeutsche ist kein verächtlicher Prätendent, denn es beherrscht 9—10 Millionen Unterthanen, die wenn auch politisch getrennt, doch stillschweigend geistig und sprachlich weniger getheilt sind, als irgendeine andere gleich zahlreiche Masse von Deutschen, und dabei hat dieser Prätendent allerdings manche Tugenden und Eigenschaften, welche dem als Souverän anerkannten, übrigens durch andere höhere Vortheile sich wieder vor jenem auszeichnenden Ziel abgeben. Wir können uns zwar nicht als möglich vorstellen, daß das Plattdeutsche je das Hochdeutsche verdrängen könne, da es, was auch Groth sagen mag, bei aller Bildungsfähigkeit doch nicht mit den Entwicklungen des geistigen Lebens in Deutschland gleichen Schritt gehalten hat und um zu derselben Ausbildung zu gelangen, erst die Vergangenheit von drei Jahrhunderten nach- und durchleben müßte, was doch nicht möglich ist. Aber wol könnte sich neben der hochdeutschen Literatur eine selbständige plattdeutsche bilden, da sich das Plattdeutsche für gewisse Gattungen, z. B. die humoristische, und für den Ausdruck gewisser einfacher und inniger lyrischer Empfindungen vielleicht besser eignet als das Hochdeutsche. Beweis dafür ist, daß z. B. Reineke Kuch und Klaus Groth's Gedichte selbst in hochdeutscher Uebersetzung nie die Wirkung des Originals erreichen werden, was jedoch so ziemlich von allen Dialektvorzügen gilt. Das säße aber possirliche Geplauder im Munde eines Kindes läßt sich von einem Erwachsenen nicht nachsprechen, ohne seinen Reiz zu verlieren oder gar unangenehm zu werden. Die Frage aber, ob das Plattdeutsche zu einer selbständigen Literatur berufen sei, muß sich schon in nächster Zeit entscheiden. Denn wenn der Anlauf, der hierzu in letzter Zeit durch Klaus Groth und einige andere genommen ist, nicht bald zu Resultaten führt, die in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig lassen, so dürfte es um eine weitere Entwicklung auf diesem Gebiet mundartlicher Production für immer geschehen sein. Einzelne plattdeutsche Lyriker, Scherzmacher und Satiristen können dann wol immer noch von Zeit zu Zeit auftauchen, aber Lyriker und komische Schriftsteller bilden keine selbständige Literatur, weil sie das sittliche, politische und geistige Leben eines Volks, ja nur eines Volkstammes nicht nach allen Seiten und Richtungen erschöpfen, zumal nicht in einer hinter der Zeit zurückgebliebenen Mundart, die stets einen sehr spezifisch territorialen Beigeschmack hat und selbst den Lyrikern und Humoristen immer gewisse enge Grenzen anweist, über die sie nicht hinauskönnen, ohne geschmackwidrig zu werden. Wer möchte wol eine pathetische Ode in plattdeutscher Mundart erträglich finden? oder eine philosophische Abhandlung oder eine ernste Kritik? Eine kleine plattdeutsche Lausapostrophe kann vielleicht höchst komisch wirken; aber was würde man zu einer plattdeutschen historischen Tragödie, ja nur zu einem plattdeutschen, seine und elegante Formen anstrebbenden Conversationdrama sagen? Hierzu müßte das Plattdeutsche sich eben stets in seiner Gesellschaft bewegt haben, um den nothigen Schluß zu erhalten. Das aber hat es nicht gethan, und niemals weniger als jetzt ist wol dazu Aussicht, daß es je zur seinern Umgangssprache erhoben werden könnte, da es ja immer

mehr selbst unter den mittlern Ständen dem Hochdeutsche Platz macht, freilich einem oft verderbten, einem verplattdeutschen Hochdeutsche oder verhochdeutschen Plattdeutsche, das die Vorzüge des letztern verloren und die des erstern nicht erworben hat. Wir sagen dies nicht aus irgendeiner vorgefaßten Meinung gegen das Plattdeutsche, vielmehr neigen wir uns für unsere Person der Ansicht zu, es sei zu bedauern, daß dasselbe in seiner Entwicklung stehen geblieben sei wie eine schöne Blume, der es an dauernder rationaler Pflege, Behandlung und Schonung fehle, während die vielleicht minder schöne Schwesterblume infolge besserer Behandlung über sie emporwuchs, durch ihre reiche Blüthenentfaltung sie in Schatten stellte, durch ihre üppige Wurzelerweiterung ihr Raum und Erdreich benahm und dadurch zu ihrer Verklümmerng beitrug.

Klaus Groth ist freilich anderer Ansicht: ihm zufolge ist das Plattdeutsche auch in seiner jetzigen Gestalt „die vollkommene der beiden Schwestern“. Ueberhaupt gebe es fast keine der sogenannten gebildeten europäischen Sprachen, die man nicht von irgendeiner Seite her als Muster der Vollkommenheit gepriesen habe; jedes Volk lobe seine Sprache und man vergehe es ihm, bloß der Norddeutsche habe sich bis dahin gefallen lassen, seine Muttersprache als „platt“, d. h. in diesem Falle als gemein zu bezeichnen und anzusehen. Jakob Grimm habe vor 40 Jahren vom Gothischen wie von dem Ideal der Schönheit geschrieben, von dem wir Deutsche in Schuld und Sünde abgefallen, vor 10 Jahren habe er angefangen, gerade das entgegengesetzte Ende der germanischen Sprachentwicklung, die englische Sprache, für die vollendetste zu halten. Groth weist im Verlaufe seiner Schrift darauf hin, daß es Zeiten gegeben, wo man geglaubt, daß das Hochdeutsche gar nicht im Stande sei, die höchsten Lebensverhältnisse, wissenschaftliche Begriffe, verwickelte Denkverhältnisse auszudrücken. Vor dem Erscheinen seines „Quickborn“ habe man das Plattdeutsche nur zum niedrigsten komischen brauchbar gehalten. Indes diese Mundart sei zu allem fähig, und wäre sie es nicht, so könnte sie in 50 Jahren so gut wie ihre Schwester befähigt werden. Das ist es nun, was wir weiter oben schon bezweifelt haben; denn um das Plattdeutsche zu dem fähig zu machen, was das Hochdeutsche nach allen Richtungen und Seiten hin leistet, müßte es erst zur allgemeinen deutschen Geschäftssprache und seinern Umgangssprache, zur Sprache des Rathes, des Kanzel, des Bureaus, des Theaters u. s. w. erhoben werden; nicht bloß lyrische Dichter, auch Gelehrte, Philosophen, Geschichtsschreiber und Gesetzgeber müßten sich seiner zu bedienen anfangen; und wo ist jemand, der dies im Grade für möglich hielte? Hat sich doch selbst eine so schwerwiegende Autorität wie Jakob Grimm dahin ausgesprochen, daß es das Schicksal des Plattdeutschen wie aller Mundarten sein würde, vom Hochdeutschen verschlungen zu werden.

Der Verfasser rückt in seiner Schrift gegen die Hochdeutsche schreibenden mit einer zahlreichen Armee harter Vorwürfe ins Feld und leider kann man ihm in vielen nicht unrecht geben. Er sagt z. B.: „Wenn man ein gut geschriebenes französisches Buch mit einem deutschen dem Stile nach vergleicht, so macht das französische immer den Eindruck des Ungefügigsten, es ist, als wenn der schlichte gesunde Menschenverstand daraus spräche. Zwang und Mühe sitzen immer mit dem Deutschen an seinem Schreibepulte, seine Sprache ist nie ganz wie bloß gesprochen, seine Sätze reiben sich nicht leicht hin aneinander, sie sind immer verkettert, verschlungen“ u. s. w. Er führt dies zum Theil auf andere in der hochdeutschen Sprache und ihrem Bau selbst liegende Gründe zurück, die allerdings gelten und beachtet zu werden verdienen. Indes der deutsche Geist hat sich diese Sprache geschaffen, und erscheint diese schwerfällig, so liegt dies an der schwerfälligen Art der Deutschen zu denken und ihre Gedanken zu motiviren. Sehr klaren Denkern — und allerdings haben wir deren weniger als tiefe Denker — ist es gelungen, auch in der hochdeutschen Prosa ihre Gedanken mit vollendeter Leichtigkeit und Klarheit auszudrücken. Ich will mich hier nicht auf die oft citirte Prosa eines Lessing oder Goethe berufen, sondern auf

die eines viel seltener genannten Autors, nämlich Lichtenberg's, bei dem jeder Gedanke mit einer so vollendeten Präcision und Rundung ausgedrückt und sprachlich verkörpert ist, wie sich dies bei wenigen Prosaisien auch anderer Dichter findet. Der Verfasser weist namentlich dem als gewandt und fließend gerühmten modernen Stil vor, daß er charakterlos, in seinen Wendungen eiförmig, in Fleisch und Farbe blaß und abstract geworden, und er mag damit nicht so ganz unrecht haben. Nicht z. B. habe sich zwar um deutsches Volk und deutsche Sitte verdient gemacht wie wenige, auch sei er zu den gewandtesten Stilisten der Gegenwart zu rechnen, aber sein Stil fränke mit an dem allgemeinen Verderbniß unserer Sprache, namentlich an unnüthiger Häufung abstracter Substantiva.

Gegen alles dies, gibt der Verfasser zu verstehen, würden wir gesichert sein und gewesen sein, wenn wir uns des Platts-deutschen bedienten und von jeher bedient hätten. Lessing sage von sich, daß er den ganzen Umfang seiner Muttersprache erst in Hamburg, d. h. durch das Plattdeutsche habe kennen lernen; ja, Groth hält es gar nicht für unmöglich, daß man seinen unverbärlchen Stil, der in Schlagfertigkeit und Humor in den Streitschriften mit dem hamburgischen Pastor Goetze seine Vollendung erreichte, dem Plattdeutschen danke. Norddeutschland habe fast immer das verständige, logische Element vertreten, und Schriftsteller wie Fischart und Jean Paul wären in Norddeutschland unmöglich gewesen. Wir erinnern hierbei daran, daß Lichtenberg, obgleich in Süddeutschland geboren, den größten Theil seines Lebens in Göttingen zubachte, und daß Goethe's Stil im „Werther“, den er in Süddeutschland schrieb, ein auffallend verschiedener ist von dem Stil in denselben seiner prosaischen Werke, die er in Norddeutschland verfaßte. Groth findet ferner, daß die norddeutschen Dichter, welche von Jugend auf die weichen Töne des Plattdeutschen um sich hörten, viel mehr Gefühl für Wohlklang hätten als die süddeutschen; er erinnert dabei an Bürger, gegen dessen „Vocal- und Consonantenmusik“ nicht einmal Goethe wettersen könne, an Geibel und Freiligrath. Wir finden diese Neigung für weiche und dabei ungetrübt hervorgebrachte Klänge, dieses Gefühl für harmonische Vertheilung der Vocale, diese Abneigung gegen Häufungen von Fischlauten und harten Consonanten auch bei Göthe (dem bekanntlich der weiche Nikolaus Venau in seinen Jugendgedichten nahesteht); bei Ernst Schulze, Wilhelm Müller, Novalis, August Wilhelm von Schlegel, Reine (trotz seiner oft saloppen Verse) und andern nord- und niederdeutschen Dichtern. Arndt ist zu diesen Meinungen des Wohlklangs weniger zu rechnen, aber er hat ein Gedicht geschrieben, das vielleicht zu den wohlklingendsten in deutscher Sprache gehört und dessen Wirkung allein in seiner Musik beruht, das Gedicht „Walsabe“. Nun ist sicherlich nicht zu leugnen, daß Goethe's Gedichte, namentlich die kleineren, voll süßen natürlichen Wohlklangs sind, aber zu Zeiten läßt er sich Härten und Mißlänge zu Schulden kommen, an denen nicht bloß eine ausländische, sondern selbst eine deutsche Zunge zu arbeiten hat:

Krad's gleich, brich's doch nicht.

Brich's gleich, brich's nicht mit dir.

Oder:

Und schwärzt's noch gar.

Wir's immer doch nicht schwarz z'nug war.

Schiller's Jugendgedichte sind voll von falschenhaften Lauten und Wertstellungen, und auch bei Uhland findet man je zuweilen unangenehme Härten, selbst in seiner herrlichen Ballade „Des Sängers Fluch“, z. B.: „Ein Blutstrahl hochauf springt.“ Ein Muster sprachlichen Wohlklangs ist allerdings der Graf Platen, der aber in Ansbach, wo man schon feinere Klänge hört, geboren war und mit einem hervorragenden Gehör für Rhythmus begabt, sich an den besten Versmählern, namentlich auch den italienischen, gebildet hatte. Dieses Kunststudium merkt man ihm aber doch auch nicht selten an, wie dem sprachgewaltigen Versmähler Rückert, der, nebenbei gesagt, auch von Klaus Groth manchen Tadel erfährt, oft und noch öfter das Behagen an halbdreckerischen Verskunststücken, die uns Erstaunen abndhi-

gen, zugleich aber auch Schwindel erregen. Einfachen Wohlklang findet man bei Rückert weniger als künstliche Klangverschlingungen, die das Ohr mehr reizen als ihm wohlthun.

Man verzeihe uns diese Abschweifung, zu welcher uns Klaus Groth verführt hat. Wir kehren wieder zu ihm zurück, und zwar namentlich zu dem sechzehnten und dem achtzehnten Briefe. In jenem eifert er unter andrem über den Wilderwitz bei manchen hochdeutschen, besonders neudreckerischen Dichtern, über die bei ihnen so häufig anzutreffende unerlaubte Umkehr und Verdrehung der Wörter und die übertriebenen Hyperbeln, in denen oft das Widersprechendste zusammengemischt und baarer Unsinn zu Tage gefördert sei. Und mit Recht fügt er hinzu: „Man findet sie in Musterbüchern jeder deutschen Anthologie als geistige Nahrung für Kinder und Jungfrauen. Wie müssen sie das erwachende Sprachgefühl, Geschmack und Sinn fürs Einfachsöne verderben!“ Aber für diese Verirrungen ist doch die hochdeutsche Sprache, obgleich sie dazu leichter verführen mag als das nuchterne Plattdeutsche, nicht allein verantwortlich zu machen, sondern der Ungeschmack derer, die sie dazu mißbrauchen. Im folgenden interessanten achtzehnten Briefe springt er plötzlich auf ein anderes Kapitel über, nämlich auf die Seemannsnatur der platts-deutschen Mundart, und er sagt sehr schön: „Die plattsdeutsche Sprache hat schon einmal mit der Hanse die Welt beherrscht, sie beherrscht noch das Meer oder theilt die Herrschaft mit ihrer Halbschwester, der englischen. Sie hat nicht bloß gebiet, hat nicht bloß hinter „Vult un Vlog“ gehockt, sie hat gegen Hellden wie Walmemar II. den Sieger geredet, „Saewen un saetwentic Hānen“, hat Schrecken gesprochen im Femgericht der Westfalen, Uebermuth mit den alten Dittmarschen, Klugheit in den Comploirs der Handelsherren von Lübeck und Lüneburg, in den Kaufhäusern von London und Neuport. Das verschwindet nicht wieder aus ihrem stolzen Gang. Welche Sprache eignet sich zum Commando wie sie, die laut tönt, kurz und mächtig aus einer Mannesbrust? Seeren besteht sie nicht mehr wie zur Zeit Wlkefind's, aber wenn der Sturm braust und die Wogen schallen, dann sind es noch immer plattsdeutsche Worte, die Gangspill und Steuer lenken, die Ruhe und Festigkeit werden in manchen braven Mannes Herz.“ Der Verfasser hebt hervor, daß hochdeutsch auf keinem Schiffe commandirt werde, daß jeder hochdeutsche Seemann sich bequemen müsse, plattsdeutsch zu lernen. Dem Hochdeutschen fehlten alle Ausdrücke für die Schiffshände und die Seemanneshätigkeiten, und jedem Schiffer würde es als eine lächerliche Unmöglichkeit erscheinen, daß das Plattdeutsche je vom Meere verdrängt werden könne; das Plattdeutsche sei also in diesem großen Gebiete geradezu eine nothwendige Ergänzung der Schriftsprache. Goethe und Schiller müssen sich bei dieser Gelegenheit sagen lassen, daß sie „Kandratzen“ seien; ihre ganze Sprache offenbare es und nicht zu ihrem Vortheil; nicht bloß „Der Taucher“, „Der Fischer“, „Der König von Thule“ seien nicht von Meereswehnern geschrieben, auch die ganze Sprachanschauung dieser Hauptmeister sei binnenländisch. Nun, ein plattsdeutsch sprechender Seerapitän würde allerdings den „Fischer“ oder den „König von Thule“ etwas anders gedichtet haben als so eine „Kandratte“ wie Goethe. Wozu man übrigens zur See gewesen sein oder gar das Seemannslexikon innehaben solle, um so einfache Vorgänge poetisch zu behandeln, wie sie diesen beiden Balladen zum Grunde liegen, läßt sich schwer einsehen, und was dem „Taucher“ an intuitiver Anschauung des Meeres fehlt, wüßten wir auch nicht zu sagen. Dagegen versichert Klaus Groth, daß Voss' unübersehbare Uebersetzung des Homer in dieser Vollendung keinem Binnenländer je möglich gewesen sein würde.

Man sieht, daß sich Klaus Groth von seiner Liebe zum Plattdeutschen oft etwas weit hinreisen läßt, und ähnlich gewissen selbstbewußten Autoren, die alles besser wissen wollen als andere und den auch noch so beschreibenden Tadel anderer nicht vertragen können, bemerkt er zum Schluß dieses Briefes: „Die Mängel des Plattdeutschen kenne ich vielleicht genauer als irgendjemand, der ich der erste mit diesen Mängeln prattisch gekämpft

habe und sie habe überwinden müssen. Es sind aber ganz andere Dinge, als die angeblichen, die uns kritisieren." Seine Behauptungen sind oft sehr apodiktisch. Im fünfzehnten Briefe wünscht er Deutschland dazu Glück, daß es an dem plattdeutschen Stamm seiner Sprache einen „Regulator“ besitze, „der das natürliche Bewußtsein dadurch erhalten hat, daß er nicht mit philosophirte, daß er Mundart geblieben ist“, und er versichert bei dieser Gelegenheit kurzweg: „Die ganze Philosophie ist in Misere.“ Zuweilen weiß er aber auch seine Ansprüche für das Plattdeutsche auf ein Maß zurückzuführen, gegen das sich nicht viel einwenden läßt, so wenn er im zwanzigsten Briefe versichert, auf das Plattdeutsche nicht wie auf ein unbedingtes Muster hinweisen zu wollen, „sondern nur als auf die stets noch fließende Offenbarung des gesunden Menschenverstandes, der sich aus der Anschauung nähert und kein Bedürfnis zum Ausdruck seiner Gedanken hat als das natürliche: diese Gedanken klar zu machen.“ Im ganzen mag Klaus Groth recht haben, wenn er das Plattdeutsche als den Repräsentanten des gesunden Menschenverstandes betrachtet, aber eines Menschenverstandes, der, wie wir fürchten und hinzufügen, immer etwas Nüchternes und Beschränktes behalten wird. Jedenfalls ist das Plattdeutsche ehr- und merkwürdig durch sein Alter; wenn man zwei niederdeutsche Männer miteinander plattdeutsch reden hört, so glaubt man aus diesen Klängen zuweilen vollständige englische Phrasen herauszuhören, und es ist dies ein Beweis, daß das Plattdeutsche, mit sicherlich sehr geringen Modificationen, sich noch ganz in demselben Zustand befindet, in welchem es sich schon damals befand, als es vor länger als 1600 Jahren mit Hengist und Horsa in England einwanderte, um fortan der Grundstock einer Sprache zu werden, die infolge großartiger Verhältnisse und der Vermischung mit ritterlichen Sprachelementen die Stammesprache freilich weit überflügelte.

Groth's Schrift ist übrigens, wie schon bemerkt, reich an beachtenswerthen Fingerzeigen und Bemerkungen, von denen wir hier nur noch folgende zwei anführen, die sich gegenseitig ergänzen: „Für die Armen, denen wir Vormund sein müssen, lautet die Sache noch ganz anders. Für sie ist Lessing, Schiller, Goethe gar nicht vorhanden, für sie ist die Literatur der Schriftsprache doch nicht, selbst wenn sie nicht plattdeutsch sprächen. Oder lesen die Winger des Rheins und der Mosel etwa mehr als die Kornbauern der Nord- und Ostsee? Keineswegs. Im Gegentheil, wenn noch im Volke die Bibel, d. h. hier der Luther gelesen wird, der die Einheit des deutschen Geistes soll herbeiführen, so ist es nicht da, wo jeder Pfaffe auf ihn schimpft. Wollt ihr von Volksbildung reden, so habt ihr für euch noch was ganz anderes anzuerkennen, als unsere Muttersprache“ (gehörter Brief), und: „Es bezeichnet so recht unsere papierene Zeit, daß für sie nur das lebt und existiert, was man zu Papier gebracht, beschrieben, notiert und registriert hat. Nur das ist eine That, die in Zeitungen bricht, nur das ein Band, wovon in Reisehandbüchern zu lesen ist, nur das ein Ruhm, den die „Blätter“ vermeldet haben, nur das ein berühmtes Buch, das in Rezensionen oder Literaturgeschichten als solches aufgeführt steht. Ist z. B. die Religionsgeschichte, die der calwer Verein herausgegeben hat, ein berühmtes Buch? Keineswegs! Und von diesem Buche sind 6—80000 Exemplare deutsch gedruckt, und es mag außerdem in 30—40 Sprachen übersetzt sein. Welches berühmte Buch hat es so weit gebracht? Die Sachen scheinen uns abhandeln gekommen zu sein, wir begnügen uns an den umlaufenden Urtheilen über sie.“ Sicherlich, wer eine Geschichte und Charakteristik des deutschen Volkeschreiftens und der dahin einschlagenden Literatur schreiben wollte, würde sich ein größeres Verdienst erwerben, als wer zu den neunundneunzig zwischen Goethe und Schiller bereits gezogenen Parallelen noch die hundertste hinzufügen wollte.

Die Schrift Klaus Groth's hat, wie es scheint, noch nicht die Aufmerksamkeit erregt, die sie doch zu erregen verdient, aber auch ebenso wenig von kompetenter Seite den Widerspruch gefunden, zu dem sie herausfordert. Oder diese Kritiken müßten gerade uns zufällig entgangen sein. Rascher ist man in Deutschland

zur Hand, wenn es gilt, persönliche Interessen zu vertheidigen und sich seiner eigenen Haut zu wehren. Klaus Groth hat, was wir nicht für sehr klug halten, sich dazu hinreißen lassen, in der vierten Abtheilung seiner Schrift Fritz Reuter's „Läuschen und Rimela“ als „durch und durch gemein“ zu bezeichnen und ihm „Düngebegeisterung“ vorzuwerfen; wer seinem Volke ein Dichter sein wolle, müsse den Willen und die Reizung haben, das Oble zu sehen; es möge die Aufgabe der Polizei sein, den Schmutz aufzuräumen, aber nicht die des Poeten, wogegen freilich zu bemerken wäre, daß man nicht alles der Polizei überlassen darf und daß es allerdings moralischen Unrath gibt, dem die Polizei nicht beikommen kann, zu dessen Beseitigung es keinem zur Schande gereicht, die Hand mit anzulegen. Es ist dies freilich ein streitiger Punkt, mit dem die Tendenz Fritz Reuter's vielleicht gar nicht einmal viel zu thun hat; und wir beschränken uns daher nur darauf, unsern Lesern anzuzeigen, daß Reuter gegen Groth eine kleine Schrift herausgegeben hat unter dem Titel: „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat.“ Insofern diese, und noch nicht zugegangene Schrift nicht etwas besonders Bizarres und von allgemeinem Interesse statt bloßer Persönlichkeiten enthalten sollte, denken wir auf sie nicht weiter zurückzukommen.“

Hermann Marggraff.

Notizen.

Zur Literaturgeschichte vom culturhistorischen Standpunkte.

In Nr. 4 d. Bl. f. 1858 hatten wir in Betreff der so höchst verdienstlichen „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“ den Wunsch ausgesprochen, daß die genannte Zeitschrift „mehr als bisher auch Kunst und Literatur in den Kreis culturgeschichtlicher Beleuchtung ziehen und dadurch der Behandlung der Kunst- und Literaturgeschichte vom culturgeschichtlichen Standpunkte überhaupt vorarbeiten möchte“. Wir wissen nicht, ob man es diesem Fingerzeig oder der selbstgewonnenen Einsicht der Redaction verdankt, daß diese Zeitschrift im letzten Halbjahre eine große Zahl solcher Artikel gebracht hat, welche entweder einzelne literarische Erscheinungen oder ganze Literaturperioden in literarisch-geschichtlicher Hinsicht beleuchten oder die Kunst im Zusammenhang mit dem sittlichen und geistigen Leben der Nation betrachten. Dahin gehören die Aufsätze: „Ueber das Verhältniß der Kunst zum Leben im 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur innern Entwicklung der christlichen Kunst“, von A. von Ope; „Sturm und Drang. Eine culturgeschichtliche Episode“, von Johannes Scherr und ganz besonders ein Eyllas interessanter sittenliterarisch-geschichtlicher Aufsätze von August Henneberger unter dem Gesamttitel: „Deutsche Literaturbilder“, worin unter andern Gottsched's „Gato“, Thimotheus Hermes' „Sophieus Reise von Remel nach Sachsen“, J. W. Müller's „Siegwart. Eine Klostergeschichte“, Nicolai's „Leben und Meinungen des Herrn

*) Wir erwähnen gleich bei dieser Gelegenheit, daß Klaus Groth zur letzten Weihnachtzeit die deutsche Kinderwelt und ihre Freunde mit folgender schönen Festgabe überrascht hat: „Voor de Goern. Kinderreime alt und neu von Klaus Groth. Mit 52 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter, geschnitten von August Gahler“ (Königsb., G. Wigand). An den Reimen und namentlich an den vor trefflichen Richter'schen Zeichnungen werden aber sicherlich nicht bloß Kinder, sondern auch ältere Personen ihr Wohlgefallen haben. Klaus Groth hat die Sammlung mit folgendem Spruche eingeleitet:

Dat Boel is mi leef,
De mi't heelt is en Deef.
De dat utbach weer en Dichter,
De dat utmal Ludwig Richter,
De dat ruigen hert Weerg.
De dat leent hatt dat blot to Borg.
De mi't schent hatt weer ni Noet,
Denn son Dönnsent dânt mi kann it ol.

„Magisters Sebalbus Rothhauser“, Großmann's Lustspiel „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ u. s. w. besprochen und als Spiegelbilder des Zeitgeschmacks wie der sittlichen Zustände der betreffenden Periode charakterisiert werden. Der Verfasser geht dabei von denselben Grundsätzen aus, die wir schon früher in d. Bl. für eine im kulturhistorischen Sinne aufzufassende und durchzuführende Geschichte der deutschen Literatur aufstellten. Alle von ihm besprochenen Schriften sind nur von relativem Werth, sie sind zum Theil abgeschmackt; aber es ist in hohem Grade interessant und wichtig zu wissen, wie es kam, daß „Sophiens Reise“ und „Sebalbus Rothhauser“ in ihrer Zeit mit so großer Begierde und in so weiten Kreisen gelesen und förmlich verschlungen werden konnten und daß mehr noch nach dem „Siezwart“ als nach dem „Werther“ eine ganze Periode genannt wurde. Gibt es ein ungeschlachteres Drama als Klingers „Sturm und Drang“? Und doch wurde nach ihm eine ganze literarische Periode getauft. Nehmen wir Großmann's ehemals berühmtes Lustspiel „Nicht mehr als sechs Schüsseln“! In den Tagen, wo ich jung war, kannte ich mehr als einen alten Herrn, der jung gewesen war in den Tagen, wo das Großmann'sche Lustspiel das deutsche Theaterpublikum entzückte. Diese Herren kannten kaum ein Goethe'sches Drama und von Schiller vielleicht nur die „Räuber“, aber das Großmann'sche Lustspiel galt ihnen als ein Theaterstück, welches nicht seinesgleichen habe. Woher kam dies? Einmal bildete Großmann's Lustspiel mit Gemmingen's Stück „Der deutsche Familienvater“, das in demselben Jahre (1780) erschien, den Anfang zu dem deutschen Familiendrama, das — man mag es beklagen oder nicht, zugeben wird man es müssen — bei unserm bürgerlichen Publikum stets auf lebhaftere Sympathien zu rechnen haben wird, als die Tragödie, besonders die historische. Außerdem sind darin gewisse liberale Ideen, wie sie schon lange vor der Französischen Revolution in den deutschen Köpfen spukten, verarbeitet und zwar in jener derb hausbadenen Weise, die den mittlern Ständen in Deutschland mehr zusagt als alle noch so feine und geistreiche Pointirung, obschon sich seitdem der Geschmack allerdings veredelt hat; denn man stößt im Großmann'schen Stück auf Roheiten, die unser heutiges Publikum sicherlich nicht ertragen würde. Vielleicht dürfen wir die dankenswerthen Arbeiten Henneberger's als Vorstudien zu einer deutschen Literaturgeschichte im sittengeschichtlichen Sinne betrachten, zu der er auch, was namentlich die ältere Periode betrifft, ganz der geriatte Mann wäre. Auch Karl Biebermann's Abhandlung: „Die nordamerikanische und die französische Revolution in ihren Rückwirkungen auf Deutschland“ in derselben Zeitschrift (August bis November) hat es vorzugsweise mit den Einflüssen dieser Revolutionen auf hervorragende deutsche Dichter und Publicisten zu thun und ist ebenso wol ein zeit- als literargeschichtlicher Beitrag zur Kenntniß jener bedeutsamen Periode, zu der sich unsere Gegenwart etwa wie der Nachsatz zum Vorderatz verhält.

Goethe's „Faust“ in Frankreich.

Sehr wahrscheinlich in Folge der gelegentlich von uns schon erwähnten Aufführung des Dennery'schen „Faust“ in der Porte St.-Martin und der angekündigten Absicht, den echten Goethe'schen „Faust“ auf dem Obren in Scene gehen zu lassen, mag sich die „Illustration“ bewegen gefunden haben, die Cornelius'schen Zeichnungen zum „Faust“ durch Nachbildungen, die in Nr. 46 beginnen, zur Kenntniß des französischen Publikums zu bringen. Der Erklärer bemerkt im Eingange seines Artikels, daß seine Nation, selbst nicht die französische, ein Werk besitze, welches wie Goethe's „Faust“ so tief in das Volk eingedrungen sei; Gelehrte und Studierende, Hosteute und Bauern wüßten, jeder nach seiner Weise, Stellung und Bildung dieser „création magistrale“ zu würdigen. Das rühre daher, weil „Faust“ ein „oeuvre éminemment nationale“ sei u. s. w. Dies ist sicherlich sehr richtig und dieses specifisch Deutsche, welches dem Goethe'schen „Faust“ zum Unterschiede von allen überhaupt existirenden Dichtungen eigenthümlich ist, mag auch einer seiner

Hauptreize für den Ausländer sein, während doch auch wieder seine andere Dichtung so reich an allgemein menschlichen Gesichtspunkten ist, seine wie diese den ganzen Kreis des modernen Bewußtseins so nach allen Richtungen ausdehnet. Ob aber, wie der französische Interpret versichert, Goethe's „Faust“ auch in die Hütte des Bauern gedrungen, möchte doch wol zu bezweifeln sein. Sehr wahrscheinlich beschränkt sich die Kenntniß des Landmanns von der Faustsage auch jetzt noch auf das alte Hausbuch. Ueberhaupt ist die angebliche Popularität selbst oder gerade unserer größten Dichter wol nur eine Illusion; der eigentliche Bauer, das eigentliche Volk liest sie nicht und versteht sie nicht; kann sie auch seiner ganzen Anschauungsweise nach nicht verstehen, denn sie reden zu dem Volke in einer Sprache und in Vorstellungen, die es erst mühsam lernen müßte. Von unsern Dichtern ersten Ranges hat es wol nur Bürger mit einigen seiner Lieder und Balladen, namentlich der „Lenore“, wirklich zu einiger Volksthumlichkeit gebracht. Noch jüngst schrieb uns ein preussischer Schulmann, auf dessen briefliche Bemerkungen wir schon dann und wann Bezug genommen haben: „Ja, ja, predigen Sie unaufhörlich die Wahrheit, die reine wenn noch so traurige Wahrheit, daß unsere classischen Dichter wenig oder vielmehr ganz und gar nicht ins Volk gedrungen sind“, predigen Sie dieselbe unermüßlich eben darum, weil es allein die Wahrheit ist, von jedem andern Beweggrunde vorerst ganz abgesehen.“ Die gäng und gäbe gewordene Meinung, daß z. B. Schiller, von Goethe gar nicht zu sprechen, im eigentlichen Sinne populär sei, ist deshalb schädlich, weil sie unsere Begriffe über das, was das Volk begehrt und versteht, gänzlich irre führt. Der französische Interpret der Cornelius'schen Zeichnungen, um auf diesen wieder zurückzukommen, zieht unter andern auch eine Parallele zwischen ihm und Delacroix und bemerkt: „Der Faust Eugène Delacroix ist nicht der Faust Goethe's und konnte es nicht sein; er ist der Faust Eugène Delacroix, er hat die Fehler und sämtliche Eigenschaften dieses Künstlers. Groß ist der Uebergang von Delacroix zu Peter Cornelius; die Vorzüge des einen sind die Mängel des andern, und umgekehrt; nur das Genie ist beiden gemeinsam.“ Schließlich mag erwähnt werden, daß ein jüngerer Fürst Polignac Goethe's „Faust“ streng nach dem Originale übersezt hat, mit welcher Arbeit er sich die Langeweile in den Aufträgen von Sebastopol zu vertreiben suchte, und daß gegenwärtig eine von drei pariser Autoren verfaßte Parodie des Dennery'schen „Faust“: „Le faux Faust“ auf einer der kleinen pariser Bühnen gegeben wird.

Die Gräfin Dora d'Istria.

Die Verfasserin des in französischer und deutscher Ausgabe erschienenen, durch freisinnige Tendenz, thatsächlichen Inhalt und umfangreiche wohl angewendete Kenntnisse im historischen, literarischen und theologischen Gebiete ausgezeichneten Werks: „Die deutsche Schweiz und die Bekämpfung des Mönchs“, Gräfin Dora d'Istria (Gräfin Kolpoff Masalsky), geborne Helene Ghisa, hat mit Bezug auf unsern Bericht über ihr erwähnenswertes Werk in Nr. 46 d. Bl. f. 1858 ein Schreiben an uns gerichtet (datirt Westaut, Canton Vaudo, 25. December 1858), worin es unter andern heißt: „J'ai vu avec satisfaction que vous regardiez comme une oeuvre utile de faire connaître à l'Occident les tendances religieuses et sociales des Orientaux. Cette manière de voir est un puissant encouragement pour moi. Après avoir publié récemment une nouvelle édition, entièrement refondue, de cette « Vie monastique dans l'église orientale », oeuvre que vous avez bien voulu mentionner, je prépare maintenant un tableau complet de la vie des femmes en Orient. J'ai en vue bien d'autres projets analogues, et j'espère que je les réaliserai avec le temps.“ Ein Werk über die morgenländischen Frauen aus dieser Feder hat gerechten Anspruch darauf, allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen.

A. M.

Bibliographie.

- Album des deutschen Vereins zur Unterstützung der Hinterlassenen verdienster Künstler. Herausgegeben vom Central-Ausschuß. Würzburg, Stahl. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Alraa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1858. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Beckstein. 20ter Jahrgang. Sondershausen, Cappel. 1858. Gr. 16. 1 Thlr.
- Bäpler, F., Willfried. Episches Gedicht in neun Gesängen. Berlin, Deder. 16. 27 Ngr.
- Beckstein, L., Schloß Wartburg. In Liedern und Romanzen gefeiert. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 24 Ngr.
- Burow, Julie, Herzog-Worte. Eine Festgabe für Deutschlands Töchter. Berlin, Schotte u. Comp. 16. 1 Thlr.
- Der Odemann. Eine Schwarzwaldsage von F. B. Tübingen, Kieder. 1858. 16. 5 Ngr.
- Elfgare-Garlén, Emilie, Ein Handelshaus in den Scheeren. Küsten-Roman. Deutsche Originalausgabe. 1ter Band. 1te Abtheilung. Stockholm, Naas. 8. 22 1/2 Ngr.
- Frenzel, K., Dichter und Frauen. Studien. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Friedrich, F., Aus dem Volksleben. Erzählungen. Zwei Bände. Prag, Bellmann. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.
- Guizot, Eddy Russell. Eine geschichtliche Studie. Aus dem Französischen. Zürich, Beyer. 1857. Gr. 16. 8 Ngr.
- Hebbel, F., Mutter und Kind. Ein Gedicht in sieben Gesängen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr.
- Seller, R., Ausgewählte Erzählungen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Das Geheimniß der Mutter. Novelle. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Hersch, S., Sophonisbe. Trauerspiel in fünf Akten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 15 Ngr.
- Hornab, Die Sprachforschung Wilhelm von Humboldt's und die heutige Philologie. Berlin, Wagner. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.
- Jewsbury, Geraldine Gubfor, Das Pflegetind. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Henriette Lewald. Mit einem Vorwort von Fanny Lewald. Berlin, Guttentag. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- Kerner, L., Natur und Frieden. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 26 Ngr.
- Kind, G. J., Die Reformation in den Bisthümern Thür und Como dargestellt nach den besten älteren und neuern Hülfsmitteln. Ghr, Grubenmann. 1858. 8. 24 Ngr.
- Klapp, M., Römische Geschichten aus dem jüdischen Volksleben. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.
- Deutsches Leben. Eine Sammlung abgeschlossener Schilderungen aus der deutschen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte und der Beziehungen zur Gegenwart. 1ter Band: Die deutsche Trachten- und Wohnwelt. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Von J. Falke. Zwei Theile. Leipzig, G. Mayer. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
- Lebensabriß vom Herrenhuter-Bruder Johann Andreas Schönbein, Vortennacher in Weyingen unter Urach. Ludwigsburg, Richm. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
- Libus. Jahrbuch für 1859. Herausgegeben von B. A. Klar. 18ter Jahrgang. Mit 1 geschnittenen Portrait, 2 geschnittenen Kunstblättern und 1 Lithographie. Prag, Ghilich. 1858. Gr. 16. 2 Thlr.
- Lutherbriefe. Herausgegeben von J. R. Seidemann. Dresden, Zeh. Gr. 8. 15 Ngr.
- Mollière, J. B. de, Lustspiel. Lustspiel in fünf Aufzügen. In deutschen Jamben übertragen von A. Otto-Walker. Leipzig, Voigt u. Günther. 1858. 16. 16 Ngr.
- Mügge, L., Verloren und gefunden. Roman in zwei Bänden. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Ruther, L., Der Reformationsjurist Dr. Hieronymus Schürpf. Ein Vortrag gehalten im April 1858 zu Königsberg in Preußen. Grlangen, Deichert. 1858. Gr. 12. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Warggraf.

Pleitner, K., Des D. Valerius Catullus Hochzeit-gefänge kritisch behandelt. Mit 1 Tabelle und 1 lithographirten Abbildung. Dillingen, Blättermann. 1858. Gr. 4. 1 Thlr.

Schönholz, F. v., Geschichtliches, Novellistisches und Humoristisches. Lebensbilder und Erfahrungen. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwegler, A., Geschichte der griechischen Philosophie. Herausgegeben von G. Kdßlin. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Soden, F. L. Freih. v., Kaiser Karl V. in Nürnberg. Zur Kriegs- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Nach archivariischen Quellen bearbeitet. Nürnberg, Raw. 1858. 8. 20 Ngr.

Der Streit zwischen Menschen und Thier, ein arabisches Märchen aus den Schriften der lauterer Brüder übersetzt und mit einer Abhandlung über diesen Duden, so wie mit Anmerkungen versehen von F. Dietrich. Berlin, Mittler u. Sohn. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Szardach, F., Der Suezkanal. Mit 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 16 Ngr.

Trybany. Biographisches Lebensbild vom Verfasser von „Vier Lebenswege“. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Ueber Land und Meer. Allgemeine illustrierte Zeitung herausgegeben von F. W. Hackländer. Redacteur: G. Zoller. 18ter Jahrgang. November 1858—October 1859. Zwei Bände. 52 Nummern. Stuttgart, G. Hallberger. Vierteljährlich 2 Thlr.

Mecklenburgisches Volksbuch auf das Jahr 1859. Herausgegeben von dem Stifte Wethlehem zu Ludwigslust. Ludwigslust, Hinrich. 8. 7 1/2 Ngr.

Bretonische Volkslieder. Uebersetzt von M. Hartmann und L. Pfau. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Willis der Bootse, oder Abenteuer einer im Stillen Meere an unbekannter Küste schiffbrüchig gewordenen Emigranten-Familie. Mit eingestreuten Erzählungen, Reiseerlebnissen und naturgeschichtlichen Schilderungen. Aus dem Englischen. Mit 12 lithographirten Bildern. Dresden, Kruge. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wül, W. F., Gedichte in schwäbischer Mundart. Tübingen, Kieder. 1857. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Aus dem Briefe eines Juristen über die bei Sr. Maj. dem König von Bayern unter der Benennung: „Vorstellung und Bitte der evangelisch-lutherischen Einwohner der Stadt Nürnberg, wegen Verletzung ihrer verfassungsgemäßen und kirchlichen Rechte durch Uebergrieffe der geistlichen Gewalt“ eingereichte Beschwerdeschrift wegen der jüngsten Entschliessungen des protestantischen Oberconsistoriums. Nürnberg, Raw. 1856. Gr. 8. 1 Ngr.

Diezel, G., Politische Resultate der letzten zehn Jahre für Deutschland. Gotha, Scheube. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Hieronymi, W., Nur keine Kallstrie!! Ein abgeendlichtes Schlusscapitel zum sogenannten Darmstädter Teufelsstreite. Wiesbaden, Limdarth. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Hopf, A., Berlin, wie es kuckelt und niest. Ein Wiener Ragout mit Berliner Sauce, halb süß halb sauer, in zwei Aktschüffeln. Für das Walhalla-Theater bearbeitet. Berlin, Antiquarische Anstalt. 1858. 8. 2 1/2 Ngr.

Lenz, G. L. G., Denkschrift über die neuesten kirchlichen Bewegungen in Pommern. Berlin, W. Schulze. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Walter, F., Zu Richter's Kirchenrecht. Bonn, Marcus. 1858. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Weil, G., Glauben und Unglauben. Gewidmet jedem Einzelnen. Berlin, W. Schulze. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schücking (Levin), Paul Bronckhorst oder Die neuen Herren. Roman. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Levin Schücking, anerkannt als einer unserer beliebtesten Romandichter, liefert in diesem seinem jüngsten Roman ein Gemälde der westfälischen Zustände zu Anfang dieses Jahrhunderts vor der Invasion der Franzosen. Eleganz der Form wie äußerst spannender Inhalt sichern diesem neuen Roman Schücking's eine gleiche günstige Aufnahme, wie sie seine früheren Werke gefunden haben.

Die früheren Romane Levin Schücking's, sämtlich von dem deutschen Publikum mit lebhafter Theilnahme aufgenommen, erschienen ebendasselbst unter folgenden Titeln: Die Sphinx. 8. 1856. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein Staatsgeheimniß. Drei Theile. 8. 1854. 5 Thlr.

Die Königin der Nacht. 8. 1852. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Bauernfürst. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.

Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.

Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.

Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.

Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.

Außerdem erschien von dem Verfasser in demselben Verlage:

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. (Brockhaus' Reise-Bibliothek.) 8. Cart. 10 Ngr.

Allen Reisenden die Westfalen berühren, wird Schücking's Buch die angenehmste Unterhaltung auf der Eisenbahn gewähren; von der Kritik ist dasselbe außerordentlich günstig aufgenommen und als „ein wahres Musterbuch der Eisenbahnliteratur“ bezeichnet worden.

Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten. (Brockhaus' Reise-Bibliothek.) 8. Cart. 10 Ngr.

Levin Schücking schildert hier die vielbesuchte Eisenbahnstrecke von Minden über Rehme (Bad Deynhausen), Bersford, Bielefeld, Hamm, Dortmund, Gelsen, Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf nach Köln, überall die interessante Geschichte (Wittelskind, Hermann, das Femgericht etc.) und die gegenwärtigen Verhältnisse der berührten Gegenden herköstlichend. Er ergänzt damit seine frühere Schrift „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Windell, (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von J. J. von Eschudi. Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. (Auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.)

Eine neue, von dem bekannten Schriftsteller J. J. von Eschudi bearbeitete dritte Auflage des berühmten noch unübertroffen dastehenden Windell'schen Jagdbuchs, deren Preis trotz der vorzüglichen äußern Ausstattung fast um die Hälfte billiger ist als der der früheren Auflagen. Das Werk liegt jetzt vollständig vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Herausgegeben

von

Robert Prug.

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die geachtetsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesernuseen, Journalcirceln etc. kann das Deutsche Museum als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden. Probeummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Das Deutsche Museum beginnt jetzt seinen neunten Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2-3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Euphonia's

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Wöchentlich eine Nummer. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Auch in dem gegenwärtigen siebenten Jahrgang hat diese weitverbreitete Zeitschrift sich des allgemeinsten Beifalles der Gebildeten zu erfreuen. Der erzählende Theil bietet keine zu lang ausgezogenen Mittheilungen, sondern kurze, doch immer fesselnde Lebensbilder. Der populärwissenschaftliche Theil ist von ausgezeichneten Gelehrten vertreten. Die früher mit so vielem Beifall gelesenen, aus einer hochgestellten Feder fließenden „Berliner Briefe“ sind neuerdings wieder aufgenommen worden und bringen in einer der nächsten Nummern den dritten Brief neuer Folge. Den Freunden der geistvollen, anschauungsreichen Mittheilungen von Max Maria von Weber wird eine Schilderung der arabischen Wazellenjagd, den Freunden der mit so blühenden Farben ausgestatteten literarischen Gemälde von Karl Frenzel ein neues Lebensbild: „Der Dichter des Don Quixote“ willkommen sein. Außerdem bringen die nächsten Nummern eine Darstellung über den Einfluß der Seele auf den Leib von Karl Reclam, vom Herausgeber eine Reihe von Anregungen „Ueber die Liebe“. Ueberhaupt bedarf die dieser Zeitschrift eigenenthümlich angeordnete Rubrik der „Anregungen“ keiner weiteren Empfehlung, da ihre Mannichfaltigkeit, Frische und die Unparteilichkeit der gefällten kritischen Urtheile allgemein anerkannt sind.

Jeder Jahrgang von 52 Nummern bildet einen Band und eignet sich sowohl durch seinen reichen Unterhaltungs- und Belehrungsstoff, wie durch seine gefällige Form zur Aufstellung in jeder Familienbibliothek.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 3. —

13. Januar 1859.

Inhalt: Julian Schmidt's französische Literaturgeschichte. Von Thaddäus Pau. — Kerschke's Denkschriften. Von Karl Gustav von Berner. — Die deutsche Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. — Kistig's Reise nach dem russischen Amerika. — Kottig. (Die „historisch-politischen Blätter“ und Heinrich's „Philippine Welser“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Julian Schmidt's französische Literaturgeschichte.

Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 1789. Von Julian Schmidt. Zwei Bände. Leipzig, Verba. 1858. Gr. 8. 5 Thlr. 18 Ngr.

Sich mit der Kritik der deutschen Literatur beschäftigen, heißt nach Julian Schmidt ein Typhus- oder Cholerahospital besuchen und aus demselben, von dem Pesthauche der Todkranken angesteckt, zu dem eigenen Sterbebette heimkehren. In dem Munde ihres Autors begriff sich die Behauptung durchaus und vollkommen. Von Joseph de Maistre rührt das Wort her: „Der Herrscher ist der Eckstein der Gesellschaft, sein Amt ein heiliges Priesterthum.“ Julian Schmidt variirt den Satz dahin: Der kritische Nachrichten ist der Pontifex maximus der Literatur. Wenn Gyzelin von Romano, erzählt der Chronist, wie eine ebene Wildsäule auf offenem Markte von Vadua über seine Opfer zu Gericht saß, umgeben von den Schergen und Schrecken seines Namens, wenn das Blut floß und der Weberuf der Gemarterten zum Himmel aufstieg, dann pflegte Gyzelin mit der kältesten Ruhe zu erklären: „Die Welt ist sündhaft, und ich bin ihr gegeben, um sie von den Sünden zu reinigen.“ Den nämlichen Eindruck macht das nämliche Verfahren des Grenzbotenkritikers. Das Dogma von der Nützlichkeit der Literatur und von seinem eigenen kritischen Messiasberufe ist in ihm Fleisch geworden.

Seit einem Jahrzehnd hat Julian Schmidt mit dem Fanatismus einer sophistischen Dialektik und einer rückwärtslosten Impietyät in dem von ihm geleiteten Journal dahin gestrebt, als der Großmeister der literarischen Nachrichten zu gelten und zu wirken. Als Student schrieb er für das historische Seminar zu Königsberg, dem er als Schüler angehörte, eine Abhandlung über Robespierre; das war seine erste historische Studie. Die Beschäftigung mit dem Terrorismus der Schreckensherrschaft ist denn auch nicht ohne Nutzen für ihn geblieben. Von dem Robespierre des Bergs hat er gelernt, wie man ein „Robespierre im Gänsefett“ wird.

1859. 3.

Man glaube nicht, daß diese Bemerkungen nicht hierher gehören. Eine Besprechung von Schmidt's französischer Literaturgeschichte hat ebenso nothwendig auf die journalistische Thätigkeit des Mannes als auf seine deutsche Literaturgeschichte zurückzugehen. Ohne den äußern Erfolg des letztern Buchs hätte sich Schmidt nicht zum Zuchtmeister der französischen Literatur aufgeworfen. Die französische Literaturgeschichte ferner ist in dem gleichen Grade wie die deutsche Literaturgeschichte es war, eine immerhin geistvolle Speculation auf Scandal; gleich dieser ist auch jene eine Nacharbeit, die aus einem factischen Haufen journalistischen Materialabfalls entstanden.

Man wäre so ungerecht, wie es Julian Schmidt selbst ist, sowohl wenn es gilt, aus freundschaftlicher Courtoisie den Kollegen bei der Redaction der „Grenzboten“ als das einzige deutsche Dichtertalent der Gegenwart zu präconisiren, als wenn es gilt, über alle übrigen Dichter und Schriftsteller Branger und Brandmal mit souveräner Verachtung zu verhängen, wollte man es leugnen, daß die Arbeiten von Schmidt gewisse Vorzüge besitzen. Der sentimentale Kladderadatsch Narciss, wie ihn Brachvogel gezeichnet, ist gewiß ein so verkaufter Gefell, wie er nur irgend auf dem Pflaster einer großen Weltstadt umherlaufen kann; dennoch interessiert man sich in lebhafter Theilnahme für den Charakter. Die Darstellung Schmidt's ist von einer mustergültigen und classischen, ja auch nur von einer guten und anerkennungswerthen ebenso weit entfernt, wie Brachvogel's Narciss von einem wirklich dramatischen Charakter; dennoch fesselt diese Darstellung die Aufmerksamkeit ähnlich wie jene Persönlichkeit. Man denke sich eine jener zarten und duftigen laodolischen Frauen gestalten, wie sie in aristokratischen Salonromanen eine Rolle spielen, in glänzender Balltoilette und reichstem Schmuck. Die Dame steht vor einem silbernen Becken. Der parfümirte Glacé greift in einem Haufen der größten und schmutzigsten Wäsche, um sie in jenes zu werfen. Die Dame hat die Caprice, in diesem Anzuge die schmutzige Proletariatswäsche zu waschen. Bevor aber die Wäsche beginnt,

werden die einzelnen Schmutzstellen auf den einzelnen Stücken durch die goldberänderte Vornette, auch wol der bessern Wissenschaft wegen durch ein Vergrößerungsglas gründlichst untersucht; es wird über die Entstehung der Flecken, über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Entstehung nicht minder gründlich reflectirt. Eine solche pikante Wäschefrau ist Julian Schmidt. Wie alle Welt in dem Falle, daß in einer öffentlichen Scene die laibliche Wäsche wirklich stattfinden, stehen bleiben würde, wäre es auch nur, um der Inbignation über den Pöhn gegen Takt und Anstand, Zucht und Sitte Ausdruck zu verleihen, so ist alle Welt bei dem Schauspiel der Wäsche aus dem gleichen Grunde stehen geblieben, der sich Julian Schmidt unterzogen. So zumeist erklären sich die vier Auflagen der deutschen Literaturgeschichte, dieses „Nationalwerks“, wie sie in der Anzeige des Verlegers getauft worden.

Die pikante, sich über alles hinaussetzende Weisheit der Darstellung ist der erste und hauptsächlichste der zu erwähnenden Vorzüge Schmidt's. Einen zweiten erblicken wir in dem Beweise, der von ihm mit Evidenz geführt wird, daß Aithens Sophisten gegen unsere modernen Sophisten nichts als Kinder gewesen. Jener vagabondirende Philanthropenapostel Kauffmann, dessen Andenken Dünker jüngsthin in Raumer's „Historischem Taschenbuche“ erneuert hat, sagt: „Der Mensch kann was er will.“ Julian Schmidt sagt: „Der Mensch kann beweisen, was er will.“ Seine dialektische Verbalgladiatorfertigkeit schreckt vor keiner Aufgabe als vor einer unmöglichen, zurück. Als Staatsanwalt in Alba's Blutrath würde Schmidt's rabulistische Virtuosität dieses Colleg vor dem Orlum bewahrt haben, welches auf die Körperschaft fiel, weil einer seiner Beisitzer während der Verhandlung schlief und aufwachend dahin resolvirte: „Zum Galgen!“ Kein Zweifel, Schmidt hätte so beredt und glänzend plaidirt, daß die Sentenz des Schlafers vollkommen motivirt erschienen wäre.

Wenn man will, ist alles Leben ein Carnaval, eine Bühne das Leben und Schauspieler die Menschen. Der Direktor alles Seins hat uns allen Engagement gegeben, das Dasein; sein Kassirer, das Gewissen, zahlt einem jeden die Gage. Was wunder, wenn wir uns alle, die einen mehr und besser, die andern weniger und schlechter, auf Goulistengeheimnisse verstehen, auf die Kunst der Schwinke und auf den Galtenwurf des Mantels. Es ist ein weiterer Vorzug von Schmidt, daß er in solchen Schauspielermitteln bewandert ist wie nur je ein Mime. Keiner der altrömischen Senatoren, die den Geltenhäuptling Brennus auf dem Forum erwarteten, kann die Toga majestätischer, und weltverachtender um die Schultern geschlagen haben, als Schmidt seinen Mantel, wenn er die Bühne betritt. Er macht uns glauben, sein leidenschaftliches Schaufement, seine morose Verbitterung gegen jede productive Kraft sei die imponirende Ruhe geistiger Gedankenlosigkeit; er schauspielert ganz unübertrefflich sittlichen Ernst und sittliche Charakterintegrität.

Es wurde soeben Brachvogel's Narcis erwähnt. Die convulsioischen Declamationen dieses dramatischen Helden

üben gerade deshalb einen so großen Reiz, weil sich durch dieselben bei aller Herbe und Bitterkeit ein lyrisch-elegischer Ton tiefter Wehmuth hindurchzieht. Narcis ist ein Kuniv. Wenn er die respectable Gesellschaft verflucht, tönt aus den Flüchen immer die Selbstanklage: ich trage nicht die moralische und geistige Kraft in mir, mich aus meinem Lumpenthum zu der respectablen Gesellschaft herauszuarbeiten. So flucht der gefallene Engel in der Mesjade dem Eten, welches ihm verschlossen und nach dem doch heiße Sehnsucht die Seele füllt. Die ingrimmige Verserferwuth, mit welcher Schmidt über die geistige Production herfällt, erinnert an die elegischen Flüche des gefallenen Engels bei Klopstock; sie übt ganz den nämlichen Reiz wie die Verwünschungen der respectablen Gesellschaft durch den pariser Gamin. Schmidt möchte productiv sein, möchte dichterisch und schöpferisch gestalten; dazu drängt glutverzehrend heiße Sehnsucht. Aber das Eten bleibt seinem Unvermögen verschlossen. Nun lästert er das Eten und seine Bewohner, aber je krampfhafter er dem Anschein nach tobt, desto elegischer wird er in der Wirklichkeit und es überfliehet uns eine Art Mitleid mit dem armen Kranken.

Daß ein Schriftsteller von einer so ausgeprägten Phsylognomie diese seine eigenthümlichen und eigenartigen Vorzüge in einem seiner Werke verleugnen sollte, wäre schwer glaublich. Auch fehlen diese eigenthümlichen und eigenartigen Vorzüge seiner „Geschichte der französischen Literatur“ keineswegs; sie sind alle auch hier vorhanden. Wir erachten uns für verbunden, soweit wenigstens der Raum eines Referats es gestattet, den Leser auf die Genüsse vorzubereiten, die derselbe sich in dem Buche verschaffen kann.

Der Einteilung in zwei Bände liegt eine innere Nothigung nicht zu Grunde; die Einteilung ist eine ebenso willkürliche und äußere, wie die ganze Composition eine willkürliche und flüchtige. Es fehlt durchaus die organische Ineinanderarbeitung und Verschmelzung des Stoffs. Schmidt hat, wie sich das bei einem Tageschriftsteller ganz von selbst versteht, mit einzelnen Partien der französischen Literatur Bekanntschaft gemacht. An die gelegentliche und oberflächliche Lectüre knüpften sich gelegentliche und oberflächliche Excerpte; aus den Excerpten entstanden allmählich Journalaufsätze; das auf diese Weise gewonnene Material wurde durch die nächstbesten Hülfsmittel, die jedermann zugänglich, zu einer Literaturgeschichte erweitert, indem der Verfasser einen Stein auf den andern legte, just wie er ihm in die Hände fiel; ein paar Kellen Mörtel, will sagen philosophische Reflexionen und rhetorische Stilübungen, ästhetische Notizen und culturhistorisches Raisonnement, wurden als Kitt zwischen die Bausteine geworfen, und gestaltungslos und unförmlich steigt das wunderbare Gebäude, ein architektonisches Räthsel, in die Höhe. Außerdem wurden die Schriften der zu beurtheilenden Schriftsteller seitenlang ausgeschrieben. Das ist gewiß die bequemste, aber auch die verwerflichste und schlechteste Manier, einen Autor zu charakterisiren. Weiter ergibt sich aus dieser gleich unwissenschaftlichen wie unkünstlerischen Methode

die Ungleichartigkeit der Behandlung. Ueber das halbe oder ganze Duzend Dichter und Schriftsteller, welche Schmidt wirklich kennt, ist er bis zum Ermüdenden weit-schichtig, breitspurig bis zum Erdrückenden; da wird in den Koffer eingepackt, was nur immer in den Koffer sich einpacken läßt. Die Koffer der übrigen Reisenden sind zum Erschrecken leer; über die überwiegende Mehrzahl der Autoren, die er nicht gelesen, erfahren wir nichts als ein paar biographische Angaben und die Titel ihrer Werke aus dem Conversations-Verikon und aus einem antiquarischen Index. Um die also zubereitete Schüssel einigermaßen genießbar zu machen, werden jene Vorzüge, von denen wir sagten, daß sie die eigenthümlichen und eigenartigen Schmidt's seien, als Hülfstruppen in das Gefecht geschickt. Das Aufreizende und Regende, das Stachelichte und Hämische des Tons, der durchgehends angeschlagen wird, erreicht den möglichst denkbaren Culminationspunkt; alle Taschenspielerstücke der Rhetorik, Dialektik und Sophistik werden in Scene gesetzt, um uns mit Schauer vor der Kühnheit in der modernen französischen Literatur zu erfüllen, und die Rolle des in olympischer Majestät hoch über diesen irdischen Dichterlingen schwebenden Kritikers wird ganz untrügend geschauspielt. Das Parade Pferd des „gesunden Menschenverstandes“, von dem man doch glauben sollte, es sei bereits in der deutschen Literaturgeschichte brußt- und kreuzlahm geritten, wird noch einmal befestigt und der Reiter kommt von dem bedauernswerthen Gaul nicht mehr herunter. Es gibt kein einziges Kapitel in den beiden Bänden, fast könnte man ohne Hyperbel sagen kein einziges Blatt, auf dem nicht der ewige Klingklang von dem „gesunden Menschenverstande“ wiederholt würde.

Reflexionen über die erste Revolution leiten das Ganze ein:

Die französische Revolution klingt den Schriftstellern, die übrigens alles begreifen (und dünkt, nur Julian Schmidt ist so glücklich), noch immer wie ein Räthsel. Die einen sehen in ihr einen providentiellen Act, den Anfang der wahren Geschichte der Menschheit, die andern den ungeheuersten Frevel, den selbst das Gland eines ganzen Geschlechtes noch nicht völlig gestöhnt. Niemand hatte sie geahnt, obgleich sie fast ein halbes Jahrhundert lang vorbereitet war. Seit Jahren regte sich bei allen Völkern die dunkle Ahnung, es stehe eine neue Zeit bevor, und als sie nun eintrat, war alle Welt überrascht, am meisten die Führer der Bewegung. Die Weisesten geriethen in Verwirrung; selbst als der Sturm losgebrochen war, begriffen sie noch nicht, wohin er wehe.

In dem Tone geht es bis S. 39 fort:

Der Eindruck der Revolution ist verschieden, je nachdem man sie in ihren großen allgemeinen Zügen auffaßt, oder sie in ihre Elemente zerlegt. Ueberblickt man ihren Lauf im Zusammenhang, so wird jede Partei, gleichviel, ob sie sich dafür oder dawider ausspricht, das Große und Gewaltige der Revolution anerkennen; daher j. B. der hinreißende Eindruck, den die gebrängte, fast trockene Darstellung bei Mignet macht. Er betrachtet das Ereigniß von weitem, ohne legendelwas zu verfälschen, nur so, daß die kleinen Partien in Schatten treten. Dadurch gewinnt das Ganze Form und Gestalt und zugleich einen logischen Zusammenhang, den der Geschichtsschreiber nicht erst hineingelegt hat. Anders wird der Eindruck, wenn wir näher treten; vieles, was

uns in der Ferne in kräftigen harmonischen Farben erschien, zeigt sich als krankhaft, kläglich, unethisch. Eine Geschichte der Revolution vom psychologischen Standpunkte aus, oder eine Geschichte des Geschlechtes, welches die Revolution machte und erlitt, in seinen hervortretenden Individuen, würde fast aussehen wie eine Philosophie des menschlichen Glands. Die eine Betrachtungsweise darf die andere nicht widerlegen, sie müssen sich gegenseitig ergänzen, und nur durch die Vereinigung beider gewinnt man ein getreues Bild.

Daß ein Rückblick auf die Revolution in einer französischen Literaturgeschichte seit 1789 erforderlich war, wird kein Verständiger leugnen, indessen auch ebenso wenig behaupten wollen, daß diese Betrachtungen zu einer so massigen Ausdehnung anschwellen mußten. Der Koffer wird eben zusammengepackt; gleichviel, was sich gerade ergreifen läßt. Da lesen wir Allerlei und Verschiedenes über den Feudalstaat und die Centralisation, über den Militärstaat und die Literatur des 17. Jahrhunderts, über schlüpfrige Romane und über den Geist der Philantropie, über die öffentliche Meinung und über den gesunden Menschenverstand: kurz, es wird in dem Ragout de omnibus rebus et de quibusdam aliis gehandelt. Ein nächster Abschnitt überschreibt sich: „Die Ideologen.“ Ihn füllen Notizen über Chamfort, Condorcet, Sieyès, Cabanis, Volney, Tracy, Broussais und andere verwandter Richtung. Etwas Gutes wird den wenigsten gelassen; ebenso leicht und hämisch wie über Chamfort: „Seine Tragödie *„Mastopha et Zoangir“* war nicht besser und nicht schlechter als viele andere der Zeit, aber sie hatte das Glück, die Könige schöne Königin zu rühren“, wird über die andern geurtheilt. Wir fragen, heißt es eine ernste Kritik ausüben, oder nennt man es eine frivole Annäherung und Unwissenheit, wenn man mit den zwei Worten, die wir durch Anführungszeichen markirt haben, das anerkannteste und gefeiertste Hauptwerk eines Dichters abfertigt, der ein Jahrzehnd hindurch der anerkannteste und gefeiertste Dichter Frankreichs war? Auf S. 86 hebt ein neuer Abschnitt an: „Die Dichtung.“ Man wird belehrt, „der Abstand ist außerordentlich, wenn man die Lyriker von 1830 mit denen von 1770 vergleicht“, denn „die Franzosen verstanden besser als irgendeine Nation, dem Inhalt des gesunden Menschenverstandes einen geistvollen und wichtigen Ausdruck, dem Inhalt des Gemeingefühls eine kräftige sonore Form zu geben“. Ueber Vernachlässigung können sich Born, Lebrun, Delille, Millevoye u. s. w. nicht beschweren; Proben von ihnen sind ganz wacker zu einer statischen Anthologie ausgeschrieben. Von dem Chansonnier Béranger heißt es unter anderm: „Der Stil Béranger's ist nicht überall gleich. Zuweilen wird man an den Geschmack der Kaiserzeit erinnert, die Anspielungen auf die lateinische Mythologie stören den Fluß der Stimmung; er sucht nach geistvollen Wendungen, die zu künstlich und zu verwickelt sind, um nicht gegen den Ton zu verstoßen“; „er wird widerlich, wenn er den gebildeten Mann herauskehrt“; „Fretillon als tragische Erscheinung ist im höchsten Grade widerwärtig“; „*„La Bacchante“* ist ein steifes, anspruchsvolles Gedicht, dessen materialistische Schilderungen nur

Ufel erregen"; „bei Véranger tritt das Recht und die Pflicht der stillen Kritik ein, und man darf nicht verschweigen, daß der Dichter nicht selten einen argen Anstoß gegeben hat“ u. s. w. So vornehm und wegwerfend lautet Schmidt's Conduitenliste über einen Dichter, mit dem er noch glimpflich verfährt. Von Véranger's Begräbniß im Sommer 1857 springt er zum Theater der Revolution über, zu Arnault, Maynouard, Ducis, Lemercier, Talma, Andrieux, Picard, Etienne. Auch Scribe und Delavigne werden gleich abgethan. Was noch nicht erledigt, fällt in ein Schlusskapitel: „Die Classiker.“ Portalis, Dohbert, Michaud, die Kritiker des „Journal de l'Empire“ und — der Maler David bilden den Inhalt des Kapitels. Es ist sehr bezeichnend für Schmidt, wie er über die Feuilletonkritiker jener Epoche abspricht. Jedes Kind weiß es, daß die ersten Jahre des Kaiserreichs das goldene Zeitalter der literarischen Kritik waren, jeder Dilettant in der französischen Literatur weiß es, welche Stelle unter jenen Kritikern Geoffroy einnimmt. Geoffroy ist für Frankreich ein Keßling. Julian Schmidt, der wahrscheinlich den Gedanken nicht ertragen kann, das Jahrhundert hätte außer ihm noch einen zweiten Kritiker aufzuweisen, mäktelt und heßelt an Geoffroy nach Kräften, und die widerwillige und karge Anerkennung, die er für den Mann hat, besteht in einem Compliment für seinen — gesunden Menschenverstand! „Seine Bildung wie sein Urtheil waren einseitig, aber ein derber gesunder Menschenverstand und eine Entschlossenheit, die keine Schonung kennt, eigneten ihn zum Kritiker jener Periode.“ Das Kapitel wird durch eine der zahlreichen politischen Digressionen, die hier theilweise eine indirecte Hinweisung auf die Zustände in dem heutigen Empire, beendigt:

Für diejenigen, welche weder Militärs noch Geometer waren, war das Kaiserreich eine unerfreuliche Epoche, man fühlte, daß Frankreich's Blut in den fortwährenden Kriegen erschöpft, daß alle productiven Kräfte der Nation im Keime erstickt wurden, es verbreitete sich ein tiefes Gefühl der Traurigkeit über das Volk, man war unruhig über die Zukunft und doch in einer vollständigen Unwissenheit über das, was man hoffen sollte; man wandte sich nicht von der Regierung ab, man suchte sein Weil nicht anderwärts; die Zeit der Illusionen und Wünsche war vorüber, und mit der Freiheit war auch die Kraft des Hasses, die Kraft der Aufopferung untergegangen. Man wünschte nicht den Fall des Kaiserreichs, man hoffte keine Reform, man unterzog sich ihm wie einer dunkeln Nothwendigkeit: gleich unfähig, ihm Schranken zu setzen oder es zu stürzen, empfand die ganze Generation ihr Dasein als ein zweckloses; längst von den Theorien zurückgekommen, bewahrte sie eine unbestimmte Abneigung gegen alle Systeme, sie mißtraute jeder Exposition, salt und berechnend glaubte sie nicht mehr an die Ideen, sondern nur noch an die Thatsachen. „Ich denke überhaupt nicht!“ antwortete Sieyès, als man ihn fragte, was er über eine bestimmte Sache dachte. . . . Es war dem Militärstaat doch nicht gelungen, die gesammten Kräfte der Nation für sich zu gewinnen; wie die ehemalige Demokratie stand er außerhalb des Lebens, und die äußere Niederlage mußte auch seinen innern Sturz herbeiführen. Die Kraft der Revolution aber hatte sich ausgegeben, zu ihr konnte das Volk nicht mehr zurück, und so blieben nur die historischen Mächte übrig u. s. w.

Es bedarf nur sehr unwesentlicher Striche und Correctionen, und man hat die pariser Correspondenzen neuer-

sten Datums, wie wir sie oft genug in den „Grenzboten“ angetroffen.

Von dem zweiten Buche: „Die Restauration der Kirche“, könnte man meinen, es sei geschrieben, um alle denkbaren und möglichen Bitterkeiten gegen Chateaubriand abzulassen, ganz wie man gesagt hat, Schmidt's deutsche Literaturgeschichte sei geschrieben, um alle denkbaren und möglichen Invektiven über Gogolow auszuschießen. Schmidt weiß es ganz genau, daß der größte Theil von Chateaubriand's Ruhm von dem Umstande herrührt, daß der Dichter ein so außerordentlich liebenswürdiger Don Juan gewesen, der zwar „im Alter ein eitler Ock geworden“, an dem sich aber „alle spätern Dichter Frankreichs betraucht haben“. In dem Sündenregister, das ihm mit inquisitionsmäßiger Genauigkeit vorgerückt wird, figurirt es ebenan, daß Chateaubriand, als er im Exil in England lebte, eine Pfarrerstochter kennen gelernt, und obwohl verheirathet, eine so glühende Neigung zu dem schönen Mädchen gefaßt, daß er sich nur durch eilige Flucht zu retten vermocht. Auch ist es unverzeihlich von dem Dichter, daß er seine Frau so lange und so arg vernachlässigt hat. Die Aermste! Ob und womit sie sich der Vernachlässigung getröstet, ist ihrem Ritter Julian Schmidt nicht bekannt. Im zweiten Bande (S. 101) liest man:

Die moralische Bedanterie, die an alle einzelnen Fälle denselben Maßstab legt, jene Gellert'sche Schwaburgerlei, die den ethischen Keitsack höher stellt, als den siegreichen Helben, weil man ihm weniger zur Last legen kann, eignet sich schon am wenigsten für die Geschichtsschreibung.

Andern Lehren und Vorschriften zu ertheilen, versteht Schmidt vortreflich, aber für sich selbst, der doch so leidenschaftlich gegen alle Monopole und Exemtionen declamirt, nimmt er — exemplum docet! — Exemtionen in Anspruch. In den Dichtungen Chateaubriand's trifft er „Herzenskälte, verbunden mit erhabter Einbildungskraft“; von einem seiner Briefe bemerkt er, „derselbe sei aus dem Innersten seiner Seele geschrieben und werfe ein unheimliches Licht auf die Gründe dieses vermessenen Herzens“. In den „Natchez“ muß man von „der wüsten Formlosigkeit absehen“, und findet doch bloß „Schönheiten blutiger Art“. Man nehme die entsetzliche Scene, „welche auf die Ermordung René's folgt. Das Herz wird krank in diesem Leidensdunst, in dieser Mischung des Gespenslichen und der Wollust; es ist eine durch und durch verdorbene Phantasie, die solche Scenen schaffen kann. Selbst in der Berle des Werks, in der Episode der Atala, weht eine Fieberluft.“ Der „Geist des Christenthums“ ist nichts als „das phantastische Spiel mit kirchlichen Formen“. Wenn Chateaubriand am Jordan niederkniet und Wasser in eine Flasche füllt, das nachmals bei der Taufe des Herzogs von Bordeaux angewandt wird, wenn er sich in Jerusalem die Ritterweihe geben und mit dem Schwerte Gottfried von Bouillon's umgürten läßt, ist er in des Verfassers Augen „der Ritter von La Mancha und aus René's dämonischer Natur wird ein komisches Bild“. René und Chateaubriand werden förmlich identificirt; so ungesund dieser Charakter, sei der Dichter selbst:

Es liegt etwas Dämonisches in dieser Natur, eine unüberwindliche Macht der Zerstörung. Diese Neigung, die Vorstellungen des Todes stets in die Vorstellungen der Liebe zu mischen, diese Verachtung gegen sein eigenes Gefühl in dem Augenblick, wo er aufs höchste entzückt zu sein glaubt, dies qualende Gefühl der Verleerung auch im Genuß, dieser Durst nach einer unendlichen Befriedigung, die ihm nie zu Theil wird, weil er ihr kein inneres Leben entgegenbringt: das ist der Typus des modernen Epikuräismus im Gegensatz zum einfachen Epikuräismus des vorigen Jahrhunderts. Es ist ein Genuß, der gewissermaßen seine eigene Sündhaftigkeit fühlt und in dieser schwelgt. René spottet und verachtet, auch wo er glüht; er verachtet im Grunde sich selbst, und nur ein geheimes unbekanntes Etwas in seinem Innern, das kein anderer ergründet, von dem er selbst nicht weiß, was es ist, bleibt ihm heilig. René hat das selbe Gefühl, von keinem begriffen zu sein, vielleicht auch von Gott nicht u. s. w.

Schmidt hätte sich die Länge der Auseinandersetzung ersparen können; wir kennen das Raisonnement ganz hinlänglich aus den „Grenzboten“. Das Verdienst sei ihm nicht vorenthalten, daß er Chateaubriand's Bild zur caricatur verzerrt hat. Nur wenig besser ergeht es den übrigen, meistens sehr bedeutenden Köpfen, mit denen sich der Abschnitt beschäftigt; die Laharpe, Alvarol, St.-Martin, Maury, Bonald, Maistre, Lamennais, Lacordaire, Montalembert u. s. w. finden wenig Gnade vor Schmidt's Augen; ihre principielle Richtung ist ihm zuwider. Bis in das Rohe und Brutale verleiht sich die Heftigkeit der Ausfälle gegen Beuillot.

Das dritte und letzte Buch des ersten Bandes nennt sich „Versuche einer Vermittelung“. Die Erschütterungen der Revolution hatten in der französischen Gesellschaft eine tiefe Kluft hervorgebracht. Es waren nicht mehr blos die Interessen und Neigungen, welche die Menschen trennten, es waren die Ideen; beide Parteien redeten eine ganz verschiedene Sprache, die eine verstand die andere nicht mehr. Jede der beiden Seiten enthielt etwas, was der Nation unentbehrlich geworden war: man wollte keine der großen Errungenschaften der Aufklärung aufgeben, man suchte aber doch für sein Herz eine Stätte, wo es sich in die unsichtbare Welt vertiefen und unbeirrt durch den Lärm des Tags seinen Träumereien nachhängen konnte. Zwischen den Extremen, die sich in wilder Leidenschaft gegenüberstanden, suchte die französische Nation nach einer gesunden Mitte, sie strebte den verlorenen Schwerpunkt wiederzufinden, in dem der Verstand und das Gefühl sich begegneten. Dazu konnte weder die alte revolutionäre Schule verhelfen, noch die neue christliche Schule, denn beide verleugneten einen wesentlichen Theil der französischen Geschichte. Die Vermittelung, das Ausfüllen der Kluft wird von der gemäßigten Schule übernommen. Man versteht unter ihr nicht eine zusammenhängende Partei von geschlossenen Ueberzeugungen und bestimmter Organisation, sondern eine Reihe von Schriftstellern, die durch ihre Gesinnung und Kultur miteinander zusammenhängen, die von der Aufklärung ausgehen und sich durch einen innern Proceß ihres Denkens und Empfindens zu jener höhern Ideenwelt aufschwingen, welche das vorige Jahrhundert vernichtet zu haben glaubte. In diese Kategorie werden von dem Verfasser Necker, Mallet du Pan, Frau von Staël, Frau

von Genlis, Frau von Krüdener, Frau von Charrière, B. Constant, Sismondi, Fauriel, Barante gerechnet. An boshaften und maliciösen Bemerkungen wimmeln die einzelnen Charakteristiken, oder vielmehr das, was dafür gelten soll; von Frau von Krüdener heißt es beispielsweise: „Ohne starksinnliches Temperament hatte sie einen unstillbaren Ehrgeiz des Herzens; sie war eine spirituelle Kolette, die Welt sollte sich mit ihr und ihren Empfindungen beschäftigen. Darum sprach sie gern von Liebe, gleichviel ob von der irdischen oder der himmlischen.“ Auch habe sie es verstanden, „ihr Buch auf eine Weise zu colportiren, in der selbst die Industriekitter unserer Zeit mit ihr nicht wetteifern können“. Excursus über die eklektischen Philosophen, deren Wirksamkeit hauptsächlich in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts fällt, über Maine de Biran, Royer-Collard, Cousin, Jouffroy, Vermier, Simon, Mennusat endigen den Band, nicht aber das Buch.

Die Fortsetzung des dritten Buchs eröffnet den zweiten Band. Diese Fortsetzung zerfällt wieder in zwei Kapitel; das letztere zieht die Literaturgeschichte und Kritik in den Kreis seiner Betrachtungen, Männer wie Villain, Girardin, Misard, Saint-Beuve, Vatin, Blanche, während das erste auf die historische Schule eingeht, auf Guizot, Broglie, Salvandy, Saint-Briset, Thiers, Garné, Raudot, Tocqueville, Mignet, Thiers, A. Garrel. Wir halten dies Kapitel für das beste, was die gesamte Arbeit bietet. Hier hat Schmidt selbständige Studien gemacht, ist wohl orientirt und zu Hause. Auch die Gewohnheit des Lästerns und Blasphemirens tritt in den Hintergrund. Störend bemerkbar macht sich dagegen das Unorganische und Abgerissene der einzelnen Artikel; es wird sehr offenbar, wie das Ganze keineswegs aus einem Guß, sondern mosaikartig zusammengefügt ist. Aus dieser Untersuchung erklärt sich ein weiterer Tadel, der die Darstellung treffen muß. In einem Grenzbotenfeuilleton mag es ganz am Orte sein, wenn der Leser in das bescheidene Zimmer eingeführt wird, welches Mignet und Thiers gemeinschaftlich bei ihrer ersten Ankunft in Paris bewohnten, wenn Thiers als ein kleines Männchen beschrieben wird, dessen Gesicht durch eine große blaue Brille entstellt wurde, der beständig spöttisch lächelte, der aber auch über alle Dinge, über Kunst, Wissenschaft, Politik mit so frappirender Unterschiedenheit zu sprechen wußte, daß man ihm ein Ministerportefeuille prophezeite u. s. w. In eine Literaturgeschichte, die ein wissenschaftliches Werk zu sein prätendirt, dürften dergleichen Züge kaum hineingehören. Thiers wird übrigens zu einem Vertreter des gesunden Menschenverstandes gemacht, der nun einmal nirgends fehlen kann: „Thiers ist constitutionell gesinnt, weil er es als das beste Mittel betrachtet, den Bürgerstand und seinen hohens zum Mittelpunkt des Staatslebens zu machen“, und: „Niemand konnte verkennen, daß Thiers in dieser drängenden Lage (1848) unter allen Mitgliedern der Nationalversammlung den gesunden Menschenverstand entwickelte.“ Gegen Mignet wird mit Recht der Vorwurf erhoben, er habe das liberale Publikum mit seiner „Ge-

schichte der Revolution" daran gewöhnt, es mit dem politischen Gewissen leicht zu nehmen:

Persönlich verabscheute er die Greuelthaten von 1793 aufs höchste; aber er weiß sich mit den Umständen abzufinden. Er stellt die Geschichte wie einer dar, der während der Revolution zuerst zu Lafayette, dann zu Brissot, dann zu Danton, zum Wohlfahrtsauschuß, zu den Thermidorern, zu Bonaparte, zum Kaiser gehalten hätte, und der endlich mit den bekannten Marschällen ins Lager der Restauration übergegangen wäre. Solche Männer gab es in der That, Männer, an denen persönlich kein Flecken haftete, die sich aber in Perioden der Leidenschaft überall der leidenschaftlichsten Partei angeschlossen, weil diese zugleich die stärkste war. Aber daß es solche Männer gab, daß es sie in einer so großen Anzahl gab und daß sie mit so großen Talenten ausgestattet waren, das war gerade der Grund, warum die Revolution einen so unheilvollen Verlauf nahm. Alle Achtung vor ihrer Einsicht, sie waren doch nur politische Mantelträger, und es ist sehr schlimm, wenn in den Mantelträgern der Kern der politischen Einsicht gesucht wird.

Auch die Einleitung zu der Charakteristik von Thiers und Mignet enthält manche zutreffende Pointe:

Man versteht die schnell eintretenden Katastrophen der französischen Zustände innerhalb der letzten Jahrzehnte erst dann, wenn man die Stimmungen und Gesinnungen durchforscht, die sie nicht gerade herbeiführten, aber die ihnen entgegenkamen. Zum Eintritt einer Thatfache gehören noch viele Umstände, die sich insofern der Berechnung entziehen, als sie nicht aus dem allgemein sittlichen Geist hergeleitet werden können. Bei einem so elastischen Volk wie die Franzosen muß der Zufall gerade in einem bestimmten Augenblick aufgetaucht sein, daß der elektrische Strahl ihn trifft, und es wäre vermessend, nachträglich die innere Nothwendigkeit aller jener Revolutionen beweisen zu wollen. Die Julirevolution war zu vermeiden, auch die Februarrevolution; aber da sie einmal eintraten, wurde ihre Richtung durch die früher vorbereitete Gesinnung festgestellt. Der Thermometer der öffentlichen Gesinnung ist derjenige Theil der Literatur, der sich auf die Wirklichkeit bezieht; nicht die eigentliche periodische Literatur, für die es schwer sein würde eine mittlere Proportionale zu finden, sondern einzelne Werke, die durch ihre unmittelbare Wirkung beweisen, daß sie die Stimmung der Zeit getroffen haben. Die Julirevolution versteht man nur aus Thiers und Mignet, die Februarrevolution nur aus Lamartine, Louis Blanc und Michelet.

Im vierten und fünften Buch, „Die romantische Schule“ und „Die sociale Bewegung“, empfängt man den Eindruck, als befände man sich in Unterhaltung mit jemand, dessen bisheriges Reden zwar keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß derselbe eines sehr gallischen Temperaments, von dem man aber doch völliges Deliriren nicht erwartet hätte. Was Schmidt über die deutschen Romantiker zusammengelästert, ist nur eine schwache Leistung im Vergleich zu seinen Leistungen über die französischen Romantiker. Jeder von ihnen ist eine „Kassandra, welche von der Welt mit äußerem Glanz verehrt, welche in Sammt und Seide gekleidet sein und Schilfrotensuppen und indianische Vogelnester verspeisen will“. In der Specialrevue eröffnet Lamartine den Reigen. Wie Chateaubriand Schmidt's Brüllknabe im zweiten Buche des ersten Bandes, so ist Lamartine der Brüllknabe im vierten Buche des zweiten Bandes. Zu den Sünden dieses Autors gehört es, daß er „schon als junger Mann sein eigenes Zimmer erhielt, eine Uhr, ein Reispferd und ein

Gewehr, und sich der Schätze einer Leihbibliothek bemächtigte“. Das meiste, was er geschrieben,

ist nicht bloß in Bezug auf den Inhalt von einer erschreckenden Nullität, sondern auch in der Form eine Sadelei; ... während des ganzen Lebens hatte sich bei ihm die Wirklichkeit nur in blendenden Phantasiegemälden geltend gemacht, seine Seele war der einzige Mittelpunkt seines Lebens, sein einziges Bestreben eine vornehme und seelenvolle Haltung, seine Beobachtung kam auf Hallucinationen heraus, seine Handlungsweise wurde durch zufällige Eingebungen bestimmt, seine Ideale gingen gleich Wolkengebilden fortwährend in ihr Gegentheil über. Er hat aller Welt Höflichkeit gesagt, aber geliebt hat er niemand als sich selbst. Seine Virtuosität in der Träumerei war niemals durch ein ernsthaftes Studium, niemals durch einen mähnlichen Gedanken unterbrochen; ... am liebsten verweilt Lamartine bei seinen eigenen Grimassen; sein mildes, verklärtes, humanes und doch spirituelles Lächeln wird des Breiten explicirt; wenn er über etwas nachdenkt, so wird die Haltung der Arme, des Kopfes, die verschiedenen Stimmfalten gründlich ausgemalt.

Nach solchen Proben über Lamartine, über das grüne Holz, kann man errathen, was an Urtheilen und Gritheten für das dürre Holz übrig bleibt, für Prosper Mérimée, Courcier, Bazin, A. de Musset, Capesigue, B. Hugo, Gautier, A. de Vigny u. a.

Unter den Socialisten werden die Philosophen Saint-Simon, Fourier, Cabet, Leroux, Reybaud, Buchez, E. Blanc, Proudhon von den „industriellen Romanschreibern“, A. Dumas, Jules Janin, Alphonse Karr, Soulié, E. Sue, Balzac, George Sand gesondert. Die Farben, in denen Schmidt hier malt, haben ihre Verechtigung, obwohl weniger brennend Roth und Orell auch dem Zwecke genügt haben würde:

Es waren krankhafte Gebilde eines Opiumrausches, und mit dem Sinn für Wahrheit war auch das Gewissen geschwunden. Da man an nichts mehr glaubte, so combinirte man zuerst Stoffe, die nicht zusammengehörten, dann stellte man diese Ausgeburt der Willkür als die Ideale der Zukunft dem wirklichen Leben entgegen. Eine unheimliche Toleranz rechtfertigte nicht bloß die Leidenschaft, nicht bloß das Verbrechen, sondern auch das Laster, und was das Unrechteste ist: diese Exhisten, die auch das Widersinnigste zu rechtfertigen und zu erklären unternahmen, geberdeten sich als Charlatane, sie versprachen allen Leiden der Gesellschaft abzuhelfen, eine neue Religion und eine neue Weltordnung herzustellen. So geht in letzter Instanz die Romantik durchweg mit dem Socialismus Hand in Hand; sie predigt die Emancipation des Weibes, die Aufhebung der Armuth, die Gleichheit aller Menschen, die Geburt eines neuen Gottes, die Erlösung des Teufels; man hat sich vom Standpunkte der Moralität darüber scandalisirt, aber was sollten diese Industriesitter anders schreiben, alltäglich den abgestumpften Gaumen der Leute durch ein neues Gewürz zu figeln? Das Mittel, diese seltsamen Glaubenssätze zu vertheidigen, fanden sie in der materialistischen Analyse. Die artistische Bildung hörte auf, dagegen weitesterten die Romanschreiber, Handbücher der Meuble, der Chemie u. s. w. auszuschreiben und ihrer Phantasie nachzuhelfen, indem sie die Reizbücher der Ärzte und die „Gazette des tribunaux“ romantisirten u. s. w.

Wir fügen hinzu, der Literaturhistoriker Schmidt macht seine Literaturgeschichte, indem er weitestert, die Romane dieser Romanschreiber aufzuschreiben. Von Dumas, den Schmidt noch den „unbefangenen unter den Aposteln des Instincts“ nennt, heißt es:

Die Nachahmung der Natur, und zwar der rechtsinnlichen

Natur, wurde seine Aufgabe, an die Stelle des Gefühls setzte er die Begierde, an Stelle der Liebe den Erieb, an Stelle der geistigen Erregung das Blut. Er kennt nur die Stärke, die begehrt, und die Schwäche, die sich fügt.

Die blinde fanatische Wuth, in die sich Schmidt bei der Darstellung der romantischen Schule von vornherein versetzt, schließt jede gerechte Würdigung aus. Gewiß bieten die Leistungen der Romantiker dem begründetsten Tadel Anhalt; die Schule jedoch in Vausch und Bogen als unsittlich und wahrnähig verschreien, ist jedenfalls unrecht.

Wir können schließen. Wie haben wir gelacht, wie mitleidig die Achseln gezuckt, wenn wir als Kinder von den Kindern aus Sameln lasen, die sich von dem Rattenfänger blauen Dunst vormachen ließen! Die Geschichte wiederholt sich jeden Tag, nur daß die Acteure nicht die kleinen, sondern die großen Kinder sind. Oder hat es nicht, um mit unserm concreten Fall zu endigen, eine Zeit nicht Leute gegeben, von denen Julian Schmidt für einen Kritiker und Historiker gehalten worden ist?

Thaddäus Lou.

Kadeßky's Denkschriften.

Denkschriften militärisch-politischer Inhalts aus dem handschriftlichen Nachlaß des k. k. österreichischen Feldmarschalls Grafen Kadeßky. Stuttgart, Gotta. 1858. Gr. 8. 2 Bde. 26 Mgr.

Die Sammlung der Denkschriften Kadeßky's bildet eine Ergänzung der 1858 erschienenen sogenannten biographischen Skizze „Der k. k. österreichischen Feldmarschall Graf Kadeßky“ (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1858) und ist dem Verfasser der letztern, welchen die allgemeine Stimme schon genannt hat, bereits vor Jahren von dem vereinigten Feldherrn übertragen worden, jedoch mit der ausdrücklichen Weisung, solche erst nach seinem Tode zu veröffentlichen. „Was hier dem Leser geboten wird, ist durchaus den eigenhändigen Concepten des Feldmarschalls entnommen oder nach dessen Dictaten niedergeschrieben; einiges auch bloß nach seinen Ideen ausgearbeitet, obgleich immer wieder durch ihn selbst verbessert. Seine Bescheidenheit erlaubte ihm nicht vor die Öffentlichkeit zu treten, solange er noch am Leben war. Er scheute nichts so sehr als eine einseitige Kritik, ein Verkennen seines reinen Strebens.“ Wir nehmen das Gebotene mit Freude an. Was kann interessanter und belehrender sein, als die Gedanken eines großen Mannes zu lesen, der auf dem Felde der Staatskunst, der Heeresorganisation und Administration in einer langen ruhmvollen Laufbahn gewirkt und diese als Feldherr so glanzreich beschloßen hat! Der Herausgeber hat recht: die kriegswissenschaftliche und kriegshistorische Literatur wird Kadeßky's Denkschriften nicht unbeachtet lassen können; und wenn die Kritik, besonders die junge, leichtfertig mit dem Wort ist, hier mag sie Achtung lernen vor dem Gedanken, dem eine große Zeit, welche das jüngere Geschlecht kaum noch versteht, zur Grundlage und die eigene Leistung zur Legitimation dient.

In der erwähnten biographischen Skizze ist bereits angedeutet, daß der Vereingte nicht bloß den Degen, sondern auch die Feder zu führen verstand. Wie wäre er auch sonst Chef des Generalstabes der Armee gewesen! Er schrieb bis in die letzten Jahre seines Lebens viel, gern und auch mit großer Leichtigkeit. Die Reihe der Denkschriften, welche uns mitgetheilt werden, beginnt mit dem Jahre 1809 und endigt 1834. Es sind deren 66. Viele davon sind schon in der biographischen Skizze berührt worden, auf welche wir verweisen. So die Ansichten über die oberste Kriegsstelle, mit welchen die Sammlung eröffnet wird und viele der

Memoires, Instructionen und Operationsentwürfe aus den großen Kriegen von 1813 und 1814. „Meine Ansichten“ ist die zweite Denkschrift betitelt; sie berührt die Lage Oesterreichs nach dem Frieden von Wien, und findet das einzige Heil der Zukunft in der zu stärkehenden Wehrkraft. Er erwägt mit Gründlichkeit die Mittel dazu, auch die finanziellen, und geht dabei in das kleinste administrative Detail ein. Auch die wachsende Theuerung und der dadurch erzeugte Muthstand des Militärs wird ins Auge gefaßt, und Abhülfe durch Naturalien, selbst Uniformstücke für Offiziere vorgeschlagen. Damals schon die Klage; was soll erst die heutige Generation sagen? Ein „Entwurf zu einer Instruction für die Generalcommanden, die Zuteilung der Offiziere des Generalstabes betreffend“ von 1810 enthält für die Beschäftigung der letztern sehr vassende Bestimmungen. Gleichfalls von 1810 sind die „Ansichten über die Streitkräfte bei Ausbruch eines Kriegs zwischen Rußland und Preußen einerseits, gegen Polen und Frankreich andererseits“, wobei sich der Verfasser Oesterreich verbündet mit Frankreich denkt, entweder defensiv oder offensiv und die Basis der Operationen für beide Fälle ermittelt.

Die beiden folgenden Denkschriften: „Ueber die Beschäftigung der Offiziere des Generalquartiermeisterstabes“ und „Instruction für einen bei einer auswärtigen Gesandtschaft zugetheilten Offizier“ können noch heute für normal gelten. Wir empfehlen sie besonders der Aufmerksamkeit. „Betrachtungen über einen künftigen Krieg des Hauses Oesterreich“ von 1811 rathen zur Befestigung eines zweckmäßigen Vertheidigungssystems an seinen westlichen und nordöstlichen Grenzen, weil Oesterreich durch den Frieden von 1809 den größten Theil seiner durch die Natur selbst gebildeten westlichen Grenzbarrieren verloren habe und die ganz von Napoleon abhängige Macht in Polen zu bedeutender Stärke angewachsen sei. Der Grundgedanke ist, dem Feinde durch ein wohlgeordnetes System von Befestigungen seine kürzeste Operationslinie, die Donau, zu sperren und gegen Polen die Defensivlinie so weit zurückzuziehen, bis sich Punkte finden, wo große Landstrecken mit mäßiger Truppenzahl zu decken sind. Ein „Kurzer Ueberblick der Verweggründe“ zu gleichzeitigem Anfang dieses Werks, sowie der möglichen Einkerkungen der obersten Finanzstelle unterstützt die vorige Schrift. „Dem Staate kann kein Opfer zu groß sein, wenn er dadurch seine Sicherheit und die Erhaltung des Ganzen erlangt. Solche Summen sind auf große Linsen gelegt“, lauten Kadeßky's Worte, welche für alle Zeiten gelten, besonders für solche, wo in der trügerischen Hoffnung auf einen ewigen Frieden um jede noch so notwendige Herbeirufung der Wehrkraft geistelt wird. „Mittel um in militärisch-politischer Hinsicht in einer genauen fortlaufenden Kenntniß zu sein“, gibt der Bericht vom Februar 1812 an, welchen der Kaiser über diesen Gegenstand von Kadeßky gefordert hat. Diese Mittel werden heute von allen großen Mächten angewendet: bei den Gesandtschaften attachirte Offiziere, geheime Vereinerung der wichtigsten Operationsstraßen, ein Kurtschaftssystem an der Grenze, eine Centralstelle für das Nachrichtenwesen. Nun beginnt die Reihe der Denkschriften aus den großen Kriegsjahren, die wir als wichtiges Material für die Geschichte derselben, die noch immer nicht zum Abschluß gediehen ist, bezeichnen. Sie erhalten ihr specielles Interesse eigentlich erst in Verbindung mit dieser. In der biographischen Skizze ist überall ihre Entstehung bezeichnet. Kadeßky sprach sich „Ueber die Aufstellung einer Armee zur Vermittelung eines dauerhaften Friedens“ unterm 17. März 1813 aus und nahm darin schon Frankreich als mutmaßlichen Gegner an; „Ueber die Mittel und Wege, welche den combinirten Armeen zu Gebote stehen, um die Macht des Feindes zu brechen“, ist der Titel einer Denkschrift, ebenfalls vom März, worin er die Aufgabe für das russisch-preussische Heer sieht, die Linie zwischen Erfurt und Bamberg zu gewinnen, um die Streitmacht des Feindes in Nord- und Süd-Deutschland zu trennen (also ein strategisches Durchbrechen) und durch die hier gewonnene Basis jedes weitere Vorgehen auf der Operationslinie gegen Frankfurt und Mainz zu sichern, während Oesterreich seine Macht im Donauthal sammelt und gegen den

Bodensee operirt. So kam es bekanntlich nicht, aus vielen Gründen. Von Mai ist das „Memoire über die Aufstellung und Bedürfnisse der Observationsarmee in Böhmen“, in welchem angenommen wird, daß sie denjenigen Theil, der sich gemäßigten Friedensbedingungen abgeneigt zeigt, mit Waffengewalt dazu zwingen soll, und daß dies aller Wahrscheinlichkeit nach Frankreich sein werde. Darauf sind die Entwürfe berechnet. Für die neue Armeeinteilung werden selbständige leichte Divisionen vorgeschlagen, die auch gebildet werden sind. Ein zweites Memoire handelt „Ueber den Zweck der Operationen und deren mutmaßlichen Gang, sowie die anzuwendenden Mittel“, auch vom Mai 1813. Radetzky sieht voraus, daß die Verbündeten sich nicht an der Obse halten werden, hofft aber, daß sie die Ober behaupten können, bis Oesterreich so weit schlagfertig sei, den größten Theil der französischen Streitkräfte auf sich zu ziehen. „Ueber den Waffenstillstand“ sagt er, was angesichts der Nothwendigkeit geboten sei und was Oesterreich zu thun habe, um sein Staatswohl durch Waffengewalt zu sichern, er spricht als Hauptzweck des gemeinsamen Operationsplans aus: Alles mit der Hauptarmee die Offensiv zu ergreifen, mit allen andern Streitkräften aber sich defensiv zu verhalten, bis Napoleon's Hauptmacht geschlagen sei. In einer folgenden Eingabe „Ueber das Avancement der Stabsbefehlshaber des Generalquartiermeisterstabes“ beklagt sich Radetzky, daß dieselben in dieser Beziehung stark beeinträchtigt würden: das ist seitdem etwas anders geworden, nicht wahr, meine Herren? Ein kurzweg „Memoire“ überschriebenes Document vom Juni betrachtet die allgemeine Kriegslage für die österreichische Armee und rath, die Entscheidung erst dann zu suchen, wenn die Allirten, die er Ende Juni an der Weichsel vermuthet, den Feind von dort zurückgeworfen haben. Dies Memoire scheint früher, als das vorige, aufgesetzt zu sein; dagegen halte ich das folgende: „Was ist nöthig, um die Offensivunternehmungen berechnen zu können?“ auch vom Juni bezichnet, für später, weil darin schon von den drei Armeen der Verbündeten, namentlich vom Kronprinzen von Schweden die Rede ist. Interessant sind „Einige Gedanken über die Ergreifung der Offensiv aus Innerösterreich gegen Tirol und Italien“, worin die besondere Wichtigkeit und der hohe Werth von Tirol, (damals noch bairisch) dargestellt wird: Tirol als das eine, Böhmen als das zweite Bollwerk der Westgrenze, um das Donauthal zu beschützen, in welchem durch große Brückenköpfe die Communication zwischen beiden Ländern zu sichern wäre: Tirol flankirt zugleich Italien und Böhmen Norddeutschland, wie sich jetzt (1813) deutlich zeige. Diese Denkschrift enthält aber noch mehr, als ihr Titel besagt, sie spricht sich freimüthig über Oesterreichs Politik von 1812/13 aus. Es habe den günstigen Moment versäumt, als Napoleon in Rußland unterlegen; jetzt bedürfe es größerer Anstrengungen, um dasselbe Resultat zu erreichen, welches früher mit geringern Opfern und größerer Sicherheit zu erlangen gewesen. Wäre aber Oesterreich zu irgendeiner Ausgleichung die Hand, wodurch Napoleon seinen Einfluß auf Deutschland behielte, so unterfährte es sein Todeurtheil. „Nur Krieg!“ heißt das Thema, welches dann mit wahrer Begeisterung und Siegeszuversicht ausgeführt wird und speciell die Offensiv gegen Tirol und Italien behandelt. Das strategische Vorschreiten ist in drei Zeitschnitten dargestellt. Wir empfehlen diesen Aufsatz unsern Fachgenossen ganz besonders. Der „Entwurf einer Instruction für das erste Armee-Reservecorps“ und ein gleicher für das zweite, beide vom Juli, enthalten deren Bestimmung, das Donauthal und Wien gegen ein Vordringen der Baiern und des Kaisers aus Italien zu sichern. Hieraus folgte die „Stärke der französischen Armee und Aufstellung der verbündeten Armee“ am 19. August, also bei Eröffnung des Herbstfeldzugs. Aus dem Monat September erhalten wir 13 verschiedene Denkschriften, zum größten Theil Operationsentwürfe, die wir, den Raum und Zweck d. Bl. im Auge, hier nicht einzeln verfolgen können, die aber aufmerksam gelesen zu werden verdienen. Im September trat bekanntlich eine Art von Waffenruhe auf Seiten der Verbündeten ein, welche

ihre Verstärkungen erwarteten. Radetzky warnt in den „Grundsätzen“ vor einer Vereinigung vieler Streitkräfte, also der Hauptarmee mit Bernadotte oder Blücher, wodurch ein unbeholfener Koloss entstünde, dem nur ein Gott gleichen Willen und gleichen Gehorsam einzuflößen vermöchte. „Wir würden vereinigt zur Arme des Herres.“ Er rath zum Ermüdungskriege, wobei sich aber wol eine sinnenstellende Auslassung im Druck eingeschlichen: „Wir können ihn nur dadurch vernichten, daß wir ihn in Ruhe lassen (d. h. nie?), ihn unaufhörlich in Detailgefechten ermüden, ihm jedes Substanzmittel entziehen“, wenn der erste Satz nicht das Vermeiden einer Hauptschlacht bedeuten soll. Radetzky's Schreibart ist aber sonst so klar wie seine Ansichten. In den letzten dieser Schriftstücke ist nun schon die bairische Armee mit berührt, für General Brede eine Instruction gegeben. Noch immer aus dem Hauptquartier Toplig, datirt vom 1. October ist ein „Memoire über den Krieg 1813“, welches die bisher gemachten Erfahrungen zusammenfaßt und nur dem Kronprinzen von Schweden zu viel Ehre anthut. Dann folgte die große Einkiehung. In dem Operationsentwurf vom 5. October aus Marienberg lesen wir noch immer als Hauptgrundsatz, daß eine Hauptschlacht vermieden werden soll, nachdem in dem vorhergehenden gesagt ist, daß immer auf die Hauptcommunication des Feindes gewirkt werden müsse. Dies ist also ein klarer Beleg über die Ansicht des obersten Hauptquartiers. Ueber die Schlacht von Leipzig findet sich in vorliegender Sammlung keine Zeile von Radetzky, und wir bedauern es sehr, daß alles, was er für die zur Schlacht führenden Operationen und für die Schlacht selbst aufgesetzt hat, nicht aufgenommen worden ist. Manches, was noch dunkel ist, würde dadurch aufgeklärt worden sein. Diese Lücke ist schmerzlich bemerkbar. Der nächste Operationsentwurf vom 29. October spricht nur von dem fernern Verhalten, das von nun an „mehr als je früher den Charakter einer vollkommenen Offensiv annehmen kann“, und es am gerathensten findet, „den Rhein sofort zu rasiren und so mit vereinten Kräften so tief als möglich in das Innere von Frankreich vorzudringen“. Hier spricht sich Radetzky's volle Thatkraft aus. Auch in den folgenden „Vorschlägen“ und „Memoires“ über die zu beobachtenden Grundsätze bei künftigen Operationen“, „über die Nothwendigkeit, die Operationen diesen Winter fortzusetzen“, mahnt er, „das kräftig Begonnene kräftig auszuführen und seinen Augenblick zu versäumen“; „nur aus unserer eigenen Bedenkllichkeit kann Napoleon heil erwachsen“.

Aus dem Feldzuge von 1814 liegen nur vier Schriftstücke vor: „Concentrationsplan für die drei Hauptcolonnen der im Innern von Frankreich operirenden verbündeten Armee“, vom 18. Januar; „Ueber die Bewegungen der Corps des Feldmarschall-Lieutenants Bianchi und des Kronprinzen von Hessen-Homburg und Aufstellung des dritten, vierten, fünften und sechsten Armee-corps“, vom 5. März; „Entwurf zu einer Demonstrationsoperation“ (als über Blücher's Operationen vor der Schlacht von Laon Ungewissheit herrschte), und ein „Entwurf für die Operationen, falls der Kaiser von Italien sich nicht unterwerfen sollte“, vom 9. April. Eingeschoben sind „Anträge über das Votenmeistercorps der Hauptarmee“, das zum Rundschafften, zum Kurierdienst und zu andern Verwendungen und zur Stadtwache im Hauptquartier bestimmt war.

In der Denkschrift „Ueber das Wiedererscheinen Napoleons in Frankreich“ spricht sich Radetzky in Wien unterm 24. März 1815 dahin aus, daß die Einleitung zum Krieg mit so viel Nachdruck zu betreiben sei, „um spätestens Ende Mai die Offensiv zu ergreifen oder nie!“ Die Andeutungen über den Congress und den Einfluß seiner Länderbegrenzungen befanden den politischen Scharfsicht des Felden. An dies Memoire knüpfen sich wieder Operationsentwürfe, welche zwar durch Waterloo überflügelt, aber doch lehrreich sind. Wir heben die Ansichten über Vertheilung des Oberheins und Süddeutschlands hervor, und die Erwägung, ob und wie Strasburg erobert werden könne?

Nach dem Frieden folgt noch eine Reihe von Denkschriften als Frucht gereifter Erfahrungen und hoher militärischer Einsicht. Der „Vorschlag für die Einrichtung der obersten Geschäftsleitung im Hauptquartier“, noch von 1815, stellt den Grundsatz auf, das rein Militärische von dem Administrativen insoweit zu trennen, daß das Militärische den Maßstab geben muß, was das Administrative zu thun habe. In dem „Vortrag über den Zweck der Uebungslager in Friedenszeiten, deren Dauer und über die sichersten Wege, den gegebenen Zweck zu erreichen“, 1816, sind schon die Ideen zu erkennen, welche Radeky später in Italien bei seinen berühmten Manövern auf so großartige Weise ausgeführt hat. Er erklärt sich gegen die nach „Friedrich's, der Preußen Einzigen“, Beispielen überall üblich gewordene Aufstellung zweier sich gegenüberstehender Corps, weil dabei nur derjenige Theil im eigentlichen Verstande belehrt werde, welchem der Sieg zugesichert sei, der andere Theil aber auch bei der vollkommensten Anlage der Uebung doch jedesmal ohne sichtbare Noth und öfter sogar anscheinend gegen Ehre und Pflicht das Feld räumen müsse und dies im Gemüthe des Soldaten eine Salte sei, die man nie anstimmen dürfe. Auch die höhern Offiziere erhielten dadurch nur ein beschränktes Feld zur eigenen Vertheiligung ihres Wissens und zur freien Anwendung der Grundfätze höherer Kriegskunst, weil ein Gefecht mit seinen Folgen nie vorge stellt werden könne, ohne den einen oder den andern Theil zu binden. Es sei daher besser, alle zusammengezogenen Truppen als ein zusammengehöriges ganzes Heer zu betrachten und mit ihm großartige Uebungen im Sinne des wirklichen Kriegesgebrauchs anzustellen. Ueber diesen Gegenstand wurde in letzter Zeit eine lebhafteste Discussion in den Militärgesellschaften geführt. Bemerkenswerth bleibt, daß auch Napoleon I. ein Gegner des Manövrirens in zwei Partien war, und daß sowohl einst bei Bonaparte, als gegenwärtig bei Châlons dasselbe nie vorgekommen ist. Indessen haben wir zu bemerken, daß in Preußen seit vielen Jahren dahin gestrebt wird, die Manöver soviel als möglich dem Ernst des Kriegs anzupassen, und daß bei den letzten Herbstübungen in diesem Sinne wieder sogenannte „conventionelle Bestimmungen“ erlassen sind, welche alle unnatürlichen Vorkommnisse zu beseitigen streben.

„Organisatorische Gedanken“, 1827 niedergeschrieben, stellen den Ausspruch an die Spitze: „Eine zu jeder entsprechenden Verwendung gut organisirte Armee muß ihr Augenmerk blos auf die Effektivität richten.“ - Was sie dazu bedarf: Hauptquartier, Detachements, bataillon, Administration, wird eingehend und klar erörtert. Vieles davon ist beachtet und durchgeführt worden. Zur richtigen Kenntniß der Zustände in der k. k. Armee damaliger Zeit liefern Radeky's Vorschläge, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, die wichtigsten Aufklärungen. In den „Gedanken über Festungen“, 1827, finden wir über die Türkei Auslassungen, welche überraschend in die heutigen Verhältnisse passen. Doch lesen wir auch, was Oesterreich thun würde, wenn es zu einem Offensivkriege die Grenzen des „absterbenden Reichs“ überschritte, nämlich Serbien und Vödien für unabhängig erklären, die Völker bewaffnen und mit in den Krieg gegen die Türkei führen. Das steht für den Augenblick anders.

Eine „Militärische Betrachtung der Lage Oesterreichs“ von 1828 findet dieselbe aller Defensivbarrieren beraubt, ohne verlässliche Bundesgenossen und nur auf sich und seine eigene Kraft gewiesen. Was über die politischen Verhältnisse zu den Nachbarstaaten gesagt wird, namentlich über Preußen, „dem in seiner Territorialschwäche unfürnehmlichen Staat, den es je auf dem Grunde gegeben hat, der daher eine Abrundung lebhaft wünscht, es aber nie ausprechen darf“, ist höchst beachtenswerth. Als gefährlichster Nachbar wird Rußland betrachtet und für einen Krieg mit dieser Macht eine strategische Erwägung der möglichen Operationen angestellt. Für die innere Vertheidigung des Staats findet Radeky, „da das große und weise Princip, entsprechende Constitutionen zu geben, wahrscheinlich binnen kurzem in allen Ländern Europas zur Ausführung gebracht sein werde“, die zu-

verlässigste Stärke in zweckmäßig gebildeten Landwehren. Man kann nicht kräftiger für das Landwehrsystem sprechen als Radeky. Diese Einrichtung ist die natürlichste und deshalb auch die beste. Sie liefert dem Staate im Verhältniß seiner Bevölkerung die größte Anzahl Streiter; sie erhält im Volk das Bewußtsein lebendig, daß es sich selbst vertheidigt, eben dadurch also auch einen kriegerischen Geist, der nicht leicht ausarten wird, weil diejenigen, welche er belebt, niemals aufhören, Bürger zu sein. Ein solcher Geist, auf einer solchen Höhe aber, macht ein Volk unüberwindlich. Man wird es nicht untersehn, viel weniger ausrotten können.“

Die Denkschrift: „Ueber den Werth der österreichischen Cavalerie“, 1809, ist für jeden Reiteroffizier von großem Interesse, da sie allgemeine Grundsätze über Remontierung, Ausbildung und Bestimmung der einzelnen Gattungen, sowie über die Führung großer Cavaleriekörper auspricht, wie sie eben nur ein so ausgezeichnete Reiterführer geben kann. Es erinnert an eine ähnliche Schrift des kürzlich verstorbenen preussischen Generals Reich von Schreckenstein, in welcher ein verwandter Geist wohnt, sie war im Jahre 1853 dem „Militär-Wochenblatt“ als Beilage zugesagt. Dem Leser d. Bl. ist vielleicht auch noch Schreckenstein's Werk: „Die Cavalerie in der Schlacht an der Westwa“, erinnerlich, das als Manuscript gedruckt in Nr. 51 d. Bl. f. 1855 besprochen wurde und jetzt in den Buchhandel gekommen ist. Nach seinem Tode sind noch „Vorlesungen“ von ihm erschienen, auf welche wir unsere militärischen Leser hiermit aufmerksam machen wollen.

Die drei letzten Denkschriften Radeky's sind aus Mailand datirt. „Ueber eine Operation der verbündeten Heere gegen Frankreich, mit besonderer Rücksicht auf die Armee des Oberrhein“, 1832, denkt der Feldherr im Sinne von 1814, sie soll gegen die Julidynastie gerichtet sein; ihre strategischen Grundzüge sind auf eine genaue Betrachtung des Kriegstheaters basirt. Zwei Jahre später, 1834 spricht er sich „Ueber die Nothwendigkeit eines festen Lagers bei Mailand“ aus: die Ereignisse haben seine Forderungen später nur zu sehr gerechtfertigt. Die letzte Arbeit behandelt die Frage: „Wie kann man gute und große Heere mit wenig Kosten erhalten?“, auch noch von 1834. Sie knüpft wieder an die „Organisatorischen Gedanken“ an. Das System der Cadres und abwechselnder Einberufung wird für Oesterreich nicht passend befunden, weil die Regimenter fortwährend in ihren Bezirken bleiben müßten und dies System baldigst statt eines einheitlichen Heeres eine Verbindung von nationalen, d. h. böhmischen, österreichischen, italienischen, ungarischen u. s. w. Armeen gestalten würde. Die Nationalbewaffnung, so viel Verleidendes sie habe, sei nur so lange ausführbar, als zwischen dem Beherrscher und den Beherrschten ein vollkommener Einflang bestehe. „Sollte in Preußen das Volk durch die Verfälschungen der Propaganda einmal schwerig werden, so ist es um die Regierung geschehen, denn sie hat sich selbst die Ruthe gebunden.“ Das preussische Landwehrsystem hat aber auch diese Probe bestanden und dadurch, weil es seitdem den veränderten Zeitverhältnissen besser angepaßt werden ist, nur gewonnen. Im weiteren Verfolg der Frage werden die Mängel der (damaligen) österreichischen Organisation freimüthig aufgedeckt und Abhülfe vorgeschlagen, welche — freilich erst nach einer großen Gefahr, die der Verfasser dieser Denkschrift als Feldherr abgewendet hat — durch den jetzigen Kaiser geschehen ist.

Wir glauben unsern Lesern die Reichhaltigkeit der Denkschriften Radeky's, soweit es in gedrängter Uebersicht möglich war, geschildert zu haben und nennen sie mit dem Herausgeber nicht blos eine Fundgrube prägnanter Gedanken, sondern auch ein werthvolles Material für die Geschichte der Kriegskunst.

Karl Gustav von Verneck.

Die deutsche Ritter-, Räuber- und Schauerromantik.

In einer Betrachtung „Zur culturhistorischen Begründung der Literaturgeschichte“ in Nr. 31 d. Bl. f. 1858 haben wir bereits auf eine Reihe von Auffäßen J. W. Appell's hingewiesen, welche im Laufe des vorigen Jahres im „Bremer Sonntagsblatt“ veröffentlicht wurden. Diese sind jetzt, revidirt und mit Anmerkungen versehen, auch als besondere Schrift unter dem Titel erschienen:

Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur. Von J. W. Appell. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 15 Rgr.

Der Verfasser gehört zu jener Gattung höchst nützlicher Arbeiter auf dem Felde literargeschichtlicher Forschung, wie sie nur Deutschland kennt, welche sich auf irgendeine merkwürdige literarische Specialerscheinung oder Species werfen und nun alles sammeln, was sie darüber nur irgendwo aufzutreiben vermögen. Solche Specialschriften kommen dann als Vorarbeiten den Literaturhistorikern, welche das Gesamtgebiet der Literatur oder doch einzelne größere Abschnitte derselben behandeln, sehr zu Statten, entheben sie mancher Mühe und geben ihnen viele interessante Fingerzeige. Zugleich macht sich bei Appell das culturhistorische Element in vorzüglichem Grade geltend. Schon seine Schrift „Werther und seine Zeit“ war ebensowol ein Beitrag zur Literatur- als zur Sittengeschichte der Werther-Periode, und seine neueste Schrift dient ebenfalls zur Aufhellung gewisser dunkler Sittenzustände, aus denen die greuliche Spulgestalt der deutschen Ritter-, Räuber- und Schauerromantik hervorging. Die literarischen Erzeugnisse, die in den Kreis dieser Schrift fallen, haben eine sittengeschichtliche Bedeutung, oder sie haben überhaupt keine. Erstere wird man ihnen aber sicherlich nicht absprechen können. Man möchte es kaum für möglich halten, daß in einer überfeinerten, an Bildungsanstalten und Beaufsichtigung überreichten Zeit, in einer Zeit, wo so viele hervorragende Männer sich mit den höchsten Aufgaben der Kunst und des Wissens beschäftigten und in den meisten Gattungen Werke von classischem Werthe schufen, diese rohe und barbarische Literatur sich erzeugen und fortentwickeln konnte; daß Tausende und Hunderttausende von gebildeten und gemüthlichen Deutschen (denn keineswegs waren es die untern Schichten allein, in welche diese Literatur einstrang) ihr Wohlgefallen an ihr haben konnten; daß diejenigen, welche sofort alle Mannschaften der Polizei in Bewegung gesetzt haben würden, wenn ihnen ein ungehörter Karl Moor oder Rinaldo Rinaldini oder Aballino ein Taschentuch entwendet hätte, jenen Tragen von Menschen zusauchten, die ihre Hände in Blut tauchten und in großartigem Stile das Räuberhandwerk trieben, um mit dem Gestohlenen ihre Bühlerinnen zu unterhalten und der „unterdrückten Unschuld“ zu Hülfe zu kommen; daß diejenigen, die selbst nur die Feder oder die Krämerelle oder das Bügelleisen führten, sich für die abenteuerlichen Thaten ungeschlagener Ritter begeisterten, die man in diesen Romanen als Helden darstellte, während sie in der Wirklichkeit doch oft nur Burschlepper und Wegelagerer waren und den Rinaldo Rinaldins ins Handwerk pflückten. Es liegt hier in der That etwas Räthselhaftes vor, das ein künftiger Literaturgeschichtschreiber zu erklären versuchen möge, ein Literaturgeschichtschreiber, der nicht bloß die einzelnen Autoren von diesem oder jenem Standpunkt kritisch feiert oder abklopft, sondern der es sich zur Aufgabe macht, in den literarischen Erscheinungen das sittengeschichtliche Moment hervorzuheben und sie als Spiegelbild und Product ganzer Klassen der Gesellschaft darzustellen. Denn auch das Publikum arbeitet an der Literatur mit, und namentlich an der entarteten ist es mitschuldiger als man zu glauben sich die Mühe gibt.

Der Verfasser gibt zwar zu, „daß wir niemals so frevelhafte, stark unzuchtige Bücher ans Tageslicht gefördert haben als die Nachbarn überm Rhein“; aber er fährt fort: „Dagegen müssen wir mit einiger Beschämung auf die Flut unserer gemeinen Unterhaltungsliteratur sehen. Welches andere Land,

fragen wir, hat je eine solche Pfefferdüttenliteratur gehabt, wie unsere Tagesbellettrik im letzten Viertel des 18. und in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts? An Masse wie an Rohheit und Erbärmlichkeit fanden diese schlechten deutschen Romane und Comédien nie und nirgends ihresgleichen. Wir nennen uns so gern selbst das gebildete Volk in Europa; wer uns jedoch nach der damaligen Lieblingsezerie des großen Publicums beurtheilen wollte, der müßte die »Nation von Densern und Dichtern« beinahe für die geschmackloseste und zugleich schwachmüthigste unter allen Nationen ansehen.“ Nur ist zu bemerken, daß doch selbst von dieser wüsten Literatur, wie Appell selbst berichtet, manches in fremde Sprachen überging; so übersehte Charles Louis de Sevelinges, der auch den „Werther“ und „Wilhelm Meister“ übertrug, den 1796–98 in vier Bänden erschienenen Roman von Spies: „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemüths des Jammers“, unter dem Titel: „Les voyages dans la caverno du malheur et les repaires du desespoir“, und noch 1820 erschien eine Uebersetzung seines „Petersmännchen“ unter dem Titel: „Le Petit-Pierre, ou aventures de Rodolphe de Westerbourg“; von dem „Rinaldo Rinaldini“ erschienen 1800 und 1801 zwei französische Uebersetzungen zu Paris, die eine von Duperré, die andere von Deslamarre, eine englische von Hinckley 1800 zu London, dann eine russische, dänische, holländische, spanische, polnische, ungarische und italienische. So hat also dieses jetzt verspottete Buch die Reise um die Welt gemacht, es ist seinerzeit ein Weltbuch gewesen! Der Einfluß dieser Romanliteratur ging also über die Grenzen Deutschlands hinaus, und um so auffallender erscheint es, daß ihr unsere Literaturhistoriker bisher keine Beachtung geschenkt haben, wie jedoch Appell hinzufügt „mit einziger Ausnahme des gründlich forschenden Koberstein, dem wir in Bezug auf die Entartung und Verwilderung unserer Bellettrik die ersten nähern Angaben verdanken“. Man behauptet, sagt Appell weiter, daß die gemeine Unterhaltungsliteratur, trotz ihres breiten Umfangs, keinen Platz in der Literaturgeschichte verdiene, und für eine Darstellung, die sich auf die Geschichte der Dichtung beschränke, möge sie in der That ganz gleichgültig sein. Nichtsdestoweniger sei sie für den Sittenforscher beachtenswerth. Ihre Einwirkung auf den Mittelstand und die untern Klassen sei unstreitig bedeutend gewesen, bedeutender als man sich in unsern Tagen gemeinhin vorstelle; sie mache uns manche Züge des früheren Lebens anschaulich, liefere einen Gradmesser für den Bildungsstand, den Geist und Ton der großen Mehrheit des damaligen leselustigen Publicums und führe zu belehrenden Vergleichen zwischen sonst und jetzt. Nur meinen wir, daß auch in unsern Tagen noch manche Gifte aus der großen Apotheke der Romanproduction dem Publicum verabreicht werden, wenn auch unter anständigerer Etikette und mit feineren Ingredienzien verpackt. Uebrigens hat auch die Ritter- und Räuberromantik in Deutschland noch immer ihr verborgenes Publikum, wie so manche noch in den letzten Jahren namentlich bei Goldig in Leipzig und bei Breyer in Dresden erschienene Romane dieser Art und die gar nicht so seltenen Wiederauflagen älterer zu beweisen scheinen. Bedeutungsvoller erscheint noch diese Literatur, wenn man sie in ihren Zusammenhängen mit den Jugendwerken unserer beiden größten Dichter, mit „Götter von Verlichingen“ und den „Räubern“ betrachtet. Letzteres Trauerspiel, so sehr man auch die darin waltende geniale dramatische und poetische Kraft anerkennen mag, trug sammt einigen Schiller'schen Jugendgedichten, wie die „Kindesmörderin“, namentlich dazu bei, die sittlichen wie ästhetischen Begriffe in Deutschland zu verwirren. Das Publikum verlor vielfach seine Unterscheidungskraft für gut und böse, schön und häßlich, erhaben und überspannt, groß und wild, und rohe oder gewissenlose Schriftsteller süßigten auf das Beispiel des gefeierten Schiller ohne Anstand los. Unsere Generation darf mit der Anerkennung dieses Factums um so weniger zurückhalten, da die Zeit fortgeschrittener Civilisation schwerlich ausbleiben kann, wo es kaum jemand begreiflich finden wird, daß dieses immerhin titanische und auch zur Nieders-

brechung gewisser allzu eugherziger Schranken vielleicht sehr nöthige Jugendwelt eines später zu so hoher Vollkommenheit gelangten Dichters einen so ungeheuren Enthusiasmus in Deutschland hervorrufen konnte. Würde es doch jetzt schon kaum noch auf der Bühne erscheinen, wenn es nicht noch Charakterdarsteller gäbe, welche in der Rolle des Franz-ihre Künste zeigen wollen.

In seiner geschichtlichen Darstellung geht Appell bis auf das 17. Jahrhundert zurück, auf August Voßke, genannt Taulander, Hoppel und Hunold, ps. Menantes, der in der Jugend schlüpfrige, sogenannte „galante“ Romane schrieb, später aber Universitätslehrer in Halle und ein gefeßter Mann wurde und seine frühere Richtung mit den Worten verdammt: „Ich wünschte, daß viele meiner Schriften in ihrer ersten Geburt ersüßt wären. Die Voßke, wie sie von mir und vielen andern getrieben worden, hat mehrtheils einen geringen Nutzen und noch weniger Tugend in sich.“ Appell erwähnt, daß in dem 1785 gedruckten Catalog der Bücherei des fleißigen Sammlers Professor Schwabe in Leipzig 1687 Bände deutscher Romane aus den Jahren 1523—1783 verzeichnet sind, worunter auf das 17. Jahrhundert 144 Romane kommen. Wir erfahren dabei, daß nach Meusel's 1806 angestellter Berechnung in Deutschland 1771 über 3000, 1776 über 4300, 1784 über 5200, 1791 ungefähr 7000, 1795 ungefähr 8000, zu Ende des 18. Jahrhunderts 10648 Schriftsteller in Deutschland lebten und daß dieses Heer schon nach dem ersten Decennium des 19. Jahrhunderts sich mindestens auf 12500 Köpfe belief; also einige 1000 Mann stärker war als das jetzige Kriegcontingent des Großherzogthums Hessen. Ausführlichere Charakteristiken gibt hierauf der Verfasser von den Romanschriftstellern Gramer, Spieß und Vulpius. Es ist bezeichnend, daß sich der angeschlagene Gramer seinen Recensenten, den „ausgeredneten Halbmannern“ gegenüber, die er, auf den Erfolg seiner Romane pochend, gründlich zu verachten sich anstellte, einmal auf den Beifall eines Fürsten berief, der nach Appell's sicherlich begründeter Vermuthung kein anderer war, als Gramer's Protector, der Herzog Georg von Meiningen. Diesen trug Tied einmal im Bade Liebenstein als Zuschauer in einer Marionettenbude, „wo er aus einem ungeheuern Meerschaaumlopf rauchte und sich an dem hier dargebotenen Kunstgenuß, sowie an dem überflüssigen Treiben des Janhagels weiblich ergötzte“. Eine gewisse roh demokratische Gesinnung half zur Verbreitung der abförmlich stilisirten Gramer'schen Romane wesentlich mit und schadete ihm nicht in der Gunst seines Herzogs, der ja wol genug schlechte Minister, Finanzräthe, Oberballmeister, Kammerjunfer und sonstige Hoffdrangen hatte kennen lernen, als daß er sich nicht hätte freuen sollen, wenn sie von Gramer einmal einen tüchtigen Hieb bekamen, den er seiner ganzen Natur nach auch wol seinen fürlichen Standesgenossen mitunter von Herzen gönnen mochte. Wir gestehen, daß wir bisher weder von Gramer noch von Spieß irgendeinen Roman gelesen haben, aber nach einigen von Appell mitgetheilten Auszügen scheint uns Spieß doch auf einer etwas höhern Stufe zu stehen als sein Rival, wenn es auch in seinen Romanen oft scheußlich genug hergeht. Aber eine gewisse praktische Beobachtung und eine Neigung zur Auffassung der düstern Regionen des modernen Lebens findet sich doch bei ihm, namentlich in dem schon erwähnten Roman: „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks.“ Wenigstens finden sich in der Vorrede einzelne Gedanken, die sich bestreiten lassen, die aber doch eine gewisse Wahrheit haben, dazu stilistisch gar nicht übel ausgedrückt sind und vielleicht, wie der ganze Roman, zu der Entstehung der spätern, in den Nachschriften des menschlichen Geschlechts wühlenden socialistischen Literatur mehr als man glaubt beigetragen haben, eine Vermuthung, die durch den Umstand einige Wahrscheinlichkeit erhält, daß der eben genannte Roman ins Französische überging. Es ist schon manche deutsche Erfindung in ihren rohen Anfängen vom Auslande adoptirt und weiter ausgebildet worden, um dann als ausländisches Product wieder in Deutschland eingeführt und bewundert zu werden. Ueberhaupt ist an einzelnen dieser Romanschriftsteller doch nicht alles so lächerlich, als es in seiner

äußern fragenhaften Erscheinung aussehen mag. Wenn Spieß in seiner Vorrede bemerkt: „Ich fuhr erschrocken und zitternd empor, wenn mich anhaltendes Nachdenken überzeugte, daß oft die kleinste Ursache die Mutter der größten Begebenheiten wurde: daß ein geringes von mir und tausend andern schon oft verübtes Verbrechen, wenn Zufall und Umstände sich mit ihm vereinigen, den redlichsten Mann zum Räuber, das gefühlvollste Herz zum Mörder, den wärmsten Patrioten zum Verräther seines Vaterlandes machen kann“, so ist dies im Grunde doch dieselbe Doctrin, welche auch Karl Moor in einen Räuber und Mörder verwandelte, eine Doctrin, die von den gebildeten Deutschen durch den Beifall, welchen sie den „Räubern“ zollten, gutgeheißen wurde, eine Doctrin, zu der auch sehr wohl Goethe's merkwürdiges Selbstbekenntnis stimmt: er kenne kein Verbrechen, zu dem er nicht die Fähigkeit in sich verspürt habe. Der den genannten Romanschreibern an mannichfachen Kenntnissen und auch an Geschmack überlegene Verfasser des „Rinaldo Rinaldini“, der Schwager des Verfassers der „Iphigenia“ und des „Torquato Tasso“, kommt bei Appell ebenfalls übel weg, und mit Recht, wenn man nur seinen „Rinaldo Rinaldini“ und seine übrigen Romane in Betracht zieht. Doch nannte ihn noch jüngst Dünker einen Mann, den man über Gebühr verkenne, und Goethe sagt von ihm in dem eben erschienenen fünften Heft seines „Grundriss“: „Als Herausgeber der «Curiositäten», einer Sammlung von Aufsätzen über die ältern Zeiten, Volkslieder u. s. w. ist er noch gegenwärtig unvergessen und fortbauend wirksam.“ Was seine bekannte auch von Appell mitgetheilte Unterredung mit Schiller betrifft, so hat diese für uns viel mehr etwas Rührendes als Lächerliches, so souverän auch Schiller über Vulpius' „Kleine dürre Figur“, seine „krumme und sehr gebückte“ Haltung, seinen weißen Frack und seine grüngelbe Weste zu spotten beliebte. Schiller behandelte ihn offenbar äußerst wegwesend, dennoch bebaute sich Vulpius mit den Worten: „Ich bitte um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe.“ Hierüber hätte einem Manne, einem Dichter wie Schiller doch der Spott vergehen sollen; der Spott an sich hat niemals etwas Moralisches, das zu ihm nur hinzutritt, wenn der Humor sein verdönnendes Licht über ihn verbreitet. Am Vulpius' und seiner Schwester Charakter und Schicksal in humanem Sinne zu würdigen, darf man übrigens nicht die traurige Jugend vergessen, die beide in der Umgebung eines der Trunksucht bis zum Uebersich ergebenden Vaters verlebten. Solche Eindrücke verwischen sich nicht so leicht im Leben eines Menschen, zumal wenn fortbauender äußerer Druck hinzukommt. In andern erwecken diese Eindrücke Groll, Haß und Reid; Vulpius stimmten sie zur Demuth; er rechnete es sich zur Ehre, großen Männern nahe zu treten und ihr Kalai zu sein, selbst wenn er dafür Fußtritte empfing.“

Kürzer, aber vollkommen genügend, werden von Appell die bekannten Romanschreiber Schlenker; Albrecht, dem seine Ehefrau, die einst selbst von Schiller gefeierte Schauspielerin Sophie Albrecht, geborene Baumer, bei seiner literarischen Industrie zur Hand ging; Karl Groffe (der sich abwechselnd auch wol einen spanischen Grafen C. R. von Vargas, Marquis C. von G. oder Marchese von Pharmusa nannte); Rambach (ps. S. Lenz und Ottokar Sturm), Gymnasiallehrer in Berlin, der das Talent seines Schülers Tied dazu mißbrauchte, ihm bei seinen Romanen behüßlich zu sein; J. J. Brückner; Wernscheim; Arnold, Verfasser

*) Es verdient erwähnt zu werden, daß noch ein neuerer Dichter und Literarhistoriker, Guard Boas, dem Galtus des Genius in der Person Rinaldo Rinaldini's geknüttelt hat. In einem seiner Gedichte wünscht er, was doch alles Mögliche ist, Rinaldo Rinaldini selbst zu sein:

Im Schoß des Liebchens ruht' ich, wenn ich müde;
An meiner Seite wacht der treue Rude;
Die Büchse scharf geladen sehnfalls,
Die Silberseife trag' ich um den Hals.

Und laß' ich ihre lauten Töne kellen,
Dann tauchen auf die wilden Spielgesellen
Im Waldbesicht u. s. w.

der Romane „Das Bildniß mit dem Blutsack“, „Die doppelte Ursulinerin“, „Der Brautfuß auf dem Grabe“, „Die Nachtwandlerin“ oder die schrecklichen Bundesgenossen der Hölle“, u. s. w., ferner die noch einer neuern Zeit angehörenden Romane: Fabrikanten, Hildebrandt, Reibrock, Niedmann, A. H. Belani (Häberlin) und manche andere abgehandelt. Auch der Verfasser der moralisirenden „Stunden der Andacht“, Heinrich Ischelle, erblicken wir in dieser Reihe literarischer Sträflinge als Verfasser des Räuberromans „Abällino“ (der manche Seltenstücke, darunter auch einen „Weiblichen Abällino“ hervorhebt) und der Romane „Die schwarzen Brüder“, „Giulio degli Orizzonti“, oder „Abällino unter den Galabresen“ (2 Bde., 1815) und „Runo von Ryburg nahm die Silberlocke des Guthaupten und ward Beförderer des heimlichen Femgerichts“ (2 Bde., 1795–99), welcher tollbetitelte Roman im Jahre 1800 von H. P. Westphalen neu bearbeitet und vollendet erschien. Auf den auffallenden Umstand, daß diese Romanfabrikanten, deren Producte für Kannibalen oder Narren und nicht für civilisirte Menschen bestimmt gewesen zu sein scheinen, mit seltenen Ausnahmen in dem gebildeten Kursachsen, den sächsischen Herzogthümern und frühern sächsischen Landestheilen gebräuchlich waren, lebten und wirkten, haben wir schon früher hingewiesen. Manche derselben bekleideten einflußreiche Lehrenellen, Gramer war Lehrer an der von Herzog Georg neuerrichteten Forstakademie zu Dreißigacker bei Weimingen; Schindler von 1815 an Professor der deutschen Sprache an der Forstakademie zu Tharand; K. A. G. Eichel, der Theologie studirt hatte, eine Zeit lang fürstlich waldeckischer Bibliothekar in Arolsen und seit 1800 erster Lehrer an der Leichterichschule zu Dessau; Rambach Lehrer an dem Friedrichwerderschen Gymnasium in Berlin, später Professor der Kameralwissenschaften in Derspat, sogar kaiserlich russischer Staatsrath und Ritter des St. Annenordens; Arnold Doctor der Philosophie und der Rechte, Privatdocent und Universitätssecretär zu Erfurt; H. A. Müller, Verfasser der Romane „Benno von Rabenack“, oder das wandernde Gerippe im Brautgemach“, „Lilbert der Schreckliche“ u. s. w. und des Kinderbuchs „Bitte! Bitte! liebe Mutter! lieber Vater! lieber Onkel! liebe Tante! schenke mir doch das allerliebste Buch!“ Pastor zu Greußen im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen; Hildebrandt Pastor zu Gileberg im Gulberstädtischen; Vulpinus brachte es schließlich bis zum Oberbibliothekar, großherzoglichem Rathe und Ritter des Weißen Falkenordens. Daß die Verdienste dieser Männer um Barbarisirung der Nation in dieser Weise belohnt wurden, ist für moderne Staats- und Culturzustände ebenfalls nicht wenig bezeichnend. Zum Schluß weist Appell noch einen Blick auf die Verbiibothekeneinfuhr aus Frankreich, auf die „Eckemörsel“, welche die opiumberauschte Muse der neuern französischen Romantik und dardot“ und die er schlimmer nennt als das deutsche „Struppige Unkraut“, und auf Adelfs Wauerle's neueste Wiener Lokal- und Criminalromane, wobei daran erinnert sein mag, daß auch Wauerle für seine Verdienste belohnt wurde, indem ihm sieben österreichische Städte das Ehrenbürgerrecht ertheilten. Es wäre zu wünschen, daß Appell dieser interessanten Schrift über die Literatur der Ritter-, Räuber- und Schauerromane eine ähnliche über die Literatur der Ritter-, Räuber- und Schauerromane folgen lassen möchte, da beide Literaturen einander ergänzen und die letztere als eine öffentlich auf den Bühnen gepflegte noch ganz besondere Beachtung verdient.

A. M.

Kittlig's Reise nach dem russischen Amerika.

Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Alaska und durch Kamtschatka, von F. P. von Kittlig. Zwei Bände. Göttingen, J. Perthes. 1858. Gr. 8. 4 Thlr.

Das herzogliche Nonum prematur in annum ist an dem vorliegenden Buche um mehr als das dreifache in Erfüllung gegangen, denn die Reise, deren Beschreibung hier vorliegt, ist die des Admirals, damaligen Kapitäns Lütke 1826–29. Nachdem Hr. von Kittlig, der zugleich mit dem früh der Wissenschaft

entrißenen Dr. Mertens als Naturforscher die Expedition begleitete, schon in einer Reihe von Werken, welche theils seine Kenntnisse als Ornitholog, theils seine Geschicklichkeit als Zeichner darlegen, die Ergebnisse der Reise bekannt gemacht, liegt jetzt die zusammenhängende Erzählung der Fahrten vor, welche zu dem bahnbrechenden Werke der „Vegetationsansichten“ wie zu einer Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen in den Schriften der Petersburger Academie u. s. w. den Stoff geliefert haben. Die Verzögerung der Publication hat besonders darin ihren Grund, daß der Verfasser hoffte, seine sämtlichen Skizzen zu einem mit eigener Hand radirten Kupferwerke verarbeiten zu können; erst als diese Hoffnung aufgegeben werden mußte, entschloß er sich zur festigen Weise der Veröffentlichung, wo die Radirungen (von des Verfassers Hand) und Holzschnitte nur das gedruckte Wort erläutern. Das Interesse des Werks hat nicht verloren durch diese Verzögerung, denn Kamtschatka, die Karolinen und selbst die russisch-amerikanischen Wälder sind von den neuesten wissenschaftlichen Reisen auffallend wenig berührt worden, und das Weiße von dem, was hier über diese Länder mitgetheilt worden, hat für unser Publikum noch den vollen Reiz der Neuheit. Dagegen erhält der Leser jetzt noch die ganze Reise der Lebensanschauung hinzu, welche der Verfasser in seiner Zurückgezogenheit in Mainz durch die mannichfaltigsten, auch auf das classische Alterthum gerichteten Studien sich erworben. Nirgends sind die wissenschaftlichen Forschungen des Verfassers in eine für den Laien ermüdende Form gekleidet, vielmehr trägt der gefüllte, des Schmucks des Humors nicht entbehrende Stil die Spuren, wie sorgfältig der Verfasser den ihm so geläufigen Stoff dem Bedürfnis des großen Publikums angepaßt hat.

Am 1. September 1826 fuhren der Senjavin, welcher außer seiner Besatzung von 62 Köpfen noch 15 Mann für den Dienst des Peter-Paulshafens in Kamtschatka führte, und die Gerwette Moller von Kronstadt ab. Nach kurzen Aufenthalten in Kopenhagen, Portsmouth und Teneriffa (15. November) wurde am 7. Januar die Küste von Brasilien erblickt. Für den Aufenthalt in der für den Naturforscher so unendlich anziehenden Umgebung von Rio-de-Janeiro konnten nur 14 Tage erübrigt werden, denn es liegt im Wesen einer sogenannten Weltumsegelung, daß man alles nur flüchtig und im Vorübergehen betrachten kann. Hinzugefügt mag werden, daß der Senjavin ein schlechterer Segler als der Moller war und so immer im Rückstand sich befand und daß bei der Ueberfüllung des Schiffs mit Mannschafft die drei Naturforscher *) und der Zeichner **) in ihrer Thätigkeit vielfach gehemmt waren. Am 14. Februar 1827 erblickten sie die Falklandinseln, aber erst nach langem Kampfe mit Wellen und Stürmen (8. März) konnten sie die Magellansstraße durchfahren. Am 16. März gingen die Schiffe in der Bucht von Concepcion (Chile) vor Anker, um ihre Vorräthe zu ergänzen. Kittlig macht bei dieser Gelegenheit folgende eigenenthümliche Bemerkung: „Der guten Beschaffenheit unsers Nachtlagers am Lande ungeachtet war es Mertens und mir unmöglich einzuschlafen wegen der doppelten Aufregung, welche die nur durch die Nacht unterbrochenen Natureindrücke sowohl als auch die eigenen Gespräche bei uns hervortrachten. Es ist nämlich ein sehr bemerkenswerther Charakterzug des Seelens und gehört zu den eigenthümlichen Unnatürlichkeiten desselben, daß vertraute Gespräche, wie sie zwischen zwei Freunden geführt werden pflegen, solange das Fahrzeug sich unter Segel befindet, der Regel nach unmöglich sind. Wenigstens kann man von einer an Bord gemachten Aeußerung nie wissen, inwiefern sie wirklich aufrichtig und nicht durch Rücksichten auf Mitreisende modifizirt sein möge. So haben also zwei Freunde, wenn sie nach langer Seefahrt zum ersten Male am Lande sind, sich gewöhnlich sehr vieles zu sagen, was bisher aus dieser oder jener Rücksicht ungesagt blieb; namentlich werden erst hier ihre wahren Ansichten über die Persönlichkeiten und das Benehmen der Reisefährten laut, Ansichten, deren Erörterung auf so langwierigen

*) Dr. Mertens, Dr. Gischelsch, Kittlig.

**) Vasselt.

Reisen, wie die, auf der wir uns soeben befanden, mitunter von nicht geringer Wichtigkeit ist."

Erst am 20. März konnten sie wegen widriger Winde die Bucht verlassen und langten am 27. in Valparaiso an, wo sie Dr. Böppig antrafen, in der Vorstadt Almendral ihren Studien leben und bis zum 15. April, dem Tag der Abreise, größere Ausflüge in das Innere des Landes unternahmen. Die gewaltig lange Seefahrt von Valparaiso bis Siska begann mit widrigen Winden und endete erst am 24. Juni, nach einer siebenundsechzigstägigen Fahrt, wo sie in den Norfolk-Sound des Vancouver einliefen. Am folgenden Tage bezogen die Naturforscher die ihnen angewiesenen Wohnungen in Siska (Nenarhangel). Der Juli wurde mit Ausflügen zu Land und zur See zur Erforschung der Bai von Siska verbracht und am 1. August die Reise nach den Aleuten angetreten. Erst am 20. August beland das Schiff sich in der Nähe der Fuchsinselfn, und am 22. betraten die Naturforscher Illulut, den Mittelpunkt der russischen Besitzungen, auf der Halbinsel Unalaska gelegen. Am 31. August verließen sie diesen Hafen, erforschten die im Behringsee gelegenen Inseln St.-Georg und St.-Matthäus und fuhren an der Behringinsel vorbei nach dem Peter-Paulshafen, wo sie am 29. September anlangten. Nach einem sehr interessanten Aufenthalt hier und in der Umgebung, verließen sie am 31. October die Awatschabai nach Süden, passirten am 25. November die Koralleninseln der Brownsgruppe und lagen am 9. December in der Bucht der Alarinseln von der Karolinengruppe. Kurz vor dem Jahreschluß wurde diese Insel verlassen, das Schiff keuerte erst mehr als 2° südwärts, dann nordwestlich und man entdeckte am 14. Januar 1828 unter 6° 42' nördl. Br. und 201½ westl. L. von Greenwich eine Insel, welche nach dem Schiff Senjawiin-Insel genannt wurde. Die Untersuchungen im Karolinenarchipel wurden bis zum 24. April fortgesetzt, worauf man nach Norden umkehrte. Am 10. Juni lag das Schiff wieder in der Awatschabai. Wegen des kurzen Sommers in den noch zu bereisenden Gegenden der Behringstraße durfte der Aufenthalt des Schiffs hier nicht von langer Dauer sein. Kittlig, um sich ungestört der Erforschung des Landes widmen zu können, entschloß sich, die Expedition hier zu verlassen, entweder bis zum Herbst, oder gänzlich; im letztern Falle wollte er wenigstens noch ein folgendes Jahr daranwenden und durch Sibirien zurückkehren. Am 27. Juni verließ der Senjawiin den Hafen. Der Verfasser kann diesen Entschluß, den er nach seinen spätern Erfahrungen als einen unglücklichen bezeichnet, nur der eigenthümlichen Wirkung zuschreiben, welche Klima und Landschaft von Kamtschatka, eraltirend und deprimirend, auf die Stimmung der Fremden übt. Der geringe Erfolg seiner zur See, auf Klüffen und zu Lande betriebenen Erforschung von Siskamtschatka bis Volscherez ließ ihn den Entschluß, sich von der Expedition gänzlich zu trennen, aufgeben. Im October war der Senjawiin wieder angelangt und am 10. verließ Kittlig mit diesem Schiff den Hafen von Peter-Paul, um über die Karolinen und Philippinen (Manila, 16–30. Januar 1829), St.-Helena (30. April) über Bagal (29. Juni) nach Havre (12. Juli) die Rückfahrt anzutreten. Schon diese trockene Uebersicht vermag dem Leser einen Begriff zu geben von dem Reichthum des Stoffes, der ihm hier geboten wird. Wir wollen nun, soweit es der uns vergönnte Raum erlaubt, noch einige interessante Mittheilungen hervorheben.

Wir beginnen mit der Schilderung von Petersburg: „Auf denjenigen, der Petersburg zum ersten mal besucht, kann der Anblick dieser großen, ihrer Schönheit wegen weitberühmten, so viel Eigenthümliches darbietenden Stadt gewiß zu keiner andern Zeit einen so wunderbar ergreifenden Eindruck machen, als eben in diesen längsten Tagen des Sommers, wenn man, sowie wir damals, um 3 Uhr Morgens ankommt. Das ist vielleicht die einzige Stunde der Nacht, in der mit seltenen Ausnahmen alles schläft; denn bis 2 Uhr pflegt noch viel gearbeitet zu werden und um 4 Uhr sieht man schon wieder einzelne Leute die Geschäfte des Morgens besorgen. Das Zauberhafte des Eindrucks wird

vermehrt durch die ungeheure Regelmäßigkeit und die fast beisspiellosten Dimensionen der so sichtbar nach Einem Plane entstandenen Stadt. Diese meilenlangen Perspectiven, die riesigen Plätze, von Palästen und palastähnlichen Gebäuden in sichtbarer Raumverschwendung umgeben, die Kirchen mit goldblühenden Kuppeln, die zahllosen Fenster und Thüren einer Hauptstadt, die damals schon nicht weniger als 40000 Einwohner zählte, wiewol sie immer noch im Vergleich zu ihrer ungeheuren Ausdehnung menschenleer zu nennen war: das alles zeigte sich dem erstannenen Anblick im raschesten Fluge; aber alles offenbarte, die wenigen in so großartiger Scenerie verschwindenden Schildwachen ausgenommen, auch nicht die geringste Spur von Leben, die ganze Stadt war wie durch Zauberei verödet; dabei war es heller Tag, selbst die Sonne war längst schon aufgegangen und hatte bereits einen nicht unbedeutlichen Theil ihres Wegs zurückgelegt."

Der glänzenden Hauptstadt stellen wir dann auch einen Hauptort gegenüber, das eben erwähnte Illulut auf Unalaska: „Einige Häuser, sowie die sehr neu aussehende Kirche, waren nach russischer Art aus Holz gebaut, die übrigen hatten mehr oder weniger die Form der aleutischen Wohnungen. Diese bestehen meistens aus Kafen, dem nur einige Balken von Treibholz mehr Festigkeit verleihen, und sind so tief in die Erde gegraben, daß die immer sehr kleinen Fenster sich unmittelbar auf der Weidenfläche befinden. Die darüber aufgethürmten Kafendächer sind mit allerlei Grasarten üppig bewachsen; sie geben den Gebäuden allerdings mehr das Ansehen von Gräbern als von menschlichen Wohnungen. Von welcher Wichtigkeit übrigens bei dieser Bauart, wo es vor allem gilt, so wenig Holz als möglich zu brauchen, der reichliche Graswuchs auf diesen Dächern ist, beweist die Thatfache, daß man sich hier sehr ungern entschließt, zahme Ziegen zu halten, weil die Grasfahrgung gelehrt hat, das solche sehr viel auf die niedrigen Dächer klettern und daselbst das Gras abstreifen, worauf denn der weniger dichte Kafen sogleich mehr Feuchtigkeit durchläßt. Das Innere der Häuser zeigt übrigens eine lebenswerthe Reinlichkeit und ist im allgemeinen gegen Mäuse sowohl als Käfer gut verwahrt."

Die Awatschabucht (von der der Peter-Paulshafen einen Theil bildet) schildert der Verfasser Ende September folgendermaßen: „Steile Gebirgsmassen mit ansehnlich hohen Felsenwänden an der Westseite zeigten sich fast durchgängig bedeckt mit lichter Birkenwaldung, unter welcher der Boden außer sehr üppigem Gras- und Krautwuchs, den die späte Jahreszeit noch immer nicht zerstört hatte, besonders auf den Höhen, beträchtliche Massen sehr dichten Unterholzes, aus verschiedenen voneinander gesonderten strauchartigen Gewächsen, Nadel- und Laubbölgern, bestehend, das letztere bereits stark gefärbt mit den herbstlichen Tönen, in gelb, roth und braun. Die Hauptzierden der Awatschabucht, jenes großen, nach innen zu fast kreisförmig sich erweiternden Wasserbeckens, bildet der Anblick der entfernten Gebirge. Bei heller Witterung zeigen hier die hohen, steilen, phantastisch ausgezackten und mit ewigem Schnee reich verzierten Bergketten ein unvergleichliches Panorama, das außerdem noch vier vulkanische Kegele verherrlichen, deren höchster bis zu 14000 Fuß ansteigt. Neben ihm, aber der Küste noch etwas näher, erhebt sich der jetzt noch brennende Vulkan von Awatscha, der erst zwei Monate vor unserer Ankunft die Umgegend weit und breit mit Asche bestreut hatte."

Nachdem die Reisenden, wie früher erwähnt, von Peter-Paulshafen vor dem Winter nach Süden entflohen waren, verweilten sie länger auf der Karolineninsel Eugunor. Die Kleidung der dortigen Frauen besteht meistens außer einem schmalen Gürtel noch aus einer aus Kossfasern geflochtenen Halsbinde; die Lebensweise und das dabei übliche Ceremoniell auf diesen Inseln schildert der Verfasser folgendermaßen:

„Diese gasstfreien Insulaner sind stets auf bestmögliche Bewirthung des bei ihnen eintretenden Reisenden bedacht. Außer den drei regelmäßigen Mahlzeiten am Morgen, Mittag und Abend wird auf dem Lande gewöhnlich Zuckerrohr zur Erfrischung ge-

richt; die Grundherren, in deren Besitz die städt. Grundbesitzungen waren, bewilligten ihre Güter mit Leuten, deren Verdienste sich aus der angebrochenen Zeit nicht erweisen konnten, zu verpachten. Ihre Vorbereitung ist in zwei Hälften getrennt zu betrachten. Die Vorbereitung der ersten Hälfte ist in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu sehen. Die Vorbereitung der zweiten Hälfte ist in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu sehen.

[illegible]

Relig-

22

Notiz.
„Philippine Weller“.
In einem im Dezemberheft der „Eichengrabenblätter“
enthaltenen Bericht über Defes von Ludwig „Philippine“

Bibliographie.

Aurora-Album. Dichtungen von R. Anschütz, L. Bownisch, J. F. Castelli, G. Gerri, W. Konstant u. s. w. Bilder von Bachmann-Hofmann, G. Gader, Fr. Fried, G. Grese u. s. w. 2ter Jahrgang. Wien, Tendler u. Comp. 1858. Gr. 4. 4 Thlr.

Barth, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1856. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. 5ter Band. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern. Gotha, J. Perthes. 1858. Gr. 8. 6 Thlr.

Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums. Herausgegeben von dem Hennebergischen alterthumsforschenden Verein durch G. Brückner. 1ste Lieferung. Weimaringen. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Bessell, W., Ueber Pytheas von Massilien und dessen Einfluß auf die Kenntniß der Alten vom Norden Europas insbesondere Deutschlands. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brunner, C., Ein eigenes Volk. Aus dem Venetianer- und Longobardenland. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 26 Ngr. Chézy, Helmina v., Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben. Von ihr selbst erzählt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 12. 3 Thlr.

Ehlumeth, P. R. v., Das Tobitschauer-Buch, eine Quelle zur Rechtsgeschichte des XV. Jahrhunderts in Mähren. Brünn, Ritsch u. Grosse. 1858. 4 Ngr.

Grusenstolze, M. J. v., Der russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. Mit einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Ersten. Fortgesetzt von G. Volckhausen. 5ter Band. — A. u. d. L.: Nikolaus I. Von der polnischen Revolution bis zur Intervention in Ungarn. Von G. Volckhausen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dichterkimmen aus Heimath und Fremde. Für Frauen und Jungfrauen ausgewählt von Luise Büchner. Frankfurt a. M., Meibinger Sohn u. Comp. 16. 2 Thlr.

Dräxler-Manfred, C., Bentameron. Geschichten aus dem Leben. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 27 Ngr.

Ernst, Gedichte. Leipzig, Engelmann. 1858. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Fichte, J. F., Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Fischer, H., Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr.

Gladisch, A., Herakleitos und Zoroaster. Eine historische Untersuchung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 25 Ngr.

Greth, K., Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. 2ter Band. — A. u. d. L.: Trina. Kiel, Schwes. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hoffmeyer, A., Entstehung und Geschichte des Westgothen-Rechts. Berlin, G. Reimer. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 38ster Jahrgang für 1859. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Judaea capta oder die Zerstörung Jerusalems. Aus dem Englischen. Mit einer Einleitung von W. Hoffmann. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1858. 8. 16 Ngr.

Koenen, F. J., Der christliche Heldenkate. Ein Gedicht. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Knapp. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 12 Ngr.

Mögling, L., Briefe an seine Freunde. Solothurn: 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Muck, G., Beiträge zur Geschichte vom Kloster Heilsbrunn. Die Verhältnisse vor der Klosterstiftung. Die Heilquelle. Die Heilbedelapelle. Das Kastrum oder Burggrafen-

haus und seine Bewohner. Der Prediger Hoder. Mit 1 Abbildung. Ansbach, Seybold. Gr. 8. 24 Ngr.

Müller, D. G., Die Monokratie, das Grundprinzip des Organischen im Natur- und insbesondere im Menschen-Leben und dessen allgemeinste mathematische Formel. 1ste Abtheilung. Aschaffenburg. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Mürdter, J. F., General-Major Sir Henry Havelock, Baronet von Pachau, Kommenthur des Bathordens etc. als Kriegerheld und als Christ. Nach den Biographien von W. Brock, James Grant und John Warshman geschildert. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 12 Ngr.

Norden, Marie, König Wilhelm der Dritte und seine Zeit. Historischer Roman. Drei Theile. Dresden, Schaefer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Perner, Ueber die Hauptgebrechen der Erziehung. München. 1858. 8. 12 Ngr.

Pregler, W., Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit. 1ste Hälfte. Erlangen, Blasing. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Pückert, W., Die kaiserliche Neutralität während des Basler Concils. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte von 1438-1448. Leipzig, Teubner. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Reuter, W., Das Rinnellied der christlichen Seele. Trier, Simp. 16. 12 Ngr.

Rohmer, Th., Die Religion Jesu. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von G. Widenmann. Nordlingen, Beck. Lex. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Rohrbach, G., Shakespeares Hamlet erläutert. Berlin, J. Schneider. 8. 1 Thlr.

Lage-Literatur.

Die Aufgaben deutscher Politik. Oesterreich und Preußen. Frankfurt a. M., Brönnner. 8. 15 Ngr.

Baumgarten, M., Predigt im Auftrage des evangelischen Kirchentages gehalten am 17. September 1858 in der Waisenhauskirche zu Hamburg. Leipzig, Hoffmann. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

— Offenes Sendschreiben an Herrn Konsistorialrath Professor Dr. Krabbe. Leipzig, Hoffmann. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Bischoff, Th. L. W., Ueber Johannes Müller und sein Verhältnis zum jetzigen Standpunkt der Physiologie. Festrede. München. 1858. Gr. 4. 10 Ngr.

Die Eisenbahnen und der Rationalwohlstand der Schweiz, mit besonderer Rücksicht auf Ziegler's Schrift: Die Gewerbetätigkeit und die Eisenbahnen der Schweiz. Zürich, Schönbach. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Erinnerung an die Festfeier am 16. November 1858 bei feierlicher Eröffnung der neuen Thüren mit den 95 Sägen an der Schloßkirche zu Wittenberg. Wittenberg, Herrösch. 1858. Gr. 8. 2½ Ngr.

Fritze, A. G., Mein Rücktritt vom Predigtamt in der Gemeinde Ströbeck. Allenmäßig dargestellt. Nebst einigen Beilagen. Gotha, Stollberg. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Feller, J., Oesterreichs Lage und Hilfsmittel. Denkschrift. Leipzig, D. Wigand. 8. 10 Ngr.

Hilgenfeld, A., Rückblick auf das letzte kirchliche Jahrzehend Deutschlands. Jena, Mauke. Gr. 8. 5 Ngr.

Meinhold, G., Die Mitwirkung der bayerischen Stände in kirchlichen Dingen. Kirchengeschichtlich erörtert. Berlin, W. Schulze. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Ranke, G., Mittheilungen in Sachen des kirchlichen Streites in Oberhessen. Marburg, Elwert. 1858. Gr. 8. 4 Ngr.

Scharff-Scharffenstein, F. v., Preußen und der Prinz-Regent. Frankfurt a. M., Bessell. 1858. Gr. 8. 4 Ngr.

Schutz der Arbeit! Schutz der Freiheit! Ein Beitrag zur Lösung der Gewerbefrage. Bremen, Geiseler. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Zeitschriften für 1859 von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis jährlich 6 Thlr. Täglich außer Sonntags 1 Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

4. Preis jährlich 12 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen oder in Monatsheften.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prug.

8. Preis jährlich 12 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gukow.

8. Preis vierteljährlich 20 Ngr. In wöchentlichen Nummern von 1 Bogen oder in Monatsheften von 4—5 Bogen.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigeren neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

Zusammengestellt von Paul Trömel.

8. Preis des Jahrgangs 15 Ngr. Monatlich in 1—1½ Bogen.

Bibliographie für Linguistik und orientalische Literatur.

Zusammengestellt von Paul Trömel.

8. Wird gratis ausgegeben. Halbjährlich 1 Nummer.

Zeitschrift der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. Hermann Brockhaus.

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

4. Preis vierteljährlich 5 Ngr. Am 15. und 30. jeden Monats in 1 Nummer von 1—1½ Bogen.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern derselben sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von

Kottke und Welter.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welter.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Ngr.

Inhalt des siebenundzwanzigsten Heftes:

Bulle, f. Curie. — Bund, Bundesverfassung. Von Welter. — Bund Gottes. Von H. G. G. Paulus und Welter. — Bündniß, f. Bund. — Buonaparte (Napoleon) und sein Haus. Von Kottke und Welter. — Bureaucratie. Von H. von Gagern.

Inhalt des achtundzwanzigsten Heftes:

Bureaucratie. Von H. von Gagern. (Schluß.) — Bürger. Von R. J. A. Mittermaier. — Bürgerkrieg, f. Krieg. — Bürgerrecht. Von R. J. A. Mittermaier. — Bürgerband. Von R. J. A. Mittermaier. — Bürgertugend und Bürgertum. Von Welter. — Bürgschaft, f. Garantie. — Burgunder, f. Deutsche Volksstämme. — Burke (Edmund). Von H. Marquardsen. — Cabinet, Cabinettsbefehl, Cabinetminister, Geheimen Cabinet, Cabinetregierung. Von Kottke. — Cabinetjurist, Cabinetinsanz. Von Welter.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der früheren bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

„Aus der Heimath“ ein naturwissenschaftliches Volksblatt, von Professor Rossmässler. Wöchentlich 1 Bogen mit Illustrationen, Preis pro Quartal ½ Thlr., durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.
C. Flemming.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 4. —

20. Januar 1859.

Inhalt: Materialismus oder Spiritualismus. Sechster Artikel. Von Karl Fortlage. — Wilmar und Vera Weber. — Geschichtliche Notiz. Von J. Gegenbauer. — Kottjen. (Englische Urtheile über deutsche Literatur; Ist Zhylof eine tragische oder komische Figur?) — Bibliographie. — Anzeigen.

Materialismus oder Spiritualismus.

(Sechster Artikel.)

1. Kritik des Materialismus von Robert Schellwien. Berlin, G. W. F. Müller. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung. Ein Votum von G. J. Branig. Breslau, Trevendt. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Die Präntensionen der exakten Naturwissenschaft, beleuchtet und mit polemischen Glossen wider Hrn. Prof. Dr. Schleiden begleitet von A. Franz. Nordhausen, Büchling. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Materialismus ist eine Doctrin, welche die Forschungen über die Naturdinge geistlich und absichtlich nur bis in eine mäßige Tiefe treibt, ähnlich einem Bergmann, der sich vorseht, niemals über 100 Fuß tief seine Schachte zu treiben. Es ist dies eine Art und Weise, an welcher sich an und für sich nicht viel aussetzen läßt: sie kann sogar in manchen Fällen als auf einer Einsicht in die Beschränktheit der eigenen Denkkraft beruhend ganz lobenswerth sein. Nur muß dann auch nie dabei vergessen werden, daß alles, was sich auf diesem Standpunkte aufstellen läßt, nur immer bis in eine Tiefe von 100 Fuß reicht. Wenn z. B. jener Bergmann von oberflächlichem Betriebe und schlechten Werkzeugen versichert, er habe bis auf 100 Fuß Tiefe nur taubes Gestein und keine Metalle entdeckt, und folglich sei auch in einer Tiefe von 200 Fuß und darüber noch viel weniger daran zu denken, so müßte man diese Aussage mit Beziehung auf den bequemen Betrieb und die schlechten Werkzeuge zu verstehen wissen.

Uns auf diesen Standpunkt zu versetzen, uns von der Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit der Grundbegriffe des Materialismus aufs deutlichste zu überzeugen, diesen Zweck erreicht die „Kritik des Materialismus“ von Schellwien auf vollständige Weise. Sie ist mit großer dialektischer Gewandtheit geschrieben. Sie geht sogleich auf die Hauptsache zu, indem sie es mit vollständiger Evidenz klar macht, daß das Verhältniß von Kraft und Stoff,

auf welchem der Materialismus fußt, nämlich von der Kraft als einer bloßen Eigenschaft am Stoffe, ein der äußersten und trüglichen Oberfläche des Sinnen Scheins entnommenes Verhältniß ist: ein Verhältniß, welches nicht der gründlichen Verarbeitung der Anschauung durch den Verstand, sondern einem flüchtigen Arrangement derselben durch die bloße Einbildungskraft angehört. Woher es denn kommt, daß das Verhältniß von Kraft und Stoff, wie es sich die Materialisten denken, zwar in einigen Fällen der Physik eine brauchbare Anwendung leidet, in andern hingegen sich nur auf eine geschrobene und die Natur mißhandelnde Art durchsetzen läßt, endlich aber im Gebiete der organischen Kräfte zu einer bloßen Fadjheit herabsinkt, indem man z. B. mit der Kraft des Gehirns zu denken, der Kraft der Drüsen abzusondern, der Kraft der Zellen zu wachsen, der Kraft der Muskelfasern sich zusammenzuziehen, ungefähr ebenso gut oder ebenso schlecht einen Begriff verbinden kann, als mit der Kraft des Siebes, das Wasser durchzulassen, oder mit der Kraft des Hühners, Schläge zu bekommen.

Es hätte dem Verfasser nicht gelingen können, dem Materialismus so einbohrend und erfolgreich zu begegnen, wenn er bloß negativ und abwehrend verfahren wäre. Die Kraft seines guten Angriffs beruht wesentlich auf dem positiven Gehalte einer mit consequenter Logik durchgeführten philosophischen Bewegungslehre, welche mit besonnener Kühnheit das Dasein alles und jeden Stoffs überhaupt in gegründete Abrede stellt. Freilich ist zu fürchten, daß der Gegner, gegen welchen hier gekämpft wird, im allgemeinen wol nicht die Vorbildung mitbringen wird, welche nöthig ist, um die Schärfe der hier vorgebrachten Gedanken aufzufassen und sich einen klaren Begriff davon zu machen, was mit einer Dialektik nicht nur der Begriffe, sondern auch der Sache selbst im Naturproceß gemeint sein könne. Jedemfalls aber wird ihm die Thatsache eine gewisse blinde Verwunderung abnötigen müssen, wie sich eine Weltanschauung mit einschneidender Schärfe der Gedanken vertheidigen läßt, in deren Gebiete es weder Atome, noch Stoffe, noch überhaupt Dinge gibt, sondern nirgends etwas anderes als Erscheinungen,

*) Vgl. die früheren Artikel in Nr. 30 u. 49 d. Bl. f. 1856, 19 f. 1857, 12 u. 30 f. 1858.

durchwaltet von gewissen sie beherrschenden Gesetzen; sodasß also das Gesetz ganz allein und für sich selbst die Grundlage alles Gegebenen bildet. Dem Philosophen drängen sich hierbei freilich noch immer manche Fragen auf, welche höchst verschieden beantwortet werden können, auch von dem, welcher die Ueberlegenheit des Gesetzes über den Stoff vollkommen anerkennt. J. V. ist, wie Schellwien behauptet, auch im Geiste wie in der Materie das Gesetz das erste und das individuelle Dasein das zweite, oder ist nicht vielmehr das gerade Gegenteil hiervon der Fall? Ist nicht der Geist das eigentlich individuelle Dasein, welches um so individueller wird, je mehr es aus der Sphäre der Erscheinung (der Materie) in die Sphäre des reinen Gesetzes (der Erkenntniß) übertritt? Ist nicht das reine Gesetz das Gesetz, welches sich die erkennende Vernunft selbst zur Vollziehung gibt und welches sie daher nicht vollzieht, weil sie muß, sondern weil sie soll? Steht das Wesen, welches dem Gesetz nicht mehr auf blinde, sondern auf freie oder wählende Art unterliegt, nicht eben damit über dem Gesetz? Wird es nicht eben damit ein individuelles, selbständiges und zugleich für andere Wesen sei- nesgleichen aufgeschlossenes Wesen, gegenüber dem in der allgemeinen Geselligkeit verschwimmenden, unselbständigen und unaufgeschlossenen Wesen der bloßen Erscheinungen? Diese Fragen sollen hier, weil sie dem Materialismus gegenüber von geringerer Bedeutung sind, nicht weiter verfolgt werden. Sie sollen nur erwähnt sein, um anzudeuten, wie entschieden Schellwien innerhalb des Standpunktes, welcher die Realität des Stoffs leugnet, auf das eine Extrem desselben verfällt (auf den Universalismus) mit völliger Verneinung des andern (nämlich des Individualismus).

Vielmehr möge ein anderer Punkt herausgehoben werden, welcher dem Verständniß der Materialisten selbst näher liegt und in welchem die Ansichte der Stofflehrer, mindestens bis auf eine gewisse Strecke weit, gegen die hier geführten Angriffe geschützt werden kann. Es wird behauptet, daß keiner der Stoffe, welche miteinander in eine chemische Verbindung treten, darin bewahrt bleibe und daß folglich das sich in den Erscheinungen Erhaltende niemals der Stoff, sondern immer allein das Gesetz sei. Wasserstoff und Sauerstoff gehen im Wasser zu Grunde, existiren nun nicht mehr. Und ebenso geht das in sie zerlegte Wasser in ihnen zu Grunde und wird nicht mehr gefunden. Und so wird immerfort nur statt des einen etwas anderes gefunden, nach bestimmtem Gesetz. Aber weder ist das eine im andern, noch das andere im einen, sondern das eine und das viele sind vorübergehende Phänomene innerhalb des sich niemals gleichbleibenden, immer aber bestimmten Gesetzen gehorchenden Flusses der Dinge, welcher jene Bestimmungen als verschwindende Ansichten an seiner Oberfläche vorüberführt. Gegen die rohe Ansicht von einer ruhenden Materie ist dies eine gute Bemerkung. Sie dient dazu, das geträumte Festland eines sichern und geborgenen Daseins aus solchen Dingen an sich in den Meeresfluten eines unheimlichen Erfahrungsdrehsfelds untergehen zu lassen.

Aber sie unterläßt es, und die hervorragenden Inseln und Korallenbänke zu zeichnen, welche von dem unter Wasser stehenden Grunde eine wenn auch nur muthmaßliche Kunde geben, sie vergißt die vereinzelt stehenden Landzungen und Dämme zu betreten, auf denen man hin und wieder bis auf eine gewisse Strecke weit trockenen Fußes die Fluten durchschreiten kann. So J. V. ist das specifische Gewicht eines chemischen Stoffs ein schlechterdings nicht in den dialektischen Strom des Werdens mit eintretender, sich vielmehr diesem Strom, welcher mit den übrigen Eigenschaften spielt, hartnäckig widerstehender Damm. Wir mögen ihn zu erschüttern suchen soviel wir wollen, er sinkt nicht mit unter, er erhält sich fortwährend. Sein Vorhandensein beweist zwar noch durchaus nicht, daß darum, weil sich eine gewisse Eigenschaft dem dialektischen Strome des Werdens widersetzt, mit dieser Eigenschaft sich nun auch schon zugleich gewisse Klumpen oder Atome ihm widersetzen müßten. Denn ein specifisches Gewicht ist etwas ganz anderes als ein Klumpen. Aber sie beweist, daß das Untertauchen der Erscheinungen in den allgemeinen Strudel von Verwandlungen und Veränderungen seine genau abgesteckten Grenzen hat. Und sie gibt dem Dialektiker eine Warnung, welche er nicht vernachlässigen darf. Dann wenn es auch im allgemeinen der Strom und nicht das Atom ist, was dem Philosophen als solchem einleuchtet, so wird doch auch der Strom ihn unrettbar irre führen, wenn er nicht genau auf die Punkte achtet, welche dem Strome widerstehen und dadurch ebenso sehr ein über den Strom erhobenes Dasein bekunden, als die sich immer gleichbleibenden Gesetze haben, denen der Strom gehorcht. Achtet er hingegen genau auf diese Punkte, legt er eine Klassenordnung an zwischen den verschiedenen Qualitäten und Eigenschaften, je nachdem sie dem Strome auf längere Zeit oder auf immer, ganz oder zum Theil, allein für sich oder in Verbindung mit andern Qualitäten Widerstand leisten, so scheiden sich ihm gewisse Urphänomene als Grundkräfte, welche im Wechsel des Erscheinens ihr Dasein vertheidigen und die Dialektik des Werdens besetzen und vernichten, von ihren Nebenphänomenen ab, welche durch ihr Ergriffensein von der Dialektik zu bloßen Eigenschaften oder zufälligen Erscheinungen an den Grundkräften oder ihrem gegenseitigen Zusammenspielen herabsinken. Erst sobald dieses geschieht, zeigt sich uns die Lehre von der Ewigkeit der Stofftheilchen oder Atome in ihrem wirklichen Werthe, nämlich als eine Lehre, welche darin irrt, daß sie mit den Eigenschaften, die uns die Natur im Wechsel als bestehend zeigt, auch sogleich eine Anzahl anderer Eigenschaften fortbestehen läßt, von denen die Erfahrung dieses Bestehen verneint. Nicht bloß Gesetze, sondern auch Grundkräfte überdauern den Wechsel der Erscheinungen, nicht aber Stofftheilchen. Letztere sind bestimmt, sich wieder aufzulösen in die Grundkräfte, aus deren Spannungen sie hervorgingen. Sind aber die gasförmigen Klumpen nicht ewig, sondern vergänglich, dann ist fortan nur noch derjenige Materialismus möglich, welcher spricht: Im Anfang war die That! Dieses eben und nichts anderes ist es, was der Idealismus will.

Die Abhandlung von Braniß „Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung“ nimmt sich diesen Punkt ebenfalls zum Augenmerk, aber von einer andern Seite her. Sie nimmt sich zum Gegner den geistvollen Verteidiger der Atomentheorie, nämlich Fechner. Sie sucht zu zeigen, daß es einem geistvollen Manne wie Fechner nur dadurch möglich wurde, ein in den letzten Zügen liegendes Vorurtheil aus der mechanischen Physik zu verteidigen und zu stützen, daß er ihm fast der gewöhnlichen Auffassung ganz andere Begriffe von feinerer und gebildeterer Art unterschoob, mit denen weit eher die Gegner des Atomismus als seine bisherigen Freunde sich werden vertragen können. Denn Fechner erklärt die Atome nicht für einfache, sondern für zusammengesetzte Wesen, zusammengesetzt nämlich aus dynamischen Kraftpunkten von einfacher Art, so daß hier der einfache Kraftpunkt zum Grundbegriff erhoben, der zusammengesetzte Massentheil hingegen zum abgeleiteten Begriff herabgesetzt wird. Braniß erkennt es daher auch an, daß das physikalische Denken bei Fechner ganz auf jenem unsichrigen und kritischen Standpunkte steht, welchen die Philosophie will, und findet nur das an ihm zu tadeln, daß er, anstatt offen und entschieden mit dem veralteten Vorurtheil zu brechen, noch immer neuen Wein in alte Schläuche füllen möchte, noch immer das, was im Grunde der Sache nichts ist als eine rein dynamische Naturansicht, unter der nur zur Hälfte passenden Aufschrift einer neuen Atomistik desto leichter an den Mann bringen möchte.

Daß Fechner mit seiner neuen Art von Atomen nicht dasselbe will, was der größte Theil der Physiker sich unter Atomen denkt und was namentlich die materialistisch Gesinnten derselben unter diesem Namen festhalten, daß er vielmehr im Grunde die aufgellärten und durchdachten Begriffe einer philosophischen Dynamik unter einem geschickten Deckmantel in die Physik einführt, darin hat Braniß vollkommen recht. Denn so wenig die zwei Personen eines Ehepaares schon dadurch zu einer einzigen Person zusammenschmelzen, daß sie Katholiken sind und folglich niemals zu einer Ehescheidung schreiten können, ebenso wenig schmelzen die unausgedehnten Kraftpunkte, aus denen das Fechner'sche Atom zusammengesetzt ist, schon dadurch in ein einziges Wesen zusammen, daß ihnen unter allen Umständen die Scheidung verwehrt ist. Vielmehr geben viele unter ihnen durch ihre starke gegenseitige Repulsionskraft zu erkennen, daß es nur ein äußerlicher Zwang und nicht eine innere Wesenseinheit ist, welcher sie aneinander fetter. Und so erscheint Fechner den philosophischen Dynamikern gegenüber in einem gewissen Unerbitt, wenn er nicht in Hinsicht darauf, daß beiderseitig nur ganz auf einen und denselben Punkt losgesteuert wird, sich die Sprache der philosophischen Dynamik aneignen und in Gemeinschaft mit den Philosophen aller Atomistik entsetzten entgegenzutreten will.

Zu einem andern Urtheil gelangt man, wenn man die Frage aufwirft: Welcher Weg verheißt dem dynamischen Standpunkte in der Physik ein rascheres und wirksameres Umsichgreifen? Der Braniß'sche, welcher sich vom

Alten einfach losreißt? Oder der Fechner'sche, welcher mit möglichster Schonung alles Baumaterial in den Augen zweckmäßigerer Constructionen zu verwenden sucht? Dem Philosophen liegt der Gedanke einer völligen Revolution in der Physik darum so nahe, weil er die schwere Last der Ausführung nicht mit auf seine eigenen Schultern gewälzt fühlt, und selbst dann, wenn er es versuchte, sie darauf zu wälzen, die Sache immer zu nichts weiter als einem Streite der Facultäten führen könnte. Dem Physiker muß umgekehrt alles daran liegen, in dem großen Gewerke, das sich amicably aus lauter einmüthig conspirirenden minutiösen Bemühungen zusammensetzt, so wenig als möglich eine unnöthige Störung eintreten zu lassen. Er wird daher überall lieber durch Widerseer siegen als durch Polemik, überall den Gegner lieber zum freiwilligen Mitarbeiten als zur Unterwerfung zwingen. Und so kann sich diesmal auch Fechner den Revolutionsplänen von Braniß gegenüber nicht wohl anders, denn als ein zahmer Reformator betragen, obgleich er vielleicht zuletzt doch ebenso kühne Entwürfe als jener im Sinne wälzt. Andererseits befindet sich auch den Naturforschern gegenüber Fechner im völligen Recht, wenn er nicht um eines vom veralteten Sprachgebrauche der Atome abweichenden bessern Begriffs derselben willen sich aus dem behaglichen Verbände der auf atomistischer Grundlage innerhalb bestimmter engezogener Grenzen solid und stetig fortbauenden Naturwissenschaft gewaltsam loszureißen will. Und zwar ist dieses Recht Fechner's den Naturforschern gegenüber ein historisch begründbares. Er geht nämlich aus den confusen und gedankenlosen Abartungen, welche der Atombegriff im Verlaufe der Geschichte der Wissenschaft erfahren, wieder auf seine Anfänge zurück und zielt auf eine Wiederherstellung der historischen Grundidee dieser Lehre. Der Gründer der Atomistik ist Pythagoras, ein Mann erhabenen Andenkens, welcher, wie er den musikalischen Tönen zuerst ihr Maß bestimmte, so auch zuerst der Physik die Aufgabe stellte, nicht auf dem Wege des dialektischen Raisonnements, sondern der Maße und Gewichte, der Zahlen und Figuren ihr Werk zu treiben. In seinen Begriffen hatte der feste Körper kubische Atome, der feurige tetraëdrische, der luftförmige octaëdrische, der flüssige ikosaëdrische, aber diese Atome waren ihm nicht die letzten Elemente des Seins. Der den Modernen so geläufige Gedanke, daß die Thätigkeit, welche Tetraëder, Kuben und Octaëder construirt (nämlich das Denken), die Function einer aus Tetraëdern, Kuben und Octaëdern zusammengesetzten Substanz sei (nämlich des Sehens), würde ihm vollkommen unnützig erschienen sein. Denn früher als die Atome sind ja die Zahlen oder Punkte, aus denen sie bestehen, und früher als die Zahlen ist ja die zählende Thätigkeit, welche sie hervorbringt. Ebenso urtheilt sein neuester Schüler und zeigt sich darin des alten Meisters werth. Soll man es ihm verdenken, wenn er die Atome ebenso wenig als der alte Meister selbst wissen mag, indem sie anschauliche Anhaltspunkte des Messens und Rechnens geben, ohne in der Naturansicht, welche dabei dennoch eine von Grund aus dynamische bleibt, irgendeine Störung oder Trübung zu

veranlassen? Ist es nicht vielmehr eine wahre Lust, von physikalischer Seite her einen Weg eröffnet zu sehen, auf welchem die im Laufe der Zeiten dunkel und trübe gewordenen Atome sich aufs neue auflichten zu ihrer ursprünglichen dynamischen Klarheit, worin sie Producte aus göttlichen Schöpfertrieben, Figuren aus der Phantasie des Urgeistes, Bestandtheile einer durch das Dunkel der wandelbaren Umwelt hindurchleuchtenden und für sich selbst ewig unverlorenen Umwelt bedeuteten?

Von dieser Seite angesehen scheint uns die von Braniß gegen Fechner geführte Polemik daher zu weit zu gehen. Der Philosoph darf dem Physiker nicht zumuthen, seine Grundbegriffe auf das Maß des streng und apodiktisch Erweisbaren herabzuspannen. Er muß ihm vielmehr gestatten, auch gewisse unerweisbare, ja sogar erweislich falsche Hypothesen zu Hülfe zu nehmen, vorausgesetzt daß dieselben unschädlich und zur Vollziehung des mathematischen Calculs unentbehrlich sind. Ebenso wenig als der Mathematiker dieses vermeiden kann, kann es auch der Physiker. Hätte sich der Mathematiker nicht die Hypothese erlaubt, den Kreis für ein Vieleck von einer gewissen Art anzusehen, so würden wir das Verhältniß des Diameters zur Peripherie heute noch nicht wissen. Und doch entbehrt diese Hypothese ebenso sehr der Gewißheit, als die Hypothese der Atome. Sie ist sogar noch viel unrichtiger. Denn im Begriff eines edigen Kreises liegt ein viel stärkerer Widerspruch als im Begriff eines Atoms. Die Gefahr der Sache liegt nur darin, daß, während der Mathematiker zwar seinen Kreis als Vieleck behandelt, ohne jedoch an die Ecktigkeit desselben im Ernst zu glauben, der mit Atomen rechnende Physiker in der Regel der Illusion unterliegt, daß, weil das Rechnen mit ihnen so gut geht, daraus auf ihre Wirklichkeit geschlossen werden dürfe. Dieser Schluß ist falsch. Aber daraus, daß er falsch ist, folgt dennoch hinwiderum nicht, daß die Physik sich der notwendigen Fiktion der Atome zu entziehen habe, ohne welche sie ihren Calcul nicht begründen kann. Denn es gehört eben mit zum Charakter dieser Wissenschaft, in ihren Grundbegriffen gewisse Fiktionen nicht entbehren zu können. Die Ursache hiervon ist, weil der ganze Gegenstand, mit welchem sie sich beschäftigt, der bloßen Sinnlichkeit als der Sphäre des äußern Erscheinens angehört, deren Existenz nirgends eine reine und lautere, sondern an allen Punkten eine mit unwillkürlichen Fiktionen und Phantasmen durchwachte ist, in deren Zusammenhänge nur dadurch einzudringen ist, daß man gewisse ihnen entsprechende willkürliche Fiktionen und Phantasmen zu Hülfe nimmt.

Schriften, welche den Grundbegriffen des Materialismus so tief an die Wurzel gehen, wie die von Braniß und Schellwien, verdienen unsern Dank. Durch sie kommt es immer deutlicher an den Tag, daß die hauptsächlichsten Ursachen, aus denen der Materialismus die Folge ist, nicht in dem bösen Willen seiner Vertreter, sondern in dem Mangel an Aufklärung in den Grundbegriffen der empirischen Naturwissenschaft beruhen, an welche jene Männer einen viel zu gutmüthigen und starken Glauben mitbrachten, durch welchen sie, wie der Wanderer durch

Irrlichter, in Sümpfe gelockt worden sind. Man sieht es immer deutlicher ein, daß nicht die Irrenden zu bekämpfen, sondern die Irrlichter zu vertilgen, die Sümpfe auszutrocknen sind.

Daß in der Naturwissenschaft des heutigen Tages nicht alles mit rechten Dingen zugehe, daß hier etwas faul sein müsse im Stgare Dänemark, hat auch Franz mit gesundem Organ herausgewittert. Aber da ihm auch aller und jeder Begriff von dem fehlt, was die Naturwissenschaft des heutigen Tages denkt und will, so schlägt seine Indignation leider die allerverkehrteste Richtung ein von allen, die sie nur erdenklichweise hätte nehmen können, sodaß jeder Hieb, welchen er versucht, zu nichts führt, als einer empfindlichen Selbstverwundung. Dies würde ihm nicht begegnet sein, wäre sein Herz bei Verfassung der Schrift nicht von so boshafter Galle aufgeschwollen gewesen. Der Faden seiner bisher gewöhnlich schon schwer geprüften Geduld riß bei einer Abhandlung Schleiden's in „Westermann's Illustrirten Monatsheften“, und so bekommt denn dieser Naturforscher die Ladung eines theologischen Zorns, welcher zwar der ganzen Naturwissenschaft in Vausch und Bogen gilt, sich jedoch mit einer offensbaren Vorliebe gegen denjenigen unter ihren Vertretern wendet, welcher innerhalb seines wissenschaftlichen Feldes die Rechte des Glaubens, der Sittlichkeit und vor allem der Willensfreiheit im Namen der Philosophie unermüdet in Schutz nahm, gleich einem Arbeiter am Bau des Tempels von Jerusalem in der einen Hand das Schwert, in der andern die Kelle führend.*). Eben hier, wo der Dämon der Finsterniß die engelgleiche Lichtgestalt der Unschuld und Kleinheit anzog, schien er dem Verfasser (einem Geistlichen) seine grauenvollsten Blendwerke auszuspinnen, seine unsagbarsten Missethaten auszubrüten.

Das Ganze zeigt die Absicht, die Naturwissenschaft beim großen Publikum von seiten der Kirche her in einen allgemeinen Miskredit zu bringen durch eine Verdächtigung der wirklich religiös Gesinnten unter den Naturforschern als sentimentalere Heuchler und Phrasenmacher. Es ist nicht denkbar, daß eine solche leichtsinnig und unverzeihlich in die Welt hineingeschleuderte Verdächtigung irgend einen erheblichen Eindruck hervorbringe; wohl aber erregt ein Doctor der Theologie, Superintendent und Oberpfarrer, welcher mit solcher Leichtigkeit, als wäre dies bei uns Routine, andern ein Versteckensspiel mit den heiligsten Dingen zutraut, über seine eigene Ueberzeugungstreue Gedanken, welche hier nicht weiter ausgeführt werden sollen. Der Herr Superintendent kann sich nicht finden in die unüberstieglige Kluft, welche Schleiden setzt zwischen der materiellen und der geistigen Natur, und weil er selbst mit seiner eigenthümlichen Art von Religiosität sich nicht dareinsinden kann, so meint er, daß niemand, welcher an eine solche Kluft glaubt, es mit der Religion gut meinen könne. Was die von Fries festgesetzte Art der Grenzbestimmung zwischen Natur und Geist betrifft, welcher Schleiden anhängt, so hat dieselbe ohne Zweifel

*) Zusätze Rebemia 4. 17. 18.

etwas Gefünfteltes an sich und ist deshalb auch ein von fast allen übrigen philosophischen Richtungen der Gegenwart einstimmig bestrittener Punkt. Allein die Meinung, als ob eine scharfe Grenze zwischen Geist und Natur gezogen sich mit einem aufrichtigen Sinn für sittliche und religiöse Interessen nicht vertrage, enthält ein seltsames Quibproquo. Die Philosophen sind gewohnt, sonst von theologischer Seite her das Gegentheil vorgeworfen zu bekommen: nämlich daß sie die Grenze zwischen Natur und Geist zu sehr verwischen. Ehemals klagte man über zu wenig Grenze, jetzt mit einem male soll deren zu viel geworden sein? Wem will das in den Kopf? Und was den Urheber jener Grenzbestimmung, J. J. Fries, selbst betrifft, so gehörte dieser Mann in einem ausgezeichneten Grade zu jenen tief religiösen, zartfühlenden und sinnigen Naturen, welche vor allen andern dazu gemacht erscheinen, die Wissenschaft, in welcher sie arbeiten, vor jenen Verfallsgegen das religiöse und echt volkstümliche Gemeingefühl zu sichern, in welche sie durch schulmäßigen Pedantismus und falsche Konsequenzmacherei verfallen kann. In diesem Falle hat also der Herr Superintendent einen recht ansehnlichen Boß geschossen. Doch darf hierbei auch nicht verschwiegen werden, was anerkennungswerth ist an dem Manne. Es gehört dahin vorzüglich sein ritterlicher Muth, mit welchem er den Naturforschern zum Dank dafür, daß sie ins theologische Gehege gebrochen, wiederum in das ihrige bricht, und zwar mit Gewalt durch Bestreitung der Kopernikanischen Hypothese als einer unchristlichen. Das ist eine fürchterliche Rache, auf welche der Feind nicht gefaßt sein konnte. Aber auf welche Schichten unserer Volksbildung mag dieses Manöver wol berechnet sein?

So nichtbedeutend Angriffe wie die Frank's für die Wissenschaft sind, so sind sie doch nicht ohne Folgen fürs Leben. Eine solche Invektive dieser Art pflügt andere aufzumuntern. So z. B. hat ein gewisser Herr Superintendent und p. pr. Ludwig in Schöningen im „Braunschweigischen Magazin“ einen Roth- und Hülfschrei ergehen lassen in den Landen Braunschweig gegen die Naturforscher und die Naturwissenschaften als Verächter des Christenthums und Degradirer der bessern Menschheit und hierdurch eine Erwiderung hervorgerufen unter dem Titel:

4. Die brennende Frage der Zeit. Der Standpunkt der Zionswächter im Kampfe gegen die Naturforscher. Von J. H. Blasius. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1858. Gr. 8. 3/4 Ngr.

Daß diese Erwiderung es unterläßt, Scheltworten mit Scheltworten zu erwidern, ist in der Ordnung; daß sie einem ohnmächtigen Gegner gegenüber nicht in Eifer geräth, ist der überlegenen Stellung der Naturwissenschaft über einen zurückgebliebenen theologischen Bildungsstandpunkt angemessen; daß sie durch Verlegerung nur ermuntert wird im Eifer des Beharrens auf der mühevollen Fahrt zu der zu erlösenden Atlantis, welche an künftigen Geschlechtern die Arbeiten der kühnen Seefahrer von heute lohnen wird, wenn sie nun entdeckt daliegt „eine

reizende Insel San-Salvador, wild, üppig, mit großen und schönen Wäldern, mit unbekannten Blumen und Früchten, von reinen, lieblichen Lüften überhaucht und umspült von einem kristallklaren Meere“, ist gar nicht zu vermeiden. So stehen allerdings die Sachen. Und wer kein Herz hat mitzuermpfinden, in welchen ruhmvollen Anstrengungen zum Heil der Menschheit die Naturwissenschaft dieses Jahrhunderts kämpft und arbeitet und daß diese Arbeit einen wesentlichen Bestandtheil bildet seiner Religion, seiner sittlichen Größe, seiner Idealität und Tugend, der hat keinen klaren Spiegel in der Seele, die Verhältnisse des gegenwärtigen Geisteslebens der Menschheit ohne Verzerrung aufzufassen. Aber bei dem allen bleibt der eigentliche Schaden, welcher den Streit zuletzt verursacht, immerfort unberührt. Man redet von seiten der Naturforscher, als ob die materialistische Theorie die Naturwissenschaften gar nichts anginge, als ob dieselbe eine nur ganz willkürliche und gewaltsam wie an den Haaren in ihre herbeigezogene Hypothese sei. Und dies ist doch nachweislichermassen nicht so; sondern die Trennung und Geschiedenheit der heutigen Naturwissenschaft vom Materialismus beruht wesentlich auf dem Grundsatz, daß all unser Wissen Stückwerk sei, und man daher die einzelnen Stücke, die man weiß, niemals zu einem einheitbeherrschten Ganzen zusammenfügen dürfe mit rigoröser Konsequenz. Nun ist dieses auch nicht nöthig und am wenigsten in einem aus lauter Kleinigkeiten das Große zusammenbauenden Gebiet wie die Naturwissenschaften sind. Allein, was nicht nöthig ist, das ist doch auch nicht in allen Fällen zu verhindern, um so weniger, als in andern Gebieten der Wissenschaft strenge Konsequenz und durchschlagendes charakterfestes Denken immer als Haupttugenden gegolten haben.

Nun ist aber offenbar auf dem Felde der heutigen Naturforschung der rigorose Denker gleich verloren. Denn richtet sich das Denken nach strengem Gesetz und nicht nach Willkür, ist alles strenge Gesetz von mathematischer Art, beziehen sich alle mathematischen Gesetze auf Raumbewegungen, ist keine Raumbewegung ohne bewegte Theilchen und sind die bewegten Theilchen die Atome, so wird der Geist unabwendlich zu einer von den Atomen unabtrennbaren Eigenschaft. Obgleich man nun, wie gesagt, im Felde der Naturwissenschaft niemals so zusammenhängend zu denken braucht und niemals so zusammenhängend denken soll, so gibt es doch auch unter den Naturforschern Köpfe, welche das zusammenhängende Denken nicht lassen können und infolge davon die obigen von der heutigen Naturwissenschaft insgemein zugestandenen Sätze so zusammenketten, daß am Ende auch der Geist als eine Art von atomistischem Regel- oder Billardspiel erscheint. Und daher bleibt die Wurzel des Atomismus so lange unangestastet stehen, als das Regelspiel der Atome nicht entweder zertrümmert oder doch in den Rang eines edigen Kreises erhoben wird, mit welchem man rechnet, ohne an ihn zu glauben.

Damit indeffen dürfen jene plumphen Zionswächter in keinerlei Weise in Schutz genommen werden. Ihnen kann

man zur Beschämung nichts Besseres gegenüberstellen als die wirklich schätzens- und achtungswerthen Versuche derer, welche sich bemühen, die Wahrheiten der Religion, sei es der geoffenbarten, sei es der natürlichen, mit den ebenso sichern Thatfachen der Naturwissenschaft in Einklang zu bringen.

5. Bibel und Astronomie nebst Zugaben verwandten Inhalts. Eine Darstellung der biblischen Kosmologie und ihrer Beziehungen zu den Naturwissenschaften. Von Johann Heinrich Kurg. Werte, zum großen Theil neu ausgearbeitete Auflage. Berlin, J. A. Wohlgenuth. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. Im Zusammenhange mit den obersten Grundsätzen der Philosophie und Theologie dargestellt von Albert Stöckl. Erster Band. Würzburg, Stachel. 1858. Ver. 8. 2 Thlr.
7. Zur Charakteristik des einheitlichen Zusammenhangs im Natur- und Geistesleben. Eine Zeitstudie für Selbstforscher. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, Wienbrack. 1858. 8. 24 Ngr.
8. Kurzer Inbegriff der philosophischen Vorkenntnisse für Leben, Wissenschaft und Kunst, enthaltend die Grundzüge der Anthropologie, Psychologie, Logik u. s. w., zum Schul- und Selbstunterricht, von K. H. W. Münnich. Dresden, Adler und Diege. 1857. 8. 15 Ngr.
9. Fortkrath Rubin an Madame Hellbrecht oder die Natur im Geiste. Von Karl Grafen von Baudissin. Leipzig, D. Wigand. 1857. 16. 1 Thlr.

Herr Dr. J. H. Kurg von Dorpat steht ebenfalls wie Herr Dr. A. Franz von Sangerhausen auf dem Standpunkte eines strengen Bibelglaubens: dieses aber in einer völlig andern und zwar für den letztern beschämenden Weise. Denn erstlich ist er nicht so unbefonnen, blindlings gegen die Kopernicanische Hypothese anzukommen; zweitens beßigt er so viel humane Liberalität, um die Bewohnbarkeit anderer Weltkörper im Universum außer dem Erdball als möglich zuzugeben; und drittens legt er in seinen Expositionen eine nicht zu verachtende Kenntnis astronomischer Thatfachen und Berechnungsmethoden an den Tag, welche mit der tiefen Unwissenheit Franz' in diesen Dingen einen interessanten Gegensatz bildet.

Der Plan des Buchs ist anziehend entworfen und mit gelehrter Schriftkenntnis durchgeführt. Es soll an der Hand des so genau als möglich gewahrten Buchstabens der Heiligen Schrift einerseits und der naturwissenschaftlichen Kenntnisse andererseits die Skizze eines vollständigen Weltbildes in seiner genetischen Entwicklung gezeichnet, es sollen damit die Grundzüge einer kosmischen Geschichte des Alls vor Augen gestellt werden.

Die starke Seite an der Arbeit ist der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, womit verfahren wird. Die schwache Seite ist, daß überall bloß nach synoptischer Methode verfahren wird, so nämlich, daß die Aussprüche aller Schriften sowohl Alten als Neuen Testaments mit gleichem Vertrauen herbeigezogen werden. Und zwar dieses wiederum erstlich mit der Voraussetzung, daß wirkliche Widersprüche verschiedener Autoren unter sich hier niemals vorkommen können und daher, wo sie sich finden, als bloß scheinbare sich

um jeden Preis gegenseitig auszugleichen haben. Und zweitens mit dem Bestreben, alles Schriftwort am liebsten handgreiflich und buchstäblich zu verstehen; daher eine biblische und allegorische Auslegung immer erst dann einzutreten zu lassen, wenn eine wörtliche schlechterdings nicht möglich ist.

Die Geschichte des Weltalls wird uns hier in vier großen Perioden oder Weltaltern dargestellt, welche eine zweimalige Unterbrechung oder Störung und eine zweimalige Wiederherstellung des göttlichen Plans mit seinen Creaturen in sich schließen. Die erste Unterbrechung geschah durch den Sturz der Engel und Verfinsternung ihrer Wohnsitze. Der zweite durch den Fall des Menschen in die Erbsünde. Die erste Wiederherstellung geschah durch das Sechstägewerk der Schöpfung, vermöge dessen der Allmächtige aus dem durch den Engelsturz verwüsteten Räume unser Planeten die gegenwärtige Gestalt der Erboberfläche bildete und ordnete. Die zweite Wiederherstellung geschah durch den Kreuzestod, vermöge dessen die durch Verlust des Paradieses gewirkte Krankheit der Erbsünde ihre entsprechende Arznei empfing. Demgemäß ordnet sich das Ganze in vier Zeitabschnitte oder Weltalter.

Das erste Weltalter umfaßt die Urwelt, als die Erschaffung des Weltalls und seiner ursprünglichen Bewohner, der Engel. Sodann den theilweisen Fall der letztern, durch welchen wenigstens eine von den seligen Lichtwelten des Anfangs in den Fluten des Verderbens verfunkt und zur finsternen öden Wüste, zum thohu vahohu wird.

Das zweite Weltalter umfaßt die Vornwelt, als die schöpferische Wiederherstellung der durch den Fall der Engel zerstörten Erde, nebst Erschaffung des Menschen. Dann die von letztem gegebene gottwidrige Entscheidung, welche einen neuen Riß in die Einheit des Weltalls, einen neuen Miston in den Accord der Sphären bringt.

Das dritte Weltalter umfaßt die Mitwelt, als die Erlösung des Menschen und die Erneuerung der durch des Menschen Fall gestörten Schöpfung vermittelt der Menschwerdung Gottes in Christo. Hier endlich gelangt der auf zweifache Art gestörte Weltplan Gottes zur absoluten Darstellung.

Das vierte Weltalter ist der ewige Sabbath aller gottgetreuen und zu Gott erneuten Creatur, wo sie eingegangen sein wird in die ewige Ruhe Gottes. Sie ist die zukünftige Welt und enthält eine mit der Ewigkeit eingeordnete Zeit.

Der Grund, auf welchem sich diese ganze Theorie erbaut, ist eine eigenthümliche Auslegung des Sechstägewerks der Schöpfung in der Genesis. Während die herrschende Ansicht der Gegenwart diese Tradition als die kindliche Vorstellung einer unwissenden Vorzeit von der Entstehung der Welt aufzufassen gewohnt ist, steht Kurg in ihr eine entweder von Adam oder einem seiner Nachkommen in prophetischer Conception empfangenes historisches Document. Der Concipient hat (S. 77), in prophetischer Erläuterung zur Theilnahme an göttlicher Autopsie erhoben, mit dem Geistesauge geschaut was vorging, ehe noch ein menschliches Auge vorhanden war. Es sind lauter

prophetisch-historische Tableaux, die sich vor seinem geistigen Auge entfalten, Schemen der schöpferischen Thätigkeit Gottes, deren jede ein Hauptmoment des großen Dramas darstellen. Die Schöpfungstage aber haben ganz dieselbe Begrenzung, die noch jetzt ein chronologischer Tag hat. Die Tradition setzt also die astronomischen Verhältnisse unseres Planetensystems als bereits vorhanden voraus. Sie bezieht sich bloß auf die letzte Zurichtung der Erdoberfläche für die Wohnung des Menschen, welche, wie wir zuverlässig aus ihr erfahren, nicht mehr und nicht weniger als genau sechs Erdentage in Anspruch genommen hat. Die ungeheuern Zeiträume der Entwicklung und Zerstörung, welche den Forschungen der Geologie zufolge der gegenwärtigen Erdgestalt vorangingen, fallen entweder vor oder in das thohu vabohu, mit welchem die Erzählung beginnt. Die Astronomie lehrt uns, daß der Fixsternhimmel mit allen seinen Sonnen schon seit Hunderttausenden oder Millionen von Jahren bestand. Dagegen erfahren wir aus der heiligen Tradition mit eben derselben Sicherheit, daß erst im vierten Tagewerk jener letzten Zurichtung der Erdoberfläche Sonne, Mond und Sterne am irdischen Horizonte hervortraten und dadurch anfangen, die Tage und Nächte der Erde zu reguliren und zu beherrschen. Denn zur Kraft der Lichterregung, welche die Sterne wol seit ihrem ersten Bestehen gehabt haben müssen, mußte erst noch die Lichtempfanglichkeit von Seiten der Erde hinzukommen, damit ihr Lichtagens auf die Erde einwirken konnte. Und daß diese Lichtempfanglichkeit nicht vor dem vierten Tage eingetreten ist, erfahren wir durch den prophetischen Concipienten. Hiermit erledigt sich dann auch der schwierige Punkt, in welchem so viele einen Ausstoß gefunden haben, nämlich die Erschaffung des Lichts vor der Sonne am ersten Tage. Denn natürlicherweise konnte das am ersten Tage geschaffene Licht kein Sonnenlicht sein, weil am ersten Tage jene Lichtempfanglichkeit von Seiten der Erde noch nicht hervorgebracht war und daher an diesem Tage die Strahlen der Sonne, mochten dieselben für sich auch noch so heftig brennen, auf die Erde noch keinen Lichtindruck hervorbringen konnten. Wir haben daher das am ersten Tage erschaffene Licht für eine aus dem Vermögen eigener Lichterzeugung unseres Planeten hervorgegangene und also vielleicht dem Nordlichte verwandte Erscheinung zu halten. Oder wir können auch annehmen, daß die lichtregenden Kräfte, welche vom vierten Tage ab an die Sonne gebunden wurden, zuerst, nämlich drei Tage vorher, in den planetarischen Weltkörpern selbst ihren Sitz nahmen, und erst dann, als am vierten Tage die Körper unseres Weltsystems in ihrer individuellen Entwicklung weiter fortgeschritten waren, die polartische Entgegensetzung zwischen Sonne und Planet eintrat, nach welcher die Sonne, vielleicht schon wegen des Uebergewichts ihrer Masse und Schwere, die lichtzeugenden Kräfte an sich riß und verschlang. Dann würde die Erschaffung der Sonne am vierten Tage die Bildung der Photosphäre des Sonnenkörpers bezeichnen, vermöge einer Concentration des früher geschaffenen und bis dahin diffusorisch wirkenden Lichtagens um den planetarischen Kern dieses Fixsterns.

Wie dem auch sei, jedenfalls hat das Sechstagerwerk es nicht mit der Erschaffung der Erde, geschweige denn mit der Erschaffung des Weltalls zu thun. Es findet Himmel und Erde schon vor; sie sind schon geschaffen und individualisirt. Aber der Erde fehlt es noch an Licht und Leben. Sie ist thohu vabohu. Das Sechstagerwerk gibt ihr beides, im stetigen Fortschritt von der niedern zur höhern Stufe. Es gibt ihr ihre gegenwärtige Gestalt, ihre gegenwärtigen Naturkräfte, ihre gegenwärtigen Bewohner und ihre gegenwärtigen Beziehungen zu den übrigen Weltkörpern. Aber auch die urweltliche Thierwelt, welche wir als eine von den Blöðgebirgen eingeschlossene durch die Geologie kennen lernen, kann, weil sie Mord und Tod in sich trug, nicht im Sechstagerwerk entstanden sein. Sie gehört vielmehr, wie die Gebirge, die sie umschließen, einer früheren Geschichte an, von der die Schöpfungsbefunde und nichts offenbart. Es ist eine von der Mitwelt ganz heterogene, längst schon vor ihr untergegangene Welt. Wenn wir daher in ihr schon Raub und Mord, Krankheit und Tod finden, so kann dies nicht das mindeste dafür beweisen, daß Mord und Tod auch in der Mitwelt von Anfang an vorhanden war. Jene untergegangene Welt, die in den Blöðgebirgen begraben liegt, kann nicht als eine reine Schöpfung Gottes angesehen werden. Wie Mord und Tod durch die Sünde und Empörung gegen Gott in die Mitwelt gekommen sind, so muß auch, scheint es, dort schon ein widergöttliches Element wirksam gewesen sein. Ueber dieses widergöttliche Element bekommen wir ein Licht in dem Berichte vom Genuß der verbotenen Frucht im Paradiese. Hier tritt uns jenes Element in einer dreifachen Einförderung, einer persönlichen, animalischen und vegetabilischen entgegen, als Satan, Schlange und Baum der Erkenntniß von gut und böse. Hier leuchtet der volle Zusammenhang ein. Baum und Schlange waren die letzten Reliquien des Satanischen auf der erneuerten Erde. Durch Gottes schöpferisches Walten war die Macht des thohu vabohu bereits gebrochen. Die letzten Ausläufer desselben, Baum und Schlange, sollte der Mensch selbst überwinden und bannen. Es waren die letzten, die einzigen Anhaltspunkte Satans auf der neuen Erde, das einzige auf ihr, was er noch sein nennen konnte.

Und so treibt uns denn das buchstäbliche Verständniß des Sechstagerwerks folgerichtig zum Schluß, daß Tausende von Jahren vor Erschaffung des Lichts und vor der sechstägigen Ausbildung der heutigen Geographie bereits durch Satans Empörung Tod und Verderben als kosmische Voten in die urweltliche Erde hineinkam und die Erde zum thohu vabohu, zum Wohnplatze widergöttlicher und dem Untergange geweihter Geschöpfe wurde. Durch die Restitution im Sechstagerwerk hat Gott neue kosmische Votenzen des Lebens in die verstörte Erde hineingesenkt. Aber durch den Sündenfall gerieth der Mensch in die Macht seines Verführers und dieser wurde nun aufs neue zum Fürsten, ja zum Gott dieser Welt, bis durch das Zwischeneintreten des göttlichen Heilsplans der Erlösung dem Satan und seinen Engeln die Erde als der Schauplatz der

Heilsgeschichte stetig gemacht wurde. So bleibt denn für die Geister der Boshheit, welche aus dem Himmel als der Wohnstätte der Seligkeit und Herrlichkeit verstoßen wurden, fast nur allein noch die Stellung zwischen Himmel und Erde, im Lusthimmel, übrig, als Beherrscher der Macht der Luft (nach Ezech. 2, 2). Und es ist ihnen kaum zu verdenken, wenn sie von hier aus immer neue Angriffe zur Zurückgewinnung ihres verlorenen Besitzes, obzwar vergeblich, zu machen wagen. Denn die Erde war ihre ursprüngliche Wohnung; sie haben alte Ansprüche an sie wegen des thohu vabohu, aus dem sie gebildet ist. Sie haben auch neue Ansprüche an sie gewonnen durch die Sünde und das Verderben in der Menschenwelt.

Auf einen liberalern und minder buchstäblichen Standpunkte in Betreff des Schöpfungstages sehen wir uns aufmerksam gemacht in der „Speculativen Lehre vom Menschen und ihre Geschichte“ von A. Stöckl. Dieser gibt von seinem theologischen Bekenntnisse aus die Möglichkeit zu, das Schöpfungstageswerk auf allegorische Weise so zu verstehen, daß darin nur von einem System der Ideenwelt im göttlichen Verstande die Rede sei und daher unter den dortigen Geschöpfen unmöglich die Anordnung und Reihenfolge gefunden werden könne, wie wir sie unter den Gegenständen der wirklichen Welt antreffen. Obgleich er sich selbst diese Idee nicht völlig aneignen zu wollen scheint, so spricht er doch von ihr bei Gelegenheit der Abhandlung der rein philosophischen Lehrlänge der idealistischen Anthropologie und ihrer möglichen Verschmelzung mit dem christlichen Lehrinhalte in folgenden Worten (S. 106):

Wenn daher das Christenthum von einem höhern, über natürlichen Lebenszustande des ersten Menschen spricht, so kann hier jener erste Mensch kein anderer sein als der ideale Mensch, jener geistige engelgleiche Mensch, der unmittelbar aus Gott emaniert ist, und das Paradies, in welchem nach der Lehre des Christenthums der erste Mensch sich befand, kann nur diesen übernatürlichen geistigen Zustand des Menschen selbst bedeuten. Hieraus geht dann von selbst hervor, daß auch der Sündenfall des ersten Menschen, wie er in der Heiligen Schrift erzählt ist, mit dem überzeitlichen Abfall des idealen Menschen von Gott zusammenfallen müsse. Der Widerspruch, in welchem die Erzählung der Heiligen Schrift mit dieser Annahme steht, kann durch Allegorisierung dieser Erzählung beseitigt werden u. s. w.

Dieser ideale Mensch, als lebendige und substantielle Idee in der Gottheit, würde so zu denken sein, daß er zwar eine leibliche Natur schon ebenfalls in sich schloße, aber nur von einer höhern, idealen oder rein formellen Art, nicht jene niedere thierische, die wir gegenwärtig an ihm wahrnehmen und die auch am empirischen Menschen nichts als die äußere und abstreifbare Hülle des ersten ist. Der Verfasser weist im historischen Theile seines Werks mit besonderem Nachdruck auf den Alexandriner Philo hin, bei welchem wir diesen Gedanken bereits aufs entschiedenste ausgebildet finden. Nach der Philonischen Auslegung sind die sechs Tage, innerhalb welchen den heiligen Schriften zufolge die Welt vollendet wurde, nicht als wirkliche Zeitabschnitte zu denken, sondern sie drücken nur die Ordnung aus, in welcher die Dinge vermöge ihrer Idee aufeinander folgen, und diese Ordnung ist geregelt durch die Sechszahl, weil diese die vollkommenste ist. Das Schö-

pfungstageswerk bezieht sich somit bloß auf die ideale Schöpfung der Dinge im Logos. So spricht Philo auch fortwährend von zwei Menschen, dem idealen und dem irdischen. Der ideale Mensch ist der wahre vollkommene Mensch, wie er ursprünglich von Gott in der Idee gedacht worden ist. Er ist das vollkommene Abbild Gottes und zugleich das Musterbild des irdischen Menschen. Er ist derjenige Mensch, von dem es im ersten Kapitel der Genesis heißt, daß ihn Gott nach seinem Bilde geschaffen habe, während dagegen unter dem irdischen Menschen derjenige zu verstehen ist, welcher im zweiten Kapitel der Genesis auftritt, und von welchem es daselbst heißt, daß ihn Gott aus Erdothum gebildet und die Seele ihm eingehaucht habe. Der ideale Mensch befindet sich im Logos als in der Einheit der Ideen in Gott. Und auf der andern Seite wird der Logos selbst von Philo als der ideale Mensch oder der Ur-mensch bezeichnet und damit angedeutet, daß der Mensch als die höchste und letzte Stufe der Ideenentwicklung in Gott zugleich alle übrigen Ideen in sich als in einem Mikrokosmos eingeschlossen oder eingewickelt enthalte.

Sobald wir uns nach Philonianischer Methode eine allegorische Auffassung des Schöpfungstages erlauben, treten der hebräischen Tradition mehr oder weniger ähnliche und daher zur Vergleichung mit ihr auffordernde Traditionen aus dem indischen, tibetanischen, persischen, griechischen und nordischen Alterthum zur Seite, welche, obwohl in einzelnen Zügen voneinander abweichend, doch alle auf den gemeinsamen Sinn hinstreben, daß aus einem uranfänglichen seligen Leben von idealer oder himmlischer Natur in den gegenwärtigen unvollkommenen Zustand ein Sturz geschah. In der einen Sage sind es Engel, welche stürzen, in der andern paradiesische Menschen, in der dritten sind es Engel, welche durch den Sturz sich in irdische Menschen verwandeln. In der letzten Form tritt die Sage bei den Tibetanern auf, sowie auch bei Empedokles, wo sie auf ägyptischen Ursprung zurückweist. Die Sage vom Sturze der Engel und vom Falle paradiesischer Menschen (die ja auch eine Art von Engeln sind) fließen durch allmähliche Uebergänge in den Traditionen der Völker so ineinander, daß sie nur für eine abweichende Einkleidung eines und desselben mythologischen Grundgedankens angesehen werden dürfen. Dieser Grundgedanke der Völker ist von der Art, daß er bis auf den heutigen Tag noch in keinem unserer modernen speculativen Systeme sein vollkommenes Aequivalent findet. Weit näher steht ihm ohne Zweifel der antike Platonismus. Aber auch dieser bleibt hinter seinem mythologischen Urbilde, dem er nachtrachtete, noch immer darin zurück, daß er uns zumuthet, das, was die Mythologie der Völker als Realitäten von anschaulicher Natur bezeichnet, in Gestalt bloßer Ideen zu denken. In diesem Punkte hat also die Theologie wol recht, wenn sie behauptet, daß zwischen der bloßen Platonischen Idee eines Geistersturzes und dem realen Glauben der alten Völker an einen solchen noch immer ein Unterschied zu setzen sei. Nur begibt sie sich von diesem festen Boden aus, welcher unangreifbar ist, auf ein sehr schlüpfriges Terrain, sobald sie es unternimmt, im Sturze Lucifer's und im Falle

Adam's zwei historische Thatfachen von unterschiedener Art einander entgegenzusetzen, anstatt natur- und sachgemäß in beiden nur zwei verschiedene Einklebungen einer und derselben mythologischen Grundanschauung zu erkennen.

Uebrigens trägt das Werk von Stöckl eine entschieden spezifisch-katholische Färbung. Es wird darin beklagt, daß es noch keine nach den Quellen bearbeitete katholische Geschichte der Philosophie gebe, und daß die Katholiken genöthigt seien, in dieser Beziehung fortwährend aus protestantischen Quellen zu trinken. Es entgeht dem Verfasser hierbei, daß eine vom katholischen Standpunkte verfaßte Geschichte der Philosophie keine solche mehr sein, sondern ins Gebiet der Apologetik des Katholicismus vom philosophisch-historischen Gesichtspunkte fallen würde. Diesen gefühlten Mangel sucht indessen der Verfasser im zweiten, nämlich im historischen Theile seines Werks in Betreff der speculativen Anthropologie nach Kräften zu ersetzen und dieses mit großem Fleiß und guter Sachkenntnis in einer Geschichte der speculativen Lehre vom Menschen, welche von Pythagoras bis Philo reicht und weiter fortgeführt werden soll. Voran geht im ersten Theil eine Darstellung der speculativen Lehre vom Menschen nach ihren drei möglichen Gestaltungen, nämlich als idealistische, als empirisch-realistische und als christlich-speculative Lehre. Die dritte Lehre verhält sich zu den beiden ersten einerseits als eine dieselben versöhnende Mitte, andererseits als eine dieselben überragende Höhe. Wenn nämlich der Idealismus diese gegenwärtige Welt ausschließlich nur als einen finsternen Strafort anerkennt, der bloß dem Abfall der Geister von Gott seine Entstehung verdankt und daher Lust, Leben und Freude einzig und allein in einer jenseitigen Welt walten läßt, und wenn umgekehrt der empiristische Materialismus die jenseitige Welt gänzlich leugnet und den Menschen bloß auf den Genuß dieser empirischen Welt verweist, so vermeidet die christlich-speculative Lehre mit Sicherheit beide Extreme, indem sie als objectiver Erkenntnisquelle weder die Idee, noch auch die Erfahrung, sondern die Religion, und zwar auf dem Wege des Autoritätsglaubens, erkennt. Indessen wird dabei in Rücksicht auf die vorchristlichen Philosophen, denen die letztere Wahrheitsquelle noch unzugänglich war, ausdrücklich bemerkt, es sei kein Unglück für die antike Zeit gewesen, daß es in ihr eine Philosophie gab. Auch diese kleine Concession, so geringfügig sie immerhin erscheinen möge, nehmen wir im Namen der Philosophie dankbar in Empfang.

Eine andere Art, sich über die Extreme eines jenseitshungrigen Idealismus und eines diesseitsüberfütterten Materialismus in die richtige Mittelstraße emporzuschwingen, begegnet uns in der „Zeitstudie“ eines Anonymus, welche dienen soll „zur Charakteristik des einheitlichen Zusammenhangs im Natur- und Geistesleben“. Auch hier sind die beiden Extreme ebenso sehr gelassen, als im vorzigen Fall. Aber die Mitte, zu der wir geführt werden, ist nicht der Autoritätsglaube, sondern das Christenthum

als eine Darstellung der Idee der Tugend als guter Gesinnung verbunden mit Stärke der Ausführung in einem praktisch-humanistischen Leben. Und allerdings sollte man wol glauben, daß die Tugend und nicht der Autoritätsglaube die eigentliche Magnetrabel sein müsse, welche den richtigen Weg durch Scylla und Charybdis hindurch zur Wahrheit und zum Leben weise, zufolge der alten Sentenz, daß in der Vermeidung des Bösen das eigentliche Grundprincip aller Weisheit enthalten liege. Denn wenn es gelänge, die Tugend unter den Menschen zum Gemeingut zu machen und so in ihre höchste Ausübung zu setzen, mehr noch: wenn dieses vorzüglich mit durch die Beihülfe des kirchlichen Autoritätsglaubens gelänge, welcher hierbei auch keinesfalls würde entbehrt werden können, so würde doch immer die Tugend in ihrer Ausübung hierbei als der alleinige Zweck, der kirchliche Autoritätsglaube aber sammt allen übrigen Erleichterungsmaßregeln als bloßes Mittel zum Zweck erscheinen. Man erklärt dadurch noch lange nicht eine Sache für entbehrlich, daß man sie für ein bloßes Mittel erklärt. Was ist unentbehrlicher als Brot? Und doch ist das Brot ein bloßes Mittel des Lebens, das im Gebiete seiner Zwecke schlechterdings keinen Platz findet. Wie mit dem Brote, ist es mit der kirchlichen Autorität. Unentbehrlich wie das Brot, ist sie auch gleich ihm ein bloßes Mittel. Zweck an sich selbst ist nur die Tugend und schlechterdings nichts außer der Tugend. Zwar ist es viel leichter und bequemer, und daher den niedern Kräften unserer Natur viel angemessener, sich einer kirchlichen Autorität als einer strengen Tugendübung zu unterwerfen. Dieser Umstand aber darf das Urtheil der reinen Vernunft nicht modificiren.

Doch zurück zu unserm Anonymus. Er konstruirt tabellarisch in lauter Triangeln nach Art des Paracelsus und seiner Schüler. Vom praktisch-humanistischen Leben, als dem Gipfel des Triangels, gleiten alle Schenkel ab, einerseits das Geistesleben im Gebet und andererseits das Naturleben in der Arbeit. Herrscht auf der Naturseite das Herz als Gefühls- und Fassungsvermögen, so herrscht auf der Geistesseite das Hirn als Denk- und Vorstellungsvermögen. Beide aber schließen sich schräg ansteigend im Gipfel zusammen zum Ethischen als zum Gewissen oder Glaubensvermögen. Letzteres ist das Göttliche unter der Idee der Liebe, und von ihm abwärts steigen seine beiden Hülsen oder Mittel, einerseits das Herz als das Weltliche unter der Idee der Seele, andererseits das Hirn als das Geistige unter der Idee des Gedankens. Dem Geistesleben entspricht die Wahrheit, das Allgemeine und die Wissenschaft. Dem Naturleben entspricht die Schönheit, das Besondere und der sinnliche Reiz. Und im Gipfel der Pyramide thront die Tugend als Nächstenliebe, als die Aufnahme des Allgemeinen ins Besondere. In allen diesen Einteilungen ist der Entwurf einleuchtend und gut, aber der Stil und die Ausführung leiden überall an einer gewissen Ungelenktheit und Trockenheit. Anonymus scheint ein Mann von treuer Auffassungsgabe aber wenig Phantasie zu sein.

Ein desto regerer Schwung des Geistes herrscht in dem „Kurzen Inbegriff der philosophischen Vorkenntnisse“ von Münnich. Davon zeugt schon der Umstand, daß hier auf 192 Seiten nichts Geringeres gegeben wird, als die vollständigen Grundzüge der Anthropologie, Psychologie, Logik und Metaphysik, der Pädagogik, Moral, Dialektik und Aesthetik. Und überall, wo sich irgendein abschließender Gedanke einstellt, erscheint die Muse und wir hören ein vollstimmiges Saitengeräusch, wo wir beim Anonymus nichts gewahren als das seine monotone Geklingel seiner Triangel. Doch sind beide Instrumente in denselben reinen und correcten Accord gestimmt, worüber man nur Freude empfinden kann, in den Accord des Wahren, Schönen und Guten; des Wahren als der Idee des menschlichen Bewußtseins, des Schönen als der Idee der Weltarchitektur, des Guten als der Idee der göttlichen Liebe. Und gern stimmt man daher hier mit in den begeisterten Ruf der Muse ein:

Der Mensch nur darf über die Sterne klimmen
Auf Geisterfüßen zum höchsten Ziel;
Er darf zum heiligen Dreiklang stimmen:
Gott, Welt und Mensch! sein Saitenspiel.

Je mehr es bei der heutigen freien und ungehinderten Circulation aller Ideen zu Tage kommt, wie sich häufig gebildete Geister quälen und martern mit einer Anknüpfung idealistischer Religionsideen an eine materialistische Denkart, welche ihnen aus bloßer Gewöhnung anfliebt, und wie schwer es ihnen häufig wird, sich auch nur annäherungsweise in den erhabenen Idealismus der immateriellen Voraussetzungen lebendig hineinzudenken, von denen die Traditionskette der abrahamitischen Religionsysteme sich gemeinsam durchherrscht zeigt, desto freudiger ist es immer zu begrüßen, wenn, auch ohne alle Beweisführung, die Höhe einer rein idealistischen Anschauung so ungetrübt ausgesprochen wird, wie z. B. in den Worten des folgenden Symbolismus:

Es herrscht sein unbeschränktes Walten
Durch die Unendlichkeit in aller Kraft des Seins.
Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten.
Nur in ihm, durch ihn ist das Weltall eins.

Auch hat es wenig Sinn, solche Derselben als längst bekannt oder abgedroschen zu scheitern. Sie erscheinen nur denen als trivial, denen die Einsicht fehlt, ihren speculativen Gehalt seiner unendlichen Schwere nach zu wägen und zu schätzen. An sich selbst bleiben sie ewig jung wie Gottes Frühling, welcher ebenfalls dadurch nicht altert, daß er im vorigen Jahre schon ebenso geblüht hat wie im heutigen. Oder auch wie die Freundschaft, welche wol verdunkelt, aber nie ganz aus dem Herzen vertilgt werden kann, zufolge dem Motto der Vorrede, in welcher der Verfasser sein Buch einer Tafelrunde von achtzehn alten afranischen Jugendfreunden, theils diesseits, theils jenseits, gewidmet hat:

Was Freundschaft thut und spricht, bleibt ewig unvergessen;
Sie altert nicht, was auch hinweg vom Leben träuft,
Schön wie Unsterblichkeit geht sie durch die Cypern,
Sie läutert jedes Herz, das ihre Blut ergreift.

Aber es wird Zeit, daß wir auch dem Forstrath

Luxin in Postkutschen ein kleines Gehör schenken, welchen und Karl Graf von Baudissin als im wissenschaftlichen Briefwechsel mit einer Freundin, der Madame Hellbroof in Baulinenthal, begriffen vorführt. Der Forstrath erscheint auf den ersten Anblick als ein ganz ordentlicher und christlicher Mann, welcher nur die unglückliche Grille hat, seine Gedanken über Gott und Unsterblichkeit in einen solchen Galtimathias von naturwissenschaftlicher Stofflehre eingewickelt mitzutheilen, daß seiner Freundin dabel allmählich angst und bange wird und sich das freundschaftliche Verhältniß zusehends dadurch abkühlt. Und sonach spränge wol als die Moral aus der Fabel hervor, daß man sich weise hüten soll, gegen Frauenzimmer die mystischen und schwärmerischen Ideen über Gott und Unsterblichkeit, an denen die eigene Brust erwarmt ist, andern verlauten zu lassen, als in einer abgeschwächten, durch die hergebrachte dogmatische Terminologie verdünnten und dadurch erträglicher gemachten Form. Widrigensfalls läuft man Gefahr, entweder für einen verrückten Schwärmer oder für einen zügellosen Freigeist gehalten zu werden. Das letztere bezogen dem Forstrath. Aber die Fabel hat noch einen tiefern Sinn. Offenbar war der Hauptzweck des Verfassers, die Ideen seines Forstraths vor dem Publikum zu entfallen, welche aus einem seltsamen Amalgama von platonischem Idealismus und materieller Stofflehre bestehen, wie dasselbe heutzutage in manchen Köpfen herumspukt, und dadurch gewissen Leuten den Spiegel vorzuhalten.

Die Seele des Menschen — so lehrt der Forstrath — ist der feinste Stoff, der Aether. Ihm kommt zugleich die vollendetste Form zu. Solange die Seele auf Erden weilt und sich in einem Zustande von Unruhe befindet, enthält sie nur die Anlage zu jener vollendeten Form, die sie späterhin sicher annehmen wird und von der wir uns keine Vorstellung zu machen im Stande sind. Der im Menschen ursprünglich mit dem Körper zusammenge wachsene Seelenorganismus löst sich nach und nach ab und gewinnt seine eigene Dynamik, die indessen nur dem Grade nach von der des Körpers verschieden ist. Der reine oder bloße Aether ist das Denkvermögen. Aber er steht in Verbindung mit einem Lebensstoff, durch welchen ebenso das Empfinden und Begehren im Gefühl vermittelt wird, wie durch den Aether die Wahrnehmungen und Combinationen des Verstandes. Auf diese Weise wird die Seele aus der Wüste in einen Garten zurückgeführt, wo alles grünt und blüht und wo auch sie ihre Frische wiedergewinnt und die übrigen Blumen durch ihre Schönheit besiegt. Nur so erscheint auch das Universum als eine harmonische Einheit, welche alle absoluten Gegensätze aufschließt, wenn wir uns vorstellen, daß von den zwei feinsten Stoffen, welche im Leben der Seele in Wechselwirkung sind, der eine (der Aether) durch das ganze Weltall ausgebreitet ist, der andere (der Lebensstoff) zwischen den Himmelskörpern, das Leben fördernd, auf- und niederwallt, sodas die Seele ungeachtet ihres planetarischen Ursprungs doch zugleich geeignet ist, auch die bevorzugtern Theile des Universums zu bewohnen. So heben sich alle Gegensätze zwischen Geist und Materie, Gott und Natur,

Tod und Leben auf und alles führt sich auf eine bloße Abflutung der Stoffe zurück, unter denen der feinste, beweglichste, die übrigen beherrschende sich in Gott zur Persönlichkeit concentrirt.

Da die Seele ein selbständiger und vom Körper trennbarer Organismus ist, so trägt sie die Merkmale einer höhern Bestimmung an sich und wird ihr volles Bewußtsein mit ins Jenseits hinübernehmen. Es muß, damit die Kette der Entwicklung keine Unterbrechung leide, ein Uebergang zu andern Weltkörpern stattfinden, wo den Ankommenden eine günstigere Natur aufnimmt, sobald hier nieden für die höhere Entwicklung keine entsprechende Dertlichkeit mehr vorhanden war. Eine solche schönere Natur können wir mit voller Ueberzeugung den lichtumgebenen Himmelskörpern beilegen. Auf unserer Sonne, die zur Zahl dieser Gestirne gehört, wird der Tag nicht wie auf den Planeten durch die Nacht, der Sommer nicht durch den Winter abgelöst. Ihre Bewohner werden daher weder von Krankheiten heimgesucht, noch durch Nahrungsforgen oder den Mangel irgendeines materiellen Bedürfnisses gedrückt. Folglich sind die Planeten die Pflanzschulen, aus welchen die Sonnen ihre Bewohner beziehen. In der That besüßt uns mitunter eine leise Ahnung von den verborgenen Schätzen unserer Seele und einer glanz erfüllten Zukunft, aber selbst die kühnste Phantasie wird es nicht wagen, solchen Ahnungen Worte zu leihen. Ist das Leben Folge des Austausches einer von der Sonne emanirten Substanz, die, nachdem sie auf den Planeten zu einer nur dort möglichen Verbindung schritt, wieder zu ihrer Heimat zurückkehrt, so haben auch Thiere und Pflanzen auf Fortdauer Anspruch, in welcher jedoch die Erhaltung der Selbständigkeit, die bei ihnen nie zur Reife gelangte, nicht mitbegriffen sein kann.

Wenn nun Madame Hellbrook auf diese zwar materialistischen, aber doch ebenso sehr auch tief religiösen, sowohl den persönlichen Gott als die individuelle Fortdauer der Seele vertheidigenden Expectorationen nichts zu erwidern hat, als ablehnende Antworten, so erscheint sie darin zunächst in jenem einfachen Unrecht, in welches so leicht der beschränkte Geist entgegen dem höhern tritt, welchen er nicht versteht. Aber auf der andern Seite windet sich doch auch durch des Fortstraths Briefe schlangengleich ein grauenvolles Etwas, für welches weibliche Spürnasen einen feinen Geruch zu besitzen pflegen. Denn sie schreibt manchmal, als wären ihr Spinnen über das Gesicht gelaufen. Und so schlägt sich zuletzt der Leser doch unwillkürlich und mit leidig auf die Seite der armen mystificirten Freundin. Denn zu fürchten ist Keineke zwar unter jeder Maske, unter keiner aber mehr, als wenn er den Rosenkranz betet und die Himmeltreppe hinanstiegt.

Karl Fortlage.

Wilmar und Beda Weber.

1. Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Zerstreute Blätter, wiederum gesammelt von A. F. C. Wilmar. Erster Theil: Politisches und Socialcs. Frankfurt a. M., Seyder und Zimmer. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Ueber conservative Gesinnung und Lebensrichtung. Festrede zur akademischen Feier des Geburtstags Sr. Königl. Heheit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. am 20. August 1858 in der Aula der Landesuniversität. Gehalten von A. F. C. Wilmar. Marburg, Elwert. 1858. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
3. Beda Weber. Lebens- und Literaturbild. Mit Beda Weber's Portrait. Regensburg, Pustet. 1858. 8. 24 Ngr.

Wir stellen hier die Schriften zweier Männer zusammen, die, obgleich aus verschiedenen Feldlagern gewappnet ausziehend, der eine aus dem Feldlager des orthodoxen Protestantismus, der andere aus dem des orthodoxen Catholicismus, sich auf der Hälfte des Wegs begegnen, einander die Hände schütteln und gegen einen gemeinsamen Feind Stellung nehmen. Dieser gemeinsame Feind ist das Revolutionseifer der Zeit, wie es 1848 auch in Deutschland zum Ausbruch kam, der Communismus, der Socialismus, die Republik bis herab zu den sanftern Nuancen des Liberalismus und Constitutionalismus, die ihnen im Grunde ebenso verhaßt und vielleicht noch verhaßter sind als jene entgegengesetzten Richtungen. Nur aus dem Gefühl des Siegs und der Sicherheit, in dem sich ihre Partei noch vor kurzem wiegte und wol noch wiegt, läßt sich erklären, daß man uns jetzt noch zuzumuten will, politische Betrachtungen und Schilderungen aus jener aufgeregten Zeit lesen zu sollen, die zum größten Theil doch nur für den Augenblick Bedeutung hatten, dem sie ihre Entstehung verdanken. Manche derselben werden freilich auch jetzt noch dem gründlichen und besorgtem Beobachter der Zeitläufe keineswegs unwillkommen sein, da die ruhige Oberfläche, die sich jetzt in breiter Gemüthslichkeit unsern Blicken darstellt, schwerlich Bürgschaft dafür leistet, daß gewisse in der Tiefe arbeitende dämonische Mächte nun wirklich auch auf die Dauer beschwichtigt und zur Ruhe verwiesen worden seien. Angenommen übrigens, daß die sogenannten destructiven Tendenzen von 1848 wirklich Sieger geblieben wären, so würden wir vielleicht eben solche Sammlungen aus der Feder der Radicalem und Anarchisten lesen müssen, und es möchte doch gewiß viele geben, welche die beiden Reactionäre Beda Weber und Wilmar für ein kleineres Uebel halten als Vogt und Simon und einen vielleicht nicht wohlgeordneten Zustand doch immer einem Zustande vorziehen, der fürs erste und vielleicht auf lange Zeit nur nicht wohl, vielmehr gar nicht geordnet gewesen sein würde. Welche Schwerkraft, wenn auch zum Theil nur die Schwerkraft der Trägheit und des Eigennutzes, die conservativen Interessen besitzen, das, meinen wir, sollte den Anhängern der Lehren Proudhon's, Considérant's und Fourier's nun doch wol klar geworden sein.

Die Aussage, welche Wilmar in der erstgenannten Schrift gesammelt hat, standen früher in einem kleinen periodischen Blatte, „Der heftische Volksfreund“, welches von ihm 1848 gegründet und bis in das Jahr 1853 fortgesetzt wurde. Der Verfasser sagt im Vorwort: „Gerecht war dieses Blatt gegen die geistigen Grundlagen jener Revolution, und in dem engern heftischen Kreise, für welchen es bestimmt war, vielleicht nicht ganz ohne Erfolg. Da nun von manchen Gesinnungsgenossen und Mitkämpfern wiederholt der Wunsch ausgesprochen wurde, dasjenige aus jenen längst zerstreuten Blättern aufbewahrt und zusammengestellt zu sehen, was am meisten geeignet scheinen konnte, jene geistigen Grundlagen der Revolution von 1848—50 zu charakterisiren, so habe ich mich der Erfüllung des Wunsches nicht entziehen wollen. Der Kampf ist ja noch heute um dieselben Lebensgrundlagen vorhanden, wie in jenen drei Jahren und hat kaum einige Formen und einige Personen gewechselt. Der Haß gegen geistige Verzüge und geistige Bedeutendheit, der Haß gegen den Besitz, der Haß gegen das Recht sind heute

nach genau so vorhanden, wie in jener Zeit, und der Haß gegen kirchliches Bekenntniß und kirchliche Gefährdung ist, wo nicht schärfer doch offener, und meist auch weit erfolgreicher als damals, freilich schon darum, weil zur Zeit das Feld der Kirche das einzige ist, auf welchem sich der Haß gegen den lebendigen Gott, der auch in dem Haß gegen Besitz und Recht liegt, in voller Gefährlichkeit und mit dem Gefühl der Sicherheit, welches von der Gewalt verliehen wird, aussprechen kann."

Wie man auch von dem Standpunkte des Verfassers denken mag, zweierlei Vorzüge wird man ihm zugestehen müssen: einen nicht gewöhnlichen Muth — denn dieser gehörte dazu, um sich in jenen Tagen der Proscriptionen, die damals nur umgekehrt von unten statt von oben ausgingen, so aufrichtig und energisch auszusprechen, wie der Verfasser sich auszusprechen die Kühnheit hatte —, und die Gabe, populär und allgemein faßlich zu schreiben und sich zu der Begriffssphäre und den Interessen des Volks herabzulassen. Durch solche Mittel wirkte auch die Kreuzzeitung, und an Schriftstellern dieses volkstümlichen Geprägs fehlte es allerdings der doctrinären, wenn auch noch so ehrlich gesonnenen Mittelpartei, oder sie verschmähte sich ihrer zu bedienen. Die natürliche und unausbleibliche Folge davon war, daß sie in kurzem nach eben wie nach unten isolirt und gleichsam in der Luft stand, daß sich beide Flügel, der rechte wie der linke, sich gegen das Centrum wandten und es aufrieben, jedes in der Hoffnung, die Früchte aus dessen Niederlage für sich auszubenten, was denn auch, wie jeder weiß, für den Augenblick dem rechten gelungen ist. Freilich, wenn Wilmar vom Volke spricht, so versteht er darunter vorzugsweise den haus- und grundbesitzenden, also allerdings conservativen und vielleicht auch selbstsüchtigen Theil desselben, und diesen strebt er in aller Weise gegen die Arbeiter, Fabrikarbeiter, Handwerker, Proletariat und Brotlosen einzunehmen und zu erbittern, was ihm denn auch in seinem engeren heftigen Kreise nicht wenig gelungen sein mag. Denn man appellire nur in überzeugender Weise an das Sonderinteresse einer bestimmten Menschenklasse, selbst zum Schaden einer andern, und man wird bei ihr stets gewonnenes Spiel haben. Man hört es wol auf gewisser Seite nicht ungern, wenn man, wie Wilmar, den Arbeitern vorwirft, daß sie „sich angewöhnt haben, alles, wie man spricht, mit unter die Decke zu nehmen, und die Kunst des Haushaltens und Sparens nicht gelernt haben, auch wol nicht lernen mögen". Nur bleibt uns Wilmar den Nachweis schuldig, wie diese Arbeiter, vorausgesetzt, daß sie zahlreiche Familien haben, was ja sehr oft der Fall ist, es anfangen sollen, von ihrem Verdienste etwas zurückzulegen. Man kann doch sicherlich annehmen, daß in einem Arbeitshaufe der möglichst niedrige Kostenfuß für den Kopf veranschlagt und in Ausführung gebracht ist. Dennoch kommen z. B. im Berliner Arbeitshaufe von den Gesamteinkünften durchschnittlich auf den Kopf etwas über 73 Thlr. oder täglich 6 Sgr. Angenommen, eine Arbeiterfamilie bestehe aus acht Köpfen und verdiene jährlich 300 Thlr., so würden hiernach auf den Kopf nur etwas über 37 Thlr. kommen, also ungefähr die Hälfte von dem, was ein Inasse des Berliner Arbeitshauses braucht. Und hiervon noch sparen? Ist dies ein menschliches Verlangen? In Betracht kommt hierbei ferner, daß gerade der minder gewissenhafte, aber gewitzigere Arbeiter eher einen Nebenprofiß zu machen weiß als der gewissenhafte, minder schlaue, mithin aus dem Umstände, daß jener vielleicht eher im Stande ist etwas zurückzulegen, noch keineswegs auf seine größere Moralität zu schließen ist. Wilmar schwärmt auf S. 263 für den Militärstand als den einzigen Stand, bei dem noch Zucht und Ordnung zu finden sei, während sich davon in manchen Garnisonsstädten nicht gerade sehr viel Erfreuliches erzählen lassen soll, abgesehen etwa von der äußern Disziplin in Reich und Glied. Nun klagt man fast in allen Ländern über die zunehmende Verkümmern des Geschlechts, über den fast von Jahr zu Jahr wachsenden Mangel an diensttauglichen jungen Männern, wie auch die Rekrutirungslisten mit sprechenden Zahlen beweisen. Es sind hierüber, zumal auch in Frankreich, ganze Bücher geschrieben worden und man hat, gewisse

moralische Uebelstände beiseite gelassen, einen Hauptgrund dieser betrübenden Erscheinung in der schlechten oder unzureichenden Ernährung der heranwachsenden Jugend gefunden. Von hinreichender kräftiger Nahrung und richtiger Körperpflege kann auch in Familien, in denen, wie wir gesehen haben, sehr oft nur 37 Thaler, oft noch weniger auf den Kopf kommen, bei der senk so gesteigerten Ausgaben (Schulgeld u. s. w.) gar nicht die Rede sein. Will nun Wilmar, daß das Haupt einer solchen Familie, um ein paar Groschen zurückzulegen, seinen Kindern immer noch mehr Nahrung und Kleidung abdarbe? Woher soll im Verlaufe der Zeit die Mannschaft genommen werden, die dazu nöthig ist, um seinen Lieblingsstand, den Stand der Zucht und Ordnung, den Militärstand, zu rekrutiren und in tüchtiger Beschaffenheit zu erhalten?

Wilmar spielt in seinen Aufsätzen der Demokratie übel mit. „Haben wir gelernt“, fragt er einmal, „daß die Demokratie mit allem, was drum- und dranhängt, nichts anderes ist, als Dummheit, Schande, Niederlichkeit, Raub, Diebstahl und Mord? Hier gilt kein „Ja, aber“, kein „doch“, kein „indess“, kein „freilich“ und dergleichen elende Ausflüchte der Schwachköpfe. Wer mit solchen Ausflüchten jetzt noch kommen kann, der ist nicht allein ein verächtlicher Schwachkopf und ein Narr, sondern auch selbst ein Diebsgefell und Schandgenosse.“ Nun, das ist doch eine Sprache, die dem überraschten Leser die scharf-geladene Pistole auf die Brust setzt und kaum von der Sprache übertroffen wird, womit der Freiherr von Ganig, der selbst Staats- und Hofmann war, in seiner merkwürdigen Satire „Der Hof“ die Fürstenhöfe seiner Zeit als einen Inbegriff aller nur immer möglichen Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit, der Dummheit, Schande, Niederlichkeit u. s. w. schilderte. Man muß freilich zwischen Wilmar von 1848 und Wilmar von 1858 unterscheiden. Damals galt es, einen Feind, der noch auf dem Plage war und sich selbst jedes Mittel gestattete, in jeder Weise verächtlich und unschädlich zu machen und ihn in all seiner moralischen Blöße darzustellen. Dieser Feind ist jetzt wenigstens nicht mehr activ, und schon erblickt Wilmar einen vielleicht noch gefährlicheren Feind in den Reihen seiner eigenen Partei. In seiner am 23. März 1858 geschriebenen Vorrede klagt der Verfasser: „Auf der andern Seite ist die Sorglosigkeit und Geringschätzung, das rücksichtslose Ausbeuten des Besitzes als solchen, das Vertrauen auf materielle Mittel und die Verschmähung der geistigen Mittel, vor allen derjenigen geistigen Mittel, welche allein im Stande sind, die Revolution in ihren Principien zu besiegen, jetzt nicht allein in eben solchem Umfange und in eben solcher Stärke, wie bis zum Jahre 1848, sondern in unvergleichbar größerem Umfange und in weit größerer Stärke vorhanden, und zwar vorhanden bei eben denselben, gegen welche die Revolution von 1848 zunächst gerichtet war.“ Man erkenne hieraus, daß Wilmar jedenfalls ein ehrlicher und aufrichtiger Mann ist und nicht zu jenen Schmeichlern und Heuchlern gehört, welche an ihrer Partei alles unbefehens lobenswerth finden und gutheißen, um nicht für ihre Person Anstoß zu erregen und sich ihren Mitreactionären verdächtig zu machen.

Diese Klagepunkte führt er in seiner Festrede „Ueber conservative Gesinnung und Lebensrichtung“ weiter aus. Er klagt über die zweideutigen Parteigenossen, denen das Wort „conservativ“ so überaus gelogen gekommen sei. „Konnten sie doch“, sagt er, „mit diesem Ehrennamen ihre Unfähigkeit, sich in der geistigen Welt zurecht zu finden, ihr Unvermögen, geistig schaffend thätig zu sein, ihre Trägheit und Stumpfheit bedecken; konnten sie doch damit ihren Liebling, den faulen Frieden, den faulen Frieden vornehmlich des Kapitalbesitzes, der Bureaucratie, des Indifferentismus, in ein anständiges und schmückendes Gewand hüllen. Niemand war gleich von Anfang an, da die Bezeichnung „conservativ“ aufkam, eifriger als diese Menschen: Klasse, diese Bezeichnung für sich in Anspruch zu nehmen, niemand besorgter, dieselbe auf alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens, auch die gleichgültigsten und untergeordnetsten, auszubehalten, niemand unermüdlicher, sie unaufhörlich, bei jeder passenden

und unraffenden Gelegenheit anzuwenden, niemand thätiger, sie für seinen kleinen Haushalt möglichst nutzbar zu machen als sie. Haben wir es doch wiederholt erlebt, daß die Vertheilung des untergeordneten Behördensclendrians als „conservativ“ gepriesen wurde, weil derselbe den möglichst geringen Aufwand an Einsicht und Thatkraft erforderte“ u. s. w. Freilich, ob die von ihm vorgeschlagenen Mittel ausreichend und geeignet sind, die Unzufriedenheit mit den Regierungen in den Völkern vollkommen zu erlösen, dürfte zu bezweifeln sein, zumal da die Regierungen der verschiedenen Staaten selbst keineswegs eine mit der andern zufrieden sind, sich vielmehr geheim oder offen bekämpfen und einander bald in diplomatischen Noten bald in officiellen und halb-officiellen Blättern die bittersten Dinge ins Gesicht sagen oder sagen lassen. Wilmar hält das „Bekenntniß“ für das Universalmittel gegen den Revolutionsgeist. „Schonung und Zurückhaltung“, sagt er in dem Aufsatz „Faß und Liebe“, „haben aufgehört — halte du in der Kirche das Bekenntniß einem jeden unter die Augen, zur Zeit und Unzeit; es ist die letzte Zeit. Laß sie antworten und sie müssen antworten mit kurzem Ja oder Nein. Von Christo viel zu lehren, wird dir nicht mehr erlaubt sein; es ist eben nur noch so viel Zeit, den Herrn zu bekennen. Der Herr ist nahe? Wie nahe? Ich weiß es nicht. Menschlichweise gerechnet bis zu seiner sichtbaren Wiederkunft vielleicht noch eine lange Reihe von Menschenaltern“ u. s. w. Wird aber das äußere Bekenntniß viel helfen, wenn es nicht gelingt, den alten Glauben in den Herzen wieder lebendig zu machen? In seiner Forderung fordert Wilmar für die Handwerke, solange deren existiren, corporative Ordnung, „damit nicht die Städte zu Herbergen einer ungelackten erwerbslosen Masse, dem Ziel und der Freude der Nationalen herabsinken“, für die Bauernwirtschaft die „strenge und genaue Sorge für die Zusammenhaltung der Güter“, für den Adel seine alten Rechte, aber von dem Adel auch seine alten Pflichten und Sitten: „die kräftige und ernste Haltung, den Königthum im Frieden wie im Kriege“, selbst „den Stolz auf seine Ahnen“, im Gegensatz zu dem „Krautjunkerthum“, der „fashionablen abelichen Nichtsthuerei und Kourerie“, dem „abelichen Spiritusbreuner und Rübenzuckerfieber“; ja er fordert zur Aufrechterhaltung der „Besonderheiten“ sogar die „Schonung des Dialects in den Schulen“ (vermuthlich um den deutschen Particularismus zu verewigen), und womit wir schon eher einverstanden sind. Schonung der altererbten Kleidung der Stände und Erhaltung der althergebrachten Luthbarkeiten und Ergöblichkeiten, von denen leider ohnehin nur noch dürftige Reste vorhanden sind. Mit Recht klagt er gelegentlich über die fremdländischen Wortungeheuer „Servilismus“, „Liberalismus“, „Progressismus“, „Stabilismus“ u. s. w. und es ist in der That auffallend, daß man aus dem sich noch immer fortentwickelnden ungeheuren deutschen Sprachschatz für diese Parteibegriffe seine deutschen Ausdrücke aufzufinden wußte. Man könnte in der That auf die Vermuthung kommen, daß diese Begriffe selbst rein ausländischen Ursprungs seien, ließe sich nicht aus der Geschichte aller Völker und schon der Griechen und Römer nachweisen, daß aus einer gewissen, freilich immer bedenklichen und äußerst kritischen Entwicklungsstufe eines Volks diese itio in partes sich aus den Verhältnissen von selbst erzeugt.

Die Auswahl aus den bedeutendern Schriften Beda Weber's ist, wie der Herausgeber Moriz Brühl im Vorwort bemerkt, „mehr zu dem Zweck getroffen worden, um seinen Geist, sein Denken und Fühlen zu charakterisiren, als eine Blume des Westens zu geben, was er geschrieben“. Der dabei befolgte Plan, fährt der Herausgeber fort, sei im wesentlichen derselbe, der seinen Schriften über Görres und Salter zu Grunde liege und nicht ohne Anerkennung geblieben sei; und er bemerkt weiter: „In unserer Zeit, wo die Masse der Bücher immer mehr anschwillt, das Vortreffliche in Gefahr ist, sich im Meer des Mittelmäßigen zu verlieren oder rasch zu veralten, scheinen Sammlungen wie die gegenwärtige, welche mit der Buchmacherei geist- und planloser Anthologien nichts gemein hat, ein We-

berufniß.“ *) Vorangestellt ist eine Biographie Beda Weber's, woraus wir erfahren, daß er am 26. October 1798 zu Eenz im tirolischen Pustertal geboren wurde. Von 1822 an war er 22 Jahre lang Professor am Gymnasium zu Meran, und dieser Posten war es auch, der ihn im Jahre 1848 in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. wählte, in welcher Stadt er fortan seinen bleibenden Aufenthalt nahm; da er die ihm angebotene zur Erledigung gekommene Stelle eines katholischen Stadtpfarrers annahm, mit welcher die eines Domcapitulars der limburger Diocese verbunden ist. Am 26. Februar 1858 raffte ihn ein jäher Tod hinweg. Von seinen nicht wenig zahlreichen Schriften haben ihn besonders seine „Lieder aus Tirol“, seine „Charakterbilder“ (Frankfurt 1853), seine „Caricaturen aus dem deutschen Kirchenleben“ (Mainz 1858) u. s. w. in weitem Kreise bekannt gemacht. Von den im vorliegenden Buche gesammelten Aufsätzen gehören in den Kreis unserer Betrachtung zunächst nur die, welche unter dem Titel: „Laufendes zur Geschichte und Signatur der Gegenwart“, die dritte Abtheilung bilden, und ein Aufsatz: „Die Trauerfeierlichkeit für Robert Blum zu Frankfurt am Main im December 1848.“ Wir dürfen und wollen in die Lauterkeit der religiösen und politischen Ansichten Beda Weber's keinen Zweifel setzen; aber was den Stil und den Reichthum an fruchtbaren, unmittelbar in die Zeit schlagenden Gedanken betrifft, so kann er sich mit Wilmar nicht messen. Beide bekämpfen die Revolution, aber Wilmar's Gesichtsreis ist dabei doch ein weiterer und zugleich ein deutsch vollstündlicher, während Beda Weber die Fahne des Ultramontanismus ganz offen entfaltet, wie das J. B. in dem Aufsatz „Katholische Volkserbarmung“ nur zu deutlich geschieht. Er zieht nicht wie Wilmar ausschließlich gegen die Revolution zu Felde, sondern zugleich gegen den Protestantismus, in dem er doch im Grunde die Wurzel alles Übels erblickt. Doch das läßt sich erwarten, und es ist hierüber eigentlich kein Wort zu verlieren, selbst dem Vorwurf, daß der protestantische Patriotismus „die Schweden und Franzosen zu Bundesgenossen gegen Deutsche annahm und in diesem sauberen Handel die schönsten deutschen Länder auf immer an unsere Erbfeinde überlieferte“, wollen wir hier nicht mit Gegenwürfen begegnen, die wir sehr leicht aus der hispanisch-ultramontanen Politik des Wiener Hofes und der Ueberschwemmung Deutschlands mit spanischen, wallonischen, italienischen und kroatischen Scharen zur Unterdrückung deutscher Freiheit hernehmen könnten, einer spätern Allianz mit dem „Erbfeind“ gegen einen deutschen Reichsfürsten nicht zu gedenken. Aber mehr als bei irgendeiner andern Partei gilt bei dieser der Satz: wenn zwei dasselbe thun, thun sie nicht dasselbe. In manchen Nebenpunkten, in denen Beda Weber von Wilmar, der gar sehr dem Gaupatriotismus selbst bis auf die Pflege des Dialects in den Schulen zu huldigen scheint, abweichen dürfte, möchten wir dagegen wieder eher Beda Weber recht geben, J. B. wenn er den kleinen Universitätsstädten „Mangel an Weltbildungsmitteln und großartigen Lebenserfahrungen“ vorwirft; ja er findet sogar, daß „die merkwürdigsten Exemplare deutscher Bedanten mit ihrem Dunkel und Trauungsgelüß, mit ihrer

*) Bei dieser Gelegenheit gedenken wir noch flüchtig des in demselben Verlage erschienenen Pasquills auf Luther in Romanform: „Eine Brautsfahrt“, von dem pseudonymen Karl von Volandern, indem wir durch eine Anzeige desselben auf dem innern Umschlage vorliegenden Buchs in etwas eigenthümlicher Weise daran erinnert werden. In dieser Anzeige heißt es nämlich: „Nachdem protestantischerseits lange Zeit die Grifenz der «Brautsfahrt» vornehm ignorirt worden war, traten vor kurzer Zeit rasch hintereinander in den «Blättern» für literarische Unterhaltung und in der «Süddeutschen Buchhändlerzeitung» geharischte Stimmen dagegen auf, die das frühere Stillschweigen wahrscheinlich durch ein um so ärgeres Gevölter rechtfertigen zu können glaubten. Der Leser wird diese nachträglich gekommenen Anschuldigungen, Verleumdungen und Unwahrheiten in einer ohnehin in Aussicht stehenden dritten Auflage nach Verdienst abfertigen.“ Also „nach Verdienst“ — mehr können wir ja nicht verlangen.

sächsischen (!) Bauerngroßheit und Kleyffscherelei in den Nestern dieser Kleinbäuerlichen Landhochschulen flüchtig geworden sind". Dagegen stimmen beide in der Verherrlichung des Grundbesitzes und der Ackerbauinteressen und in der Polemik gegen das Schreiberthum und die Bureaufraße überein. Das Ideal Beda Weber's ist ein Landwirth, der seine sieben Pferde besitz; sicherlich, wir alle würden lieber mit sieben Pferden, als mit einer Stahl- oder Gänsefeder arbeiten, wenn sich das nur machen ließe. Nach Beda Weber muß man in den meisten deutschen Ländern die „Ungläubigen, Schwachgläubigen und Vergläubigen" vorzugsweise unter den Beamten suchen; hier gedeiht die „Schmarokerpflanze des doctrinären Constitutionalismus" und „da kein überwiegendes Ackerbauinteresse einigermaßen heilträchtig dagegen einwirkt", so gedeihen hier ferner „nur die Mistbeete mit den ephemeren Wülzen parlamentarischer Wählerlei ohne möglichen Sauerstoff, um die geschmacklose Leigmasse der Professoren, Advocaten, und Beamtenweisheit zu durchdringen". Dies zugleich als Stilprobe! Uebrigens wollen wir hier nicht antersuchen, inwieweit das deutsche Landvolk durch seine übermäßige Precessucht und andere Untugenden zur Vermehrung der „Schreibervirtschaft" beigetragen hat. Wilmar ist jedenfalls der seiner gebildete Geist und von noblerer Haltung, während Beda Weber in seiner Polemik oft alle Humanität beiseite setzt und nicht selten zu den gässlichen Hülfsmitteln persönlichen Klatsches und persönlicher Verdächtigungen greift. Auch der entscheidende Gegner Robert Blum's, wenn er nur sonst Anstandesgefühl hat, wird die empörende Weise nicht guthießen können, womit Beda Weber in seinen „Umrissen aus der Paulistirche" ihn, der für seine Irthümer bereits mit dem Tode gebüßt hatte, verfolgte und brandmarkte. Man lese z. B. folgende Stelle: „Gleich in den ersten parlamentarischen Gesechten war der Rest seiner Straßenscheuchsamkeit verpufft, die gemeinen Häusche des Eßighausers verdrängen den Verklärungschein, der ihn bisher in der sächsischen Bierwelt (!) fern von den überzärtlichen süddeutschen Eitelkeitsphantasien umflackert hatte. Die akademische Parriadenjugend Moriz Hartmann und Giotra mit dem doppelten Reiz der Reichtum und Liebesmacht, kraushaarige Dozenten und Physiologen mit dem Sturm ihrer schweizerischen Freischarenbereitschaft, ja selbst die Caricaturen im lebendigen Zustande, Jig, Schlöfel und Wiesner mit den weiten Ringen der polydenartigen Verbrüderung machten ihn schnell alt, und nahmen ihm die goldene Frucht der Frauengunst vom Mund weg, die er einst trotz faunenhafter Umpuppung so reichlich genossen hatte. Er zog sich mit grossender Resignation in die „Reichstagszeitung" zurück, wo er als lauernder Neys im Gradendbrote nach Herzengluh geistern und bellen konnte. Eine Sängerin des frankfurter Stadttheaters, die vom Busche des Lebens auch bereits abgeschüttelt war, leistete dem Einsamen mitleidige Theilnahme." Das sind echte Schmutzfarben vom Jahre 1848. In die der priesterliche Verfasser hier den Pinsel getaucht hat. Man sieht, es gibt nicht bloß eine „sächsische", sondern auch eine tinerle „Bauerngroßheit". Außerdem versichert Beda Weber, daß Blum mit seiner Frau in einem Scheidungsproceß begriffen gewesen, daß er seine vielen „treuloson" Stunden mit Hülfsgeldern aus Polen ertheilt, daß Vogt ihm bei seiner verhängnisvollen Abreise nach Wien die Hand gedrückt und gesagt habe: „Gib Acht, daß sie dich nicht aufhängen, verdient hättest du es schon längst" u. s. w.

Doch wir brechen von diesen Skandalgeschichten hiermit für immer ab, um noch einige Betrachtungen hinzuzufügen, zu denen wir während der Lectüre der oben besprochenen Schriften angeregt wurden. Wir für unsere Person glauben an eine höhere sowie moralische als logische Weltordnung; die dumme Materie ist nicht unser Gott. Dennoch lassen uns so manche Zeichen der Zeit leider fürchten, daß der Materialismus (der in seiner wissenschaftlichen Begründung durch Holschott wirklich so manche humane Keime und ein heilsames Gegengewicht gegen die vorzugeweise durch Hegel proclamirte unbeschränkte Selbstherrlichkeit

seit und Vermessenheit des menschlichen Geistes enthielt, seitdem aber die allerdings fast nothwendig in ihm liegende Bewegung nach abwärts zum Reich-Flüchtlichen nur zu rasch vollendet hat) in der nächsten Zeit noch reißende Eroberungen machen dürfte. Diejenigen, welche diese Richtung der Zeit zu bekämpfen vorzugeben, glauben oft alles gethan zu haben, wenn sie nur die äußere Kirchenzucht und die äußeren Bekenntnisformeln, die hohl und nichtig sind ohne den Glauben, wiederherstellen oder (auf katholischer Seite) Dogmen schaffen, die selbst das Mittelalter nicht kannte. Man droht uns bereits mit dem Schreckbild des Teufels, den der eine der Männer, deren Namen die Ueberschrift dieses Aufsatzes bilden, leidenschaftig gesehen haben will; als ob, wer das Princip des Bösen in der Welt in fleischliche oder doch sichtbare Formen kleidet, nicht selbst ein Materialist sei! Weiter hält man uns die Idee vom „christlichen" Staate vor Augen. Aber wollte Christus wirklich privilegierte Rassen, Geburtsadel, Standesunterschiede, stehende Heere, die immer bereit sind, aufeinander loszuschlagen, politische Verfolgungen und Prescriptionsen? Das alles mag sich so historisch entwickelt haben und durch die Verhältnisse zur Nothwendigkeit geworden sein; aber die Christlichkeit solcher Zustände kann man doch nur auf dem Wege einer Sophistik behaupten, die nur schädlich wirken kann. Entweder man stelle Christi Reich in allen Konsequenzen her, oder gestehe offen, daß dies nicht möglich ist. Sicherlich wollte Christus nicht die privilegierte Ueberhebung der einen Menschenklasse über die andere, nicht eine Religion des äußeren Bekenntnisses statt einer Religion der Gesinnung, nicht die Verwandlung irgendeines christlichen Staats in eine Finanzanstalt, nicht die Allianz eines solchen Staats mit den Geldmächten, dem rein äußerlichen Besitz, dem Kapital, der Börse, dem Luxus, den Hippel einen „innerlichen Pfeffer" nannte. Die Menschen verlieren den Glauben an eine höhere moralische Weltordnung, wenn sich diese moralische Ordnung nicht auch im Staat, mag er nun republikanisch, constitutionell-monarchisch oder absolut-monarchisch sein, im Abbilde darstellt. Das Volk fällt mehr und mehr der Corruption, der sittlichen Auflösung, dem Atheismus anheim; es macht die Materie, den Zufall zu seinem Gott, wenn es bemerkt, daß Geburt und Reichthum vor dem Verdienst bevorzugt werden, daß nur zu oft schlauer Eigennutz, Weltgewandtheit, Kugelsamkeit und zweideutiger, jedes zweckdienliche Mittel guthießender Machiavellismus oder Jesuitismus einflussreiche Stellen einnehmen, zu welchen nur Weisheit, Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit berufen werden sollten — was mit wir übrigens nichts weiter bekennen, als wozu sich der jetzige Prinzregent von Preußen in seiner nun zur öffentlichen Kunde gebrachten Confirmationsschrift als junger Prinz bekannt hat. Schon Aristoteles sagte: „Der Staat ist kein bloßes Kriegsbünnenis zum Schutz gegen fremde Gewalt, ebenso wenig ist er eine Handelsgesellschaft, damit einer durch des andern Hilfe sich bereichere; der Zweck eines wahren Staats ist vielmehr auf ein tugendhaftes und glückliches Leben gerichtet, welches durch die Gottesfurcht bedingt ist." Und Aristoteles war ein Heide, und wir nennen uns Christen.

A. M.

Geschichtliche Romane.

1. St. Andr. Geschichtlicher Roman von Gotthardt A. Luther. Drei Bände. Leipzig, H. Schulze. 1858. 8. 4 Thlr.
2. Drei Jahre. Roman von George Heselhel. Drei Theile. Berlin, Reinde. 1857. Lex.-8. 3 Thlr.
3. Von Targot bis Vabouf. Ein serialer Roman von George Heselhel. Drei Theile. Berlin, Expedition des Adels-lexikons. 1856. Lex.-8. 4 Thlr.
4. Meister Patsch und seine Gefellen. Ein belvetischer Roman von Alfred Hartmann. Zwei Bände. Solothurn, Jent und Gasmann. 1858. 8. 2 Thlr. 24 Agr.

Wenn bei den vorliegenden Büchern sich auch nicht überall der Charakter des historischen Romans streng durchgeführt findet, so sind sie doch im wesentlichen so eng auf der geschicht-

lichen Grundlage aufgebaut, daß eine Zusammenstellung derselben darin ihre Berechtigung findet.

Der Roman „St. André“ von G. A. Luthet entlehnt seinen Stoff der Geschichte des Tempelherrenordens. Der Verfasser sendet der eigentlichen Erzählung eine Einleitung voraus, in welcher er von der Entstehung, der Bedeutung und den Folgen der Kreuzzüge handelt, und damit verknüpft er die Entstehung und die Geschichte der geistlichen Ritterorden und vorzugsweise die der Tempelherren. Er theilt uns Auszüge und Uebersichten aus der Geschichte der Ritterorden mit, sowohl ihrem äußern Verlaufe als ihrer innern Gliederung nach. Wir werden bekannt gemacht mit den Regeln des Ordens, mit der Entwicklung seiner Statuten, mit den Ceremonien und den Bedingungen der Aufnahme, kurz wir finden da vollständige Auszüge aus historischen Werken über innere sowie äußere Geschichte des Ordens. Der Verfasser hat diese Einleitung für nöthig gehalten, um dadurch den Leser besser in den Stand zu setzen, den nachfolgenden Roman zu begreifen. So sehr vielleicht auch diese Uebersichten, in denen wir freilich sehr oft auf Wiederholungen stoßen, dagegen eine gewisse Geläufigkeit und Abnutzung in der Darstellung vermischen, einem gewissen Leserkreis von Interesse sein werden, so sind sie doch für den größeren Theil des gebildeten Publikums überflüssig, da dasselbe den historischen Stoff bereits anderwärts ausführlicher und gründlicher dargestellt gefunden hat; zugleich aber auch sind diese weitem historischen Auseinandersetzungen, welche 70 Seiten einnehmen, ein sprechender Beweis dafür, daß der Roman selbst nicht derart konstruirt und ausgeführt ist, daß er durch sich selbst ein vollkommenes, in sich getragenes, durch sich klares Bild der Zeit und ihrer Ereignisse bei dem Leser zu erwecken im Stande ist, denn sonst wäre ja dieser weiltänlige Commentar vollständig überflüssig sein. Wissenschaftlich gebildeten Lesern aber wird es wol schwerlich einfallen, in einem Romanesken sich Aufklärung zu holen über Bedeutung und Einfluß der Kreuzzüge auf die Entwicklung des öffentlichen Lebens im Mittelalter, über deren Folgen sowie über die Stellung der geistlichen Ritterorden zu dieser wie zur Machtentwicklung geistlicher oder weltlicher Herrschaft. Der Verfasser hat auf diese Weise die gesamte Geschichte des Tempelherrenordens in sein Gebiet gezogen, nur mit dem Unterschiede, daß er die ersten Zeiten desselben mehr fragmentarisch behandelt, während er die letzten Zeiten, die Geschichte der vier letzten Großmeister des Ordens bis zur Auflösung desselben und dem vorausgehenden Proceß durch Philipp den Schönen von Frankreich ausführlich entwickelt. Der Verfasser vermehrt sich gegen den Vorwurf, daß er von keinen Vorurtheilen erfaßt, nicht einen Stein mehr auf den überhaupt schon vielfach angegriffenen, zu oft aber auch ganz mit Unrecht in Schutz genommenen Orden zu werfen gewillt sei, sondern daß er im Gegentheil, was historische Thatfachen anbelangt, bestrebt sei, die Grenzen der Wahrheit auch nicht um eine Linie breit zu überschreiten. Wir erkennen gern dieses Streben an, können jedoch nicht umhin, ein entschiedenes Parteinehmen gegen den Orden darin zu finden; es werden da alle die Verschuldigungen, mit denen der Staatsfeind Philipp's des Schönen sowie die im Schlepptau der weltlichen Macht desselben stehende päpstliche Geizgierigkeit sich zu rechtfertigen suchte, alle die Märgen und Abgeschmacktheiten, die dem Orden zur Last gelegt werden und für deren Griffling man auf alle Weise Gefährnisse namentlich durch Hölzer und Wälder erzielt hatte und die von dem größten Theile auch wieder in freiem Zustande widerrufen worden, als wirkliche historische Thatfachen aufgenommen. So hat der Verfasser die Abscheulichkeiten, welche dem Tempelorden bei der Aufnahme der Mitglieder in die sogenannte innere Congregation zur Last gelegt werden, das Küßen des Abels und des Rückens des Großmeisters, das Anspülen des Crucifixes, das Versuchen und Verleugnen Christi, die göttliche Verehrung des Vasomethauptes mit allen widerwärtigen Szenen und Handlungen, geradezu in die Darstellung als wirkliche und erwiesene Thatfachen aufgenommen, ohne dabei zu bedenken, wie oft und gründlich diesen Darstellungen von der Geschichte widersprochen worden ist. Und

wenn auch einzelnes nicht ganz wegzulugnen ist, so besteht doch im ganzen ein allgemeiner Zweifel noch fort, der für seinen Historiker bisher verschwunden ist und der um so mehr den Romanschriftsteller hätte vorsichtig machen sollen, dergleichen Darstellungen nicht als unumstößliche Thatfachen hinzustellen, da sie ja 'ohnehin jedes ästhetische Element so bar und ledig sind, daß das reine Gefühl von solchen Schändlichkeiten verlegt sich abwendet und die Darstellung solcher Szenen nur für ganz grobnerzige Leser einigermaßen genießbar sein wird.

Die Handlung des Romans beginnt im Frühjahr 1265 zu Marseille, woselbst der Großprior des Ordens der Tempelherren für die Provence seinen Sitz hatte. Es war dies Wilhelm von Beaujeu, dessen Comthur Otto von Chavaumes war. In den Orden wird hier der Held unser Romanes, Gaston von St. André, aufgenommen; wir erfahren, daß derselbe aus einer der angesehensten und reichsten Familien der Provence stammte und daß nur er und sein Vetter, Orban von St. André, die einzigen Stammgenossen sind. Das Interesse des Ordens, das große Vermögen der St. André zu erwerben, ist damit rege gemacht; Gaston vermachte seinen Theil bereitwillig dem Orden, während er über die Hälfte zu Gunsten seines Veters verfügt hat, und die ganze Handlung des Romans dreht sich nun darum, diese Hälfte ebenfalls für den Orden zu erwerben. Die Großmeister sind darum nicht in Verlegenheit, man räumt den Vetter und seine Nachkommen gewaltsam aus dem Wege und St. André sucht man zu verhindern, darüber weiter zu verfügen. Dies ist der eigentliche Kern des Buchs, um den nun die Geschichte und die Wahl der Großmeister, die Kämpfe des Ritterordens in seinen letzten Zeiten, die Liebschaften und Leidenschaft der Großmeister und der Ritter in weiten langen Jahren geschlagen sind. Die Darstellung ist sehr weiltänzig und umständlich, überall sind historische Notizen eingeweiht, von einzelnen Städten werden sogar die Längen- und Breitengrade angegeben, unter denen sie liegen, die Schilderung der Anzüge, des äußern Erscheinens wird mit großer Sorgfalt behandelt. So erscheint der nachmalige Großmeister Beaujeu mit einem Leibrock von weißem Sammet, dessen Säume mit breiter Silberstickerei bedeckt sind; eine seidene Quastenschnur schlingt sich um die Hüfte; eine feine weiße Spitzenkrause umschließt den muskulösen Hals; weiße, seidene Beinkleider liegen dicht an einem Paar kräftiger, schöngestaltiger Beine, gelbe hirschlederne Halbhülsen, goldene Sporen, ein Kragen, ein mit Hermelin besetzter Mantel vollenden den Anzug, und die Brust dieses Mannes war „von der Stärke eines Auerochsen“. Außer diesen breiten Schilderungen in dem äußern Erscheinen der auftretenden Personen finden sich auch noch unendlich weit ausgepönnene Dialoge, Conversation in Hülle und Fülle, Gebete, welche nicht weniger als zwei Seiten einnehmen (S. 89 und 105). Die Uebertreibung in der Darstellung, die geschnittenen Charaktere, die grellen Lichter der Szenen, die phrasenreiche Sprache scheinen für einen Leserkreis berechnet zu sein, bei dem man nur durch starke Mittel Wirkung zu erzielen im Stande ist.

Gewiss wenig ist in den vorliegenden Romanen Gesetzel's die Berechnung auf einen ganz bestimmten Leserkreis zu erkennen. Freilich tritt alles hier ganz anders auf: wir befinden uns in den sogenannten exklusiven Kreisen; da ist schon die äußere Erscheinung eine andere; das gewöhnliche gemeine Duz, selbst das gewöhnliche Octavformat ist nichts für die vornehmen Hände, welche mit Glacéhandschuhen diese Bücher Gesetzel's lesen sollen; Großoctav, beinahe Kleinfolio, breiter prächtiger Druck, große, weiche und breite Ränder zeichnen schon auf dem Lesetische diese Kinder vorthellhaft vor ihren Brüdern und Schwägern der niederen Gattung aus; der Stil ist rhythmischer, gehobener; die Phrase glänzender, glatter; die Stimmung weicher, zückernder; die Farben zarter, schillernder; die ganze Welt rückt unter das Prisma der exklusiven Partei, die Thatfachen werden geblendet, die Geschichte wird zurecht geschoben, bis sie für die Augen der Kreuzritter ihren specifischen Glanz hat und den ge-

wünschten Effect erzielt. Es bedarf auch, meint die Verlags-Handlung, keiner weitem Empfehlung dieser „Schöpfung“ Hefel's und die „Neue Preussische Zeitung“ hebt mit hellem Jubel den Roman ihres Parteigenossen auf den Schild. Das ist der historische Roman, aus dem man Geschichte lernen kann, sagt sie. Und wir sagen, das ist der Roman, aus dem man die Geschichte verlernen kann. Der Hintergrund, auf welchem Hefel seine willkürlich erfundenen Romanfiguren handeln läßt, ist freilich einzelnen Abschnitten der Geschichte entlehnt; diese Abschnitte oder Perioden sind aber keine treuen Schilderungen, sondern nur Umrisse, Profile, deren Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit auch nur so lange unverändert beibehalten wird, als sie mit den Anschauungen, Tendenzen, Stimmungen und Zwecken der Partei Hand in Hand gehen. Es ist für unsern Zweck gleichgültig, da wir es ja mit der Sache und nicht mit der Person des Verfassers zu thun haben, zu untersuchen, welche Wandlungen dieser in seinem Bildungsgange durchgemacht hat, welche Einflüsse auf denselben stattgefunden haben, seit er das „Liebe Dorel“ oder gar seit er seinen Roman „Menschen und Priester“ geschrieben hat. Es ist nicht unsere Sache, weder bei einzelnen Erscheinungen noch bei großen Ereignissen den kleinlichen persönlichen Maßstab anzulegen, wir halten uns lieber an die Sache, denn diese ist tropdem und allemal dennoch die Siegerin über alle verschwinnenden Einzelheiten, wenn wir in derselben auch nicht überall den specifisch „preussischen Herzschlag“ zu fassen im Stande sind. Dies Zurechtzschneiden der allgemeinen Geschichte für preussische Zwecke, dies preussische Eingemachte, wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, mag wol, darüber sind wir nicht einen Augenblick im Zweifel, zu den Erfolgen Hefel's besonders beigetragen haben; es mag dies die Ursache sein, daß die Partei nunmehr wie in Bagener den Publicisten, in Hefel den Romanschriftsteller anerkennt. Aber die Kritik kann einmal diesen Standpunkt für einen allgemein berechtigten nicht anerkennen, weil eben die historischen Thatsachen so verschiedener Natur sind, daß sie nur widerstrebend in den preussischen Stiefel sich schnüren lassen.

Der Roman „Drei Jahre“ spielt vom Rückzuge Napoleon's I. aus Rußland bis zum Einzug der Allirten in Paris und dem Pariser Frieden. Es sind die Befreiungskriege im Brillantfeuer preussisch-bengalischer Beleuchtung; da ist alles vom König ausgegangen, vom preussischen Volke im Triumphe für Gott und Vaterland im Herzen aufgenommen, da ist alles „Mahlzeit Preussentreu“, „Preussenhand“, „Preussenwaffen“, alles Jubel für den König, den Alleinherrscher; das herrliche Kriegsheer unter den Waffen, die Lieutenants und Fähnriche die Welten des Leds, alles durch Preußen, alles für Preußen, alles andere unbedeutend, klein und verächtlich, nur die Waffenbrüder, die Krieger, treten in diesem Brillantfeuerwerk noch einigermaßen in ein helles Licht, wie sie denn auch allerdings, und das mag dem deutschen Bewußtsein etwas hart klingen, wesentlichen Antheil zur allgemeinen Befreiung und zur großen Coalition gegen Napoleon gegeben haben. Wir haben zufällig gerade was die Befreiungskriege betrifft einige gute historische Werke, wenn vielleicht auch eins oder das andere, wie gerade das neueste Werk von Förster, sehr entschieden den preussischen Standpunkt festhält. Wir haben daher auch nicht nöthig hier auseinanderzusetzen, welche Verlegenheiten der Abfall Dorel's am preussischen Hofe hervorgerufen hatte, und gerade dieser Abfall war doch ein wesentlicher Act der Befreiung; wir haben nicht nöthig hinzuweisen auf die Unentschiedenheit, auf die Halbheit, die gerade in den ersten Zeiten der Befreiung in den höchsten Regionen vorherrschte und so entschieden lähmend und verzögernd wirkte; wir halten es auch nicht für nöthig, auf die ausgeglichene Thatsache hinzuweisen, wie gerade ein entschieden liberales Princip gegenüber der alten Jochherrschaft in Preußen in den Befreiungskriegen sich Geltung und Anerkennung verschaffte, ebenso wenig wie man nöthig hat, dagegen Verwahrung einzulegen, daß man die nationale deutsche Sache, wie sie in den besten Köpfen und edelsten Herzen der damaligen Hauptträger des öffentlichen Lebens ihre feste Wurzel geschlagen hatte, mit einer bloß preussischen Action

verwechselt, wie sehr man auch das starke und einmüthige Vorgehen Preußens anzuerkennen hat. Wir halten darum den historischen Hintergrund, wie er diesem Romane zu Grunde liegt, nicht für getreu; besonders aber sind die Urtheile über Personen aus dieser Zeit, ebenfalls mit großer Vorsicht aufzunehmen; denn alles was nicht in das gegenwärtige System der Partei paßt, das wird wegwerfend behandelt oder ignoriert. In diesem Buche finden sich so recht alle Sympathien der „kleinen aber mächtigen Partei“ wieder und zwar sind dieselben hier und da mit einer Naivität der Reaction angethan, so sehr in der romantischen Brähe gar gelocht, daß man vor lauter Süßigkeit, vor lauter Düsterei, vor lauter Weibhauch Kopfweh bekommt. So ist ein Hauptzug dieser Partei das Liebäugeln mit den Zuständen der Vergangenheit; eine gewisse Verechtigung hat diese Anschauung, wenn sich das aber auf Sachen und Verhältnisse ausdehnt, auf eine Vorliebe für dunkle Ecken und Winkel in alten Häusern, auf eine Anklage gegen das viele moderne Briefschreiben; wenn der Verfasser seinem Aerger Luft macht darüber, daß man Verlobungs-, Heiraths- und Taufanzeigen durch Zeitungen veröffentlicht, daß so das heilige Leben der Familie „mit Druckerwärme besudelt, schamlos aller Welt verläutet wird“, so hat dieses Kostüiren mit alten Zuständen, die sogar ganz gleichgültiger Natur sind, etwas so Krankhaftes und Verirrtes, daß man zu zweifeln berechtigt ist, ob dies die Anschauungen wirklicher gesunder Organismen oder ob sie bloß phantastische Träumereien eines müßigen Geistes sind. In dem Buche wird einmal das schöne Lied „Menschen von Tharau“ gesungen, der Verfasser bemerkt dabei, daß das Lied fast ganz vergessen sei; ein flüchtiger Blick in die erste beste Literaturgeschichte oder in eine Sammlung von Gedichten der Lieber des 17. Jahrhunderts wird den Verfasser hierüber aufklären, daß das Lied nicht vergessen ist. Der Stil des Verfassers ist blumenreich und voller Inversionen; in Jamben und Daktylen hüpfet die Prosa vor unsern Augen und redet sich oft zu schallenden Dithyramben; das klingelt und flirrt, als ob fortwährend der Säbel des Lieutenants von Krummensee in die Schwadronen der Feinde rasste, indeß im geviertelten Takt der Kasse Hufschlag das Feld erschütterte! Der Lieutenant Krummensee, sowie dessen Familie bilden die eigentlichen Träger der Geschichte; das Buch zerfällt in drei Abtheilungen: „Eine Abendröthe im Osten“; „Die Vertriebenen“; „Hundert Tage“. Der Lieutenant Krummensee erscheint als Kurier aus dem Quartier Dorel's in Berlin, um an den Hof die Nachricht von dem Abfalle zu überbringen; auf dem Wege lernt er am Herde des Mennoniten ein Mädchen kennen, das sich in ihn verliebt und darüber später die Wohnung ihrer Eltern verläßt und so fittlich verkommt. Die Ereignisse führen den Lieutenant nun in den Krieg; wir durchleben mit ihm die Befreiungskriege und manche Waffenthaten, die ihn zum Ritter des Eisernen Kreuzes und später zum Stabsoffizier machen. Die Verhältnisse der Familie der Krummensees sind mannichfach in die Geschichte verflochten, ohne daß man in ihr eigentlich mehr denn Staffage für die Haupthandlung sehen könnte. Diese ist nämlich im ersten Theile die Befreiung vom französischen Joch, dann die Wiederaufrichtung des Bourbonenthrons in Frankreich und endlich die Geschichte der Hundert Tage. Es ist dies eine große bewegte Zeit, die allerdings Gelegenheit genug darbietet, die preussischen Waffen zu verherrlichen. Zugleich werden die Bourbonen mit großer Vorliebe in Schutz genommen, dagegen kommen die Bonapartisten sehr schlecht weg; viele Episoden finden sich außerdem noch in dem Buche, Schilderungen von Schlachten und Heerzügen; Staatsactionen und Friedensfeier, Intrigen und Duelle, sodaß wahrhaftig der sehr reiche Inhalt die Schuld nicht trägt, wenn am Schlusse das Auge des Lesers sich nach dem grünen Zweiglein der Taube seht, auf dem es ausruhen kann, nachdem es in wilder Jagd durch drei Theile hindurch von Aufregung zu Aufregung getrieben worden ist. Kreuz und Sparen, Bibel und Rosenkranz, Schwert und Leier, Scepter und Stod, Heide und Wald, Schlacht und Kampf, das alles wechselt in bunten Bildern; in grellen Contrasten treibt das Buch seine Gestalten an

uns vorüber, bis wir endlich das Lehmert'sche Gehhaus haben gründen helfen, und in dem Manne mit der dreigeschürzten Rüge und dem tüchtigen Stock am schwarzen Lederriemen den königlichen Major a. D. Herrn Philipp von Krannenfer als Erbe, Lehn- und Gerichtsherr auf Schorlölbe mit seiner Gattin Waldevare erkennen und uns nun patriarchalisch zu Ruhe setzen mit dem Motto des Horaz: Glückselig, der, welcher fern von der Welt, den ersten Menschen ähnlich, der Väter Erde ackert mit eigenem Viehe.

Das andere vorliegende Buch Hefel's: „Von Turgot bis Babeuf“, führt den Titel sozialer Roman; wir haben es jedoch zu den historischen gerechnet, weil denn doch die gesellschaftlichen Staatsumwälzungen der ersten französischen Revolution Ereignisse erster historischer Bedeutung sind. Das Buch zerfällt in zwei Theile: die Revolution von oben, und Revolution und Reaction. Der Verfasser führt uns in das Treiben der französischen Parteien kurz vor Ausbruch der ersten französischen Revolution; die Schuld des Aufstandes tragen die Minister, namentlich die Finanzminister, die Vernichtung der Privilegien dienten, den Sturz der Monarchie herbeizuführen; die Monarchie ist ganz schuldlos, die weißen Lilien schweben in unbedecktem Glanze über den Ereignissen, die Gelbmänner, die Charlatane, die Philosophen sind die Ursachen der Revolution; einzelne unruhige Köpfe: Robespierre, der sich in eine Gräfin vom alten Adel verliebt hat; Babeuf, der schlechte Schreiber mit den Eulenaugen in dem scharfgeschnittenen Gesichte; Margoton, die Tochter des Kallantenschneiders: das sind die Hebel der Revolution. Diese moderne Staatstheorie der Kreuzzeitung weiß alles lebendig zu machen, sie individualisiert, sie ist schöpferisch; was braucht es noch all der gründlichen historischen Untersuchungen, die Wäden aufzusuchen, die alle zusammen erst sich schlingen mußten, um die gewaltthätige Sternenglocke der Revolution und der großen Staatsumwälzung in Bewegung zu setzen? Wozu hat man nöthig den Spuren nachzugehen, die fast ein Jahrhundert in der Geschichte Frankreichs zurückliegen, und die am Ende des 18. Jahrhunderts die breiten Straßen bildeten, auf denen der Strom der großen allgemeinen Bewegung sich lavinenartig ergoß? Wozu dies? Die Monarchie ist gut, die Lilien sind rein; aber die Minister, namentlich „bürgerliche“ Wenden wie Reder, „der elende Herzog Egalité“, der verlegte Citirell Robespierre's, die beliebigen zurückgekehrten Persönlichkeiten genügen, um die größte Umwälzung des Staats zu erklären. Wozu bedarf es großer, welthistorischer Motive? Die Revolution hat das Unheil über den friedlichen patriarchalischen Staat gebracht, die Privilegien vernichtet, den Adel sehr unangenehm berührt — Grund genug zu deren Verurtheilung. Der einzige Trost nun in dieser allgemein gährenden Zeit sind die Royalisten, die Träger der Lillie; sie stehen fest, bis alles wankt, bis der stürzende Thron sie unter seinen rauhenden Trümmern begräbt. Der Verfasser versteht es im übrigen, durch eine Masse historischer Details, die er freilich willkürlich genug zusammenträgt, Interesse an seinen Personen zu erwecken, und eine nicht unbedeutende Gewandtheit in der Erzählung läßt sich ihm keineswegs absprechen. Er sieht aber die ganze Weltgeschichte nur im Kaleidostop der romantischen modernen Kreuzritter; alle Sympathien derselben sind der Raschab für die Gerechtigkeit oder Mächtigkeit der Gefühle seiner handelnden Personen; er schweift allen den Anschauungen, die in jenen privilegierten Ständen, für welche er schreibt, guten Klang haben; er weiß meisterhaft über Scenen hinwegzugehen, bei deren Darstellung jene Anschauungen sich unangenehm berührt finden würden; er weiß dagegen wiederum andere, wodurch namentlich die Männer des Volks sich Blößen geben, in ein grelles Licht zu stellen und berührt nur leise die Ereignisse oder vielmehr überfliehet sie fast ganz, wodurch die Bourbonnensregierung in Frankreich sich systematisch ruiniert hat; denn es waren ganz andere Motive als die Gutmüthigkeit Ludwig's XVI., welche den Thron Frankreichs stürzten. Persönliche Motive dienen ihm fast überall zur Erklärung historischer Umgestaltungen; er weiß uns ganz genau zu schildern, wie und auf welche künstliche Weise

die öffentliche Meinung gemacht wurde. Den Herzog von Orleans belegt er mit sehr scharfem Titel, er heißt einmal „der armsteligste Schuft“. Lafayette nennt er „bornirt“, „armer Trost“; Nader „mittelmäßig, unfähig, langweilig, beschränkt“. Das Buch geht bis zum Tode Danton; „in ihm“, sagt der Verfasser, „karrt der letzte Reactionär und das gequälte Frankreich flüchtete sich rathlos in den Despotismus“.

Die Erzählung „Meister Butsch und seine Gefellen“ von A. Hartmann hat auf ihrem Titel noch die besondere Bezeichnung „ein heivetischer Roman“, weil er die Geschichte und die Ereignisse der letzten 20 Jahre in der Schweiz zum Gegenstand der Darstellung hat. Der Verfasser verwahrt sich in dem Vorworte, daß er eine Parteilichkeit habe liefern wollen. Derselbe hat an den Kämpfen der Schweiz nicht selbst theilgenommen, er hat nur theilnahmesoll, wie er sagt, vom Ufer her dem Schiffein zugehört, wie es zwischen den Klippen umhertrieb. Die Eindrücke, die sein Gemüth damals empfing, gibt er photographisch getreu wieder. Damit steht nun freilich im Widerspruch, daß er die handelnden Personen nicht als solche wiedergibt, sondern die Porträts verwischt, aus denselben Typen bildet und den individuellen Charakter zur Gattung zu erheben sich bemüht. Wir sind nicht so sehr mit den einzelnen Persönlichkeiten der Schweiz vertraut, um entscheiden zu können, ob diese Aufgabe ihm gelungen ist; wir haben im Gegentheile eher Grund anzunehmen, daß er sehr oft nur nach der individuellen Natur gezeichnet hat, wenngleich er der Person auch einen andern Namen gegeben hat. Es liegt dies schon in der Natur der Sache. Der Roman hat seinen Namen von den verschiedenen Unternehmungen und Streifs- oder Freischarenzügen, wie sie seit 1840 wiederholt in der Schweiz vorgekommen sind. Vorzugeweise hat er die Freischarenzüge gegen Luzern zum Sturz der dasigen Regierung zur Expedition des Bundesheeres zur Vernichtung des Sonderbundes zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht. Jene zum Theil abenteuerlichen Unternehmen führten in der Schweiz bekanntlich den Namen „Bütsche“. Das erste Buch behandelt das Schießen in Solothurn vom Jahre 1840; daselbst wurde ein allgemeiner Frieden zwischen den verschiedenen Kantonen officiell zwar geschlossen, aber schon glimmte das Feuer unter der Asche, das demagogische Wähler gar bald wieder zum Brande anfaschten. Die Erzählung folgt nun den Ereignissen Schritt vor Schritt; wir sehen die Vorbereitungen zu diesen „Bütschen“ und lernen auch die „Gefellen“ kennen, die ihrem Meister ansführen halfen. Durch das Streben des Verfassers nun, die Persönlichkeit der handelnden Personen zu verwischen, ist die Schilderung oft verbläßt, das Bild tritt nicht heraus, es fehlt den Charakteren die Schärfe der Umrisse, es fehlt den Situationen die Frische der Farbe, es treten viele Nebenfiguren auf die Bühne, die für die eigentliche Entwicklung gleichgültig sind und es fehlt damit der Hauptträger des Buchs, der im Stande wäre, dasselbe zu einem eigentlichen Romane zu machen; es sind so größtentheils nur einzelne Bilder, Scenen, Skizzen, die sich der Zeitfolge nach aneinander reihen. Wir gehen so mit dem Verfasser noch einmal hinter den Ereignissen her; wir wohnen den Berathungen bei, welche von den einzelnen Clubs oder Comités gehalten werden; die Schlagwörter mit allem Phrasenschwall schlagen noch einmal an unser Ohr; wir ziehen mit den Freischaren noch einmal nach Luzern und gewinnen von neuem die Ueberzeugung, wie hoch und abgeschmackt das ganze Treiben jener Zeiten war, die sich an der Schenke zu neuen Winkeltrieds und Tells in Wein und Bier verauschten und dann elendiglich die Klucht ergriffen, als die erste Büchse knallte. Der Verfasser läßt uns auch hier und da einen Blick thun in die einzelnen Wanders, welche zur Gewinnung der öffentlichen Meinung von einzelnen Führern der Parteien unternommen wurden: dahin gehört die Geschichte mit dem Ruhmessen, wo ein Candidat, um bei den nächsten Wahlen gewählt zu werden, die Bauern lehren will, mittels kleiner Instrumente die Kühe zu melken. Es mögen dergleichen anekdotenartige Episoden für die Schweizer selbst von größerm Interesse

sein als für uns, die wir den Einzelheiten fernere stehen und mit den dabei handelnden Persönlichkeiten nicht vertraut sind. Der Verfasser scheint übrigens schon bei der Abfassung seines Romans das Bedürfnis gefühlt zu haben, etwas zu den Ereignissen hinzuzuschaffen, wodurch sie sich eben von einer Schilderung unterscheiden und zu einem Romane werden. Wir halten jedoch diese That und wenn man will die Construction des Romans geradezu für die allerschwächste Seite des Buchs oder für einen misslungenen Versuch, einen einheitlichen Träger der Handlung aufzustellen. Wir meinen die Person des Fürsprech Fritz Waldmann, den wir zuerst als Bauerssohn und Studenten kennen lernen und den sodann der Verfasser zu einem Junker von Matketten macht und zwar auf eine so überraschende Weise, daß wir sie nur als Deus ex machina bezeichnen können, abgesehen davon, daß sie selbst innerlich unwahrscheinlich und unnatürlich erscheint. Dieser Waldmann war nämlich, da seine Mutter bei seiner Geburt gestorben war, zur Pflege zu einer Bäuerin gebracht worden; diese hatte ebenfalls einen Knaben, der jedoch sehr schwach und elend war; die Mutter gab nachher diesen als den Sohn des Junkers aus, während sie selbst den Sohn jenes als den ihrigen erzog. Ihr Sohn Theophil kam im Sonderbundsstriche um, da machte sie endlich, vom Gewissen getrieben, Geständnisse über den eigentlichen Sachverhalt. Der Stil des Buchs erinnert an manchen Stellen stark an das Sichgehenlassen der Studentensprache.

3. Gegenbau.

Notizen.

Englische Urtheile über deutsche Literatur.

Man hat in uns in jüngster Zeit Zweifel zu erwecken gesucht, ob auf die Urtheile Englands über deutsche Schriftsteller und deutsche Literaturerzeugnisse überhaupt Werth zu legen sei. Karl Guplow hat in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ — allerdings in jener anständigen Weise, welche die journalistische Förderung literarischer Streitfragen nicht nur möglich, sondern auch willkommen macht — seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß der Herausgeber d. Bl. „so oft und so nachdrücklichen Werth auf die Urtheile legt, die sich in englischen Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften über die deutsche Literatur finden“. Guplow bezieht sich dabei besonders auf die von uns in Nr. 49 d. Bl. f. 1868 auszugeweihte mitgetheilte Betrachtung der „Westminster review“ über den deutschen realistischen Roman und er scheint es einigermaßen auffallend zu finden, daß wir „mit besonderer Reizung“ auf die geringe schätzbare Meinung der englischen Kritiker über einen gewissen Roman (Freitag's „Soll und Haben“) zurückkamen, was sich jedoch einfach daraus erklärt, daß in der Zeit zwischen Guplow's „Rittern vom Geiste“ und seinem „Zauberer von Rom“ Freitag's „Soll und Haben“ eben das meiste Aufsehen erregt hat, dreimal ins Englische übersezt und dabei auch am häufigsten in englischen Journalen besprochen worden ist. Guplow freilich scheint die Kompetenz der Engländer, über die deutsche Literatur zu urtheilen, überhaupt in Zweifel zu stellen. Was uns betrifft, so glauben wir den Grad des Interesses, den solche ausländische Urtheile für uns haben können, in Nr. 49 ziemlich genau bezeichnet zu haben; auch wir haben die Kompetenz der Engländer, in Betreff gewisser Literaturgattungen ein unbefangenes Urtheil abzugeben, bestritten, in Betreff anderer, wie namentlich des realistischen Romans, dagegen anerkannt. Wir stimmen mit Guplow überein, wenn er sagt: „Die deutsche Nation hat ihre besondere Heimlichkeiten, die von einem Fremden nicht durchschaut werden können“; sollte es aber einzig und allein an der Unfähigkeit der Engländer, sich in unsere „Heimlichkeiten“ zu versetzen, und wieder an unserer nur zu großen Anschließsamkeit an ausländische Heimlichkeiten oder auch Offentlichkeiten liegen, wenn deutsche Romane in England bei weitem nicht mit derselben Begierde gelesen werden, als englische Romane bei uns? Wir geben ferner zu, daß manche Urtheile über deutsche Literaturerscheinungen in englischen Blättern von deutschen Schriftstellern

zugeklüffelt, nicht selten sogar verfaßt sein mögen; aber wir glauben durch langjährige Übung wol einige Fähigkeit erlangt zu haben, die von Engländern und die von Deutschen in englischen Blättern über deutsche Literatur abgegebenen Urtheile voneinander unterscheiden zu können; denn englischer Stil und englische Auffassung haben etwas so specifisch Nationales, daß es kaum einer langjährigen Übung wie der unserigen bedarf, sie sofort als unenglisch zu erkennen. Die Urtheile englischer Kritiker (und wer möchte gründlichen Kennen der deutschen Literatur, einem Carlyle, Bulwer, John Dresford, Lewes, Hayward, Bowring u. s. w. die Befähigung dazu absprechen?) mögen deutschen Schriftstellern freilich nicht immer sehr angenehm sein, aber wir haben nicht vorzugsweise sie, sondern unsere Leser zu berücksichtigen, und diesen, glauben wir, ist es nur willkommen und lehrreich, die Ansichten des Auslandes über deutsche Wissenschaft, Kunst und Poesie kennen zu lernen, zumal da außer d. Bl. nur noch das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ und hier und da die „Allgemeine Zeitung“ von ihnen Kenntniß nimmt.

Nach heute haben wir eines englischen Urtheils über einen deutschen Autor, nämlich über Lessing, welches der „Spectator“ auf Grund des Adolf Stahr'schen Werks abgegeben hat, wenigstens mit einigen Worten zu gedenken. Allerdings scheint dieses Urtheil des „Spectator“ zu beweisen, daß Lessing gerade zu denjenigen deutschen Autoren gehört, deren umfangreiches Wirken sich zum größten Theil dem Urtheil der Engländer entzieht. Zwar wird von dem Berichtshalter des „Spectator“ zu gestanden, daß seine Werke „ausnehmend unterhaltend und lesbar“ seien, aber weiter wird versichert, daß sie sich meist an den Literaten von Handwerk wendeten, und von „Nathan dem Weisen“ wird behauptet, daß diese „ernsthafte dramatische Predigt“ Hunderte von Engländern theils ärgern, theils langweilen würde. Das scheint nun freilich wenig zu einem Urtheile der „Edinburgh review“ vom Jahre 1816 zu stimmen, wonach der Name Lessing's unter den gebildeten Engländern fast so populär und familiär geworden sei, wie die Namen Addison's und Fielding's, und (man höre!) den „weniger respectablen“ Werken Schiller's, Iffland's und Kogebue's Bahn gebrochen habe (Schiller war zu jener Zeit, wo Carlyle's Werk über ihn noch nicht erschienen war, in England zumieist nur als Verfasser der „Räuber“ bekannt), und mit einem Urtheil derselben Revue im Jahre 1846, wonach Lessing einer der wenigen, ein oder zwei deutschen Autoren sei, welche eine vortheilhafte Prosa geschrieben hätten. Schließlich sei noch bemerkt, daß von „Nathan dem Weisen“ eine treffliche Uebersetzung von Taylor vorhanden ist, die derselbe auch in seine 1850 erschienene Anthologie „Historical survey of German poetry“ aufgenommen hat.

Is Shylock eine tragische oder komische Figur?

Die in Wien erscheinende vielgenannte „Monatsschrift für Theater und Musik“ enthielt im Decemberheft, der Angabe nach aus der Feder eines Schauspielers, einen interessanten Aufsatz über Shylock und den „Kaufmann von Venedig“, in welchem der bisher bei unsern Schauspielern üblich gewesenen Auffassung des Shylock aufs entschiedenste entgegengetreten wird. Man sei gewohnt, ihn als tragische Figur darzustellen, welche „Furcht und Mitleid“ erzeuge und zerstöre dadurch den wesentlich humoristisch gehaltenen Charakter des Stücks. Aber der „Kaufmann von Venedig“ sei ein Lustspiel und gehöre keiner Mischgattung an, auch Shylock sei ein komischer Charakter und müsse als solcher zur Gesehung gebracht werden. Der Verfasser analysirt nun den Charakter des Shylock und weist allerdings aufs überzeugendste nach, daß im Shylock nicht ein einziger edler Zug sei, daß dieser „Teufel in Gestalt des Juden“, wie die Venedianer selbst ihn nennen, dem verhassten und ihm durch seine edelherzigen kaufmännischen Grundsätze hinderlichen Antonio nicht deshalb zu verderben und sein Herz zu haben begehre, um etwa sein unterdrücktes Volk an ihm, dem Einzelnen, Strafen zu rächen, sondern nur, um, wie er selbst sagt, in Venedig Handel zu

treiben, wie er wolle, was er so lange nicht kann, als Antonio lebt und ihm im Wege steht.

Diese Ansicht war von jeher auch die unserer; wir haben sie schon in dem Artikel „Juden“ im vierten Bande des „Allgemeinen Theaterlexikon“ und dann noch mehrfach, wenn es die Gelegenheit einer Aufführung des Stücks in Leipzig gab, im Feuilleton der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ geltend zu machen gesucht, gegenüber jener subjectiven Tendenzkritik, welche sogar in Shakspeare einen Schutzpatron für die Emancipation der Juden erkennen wollte. Shylock, dem die Tochter mit einem Christen entläuft, um selbst Christin zu werden; Shylock, den nur der Verlust seines Diamanten und nicht der seiner Tochter kummert und der erst nach dem Verluste dieses Diamanten fühlt, daß der Fluch auf sein Volk gefallen; Shylock, der sich in der ritterlichen Umgebung von lauter edelmüthigen Christen allein und bis zum Ende aufs hab- und rachgierigste und als schmutziger Jude benimmt; Shylock, der am Schluß, um sein Leben und einen kleinen Theil seines Vermögens zu retten, sich dazu erniedrigt, Christ zu werden: dieser Shylock soll das Werkzeug sein, dessen sich Shakspeare bedient habe, um für die Emancipation der Juden zu wirken! Eine einzige Stelle, die bekannte erste Scene des dritten Actes, bietet zu dieser Ansicht eine schwache Handhabe; aber auch diese Worte Shylocks sind nur von augenblicklicher Leidenschaft gefärbt, sophistische Redensarten, womit er seine schlechten Motive zu überstreifen sucht; ja sie zeigen ihn in einem nur um so schlechteren Licht, nämlich als Lügner und Verleumder, da ja die Christen, und namentlich Antonio, mit ihm aufs äußerlichste verfahren, ihm gütlich zureden, ihn zu Tische laden u. s. w., und die einzelnen harten Worte, die ihm etwa Graziano oder Bassanio anzuhören geben, durch sein maßlos beschämes und rachgieriges Verfahren hervorgerufen und entschuldigt werden. Denn er ist es, der die Christen verfolgt, schmäht, beleidigt, nicht diese ihn. Ob aber Shylock eine vollkommen komische Auffassung zulasse, möchten wir doch bezweifeln, ehe wir diese Aufgabe nicht von einem Meister glücklich gelöst sehen. Unbedingt ist aber zuzugeben, daß man Shylock, in Deutschland wenigstens, bisher zu heroisch aufgefaßt und dadurch den gemeinen Grundzug dieses Charakters zu sehr verwischt hat. Der Verfasser des jedenfalls lesens- und beachtenswerthen Aufsatzes in der „Monatsschrift“ glaubt den Grund hierzu in dem Umstand zu finden, daß so viele hervorragende Charaktere unserer Zeit selbst dem jüdischen Stamm angehörig seien und gibt auch zugleich Fingerzeige, daß und wie die Verhältnisse mehr in das Komische hinübergespielt werden könne, wobei er darauf hinweist, daß Verkleidungen wie die der Porzia und ihrer Begleiterin ein Mittel der Komödie seien und der ganze Rechtschandel in sehr satirischer Weise gelöst würde. Jedem falls bezweckte aber Shakspeare eine effectmachende Ueberraschung; er würde sonst dem gefährdeten Kaufmann und die übrigen Theilnehmenden vorher auf irgendeine Weise von dem beabsichtigten Abocatenkniff haben in Kenntniß setzen lassen, die einzige Möglichkeit, durch die sich ein rein komischer Eindruck dieser Scene denken und herstellen läßt. *)

A. M.

*) Die „Monatsschrift für Theater und Kunst“ erscheint vom 1. Januar an als Wechenschrift unter dem Titel „Recensionen und Mittheilungen über Kunst und Theater“, durch diesen Titel an die in sieben Bänden (1853—55) erschienenen „Recensionen“ anknüpfend, die so viel Aufmerksamkeit erregten. Durch diese Neugestaltung wird sich die Zeitschrift in Stand gesetzt sehen, dem Verlangen des Publikums nach rascher Mittheilung der theatralischen Vorgänge genügen zu können. Manche neue Kräfte sind auch im übrigen Deutschland gewonnen worden und, wie wir hören, ist J. B. Appell, Verfasser von „Werther und seiner Zeit“ u. s. w. und auch unsern Lesern durch einzelne Beiträge zu d. Bl. bekannt, in ein näheres Verhältniß zur Redaction getreten.

Bibliographie.

- Gast, C. M., Die absolute Wahrheit und die naturgemäße friedliche Entwicklung ihrer Erkenntniß. Zürich, Schabelitz. 1858. 8. 16 Ngr.
- Die heilige Hedwig. Berlin; Deder. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.
- Heise, P., Ithella. Ein Gedicht in neuen Gesängen. Stuttgart, Gotta. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Hoffmann von Fallersleben, Fränzchen Lieber. Lübeck, Dittmer. 16. 15 Ngr.
- Koch, G., W. Lynker und G. Altmüller, Drei Weibnachsgezeiten. Göttingen, Wigand. 1858. 16. 7½ Ngr.
- Krapp, J. L., Reisen in Ost-Afrika ausgeführt in den Jahren 1837—55. Zur Beförderung der Ostafrikanischen Erd- und Missionskunde. Zwei Theile. Kornthal. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
- Lemes, G. F., Naturstudien am Seestrande. Küstenbilder aus Devonshire, den Scilly-Inseln und Jersey. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von J. Frese. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr.
- Paschlowitz, Dorothea v., Cornelia. Aus dem Privatleben eines Arztes. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Reep, H., Christian, Markgraf zu Brandenburg, und seiner beiden blühenden Städte Bayreuth und Culmbach Freund und Feind. 1603—1655. Darinnen zu finden, was sonderbare Schicksale sothane Städte in Läuften des 30jährigen Krieges befallen, item was Herr Christian, Markgraf zu Brandenburg, und sein fürstlich Haus Tugendsames gestiftet und erlebt, ingleichen draus gar gute Kenntniß von vielen Adeligen, Bürgern und Anderer jeweiligem Thun zu schöpfen. Auf den Grund der vorhandenen und neuen Quellen bearbeitet und seinen Zeitgenossen erzählt. Bayreuth, Giesel. Gr. 8. 1 Thlr.
- Völzig, K. F. L., Oesterreichische Geschichte. Neu herausgegeben von D. Lorenz. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.
- Reichenbach, A. D., Die Völker der Erde nach ihrer Eigenthümlichkeit in Regierungsform, Sitten und Nationaltracht durch Wort und Bild geschildert nach den Werken eines Barrow, H. Barth, Gatlin, Davy, Gerhäuser, A. von Humboldt u. 18te Lieferung. Mit 2 colorirten Tafeln Abbildungen. Leipzig, G. Schäfer. Gr. Per. 8. 6 Ngr.
- Kütjes, G., Zur Anticharakteristik oder Beleuchtung der Flugchrift des Pastor H. C. W. Krummacker, betitelt: Zur Charakteristik der neuesten römisch-katholischen Polemik, veranlaßt durch das Buch: „Triumph der wahren Kirche“ u. c. Gmmerich, Komen. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Schädelin, J. J., Von und mit den Armen, nebst einer Zugabe. Bern. 8. 12 Ngr.
- Schmidt, A., Zeitgenössische Geschichten. I. Frankreich von 1815 bis 1830. II. Oesterreich von 1830 bis 1848. Berlin, Dunder u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
- Schnars, G. W., Eine Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata und die angrenzenden Gegenden. Mit Berücksichtigung des jüngsten Erdbebens vom 16/17. December 1857. St. Gallen, Scheitlin u. Zelliker. 16. 15 Ngr.
- Illustrirte Schnurperleisen. Lustiges in Wort und Bild. Mit 80 Holzschnitten. Berlin, Heymann. 1858. 16. 7½ Ngr.
- Schröder, K. J., Nachtrag zu den deutschen Weihnachtsspielen aus Ungarn. Presburg, Wigand. 1858. 4. 10 Ngr.
- Seipronius, Gedichte. Berlin, Gassberg. 1858. 16. 12 Ngr.
- Seyffarth, W., Reisefrüchte aus 1857 und 1858. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Simonis, C., Versuch einer Geschichte des Alarich, Königs der Westgothen. (1ster Theil.) Inaugural-Dissertation. Göttingen. 1858. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte
des 19. Jahrhunderts

von Dr. Gerd Eilers,

königl. vereut. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Erster Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

(Der erste bis dritte Theil kosten 5 Thlr. 5 Ngr.)

Soeben ist der vierte Theil dieser Schrift erschienen, die in den literarischen und politischen Kreisen so viel Aufmerksamkeit erregt hat. Es sind interessante und werthvolle Memoiren zur Zeitgeschichte, Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten, besonders dadurch sich auszeichnend, daß der Verfasser überall die volle Wahrheit geben kann und sie ohne Scheu und Verhüllung wirklich gibt.

Während der erste Theil in Jever, Heidelberg und Göttingen, Frankfurt a. M. und Bremen steht, und unter andern den Geschichtsschreiber Schloßer, Voß, Vansius, Meander und den Freiherrn vom Stein schildert, behandeln der zweite und dritte Theil die politischen, kirchlichen und pädagogischen Zustände Preussens und insbesondere der Rheinprovinz in den zwanziger Jahren. Der vierte Theil beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Minister Eichhorn, dem der Verfasser nahe stand, und den damaligen Zuständen Preussens, weshalb dieser Theil der Memoiren fast noch größeres Interesse erregen wird, als die früheren. Mit dem später erscheinenden fünften Theile wird das Werk abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Bauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gussow.

In neun Bänden.

Erster bis dritter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist der dritte Band dieses Werks erschienen, das, ein Seitenstück zu den „Rittern vom Weiße“, in gleicher Weise, wie diese das norddeutsche Element der Gegenwart schilderten, die süddeutschen und südeuropäischen Verhältnisse zur Grundlage hat und somit gleichfalls ein Zeitgemälde unserer Tage wird. Die Handlung spielt in Westfalen, am Rhein, in Wien und Norditalien und endigt in Rom, das der Verfasser zu diesem Zweck kürzlich besuchte.

Die folgenden Bände werden in ungefähr monatlichen Zwischenräumen erscheinen.

Gleichzeitig ist von den ersten beiden Bänden eine zweite, wesentlich unveränderte Auflage nöthig geworden, da die erste bereits vergriffen ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des vierundzwanzigsten Heftes. (Bogen 47—50 [Schluß] des zweiten Bandes):

Die Memoiren des Herzogs von Ragusa. Zweiter Artikel. Die Reisende Ida Pfeiffer. — Kleinere Mittheilungen: Gager (Emile). — Osterkay (Graf Valentin Carlstantin Ferdinand). — Hein (Eduard). — Gillies (James M.). — Gorczyński (Karl, Ritter von). — Witzjars (Kazar). — Otto (Johann Karl Theodor). — Owen (Robert). — Vassjatin (Graf Sphim Wassiljewitsch).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es bestimmt ist, das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, so daß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige erste Band (der gewissermaßen den 10. Band des Conversations-Lexikon bildet) kostet gebunden 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Feinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Im Verlage des Landes-Industrie-Comptoir in Weimar erschien soeben:

Gedichte

von Richard Pohl.

11 1/2 Bogen. Miniaturformat. Gleg. brosch. 25 Ngr. Gleg. geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der als musikalischer Schriftsteller bereits hinlänglich bekannte Verfasser tritt hier zum ersten male als Dichter auf und dürfte als solcher die allgemeine Theilnahme in nicht geringerem Maße in Anspruch nehmen. In den Abtheilungen Belle Tage, Gezeichnete Liebe, Dunkle Nächte und Wanderbuch bietet er eine Reihe zarter lyrischer Stimmungen, welche Componten eine um so reichere Ausbeute versprechen, als sie zum größeren Theil vom Dichter selbst zur Composition bestimmt wurden. Die letzte Abtheilung Rheinlänge enthält Naturbilder, Stimmungsgemälde und kleinere epische Dichtungen, zu denen das Rheinthäl und Baden: Baden die äußere Veranlassung gegeben haben.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 5. —

27. Januar 1859.

Inhalt: Zur Geschichte des deutschen Gaunerthums. Von W. Häring. — Nordamerikanische Zustände. — Eine moderne Lebensgeschichte. — Notizen. (Ebeniz als Reichshofrath in Wien; Zur Schiller-Stiftung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte des deutschen Gaunerthums.

Das deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Von Friedrich Christian Benedict Knechtelmann. Erster und zweiter Theil. Mit zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 3 Bde. 20 Mar.

„Die Geschichte der deutschen Polizei erscheint wie eine große Krankengeschichte des Volks, in welcher man erkennt, wie der Reichtum der social-politischen Zustände vom prüfenden Blick der zur Heilung berufenen Staatspolizei ebenso oft richtig wie falsch aufgefaßt, mit einer Menge drastischer und mitglühender Heilmittel behandelt, immer aber nur dann glücklich geheilt worden ist, wenn die natürliche Constitution des kranken Körpers richtig erkannt und berücksichtigt wurde.“

In diesen Worten spricht der Verfasser des inhaltreichen Werks den leitenden Gedanken seiner Geschichte des deutschen Gaunerthums aus. Das Gaunerthum war ein secundäres Uebel am kranken social-politischen Körper, wie es schon im frühesten Mittelalter sich zeigte. Es ward nicht zur rechten Zeit angegriffen, um es radical zu heilen, sondern blieb ein vierhundertjähriger, ununterbrochener Proceß zwischen Leben und Tod, weil das deutsche Bürgerthum, in dem eine eigene sittliche Kraft ruhte, sich im fortgehenden politischen Proceß jener Cur nicht aushalten konnte. In den deutschen Städten hatte das gedrängte Zusammenleben die deutsche Polizei, „als die vom deutschen Bürgerthum selbst zu seinem Schutze gewollte Ordnung“ gefordert und geschaffen. Man erstaunt über die Natürlichkeit, die Klarheit und den sittlichen Ernst dieser städtischen Polizeiordnungen; aber eine wissenschaftliche Ausbildung war unmöglich, nachdem im Laufe des Mittelalters mit der sinkenden Macht der Städte, dem Verfall ihres Selbstregiments, auch eine vielfach gelähmte Kraft in ihrer Administration gegen Ungerechte und Verbrecher sich hervorthat. Die Sicherheitspflege ging selbstredend zur Reichs- und Landespolizei über, welche meist zu wenig und zuweilen dann zu viel that. Statt zur rechten Zeit zu behüten und zu ergreifen, wartete die Polizei im Mittelalter und auch in den spätern Zeiten (auch unsere ist nicht davon freizusprechen) lässig eine Weile zusehend, bis das Uebel so arg und schreiend ward, daß sie

durch gewaltsame Eingriffe, durch Galgen, Feuer und Schwert, summarische Justiz oder in unserm Sinne Belagerungszustände, allen mit einem Male helfen wollte. Ein gedeihlicher Zustand, eine wissenschaftliche Bildung der polizeilichen Zustände waren daher im Mittelalter unmöglich, die Vorarbeiten dafelbst waren verloren und wenn man sich gedrungen fühlte, etwas Gesetliches und Wissenschaftliches zu gestalten, sah man sich immer genöthigt von vorn anzufangen. Aber des historischen Materials ist mehr vorhanden als man glaubt und der Verfasser hat mit großem Fleiß und großer Mühe das Verstreute zusammengetragen und kritisch gesichtet.

Die Geschichte der Vaganten, Gauner, Strauchdiebe und Räuber in historischer Reihenfolge zu lesen ist schwierig, wie viel Thatsachen aus jedem Zeitalter auch vorliegen; es schien aber vielen unmöglich einen rothen Faden zusammenhängender Verwandtschaft, zunftähnlicher und wissenschaftlicher Vereinigung in den Verbrechen zu finden, wenn nicht zwei Momente constatirt wären. Zwei rothe Fäden sind nämlich in den fortschleichenden Summ von Laster und Verbrechen seit Mitte des Mittelalters eingezeichnet und sie färben die schmutzige Strömung, welche ihre Richtung zu verfolgen möglich macht. Es ist unzweifelhaft, daß das Gaunerthum von jüdischen Metzgeren und Zigeunern infectirt, organisiert, gebildet und fortgesetzt worden. Ihre Sprache, ihr Vorkommen, ihr Aberglaube dauerten durch Jahrhunderte, sie dauern noch jetzt. Wann vertriebene und gehegte Juden sich in der Communio der Gauner eingenistet haben, ist nicht zu ermitteln, man findet aber Winke und Spuren, daß sie schon vor dem Mittelalter, vielleicht bald nach ihrer letzten Vertreibung aus dem zerstörten Jerusalem sich mit dem kleinen Welthandel auch ihrer geheimen Künste bemächtigt haben, während die Zigeuner historisch im 14. Jahrhundert, unerklärlich, in Europa auftraten, um schon während ihres Entstehens als die zu erschrecken, wie sie uns jetzt bekannt sind. Dem Verfasser ist es nicht möglich gewesen, über die Herkunft der Zigeuner mehr zu ermitteln, als was man sonst schon davon weiß. Er erkennt an, daß wenn die Zigeuner eine bestimmte Rasse (sei es von Aegypten oder Indien), aus einer bestimmten Volkstrasse her-

sen, sie ihr goldenes Buch doch nicht geschlossen hätten; sie nehmen vielmehr durch Vermischung oder Adoption auch fremde Landläufer in sich auf, haben aber weniger Markzeichen ihrer Eigenthümlichkeit in das Gaunerthum eingeprägt als die Juden. Doch hält der Verfasser es für überhaupt geschichtlich und sprachgeschichtlich gerechtfertigt, wenn man das Wort Gauner für eine Ableitung, d. h. für eine Abkürzung des Wortes Zigeuner nimmt.

Betrübend ist der so hingestellte Satz, daß, wie in Folge der Sklavenemancipation der Pauperismus entstanden, das Christenthum, welches die heidnische Sklaverei verwarf, das Bettlertum vermehrt habe, indem aus versorgten Sklaven freie besitzlose Menschen geworden sind. Möge es andern obliegen, diese Behauptung, außer andern von Granier de Cassagnac hingeworfenen, zu bekämpfen. Das Gaunerthum hat der Quellen so viele, daß es zu große Arbeit wäre, sie alle zu verfolgen und zu ergründen, und merkwürdig ist nur, daß in jeder dieser Quellen, wenn sie viel Abfluß hatte, immer Juden am Rande derselben zu finden sind. Im deutschen Heidenthum war das Gaunerthum noch unbekannt, wir wissen wenigstens nichts davon; desto deutlicher tritt es im Verfolg der christlichen Kirche vor und um die Dome und Klöster drängten bunt durcheinander Frauen, Mißthätige, Kaufleute, Bettler und Gesindel allerlei Art. Verstärkt wurde es massenhaft durch entlaufene Sklaven, die denn bald auch das flache Land heimsuchten. Das ausgeprägte Bettlertum folgte bald und mit ihm das controlirte Bettlertum, welches sich über das ganze Mittelalter erhalten hat. Bei Basel erfahren wir in authentischen Nachrichten von der Freistätte für alle, auch fremde Bettler, mit schon geführter Ordnung ihres Lebens und Treibens. Die Erlaubniß zum Betteln mußten die Fremden sich vom Reichsvogt erbitten, es mußte „recht gebettelt“ werden, und dieser Reichsvogt erhielt einen Antheil vom Erbettelten und war Erbe der Verlassenschaft eines verstorbenen Bettlers! Dazu kommen schon früh andere Schaben, die vielen fahrenden Frauen, Bordelle unter obrigkeitlicher Verwaltung, wie sie in der freivolsten Epoche des vorigen Jahrhunderts nicht vorkamen. Man kennt die Wirthschaft des Kosnitzer Concils, wo nicht weniger als 1400 fahrende Frauen sich einfanden, von denen eine einzige Dirne berechnet hatte, daß sie während jenes Concils sich 800 Goldgulden erworben hatte. Der Rath zu Basel kaufte und verließ sogar den Frauenwirthin „ein Häuslein, da die hübschen Frauen insitzen“ und unterhielt es in baulichem Stande auf seine Kosten. Ja in allen berühmten Städten wurden solche Häuser gebildet und daß die Magistrate davon sich Steuer zahlen ließen, kann um so weniger wundern, wenn man weiß, daß die Päpste zu Avignon von der Verworfenheit ihre Revenuen zogen! Noch 1542 wurde zu Rom durch die päpstlichen Beamten die Abgabe von 45000 Dirnen erhoben und in Nürnberg hatten die Töchter im Frauenhause 1492 die Frechheit, an den Rath wider die Eingriffe der Winkelhuren zu suppliciren: „Und arme, dermaßen und von alter Herkommen, Recht und Sitt ist zu halten.“ In Nordlingen aber wies 1472 der Ma-

gistrat die Geistlichen an, „daß sie nicht mehr in der Nacht, sondern nur am Tage die Bordelle besuchten“.

Ein Schritt von dieser Freiheit und Corruption der Bettelnden und Fahrenden zur großen Zunft der Vaganten und Betrüger ist nahe. Dieses Gesindel sammelte sich bald in erschreckender Weise von allen Seiten. Auf wie viele Handlungen stand nicht die juristische oder factische Strafe der Landesverweisung, wie viele ehrlos erklärte Verurtheilten wurden „ins Elend“ gestoßen. Kaustrecht im ganzen Deutschland, ein räuberischer Adel, welcher gern die herrenlosen Knechte auf Zeit ermiethete, um sie zu zwingen, nachher auf eigene Hand auf den schlechten und unsichern Landstraßen ihr Heil zu suchen. Und das Contingent dater, welche im Elend ihre Existenz zu fristen suchen mußten, vergrößerte sich, sagt der Verfasser, „durch fahrende Priester, fahrende Weiber, fahrende Kirchen- und Schullehrer, wandernde Handwerksgefallen, Marktschreier und Taschenspieler“. In der Mitte des 14. Jahrhunderts, zur Zeit Karl's IV., zeigen sich die ersten förmlich organisirten Räuberbanden. Um die reiche Handelsstadt Basel concentriren sich Räuber und Gesindel und der Rath schloß (wie natürlich auch viele andere Reichsstädte) Bündnisse mit Fürsten gegen die erstern; gegen die letztern half er sich selbst durch ein Mandat „wider die Gilden und Lahmen“, welches, in der Zeit zwischen dem 14. und 15. Jahrhundert erlassen, einen vollständigen Organismus des deutschen Gaunerwesens beurkundet. Dies und die von Reich und Kaiser den Städten erlassenen Privilegien, Räuber zu verfolgen und Schädliche zu richten („im Bewußtsein der reichspolizeilichen Ohnmacht“) halfen indessen wenig. Etwaß besser half 1495 Kaiser Maximilian's Landfriede; wenigstens, sagt der Verfasser, daß man im Augenblick des Waffenstillstandes mit den Verbrechern „die ungeheuerer Gruppierung des Verbrechens und der stillen Versunkenheit auf der einen, auf der andern Seite die Schwäche der obrigkeitlichen Gewalt und der Reichspflege überschauen konnte“. Das Verbrechen war schon Kunst und Verbrechen geworden, wie man in dem „Liber vagatorum“ ersieht, jenem berühmten Werk, das kurz nacheinander in vielfachen Auflagen erschien, von Luther selbst edirt wurde, und welches der Verfasser auch in diesem Werke abgedruckt hat, als einen Beleg, daß es schon eine eigene Literatur der Verbrecherzunft gab. Und wie groß diese Literatur, schon damals bedeutend, in den folgenden Jahrhunderten angewachsen ist, darüber hat derselbe einen eigenen Abschnitt seinem Werke eingeräumt.

Einen andern gewagten Schritt thut der Verfasser. Die sogenannte Reichspolizei war zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, auch die Landespolizei war als Nothwehr gegen das gruppirte Räuberthum nicht hinreichend, darum mußte man endlich zu dem französischen Polizeisystem greifen, „mit welchem wir uns noch heute behelfen müssen, trotzdem daß es noch ein deutsches Bürgerthum mit dem dringenden Verlangen nach seiner Würdigung und Befestigung gibt“. Geben wir das zu, auch die Anklage gegen die polizeiliche Gesetzgebung und Gewalt, meist von der zürnenden Geistlichkeit citirt, welche mit, schneidiger

Gewalt in die zartesten Elemente des bürgerlichen und Familienlebens eingriff, wie bei den vielen Kleider-, Lauf-, Begräbnisordnungen u. s. w. und daß auf diese Weise durch die Polizei der Zerstörungsproceß gegen die Grundlage des deutschen social-politischen Lebens, gegen die Familie, das bürgerliche Haus begonnen sei; aber es ist wol zu viel gesagt, wenn der Verfasser behauptet, das Gaunerthum wäre nie in das deutsche Familienhaus gedrungen, wenn nicht jener Zerstörungsproceß gerade von seiten der Polizei so zeitig begonnen und das deutsche Haus und die Familie getrennt hätte, daß unsere Häuser nur noch Wohnhäuser sind, die keine Familie mehr haben. Die stiltliche Fäulniß, welche allerdings die Gaunerwirtschaft in die Winkel der Häuser (wie den Stod in die sonnenlosen Mauern) gelockt haben mag, hatte doch wol auch und meist andere wesentliche Gründe.

Vom Schluß des Mittelalters an zeigte sich mit der Verbreiterung eine bedeutende Verfeinerung des Gaunerthums und das Verbrechen ward kunstmäßig betrieben. Aber andererseits drängten historische Umstände die rohe Gewalt und offene Räuberbanden hervor: zuerst der Bauernkrieg, dann der Dreißigjährige. Es waren grauenvolle Bösewichter, welche sich in jenen Banden zusammenthaten, von denen man aber, bedauert der Verfasser, sehr wenig erfahren hat, weil die Justiz die einzelnen Eingefangenen rasch jubeliren ließ, und man daher so wenig über den Zusammenhang der verschiedenen Banden als psychologisch über die Persönlichkeit der Hauptleute erfahren hat. Wenn möglich, zwang die Tortur und der allgemeine Glaube die Räuber und Gauner, welche die Gerechtigkeit fing, sich auch zu Zaubernern, vom Teufel Besessenen, Heren selbst zu erklären und dann hatte die Justiz leichtes Spiel und mit ihrem eigenen Gewissen nicht viel Arbeit. Zugleich ist aber evident dargethan, daß schon gegen Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland eine so überaus feste, geschlossene Verbindung des Gaunerthums mit einer in allen Künsten und Theorien desselben eingeschulten Ausbildung existirte, daß „die neueste Zeit kaum irgendein neues Kunststück hervorgebracht hat, sondern daß sie immer nur mit der Verlassenschaft eines alten Erbgutes wuchert“. In Frankreich, Deutschland, Spanien und England lebte eine Anzahl Gauner und Räuber, deren Namen schon Berühmtheit im Volke gehabt, die aber im Dreißigjährigen Kriege, in Wallenstein's Armee und den vielen Freibeutern unterliefen.

Es geschah zu viel, um alles speciell zu registriren, und in dem Schlamm von Roheit und Greuel konnte die Justiz nichts mehr entdecken und verfolgen; nach diesem Kriege aber tauchten die allergrößten Betrüger und die furchtbarsten Räuberbanden auf. Der Zusammenhang der berühmtesten Gauner der verschiedensten Länder ist ebenfalls hervorgehoben. Die englischen und französischen finden sich häufig mit den deutschen zusammen in Holland, welches wie „eine muslimische, unheimliche Gaunerschule“ erscheint. Von den in der Literatur allgemein bekannten wollen wir nur der Celebritäten gedenken, welche auch in Deutschland oft genannt wurden: der Alchemist Giovanni

Graf von Capivani (der als Goldprinz in Preußen in Goldpapier gehüllt ward), Lips Tullian, in Sachsen verewigten Mufs, der Engländer Jack Sheppard, Cartouche und der Deutsche Nicol Pist.*)

Die Thaten und die Bande des letztern haben an einzelnen Theilen etwas Romanhaftes; wenigstens was die Person ihres Anführers betrifft, der, ein gemeiner kurbrandenburgischer Reiter, welcher in der Schlacht von Fehrbellin für Brandenburg und Deutschland einen für beide ruhmwürdigen Sieg mit zu gewinnen hatte, einer der vorwiegendsten und stärksten Räuberhauptlinge war, die Deutschland kennt. Als vornehmer Edelmann, ein Herr von der Mosel, mit Hof und Troß die Messen und frequente Wirthshäuser bereisend, flog er durch ganz Deutschland, um Schätze zu heben. Vor ihm waren die Waldwerer, die Spürer oder Spurbähne, vorausgegangen und hatten, wenn Pist angekommen, ihm Rapport zu thun; er untersuchte, ob alles richtig sei und vertheilte dann die Bande, die als seine Dienerschaft oder in anderer Hülle unsichtbar um ihn stand, zur Arbeit. Selten daß ein Einbruch ihm mißlang; seiner Riesensärke mußten die festesten Schlösser und Eisenkassen weichen, und ebenso geschickt und rasch wurden die Expeditionen abgethan, die Schätze forttransportirt. Schätze, sagten wir, denn es waren meistens wirkliche, vergraben oder festgekettet und geschnitten in Kirchen oder alten felsenfesten Schlössern; man glaubte in den Nachwehen des Dreißigjährigen Kriegs an keine andere Sicherheit als diese relativ materielle. Die Bande bestand zum Theil aus Juden, und gewiß wenigstens waren es die Hebler, welche den Raub verwertheten. Doch finden wir auch englische Gentlemen unter den thätigsten, darunter einen hannoverschen Regimentsquartiermeister, welcher in seiner Jugend als Page am Hofe gelebt hatte. Nicol Pist's Person und Proceß sind uns doppelt interessant, weil der Reichswater der geräderten und gehängten Maleranten mit unsäglicher Mühe in einem dichten Quartanten die ganze Lebensgeschichte und Proccedur beschrieben hat. Das Werk, welches trotz seines Umfangs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in mehreren Auflagen erschien, gewährt uns die genügendsten Blicke in das gesammte Räuberleben nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Nicol's Bande war um 1700 so ziemlich aufgelöst und die sich aufräufende Polizei und die Justiz begannen einen furchtbar blutigen Kampf mit dem Gaunerthum. „Die Schaffote triefen vom Blute ganzer Banden nach einer kaum verantwortlich kurzen Proccedur.“ Aber es fing doch eine systematische Behandlung des peinlichen Rechts an und zugleich erhielt aus den vielen literarischen Redactionen einzelner Proceße einmal, eine wie ungeheure Ausbreitung das Gaunerthum in und um Deutschland hatte, dann wie ungenügend und störrisch die Polizei und Criminaljustiz der verschiedenen Länder war, welche zuweilen lieber die Verbrecher entflüpfen als eigene Rechtsame aus

*) Die Lebensgeschichte der drei letztern findet sich im „Neuen Pitaval“.

der Hand ließen. Curiosa wunderbarer Art tauchen dabei auf. Ein hannoverscher Patriot machte nach 1758 den Vorschlag, „daß man alles, was man von solchem Gesindel bekommen könne, durch Zersprengung des Trommelfells in den Ohren taub und mithin zur weitem Communication unter sich untüchtig mache“.

Daß aber Justiz und Polizei bereits zu Mitte des 18. Jahrhunderts des ärgsten wuchernden Uebels schon mehr Herr gewesen, davon gibt man uns als Beweis, daß weder durch den Siebenjährigen noch durch die vorangehenden Kriege wirkliche Räuberbanden sich gebildet hatten. Sonst gab es nach wie vor gefährliche und verwegene Gaunerverbindungen und der deutsche Boden „war von dem Miasma stillosen Verworfenheit überzogen“. So bekannte der 1745 in Hildburghausen hingerichtete Gauner Schwarzmüller, daß seine Bande seit 50 Jahren in der Stärke von 150 Mitgliedern von Schwaben bis Hannover thätig gewesen; ihr Anführer Krummfinger-Balthasar führte ein eigenes Siegel und Chargen, als eines Hofraths, Oberamtmanns, Regierungsraths und ertheilte auch den Adel! Nach einer geschriebenen Verfassung, dem „Mantelrechte“, handhabte und verfügte er die Strafen. Indessen eigentliche Räuberbanden wie die, von denen man nach dem Dreißigjährigen Kriege wußte und von denen die Romantik im philosophischen Jahrhundert soviel gesungen und geträumt, gab es nur ausnahmsweise, bis die französische Revolution wie durch einen Zauberschlag auf den erschütterten Grundfesten Frankreichs über ganz Holland und Deutschland und weiter hinaus eine verbrecherische Verbrüderung erzeugte, wie sie die Geschichte nicht weiter aufzuweisen hat. Durch die revolutionären Bewegungen in Brabant und Flandern begünstigt, erhoben sich um 1790 in Holland aus der berühmten Mersener Bande die vielen Banden, welche unter verschiedenen Namen auf beiden Seiten des Rhein über ein Jahrzehnd unzählige Einbrüche, Raub-, Mord- und Brandthaten verübten und der Schrecken ganzer Gegenden und Länder waren. Ihre verschiedenen Namen waren: Die Niederländische, Brabantische, Holländische, Neuwieder, Neusser, Grefelder, Essener Bande; ihre Haupthelden aber die Teyer, Damian Hessel, die zwei Vosbeck, Wagner, Vicard, Doertusch, Hackmann u. s. w., ferner der vielgenannte Schinderhannes, dessen Ruf aber im Verhältniß zu den Thaten der Mehrzahl jener erstgenannten über seinen Werth geschätzt war. Er operirte meist auf eigene Hand mit seiner Moselbande und trat nur in einzelnen Fällen mit den Häuptlingen der andern nördlichen Banden in Verbindung. In dem Orte Mersen, unserm Mastrich, hatte schon seit langen Jahren ein Raubgesindel „im stillen“ gelebt. In der Nähe von gegen fünf verschiedenen Landstrichen hatten die Bagabunden die Reichthümer, von einem Distrikt in den andern dem Auge der Justiz zu entzischen, und durch die Menge Handelsjuden, welche sich dort aufhielten, die, das Gestohlene aus Hand in Hand zu entfernen. Die Raubmethode der alten Mersener war im Vergleich zu der ihrer Epigonen eine eigenthümliche. Sie stürmten und brachen nicht mit roher Gewalt ein, noch

mordeten und mißhandelten sie die Personen, sie stiegen nur in der nächtlichen Stille ein und entsprangen mit dem Gestohlenen, ohne daß oft die geringste Spur zurückblieb. Es geschah eben so oft und so geheimnißvoll, daß der gemeine Mann glaubte, es könne nur mit unrechten Dingen verübt und der Böse müsse mit den Dieben im Bunde sein. Diese Vorstellung ward zur Gewißheit, als man erfuhr, daß mehrmals die gestohlenen Sachen schon am nächsten Morgen nach der Raubnacht in dem viele Meilen entfernten Mersen zum Vorschein und Verkauf gekommen waren. So schnell konnte nur der Teufel fliegen! Man fand es am angerathensten, wenn jemand werthvolle Sachen gestohlen waren, sofort nach Mersen zu reisen, um sie in Natur wiederzufinden und für den möglichst billigen Preis zurückzukaufen. Das also schien ein Geschäft, wie in London etwa ein Jahrhundert früher der berühmte Jonathan Wild etablirt hatte; es blieb indessen nicht lange, da die politischen und Kriegsstürme ein friedliches kaufmännisches Geschäft nicht duldeten, vielmehr wurden aus den Dieben und Gaunern vollkommene, fast militärisch geschulte Straßenräuber.

Aber die Romantik hatte zu Ende jenes Jahrhunderts der Aufklärung noch ihr volles Recht und auch die Geschichte muß Act davon nehmen. Die Mersener galten weit umher als vollkommene Herrenmeister. Die Phantasie entwarf ein ausführliches Gemälde ihrer Teufeleien. Die Räuber mußten über einem ermordeten Körper ihren gräßlichen Eid ableisten. Belial selbst führte den Vorstoß, musterte die Glieder, inspirirte ihnen die Diebstähle und half ihnen bei der Ausführung. Jedem der Eidesbrüder stand ein zottiger Ziegenbock zu Gebote, auf dem er bei seinen Raubexpeditionen hin- und herreiten konnte; daher ihr altbekannter Name Bockreiter. In Winterabenden lebten im Volke tausend Geschichten von den unglaublichen und schauerlichen Aventuren der Bockreiter. Da war plötzlich — nach mehr als zwei Jahrzehnden des Mersener Landfriedens — die Justiz erwacht und ging aus und Eingezogen und Verhafteten, aus Foltern und Hinrichten. „Eine ganze Reihe von Häusern ward durchs Schasot verödet und ein großer Theil von Mersen starb als Missethäter.“

Die zersprengten und zerstreuten Mitglieder der mersener Eidgenossen (wenn man so sagen will) bildeten nun die oben erwähnten großen Straßenräuberbanden oder traten in deren Verbindung. Man irrt übrigens, wenn man an Bande in dem Sinne der Romane denkt, d. h. wenn man die Gefellen des Nickel List und Schinderhannes als von ihm geworbene und gehorsame Hörige, Soldaten, Knechte des Führers hält. Alle waren Freigeworbene mit gleichen Rechten; der sogenannte Räuberhauptmann übernahm nur bei einzelnen Expeditionen das Commando und durch die List, Stärke und das Glück des Vorangehenden drückte er der Bande den Stempel seines Namens auf; aber auch nur im Volksvolke oder vielleicht vor der Polizei, die Genossen wußten nichts davon. Das Verhältniß der berühmten einzelnen Räuber zu den andern ist eher dem berühmten Schauspieler zu vergleichen, welche es

vorziehen, sich bei keinem stehenden Theater zu engagieren, sondern frei umherreisen, um, wo Gelegenheit und eine ihnen convenierende Bühne ist, ihr Debut zu machen. Die republikanische Gleichheit in diesen (und in der Mehrzahl der frühern Räuberbanden) ward nur dadurch verrückt, daß die verschiedene Fähigkeit oder der Beruf der einzelnen verschieden tarirt und bei der Theilung bezahlt ward. So stand z. B. der Spürhahn, der Baldower, sehr nahe dem Hauptmann. Doch schwankte die anderweitige Schätzung vielfach zu Zeiten und Orten. Aber in den Tausenden von Verbrechen dieser verschiedenen Banden „erkennt man das vollendete Räubergenie fast aller (?) Genossen, die feinste List und Verschlagenheit und die größte Sicherheit und Verwegenheit in Ausführung der ausgedachten Pläne“. Wie sie nachts mit lärmenden Waffen inmitten einer volkreichen Stadt das Haus eines Wechslers stürmen (mit dem Rammbaum den Thorweg sperrend), in einer andern Stadt die Häuser verwechseln, schnell aber den Gegenstand der Beute und des Angriffs tauschen, eindringen, schießen, massacriren, die Beute rauben, als schon die Sturmglöcke läutet, dann vor den zusammengerafften Bürgern strategisch zum Thor hinausmarschiren, im Nebel verirrt in einen Wald kommen, wo eine Compagnie Soldaten und tausend alarmirte Bauern sie belagern und sie zwei Stunden lang sich gegen die Mehrzahl verteidigen und endlich erst der Ermattung und der Mehrzahl weichen und gefangen werden: das ist fast mehr in der Wirklichkeit als die Romantik (iener Zeit) zu berichten wagte. Es war auch nur möglich, wo das Kriegstheater zwischen Frankreich und Deutschland so oft furchtbar wechselte, wo die Justiz und Polizei so vieler Territorien nicht ineinander greifen konnte. Als Frankreich zu räumen anfieng, flozen die Alten und die flügge Brut über den Rhein und das gesammte Räubertum bildete eine gewaltige, große Masse, welche sich über ganz Deutschland verbreitete. Die alten Gefängnisse waren nicht fest genug (so brachen die allergefährlichsten Räuber 1800 aus Wesel los) und die alten Beamten nicht zuverlässig im mürben alten Reiche; einige verscheuchten wol, aber griffen nicht die Verbrecher, während andere geradezu die Augen zuwanden und die Hände aufhielten. Die Vordelle, namentlich in Köln, waren die warmen Höhlen der Verbrecher; hier fanden die Genossen sich zusammen, hier lagen sie im Versteck gegen die Polizei und hier vergeudeten sie in wenigen Tagen und Stunden die ungeheure, oft mit Blut besudelte Beute. Die „Actenmäßige Geschichte der rheinischen Räuberbanden“, ein mit unendlichem Fleiß zusammengetragenes Werk, liefert diese unglaublichen Begebenheiten; der „Neue Pitaval“ hat eine kürzer zusammenhängende Relation mit mehreren eigenen Bemerkungen von der Hand eines ältern rheinischen Justizbeamten aufgenommen.

Napoleon's eiserner Arm, die zwölf siegreichen Jahre des neuen Jahrhunderts und die Guillotinen in Köln, Mainz und Warburg hatten diesem in hundert kleine Banden zerplitterten Räubergesindel zwar Einhalt gethan, aber, als der Befreiungskampf für Deutschland kam, noch lange nicht alles fertig gemacht. Der Befreiungskrieg

für Deutschland befreite auch leider viele Criminalverbrecher. Die Polizei wechselte zu rasch, als daß die neun eingesezten Beamten sich sogleich zurecht fanden. So entsprangen, als die Russen 1813 Kassel besetzten, 171 Sträflinge, darunter verwegene Räuber, in Heiligenstadt 88. Der neuen Gendarmerie gelang es nur mühsam, dieses und andern Gesindels Herr zu werden, und wenn auch seitdem die offenbaren Räuberbanden verschwanden, so kamen doch die gefährlichsten organisirten Diebsbanden und Gaunerverbindungen zu Tage. Von den vielen vom Verfasser erwähnten heben wir nur hervor die großartige Gauneruntersuchung, die 1831 zu Berlin gegen den Handelsmann Moses Levin Löwenthal und Consorten eröffnet wurde, bei welcher nicht weniger als 520 Personen implicirt wurden und über 800 Verbrechen zur Sprache kamen, unter denen 506 als Raub oder beträchtlicher Diebstahl, an 46 öffentlichen Kassen und 460 Privaten verübt, bezeichnet sind; die Summe des Gestohlenen betrug 210000 Thlr. und in Summa judicirt wurden die Verbrecher zu 1264 Jahr Zuchthaus und 1060 J. Gef. Die Untersuchung hat aber wichtigere Resultate hervorgebracht; „als ein offenkundiger Beweis von der historischen Propaganda des Gaunerthums, das mitten im tiefsten langjährigen Frieden und bei dem Bestande einer scharfsichtigen Polizei dennoch in allen social-politischen Schichten so geheim und mächtig fortwuchern konnte, daß es sich zu solcher Gewalt zu erheben vermochte“. Die offene Gewalt des Verbrechens hat jetzt aufgehört, „insofern als der gegnerische Widerstand seine Kraft zur Niederhaltung behauptet und an den Tag legt. Die Polizei und das Gaunerthum halten einander in Schach und stehen einander beobachtend gegenüber.“

Vorangehendes, die Geschichte des Gaunerthums, ist gewissermaßen nur die Einleitung des inhaltreichen, mit ebenso viel Studium und mühsamen Forschungen als mit wirklicher Begeisterung geschriebenen Werks. Der zweite Abschnitt enthält die Literatur des Gaunerthums mit einem Abdruck des besprochenen „Liber vagatorum“ und dem frühern Vocabular in Rothdeutsch; ferner die Darstellung des eigentlichen Gaunerthums, wie es jetzt ist, d. h. seine persönlichen und sächlichen Geheimnisse, die Praxis, Sprache und Terminologie, mit Zusatz einer Vergleichung der französischen mit der deutschen Polizei, endlich einen Hinweis auf die Aufgabe, welche der letztern vorliegt, um das Gaunerthum nicht allein zu verfolgen, sondern damit ein moralisches Ziel zu erreichen. Nachdem ein schlagendes Beispiel angeführt ist, wie es einem religiösen und werththätigen Manne gelang, einen furchtbaren Gauner, der zehnmal das Leben verwirrt hatte, so zu läutern und zu bessern, daß er nach wenigen Jahren entlassen werden konnte, schließt der Verfasser sein ernstes Werk (soweit es jetzt vorliegt) mit den Worten: „So mag die Neuzeit ermuntert aufblicken und auch die Polizei inne werden, welche Aufgaben sie zu lösen vermag, wenn sie sich innerlich und äußerlich umgestaltet zu einer wahrhaft christlich-deutschen Polizei.“ Wegen dieses zweiten Theils, welcher den dauernden, praktischen und wissenschaftlichen Inhalt und Gehalt des Werks umfaßt — der noch nicht erschienene,

das Werk abschließende dritte Theil wird eine Grammatik und ein Wörterbuch der Gaunersprache enthalten — gehört das Werk eigentlich in den Besitz und die Bibliothek jedes praktischen Polizeimannes und Criminalisten, vielleicht auch in die jedes administrativen Beamten. Es ist für ihn ein Handbuch und Lexikon, wo er in hundert Fällen nachgreifen, seltener aber so im Zusammenhang lesen wird, wie in der historischen Einleitung. Auch unsere recensirende Behandlung muß, besonders in einem Blatt „für literarische Unterhaltung“, davon abstecken, alle die Kapitel über Schlüssel, Dietriche, Verfälschung der Wechfel, Drohbrieife, Brandbrieife, Signale, Zeichen der Genossen u. s. w. zu verfolgen, wie viel Interessantes auch das einzelne enthält, um uns einstweilen als Motto mit dem begnügen zu lassen, welches der Verfasser mit den Worten triumphirend ausdrückt: „Der Gauner ist nicht unverbesserlich!“

Der Geschichte, wie der Verfasser sie behandelt, wird gewiß jeder mit Interesse folgen und die unendliche Schwierigkeit, die er überwunden hat, anerkennen. Vielleicht würde mancher bei einem Thema, welches auch den Schlichtesten interessiren muß, auch eine einfachere Diction gewünscht haben. Zugleich bemerken wir viele der reichsten Notizen in die Anmerkungen zerstreut. Hätte es dem Verfasser mehr gegolten als eine Einleitung seines wissenschaftlichen Werks, nämlich ein Geschichtswerk selbst zu schreiben, würde er mehreren dieser Anmerkungen einen leitenden Artikel vorangestellt haben. Das war aber nicht seine Absicht, und vielleicht mit Recht. Aber gegen etwas möchte man Protest einlegen. Bei Gelegenheit, wo er seinen sittlichen Zorn, wozu oft Anlaß war, schüttelt, klagt er auch die romantische Sentimentalität an, welche Verbrecher als interessant, liebenswürdig, ja als Helden der wahren Humanität und des gekränkten Menschenrechts zu schildern sucht. Das Factum ist nicht zu bestreiten; die Schelmenromane Spaniens, Deutschlands und wo anderswärts ähnliche sich vorfinden, die Romanzen, Balladen und gewürzten Anekdoten, welche berühmte Räuber und witzige Gauner in glänzendem Licht darstellen, sind Züge, die man vor der Moral verdammen mag, die aber ihr ewiges Recht haben in der Menschennatur, welche immer Opposition der Unterdrückten gegen die Drückenden erhebt und erheben wird, auch wenn diese nur die Vertreter der Ordnung sind. Verderblicher noch ist die factische Sentimentalität der Vornehmen, besonders der selbst gefeierten Modedamen, welche in London und Paris seinerzeit Straßenräuber, Highwaymen und Diebe (wie Jack Sheppard), wenn sie durch ihre Verwegenheit, Kühnheit und List einen ungewöhnlichen Ruf erworben hatten, nach Möglichkeit liebkosten, ihre Kerker besuchten, sie beschenkten und ihre letzten Augenblicke vor dem Galgen durch Delicateffen, Annehmlichkeiten oder wenigstens schmeicheleisiche Worte zu versüßen suchten. Zu welchem Hautgout versinkt nicht Frivolität und Heppigkeit der Modewelt! Sündhaft allerdings, aber edlern Ursprungs war die Vorliebe, mit welcher die deutsche Romantik der großen Räuber sich bemächtigte, als wären, sollten und könnten sie Vertreter der göttlichen Gerechtigkeit sein, wo die menschliche schläft,

hinkt oder corrumpt ist. Der Frage will ich schweigen, welche Vulpus in seinem „Rinaldo Rinaldini“ auf drei bis vier Bände sprühte (wer hat sie noch gelesen! Ich zufällig, in einer langen schweren Krankheit als Probe der Geduld! Es scheint Unmögliches geleistet; unmöglich nämlich, daß es ein Publikum und vier rechtmäßige Auflagen — der Nachdrucke unbeschadet — gewinnen konnte!) auch des Hscholke'schen verwandten, doch ungleich könnigeren und bessern „Aballino“; aber zwischen Schiller's Räuber Moor und Grillparzer's Räuber Jaromir („Ahnfrau“) sind noch manlich Räuber verherrlicht, d. h. mit humaner Theilnahme weit edler geschildert worden als sie in der Wirklichkeit jemals gelebt haben und gelebt haben können. Das Motiv ist oben erwähnt und auch unter andern Nationen haben ausgezeichnete Dichter, wie Cervantes und Byron sich dieser Schwäche oder dieses Riegels schuldig gemacht. Aber kann der Verfasser unser Werk im Ernst glauben, daß diese Literatur auf die Thatfache der Verbreitung des Gaunerthums in der civilisirten Welt eingewirkt habe? Betrachte man doch die Zahl der Tausende oder tausendmal Tausende, welche den Verfallenen angehörten. Wie unendlich gering ist die der wirklich Verlorenen aus der Bildungsgeschicht, welche sich mit der Literatur beschäftigt hatte! Daß Scholaren einmal in die böhmischen Wälder laufen wollten, als Schiller's „Räuber“ ihr Knabenblut entzündet zu haben schienen, war doch rein muthwilliges Spiel ohne alle nachtheilige Folge. Unter den tausend Zigeunern, Juden, Spielern, Bankrottirern, Säufern, Viederlichen jeder Art, den Söhnen von Verbrechern und Proletariern, befanden sich nur wenige, welche lesen konnten; aber eine Seltenheit war es, wenn einer einmal hatte studiren wollen oder sollen! Weil er eine Karität war, hieß ja Damián Hessel der „Student“, und zur Zeit ist es kaum authentisch erwiesen, daß ein Reichsgraf Moor seit dem Mittelalter Räuberhauptmann war. Den Riegel, die Romantik, das Mysticism, wie man es nennen will, wer verleugnet das; welcher Knabe hat nicht zu einer Zeit nichts lieber gespielt als Räuber und Wanderer? Als Kind, zur selben Zeit als Schinderhannes auf der Guillotine blutete, ward ich von meiner Wärterin in eine Wachsfigurenbude geführt, wo er selbst, der Gräßliche, lebensgroß vor mir stand, und hinter ihm zehn, zwölf seiner Gefellen, alle graulich und in rothen Hemden! O wie verschlang man damals das entsetzliche Schauspiel, und wer in der Stadt einen Groschen zu geben hatte, mußte es gesehen haben! Der Feger war auch ein Held des Volks; ein Spielmann sang in Deuth seine Herrlichkeit als er noch lebte; man wußte und ahnte es, daß der Fekermann ein Waldower der Bande war, und doch hörte das Volk es mit Grauen und Interesse an; noch heute, wenn das Dampfgeschiff an Rdm vorüberfährt, zeigt der Eingeborene wol dem Reisenden den Thurm, wo der Feger gefessen und mit unglaublicher Kraft und List entsprungen war. Vor einigen vierzig Jahren, im Feldzuge durch die Gifel, trat ich als Militär beim Durchmarsch in ein einsames Wirthshaus. Als ich auf einen Schmel mich gesetzt, erinnerten mich die Wirths-

leute: ich wisse wol nicht, wo ich jetzt sitze — auf dem Stuhl habe Schinderhannes gefessen! Solch eine große Erinnerung ist dies den Leuten! Krankhafter Kipfel, geheimnißvolle Schauer umwehen das Räuberthum; traurig immerhin, daß die Literatur ihrer sich zu befassen für gut hielt; aber wer kann ihr nachweisen, daß sie selbst das Medium war, um Gauner und Räuber zu heken!

Eine psychologisch sehr interessante Bemerkung des Verfassers kämpft sich daran: daß kein wahrhaftes Volkthum von wirklichen Gaunern und Raubgesellen existirt; dieser Zustand des Kastens, der Robeit, innerer Verworrenheit und Unsicherheit lasse wie keine freundige Stimmung und Ruhe auch die Poesie nicht aufkommen. Desto mehr des Aberglaubens! In wie greulichen Gestaltungen er bis in die letzte Zeit zu Tage gekommen, darüber gibt der Verfasser schreckenvolle Beispiele.

W. Häring.

Nordamerikanische Zustände.

1. Pilgerfahrt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Enthaltend: Skizzen über die dortigen sozialen und politischen Zustände während der Jahre 1849—56. Von G. B. A. Wagnersried. Wichtig für Auswanderer u. a. Köln, Bachem. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Lebende Bilder aus Amerika von Theodor Griesinger. Stuttgart, Nipfische. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser der unter Nr. 1 verzeichneten „Pilgerfahrt“, G. B. A. Wagnersried, ist jedenfalls ein guter Katholik, aber ein schlechter Musikanst. Ein so wunderliches Opus wie dieses Buch ist mir seit langer Zeit nicht zu Gesicht gekommen. Bücher, vom Standpunkt des neuesten Katholicismus aus geschrieben, sind zwar heutzutage keine Raritäten; allein diese „Pilgerfahrt“ übertrifft unheimlich alles in ähnlichem Genre Gekleistete. Für gegenwärtige Besprechung kommt das Werk etwa nur mit dem dritten Theile seines Inhalts in Betracht; denn einen größern Raum nehmen die auf dem Titel angekündigten „Skizzen über die politischen und socialen Zustände“ Nordamerikas nicht ein. Die übrigen zwei Drittel enthalten langweilige religiöse Abhandlungen, erbauend sein sollende Betrachtungen und zügellos bittere und grobe Ausfälle gegen alle Ungläubigen, als da sind „Heiden, Protestanten, Philosophen, Freigeister, Humanisten“ u. dgl. m. Mit bloßen Erbauungsbüchern oder confessionellen Streitschriften ohne allen Anspruch auf wissenschaftlichen oder ästhetischen Werth versehen sich natürlich d. Bl. nicht, und was meine eigene Competenz zur Beurtheilung derartiger Geisteserzeugnisse anbelangt, so hat es mir, offen gestanden, einen wahrhaft heroischen Entschluß gekostet, die hierauf bezüglichen Partien auch nur oberflächlich zu durchfliegen; ich pflege aber als gewissenhafter Kritiker nichts zu recensiren, was ich nicht aufmerksam durchstudirt habe. Den Verfasser aus seiner eigenen Intention heraus zu beurtheilen geht nur jede Fähigkeit ab, und wenn ich durchaus meinen eigenen Gesichtspunkt festhalten wollte, so müßte ich sein Nachwerk in einem Tone behandeln, der weder der Würde d. Bl., noch der unbestreitbaren Ehrlichkeit seiner Uebersetzung angemessen wäre. Zur Charakteristik dieser Partien genügt es zu bemerken, daß sie nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form und Darstellungsweise nach ultrakatholisch sind. Der Verfasser hält es augenscheinlich für eine Sünde, vielleicht für die erste der von ihm weitläufig abgehandelten sieben Todsünden, für verdammliche Hesse, eigene Gedanken zu haben. Kein Ausdruck ohne gehörige Belegstelle. In erster Reihe figurirt die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, freilich auf eine Weise, daß protestantische Gelegten sich über die manchen Texten zugemuthete Deutungskraft vor Entsetzen die Haare ausraufen möch-

ten. Sodann rangiren die Offenbarungen der Heiligen, namentlich die der heiligen Katharina von Siena, an deren Hand wir unter andern einen kleinen Ausflug ins Fegefeuer machen, und die der heiligen Brigitta, welcher „ein Engel die täglichen Befehle für ihre Ordensschwester in die Feder dictirte“. An letzter Stelle müssen die gottseligen und erleuchteten Männer der Gegenwart ihre Autorität herleihen, insonderheit diejenigen, deren Waffen in der Bachem'schen Officin zu Köln geschmiedet worden sind. Ob „seine in Händen habenden Quittungen“, „jede von diesen bis zu einer geächteten Nacht sich erhebenden Partei“, „Profes abgelegte Reliquien“ und dergleichen Constructions für gut katholisch gelten, ist mir nicht bekannt; ich weiß nur so viel, daß sie nicht deutsch sind.

Um jedoch Anschauungsweise und Tendenz des Verfassers vollständig zu charakterisiren, halte ich es für billig ihm selbst das Wort zu gönnen, zumal da ich auf diese Weise einen nicht unwichtigen Beitrag zur Culturgeschichte unserer Zeit, ja für gläubige Seelen vielleicht sogar einen Beitrag zur Geschichte des Himmelsreichs auf Erden zu geben glaube. In dem letzten Capitel mit der Ueberschrift: „Wunderbare Erscheinungen in der Natur, aber keine Wallfahrtsorte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika“, erzählt der Verfasser unter vielen andern Mirakeln auch eine Erscheinung der Jungfrau Maria, welche sich bekanntlich während der jüngsten entscheidenden Verhandlungen über das Dogma von der unbedeckten Empfängnis zum Staunen der gläubigen wie der ungläubigen Welt als Notre Dame de la Salette auf dem dormalen in dieser Hinsicht ganz abseits der Unmündigen offenbart hat. Sie scheint in Amerika einen ähnlichen, jedoch etwas schüchternen Versuch gemacht zu haben. Der Verfasser berichtet:

„Diesen Morgen (27. September 1853) stieg die Sonne bei heiterm Himmel und ruhiger Luft zwischen 6 und 6½ Uhr wie eine blutrothe Feuerkugel über das Alleghanygebirge in die Höhe und ein im Garten des Schenk'schen Stadtmüllers zu Indiana beschäftigter Deutscher sah in der Sonne eine menschliche Figur, mit einem Mantel bekleidet. Da er dergleichen noch nie gesehen, so hatte er nichts Geligeres zu thun, als die Nachbarn von diesem wunderbaren Zeichen in Kenntniß zu setzen. Alle schauten nach der Sonne, sehen aber anstatt einer jetzt zwei Personen mit Mänteln bekleidet, die sich die Hände reichten und außerhalb der Sonne emporhoben, bis ihre Füße noch auf dem Rande der Sonnenscheibe harrten. Alsdann senkten sie sich, ebenso ruhig wie langsam, wieder in die Sonnenscheibe hinab, und die Erscheinung, die etwa 10—15 Minuten gedauert, war vorüber. Einer von jenen Zuschauern behauptete, die eine Person habe einen solchen Mantel getragen, als womit man die Muttergottes auf Bildnissen wol bekleidet sehe. Ob diese Person die Jungfrau Maria, als Schutzpatronin von Amerika, oder überhaupt die römisch-katholische Kirche, ob die andere Person den deutschen Kaiser oder überhaupt den Staat bedeute, der späterhin mit der Kirche Hand in Hand gehen werde? das mußte seiner zu sagen. Nur meinten die Einfältigern, die Zeit werde dieses Räthsel schon lösen.“

Der Verfasser hat seine Reise eine „Pilgerfahrt“ genannt, weil ja nach dem Sprachgebrauche der Heiligen Schrift die Christen „Trennung und Pilger“ genannt würden. Aber gerade nach diesem Sprachgebrauche hätte er ruhig zu Hause bleiben können und die Welt würde nicht viel dabei verloren haben. Denn obgleich er sein Buch „nach der Vorschrift unsers göttlichen Weisens“ geschrieben zu haben glaubt, der da wolle, „daß ein wohlunterrichteter Literat „Altes und Neues“ aus seinem Schape hervorbringe“, so war doch meist weder das Alte noch das Neue, welches er aufsucht, des Niederschreibens werth. Das wenige, was an dem letztern einigermaßen zuverlässig zu sein scheint, wie namentlich die Aufzählung der katholischen Institute und Akademien, Mönchsorden und Erziehungsanstalten in der Union, ist von zu speciellem Interesse; was dagegen die Statistik des Katholicismus in Nordamerika überhaupt und die Schilder-

zung aller dahin einschlagenden Verhältnisse betrifft, so erregen die Angaben des Verfassers gerechten Zweifel. Daß in den Vereinigten Staaten drei oder gar vier Millionen Katholiken leben sollen, ist eine Behauptung, die mit anderweiten Berechnungen zu sehr im Widerspruch steht, um glaubhaft zu sein; und wenn auch die Zahl von $\frac{1}{2}$ Millionen, auf welche sie der Gouverneur Wise von Virginien schätzt, jedenfalls viel zu niedrig gegriffen ist, so übersteigt sie doch schwerlich $1\frac{1}{2}$ Millionen. Da aber diese Zahl eine compacte Einheit bildet, so ist ihr Einfluß gegenüber den „666 protestantischen Selten“, wie sich der Verfasser das ganze Buch hindurch auszudrücken beliebt, unter allen Umständen groß genug, um eine eifersüchtige Wachsamkeit von Seiten der zerstückelten protestantischen Mehrzahl, die mit Recht in ihrer gemeinsamen sittlich-religiösen Grundanschauung den Ausdruck des ursprünglichen angelsächsischen Nationalethos und die einzig mögliche Bedingung für die Fortdauer einer freien demokratischen Republik erkennt, vollkommen zu rechtfertigen. Nur hat sich bedauerlicherweise diese Eifersucht, wie neuerdings alle politischen Bestrebungen jenseit des Ozeans, auf eine Weise kundgegeben, die ihres idealen Gehalts ganz unwürdig ist. Der Knownothingismus ist eine der allerwidertlichsten Erscheinungen auf amerikanischem Boden. Zwar scheint derselbe im gegenwärtigen Augenblick einen moralischen Vankrott erlitten zu haben; allein solange die sozialen Erscheinungen, welche ihn ins Dasein gerufen haben, fortbauern, kann die geringste äußerliche Veranlassung ihn in noch gewaltfamern Formen wiedererwecken. Es wäre daher von höchstem Interesse, aus sachkundiger und unparteiischer Feder eine genaue Schilderung der Entstehungsgründe, des allmählichen Wachstums und der Organisation dieses Geheimbundes sowie seiner Beziehungen zu den politischen Parteien zu erhalten. Von Unparteilichkeit kann bei dem Verfasser noch seinem Standpunkte gar keine Rede sein; aber auch mit seiner Sachkenntnis ist es kläglich bestellt. Eigene klare Ansichten hat er auch in diesem Punkte nicht und die Ansprüche anderer, welche er beibringt, muß man mühselig aus allen Theilen seines Buchs zusammensuchen. Wo er aber wirklich aus selbständiger Ueberzeugung zu sprechen die Miene annimmt, drückt er sich wunderbarerweise im Sinn und Geist einer Partei aus, die er anderwärts nicht schwarz genug malen kann. So sagt er von den Deutschen in Amerika, sie hätten sich früher um die Politik des Landes „soviel wie gar nichts“ gekümmert, und fährt alldann fort: „Niervon machen jedoch eine Ausnahme die politischen Flüchtlinge aus den Revolutionsjahren von 1848—49, welche die Union in allen Richtungen durchzogen und ihren Landesleuten die Augen zu öffnen bemüht waren, entweder durch Reden oder Zeitungen. Die Mehrzahl dieser gehörte dem gebildeten Stande an und hatte auch nicht geringes Vermögen mit aus Deutschland herübergebracht. Unter diesen befand sich eine Menge politischer Schriftsteller, welche entweder aus eigenen Mitteln Zeitungen herausgaben oder bei den Herausgebern als Mitarbeiter in Dienst traten. Sie verbreiteten Schlangen über die ganze Union und erweckten ein neues regsameres Leben in den für Politik erstorbenen Landesleuten; sie brachten sie auf Gedanken, worauf sie von selbst nimmer gekommen wären, die aber den Nichtwissern, d. h. ihren Hauptleithammeln nicht verborgen bleiben konnten; weil der Deutsche von Natur offenherzig und an Geselligkeit gewöhnt ist. Aus diesen Zeitungen mußte der Amerikaner zu seinem Leid in Erfahrung bringen, daß sein Ideal menschlicher Weisheit, die amerikanische Verfassung, voller Fehler stecke, und er, der Native selbst, gegen europäische Kultur noch 1000 Jahre zurückgeblieben sei; mithin daß beide im Geiste europäischen Fortschritts cultivirt werden müßten.“ Schmerzlicher konnte aber amerikanischer Stolz und Dummheit nicht verwundet werden. Die insolge dessen nach gewordenen Besorgnisse beschleunigten die Geburt der Nichtwissner und das Hervortreten ihrer Corporation aus Tageslicht; wenn auch die Hauptlenker dieser Partei unsichtbar blieben, um ohne eigene Gefahr, unter Niedertrübung aller entgegenstehenden Gesetze, ihre Streiche gegen die Fremden, insbesondere aber gegen die Katholiken führen

zu können.“ Nach dieser Herzenzergießung könnte man in Versuchung gerathen, den Verfasser für einen Gesinnungsgegenossen Heingens und anderer „Atheisten, Pantheisten und Indifferenten“ zu halten; die Wahrheit aber ist, daß er auch diese in seinen Augen verabscheuungswürdigen Autoritäten benützt, weil sie seinem momentanen Zwecke, der Herabsetzung und Verschmäufung der Knowthings als der rücksichtslosesten Vertreter des amerikanischen Nationalismus, dienen! Das Gesagte hat allerdings seine vollkommene Wichtigkeit: denn sowenig auch der persönliche Charakter und das persönliche Auftreten vieler deutschen Flüchtlinge ihren Gesinnungsgegenossen und ihren Landesleuten überhaupt zur Ehre gereichen, in demjenigen, wodurch sie bei den Knowthings den Hauptstoß erzeugt haben, befinden sie sich jedenfalls im Rechte, und die nationale Borntheit der Amerikaner befinde sich den freieren philosophischen und religiösen Anschauungen der deutschen Auswanderer gegenüber als eine hoffentlich erfolglose Barbarei. Am allerwenigsten! aber stand es dem Verfasser zu, gerade diesen Punkt zu urgiren, zumal da der Knownothingismus sich von dem gleichen nationalen Standpunkt aus weit früher und weit entschiedener gegen die Rehrseite jener freigeistigen Bestrebungen, gegen das grobe Autoritätsprincip des Katholicismus mit seiner Tendenz, einen großen Theil der republikanischen Staatsbürger, und darunter gerade die geistig verwahrlosten, die Sklaven, durch slavische Abhängigkeit von ihren geistlichen Obern und mittelbar von einem fremden geistlich-weltlichen Machthaber politisch unmnüdig zu machen, gewendet hat. Allein so sehr auch dieser Kampf vom protestantischen Standpunkt aus materiell berechtigt erscheint, so verwerflich sind die Mittel und Wege des Knownothingismus. Dies nachzuweisen überläßt der Verfasser dem bereits oben erwähnten, emsigsten antisathelischen Gouverneur von Virginien, Henry A. Wise, dessen politisches Glaubensbekenntnis nicht weniger als 39 Seiten des Buchs ausfüllt. Das Ergebnis, zu welchem dieser gelangt, ist folgendes: Nichts ist für die amerikanischen Institutionen so verderblich als geheime Gesellschaften zu politischen und religiösen Zwecken auf Unbultsamkeit und Proscription Anderdenkender gegründet, nichts so sehr gegen das Gesetz, gegen den Geist der christlichen Reformation, gegen den ganzen Zweck des Protestantismus, gegen Glauben, Hoffnung und Nächstenliebe, welche uns die Bibel lehren, gegen den Frieden und die Reinheit der Kirchen, gegen eine freie Regierung, gegen menschlichen Fortschritt, gegen amerikanische Gastfreundschaft und Höflichkeit, kurz gegen Amerikanerthum in jedem Sinne und jeder Form. Der Verfasser acceptirt auch diese Forderungen bestens, obgleich er ihre Voraussetzungen verwirft. Ein solches Verfahren nennen wir Protestanten Jesuitisch.

In Betreff des sonstigen Inhalts kann ich mich kurz fassen. Es befindet sich einzelnes recht Gute und Brauchbare darunter, z. B. das über Einwanderung, Landwirtschaft, Gemüsegärtnerei und Weinbau Gesagte. Dies nimmt aber nur einen geringen Raum ein. Von Handel und Industrie versteht der Verfasser offenbar sehr wenig und seine Bemerkungen über die „Geschäftsstemme“ sind so unklar wie möglich. Die unvermeidliche Beschreibung von Newport wird uns auch hier nicht erlassen, obwohl sie ebenso gut hätte wegzubringen können wie die oberflächlichen Notizen über Wisconsin, Illinois und Missouri, welche der Verfasser augenscheinlich nicht aus eigener Erfahrung kennt. Seine Urtheile über die Verfassung, das Gerichtsverfahren, das Wahlwesen, die Aemterjagd, die zunehmende Unsicherheit des Eigenthums und der Person, Geldgier und Mangel an Rechtschaffenheit, die Zeitungen u. s. w. enthalten leider nur zu viel Wahres; aber der Gesichtspunkt des Beobachters ist so beschränkt und sein Blick durch die größten Vorurtheile so getrübt, daß man nicht einmal den angeführten Thatsachen ohne weiteres Glauben schenken darf. Dazu herrscht in dem ganzen Buche die unglaubliche Verwirrung, und wer nicht von vorn herein mit dem Entschlusse, sich auf gut katholisches Erbauen zu lassen, an die Lectüre geht, der geräth ohne Zweifel in Verwirrung, es nach dem ersten Kapitel aus der Hand zu werfen.

Interessant ist die Schilderung des Parteitreibens zur Zeit der letzten Präsidentenwahl. Ich theile daraus einige Proben amerikanischer politischer Gelegenheitspoesie und Beredsamkeit mit, von denen man freilich nicht einseht, warum ihnen der Verfasser einen Platz in seinem Buche eingeräumt hat, da ihr Inhalt kaum geeignet ist, die republikanische (oder, wie der Verfasser will, „revolutionäre“) Partei herabzusetzen, „welche für den Abenteuerer Oberst Fremont (sic!) schwärmte“, denselben Abenteuerer, dessen große Verdienste unser Alexander von Humboldt bei Gelegenheit seiner jüngsten Candidatur so glänzend anerkannt hat. Die englische Lede an die Freiheit lautet:

Free soil, free men,
Free speech, free men,
Freedom from slavery's thrall.
Free North, free East,
Free South, free West,
Freedom for one and all.
Free ports, free seas,
Free ships, free breeze;
Free homesteads for the people,
Free bells on every steeple,
Free pulpits and free preachers,
(Three cheers for all the Beechers)
Freedom from southern nooks,
Freedom from southern brooks;
Free schools, free books,
Freedom to worship God,
Freedom to read his word;
Freedom's star-spangled banners
Waving o'er gallant Kansas;
Freedom from border smugglers,
(Three groans for Pierce and Douglas)
Freemen to bear the battle brunt,
And, rushing to the battle front,
Fremont, Fremont!

Die Deutschen sangen:

Ihr Söhne der Freiheit, erwacht, erwacht!
Nest gilt es für heilige Rechte
Der Menschheit zu kämpfen mit Kraft und Macht,
Sonst werden wir alle noch Knechte!
Wer die Freiheit nicht als Höchstes ehrt,
Ist selber der Ketten und Peitsche werth!

Es haben die Händler in Menschenfleisch
Sich Kansas zum Opfer erkoren,
Dem Süden her kommt ein Mordgekreisch
Der freibeiwilligen Thoren:
„Wir wollen die Herren von Kansas sein,
Sach trennen wir uns vom Staatenverein.“

Doch der Norden donnert es laut zurück:
„Es ist aus mit der Herrschaft der Gunter,
In Ende gespielt ist das schändliche Stück
Dem patriarchalischen Junker.
Kein Fuß brei Landes kinsüro sei
Guch offen für euer Tyrannie!“

„Längst habt ihr mit frevelndem Uebermuth
Ob des nördlichen Bruders gelächelt,
Daß in eignem Schweiße er sammelte sein Gut,
Während euch euer Slave beschleht;
Nist ob nicht allein der ein feier Mann,
Der den eigenen Kräften vertrauen kann!“

„Brüdt «Buck und Bred», so laut ihr roßt,
Unser Wabstpruch ist Fremont und Dayton!
Und wenn ihr auch dreht und schmeißt und großt,
Wir tanzen nicht länger an Dräkten,“
Die Freiheitsflamme ist angezündet,
Die Hölle jährt, der Himmel lacht!“

In Pennsylvanien gibt es Counties, wo die im vorigen Jahrhundert eingewanderten Deutschen ihre Muttersprache derartig verändert und mit englischen Wörtern vermischt haben, daß sie dem Uneingeweihten zwar unverständlich, für den Sprachforscher aber von Interesse sein könnte, weshalb wir der Curiosität wegen, eine solche Rede in vorbesagter Angelegenheit hier folgen lassen.

„Die demokratische Partei hatte sich zu einem Ratificationsmeeeting für die Cincinnati-Platforme und für Buck und Bred versammelt. Banner mit Devisen flatterten in der Luft; Kanonenschüsse zeigten den Beginn der Versammlung an. Schon mancher Redner hatte sich hören lassen, und dem alten «Buck» war manches Lebehoch gebracht, als ein Redner von der republikanischen Partei die Platforme bestieg und die Demokraten in pennsylvanischer Mundart also anredete:

„Nau, Fellow Demokräte, seht will ich euch á Spiich mache auf deutsch, so gut ich zusicht kann. Mein erscht deutsch Spiich han ich drobe in der Dief Grid gemacht, un sell, glaube ich, ischt gut usgenomme worde.“

„Ihr wißt; der Jimmy Buchanan ischt genominatet worde für Präsident vun der demokrätis Party un de Republikaner háwwe de Frimont genominatet.“

„Nau, ei han zusicht nichts gege de Buchanan, bot es ischt mit ihm wie mit sellem Bock. Da will ich euch á Annelbot von erzähle.“

„Da war emol á Kermer, der hott zwee Bub' gehelt; der een von dene Bub' war á scharfer smarter Käffel, un der annere war é schtiller Kerl. Nau, über á Weil, wie der Alte gekorben ischt, do hátt er unner annern dene Bub' á Heerde Schoof zum verbeele überlasse.“

„Bei dene Schoof war á großer fetter Bock, der war dem schtille Bub' sein Favoritbock. Nau, isch emol der scharfe Bub' 'nausgeganget un hot die Schoofe verbeelt, un hot alle derre Schoof un de fetter Bock uf een Seit geschittelt, un alle fetter Schoof uf de annere.“

„Well, Bruder, sagt er, nau tschuhs, welche du willst.“

„Der schtille Bub' hat sich den Mütter (the matter) á Bissel angesehen, ischt denn zum fetter Bock bei de derre Schoof gegangen un hott gesagt: Du schreiner, lieber fetter Bock, vst han ich mit dir geschpielt und dich gesüttert, aber nau bistu in verdammte schlechte Company gerathe, un ich will nir mehr mit dir zu thun háwwe.“

„Well nau, Fellow Demokrät, so ischt es zusicht mit dem Buchanan; er ischt in á verdammte schlechte Company. Wir müsse also tschuse wie der schtille Bub'!“

Was der Verfasser während seines siebenjährigen Aufenthalts in Amerika eigentlich getrieben hat, ist aus dem Buche nicht ersichtlich. Allem Anschein nach ist er ein katholischer Geistlicher. Wir erfahren nur, daß er in Newjersey und Pennsylvanien verweilt und eine Zeit lang „eine politische, jedoch katholisch redigirte deutsche Zeitung in Pittsburgh“ herausgegeben hat. Er war ein so geschickter Redacteur, daß er seinen Hauptconcurrenten von der Gegenpartei todt machte, obgleich er im Stande war seinen Lesern zu erzählen, daß „der im vorigen Jahrhundert plattgegriffene Freiheitskampf der Nordamerikaner mit der am 4. Juli 1776 durch ihre Repräsentanten vollzogenen Unabhängigkeitserklärung“ geendet habe. Auch daß Washington „in dem ersten sich zu Newyork versammelnden amerikanischen Congreß Vorstehender“ gewesen sein soll, ist eine Thatsache, welche erst noch in die Geschichtsbücher nachgetragen werden muß. Für den philosophischen Sprachforscher endlich dürfte es von höchstem Interesse sein, aus der vom Verfasser angeführten Rede des hochwürdigen Bischofs Dupanloup über die Verirrungen der Geister und der menschlichen Vernunft zu lernen, „daß die babylonische Sprachverwirrung, welche wir überall in der Union antreffen, ihren tiefinnerlichen Grund im Abfall vom wahren Glauben und in dem Sittenverderbniß habe, worin auch die Schreibverwirrung der Amerikaner — wonach ein Vocal fünf verschiedene Laute repräsentirt — gegründet ist“.

*) Buchanan und Bredensidge.

Damit, daß der Leser in Versuchung gerathen könne, auch Griesinger's Buch nach der Lectüre des ersten Kapitels zuzuklappen, hat es keine Gefahr; es ist vielmehr zehn gegen eins zu wetten, daß er es nicht eher aus der Hand legen wird, als bis er es vom Anfang bis zum Ende mit gespanntem Interesse durchgelesen hat. Diese „Bilder“ sind in der That „lebende“: ernst wie das Leben und doch auch frisch wie das Leben. Der Verfasser bezieht unstreitig für diese Literaturgattung eine ungewöhnliche natürliche Begabung; aber es verräth sich zugleich in der Anlage und Behandlung des Ganzen eine klare Einsicht in die Bedingungen und Anforderungen derselben. Anerkennenswerth ist in dieser Rücksicht vor allem die weise Selbstbeschränkung des Verfassers, eine Selbstbeschränkung, die sich nach zwei Seiten hin geltend macht. Einmal nämlich faßt er der Regel nach lediglich neuportler Zustände ins Auge, obwohl er offenbar auch in den übrigen Theilen der Union heimisch genug ist. Jene selbstgezwogene Schranke macht es ihm möglich, den Gegenstand seiner Darstellung in seiner ganzen Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit zu erfassen, ihm auf den Grund zu gehen und die charakteristischen Eigenthümlichkeiten aller seiner Erscheinungsformen in scharfen Umrissen hervortreten zu lassen und in ein helles, oft ganz neues und überraschendes Licht zu stellen, während diese Vertrautheit mit den amerikanischen Verhältnissen im allgemeinen ihn vor einem ungeliebten Generalisiren bewahrt und da, wo er das wirklich Gemeinfame und Universalgültige berührt, für die Wichtigkeit seiner Beobachtungen, Urtheile und Rathschläge bürgt. Diese Vorzüge machen sich aber insofern mit doppelter Stärke geltend, als der Verfasser sich auch innerhalb der bezeichneten Sphäre enger Grenzen gesteckt und mit weiser Berechnung auf einen einzigen, aber deshalb um so festern Standpunkt beschränkt hat. Er betrachtet nämlich die amerikanischen und speciell die neuportler Zustände durchaus nur in ihrem Verhältnisse zur deutschen Nationalität, indem er uns einerseits die wirkliche Lage der in Amerika eingebürgerten Landleute und andererseits die Aussichten für deutsche Einwanderer auf transatlantischem Boden schildert. Hierdurch wird Griesinger's Schrift, obgleich sie sich auf dem Titel nicht als solches ankündigt, ein wahres Roth- und Hülfsbüchlein für alle deutschen Auswanderer und Auswanderungseusigen, was die große Mehrzahl der ausbrüchlich zu diesem Zwecke geschriebenen Bücher, wie z. B. das obige von Wagners, bekanntermaßen nicht ist. Mit einer vorwornen, buntschneidigen Sammlung von allgemeinen, sporadischen Notizen, die man in dem ersten besten geographischen Handbuche weit vollständiger und zuverlässiger findet und die über alles Mögliche ein wenig und über nichts einen ordentlichen Aufschluß geben, und mit einigen von einer völlig unzureichenden Erfahrung abstrahirten Verhaltensmaßregeln ist demjenigen, welcher über sein ganzes Lebensschicksal zu entscheiden im Begriffe steht, wenig geboten. Da er unendlich die ganze Literatur über Amerika durchstudiren kann, so wird eine detaillirte Schilderung der dortigen Lebensverhältnisse mit ausschließlicher Beziehung auf die speciellen Schwierigkeiten und Erfordernisse seiner Lage der beste Wegweiser für ihn sein, auch wenn sich dieselbe, wie sich dies bei einer gewissenhaften Darstellung eigentlich von selbst versteht, räumlich und sachlich innerhalb eines beschränkten Kreises hält. Dieses Bedürfnis befriedigt Griesinger's Buch in seltener Weise, nicht nur durch seinen Inhalt, sondern auch durch seine Form. Es enthält 45 einzelne Skizzen, jede ein künstlerisch abgerundetes Ganzes für sich und doch alle sich zu einem eindrucksvollen Gesamtbilde zusammenschließend. Die ungemeine Anschaulichkeit dieser Genreskizzen kommt sowohl dem Verstande als auch der Erinnerung zu Hülfe, und wer das Buch mit Ueberlegung gelesen hat, der kann über seine Stellung und sein Benehmen bei seinem ersten Auftreten in Amerika nicht gut mehr im Zweifel sein, wenn er nicht etwa die vielleicht noch rechtthätigere Einsicht daraus gewonnen hat, es sei für ihn am besten im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren. Die Skizzen des Verfassers haben vielmehr neben der Lebenswahrheit so viel Dichtung als zu einem Genregemälde absolut erforderlich ist;

dafür aber, daß die erstere nie auch nur im geringsten durch die letztere getrübt wird, bürgt die glänzende Auffassungsgabe des Verfassers, welcher seinen fünfjährigen Aufenthalt in Amerika zum eingehendsten Studium aller dortigen Lebensverhältnisse benutzte, bürgt der Vergleich mit anderweiten Sittenschilderungen von da, bürgt vor allem der ganze Ton und die Haltung des vorliegenden Werks selbst. Die Darstellung ist außerordentlich lebhaft und graphisch; Stil und Ausdrucksweise dem Gegenstande genau angepaßt, hier und da freilich wie die Pinselstriche eines Titade. Man kann fast sagen, daß der Verfasser hierdurch ein neues Genre in die Literatur über Amerika eingeführt hat, ein Genre, welches zwischen der wissenschaftlichen Beschreibung und der Schilderung des Touristen in der Mitte steht und das eigenthümlich künstlerische Gepräge vor beiden voraushat.

Wir werden dem Verfasser vielleicht am ehesten dadurch gerecht, wenn wir eine seiner Skizzen vollständig wiedergeben. Wir wählen hierzu aus Rücksicht auf den Raum eine der frühesten mit der Ueberschrift:

Der Schneider in Amerika.

Der Schneider ist der glücklichste Mensch in ganz Amerika. Das erste, was er that wenn er ankommt, ist, daß er heirathet; das zweite, daß er nach Geschäft sieht.

Ein ordentlicher Schneidergeselle ist nie ohne „Schap“, auch hier und da „Feinsliebchen“ genannt, aber draußen, in Deutschland nämlich, verging's ihm, das Heirathen! Da mußte er die Woche durch für 18 Bagen, und wenn's hoch kam, für einen preussischen Thaler arbeiten, natürlich bei freier Kost und Antheil an einem Dachkammerlein; und wie mußte er arbeiten? Von Morgens früh bis Abends spät. Daher kam's auch, daß seine Sitztheile so dick und seine Arme so dünn wurden. Wie konnte er aber mit 18 Bagen wöchentlich heirathen? Und — wenn er's riskirt hätte, hätte man's ihn riskiren lassen? Draußen hat der Pfarrer und der Schultheiß und der Gemeinderath auch was dreinzureden, und der Gemeinde ist's gar nicht einerlei, wenn Bettelinder auf die Welt gesetzt werden!

In Amerika ist das ganz anders. Sobald der Schneidergeselle ans Land tritt, wird er von selbst Meister. Er geht sofort zu einem Kleiderhändler und deren gibt's Legion, producirt sich als Schneidermeister so und so, und fragt, wie viel der Herr Kleiderhändler fürs Hosen- und Rockmachen zahle. Der Kleiderhändler ist sehr erfreut, den Herrn Schneidermeister kennen zu lernen, sagt, was er bezahlt, und gibt dem „Meister“ alsbald ein Duzend Rode zum „Machen“ mit. Sind die Rode fertig, so bringt sie der Schneider in den Kleiderstore zurück, zieht den ausgemachten Rock ein und läßt sich ein Duzend neue Rode geben, die er nach acht Tagen abermals fertig bringt. So geht's jahraus, jahrein!

Und wie leicht geht das Arbeiten. Da ist kein Aufenthalt mit Messen und Zuschneiden, kein Aufenthalt mit Futter- und Knöpfe-Einkaufen. Der Schneider bekommt alles fertig zugeschnitten; er bekommt soviel Duzend Futter, Knöpfe, Faden als er braucht, nicht mehr, nicht weniger. Freilich gibt's auch keinen „Absall“. Er kann in Amerika dem Kappeumacher nicht so und soviel jährlich abgeben; er kann sich von einer Kundenhose nicht eine Weste herausschneiden und von einem Kundenrock lang's auch sein Häkchen für seinen Duden. Aber — alle Westheile kann ein Land nicht haben, und bis er draußen einen Rock fertig brachte, ist hier der vierte schon abgeknügelt.

Der liebste Tag ist dem Schneider der Sonntag Mittag. Morgens wird noch streng gearbeitet, denn die Rode, die er am Montag abzuliefern hat, müssen heute schon für und fertig sein. Aber — mittags geht's los. Er selbst ist nagelneu und steht genug ausgelassert, aber sein Weibchen, wie sieht die erst aus? Na, wer die draußen gesehen hat, als sie noch bei Secretärs so und so diente, und wo sie jetzt steht! Ein Rosabutt mit Blumen, eine schwarzleidene Mantille, ein Tüschkleid mit drei Garnierungen, Sammtfädelchen, Glacéhandschuhe, gesticktes Schnurputz, na, was sagst du dazu? Und sie ist erst nicht zufrieden

damit, ob's gleich für den Anfang schon recht ist; zwei seidene Kleider müssen her, ein farbiges und ein schwarzes, und ein achteckiger Shawl muß her und eine echte Grünseline von Kautschuk oder Koffhaar, nicht von Fischbein oder Baudrifen. So steht's mit der Schneiderfrau.

Aber sie verdient's auch, das liebe Weibchen, denn von Morgens früh an ist sie auf den Weinen. Jetzt sitzt sie neben ihrem Mann und hilft ihm nähen und Knopflöcher machen; drauf steht sie am Kofchen und macht im Flug das Mittagessen fertig. Und dazu singt sie und lacht sie und pappelt sie den lieben langen Tag, wie wenn unser Herrgott den Sonnenschein nur für sie geschaffen hätte! Ohne sein Weibchen ist der Schneider nur ein halber Mensch; er würde kaum zwei Dritteltheile fertig bringen.

Hat der Schneider am Sonntag mit seinem Weibchen einen Ausflug ins Land gemacht, oder in einem Concertsalon bei „sacred“ Musik Lagerbier getrunken — sie trinkt Bunsch —, so ist dagegen der Montag sein Eigenthum. Die „fertigen“ Röcke oder Hosen oder Westen werden fein herrlich zusammengepackt und aufeinander gelegt; der Schneider macht sich selbst fertig und — an diesem Tag weiß die Frau schon, daß sie mit dem Mittagessen auf ihren Mann nicht zu warten hat. Zuerst wird die fertige Waare abgeliefert, dann wird das Geld eingeliefert, dann wird die neu übernommene Waare in ein Bündel gepackt und nun geht's ins Wirthshaus. Ein paar Kameraden sind schon da; man setzt sich zur „Kreuzmarriage“ oder zum „Gaiel“ oder zum „Napoleon“, offenbar das geistreichste unter allen diesen Spielen, wenn's auch Napoleon selbst nicht erfunden hat. An diesem Tage geht's ohne einen starken „Tusel“ nicht ab. Die Frau zu Hause weiß es aber schon und grämt sich deshalb nicht zu Tode; im Gegentheil, gegen Abend nimmt sie den Weg unter die Beine und sucht ihre Gehälsite im Lagerbiersalon auf und führt ihn friedlich nach Hause. Den andern Tag wird wieder drauf los genäht und drauf los gekochten, als ob's gar keinen Kopenjammer auf der Welt gäbe!

So geht's von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr.

Den Kindern ist der Schneider sein besonderer Freund. So ein kleiner Schreibstisch ist nur ein Hinderniß fürs Geschäft. Die Frau hat was anderes zu thun als Kinderjungen um „Vabiscabwaren“. Der Himmel ist ihm in dieser Beziehung auch günstig und selten gibt's einen Schneider in Newberk, der eine zahlreiche Nachkommenschaft hätte; im Gegentheil, die meisten Schneiderchen sind kinderlos. Den Grund hiervon mögen Mediciener erforschen!

Hier und da läßt er sich verleiten, ein „Kaubengeschäft“ anzufangen, und Röcke und Hosen auf Bestellung und nach dem Maße zu machen, gerade wie's in Deutschland Sitte und Gebrauch ist; aber es will nicht recht gehen, man muß zu viel in den Wirthshäusern herumlaufen, um Kunden zu bekommen, und — hier und da passiert's einem auch, daß eine Rechnung unbezahlt bleibt, gerade wie in Deutschland. Früh oder spät kehrt daher der Schneider immer wieder zu seinem früheren Geschäft zurück und wird „Stopparbeiter“, d. h. näht zugeschnittene Kleider fertig.

Im Alter, wenn's mit der Arbeit nicht mehr so flink geht, wenn die Augen etwas nachlassen, wird er Altkleider. Er mietet sich ein kleines Lädchen, besonders gern in der Nähe eines Hotels, und — an Arbeit fehlt's ihm nie, solange noch Knöpfe abspringen und Hosen zerreißen. Die Frau aber ist auch da nicht unthätig und verdient soviel wie er; denn sie bringt die „Klecken“ heraus und stellt Rock und Hosen wieder wie neu her.

Sein größter Feind war bisher die Nähmaschine; in neuerer Zeit aber hat er sich wieder etwas mit ihr ausgesöhnt. Ja, wenn er übrige hundert Thaler zusammengeknäht hat, ist er im Stande und lauft sich selbst eine solche und verdient dann in der Woche statt sieben oder acht Thaler seine zwölf oder vierzehn.

Frische oder amerikanische Schneider gibt's sehr wenige. Die ganze Schneiderzunft ist deutsch. —

Dieses Gemälde hat unzweifelhaft einen ziemlich idyllischen Charakter und dürfte eher geeignet sein, in einem deutschen Schneider Amerikafestlässe zu erwecken, als sie zu erschrecken. Die Mehrzahl hinterläßt einen ungleich entmutigenderen Eindruck. Der Schneider hat vor den meisten übrigen Professionisten den Vortheil voraus, daß bei ihm selten oder nie jener Arbeitsmangel eintritt, dessen traurige Folgen der Verfasser in der neunzehnten Skizze: „Stoppen, oder es ist nicht alles Gold, was glänzt“, so überzeugend entwickelt. Beherzigenderwerth ist vor allem Kapitel 29: „Er macht sein Leben“, wo der Verfasser durch eine Reihe der schlagendsten Beispiele darthut, daß man es in der Regel trotz des größern Verdienstes in Amerika bei der Unsicherheit der Arbeit und der Koffspieligkeit aller Lebensbedürfnisse auch nicht weiter als in seinem Vaterlande, d. h. bis zum nothdürftigen Lebensunterhalte bringt. Diejenigen, welche sich in ihren Träumen ein gemüthliches Landleben als Gutsbesitzer und Ackerbauer ausmalen, sind namentlich auf das achtundzwanzigste und auf das letzte Kapitel: „Harme, Land- und Votafociation“ und „Und Feisch grad' genug“ zu verweisen, wo man die schon oft angeführte Erfahrung bestätigt finden wird, daß der Auswanderer selbst des Lebens Noth und Qual bis zur Hefe zu erbulden hat und es im allergeringsten Falle so weit bringt, bei seinem Tode seine Kinder versorgt zu sehen. Einen tragischen Eindruck macht „Der Künstler in Amerika“ (25): die Geschichte eines deutschen Malers, der sich in Newberk vergeblich nach Kunstakademien umsieht, seine mitgebrachten paarhundert Gulden zuseht, während er mit Liebe und Eifer, um die edle Malerkunst im Lande der Freiheit einheimisch zu machen, monatlang an einem Wilde arbeitet, das er endlich, von allen Bilderhändlern und von einem reichen „Kunstler“ in der fünften Avenue (vgl. den „Fifth-Avenue-Mann“ in Kapitel 35) zurückgewiesen, weil es „ohne Rahmen“ sei und „nichts Heroisches“, zu wenig „Colorit“ habe, vor Wuth in tausend Regnen zerbricht, worauf er, von der bitteren Noth gedrängt und dem wohlgemeinten Rathe eines amerikanischen „Collegen“, eines Schilbermalers, folgend, den heroischen Entschluß faßt „praktisch“ zu werden, welchen Entschluß er dadurch ausführt, daß er zunächst bei einem Feinter in Gesellschaft zweier Mägers und dreier Weisen weilt und gipft, sodann bei einem „Decorationsmaler“ in Arbeit tritt, hierauf mit Ueberbückung der „Coloristenreihe“, welcher der Verfasser in der übernächsten Skizze eine ganz besondere Schilderung zu Theil werden läßt, als Retoucheur bei einem Daguerreotypisten und Photographisten fungiert und sich endlich selbständig als „Kunstfabrikant“ etablirt, in welchem Charakter er „Mustergemälde“ entwirft, diese auf Bestellung von seinen „Unterpeintern“ ausführen läßt und sie zu 10—15 Thalern das Stück, im Duzend natürlich billiger, verkauft, und sich auf diese Art respectabel ernährt. Einen ungemüthlich traurigen, fast erschütternden Eindruck hinterläßt die achte Skizze: „Draußen Doctor juris utriusque — in Amerika Bierwirth.“

Alle die bisher angeedeuteten Kategorien umfassen Einwanderer, welche ihr Brot auf eine zwar größtentheils trübselige, aber doch ehrliche Weise zu verdienen suchten. Es gibt aber eine große Menge anderer Kategorien, denen jedes Mittel zur Erhaltung ihres Lebens oder auch zum Reichwerden recht ist. Der Raum gestattet mir nicht auf alle hierhergehörigen Skizzen näher einzugehen und ich verweise daher einfach auf „Medicinas Doctor, Surgeon und Dentist“, „Der Schinder oder der deutsche Winklabbeccat“, „Der Zeitungsgeschreiber“, „Der Emigrantenwirth“, „Der deutsche Bettler“. Ergötzlich ist Kapitel 33: „Heute Schneider — morgen Pfarrer.“ Ein verbobenes Genie, das vom Primaner zum Schneiderlehrling umgefallen hat, fühlt sich zu etwas Besserm geboren und sagt nach einigem Aufenthalt der Schneiderboutique Lebenswohl, um, von Vater und Mutter mit einigem Gelde ausgestattet, nach Amerika zu gehen. Hier treibt er sich zunächst als „höherer Bummier“ umher, bis ihm das Geld ausgeht und der Wirth ihn eines Tags, zu allem Unglück vor dem Mittagessen, zum Hause hinaufwirft. Da

erkennt er sich seiner Fertigkeit mit der Nadel und arbeitet einige Monate lang als Schneidergehülfe. Sowie er wieder einige Thaler Geld in der Tasche klumpen hört, regt sich das Bewußtsein seiner höhern Bestimmung aufs neue. Er beschließt, sich als Cigarrenhändler zu etablieren, kommt aber bald dahinter, daß er bei diesem Geschäft nicht das trockene Brot verdienen kann, und tritt als Barskeeper in eine „Basementkneipe“ (zehnte Etage) ein. In dieser würdigen Stellung bleibt er so lange, bis es ihm eines Abends beikommt, sich selbst mit den Getränken seines Principals zu tractiren und er sich am andern Morgen fleiß und kalt oben in einer Gasse auf der Straße findet. Jetzt wird er Dock- oder Hafenarbeiter: die Arbeit ist hart, aber der Lohn nicht schlecht. Eine Zeit lang geht es gut; endlich aber kommt es zu einem Streite zwischen den deutschen und irischen Arbeitern. Die Polizei läßt natürlich die Letztern laufen und steckt die Erstern ins Loch, aus dem sie am andern Tage wieder entlassen werden, weil kein Kläger erscheint. Gerade zur rechten Stunde stößt er auf einen Farmer, der ihn als Knecht auf seinen Hof mitnimmt. Hier hält er trotz der schweren Arbeit und des schlechten Lebens bis in den Sommer hinein aus; eines Tags aber, wo er eben seinen Monatslohn erhalten hat, erfaßt ihn eine solche Sehnsucht nach frischem Fleisch und Lagerbier, daß er seine sieben Sachen zusammenpackt und auf- und davongeht. Nachdem er seine Sehnsucht befriedigt, verdingt er sich als zweiter „Porter“ auf ein Dampfboot, wo er sich so anstellt, zeigt, daß der Kapitän ihn schon zu befördern gedenkt, als er den Mantelsack eines Reisenden ins Wasser fallen läßt, und zwar unglücklicherweise nicht den eines Deutschen, sondern den eines Amerikaners und noch dazu eines Congressmitgliedes. Der Kapitän zieht den Revolver, um ihn zur Strafe niederzuschleßen; da springt er ins Wasser und rettet sich durch Schwimmen ans Land. Er faßt den Beschluß, dem Kapitän einen Civil- und Criminalproceß anzuhängen. Nach vier vergeblichen Versuchen findet er endlich in der nächsten kleinen Stadt einen Advocaten, welcher sich der Sache unter der Bedingung unterzieht, daß er bis zum Austrage derselben „ums Warme“ als Schreiber bei ihm functionire. Eines schönen Morgens aber verschwindet der Advocat, nachdem er sich mit dem Kapitän um eine effectliche Summe abgesunden hat. Dem unglücklichen Schreiber bleibt nichts anderes übrig, als sich wieder auf den Weg zu machen. Dieser führt ihn an einer katholischen Kirche vorüber, in welche er eintritt und wo er durch seinen Gesang die Aufmerksamkeit des Meßners erregt, der ihn nach der Messe zum „Hochwürdigsten“ bescheidet. Der Geistliche engagirt ihn als Kirchenfänger auf alle Sonntage und als Hauslehrer bei den Nieren seiner Vorschülerin, da er ihn für einen guten Katholiken hält. Das irische Dienstmädchen übernimmt es, ihn im „Bekreuzigen“ und andern katholischen und nichtkatholischen Mythen zu unterrichten, wird aber eines Nachts bei dieser Beschäftigung vom Hochwürdigsten überrascht, welcher sich nicht ins Handwerk des Proselytenmachens pfeifen lassen will und den Neophyten zum Hause hinausjagt. Dieser tritt in der nächsten Stadt in eine deutsche Schauspielertruppe, wird aber in seiner Rolle als erster Liebhaber ausgepöfien und mit zer schlagenem Kopfe und zerrissenen Kleidern aus dem Tempel der Thalia hinausgeprügelt. Nachdem er nunmehr alles gewesen, was man in Amerika zu den freien Künsten zählen kann, fühlt er endlich das Bedürfnis sich „häuslich niederzulassen“. Da findet er in einer Zeitung die Annonce: „Ein protestantischer Geistlicher wird verlangt.“ Schnell entschlossen verwandelt er in der Nacht seinen Kirchenfängerrock in einen schwarzen Frack, schneidet sich von weißem Papier große weiße Vatermörder, schlingt ein Stück von seinem Hemde als weißes Tuch um den Hals, streicht das Haar weit hinter die Ohren zurück, faßt eine Brille und macht sich unverzüglich auf den Weg. Den nächsten Sonntag hält er seine Probepredigt und schlägt seine beiden Concurrenten, einen Provviser und einen Schuhmacher, glänzend aus dem Felde. Zwar die verlangten Zeugnisse kann er nicht beibringen; da aber die beiden andern Candidaten auch keine haben und die Tochter des

Squire, die in Theologie als Autorität gilt, sich mit dem von ihr mit dem Candidaten angestellten „Gramen“ zufrieden erklärt, so wird der ci-devant-Schneider Pfarrer und die Squireveredhter Frau Pfarrerin.

Den deutschen Juden, welche vor ihren übrigen Landsleuten in Amerika das voraushaben, daß sie alle reich werden, sind gebührendermaßen drei Kapitel gewidmet: „Der Peddler“, „Der Ghatamstreetjude in Newyork“ und „Der Parabröcker“. Als Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts figuriren: „Die deutsche Arbeiterfrau in Newyork“, „Das deutsche Dienstmädchen“ und „Die Kellnerin in Newyork“. Letztere führt uns in das Gebiet der schauerlichen Orgien der Aphrodite hinüber, also deren Prieslerinnen in absteigender Ordnung „Die Mercers Streetdame in Newyork“, „Die freundliche Bedienung“ des „Basement“ und „Die Straßennymphen“ erscheinen. „Das Langhaus“ vervollständigt dieses Nachgemälde der Gesellschaft. Mehr zur allgemeinen Charakteristik der amerikanischen Zustände, obwohl immer in Beziehung auf die Deutschen, dienen: „Verirrethe in Amerika“, „Die Californierwitwe“, „Der Grocer“, „Eine amerikanische Eisenbahn“, „Die Wahrsagerin“, „Der Kunner“, „Der Junkshop“, „Der Erbsenbröcker“, „Ein Spielhaus“, „Der Voofer“, „Der Boardingwirth“, „Quacksalberer und Nickertracht“, und „Die Intelligenz Office“, während „Der Temperenzler“, „Ein amerikanischer Sonntag“ und „Der Bürgergardist“ die deutsche Sitte im Gegensatz zur amerikanischen und den Einfluß der Erstern auf die Letztere aufzeigen. Der Verfasser schildert hier die ganze Heuchelei der amerikanischen Moralität und Religiosität aus eigener Erfahrung und läßt bei dieser Gelegenheit auch unter andern dem culturhistorischen Vermittelungsberufe des „Lagerbiers“ sein Recht widerfahren. In „German friend and Dutch Son-of-a-bitch“ setzt er den politischen Einfluß der Deutschen bei den Wahlen und die Verachtung und feindselige Stimmung der Amerikaner gegen dieselben auseinander. Die beiden ersten Skizzen: „Der Einwanderer“ und „Gast-Garten“ beziehen sich speciell auf die Behandlung der Emigranten während der Seereise und bei ihrer Ankunft in Newyork; in Bezug auf die Letztere stimmt der Verfasser zwar mit Barnefried darin überein, daß die gegenwärtige Einrichtung immer noch weit besser als die frühere Concurrenz der „Kunner“ ist, führt aber die Verdienste der Emigrantencommission auf ihr gehöriges, ziemlich bescheidenes Maß zurück.

Faßt man das ganze Gemälde, welches Griefinger vor unsern Augen entrollt, mit einem Blicke zusammen, so kann man dasselbe zwar kein abschreckendes, aber noch viel weniger ein verlockendes nennen. Die Moral des Ganzen ist: Wenn ihr daheim ebenso arbeitet, wie ihr in Amerika arbeiten müßt, so werdet ihr euch dort in neun Fällen unter zehn glücklicher und zufriedener fühlen als hier. Aber „Wie man in Amerika arbeitet“, d. h. wie hier die gespannteste Aufmerksamkeit, die unverdrossenste Regsamkeit und die rastloseste geistige Selbstthätigkeit an die Stelle der deutschen Saumseligkeit und des deutschen Schlenbrians treten, wie dort jede Arbeit in Ehren gehalten wird und deshalb der Arbeiter bei kürzerer Arbeitszeit und eher geringerer als größerer Kräfteanstrengung drei-, viermal soviel leistet als in Deutschland, das weist der Verfasser in Kapitel 42 so unübertrefflich schön nach, daß ich meine Besprechung seines Buchs nicht zweckmäßiger schließen zu können glaube als dadurch, daß ich allen Lesern, denen sowol, welche sich mit Auswanderungsgedanken tragen, wie denen, welche ruhig daheim zu bleiben gedenken, ganz besonders aber den Letztern, den Inhalt dieses Kapitels dringend ans Herz lege.

Der Verfasser beabsichtigt den „Lebenden Bildern“ bald „Newyorker Geschichten. Erzählungen aus dem Emigrantenleben“, „Land und Leute von Amerika“, „Sodom und Gomorra ober Newyork bei Tag und Nacht“ und anderes Aehnliches nachfolgen zu lassen. Sie werden willkommen sein. Je eher, je lieber!

Eine moderne Lebensgeschichte.

Es ist schon wiederholt in d. Bl. die Frage aufgeworfen worden: ob denn wirklich unsere Zeit vorzugsweise zur Hervorbringung von Dichtungen berufen sei, welche sich als eigentliche Kunstwerke darstellen? Das moderne öffentliche und gesellige Leben bietet ja so wenig, was künstlerischen Sinn hervorbringen oder ihn befruchten könnte oder sich sehr zu objectiv künstlerischer Behandlung eignet; um so mehr reizt und fördert es die Neigung zur Contemplation, die sich namentlich auf die Begründung sozialer Probleme, individueller und allgemein menschlicher Zustände und des Verhältnisses des Individuums zum Staats- und Gesellschaftsganzen richtet. Diese kritisch-analytische Neigung ist namentlich bei uns nur zu subjectiven und beschaulichen Deutschen ausgebildet und es verbindet sich hiermit zugleich ein lästlich-spöttischer und sarkastischer Zug, der sich sehr oft selbst bei Autoren, die sonst in ihren Schriften oder Dichtungen einem idealen Pathos und einem enthusiastischen Ausdruck huldigen, wenigstens in ihren mündlichen Äußerungen über Personen und Verhältnisse deutlich genug erkennen läßt; aus demselben Grunde geschieht es, daß zu überschwänglich gedaufter Enthusiasmus sich uns meist als ein künstlicher und erschaffener Verdächtig macht. Viel mehr Glauben gewinnt uns, wir möchten sagen leider, in der Regel jene sarkastische und sarkastische Stimmung ab, die gerade bei Gemüthsmenschen durch die fortdauernde Reibung mit der Welt so leicht hervorgerufen wird und auch folgendem kleinen Büchlein zum Grunde liegt:

Das Lied vom Ewigen. Phantasie über ein ungeliebtes Thema von Robert A. Hartmann. Sanctgallen, Scheitlin und Bollhofer. 1859. 16. 15 Mgr.

Wir nahmen das Büchlein mit nur geringen Erwartungen zur Hand. Nicht deshalb, weil es so unscheinbar und klein ist. Kleine Bücher, wie kleine Leute, haben oft mehr Geist als große, und das kleine Buch Hieb — mit dem wir übrigens das vorliegende nicht entfernt vergleichen wollen — wird so manche vielbändige Werke sicherlich noch auf Jahrhunderte überdauern.^{*)} Aber der sonderbar gewählte Titel, der gar nichts von dem sagt, was das Schriftchen enthält, ließ uns eine Schöpfung erwarten, ebenso abstrus und ungenießbar wie der Titel. Allein wenn auch diese kleine Erzählung eher alles andere als ein Kunstwerk ist, wenn es ihr auch nur zu sehr an Geschmack fehlt und bloße Kunstfertigkeit den Humor ersetzen muß, so stießen wir doch darin auf eine größere Anzahl treffender oder anregender, zum Theil origineller Gedanken, als in manchen mehrbändigen Romanen. Ketten wir einen Theil derselben wenigstens für den Kreis unserer Leser, denn schwerlich dürfte die Erzählung, die an jeztlicher spannenden Handlung Mangel leidet und nur in aphoristischen Reflexionen fortschreitet, ein größeres Publikum finden.

Der Verfasser schildert darin den einfachen Lebenslauf eines experimentirenden, nach höhern Zielen unklar ringenden, echt modernen Menschen, Andreas Wallner, dessen Vater ein „Mühlarzt“ war, in dessen Augen nur das einen Werth hatte, was mit einem Rade versehen war, weshalb er auch an der ganzen Schöpfung nichts so zu tadeln fand, als den Menschen mit seinem feinen Organismus von Nerven und Adern, Gefäßen und Knochen, da doch nach seinem Dafürhalten ein ordentliches Räderwerk viel mehr am Plage gewesen sein würde. In einem weitern Kapitel verspricht uns der Verfasser die Gründe auseinanderzusetzen, warum er seinen Helden in Schwaben geboren werden läßt, statt dessen handelt er in seiner aphoristischen Weise

von den modernen Intriguenstücken im Gegensatz zu den wiener Pessen, in denen doch hier und da „ein Regen Poesie“ herumschwimme. Auch mit der Schilderung der Kinderjahre seines Helden sieht es düstlich genug aus; zum Versuch dafür polemisiert der Verfasser gegen diejenigen, welche sich durch künstliche Mittel in Regionen versetzen, für die sie nicht geboren und erzogen sind, um hinterher, wenn die künstliche Erregung vorüber, nur desto tiefer zu sinken. Hierauf schickt der Verfasser seinen jugendlichen Helden auf ein Gymnasium, bei welchem Anlaß er bemerkt: „Während der dümmste Bauerjunge einen anregenden Vorwurf für den Genremaler oder den Novellisten darbieten kann, ist der Gymnasiast für den Künstler wertlos. Leider taugt er auch sonst nicht viel.“ Im sechsten Kapitel, d. h. schon auf Seite 24, bezieht Anton Wallner die Universität, jedoch im Grunde nur zu dem Zwecke, damit der Verfasser wieder einige Reflexionen machen kann, darunter folgende: „Während man früher über den freien Willen, Seele, Denkkraft und dergleichen Begriffe für sich allein Betrachtungen anstellte, wobei allerdings manche ungeeignete Abschweifung vorgekommen sein mag, wird man jetzt, wenn man nach derlei Dingen fragt, einfach auf Band so und soviel verwiesen, sehr häufig auch auf das ganze System selbst. Es gleicht dieses Verfahren einigermaßen dem Gebaren jenes Generals, der einst auf die Meldung, daß das Centrum seiner Armee durchbrochen sei, lebhaft erwiderte: „Man bringe mir den dritten Band meines Werks über Strategie!“ Das achte Kapitel, worin der Held sich auf die Verfassung vorbereitet, beginnt mit dem artigen Paradoxon: „Daß alles Geschickte schon einmal gesagt und geschrieben wurde, darüber kann nicht wol mehr ein gegründeter Zweifel bestehen. Bedenklicher aber ist die Frage, ob auch alles Geschickte schon gelesen worden ist.“ Im neunten Kapitel hört Wallner bei einem Professor Römisches Recht, „womit man einen Proceß sechsmal entscheiden kann, während man nach Germanischem Rechte unter sechs Proceßten nur einen auszulösen vermag“. Im zehnten Kapitel studirt endlich Wallner „das Ewige“, das sich ihm plötzlich bei einem Spaziergange erschlossen hatte, doch muß man mit Wallner dies Ewige mehr ahnen als begreifen, trotz der stillen Worte Heinrich Kernig's: „Wir jammern über die verlorene Zeit unserer Jugend, und bedenken nicht, daß wir dabei das Ewige gelernt haben.“ Ach, wenn man von diesem Ewigen nur gerade in den Jahren, wo man der Ewigkeit immer näher rückt, viel brauchen könnte! Wallner will sich nun plötzlich auf die Mühl werfen, und zwar im elften Kapitel, worin auch ein „berühmter Compositeur“, den der Verfasser zwar nicht nennt, den aber Musikkundige ohne Zweifel erkennen werden, in nicht sehr liebevoller Weise vortritt ist. Da es mit der Mühl nicht recht vorwärts will, geräth Wallner auf den in mancher Beziehung unglücklichsten aller Entschlüsse, nämlich auf den, Schriftsteller zu werden. Dieser Entschluß ging aus einer Art „Dindämmerns“ hervor, das, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, nicht nur bei der Jugend, sondern auch bei alten Leuten, ja sogar im Völlerleben verkehrt. Dabei hat aber der Verfasser von der Schriftstellerei einen hohen Begriff. Für den wir ihm dankbar sind; er sagt: „Ich werde unter allen Umständen die Ansicht vertheidigen, daß der Verus des Schriftstellers, der sein Geschäft ehrlich treibt, der schönste ist, weil an seinen Thaten und Werken Charakter und Talent gleichen Antheil haben“; und: „Der Schriftsteller muß sich durch die That erproben, und das ist nicht die übelste Seite des Berufs in einer Zeit, wo man zwei Gramina machen muß, um Kaminschrer zu werden.“

Andreas Wallner geräth weiterhin in schlechte Gesellschaft. Da ist zuvörderst ein gewisser Emil Rosenbaum, von dem es heißt: „Sein Gemüth war so obscur sein, Rosenbaum wußte seinen Geburtsdag, und wenn er sich das letzte mal blämiert habe; er führte die Geburts- und Sterberegister der deutschen Literatur“, sodann ein Materialist, Namens Deuner, dessen Philosophie in folgendem kurzen Aphorismus bestand: „Der Mensch ist ein Haufen Dr. . . . und ein kladiges Leben!“ Man kennt solche cynisch-geniale Individuen, die, von ihrer hohen menschlichen

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit aufmerksam auf Ernst Renan's, Mitglied des Instituts, neueste gelehrte Arbeit: „Le livre de Job, traduit de l'hébreu. Étude sur l'âge et le caractère du poème“ (Paris 1859). Der berühmte Verfasser bekundet in der vorangestellten „Étude“ jene ausgebreitete und variirte Bekanntschaft mit den kritischen Forschungen deutscher Theologen, die ihm nach Litter den Ehrentitel eines „französischen Strauß“ zugezogen hat.

Bestimmung abgefallen, zuletzt im Kneipenleben untergehen und ihre größte Freude daran haben, harmlose, mehr zum Glauben neigende Naturen, welche sich leicht von ihnen imponiren lassen, mit den Graubäusen ihrer nihilistisch-materialistischen Lebens- und Weltanschauung anzufassen und wenn möglich in einen Strudel roher Genüsse hinauszuziehen, in denen sie als aus weicherm Stoff gemacht in der Regel sehr bald sich aufreiben, wenn sie nicht noch zur rechten Zeit sich zu ermannen wissen. Der Verfasser bemerkt sehr richtig: „Man könnte Denner kurzweg einen Dämon nennen. Ich hasse aber dieses Wort wie den Tod. Wenn die Geringschätzung und Verächtlichmachung nicht hinreichen, um einen unbehaglichen Menschen zu besitzeln, dann greift man zu einem andern Mittel und macht einen Geist, einen Dämon aus ihm.“ Aus dieser Verlede Wallner's wird und als funfzehntes Kapitel eine seiner angeblichen literarischen Arbeiten mitgetheilt, ein „Besuch im Bhäalenland“. Auf dieser Phantasiereise legt er sich einmal zu Bett, wird aber durch ein gellendes Hundegebell geweckt, das ihn eine ganze Stunde nicht schlafen läßt, und bemerkt bei dieser Situation: „Ich dachte lebhaft an die drastische Erzählung, die Goethe von einem ähnlichen Vorfall macht, der ihm in einer Stadt Mitteldeutschlands begegnete. Das ist ja eben das Gruselige der vielen hiegrathischen Leistungen unserer Zeit, daß man kaum mehr in eine Situation gerathen kann, in der nicht nachweislich irgendein großer Dichter auch schon gewesen wäre, was denn natürlich ein großer Trost ist.“ Er macht dann einen Besuch bei Goethe selbst, der ihn unter anderem nach dem gegenwärtigen Stande der historischen Studien in Deutschland befragt, was dem Verfasser Anlaß gibt zu bemerken: „Aus dieser Frage ersah ich wohl, daß Goethe bereits 25 Jahre tot ist; unmöglich hätte er sonst eine Frage von dieser Tragweite an mich stellen können. Hat man doch berechnet, daß 600 Jahre ununterbrochener Lectüre erforderlich seien, um nur die Bücher über französische Geschichte alle zu lesen, welche in der pariser Bibliothek aufbewahrt werden. Rechnen man hierzu noch die Berichte des historischen Vereins für das württembergische Franken mit dem Sitz in Mergentheim, und die Literatur, welche über die Geschichte der Stadt Prenzlau in den brandenburgischen Marken erwachsen, so ist begreiflich, daß man mit 22 Jahren in diesen Dingen noch nicht mitreden kann, ohne sich den Vorwurf der Unreife, der Ungründlichkeit, der Materiallosigkeit zuzuziehen, oder sich etwa gar sagen lassen zu müssen, man sei bloß geistreich.“ Von diesem Phantasierauschließel führt uns der Verfasser wieder auf den realen Boden seiner Erzählung zurück, und da sein Roman hergebrachtermaßen ohne ein Verhältniß bestehen kann, so wird uns auch ein solches vorgeführt, aber auch ebenso schnell wieder ironisch beseitigt, wobei der Verfasser ausruft: „Hebe dich hinweg, verfluchter, seelenmörderischer Humor! Womit habe ich denn verschuldet, daß ich immer lachen muß, wenn mir das Herz bricht? Wer hat mir denn diese Frage angehängt, die mit einem Auge lacht, und mit dem andern weint und die nur eine Larve des Todes ist? Ich gebe dir alles preis, aber schene nur das einzige, was mich noch aufrecht erhält in der Dürre des Lebens, schene meinen Glauben an die Liebe!“

Das folgende Kapitel, das neunzehnte, handelt von der „culturgehichtlichen Bedeutung des Fracks“ und der „schrecklichsten Polizei, welche existirt“, der „Polizei des Anstandes“. Der Verfasser fragt: „Was will es denn sagen, wenn die Censur in früheren Jahren mitunter einen guten Gedanken strich? Streichen wir denn nicht alle Tage unsere besten Gedanken, unsere könnigsten Einfälle, das, was uns zum Individuum macht und was kein Censor der Welt je gestrichen haben würde, der Anstandspolizei zu Liebe?“ Er wirft dem weiblichen Geschlecht vor, daß dieses es gewesen, welches diese Art Polizei hervorgerufen, weshalb auch „das moderne Frauenzimmer den Mann nicht mehr als solchen zu sehen bekommt, sondern den hergerichteten, den gebürdeten, mit einem Wort: den Mann im Durchschnitt“. Aus dem zwanzigsten Kapitel erscheint uns folgende Bemerkung mittheilenswerth: „Der größte deutsche Professor,

nämlich der verstorbene Professor Morstadt in Heidelberg, hat bekanntlich eine Abhandlung geschrieben über die Irthümer, welche die Dichter alter und neuer Zeit in Bezug auf Nationalökonomie begangen haben. Ich wollte eben einen Ausruf erlassen zur Abfassung eines Werks über die Irthümer, welche die Nationalökonomien in Bezug auf Poesie sich zu Schulden kommen ließen; aber ich fühle selbst, daß dabei nicht viel herauskäme. Die Menschen der Nationalökonomie leben, wie die des Anstandes, nur im Durchschnitt; sie begehen im Durchschnitt Polizeiverbrechen, erzeugen im Durchschnitt Kinder, erziehen dieselben auch mitunter, leben und sterben im Durchschnitt.“ Im einundzwanzigsten Kapitel sucht der Verfasser nachzuweisen, daß das Buch des Predigers Salomo als „das Brevier des allermodernsten Materialismus und der äußersten Vlastigkeit“ betrachtet werden könne; im vorletzten Kapitel läßt er seinen Helden, mit dem er doch nichts weiter anzufangen weiß, an der Schwindsucht sterben, und im letzten macht er folgende Bemerkung, die eigentlich den Schlüssel zum Ganzen enthält: „Je weiter du von der Erde wegstommst, und je höher du gegen den Himmel steigst, desto dünner wird die Luft, es geht dir der Athem aus, unsere Lungengänge sind einmal nicht dazu gemacht, und du bekommst am Ende die Schwindsucht. Das Beste zu wissen, haben sich die Götter vorbehalten; wenn wir aber auch nicht wissen, was wahr ist, so wissen wir doch recht gut, wenn wir gelogen haben, und das ist gerade genug.“ Wie gesagt, der Verfasser weiß uns zwar nicht für die Handlung, nicht einmal für den Helden seiner Erzählung sehr zu interessiren, aber in den mancherlei hin und wieder zerstreuten witzigen, zum Theil originellen Gedanken wird man die Abschnitzel eines tiefen Geistes und Gemüthslebens nicht verkennen.

Nur eine Stelle in der Vorrede mag uns noch zu einer Schlussbemerkung Anlaß sein. Der Verfasser zieht eine Parallele zwischen Beethoven und Rossini: „Beethoven componirte, weil er mußte, Rossini, weil er konnte und, zu seiner Ehre sei es gesagt, nicht viel länger als er konnte. Beethoven schuf seine Meisterwerke, um seine Gefühle durch das Medium der Musik loszuwerden“ u. s. w. Nun ist folgende Aeußerung Beethoven's gegen seinen Freund Wähler aus dem Jahre 1823 sehr bemerkenswerth: „Ich schreibe nur das nicht, was ich am liebsten möchte, sondern des Geldes wegen, was ich brauche“, freilich hinzusetzend: „Es ist deswegen nicht gesagt, daß ich doch bloß ums Geld schreibe.“*) Das ist wol auch das Doppelverhältniß aller begabten Dichter und Künstler, sie schreiben und schaffen fürs Geld, aber nicht bloß fürs Geld, und dieses ist ihnen wieder nur Mittel zu dem Zweck, die nöthige materielle Grundlage für künftige, vielleicht vollendetere Hervorbringungen zu gewinnen. Wer nur fürs Geld schreibt, ist am letzten Tage, wo ihm der Tod die Feder aus der Hand nimmt, nicht weiter als er am ersten war.

A. M.

Notizen.

Leibniz als Reichshofrath in Wien.

Eine wenigstens kurze Erwähnung verdient die aus den „Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften“ (Januar 1856) abgedruckte, in Wien (1858) erschienene kleine Schrift: „I. Leibniz als Reichshofrath in Wien und dessen Besoldung. II. Ueber den kaiserlichen Reichshofrath, nebst dem Verzeichniß der Reichshofraths-Präsidenten von 1659—1806“, von Joseph Bergmann, Mitglied der

*) Von Karl Maria von Weber erzählt man, daß er, als er einst von einem reichen londoner Musikalienhändler zum Mittagessen eingeladen worden, wie bezaubert von der in dessen Zimmern herrschenden comfortablen Pracht plötzlich ganz laut vor sich hingefaselt habe: „Es ist doch besser mit Musik handeln als Musik schreiben!“ Dieser Ausruf erschien den Umgebungen des berühmten Componisten etwas sonderbar und profan, und doch war er der Situation im Grunde sehr angemessen.

kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wie man aus dem Titel ersieht, besteht die Schrift aus zwei Abtheilungen, von denen nur die erste, Leibniz betreffende hier in Betracht kommen kann. Leibniz hatte bekanntlich durch mehr als drei Jahrzehnte seit des Hofbibliothekars Lambecius' Tode (gest. 1680), in dessen erledigte Stelle er so gern eingetreten wäre, seine Blicke nach Wien gerichtet und anonym und pseudonym seine geschichts- und staatskundige Feder für die Interessen des kaiserlichen Hauses, namentlich im Spanischen Erbfolgekriege verwendet. Sein Wunsch war es immer, der Körperschaft des Reichshofraths anzugehören, und **Hubner** spricht auch in seiner Biographie Leibnizens von dessen Ernennung zu dieser Würde, ohne jedoch seine Angabe genügend zu belegen. Nun haben sich hierüber ganz bestimmte Angaben in Wien vorgefunden. Der Secretär im Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Auswärtigen, Alfred Arnelh, Verfasser der trefflichen Geschichte des Prinzen Eugen von Savoyen, wies den Verfasser der vorliegenden Schrift auf einige Documente hin, die sich auf Leibniz' Ernennung zum Reichshofrath und seine Befoldung beziehen und im Archive der alten k. k. Hofkammer oder des damaligen k. k. Finanzministeriums aufbewahrt sind. Diese copirte Vergewaltigung, und die Resultate, welche sich aus ihnen zur Aufhellung dieser bisher dunkel gebliebenen Verhältnisse ergaben, hat er in gegenwärtiger Schrift niedergelegt. Er erzählt, daß Leibniz auf eine an ihn ergangene Einladung sich zum Jar Peter dem Großen nach Karlsbad begab, wo er vom 20. October bis 11. November 1712 verweilte und zu dessen geheimen Justizrath mit einem Jahresgehalt von 1000 Albertthalern ernannt wurde. Auch in Dresden, wohin sich der Jar nun begab, machte Leibniz diesem die Aufwartung, und trat von hier seine winterliche Reise nach Wien an, „in Gesellschaft eines Goelmanns bequem und beinahe ohne Kosten“, in der Absicht, Reichshofrath mit wirklichen Functionen am kaiserlichen Hofe zu werden und in den Genuß der ihm zuzumessenden Befoldung einzutreten, nachdem er schon am 2. Januar 1712 als wirklicher Reichshofrath und zwar auf der Gelehrtenbank decretirt worden war, ohne jedoch, wie der Verfasser glaubt, in den Reichsrath erhoben worden zu sein. Wenigstens ist in den Reichsabschätzen von irgendeiner Standeserhöhung Leibnizens keine Zeile zu finden, wahrscheinlich ist auch, „da er unverschämte war und die Adelstaxen scheuen mochte“, nie ein solches Diplom ausgestellt worden; indeß wird er in einer Zuschrift der k. k. Hofkammer vom 3. August 1714 ausdrücklich „Baron“ genannt. Der ohnehin mit dem kaiserlichen Hofe damals etwas gekannte Kurfürst von Hannover zeigte sich mit Leibnizens so langem Aufenthalt in Wien und über die Annahme von Titeln, Würden und Gehalten nicht mit Unrecht unzufrieden, zumal auch die Geschichte des Hauses Braunschweig dabei nicht recht fortrüben wollte, äußerte sich auch vor seiner Abreise nach England in einer zurückgelassenen Ordre über seine historische Arbeit herabsetzend, was für Leibniz um so schmerzlicher war, da man ihm gleichzeitig, solange er in Wien war, den Gehalt (2000 fl.) und mehrere Auslagen zurückhielt. Uebrigens war Leibniz trotz seines hohen Alters, seiner Gichtanfalle und der in Wien im Jahre 1713 herrschenden Pest, welche über 16000 Menschen hinraffte, sehr thätig und arbeitete mehrere Denkschriften aus, z. B. eine in Betreff des zu schließenden (Utrichter) Friedens, eine andere über die künftig zu erwartende Erbfolge in Toscana u. s. w. Auch veranlaßte ihn sein vertrauter Umgang mit dem Prinzen Eugen, der nur einige Tage vor Leibniz in Wien angekommen war, sein philosophisches System, die berühmte Monadenlehre, zu entwerfen. Endlich trat er mit dem Grafen von Wurmbrand, der 1722 mit seiner ganzen Familie katholisch wurde, damals sich aber die Vereinigung der Katholiken mit den Protestanten angelegen sein ließ, in Correspondenz und besprach mit ihm den Plan einer in Wien zu gründenden Gesellschaft der Wissenschaften. Wenn auf diese Reichshofraths-Angelegenheit sich beziehende Urkunden und der Vergewaltigung'schen Schrift einverleibt.

Zur Schiller-Stiftung.

Nr. 1 der „Hamburger literarischen und kritischen Blätter“ enthielt einen allgemeintun Artikel: „Das Vermächtniß des Freiherrn von Plümmern an die Schiller-Stiftung zu Leipzig“, von einem Verfasser, der von sich selbst sagt, daß er seinen Anspruch an die Stiftung mache, da er nur Arzt sei. Der Verfasser bemerkt unter anderm: „Wenn wir zur Ehre eines Mannes, eines so wahren Charakters, wie ihn Schiller besaß, etwas thun wollen, das seiner würdig sei, so wird es uns vergönnt sein, den Geist desselben, natürlich nicht neoromantisch, sondern seine während des Lebens und gegebene Denkweise, in Anspruch nehmend zu befragen: Soll dein Volk dich dadurch ehren, daß es deine Reliquien, die verschiedenen Ausgaben deiner Werke und die sich auf dich beziehenden Schriften ansammle, deine Wohnung in Gohlis u. s. w. erhalte und einige fleißige Schulkinder an deinem Geburtstage beschenke, oder handelt der dir huldigende Deutsche deinem Sinne näher, wenn er seine sonst so häufig darbedenden Schriftsteller (du hast das ja selbst erfahren) durch Beiträge vor Dürftigkeit und Mangel sicher zu stellen sucht? ... Daß die Schillerhäuser erhalten bleiben, dafür mag das deutsche Volk jetzt und in Zukunft sorgen; daß aber des verdienstvollen, jetzt lebenden Schriftstellers Dasein gestärkt, gewildert und gehoben werde, dafür lauz die Nachwelt nichts thun, das müssen schon die Zeitgenossen, Schiller's Geisteserben folgend, leisten.“ Offenbar kannte der sich mit A. unterzeichnende Verfasser, als er diese Zeilen schrieb, die erfreuliche Wendung noch nicht, welche die Angelegenheit des Plümmern'schen Legats genommen hat. Wir wollen uns daher auch d. Bl. als Organe bedienen, um ihn und andern, die vielleicht zufällig ebenfalls davon noch nichts erfahren haben sollten, zur Kenntniß zu bringen, daß diese Streichfrage in einer für beide Theile gleich ehrenvollen, höchst erfreulichen Weise dahin ausgeglichen worden, daß der Vorstand der dresdener Schiller-Stiftung das betreffende Legat an den Vorstand des Schiller-Vereins ausgeliefert, dieser dagegen seinen längst gehegten Plan, auch in Leipzig eine Schiller-Stiftung zu begründen, nun ausgeführt hat. Es hat sich zu diesem Zwecke ein aus mehreren der achtbarsten Männer Leipzigs bestehendes Comité gebildet, das auch bereits einen öffentlichen ohne Zweifel jetzt schon in weitem Kreise bekannt gewordenen Aufruf zu Beisteuern in den Blättern erlassen hat. Hiermit erlebigten sich die in dem citirten Artikel ausgesprochenen Befürchtungen und Warnungen von selbst; die darin zu Tage getretene gute Gesinnung des Verfassers wird aber hoffentlich dem Institute selbst nur zugute kommen.

H. M.

Bibliographie.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. 13ter Jahrgang. 24ter Band: Die Töchter des Freischützen von R. v. Holtel. — 14ter Jahrgang. 18ter Band: Frau von Staël. Biographischer Roman von Amely Wölke. 18ter Band. Prag, Kober u. Witzgraf. 1858. 16. a 10 Ngr.

Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. Von Dno's mander. 18ter und 2ter Band. Hamburg, Berthes-Beser u. Maufe. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Feuerlein, E. Die philosophische Sittenlehre in ihren geschichtlichen Hauptformen. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Sittenlehre der neueren Culturvölker. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Walther von Lille, genannt von Châtillon, Zehn Gedichte. Nach der Pariser Handschrift berichtigt und zum ersten Male herausgegeben von W. Müldener. Hannover, Kümpler. Lex.-8. 15 Ngr.

Beda Weber. Lebens- und Literatur-Bild. Regensburg, Buchst. 1858. 8. 24 Ngr.

Willis der Steuermann. Aus dem Englischen. Zwei Theile. Mit zwölf colorirten Abbildungen. Leipzig, Schrader. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie

depuis 1804 jusqu'à 1850.

Par le Docteur

Barthélemy - Sylvestre Cunibert.

Mit einem Porträt des Fürsten Milosch Obrenowitsch und
einer Karte von Serbien.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, dessen Verfasser lange Zeit der vertrauteste Rathgeber des Fürsten Milosch Obrenowitsch war, gibt eine lichtvolle Darstellung der **politischen Zustände Serbiens** unter der frühern Regierung dieses Fürsten, und hellt durch Herbeibringung vieler neuen Thatsachen die Geschichte jenes Zeitraums in vielen Punkten wesentlich auf. Bei den jetzigen wichtigen Ereignissen in Serbien wird das Werk gewiss vielfaches Interesse erregen.

Die zwei artistischen Beilagen des Werks sind auch einzeln zu haben: das Bild des Fürsten Milosch Obrenowitsch zu 10 Ngr., die Karte von Serbien zu 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das

Wachsthum der Haferpflanze.

Physiologisch-chemische Untersuchungen über Aufnahme, Vertheilung und Wanderung der Nahrungsstoffe.

Von Dr. Rudolf Arendt.

8. Geh. 1 Thlr.

Soweit die vergleichende quantitativ-analytische Untersuchungsmethode bis jetzt im Stande ist, sich an der Lösung anzen-physiologischer Fragen zu betheiligen, ist sie von dem Verfasser in obiger Schrift in Ausführung gebracht. Derselbe hat die Haferpflanze in fünf Vegetationsperioden untersucht und darin die relativen und absoluten Mengen der nähern organischen und sämtlicher Mineralbestandtheile bestimmt, und zwar wurde das Material jeder einzelnen Untersuchung nach den Organen der Pflanze in sechs verschiedene Theile getheilt, sodass sich ein vollständiges Bild über die Aufnahme, Vertheilung und Wanderung der Pflanzennahrung ergeben musste. Nach einer jeden dieser drei Richtungen hin sind bemerkenswerthe, zum grössern Theil neue Resultate erlangt worden, die sich in der Schrift in tabellarischer Form zusammengestellt finden und in der Schlussbetrachtung unter allgemeine Gesichtspunkte zusammengefasst sind. Das Werk bietet für praktische Chemiker insofern ein besonderes Interesse, als die bei der Arbeit in Ausführung gekommenen neuen Untersuchungsmethoden genau beschrieben, die gebräuchlichen kritisirt und deren Mängel nachgewiesen worden sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Für Seelenfrage.

Eine philosophische Confession von
Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese neueste Schrift des bekannten Philosophen ist zu nächst allen Lesern seiner „Anthropologie“ zu empfehlen, da sie die dort behandelten wichtigen Fragen in weniger methodischer Weise und verschiedenen Einwendungen gegenüber, namentlich von Lope, weiter erörtert. Allein sie hat zugleich auch einen selbständigen Werth als ein neuer wichtiger Beitrag zu der noch keineswegs als gelöst zu betrachtenden „Seelenfrage“. Ein „Anhang“ enthält drei interessante Aufsätze über die Schöpfungsgeschichte in ihrem Verhältnisse zum Theismus, über das Nervensystem nach Rudolf Wagner und über Traum, Wahnung, Vision etc.

Das eben erwähnte Werk des Verfassers erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Anthropologie Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. 8. 3 Thlr.

Fichte's „Anthropologie“ ist weder ein „Lehrbuch“ noch eine „speculative“ Theorie, sondern eine naturwissenschaftliche Untersuchung über das menschliche Seelenwesen. Der Verfasser sucht in einfacher allgemein verständlicher Weise, ohne sich der philosophischen Kunstsprache zu bedienen, seine Ansichten zu entwickeln.

Aus den zahlreichen anerkennenden Besprechungen des Werks theilen wir folgende Stelle in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ (1856, Nr. 76) mit: „Eine wissenschaftliche Leistung von einem der namhaftesten Forscher der Gegenwart, die allen Anspruch hat, als eins der hervorragendsten Werke der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu fesseln. . . . Der Titel schon zeigt, dass diese Schrift ihrem Stoffe nach die bedeutendsten wissenschaftlichen Fragen der Gegenwart zu ihrem Vorwurfe hat. . . . Die erste Abtheilung, eine kritische Geschichte der Seelenlehre, ist unzweifelhaft das Beste und Durchsichtigste, was die moderne Literatur nach dieser Seite aufzuweisen hat.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben
von **Hermann Brockhaus.** Zweiten Bandes erstes Heft.

4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste Band (4 Hefte) kostet 10 Thlr. 20 Ngr.

Die erste in Europa gedruckte vollständige kritische Ausgabe des Hafis im Original, die unserer wissenschaftlichen Literatur bisher fehlte. Mit dem dritten Bande wird der Text, der vom zweiten Bande an ohne den Commentar erscheint, vollständig sein.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 6. —

3. Februar 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Bunsen's Bibelwerk. — Norwegen. Von Emanuel Hauff. — Der General von Winterfeldt. Von Karl Gustav von Berner. — Der Verein der Bühnendichter und Componisten zu Paris. — Zur deutschen Literaturgeschichte. — Kothjen. (Ein realistischer Roman des vorigen Jahrhunderts; Die „Herz germanique“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Bunsen's Bibelwerk.

Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Von Christian Karl Josias Bunsen. Erster Band. — Erste Abtheilung. Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung. Größer Theil: Das Gesetz. Leipzig, Brochhaus. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vom Tage des Erscheinens von Bunsen's Bibelwerk bis heute hat dasselbe in den weitesten Kreisen sowohl die allgemeinste und lebhafteste Theilnahme hervorgerufen, als auch die verschiedenste Beurtheilung gefunden. Müßte schon die Persönlichkeit Bunsen's, dem seine früheren Werke die achtungsvolle Aufmerksamkeit des protestantischen Deutschland sicherten, gerade in der Gegenwart die Blicke auf sich ziehen, so wird dieses Interesse noch dadurch erhöht, daß nun ein Theil des Werks vorliegt, in dem er nach seinen eigenen Worten seine Lebensaufgabe gefunden, dem er seine besten Kräfte Jahrzehnte hindurch unausgesetzt gewidmet und dessen Natur endlich ihm nicht nur aus dem engern Kreise der Schule oder der Partei Leser sichert, sondern das sich an die Gemeinde wendet, das überhaupt nicht bloß Leser will, sondern das Herz und den ganzen Menschen fordert.

Zwar liegt die fesselnde Eigenthümlichkeit von Bunsen's Schriften jederzeit zum guten Theil darin, daß wie bei ihm stets der ganze Mensch redet, so auch des Lesers Herz und Gemüth stets mitgetroffen wird. Er richtet sich an das allgemein menschliche, richtiger wol christliche Gefühl, und darum ist ihm die Theilnahme aller sicher, in denen solche Worte ein Echo finden. Hier nun aber ist es ein Werk, das nicht nur Eine Frage berührt, nicht bloß polemisches oder Parteiinteresse hat, sondern die Sache aller, das Eigenthum aller betrifft und das darum auch die erhöhte Theilnahme wirklich verdient.

Bunsen will der Gemeinde, die am Gottesworte festhält, dieses neu erschließen. Er will dem gegenwärtigen Bedürfnis der Gemeinde entsprechen. Er will durch eine

neue Uebersetzung der Bibel aus den Grundsprachen mit untergesetzter Erklärung Kenntniß und Verständnis der Bibel in der Gemeinde erhöhen. Diese Uebersetzung ist zunächst begründet auf die Annahme, daß Luther's Bibel einer durchgreifenden Verichtigung bedürftig sei und diese bisher noch nicht erfahren habe. Er verweist dafür auf die Herstellung eines reinern Textes durch die Kritik und auf die erhöhte Kenntniß der Ursprachen in der Gegenwart, wodurch das richtigere Verständnis der Schrift vielfach erhöht wurde, wie es an 30 ausgewählten Stellen durch Vergleichung der bisherigen Uebersetzungen ausführlich nachgewiesen wird, sowie endlich auf den Fortschritt der Sprache selbst, die seit drei Jahrhunderten eine andere geworden ist. Dabei leitet ihn der Gedanke, daß während die bisherigen erneuten Uebersetzungen auf Luther's Werk die erste Rücksicht nahmen, diese dem heiligen Texte selbst zehütet. Endlich will er die Resultate der bisherigen gelehrten Bibelforschung berücksichtigen und das, was bisher nur Eigenthum der Schule war, ins Leben einführen.

Fassen wir das zusammen, so stellt sich das begonnene Werk dar als eine neue Volksbibel im Geiste des Jahrhunderts, dem Bedürfnis und der Fähigkeit der Gemeinde entsprechend. Er selbst sagt hierüber S. LXXXVII der „Vorreden“:

Jede gründliche Durchsicht einer der kirchlichen Bibeln der Protestanten muß eine neue Uebersetzung sein. Diese Uebersetzung aber wird sich darstellen müssen in Sprache und Stil als eine Durchsicht der alten und sich lesen als eine neue Ausgabe des bisherigen gemeindlichen Textes: nur wird sie getreuer und gemeinverständlicher sein und den Sinn vieler Stellen, besonders des Alten Bundes, aufschließen, welche dort unverständlich oder mißverständlich übersezt oder geradezu mißverstanden waren.

Und mit dieser neuen Uebersetzung wendet er sich an die „Gemeinde“, mit welchem schönen Worte er die Gemeinschaft aller in ihrem Glauben an den persönlichen Mittelpunkt und Träger des Christenthums einig und dieses

Glaubens sich bewußten Glieder der christlichen Kirche bezeichnet. S. viii:

Allen denjenigen, welche Gott in Christus haben oder suchen und die Wahrheit des Wortes Gottes lieben über alles, ihre Mitmenschen aber als Brüder wie sich selbst, allen diesen reichen wir Bibel und Bruderhand. Der Geist Gottes besiegelt nur einen Bund, geschlossen über dem Tische, in welchem er waltet. Die Bibel ist die einzige gegenständliche Stütze aller wahren Union; sie ist der feste Grund aller echten evangelischen Verbündung; denn wie sie für die Uebereinstimmung der Grundanschauung zeugt, so zeugt sie auch gewiß und wahrhaftig wider die abweichenden Schulmeinungen der Reformatoren, sobald sie zu trennenden Glaubenssätzen gemacht werden sollen. Wie die Bibel es ist, welche die Heilsbotschaft vom Reiche Gottes in Christus verkündigt, der Gemeinde bewahrt und jedem einzelnen vorhält als Schlüssel und Spiegel seines Gewissens und der Weltgeschichte, so ist diese Bibel auch der Brüststein aller christlichen Bestrebungen zum Aufbau der Gemeinde und die allein heilige Urkunde aller evangelischen Verbündung.

Der Bibel sagt, sagt Gemeinde. Denn die Gemeinde der Christusjünger über den Erdbreis hat den Geist Gottes in sich, welchen Christus ihr verheißt (Joh. 14—17). Sie ist und bleibt bis ans Ende aller Dinge oberster Träger und Ausleger dieses Wortes Gottes durch die Zustimmung oder Ablehnung ihres Gewissens. Denn so wichtig auch das geschichtliche Zeugniß von Christus ist, so ist und bleibt doch das höchste das Zeugniß des Geistes (1 Joh. 5, 6. 9).

Das Werk wird in seiner Vollendung acht Bände umfassen, deren erste Abtheilung in vier Bänden nach umfangreichen „Vorerinnerungen“ die Uebersetzung der Bibel mit erklärenden Anmerkungen unter dem Texte enthält. Die zweite Abtheilung wird in drei Bänden die „Bibelurkunden“ umfassen, d. h. Herstellung und Zusammenstellung einzelner urkundlicher Texte, mit geschichtlicher Erklärung und Auslegung. Die letzte Abtheilung in einem Bande handelt von dem ewigen Reiche Gottes und dem Leben Jesu.

Bis jetzt sind die beiden Hälften des ersten Bandes erschienen. Sie enthalten nächst einem Vorwort an die Gemeinde die „Vorerinnerungen“ zum ganzen Bibelwerke: 1) „Bedürfnis und Veranlassung“; 2) „Sammlung und Text der biblischen Schriften“; 3) „Die Uebersetzungen der Bibel und ihr Standpunkt“; 4) „Die gemeindliche Erklärung und Auslegung der Bibel“; 5) „Geschichte und Plan des gegenwärtigen gemeindlichen Bibelwerks“; 6) Anhang: „Dreißig ausgewählte Schriftstellen zur Prüfung und Vergleichung der gegenwärtigen Bibelübersetzung mit den bisherigen.“ Von der eigentlichen Uebersetzung liegen die fünf Bücher Moses vor.

Freilich dürfen wir uns die Bedenken nicht verhehlen, die gleich von vornherein vielen gegen eine solche Volks- oder Gemeindebibel aufsteigen werden und die auch satzungsmäßig hier wie bei andern Gelegenheiten geltend gemacht worden sind. Sie beruhen theils auf der Pietät gegen Luther's Uebersetzung, theils auf dem Zweifel, ob unsere aufgeregte Zeit dem Unternehmen einer erneuten Bibelübersetzung günstig oder nur fähig dazu sei, sowie ob bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft und der Parteien ein einzelner es wagen dürfe, sich diese Aufgabe zu stellen. Bedenken, die übrigens Bunsen in seinen „Vorerinnerungen“ selbst erörtert.

Gewiß sind diese Bedenken sämmtlich beachtenswerth, wo nicht nur persönliche Gründe sie geltend machen. Dennoch aber stellt sich ihnen im allgemeinen die Thatsache entgegen, daß eine Reihe anderer Uebersetzungen, die Bunsen in seinen „Vorerinnerungen“ sämmtlich aufgeführt und würdigt, und aus denen die von de Wette, Meyer und Etier zu nennen genügen möge, eher für das fortgeführte Bedürfnis einer erneuten Bibelübersetzung spricht, wie zugleich nicht leicht jemand den Vorwurf gegen jene Männer erheben wird, sie hätten durch ihr Werk die Pietät gegen Luther verletzt. Der kirchliche Gebrauch wird natürlich der Luther'schen Uebersetzung ausschließlich bleiben, und ihr diesen nehmen wollen, würde doch wol selbst für solche eine Unmöglichkeit erscheinen, die nur fühlere Freunde derselben sind. Es ist dies eine Gewißheit, deren Begründung unnöthig erscheint. Aber Bunsen hat auch seine Uebersetzung weder für kirchliche Zwecke bestimmen, noch sie für immer fixiren wollen, da bei dem Fortschreiten der Wissenschaft auch seine Uebersetzung berichtigt werden wird. Es ist vielmehr seine Absicht, aus dem durch die bisherigen kritischen Bemühungen gewonnenen Texte und mit Benützung der Resultate, welche die biblische Wissenschaft geboten, eine richtigere Uebersetzung in Luther's Mußersprache und zugleich nach dem gegenwärtigen Stande der Sprache zu geben, aber allerdings nach dem vorher ausgesprochenen Grundsatz, von der Luther'schen Uebersetzung unbedenklich abzugehen, wo die oben erwähnte erste Rücksicht auf den heiligen Text das fordert. Bunsen selbst sagt hierüber S. xv der „Vorerinnerungen“:

Die Grundansicht des gegenwärtigen Bibelwerks ist: die erste Rücksicht gebührt dem heiligen Texte und die zweite der Gemeinde. Diese hat ein heiliges Anrecht darauf, den Text so genau und verständlich als möglich zu besitzen, fortgebildet auf Grundlage der lutherischen Bibelsprache, nach dem gegenwärtigen Stande der Sprache und der biblischen Wissenschaft.

Diese Stellung gilt dem Verfasser als die einzig richtige; sie wird deshalb auch hier von vornherein in aller Nachsicht ausgesprochen; ihre nähere Begründung und Gehaltung wird sie im Folgenden hinlänglich finden. Dann wird sich auch zeigen, wie wenig sie eine undankbare oder unerschreibliche gegen Luther sei. Sie fließt aus der vollsten Anerkennung seines Werks und aus der Ueberzeugung, daß diese Stellung seines Textes zur Bibel und zur Gemeinde die beste Huldigung ist, welche ihm dargebracht werden kann, weil sie nicht allein seinen obersten Grundsätzen, sondern auch seinem Geiste entspricht.

In diesem Sinn und Geiste kann es daher nur Freude erregen, wenn Bunsen das Bedürfnis der Gemeinde nach einer neuen Bibelübersetzung anerkennend zugleich seine beste Kraft diesem Werke widmet, und ganz im Gegensatz zu jener Befürchtung für die Fähigkeit der Gegenwart mögen wir uns freuen an des Verfassers ehrenhafter Begeisterung für die Sache, die als Zeugniß für die Schrift gegenwärtig wol bei manchem nicht ohne Wichtigkeit und Eindruck sein wird, freuen auch an dem Vertrauen zur Zeit, daß sie dem Bibelwerke doch nicht so gar entfremdet sei.

Das evangelische Volk hängt allenthalben auch jetzt noch mit unverkürzter Fähigkeit an der Bibel und an dem Glauben an das Gotteswort in ihr. Es will sich dieses Gotteswort weder durch Menschenwort, Satzungen und Bräuche verdunkeln,

noch durch rationalistische Aufklärer verächtlichen lassen. Diese scheinbare Gleichgültigkeit kommt zuerst daher, daß man das Volk fast durchgehendes alles gemeindlichen Lebensgefühls beraubt hat, oder dieses wenigstens hat absterben lassen, so daß sich die Gemeinde um das nicht kümmert, worauf sie doch seinen Einfluß hat. Zweitens muß aber auch noch gesagt werden, daß das ganze Unglück jenes Zwiespalts zwischen Wissenschaft und Kirche, zwischen dem Bewußtsein der Gelehrten und dem der kirchlichen Lehrer hierbei zum Vorschein kommt.

In der That darf die Anregung, die das Bibelwort geben wird, nicht gering angeschlagen werden. Es will beitragen zur Veruhigung und Versöhnung der aufgeregten Gemüther, indem es die Parteien auf dem gemeinsamen Gebiete des Bibelwortes vereint, und so diejenigen versammeln helfen, die über der Hitze des Streites die wahre Einheit der Christen weder vergessen noch verloren haben. In diesem Zusammenhange sind daher die Stellen des Vorwortes zu verstehen, in welchen es S. ix heißt:

Bibl. und Gemeinde leiden jetzt Noth und werden verfolgt, nicht weil der Geist Gottes im Gottesworte schwach und ungenügend wäre erkannt worden; denn das ist nicht der Fall und liese gegen alle Verheißungen Gottes und gegen alle Hoffnungen der Menschheit von Anfang an; noch auch weil der Geist Gottes ausgelassen oder absterbend wäre in der Gemeinde. Gerade umgekehrt, Bibel und Gemeinde werden jetzt gedrängt und verfolgt, weil der Geist Gottes wieder anfängt mächtig in ihnen zu werden, mächtig durch die Bibel in der Gemeinde; weil ein Leben sich regt und aufrichtet, welches alle Zügenspropheten mit ihren Abgöttern zu Schande machen muß, wenn man es nicht im Entstehen erstickt.

S. vi:

Wir sollen alle, jeder persönlich, dieses Christus Jünger sein: Werkzeuge dieses Geistes in der Gemeinde des Reiches Gottes, in ihm uns erkennend und liebend als Brüder. Christusjünger sollen wir sein, nicht Jünger weder von Petrus noch von Paulus; wohl aber Jünger mit Petrus und Paulus und mit allen Aposteln, insbesondere mit Johannes, dem Jünger, welcher das Wort der ewigen Liebe gesehen und geliebt und zuletzt verkündigt hat. Als Christusjünger sollen wir die Bibel anschauen und nicht meinen, wie die Juden zur Zeit Christi, daß wir das ewige Leben in der Schrift haben, wenn wir ihn nicht darin suchen und finden, wenn wir nicht durch ihn und seinen Geist in ein unmittelbares Verhältniß mit Gott treten und ein Leben der Heiligkeit und Liebe führen in der Freiheit des göttlichen Geistes.

Am mindesten verkennet Bunsen selbst die Gebrechen der Zeit nach dieser Seite hin (S. x):

Die Bibelschriften haben nicht mehr zu kämpfen um die Außenwerke, sondern vielmehr um den Kern der Festung ihres Glaubens. Von außen schwirrt und drängt die unglaubliche Welt mit ihrem fast vorläufigen Frevel, mit ihrem Schwindel und ihrer Weltgier, während im Innern grimmige Feinde von allen Seiten heranrücken.

S. xi:

Wir haben alle gefehlt, Haupt und Glieder, Geistliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte; „wir mangeln des Ruhms vor Gott“ (Röm. 3, 23). Ein großes Gericht zieht heran: wir alle empfinden die Schwüle der Weltluft, welche die europäische Menschheit athmet, dießseit und jenseit des Weltmeers. Der Kampf wird geführt um die höchsten, ja um die ewigen Güter der Menschheit; die fernere Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes ist strafbar in den Gemeinden und Völkern, dorrst in ihren Lehren und Regierungen, und verderblich ist sie für alle.

Und die an dieser Stelle gemachten Vorwürfe sind schwer genug, wenn Bunsen von dem allerdings übermündeten rationalistischen Unglauben redet, setzt nur noch dem Tröpseln vom Dache nach dem Gewitter vergleichbar, von den katholischen hierarchischen Bestrebungen mit offener Feindschaft gegen die Bibel und endlich von blindem Formelwesen, übereinkommlicher Schriftwibriger Bibelerklärung, priesterlicher Amtswürde und Machtvollkommenheit. Vollkommen wahr und zutreffend heißt es daher S. xi: „In solcher innern und äußern Noth gilt es sich im Glauben anklammern an die Bibel.“ Daß dieses Anklammern an das Bibelwort in solcher Zeit allein zu retten vermöge, lehrt die Kirchengeschichte, da mehr als einmal nur hierdurch eine neue Zeit begann und ähnliche Gegner mehr als einmal nur durch das Zurückgehen auf die Bibel überwunden wurden. S. xxi:

Ie nach dem Maße, in welchem die Bibel vollstänbig übertragen wurde und das Volk sich dieselbe aneignete, ist jene Sprache und sein Schriftthum christlich, das Volk selbst aber in naturgemäßer Vereinigung stüth, stumm und frei geworden. Es ist auf der Bibel als Haus, Kirchen und Schutzhut und als Kräftein aller menschlichen Ordnung, daß die politische und religiöse Freiheit, der Wohlstand, das Gedeihen und die Welt Herrschaft der Angelsachsen jenseit der Morthe und jenseit des Atlantischen Ozeans ruht. Es ist die Volksbibel, mit welcher und durch welche jetzt Gerechtigkeit, Freiheit und Fähigkeit selbständigen Daseins in alle Welttheile einzieht; sie ist es, welche verwilderte und verarmte Sprachen zu würdigen Zungen des höchsten Gottesbewußtseins gemacht, rohe, fast entmenschte Stämme zu stüthlich verantwortlichen Wesen erhoben und das göttliche Ebenbild in ihnen wieder wie durch einen Zauber Schlag emhüllt hat. Man denke an Tahiti und Neuseeland!

Und der „Veruf der kritischen Schule“ entspricht dem Bedürfniß der Gemeinde an eine gemeindliche Berichtigung der Bibelübersetzungen zu gehen:

Wenn wir nun näher in das Innere blicken, so erscheint jener Veruf als eine heilige Pflicht, jenes Bedürfniß als eine bringende Noth der Christenheit. Die Fortdauer das gegenwärtigen Zwiespalts zwischen Bibelwissenschaft auf der einen und kirchlichem Bibeltext und gemeindlichem Bibelleben auf der andern Seite würde ein unheilvoller Schaden sein für die Wissenschaft wie für die Gemeinde. Es ist nöthig hierbei den Thatfachen ins Auge zu schauen und auch hier rücksichtslos die Wahrheit nach allen Seiten zu sagen. Wir stehen an einem Scheidewege, vor einem Abgrunde: es thut noth, daß wir uns besinnen und redlich miteinander sprechen.

S. xxxv:

Deutschland hat dabei einen hohen Veruf, es hat eine schwererrungene Stellung theils zu behaupten, theils auch wiederzugewinnen. Wenn aber Schule und Gemeinde zusammenstehen und wenn im Lichte der Wissenschaft die Ehrfurcht des Gewissens, dem Triebe der Wahrheit die Liebe des Guten und also die Sorge für die Gemeinde und ihr Wohl zur Seite geht, so wird dem Volk der Reformation niemand eine glänzende Zukunft rauben oder verkümmern können. Zunächst ist eine treue und lichtvolle Uebersetzung und eine Erklärung der Bibel aus dem Mittelpunkte ihrer Einheit die notwendige Stütze und Begleitung einer gläubigen und nationalen evangelischen Union.

Daß nun die hiermit gestellte Aufgabe eine wahrhaft große in mehr als einer Hinsicht ist, leuchtet ein, und der Wunsch, daß Bunsen zwei jüngere aber selbständige Kräfte — Licentiat Adolf Ramphausen und Dr. Martin Haug —

seinem Unternehmen gewonnen, mit denen er Jahr und Tag hindurch in täglichen Bibelconferenzen alles erörterte, was besonders in den letzten Jahren über den vorliegenden Text geschrieben war, beweist nur seine Gewissenhaftigkeit, ohne daß hierdurch die gestellte Aufgabe verringert wird. Denn der gegenwärtige Stand der biblischen Wissenschaft ist allerdings ein solcher, daß eines Menschen Kraft und Leben kaum ausreichend erscheint, ihr gesamtes Gebiet gleichmäßig zu beherrschen. Bunsen fand freilich, von seltenen glücklichen Umständen von vornherein begünstigt, nicht nur in den exegetischen Werken und verwandten Arbeiten, sondern auch in den erneuten Bibelübersetzungen, vielleicht auch in seiner persönlichen Stellung z. B. zu Gualb eine große Hülfe, aber es würde wol auch ihm kaum gelungen sein, ein solches Unternehmen durchzuführen, wenn er nicht in rastloser Thätigkeit seine Kraft Jahrzehnte hindurch hierauf concentrirte und das einmal gesteckte Ziel unaufhörlich im Auge behalten hätte.

Niemand wird dem Verfasser vorwerfen können — sagt er S. cxviii der „Vorerinnerungen“ — unvorbereitet oder ohne Nachsicht und reife Ueberlegung an das Werk gegangen zu sein. Die Ueberzeugung eines Lebens hat einen Werth an sich, wenn sie ehrlich gewonnen und gewissenhaft geprüft ist; und am Ende kann doch niemand mehr thun als ein volles Mannesleben an die planmäßige Ausbildung für ein wissenschaftliches Werk setzen und die zur Ausführung erforderlichen Mittel nach Kräften wählen und anwenden.

Und weil der hierauf folgende Abriß seines Lebens nicht bloß als Ausweis seiner Befähigung und das Gesagte bestätigend von Interesse ist, so möge ihm hier zum mindesten im Auszuge eine Stelle gegeben werden.

Schon im Vaterhause von frommen Aeltern auf Christus und die Bibel hingewiesen, las er in der Ursprache einzelne Theile schon auf der Schule. Im Jahre 1808 bezog er die Universität, um Theologie zu studiren; aber auch als er nach zwei Jahren der Erforschung des classischen Alterthums sich zuwandte, verlor er die Bibelforschung keineswegs aus den Augen; ja es dienten ihm diese neuen Studien nur zur allseitigen Vorbereitung auf jene, indem es ihm galt, die Kunst der geschichtlichen Kritik an den ewigen Mustern der Darstellung zu lernen und zu üben und die Wahrheit des biblischen Christenglaubens durch Leben und Erfahrung sich bewähren zu lassen. Von seinen gleichgesinnten göttinger Freunden gedenkt er der heimgegangenen Wilhelm Hey, Karl Vachmann und Friedrich Lücke. In Paris wurde ihm von Sylvestre de Sacy Unterricht im Persischen und Arabischen zu Theil, worauf er, zu einer neuen praktischen Lebensbahn in Rom berufen, während eines zweiundzwanzigjährigen Aufenthalts daselbst und von Niebuhr zur Fortsetzung seiner kritischen Bestrebungen aufgemuntert, die Bibelforschung eifrig fortsetzte. Er sagt S. cxix:

Sowol in Rom als in England, wo er fast 15 Jahre lebte, hatte er als Gelehrter und Gesandter vielfache Gelegenheit, den unschätzbaren Werth und die Nothwendigkeit der Bibel und ihres Gebrauchs von den zwei am meisten entgegengesetzten Seiten kennen zu lernen. In beiden Ländern fand er christliche Gedanken und Gemüther; aber wie früh (1814) in Holland, so hat er in

geisterterem Alter (1841—54) in England im großen gesehen und erfahren, was die Bedeutung des Bibellesens und eines darauf begründeten evangelischen Glaubens und christlicher Gemeinschaft in einem freien Volke sei. Während seines Aufenthalts in diesem Lande hielt er fest an dem, was er in Rom sich zum Gesetz gemacht hatte, jedes Jahr wenigstens einen oder mehrere Monate an dem Bibelwerke unmittelbar zu arbeiten. So vollendete er 1849, nach dem Entwurfe von 1835, den Text einer vollständigen Harmonie der vier Evangelien mit Voranstellung des Johannes. Endlich im Sommer des schicksalvollen Jahres 1850 ward ihm die Ruhe und der Trost, das Leben Jesu selbst so niedergeschrieben, wie er es im wesentlichen als Schluß des gegenwärtigen Bibelwerks der Gemeinde vorlegt. . . . Die jetzt vorliegende Arbeit ist somit die Frucht fast zwanzigjähriger gelehrter Vorarbeiten (1817—35), nach siebenjährigen akademischen fachmäßigen Vorstudien. Die 22 Jahre von 1836 bis Herbst 1857 sind also die Zeit des methodischen Arbeitens an einem Werke, welches 1854 seine gegenwärtige Form erhielt. Die Erfahrungen eines langen Lebens, der ihm von Gott erhaltene frische Muth und die ungeschwächte Geisteskraft lassen ihn hoffen, daß es ihm vergönnt sein werde, im Greisenalter die begeisterten Gesellen der Jugend zu bezahlen. Von seinen Forschungen auf verwandten und angrenzenden Gebieten, denen ein Uebersetzer und Ausleger der Bibel in unserer Zeit nicht fremd sein darf, hat er der englischen wie der deutschen Gemeinde so weit wenigstens genügende Gewähr vorgelegt, um sagen zu dürfen, daß er sich nicht zufällig oder als Nothbehelf oder aus ungünstiger Liebhaberei damit beschäftigt hat. Aller dieser Arbeiten Mittelpunkt ist ihm aber immer die Bibel und Bibelforschung gewesen.

Aber die wissenschaftliche Befähigung ist natürlich nicht die einzige Bedingung zu einer solchen Bibelübersetzung. Wäre dies der Fall, Bunsen's Aufgabe wäre längst vor ihm vollzogen. Aber eben weil diese eine Bedingung nicht ausreicht, sind die bisherigen erneuten Bibelübersetzungen nie in das Leben eingedrungen. Eine kernige, volksthümliche Sprache, gemüthvolle Tiefe, glücklicher Tact stehen mit jener Bedingung mindestens in gleicher Linie. Mit einem Wort: eine neue Bibelübersetzung muß auch den Genius Luther's fühlen lassen. Es ist nun freilich bedenklich, selbst nach dem Erscheinen des zweiten Halbbandes, da erst ein kleiner Theil der Uebersetzung vorliegt, ein Urtheil über diese Befähigung Bunsen's auszusprechen. Wollte man die vorliegende Uebersetzung nach den Abweichungen von der Luther's beurtheilen, so darf eben nicht vergessen werden, daß Bunsen's Aufgabe nicht ein behutsames Nachbessern von jener war, sondern daß er in der Vorhin mit seinen eigenen Worten angegebenen Weise die erste Rücksicht nahm auf den heiligen Text. Man muß ebenso beachten, daß die Aenderung eines Wortes der Luther'schen Uebersetzung, das nach Bunsen's Uebersetzung dem Original nicht entsprach, den eigenthümlich christlichen Schwung der Luther'schen Sprache aufhob und so eine umfängliche Aenderung erheischte, was natürlich nur fortgesetztes Studium der Bunsen'schen Uebersetzung beobachten kann, zu schätzen aber nur strenge Unparteilichkeit vermag. Endlich aber muß bei einer Vergleichung vor allem die allerdings schwere Forderung der Gerechtigkeit erfüllt werden, daß das Uebergewicht der alten Uebersetzung, welche mit jedem Worte tausend Gesühle und Erinnerungen wach ruft, mit welcher unser ganzes Wesen aufs innigste verbunden ist, die neue nicht erdrücke und ihren Werth nicht verdunkle. Mit Rücksicht

auf diese Schwierigkeiten ist daher dem ganzen Unternehmen der Einwand gemacht worden, daß sein Zweck durch eine kirchlich autorisirte Uebersetzung besser erreicht werde. Handelte es sich nun um eine neue Bibelübersetzung für kirchliche Zwecke, so müßte ganz gewiß ein anderer Weg eingeschlagen werden, und der angegebene dürfte gerade für den am einfachsten und sichersten zum Ziele führenden anzusehen sein. Eine Uebersetzung jedoch, die nur für den Privatgebrauch bestimmt ist, ist schwerlich zu bekämpfen. In diesem Falle wird ihre einzige Autorität in ihrer größern Vorzüglichkeit, d. i. Treue bestehen. Dies kann überhaupt nur die innere Autorität einer neuen Bibelübersetzung sein, und es scheint bei der Uebersetzung und Vertheilung der Arbeit an eine Mehrheit eine andere Gefahr zu entstehen: ihr einseitlicher Charakter nämlich, die Einheit der Sprache würde dann wol sehr gefährdet sein.

Sehen wir nun zu, wie Bunsen seine Aufgabe gelöst. Daß er sich eine unendlich schwere Aufgabe gestellt, hat er sich schwerlich selbst verhehlt. Aber wenn auch die Achtung vor dem Uebersetzer uns abhält, nach dem Erscheinen eines geringen Theils der Uebersetzung jetzt schon und nur aus diesem Theile ein Urtheil darüber zu fällen, wie ihm die Uebersetzung gelungen ist, so können wir doch aus Bunsen's ganzer Persönlichkeit einen Schluß hierfür ziehen, ob er der Mann für ein solches Werk sei, wenn wir auch von den einzelnen Stellen absehen wollten, die ein ihm günstiges Urtheil motiviren könnten. Es ist der Mann, der am Abend eines reichen Lebens mit jugendlichem Feuer und echt protestantischer Unerblichkeit kühn den Kampf aufgenommen hat für evangelische Freiheit der Gewissen und der Gemeinde gegen eine mächtige Partei und ihre hierarchischen Bestrebungen. Es ist der Mann, der auf entschieden christlichem Boden stehend und schon vor diesem Kampfe von allen hoch geachtet, die ihn kannten, gerade da seine Stimme erhob, als die bedrohte Sache gefährdeter als je erschien und die Reihen ihrer Vertheidiger sich immer mehr lichtetten. Es ist endlich der Mann, der weder durch seine hohe Stellung noch durch vielfache Beschäftigung anderer Art dieses Werk der Bibelübersetzung je aus dem Auge verlor und durch dasselbe gleichfalls der Gemeinde zu helfen und zu dienen sucht. Das sind wahrlich Eigenschaften, die Bunsen in aller Augen als zu diesem Werke geschickt und berufen hinstellen müssen; ja es mag gerade durch seine Persönlichkeit mancher ursprüngliche Gegner einer neuen Bibelübersetzung mit dem Unternehmen ausgeöhnt worden sein, wie auch sein Name nur die allgemeine Theilnahme der Gemeinde wie der Kritik erlärte. Hier ist es vor allem der Mann, der ins Gewicht fällt, und zu seiner Charakteristik möchte Referent noch ein halbes Curiosum anführen, in der Hoffnung, dabei nicht falsch verstanden zu werden. Es ist schon bemerkt worden, daß wenn Bunsen redet, er stets mit ganzer Seele redet. Hieraus scheint nun eine Eigenthümlichkeit hervorzugehen, die an sich nicht zu rechtfertigen, aber dennoch charakteristisch ist für Bunsen's ganzes Wesen. Es ist dies die etwas stürmische, um nicht zu sagen leidenschaftliche und hitzige Art zu schrei-

ben und namentlich die Gegner abzufertigen, die allerdings nicht immer die Ruhe einer wissenschaftlichen Untersuchung trägt und nur aus der Wärme seiner Uebersetzung erklärt werden mag. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, wie himmelweit verschieden diese Art von dem oft nicht nur unwürdigen, sondern geradezu gemeinen Schimpfen einer ganz andern Partei ist, die in dem Wahne recht volksthümlich zu sein, wenn sie recht gemein wäre, vor nicht allzu langer Zeit neue Beweise ihrer geistigen Armutz gegeben. Bunsen's Name bürgt dafür, eine Probe seiner Polemik bestätigt es. Aber gerade diese Unschiedenheit, die in der Sache keine Halbheit duldet und daher auch in der Form nicht lange klügelt, zeugt von einem volksthümlichen Geiste, wie denn auch entschiedener Muth und entschiedene Offenheit dazu gehörte, in solcher Zeit das Werk zu beginnen. Verkennen wir auch nicht, daß bei einer nicht allzu fernliegenden Vergleichung mit Luther's Vertheidigung diese Parallele nur zum Nachtheil von Bunsen's Erregtheit ausfallen kann, so ist doch hierin eine Art Garantie dafür zu finden, die Uebersetzung werde nicht eine Gelehrtensprache reden und nicht das Gepräge einer Arbeit in der Studirstube tragen.

Bunsen selbst spricht sich nun in den „Vorerinnerungen“ (S. LXXXIII) über die neuen gemeindlichen Uebersetzungen und die Grundsätze ihrer Erneuerung und Verichtigung folgendermaßen aus:

Treu und verständlich zu sein liegt eigentlich im Begriff der Uebersetzung. Es soll der wahre Sinn so genau als möglich wiedergegeben werden, und zwar so, daß er allgemein verstanden werde; d. h. bei einer gemeindlichen Uebersetzung der Bibel, so daß jeder sie leicht und mit Erbauung lesen könne. . . . Können wir eine bildliche Bezeichnung in unserer Sprache finden, welche gerade ebenso klar gestempelt sei, so werden wir sie mit beiden Händen ergreifen; wo nicht, so müssen wir das Bild aufgeben, um den Gedanken zu retten. Wir bringen sonst statt eines wahren vollstänigen Kunstwerks höchstens ein philologisches Kunststück hervor. . . . Auch der Ausweg einer Erklärung des undeutlichen oder unverständlichen Ausdrucks in Anmerkungen und Randglossen wäre kein zulässiger, denn jener unverständliche Ausdruck hat gar kein Recht; er war eben ein Mißgriff und die Geschichte hat gezeigt, daß er es war. Eine deutsche Uebersetzung soll deutsch sein, klar und durchsichtig wie die Rede des Volks und eine Rede zum Volk. Mutterdeutsch ist die Sprache der Bibelübersetzung, nicht Gelehrtendeutsch oder Judenteutsch. Um es stark auszudrücken, es ist besser, daß die Uebersetzung einer schwierigen Stelle falsch, als daß sie unverständlich oder zweideutig sei. Das erste Erforderniß ist, daß die Gemeinde wisse, was der Uebersetzer hat sagen wollen. Dann ist wenigstens ein fester Grund und Boden für die Verständigung gewonnen. Das ist auch Luther's Weise allenthalben, wo er sich auf sich selbst verläßt. Wir haben aber an eine Uebersetzung jetzt andere Ansprüche zu machen, als man zu Luther's Zeit thun konnte.

Bunsen verweist hierauf auf die Bereicherung der deutschen Sprache und des Sprachgefühls, sowie auf das genauere Verständniß der hebräischen Sprache, deren wörtliche Uebersetzung zu zahllosen Willkürlichkeiten der Erklärung führte, während der Fortschritt der Wissenschaft gegenwärtig das System der hebräischen Sgbbildung zur Klarheit gebracht und den Gebrauch der einsamen Verbalformen an bestimmte Gesetze gebunden hat, sodaß auch die feinern Nuancirungen der Sprache deutlich geworden sind.

So beruhigend und zu Hoffnungen berechtigend nun auch diese Worte der „Vorerinnerungen“ sind, so muß doch auch schon der bis jetzt erschienene Theil der Uebersetzung zum mindesten einige Anhaltspunkte für die Beurtheilung bieten, zumal da der eigentlichen Uebersetzung eine Auswahl von alt- und neutestamentlichen Stellen vorangeht, die doch gewiß als mustergültig angesehen werden dürfen. Wenn indessen auch einige dieser Stellen es unschwer fühlen lassen, bis zu welchem rhythmischen Schwung der Rede sich die Uebersetzung zu erheben vermag, so scheint in ihnen doch die Rücksicht auf den Ausdruck vor der kritischen und grammatikalischen Seite zurückzutreten. Sie sollten nur den wirklichen Stand der Frage über die Zulässigkeit und Nothwendigkeit einer grundsätzlichen Verichtigung der bisherigen kirchlichen Uebersetzungen der Bibel anschaulich machen. Beweise also wären nur aus der Uebersetzung selbst herbeizuholen. Hier muß es nun freilich dem Gefühl des einzelnen überlassen bleiben, wie weit er Bunsen zugestehen will, den rechten Ton getroffen zu haben, da ein wirkliches Urtheil jetzt noch zurückgehalten werden muß, wie es auch vielfach die Kritik gethan, theils bis zur Vollendung des Werks, theils bis zur genauern Kenntniß und Aneignung, ja vielleicht bis zum genauern Verständniß. Jedes Urtheil würde jetzt nur ein vorläufiges sein können und gerade die Achtung vor dem Uebersetzer muß und davon zurückhalten. Dagegen hat es Bunsen in jener vorausgeschickten Auswahl von Stellen denen sehr leicht gemacht, die in seiner Uebersetzung ein glückliches Unternehmen und in ihm den Mann zu einem solchen Werke nicht zu finden vermögen — was denn auch gehörig benutzt worden ist —, da eine dieser Stellen und zwar gerade der Anfang der ganzen Uebersetzung, 1 Moses 1, 1 fg.; 2, 4 fg., allerdings schwerlich siegreiche Vertheidiger finden wird. Es ist dies die bekannte Stelle: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ u. s. w., welche Bunsen also übersetzt: „Im Anfang, da Gott Himmel und Erde schuf und die Erde wüßte und öde, und Finsterniß über der Urflut war, und der Hauch Gottes über dem Wasser wehete, sprach Gott, Es werde Licht.“ Es würde schwer sein demjenigen, welchem die hebräische Sprache völlig fremd ist, die sprachlichen Gründe auseinanderzusetzen, welche Bunsen zu dieser Uebersetzung bewogen. Um jedoch dem nichttheologischen Leser die Wahl dieser Periode wenigstens einigermaßen zu motiviren, wird die Bemerkung ausreichen, daß Ewald, dessen Name als epochemachend in der Geschichte der hebräischen Sprachkenntniß gewiß allgemein anerkannt ist, diese Uebersetzung zuerst gegeben, sowie daß namhafte Theologen die Uebereinstimmung der Genesis mit dem Evangelium Johannis in diesen Worten, wenn auch nicht genau in dieser Weise festhalten, sodas die von Bunsen gegebene Erklärung und Begründung seiner Uebersetzung doch nicht so schnell als bloße Ränkelei beseitigt werden darf. Die sprachlichen Gründe abzuwägen, ist jedoch hier nicht der Ort, zumal da die Uebersetzung dieser Stelle einfach nach Bunsen's eigenen Worten sich selbst richtet. Daß jene Periode nämlich unschön und undeutsch, ja — namentlich 1 Moses 2,

4 fg. — wegen ihrer Länge unverständlich ist, das ist einfach zuzugestehen und wol allseitig zugestanden. Wer hat diese Stelle nicht, wie es Meferenten gegangen ist, zweimal gelesen und dann sich erkümmert gefragt, ob er denn recht gelesen? Nun sagt aber Bunsen selbst S. LXXXIV der „Vorerinnerungen“:

Eine deutsche Uebersetzung soll deutsch sein, klar und durchsichtig wie die Rede des Volks und eine Rede zum Volke. Mattheusdeutsch ist die Sprache der Bibelübersetzung, nicht Gelehrtendeutsch oder Judendeutsch. Um es klar auszudrücken, es ist besser, daß die Uebersetzung einer schwierigen Stelle falsch, als daß sie unverständlich oder zweideutig sei.

So entscheiden hier Bunsen's eigene Worte gegen ihn.

Ganz im Gegensatz zu dieser einen Stelle — denn eine zweite hierhergezogene, die vierte der neutestamentlichen, Ev. Marcus 1, 1—4, hat der Recensent in der „Protestantischen Kirchenzeitung“ falsch verstanden — findet jedoch der Leser schon in dem bis jetzt erschienenen Theile der Uebersetzung viele Stellen, deren Schönheit und kraftvolle Sprache Bewunderung abnöthigt. Dies ist der Fall besonders in den poetischen Stücken, bei denen auch dem Laien ein anschauliches Bild von der hebräischen Poesie gegeben wird, und deren Uebersetzung Treue und Verständlichkeit mit Schönheit und Kraft der Sprache in überraschender Weise verbindet. So vor allem in dem Segen des sterbenden Jakob, 1 Moses 49, in dessen Uebersetzung der Kenner zugleich die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung vereint finden wird, in dem Liebes und dem Segen Moses', 2 Moses 15, 5 Moses 32—33 und vielen andern.

Gleichfalls glücklich ist bei der Uebersetzung die Erklärung der hebräischen Namen, deren Bedeutung Bunsen in den Anmerkungen durchgehend beifügt. Den Gottnamen des Alten Testaments, besonders dem Worte Jehovah, ist zunächst nicht nur die philologische Erklärung gegeben, worüber ein interessantes ganzes Kapitel (S. LXXXVIII—XCII) handelt, sondern es ist auch auf die Bedeutung des Begriffs in den Stellen hingewiesen, denen ohne diese Erklärung ein Theil des reichen Sinnes abgeht, und endlich auch seine Uebersetzung „der Ewige“ durch das ganze Alte Testament beibehalten. Es heißt darüber S. xci:

Die Einführung des Namens Gottes als des Ewigen in die Bibelsprache der Gemeinde ist ebenso wenig eine gelehrte Buchstabenräumerei als eine Neuerung: es ist die Herstellung des der Gemeinde entzogenen oder unvermerkt abhanden gekommenen unterscheidenden Gottesbegriffs der Bibel, auf dessen tiefsten Sinn sich Christus unmissverständlich bezogen hat, und welcher der Schlüssel seines ganzen Gottesbegriffs ist. Die schöne und gemüthliche Bezeichnung Gottes als unsers Herrn wird dadurch der Gemeinde nicht genommen, denn sie kommt häufig genug in der Bibel vor, um unsern Sprachgebrauch zu rechtfertigen: aber das Hinzutreten der eigentlichen Wesensbezeichnung gibt ihm erst seine volle Bedeutung.

Und diese Erklärung oder Uebersetzung wird mit demselben Recht auf die bedeutsamen Namen von Personen und Ländern ausgedehnt, auf deren Zusammenhang mit besondern wichtigen Ereignissen der hebräische Text nicht selten verweist und sie aus diesem erklärt, sodas dann

im Deutschen nur die beigelegte Erklärung jener Namen das Verständniß ermöglicht. Denn wenn z. B. Esau Gen. 25, 30 den Namen Esau erhält, weil er zu seinem Bruder Jakob gesagt hat: „Laß mich doch schlingen von dem Rothen da!“ so ist dies dem Leser geradezu unverständlich, bis er erfährt, daß Esau „der Rothe“ heißt, und so ist es der Fall in vielen Stellen, weshalb dann die Bedeutung des Namens in den Anmerkungen unter dem Texte geboten wird. Es mag der Werth dieser Erklärung in dem angeführten Beispiel nicht zu überschätzen sein, werthlos ist sie nicht; es sollte an einem Beispiele überhaupt nur die Art dieser Erklärung nachgewiesen werden, deren Wichtigkeit für viele Stellen eine bei weitem größere ist.

Diese Anmerkungen nun enthalten gewiß vieles Wichtige, Interessante und Anregende, aber zugleich muß, besonders für den Anfang, hinzugefügt werden, auch nicht wenig für die Gemeinde Unwichtigeres und Entfernteres. Die elf Kapitel der Genesis, welche der erste Halbband enthält, bieten nach ihrem Inhalt für diese Anmerkungen allerdings besondere Schwierigkeiten dar. Es galt nicht nur, das Verhältniß des Lesers zu jenen einfachen Berichten klar auszusprechen, sondern auch aus dem ungeheuern vorliegenden Material hierüber zu sondern. Es galt, dem Leser, wenn auch nicht unbedingt Neues, doch solches zu bieten, was sein Verständniß erhöhen, sein Urtheil läutern, ihn selbst in seinem Verhältniß zu jenen Erzählungen befestigen mußte. Dieser Aufgabe wird daher wol kaum je ein einziges Buch vollkommen entsprechen können; sie wird vielmehr ihre volle Lösung nur in dem Gesamtwirken erbaulicher und wissenschaftlicher Lectüre finden und wie diese von der religiösen Grundstimmung abhängen. Eben darum mußte auch die Bestimmung über die Anmerkungen zu jenen ersten Kapiteln, insbesondere zu dem Schöpfungsbericht, der Erzählung von dem Paradies und Sündenfall, überhaupt zu dem gesamten Inhalt jenes Theils der Genesis von den größten Schwierigkeiten sein. Ist nun anzuerkennen, wie diese Anmerkungen sich von vielen naheliegenden Fehlern frei erhalten, so muß es doch auch ausgesprochen werden, daß andere nicht ganz vermieden worden sind, ja daß sie der eben ausgesprochenen Aufgabe, wie es fast nicht anders sein konnte, doch nicht völlig entsprechen. Es ist manches wiederholt, was in den „Vorerinnerungen“ bereits gegeben war, auf die außerdem noch verwiesen wird, wie auch zuweilen die Fassung zu ausgedehnt erscheint; es ist manches gesagt, was schon bekannt sein wird, namentlich in Bezug auf die ersten Kapitel, aus der reichen geologischen Literatur, der sich ja gerade die Gegenwart vielfach zugewendet und die nicht selten sich auf den Schöpfungsbericht der Bibel bezieht, wenn auch das Eingehen auf diese Seite in den Anmerkungen maßvoll und lakisch beschränkt ist; es wird manches gesagt, was mehr von dogmatischer Bedeutung ist oder doch mehr einem gelehrten Commentar zukommt, so die ethnographischen, ziemlich umfangreichen Notizen, deren Nothwendigkeit und Nutzen für die Gemeindebibel und nicht einleuchtend ist; es wird

endlich manches gesagt, das zum vollkommenen Verständniß wol einer längern Ausführung bedürfte, die natürlich der Raum nicht zuläßt, ja es mag mancher Leser wol dabei fragend der S. xiii gegebenen Versicherung gedenken: nichts zu sagen, was nicht jedem einigermaßen Gebildeten verständlich und von Belang sein sollte. Dazu kommt noch, daß das Idealisiren oder Druten jener einfachen Erzählungen schlecht hin wol für manchen Bedenkliches haben wird. So namentlich die Erklärung des Cherub mit der Flamme des wirbelnden Schwertes von einer vulkanischen Katastrophe des nördlichen Hochasien, des Rainszeichens als Stammzeichen von der Wildheit turanischer Stämme, das Bild des Schöpfers, umgeben von Ideen und Kräften, als er sagt: Laßt und Menschen machen!, die Versehung des Sündenfalls in die vorgezeichnete Welt. Dies zuzugestehen fordert allerdings die Wahrheit. Um so lieber sprechen wir es daher aus, daß des zweiten Halbbandes Anmerkungen einen deutlichen Fortschritt herein unschwer erkennen lassen, sowol hinsichtlich der gedrängten Kürze als der Auswahl, wenn auch hier zuweilen Beschränkung noch zu wünschen wäre, sowie das reiche Wissen des Verfassers in spätern Büchern für diese Anmerkungen gewiß einen noch lohnendern Boden finden wird, wo allerdings geschichtliche Notizen, Erklärung des Zusammenhangs und schwieriger Stellen, sowie sachliche Bemerkungen aller Art dem Leser höchst willkommen sein werden. So bei den spätern historischen, sowie bei den prophetischen Büchern. Vielleicht dürften übrigens die Anmerkungen auch über Bunsen's berichtende Abweichungen von Luther's Uebersetzung Aufschluß zu geben haben, obgleich Referent gern einräumt, daß hierdurch ihr Umfang beträchtlich vermehrt, und doch nicht immer deutliche Einsicht erzielt werden könnte.

Fortlaufend finden wir in den Anmerkungen Verweisungen auf Parallelstellen behufs der Erklärung, d. h. auf andere Bibeltexte, welche dieselbe Thatsache oder denselben Gedanken aussprechen oder berühren und das Gesagte ergänzend erläutern. Es führt uns dies auf die Art der Erklärung im Allgemeinen, über welche Bunsen im vierten Abschnitt seiner „Vorerinnerungen“, welcher höchst interessante Kapitel enthält, genauern Aufschluß gibt. Zunächst wird nämlich S. xxi Erklärung und Auslegung ausdrücklich unterschieden. Die Erklärung ist die unmittelbare Ergänzung der Uebersetzung, sofern diese eine solche erforderlich macht. Die Eigennamen von Ländern, Völkern, Stämmen, Personen, Bergen und Flüssen gehören selbstverständlich hierher, ebenso eigenthümliche Ausdrücke und Gedankenverbindungen, welche und die sorgsamste Uebersetzung nicht ganz erklären kann. Im allgemeinen hat es die Erklärung mit dem Text zu thun, nicht mit dem Gegenstande des Textes: also nur mit der Feststellung der Thatsache, welche der Text meldet, und mit dem Verständniß des Gedankens, welchen er ausspricht. Der Auslegung hingegen im strengen Sinne ist zuzuweisen, was über den Text hinaus vom dem Gegenstande selbst der Gemeinde zu sagen sein möchte. Dabei wird als erster Grundsatz aufgestellt, daß diese Auslegung

in den Anmerkungen zur Gemeindebibel sich rein auf biblischem Boden halten müsse.

Die Bibel legt sich selbst aus, vermöge der Einheit ihrer Grundanschauung von Gott und Welt und von der Natur der sündlichen Weltordnung, welche sie das Reich Gottes nennt.

Hierbei werden nun drei notwendige Stufen der Erklärung und Auslegung der Bibel unterschieden. Erstens nämlich soll das Tatsächliche selbst, wie es vorliegt, festgesetzt und dargestellt werden, eine Forderung, die Bunsen's philosophische Bildung in helles Licht setzt. Zweitens ist das Entstehen und die Geschichte der Bücher zu erklären. Drittens endlich muß die weltgeschichtliche und bleibende Bedeutung für unser sündliches Leben und Erkennen und für die fortschreitende Bildung der Menschheit betrachtet werden. Forderungen, welche den Wahrheiten entsprechen, die dem gesunden evangelischen Gemeindegelühl und Bibelbewußtsein zu Grunde liegen, und die folgenden drei sind: erstens, daß der Bibel eine tatsächliche Wahrheit bewohne, daher die Darlegung der äußeren Geschichte und der geschichtlichen Offenbarung; zweitens, daß die Geschichte dieser biblischen Verichterstattung eine wahre sei, daher die geschichtliche Untersuchung und Darstellung ihrer Entstehung; drittens, daß es einen bleibenden Kern dieser Thatfachen gebe, daher die Betrachtung dieser bleibenden Bedeutung.

Also die Bibel legt sich selbst aus vermöge ihrer innerlichen Einheit, das ist der oberste Grundsatz. Die innerliche Einheit aber oder der Mittelpunkt der Weltanschauung der Bibel ist für Bunsen das Reich Gottes, der Glaube an ein mit dem Menschengeschlechte in die Zeit eingetretenes, von Ewigkeit her beschlossenes Gottesreich des Wahren und Guten, welches in Christus seinen persönlichen Mittelpunkt hat. Aber freilich fragt es sich nun bei aller Anerkennung dieses Grundsatzes: wie die Auffassung des Inhalts für die Gemeinde zu gewinnen und wodurch das richtige Verständnis nachzuweisen ist? Schon vorher ist gesagt worden, daß die Gemeinde oberster Träger und Ausleger des Wortes Gottes durch die Zustimmung oder Ablehnung des Gewissens, daß das Zeugniß des Geistes das Höchste ist. Hierzu müssen jedoch zum rechten Verständnis dieses Grundsatzes, sowie zu seiner Vereinigung mit dem vorigen von der Selbstauslegung der Bibel eine Anzahl Stellen der „Vorerinnerungen“ gezogen werden, die im Zusammenhange mit der spätern Abweisung der andern Bibelauslegungen den scheinbaren Widerspruch lösen und Bunsen's wahre Meinung deutlich machen. Es soll nämlich die Gemeinde durch eigene Forschung die biblische Wahrheit erkennen und sich dergestalt aneignen, daß bei jeder Einzelfrage die Gesamtheit der darüber handelnden Stellen Alten und Neuen Testaments das klarste Licht hierüber ihr geben. Die durchgehende Verweisung von einem Buche auf ein anderes und vom Alten Bund auf den Neuen und umgekehrt macht dem Volkseiste am sichersten die Einheit des Geistes der beiden Bünde, also die wahre Geistesfülle der Bibel anschaulich. S. xciv:

Den allgemeinsten, also gemeinlichen Bibelschlüssel finden

wie in dem Bewußtsein von ihrer Einheit, vom Mittelpunkt des Evangeliums aus vermittelt des Glaubens an das Gottesreich, oder an die gemeinliche, menschliche Menschwerdung Gottes, der in Christus persönlich geworden ist. Die Bibel heiligt und erbaut die Gemeinschaft des Hauses und der Pfarrgenossenschaft, und diese Gemeinschaft lebt die Bibel in sich fort und überliefert sie dem jüngern Geschlecht. In dieser gegenseitigen Lebensführung liegt das Geheimnis der Kraft des evangelischen Glaubens: an ihrem Absterben hängt der Tod, an ihrer Herstellung die Wiederbelebung von Völkern, Kirchen und Staaten. . . . Die Schrift ist für den in der christlichen Gemeinschaft Aufgewachsenen ein unerschütterlicher Spiegel und ein unfehlbarer Prüfstein, gerade wie die Natur es für die Begriffe und Vorstellungen ist, welche sich auf die Sinnenwelt beziehen. Ein getreuer Spiegel muß aber von der Willkür der Menschen unabhängig sein, ein gegenständliches Gewissen. Das ist für das Gottesbewußtsein nur die Bibel.

S. xcvm:

Das Wort Gottes in der Schrift als der Geschichte Gottes, wenn rein und verständlich vorgelegt in der Gemeinde, ist frei von des Menschen Weisheit wie von seiner Thorheit. Es ist ebenso unabhängig von allen richtigen Betrachtungen als von den falschen. Wie die Natur in ihrer ewigen Pracht und Ordnung den Geist des Menschen durch sich selbst erfüllt mit dem Wille der ewigen Herrlichkeit und unendlichen Vernunft, aus welcher sie hervorgeströmt ist in den endlosen Raum, ohne daß der betrachtende Geist irgendeine Wissenschaft besitze von den mathematischen Gesetzen, welche dieser sichtbaren Ordnung einwohnen, also wirkt auch durch sich selbst jenes Bild der sündlichen Weltordnung, welches die Schrift uns als Gottes Geschichte in der Zeit vorführt, auf alle Menschen mit unmittelbarer Gewalt und mit unübersehblicher Kraft. Die Bibel bedarf nicht der Nachhilfe gelehrter Erklärung und Erklärung, um zur Vernunft und zum Gewissen des Christen zu sprechen und seine Seele zu dem Schöpfer und Erhalter zu leiten, in welchem sie uranfänglich lebt und weht. Vom Geiste Gottes durchzogen, spricht sie fortwährend zum Geist und erweckt ihn zum Bewußtsein seiner sündlichen Würde und Freiheit.

Darum enthalten die Anmerkungen jene Parallestellen, welche schon früh eingeführt den alten evangelischen Gemeinden eine innere Bibelfunde gaben, indem sie bei häuslichem Bibellesen, wie bei einsamer Betrachtung sorgfältig nachgeschlagen wurden und so eine Anschauung der innern Einheit der Bibel bewirkten, von der man jetzt kaum noch eine Vorstellung hat. S. xciv:

Daraus ging jener unzertrennbare Glaube an die Bibel hervor, welcher sich mit der Bildung und Erfahrung des wirklichen Lebens innig verband. Es soll nun nachgewiesen werden, daß diese evangelische Bibelfenntnis auf einem Glauben und einer Anschauung ruht, welchen in dieser gemeinlichen Form durchaus nichts mangelt. Daraus wird folgen, daß der wahre gelehrte Bibelschlüssel nur derjenige sein kann, welcher mit allen Elementen jenes gemeinlichen Bibelbewußtseins an die Bibel geht.

Es ist gewiß, daß mit dieser so verstandenen Selbstauslegung der Bibel in der Gemeinde eine große, echt evangelische Wahrheit ausgesprochen, und daß der Gedanke ein wahrhaft hoher ist, der Gemeinde zu jenem evangelischen Gefühl oder Takte mit zu verhelfen: ein Gedanke, der dem ganzen Bibelwerke die rechte Weihe gibt und ebenso von einem begeisterten evangelischen Streben, wie von dem Vertrauen zur Gemeinde zeugt, wie wir es schon im Anfange unsers Berichtes aussprachen. Hierin auch mag die Hoffnung auf den versöhnenden und

vereinigenden Einfluß des Bibelwerks gefunden werden, auf welchen die „Vorerinnerungen“ an mancher Stelle blicken, und in diesem Zusammenhange wird der Unparteiliche wol nicht bloße Unionismacherei darin finden. Es ist gerade das Zurückgehen auf die Bibel etwas, was der Gegenwart mangelt, ein Mangel, dessen Folgen schon sichtbar sind, und wenn das Bibelwerk an seinem Theile dazu beiträgt, jenen evangelischen Gemeindegeist zu beleben und anzuregen, so hat es hierin einen reichen Segen und einen hohen Beruf gefunden. Jedemfalls aber verdient die damit gestellte Aufgabe die volle Anerkennung.

Nicht im Widerspruche mit der Selbstausslegung der Bibel aus ihrer innern Einheit steht, was S. c über die geschichtliche Forschung gesagt wird, welche die Thatfachen in ihrer Verbindung als Theile einer sich entwickelnden Reihe betrachtet und in ihrem Zusammenhange darstellt. Zwar gibt allerdings diese geschichtliche Forschung, was gerade jene Stelle hervorhebt, Aufschluß über das Verhältniß der einzelnen Berichte, wo mehrere über denselben Gegenstand vorliegen; zwar unterscheidet sie den Augenzeugen und seinen Bericht von dem bloßen Ueberlieferer, der nur verantwortlich sein will für die Ueberlieferung, die er empfangen, aber dadurch wird die innerliche Einheit der Bibel doch nicht aufgehoben, und für den Fall, wo über dieselben Vorfälle mehrere Berichte nebeneinander laufen — im Alten Testamente die Bücher der Könige und der Chronica, im Neuen Testamente die Evangelien —, verheißt das Bibelwerk die gleichlaufenden Texte der Erzählungen in geeigneter Weise nebeneinander zu stellen, und wo sich in einem Buche verschiedene Bestandtheile finden, gleichfalls sich nur an das Buch zu halten. Wenn endlich die Zerlegung nicht zu einer Herstellung der geschichtlichen Wahrheit führt, gehört sie nicht für die Gemeinde, sondern für die Schule und muß von dieser als eine bloße Schulmeinung angesehen werden, mit welcher die Gemeinde nicht zu behelligen ist, denn sie kann diese nur verwirren.

Zu klarerem Verständniß gelangt Bunsen's Meinung über die Selbstausslegung der Bibel noch durch die darauf folgende Abweisung der andern Bibelschlüssel, welche in ebenso interessanter als zutreffender Weise S. cii—cxvii erfolgt. Zunächst heißt es S. xciv:

Eines gelehrten Schlüssels bedarf die große Masse der Gemeinden keineswegs: wohl aber bedürfen der Lehrstand und die Gebildeten eines solchen; da sie nun auch Glieder der Gemeinde sind und zwar die angesehensten, so muß der für sie gesuchte Schlüssel möglichst gemeinlich eingerichtet sein. Das große Ganze der Gemeinde darf dabei nie aus dem Auge verloren werden.

S. xcvi:

Es treten uns für das gelehrte Verständniß zuvörderst zwei Systeme entgegen, welche einen feindlichen Gegensatz darstellen und doch beide nur durch ihren Gegensatz berechtigt sind zu bestehen. Das eine ist die scholastische Erklärung, welche gewöhnlich als die theologische bezeichnet wird; das andere die bei uns rationalistisch genannte, welche im gewöhnlichen europäischen Sprachgebrauch die philosophische heißt. Jene erklärt die Bibel aus ihrem kirchlichen Glaubenssysteme und für dieses System.

1859. 4.

Das nicht paßt in ihre Lehre, muß derselben gerecht gemacht werden. Die Lehre ist ihr maßgebend für die Auslegung der Bibel, obwohl die Bibel angeblich maßgebend sein soll für die kirchliche Lehre.

Diese kürzere Formel findet ihre Erläuterung in dem der dogmatischen Auslegung gewidmeten Kapitel. Dieselbe sucht also die Bibel durch einen Lehrbegriff zu erschließen, und ihre Berechtigung findet Bunsen darin, daß die Bibel wirklich eine Geschichte der göttlichen Dinge ist, indem sie in geschichtlicher Weise Lehren und Aussprüche gibt über Wesen und Natur Gottes und sein Verhältniß zur Menschheit, sowie darin, daß wir durch die begriffliche Ausbildung des Geschichtlichen und dessen erst recht klar bewußt werden. Diese Auslegung erkennt also einen bleibenden Gehalt in der Ueberlieferung der Bibel an. Damit jedoch, daß sie die Sprüche und Lehren zusammenfaßt oder vielmehr Haltepunkte für ihre fertigen Formeln in der Bibel sucht, sind ihre Mängel und die Unzulässigkeit dieses Verfahrens gegeben. Denn sie reißt den Spruch aus seinem geschichtlichen Zusammenhang und behandelt ihn bloß als Begriff, sie scheidet nicht aus, was geschichtliche Form des Spruchs ist gegenüber der Idee oder der geistigen Anschauung, ja sie läßt alles, was sich ihr versagt, unberücksichtigt oder verdreht es. Im weiteren Verlaufe der Ausführung wird der Gebrauch dieses Schlüssels und seine Folgen geschichtlich nachgewiesen, wobei allerdings die ruhige Darlegung zuweilen einer erregten Sprache weicht, obgleich diese nicht überzeugender als jene wirkt. Indessen das räumt Bunsen der scholastischen Bibelauslegung ein, daß die rationalistische, welche er nun widerlegt, nicht nur voller Widersprüche ist, sondern noch mehr Bedenken gegen sich hat als jene. Zunächst allerdings erkennt er die geschichtliche Berechtigung des rationalistischen Bibelschlüssels in dem Gegensatz zur Intransigence und Unkräftigkeit der scholastischen Bibelauslegung, seine allgemeine aber darin, daß er vernünftig sein und die Bibel vernunftgemäß auslegen will. Aber die Schrift ist für diesen Standpunkt ein von Menschen unter gegebenen Umständen, in gewissen Zeiten und Verhältnissen und für gewisse Zwecke geschriebenes Buch, welches nach den allgemeinen Regeln der Auslegungskunst erklärt werden muß als ein Buch jener Zeit, jenes Volks und Landes, während der ewige Gehalt für die christliche Gemeinde verloren geht. Ja es verschwand wirklich die Bibel allmählich so als heiliges Buch, zuerst der Alte Bund als rein jüdische Nationalüberlieferung, dann auch der Neue, ja selbst das bloße Evangelium. Zuletzt ging den Vertretern dieser Richtung die Person Christi selbst verloren, eine Gemeinde aber hatten sie kaum noch vorgefunden und jedenfalls die Ahnung ihrer erhabenen Würde und Bedeutung verloren. So zerstört also die rationalistische Auslegung, als endgültiger Grundsatz verfolgt, das Ansehen der Bibel als geschichtlicher Grundlage des frommen Bewußtseins.

Hieran reiht sich die Darlegung der theosophischen und pietistischen Bibelauslegung oder des mystischen Bibelschlüssels, welcher Name eigentlich der mysticistische heißen sollte und nur mißbräuchlich auf die ganze Richtung

übertragen wird. Denn die wahre Mystik, deren Vertreter im 14. Jahrhundert am Rhein und Jakob Böhme auch von Bunsen als rein evangelisch bezeichnet werden, zeichnet sich im Gegentheil durch ihr Zurückgehen auf die Bibel aus und hat wie stets, so auch für die Bibelauslegung nur belebend und anregend gewirkt, was um so mehr ausdrückliche Erwähnung verdient, als das stark verwerfende Urtheil am Ende des Abschnitts nur den Mystikern gelten kann. Diese Art der Bibelauslegung nennt Bunsen wie die älteste so die neueste, was er auch in der geschichtlichen Darstellung nachweist. Sie ist ihm jedoch die verkehrteste aller falschen, d. h. einseitigen Auslegungen, weil schwärmerisch und unwirksam, ungeschichtlich und unwissenschaftlich. Denn sie will das Äußerliche und Geschichtliche begrifflich und geistig machen, tritt aber dabei die Grundsätze der geschichtlichen Erklärung und der philosophischen Auslegung mit Füßen. Sie erkennt zwar an, daß es einen bleibenden Kern, einen geistigen Sinn der geschichtlich erörterten Thatfachen gibt, eine bleibende Bedeutung der geschichtlichen Darstellung, aber die geschichtliche Betrachtung wird vernachlässigt, das rein Thatsächliche aus den Augen verloren.

Sie ist eine unvernünftige Art, die Vernunft nachzuweisen in dem Ueberlieferten, gerade wie die Traum- und Zeichendeuterei im Leben der Wirklichkeit, die Astrologie ansehts des gestirnten Himmels.

Um diese gänzliche Verwerfung zu erklären, bedarf es des nähern Eingehens auf die einzelnen Vertreter dieser Richtung, welches der Abschnitt gibt. Als eine besonders gefährdende Erscheinung wird endlich noch der jüngste Ausläufer dieser Richtung, die scholastische Mystik der Gegenwart, bezeichnet und auf seine unheilvollen Folgen hingewiesen.

Also Eine Wahrheit hat jedes dieser Systeme, eine der drei Wahrheiten, deren Anerkennung für die biblische Auslegung Bunsen fordert und die wir vorhin anführten, aber durch einseitiges Betonen und ausschließliche Anerkennung dieser Wahrheit ohne die andern wird das System falsch. So bleibt denn nichts anderes übrig als zur Bibel selbst zu gehen. Die Gesamtanschauung der Bibel von Gott und Welt ist für die Gemeinde entscheidend und bewahrt ihr allein das christliche Gottesbewußtsein. Sie enthält nicht bloß erbauende oder lehrende Geschichte; sie gibt nicht bloß Vorschriften für ein untergegangenes Volk, nicht Befriedigung bloß für Bedürfnisse, die unser Geist und Herz nicht fühlt; sie ist nicht eine Legende.

Es ist demzufolge eine voraussetzungslose, aber christlich gläubige und geschichtliche Bibelauslegung, welche Bunsen fordert, und die er zwar nicht als die biblische schlechthin im Gegensatz zu jenen verworfenen drei bezeichnen kann, ohne sich einer *petitio principii* schuldig zu machen, aber der er allein Berechtigung zugesieht. Das ist unsers Erachtens mit jener Selbstausslegung der Bibel gemeint. Die Gemeinde soll sich die biblische Wahrheit aus der Bibel selbst aneignen und sich ihres Glaubens als biblisch begründet bewußt sein.

Dieser Theil der „Vorinnerungen“ bietet und zugleich zu einer andern Bemerkung Veranlassung. Bei der Besprechung über den dogmatischen Bibelschlüssel finden wir nämlich die einzige Erwähnung eines Begriffs, der gerade für das Bibelwerk eine große Bedeutung hat, während wir seine Darlegung vermissen mußten. Es ist dies der Begriff der Inspiration mit den sich nothwendig anschließenden Fragen, worüber nur an dieser Stelle und zufällig bei der Abweisung der mechanischen Eingebung gehandelt wird, wenn wir von vereinzelt andern Stellen absehen, die gelegentlich oder indirect Verwandtes darbieten, aber den Gegenstand weder erschöpfen; noch eben wegen ihrer Kürze mögliche Mißverständnisse ausschließen. Es ist dieser Mangel allerdings um so weniger zu rechtfertigen, als jener Begriff die Grundlage für manches ausführlich Behandelte bietet und erst bei klarem Verständniß über diese Fragen viele Aussprüche recht erfaßt und gewürdigt werden können, daß fast der Wunsch entsteht, es möchte die Besprechung umgekehrt vertheilt sein. Das führt jedoch zugleich auf eine andere Beobachtung, die gleichfalls nicht verschwiegen werden darf. Bunsen scheint nämlich von der Gemeinde eine fast gar zu günstige Meinung zu haben, insofern er ihr manches bietet und bei ihr ein Interesse dafür voraussetzt, was doch wol nur der Gelehrte zu beurtheilen und zu schätzen vermag. Es bezieht sich das Gesagte zunächst auf manches isagogisch und philologisch an sich Wichtige, dessen Studium und Prüfung aber die Gemeinde wol kaum durchführen kann, und dessen Anführung gemeindlichen Zwecken wol kaum entspricht. Vor allem aber bezieht sich dieses Urtheil auf die umfangreichen „Zeittafeln für die alttestamentlichen Geschichten“ vom Auszuge der Israeliten aus Aegypten bis auf Alexander den Großen und mit einleitender chronologischer Uebersicht der Epochen und Zeiten der ägyptischen, assyrischen und babylonischen Geschichten. Bei aller Anerkennung von Bunsen's gründlichen Forschungen und reichem Wissen, die auch die Kürze dieser unserer Bemerkung nicht verringern soll, gedenkt doch vielleicht mancher bei Gelegenheit der ägyptischen Dynastien der Worte Jodet's: „Die Urgeschichte Aegyptens ist ein Labyrinth, zu welchem die Chronologie den Faden verloren hat.“ Gewiß aber fragt sich der Leser, ob das in ein Bibelwerk für die Gemeinde gehört. Es ist der Umfang des Werks ein so bedeutender, daß möglichste Ersparniß des Raums zur Pflicht wird, und diese Rücksicht muß sowol das Interessante vor dem Wichtigem zurücktreten lassen, als auch den Ausdruck möglichst präcis und einfach machen. Beides Wahrheiten, die sich auch bei den „Vorinnerungen“ ausdrängen. Hierzu kommt noch, daß das ganze Werk zweite Abtheilung, die Bibelstudien umfassend, d. h. die Herstellung und Zusammenstellung einzelner urkundlicher Texte mit geschichtlicher Erklärung und Auslegung, gleichfalls einen ziemlichlichen Umfang haben soll, nämlich drei Bände. So wichtig und interessant gerade die hierin behandelten Fragen über die Entstehung und die Verfasser der einzelnen Bücher dem protestantischen Leser sind, so müssen wir doch, nach diesem

Norwegen.

Der Telegraphendraht, die metallene Schlagader des Zeitgeistes, hat Länder und Völker einander nahe gerückt. Gedanken werden heutzutage, wie ehemals Passagiergut, allein weiter expedirt, Gedanken können nicht im Meere versinken, nicht von Stürmen verweht werden; sie verwirklichen die alte Rhönirsaage, sie versängen sich im Sterben und die Welt zieht dann ein neues Kleid an. Die Gedanken sind eigentlich fortwährend auf Reisen, sie sind Touristen, die sich im Hotel à l'Univers gegenseitig verdrängen; sie sind hohe Herren, die mit Extrazügen ankommen. Die vollständige Befriedigung aller jener Bedürfnisse, die das reisende Publikum hat, der überhandnehmende Komfort, der sich bereits in Europas fernste Gebirgswinkel eingeschlichen, macht es notwendig, daß der Dame Bequemlichkeit vorgearbeitet werde. Dies ist das Geschäft der gedruckten „Wegweiser“ und Eisenbahnbücher. Kaum will sich ein Gentleman ohne solches in einen Waggon setzen, oder die Kajüte eines Dampfers betreten. Eines der interessantesten dieser Art Bücher ist wol folgendes:

1. Nach Norwegen! von R. Rehwald. Leipzig, Nord. 1858. 8. 10 Rgr.

Der Verfasser, der, wenn er nicht wirklich Mann der Wissenschaft sein sollte, sich jedenfalls in geographischer, botanischer und zoologischer Hinsicht schöne Kenntnisse erworben, hat nach dreimaligem Besuche der Skandinavischen Halbinsel seine mit scharfer Beobachtungsgabe gesammelten Erfahrungen in dem oben angegebenen Werke niedergelegt. Gleich das erste Kapitel der ersten Abtheilung: „Meer und Felsen“, ist für jeden denkenden Kopf so anziehend geschrieben, die darin über den so merkwürdigen Vulkstrom, den Rehwald originell Norwegens Fundament, Erhalter und Versorger nennt, angelegten Reflexionen sind so spannend, daß im Leser augenblicklich der Wunsch rege wird, mit all diesen Natur-undern näher bekannt zu werden. Mit nicht schwächerem Interesse liest man das zweite Kapitel: „Die Einwohner“, worin die Normänner, unsere zum germanischen Volkstamme gehörenden Nachbarn, als Männer von echtem Schrot und Korn, in denen die Tugenden der alten Deutschen noch fortleben, mit gewandten Pinselstrichen dargestellt werden. Welch hohen, sittlichen Begriff diese ganz unverdorbenen Menschen vom Eigenthumsrechte haben, beweist sehr schön folgendes Erlebnis des Verfassers: „Am untern Lougenflusse, wo das Bauholz schon selten ist, sah ich auf allen Felsen im und am Fluße Balken und Planken, welche bei Hochwasser herabgeschloßt und beim Fallen des Wassers liegen geblieben waren. Da sich niemand um dieses Holz kümmerte und Jahre vergehen, ehe es durch den Lougen und Glemmen an den Ausfluß am Christianiafjord gelangt, bemerkte ich einem Normann: daß auf dem etwa vierzig Meilen langen Flußwege von dem vielen angeschwemmten Holze mangels aller Aufsicht leicht könne welches gekohlen werden. Kaß unwillig entgegnete der Mann in seiner Sprache: „Wie könnte dies jemand thun? es ist ja nicht sein Eigenthum!“ Viele, selbst für die gelehrte Welt wichtige Andeutungen gibt der Verfasser in dem Kapitel über die klimatischen Verhältnisse. Unter anderem sagt er: „Im Süden Norwegens, wo zwar kein ewiger Tag herrscht, wo man aber doch vom April bis Ende August auch bei wolkenfreiem Himmel weder Mond noch Sterne sieht und um Mitternacht bequem bei nächtlicher Delle die Zeitungen lesen kann, hat die fortwährende Einwirkung des Lichts entschieden Einfluß auf die klimatischen Verhältnisse, was sich in der Triebkraft aller Gewächse, in der Ausbünungsentwicklung der Pflanzen und in den atmosphärischen Erscheinungen beim Aufgöhen der ununterbrochenen Lichteinwirkung deutlich zeigt. In fruchtbarsten Jahren, wie 1857 in Norwegen war, wachsen (sogar bis unter den 70. Grad hinaus) die Gersten binnen 24 Stunden 3 Zoll, die Karbisse ebenso weit, die Gerste 2½ Zoll und so im Verhältniß die Erlebe der Sträucher und Bäume. Die Ausbünung der Gewächse mittels ununterbrochener Einwirkung des Lichts wird man im Binnenlande Norwegens nicht nur durch die Geruchsnerven, sondern auch durch die Lunge und das Hör-

Umfange eine ausführlich wissenschaftliche Darstellung annehmen, die gleichfalls ein gelehrtes Publikum voraussetzt. Es wäre vielleicht in den „Vorerinnerungen“, die auch einzelnes davon geben, eine Stelle hierfür gewesen, die allerdings nur einen geringen Theil des Verheißenen enthalten konnte, der aber bei recht prächtiger Fassung dem Bedürfnisse der Gemeinde entsprochen haben würde. Es sind dies beides Umstände, die im eigenen Interesse des Werks nicht bemäntelt werden durften, da bei einem gemeindlichen Bibelwerke die möglichste Präcision des Ausdrucks und Begrenzung des Gebotenen schon wegen der Verbreitung des Werks nicht genug berücksichtigt werden können. Bei den wol hinlänglich bekannten und beklagten Verhältnissen unsers lesenden Publikums ist aber die prosaische Frage nach dem Preise des Werks freilich ein Umstand, der den Freunden desselben manche Befürchtung erregen muß. Wer es weiß, wie der deutsche Leserkreis selbst bei geringern Ansprüchen sich schnell verengert, wie geistige Interessen, ja Bedürfnisse bei deutschen Lesern eine wirklich beschämende Zähigkeit finden; wer es weiß, wie wenig Familien dem Ankauf von Büchern eine feste Stelle im häuslichen Budget anweisen, der wird sich fragen, wie es hier gehen soll. Es hat die Klage über diese Zähigkeit ihren Grund in der ganzen Zeit. Ist der Umfang des lesenden und seine Lectüre auswählenden Publikums gewiß nicht zu überschätzen, so ist die Zahl der Käufer wol noch geringer. Die bürgerliche Stellung oder zufällige Umstände mögen eine mäßige Büchersammlung mancher Familie geben und man darf darin auch nicht zu schwarz sehen, unberücksichtigt aber wird dieser Umstand wol nicht bleiben dürfen. Aber doppelt ungern verweilt man hierbei diesem Werke, diesem Manne gegenüber, und hoffen wir vielmehr, daß vor allem die Sache und dann die Begeisterung des Verfassers für die Sache auch des Publikums Zähigkeit überwindet.

Der Fortschritt, den das Werk macht in Bezug auf den Standpunkt wie die Uebersetzung, ist freudig begrüßt worden. Alle bisherigen Schriften des Verfassers, namentlich seine „Zeichen der Zeit“, sowie „Gott in der Geschichte“, an die sich der Inhalt der „Vorerinnerungen“ in mehrfacher Weise anschließt, besonders in Bezug auf Bunsen's geschichtsphilosophische Ansicht, sind nur Vorbereitung und Vorläufer des Bibelwerks gewesen. Die Theilnahme, die jenen geworden ist, muß sich daher in diesem gipfeln, wie auch der Kampf, den jene hervorriefen, hier erneut und erhöht worden ist und werden muß. Bunsen verdient diese Theilnahme, wie er den Kampf nicht schüt, der seinerseits nur zur Sonderung und Klärung beitragen wird. Die Aufgabe, die sich das Werk gestellt, ist eine hohe. Möge sein Reichthum vielfach ausgebeutet werden zur Belehrung und Anregung für denkende und strebende Geister, für gläubige Gemüther zur Erbauung und Förderung, für die Gemeinde zur Stärkung und zum Segen!

verliche Wohlbefinden gewahrt. (Dieser Ausdünstung schreibe ich hauptsächlich die Größe, Kraft, Ausdauer und Gesundheit der Normannen zu.) Der größte Theil Norwegens ist mit Birken bestanden. Die Birke haucht aber bekanntlich unter den sommerlichen Licht- und Wärmeeinwirkungen so viel Sauerstoff aus, daß man überall, wo Forstwirtschaft rationell betrieben wird, die Kiefernwälder mit Birken plant, um durch die Birkenausdünstung die Kiefernraupe abzuhalten. Für die menschliche Constitution ist der Sauerstoff Lebensprincip und mithin sind die norwegischen Wälderthäler im Sommer durch die fortwährende Entwicklung des Sauerstoffs mittels Einwirkung des Lichts gänzlich und unausgesetzt mit diesem Lebensprincip erfüllt“ u. s. w.

Der zweite Theil ist ein Wegweiser für Reisende durch Norwegen. Der Verfasser beschreibt zuerst den Weg nach dem Nordcap, wozu er bemerkt, daß es vornehmlich in Norwegen die Landreisen sind, welche noch die Reiseromantik in vollem Maße bieten. Sehr charakteristisch ist sein Bericht über die großen Bauern, von denen einzelne mehr als 20—30 Quadratmeilen Landes stolz ihr eigen nennen. Die an und auf dem Dore wohnenden Familien Laste, Hjörta und Kongevold sind für den Reisenden nicht nur bemerkenswerth, weil man sehr gut bei ihnen logirt, sondern auch weil es Königsfamilien sind. Sie leiten ihren Ursprung von König Harald Haarfager ab, haben alle Hausgesetze, wie die deutschen Königsfamilien in Bezug auf ebenbürtige Heirathen, Erbschaft u. s. w. und haben diese Gesetze sehr streng. Im übrigen unterscheiden sie sich wenig von den andern Bauernfamilien. Von dem „höheren Bewußtsein“ der Laste, welche in einem sehr großen Hofe auf einer Bergkette unter Hjörta wohnen, erzählt man sich folgenden sehr hübschen Zug: Als König Karl Johann von Schweden nach Drontheim zur Krönung fuhr, nahm er bei Laste Nachtquartier, wie auch alle Reisende bei einer der drei obengenannten Familien zu übernachten suchten. Der alte Laste stand an seiner Hausthür und empfing Karl Johann mit der norwegisch-gemüthlichen Anrede: „Obgleich kein königliches Blut in deinen Adern fließt, so heiße ich dich doch im Hause eines Königssohns von Herzen willkommen. Gehabe dich wie in deinem Eigenthume!“ Aus der wirklich pompösen Schilderung der eigenthümlichen Felsformationen und der Kata-Morgana am Horizont der Fänelinseln heben wir blos folgende Stelle aus, für die sich Mathematiker und Geometer besonders interessieren dürften: „Man sieht mit Wangen das Schiff in die engen Irrgänge zwischen den vielen Felseninseln einlaufen, weil man seinen Ausgang bemerkt; oder man schaut ungeheure platte Wände (wie wenn sich ein senkrechter Berg gespalten und die eine Hälfte ins Meer stürzte), oder man bemerkt das Wunderbarste, die vollkommensten Naturfelsenstücke. Letztere sind fast merkwürdiger als die meisten andern Bergformen. Denn wenn man an verschiedenen Orten Bergkegel sieht, deren Höhe einst bedeutend war, wie sie theils wagerecht, theils schräg und platt wie ein Seifenkegel abgeschnitten wurden, so fragt man sich, wie und auf welche Weise führte die Natur den tadellosen Kegelschnitt aus, und wie sind die regelmäßigen Kegele überhaupt entstanden?“ Daß all diese seltsamen Erscheinungen auf den Nordländern den mächtigen Einfluß ausüben, daß sie namentlich gegen Lappland hinaus, wo die Winternachtsonne so gewaltig auf die Pole des Lebensprinzips influirt, seinen Körper kühlen, abhärten und zu ungewöhnlicher Thätigkeit und Kraftanstrengung befähigen, darf uns nicht wunder nehmen. „Während des ewigen Tages scheinen die Nordländer seines Schlafs zu bedürfen, denn sie arbeiten fast ununterbrochen, und fragt man, wann sie schlafen? so antworten sie: schlafen können wir in der ewigen Nacht genug.“ Als zweite Hauptreisroute beschreibt der Verfasser mit gewandter Feder die Tour von Christiania nach den bergenschen Hochgebirgen. Mit besonderer Vorliebe schildert er die wildromantischen Felsenformationen mit den großartigen Wasserfällen, wie sie in solcher Menge und Fülle kaum ein zweites Land des Erdballs außer Norwegen aufzuweisen hat.

Man höre z. B.: „Zwei von verschiedenen Bergen bei Denmarksie etwa 500 Fuß als Schaum herabstürzende Bergflüsse treffen auf dem Punkte, wo sie sich vereinen, auf eine gemeinsame Felsebene, von welcher sie dann zusammen etwa 100 Fuß herabstürzen und unten im Kessel auf eine emporstehende Fels Spitze treffen, so daß sich der Wasserstrom wie ein ungeheurer Bilz theilt und das ganze untere Thal in Dampf- und Dampfwollen hüllt. Wenige Schritte davon fällt die Wassermasse in den Fäls-Rjösen, ein Wasserbecken ringsum mit 4—5000 Fuß hohen Bergen umgeben und von oben gesehen, von wunderbarer Schönheit.“ Wir können uns kaum erinnern, je ein Touristenbuch mit solcher Spannung und Aufmerksamkeit gelesen zu haben, und nie hat eins derselben in uns den Wunsch, das betreffende Land zu sehen, so rege gemacht, als gerade dieses. So sei es denn auch der deutschen Lesewelt auf das wärmste empfohlen!

Norwegische Zustände bilden wenigstens den Hintergrund in folgender Novellensammlung:

2. Leben und Lieben in Norwegen. Vier Novellen aus dem norwegischen Volksleben von Theodor Mägge. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Reibinger Sohn u. Comp. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Umstand, daß in allen vier Novellen ein verliebtes Paar figurirt, ein Nebenbuhler beseitigt und dies oder jenes Hinderniß übermunden werden muß, bis das abgedroschene „Sie kriegen sich“ zur Geltung kommt, dieser Umstand verleiht den Novellen einen fasten Anstrich von Eintönigkeit. Mägge's Erzählungsart, weniger sein Erzählungstalent, scheint sich erschöpft zu haben; sein Wunder, wenn man, wie er, die Bücher aus dem Armel schüttelt! Schablonenarbeit strast sich immer selbst. Konnte er sich denn nicht wenigstens in einer dieser Erzählungen, die im Lande der seltsamen Normänner spielen, sich alles weicherzigen Liebesgewinns enthalten? Soll das männliche Element in unserer laurischen Zeit wol ganz vor dem weiblichen Schnickschnack mucken und duden? Sind die parfümirten, nervenschwachen Salondamen wirklich jetzt allein in der Welt die so-called ästhetischen Kunstrichter, vor deren zimperlichen Launen der Schriftsteller knieend den Nacken beugen muß? Sind sie's? Dann gute Nacht, Abschied! Man mag A. W. Schlegel's, Kunze's oder Tieck's Ansichten über die moderne Novelle theilen oder nicht, so wird man doch stets zugeben müssen, daß die Hauptwunde der Novelle darin liege, einen neuen — schon das Wort weist darauf hin — oder doch wenigstens interessanten Gedanken vor sich aufzufassen und künstlerisch festzuhalten. Ist dies bei Mägge zu finden? Wir glauben, wir können antworten: sehr selten! Es ist ihm nicht möglich, sich kurz zu fassen; daher entbehren seine Producte jene reizende Leichtigkeit, jenes wohlthuende Behagen, jenen feinen Tact, ohne den keine gute Novelle bestehen kann. Wie ganz anders springt uns das norwegische Leben mit seinen gewaltigen Naturscenen in Steffens' herrlicher erster Novelle: „Die vier Norweger“, in die Augen! Wie matt und abgeflacht dagegen bei Mägge! Bei Steffens, welche Tiefe, welche geistiger Reichtum, welche eine Kenntniß des Menschenherzens! Bei Mägge, welche eine Oberflächlichkeit, modern-litterarische Geiztätigkeit und hohle Phrasenmacherei! Die erste: „Der Schatz von Senjeve“, mahnt stark an Situationen, die uns Mägge schon im „Araya“ aufgetischt; wir wenigstens sind kein Freund von aufgewärmten Gerichten; vielleicht ergötzt es andere Lesern dabei besser. Die zweite Novelle: „Henrik Dantley“, hat das Verdienstvolle, daß sie von der Mitte an bis gegen den Schluss hin immer interessanter und lebendiger wird. Die Gesangsannahme Dantley's und seine überraschende Befreiung sind mit glänzenden Farben geschildert und mögen für die Mängel der Introduction allenfalls entschädigen. Die dritte: „Rufan-Do“, ist eine langweilige Liebesgeschichte, die der Leser getrost überblättern kann. Die vierte und letzte: „Signa, die Sennin“, ist unser Bedauern die beste von allen, obgleich die Hauptperson Signa eine Nebenperson ist.

Ihr Inhalt, gedrängt im Auszuge wiedergegeben, dürfte ungefähr folgender sein: Eduard Falkland, ein feingebildeter junger Mann aus Christiania, der sich der Naturkunde widmete, reist ins norwegische Hochgebirge, theils um Studien nach der Natur zu machen, theils um seine Nichte Emma, die auf dem Lande bei ihres Vaters Halbbruder lebt, nach Jahren wiederzusehen. Ehe er das Gut erreicht, trifft er zufällig mit Grimmur Skalden, einem berben Holzhändler, der sehr geneigt zur Ironie ist, unterwegs zusammen. Eduard ärgert sich über Grimmur's Sticheleien. Angelommen an Ort und Stelle, vom alten Vetter Halbbruder normännisch galklich aufgenommen, kann sich Eduard trotz Emma's Freundlichkeit doch nicht verhehlen, daß sich die schöne, kaum aufgeblühte Jungfrau viel zurückhaltender gegen ihn benehme, als in vertrauten Jugendzeiten. Eduard's stille Melung zu ihr erleidet einen gewaltigen Stoß, wie er in dem höhnischen Grimmur einen, wie es scheint, begünstigten Nebenbuhler entdeckt. Auf einem Spaziergange ins Gebirge wagt Eduard seinem beklommenen Herzen Luft zu machen und dem schüchternen Mädchen endlich seine heiße Liebe zu gestehen, und hört mit Staunen und Freuden, daß sie erwidert werde; jedoch benimmt ihm Emma alle Hoffnung, da der Vater wünscht, daß sie mit dem reichen Grimmur eine Verbindung eingehe. Die Reibung zwischen beiden jungen Männern wird von Tag zu Tag härter; trotzdem heuchelt Grimmur stets doch eine freundschaftliche Gefinnung für Eduard, den er einladet, mit ihm den Fortunesitz, der zu großartigen Scenerien des Hochgebirgs halobrockisch hinauführt, zu bestiegen, wobei er ihm leise Andeutungen über das freie, wilde Leben der schönen Senninnen gibt. Eduard schämt sich nach Grimmur's beißenden Spötteleien über Furchtsamkeit, die gefährliche Alpenpartie abzulehnen; doch empfängt er glücklicherweise durch eine Magd Emma's kurz vor dem Weggehen heimlich einen Zettel, worauf letztere die Worte geschrieben: „Er führt dich gegen dich im Schilde, sei auf deiner Hut, geliebter Eduard!“ Dieser ist so ehrlich den Zettel Grimmur zu zeigen und zu sagen: „Ich denke besser von Ihnen.“ In Grimmur's Herzen reißt die Wuth über den Ausdruck: „geliebter Eduard“. Sie klettert immer höher, erreichen eine Felswand, von der sich ein prächtiger Wasserfall tösend in die Wildschlucht stürzt. Grimmur lockt den Fremden bis an den Rand des Abgrundes und hebt in rascher Bewegung seinen Arm. Eduard, eingedenk der Warnung, springt schauernd zurück; nun stehen sich die zwei Männer feindlich gegenüber. Grimmur spricht: „Hört an, was man sich von meinem Großvater Thorvald Skalden erzählt. Er liebte ein Mädchen, so schön wie Emma, und hatte einen Nebenbuhler, wie ich. Da ging er mit diesem hieher an diese Stelle und sie kamen überein, um die Braut zu kämpfen, bis es dem Sieger gelänge den Gegner in die Schlucht hinabzustürzen. Mein Großvater kam von den Fortunesellen frisch und stolz herunter, kein Menschenauge hat je den wieder gesehen, der mit ihm hinaufgegangen war.“ Nach einigen Bedenklichkeiten geht Eduard, um den Schimpf der Feigheit von sich abzuweisen, den seltsamen Kampf ein. Die Männer ringen auf Leben und Tod. Plötzlich erscheint auf einer Felslippe, wie in den Wolken, Signa, die Sennin, die beiden verflochten gefolgt, und raft Grimmur zu, daß sie ein Kind von ihm unter dem Herzen trage. Der Normann steht beschämt und verspricht Signa zu heirathen. Eduard und Emma „kriegen sich“. Die ganze Erzählung ist gelungen zu nennen; nur mahnt das Erscheinen der Sennin doch zu stark an einen theatralischen Knalleffect. Das konnte sie ja bereits in der Sennhütte sagen.

Emanuel Kaulf. *)

*) Dieser Referat und einige andere, die ihm in nächster Zeit folgen sollen, waren leider die letzten Geistesarbeiten des Verfassers. Emanuel Kaulf, mit seinem wirklichen Namen Rudolf Widderhauser, Bruder des rühmlich bekannten Orientalisten Professors Moritz Widderhauser in Wien, starb an den Folgen eines Bluthurses zu Leipzig am 19. December 1858. Unsere Leser kennen ihn aus seinen Kritiken über belletristische Erscheinungen, namentlich über lyrische Poesien und

Der General von Winterfeldt.

Hans Karl von Winterfeldt und der Tag von Moya am 7. September 1757. Görlitz, Heintze und Comp. 1857. Gr. 12. 15 Ngr.

Die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an welchem der General Winterfeldt bei Moya geblieben, hat der zahlreich in Preußen blühenden Familie von Winterfeldt Veranlassung gegeben, die Leiche aus der Gruft, wo sie bis jetzt gestanden, mit Genehmigung des Königs nach Berlin schaffen und auf dem Militärsirchhofe, wo so viele Helden berühmten Namens ruhen, bestatten zu lassen. Diese Feier hat auch das vorliegende kleine Schriftchen in das Leben gerufen: es soll dem Helden einen Denkstein setzen und zugleich die von seinen zahlreichen Gegnern auf ihn geworfenen Schattenseiten als unwahr darthun.

Hans Karl von Winterfeldt, am 4. April 1707 auf Vanselow in Vorpommern, dem Gute seines Vaters, geboren, trat 1720 als Junker in das Kürassierregiment Winterfeldt und avancirte 1722 zum Cornet. Bei einer Musterung fiel dem König Friedrich Wilhelm I. sein stattlicher Wuchs und sein angenehmes Aeußere auf, sodaß er als Lieutenant zu dem Grenadiergarde-Bataillon versetzt wurde, wo er, bald zum Adjutanten befördert, sich das größte Vertrauen des Königs erwarb. Im Jahre 1732 erhielt er den Auftrag, mit einigen Unteroffizieren nach Petersburg zu gehen, um dort neue Truppen auf den Wunsch der Kaiserin Anna auszubilden zu helfen; sie versprach dem König dafür 800 große Leute für seine Garde zu schenken. Er fand dort im Hause des Feldmarschalls Münnich, seines Onkels, die liebevollste Aufnahme und verlobte sich mit der Tochter der Gräfin Münnich aus erster Ehe: Julie von Malzahn, Hofdame der Großfürstin Elisabeth. Die Vermählung fand einige Zeit später statt. Nach seiner Rückkehr blieb er zu dem König in demselben Verhältnisse und begleitete 1734 den Kronprinzen, der seinen Umgang gesucht hatte, an den Rhein, um dort unter Eugen von Savoyen den Krieg kennen zu lernen. Beim Regierungsantritte Friedrich's wurde er zum Flügeladjutanten mit Majoratrang ernannt und im December 1740 als Gesandter nach Rußland geschickt, um ein Vertheidigungsbündniß zu Stande zu bringen, was ihm, wenn auch nur momentan, gelang. Von dort zurückgekehrt, erhielt er das Commando eines Grenadierbataillons, mit welchem er 1741 bei der Einnahme von Glogau war und in der Schlacht von Mollwitz zwischen den Schwadronen des ersten Flügels stand, wo er sich durch kühnliches Abschlagen der feindlichen Reiterei auszeichnete. Das Gefecht von Rothschloß am 17. Mai, in welchem er eine feindliche Abtheilung überfiel und zersprengte, brachte ihm, noch im Juni, rasche Beförderung zum Oberlieutenant und Obersten (nach einigen gleich zum Obersten) mit vorläufigem Patent. Bei diesem Gefecht stand Zietzen, obwohl schon Oberlieutenant, unter Winterfeldt's Leitung, von welcher Zeit an ihre Feindschaft beginnt. Der Verfasser sagt freilich, daß Zietzen auf Winterfeldt's Bericht zum Befehlshaber sammtlicher Husaren ernannt worden sei und schlegt alle Schuld der Feindschaft auf Zietzen; wer aber den Charakter dieses Helden kennt, mag doch nicht recht daran glauben. Im Feldzuge von 1742 brachte er mit einer vom General Derschau befehligten Abtheilung — wiederum dasselbe Verhältniß — die Grafschaft Glatz zur Ruhe, lehrte

Dieserichtungen, welche v. Bl. seit einer Reihe von Jahren aus seiner Feder erhielten und veröffentlichten, als einen Schriftsteller, dessen Den- und Schreibweise nicht ohne eigenthümliches Gepräge war. In selbständigen Publicationen erschienen von ihm eine Gedichtsammlung unter dem Titel: „Granit und Marmor“ (Leipzig 1854) und eine Novellensammlung unter dem Titel: „Aus der Wapen eines Rodmopoliten“ (Leipzig 1857), worüber man unsere Berichte in Nr. 47 v. Bl. f. 1854 und in Nr. 11 f. 1857 vergleichen möge. Mit ihm ging nicht nur ein Talent, das allerdings seine Besonderheiten hatte, sondern, was in dieser Welt noch mehr bedauern will, ein ehrenhafter und rechtschaffener Charakter von hinnen. D. Red.

dann nach Böhmen zurück und wurde hier mit 300 Husaren und sechs Grenadiercompagnien besetzt, den anrückenden Feind zu recognosciren; er brachte die wichtige Nachricht vom Anmarsch der feindlichen Hauptarmee, der die Schlacht von Gasslau und dadurch den Frieden von Breslau herbeiführte. Während der Kriegspause blieb Wintersfeldt, zum Generaladjutanten ernannt, an der Seite des Königs. Beim Ausbruch des zweiten Schlesischen Kriegs hatte er in Sachsen den Durchmarsch zu vermitteln und kam erst nach der Einnahme von Prag wieder zur Armee, wo er anfangs einen Beobachtungsposten bei Thein, dann aber die Deckung des Magazins von Leitmeritz bis zum Rückzuge nach Schlessen übernahm. Während der Winterposition blieb er beim Generalleutnant Dumoulin. Als der König im Frühlinge 1745 den drohenden Einfall des Feindes seine Streitkräfte zusammenzog, erhielt Wintersfeldt den Auftrag, „wegen seiner ausgezeichneten Thätigkeit“ mit dem Corps des Generals Hautharmoy den Neckereien der feindlichen leichten Truppen in Uberschlesien Einhalt zu thun. Er entledigte sich dieses Auftrags, wie eines zweiten bei Hirschberg und Landshut, glänzend. Das Treffen von Landshut ist ausführlich in unserer Schrift geschildert. Bei Hohenfriedberg war Wintersfeldt wiederum bei Dumoulin's Avantgarde. Der Verfasser thut ihm aber doch zu viel Ehre an, wenn er consequent schreibt: „Wintersfeldt und Dumoulin“; so war das Verhältniß keineswegs. Der König verlieh Wintersfeldt bald nachher die Amtshauptmannschaft von Tapiaw mit 500 Thln. Einkünften. In Böhmen wurde er während des Sommers zu mehreren Unternehmungen verwendet; er markirte durch eine Aufstellung bei Reichenau den Marsch des Königs von Königgrätz nach Uhlum, deckte einen bedeutenden Wagentransport, der aus Schlessen kam, entsetzte das in Neustadt eingeschlossene Grenadierbataillon Tauenzien und vertrieb den Parieigänger Trenck, der bis Landshut streifte. Deshalb war er nicht bei der Schlacht von Sorr. Nach dem Rückmarsch nach Schlessen leitete er im October noch einen Einfall des Generals Nassau in Mähren, und besetzte dann ein Beobachtungscorps bei Greiffenstein, von wo er dem König wichtige Nachrichten über das Vordringen der Sachsen in der Lausitz sandte. Bei der Offensive gegen dieselben führte er die Vorhut. Auch hier, bei dem Geschehniß von Katholisch-Grünersdorf war Bietzen wieder unter Wintersfeldt's Befehl gestellt, worüber er sich beim König beschwerte. Der Brief, den er darauf von Friedrich erhielt, ist bekannt und auch hier abgedruckt; er konnte aber den Groellenden nicht beschwichtigen. Wintersfeldt mußte nachher, als der König einen Theil seiner Armee Quartiere beziehen ließ, mit einem Detachement nach Schlessen abziehen, um den feindlichen Streifzügen im Gebirge ein Ende zu machen. Unterdeß erfolgte die Schlacht von Kesselsdorf und der Friede.

Ueber das Leben Wintersfeldt's während der elf Friedensjahre sind nur wenige Nachrichten vorhanden. Ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete sich ihm in der Diplomatie. Seiner Gewandtheit gelang es, „durch Bestechung und andere Mittel der List und Verstellung“ Abschriften der wichtigsten Documente zu erhalten, welche den König von den Plänen seiner Gegner in Kenntniß setzten. Im Jahre 1756 empfing Wintersfeldt die Beförderung zum Generalleutnant und den Schwarzen Adlerorden, auch wurde er zum Gouverneur von Kolberg und Chef des Infanterieregiments Nr. 1 ernannt. Die Inhaberschaft war zwei Jahre erblidig gewesen und daher eine Summe von 10000 Thaler aufgesammelt, welche aber Wintersfeldt an die Officiere und Mannschaften seines Regiments, die einer Unterstützung bedurften, uneigennützig vertheilte. Als die Zeit zum Handeln gekommen war, berief der König Schwerin, Wintersfeldt und Rehow zu einer geheimen Besprechung nach Potsdam, um ihre Meinung zu hören, ob er über den Feind sogleich herfallen oder die Ereignisse abwarten solle. Wintersfeldt war für das erstere, wozu auch der König schon längst entschlossen war. Angeblich seiner Gesundheit wegen ging er hiernach nach Karlsbad, in Wahrheit aber in geheimer Mission nach Sachsen und Böhmen, um zu

recognosciren und konnte von dort ausführliche Berichte vorlegen. Daraus erfolgte der Anmarsch des Königs in Sachsen. Hier rief Wintersfeldt das Lager bei Pirna sofort zu erklären; der König wollte aber noch versuchen, das sächsische Cabinet durch Unterhandlungen zu gewinnen, welche Wintersfeldt, wiewol vergebens, führte. Als dann der König gegen das österreichische Aufstehen nach Böhmen vorrückte, wurde Wintersfeldt als sein Vertrauter dem Markgrafen Karl beigeordnet, welcher die engere Einschließung des Lagers bewirken sollte. Auch hier entstanden Mißlichkeiten, welche noch erhöht wurden, als Wintersfeldt eine Anordnung des Markgrafen eigenmächtig änderte und der letztere vom König streng getadelt wurde. Wintersfeldt schloß dann im Auftrage Friedrich's nach der Schlacht von Cosowitz die Capitulation mit Autowitz ab, rief aber vergebens, die Sachsen nicht gewaltsam der preussischen Armee einzuverleiben. Während der Winterquartiere stand er mit sieben Bataillonen, einem Dragonerregiment und 500 Husaren bei Landshut, um diese Gegend zu decken und des Feindes Pläne und Rüstungen für den nächsten Feldzug durch geheime Forschungen zu ermitteln, worüber er mit dem Könige einen sehr lebhaften Briefwechsel führte.

Bei der Gröfßung des Feldzugs von 1757 führte er eine der fünf Colonnen, in welchen Schwerin's Armee aus Schlessen in Böhmen einrückte, nach der Vereinigung derselben die Avantgarde. Nachdem Schwerin mit der Armee des Königs vor Prag zusammengefloßen war, begleitete ihn Wintersfeldt bei der Recognoscirung, welche bekanntlich die abgelaufenen, ungangbaren Reiche, die mit Hafer besät waren, für Saatkulturen ansah und dadurch die Truppen in Terrainhindernisse verwickelte, die sie unter dem feindlichen Feuer nur mit dem größten Verlust passieren konnten. Die Schuld ist Wintersfeldt allein aufgebürdet worden; der Verfasser sagt: Schwerin's Adjutant habe berichtet, daß der Feldmarschall sie in Begleitung Wintersfeldt's unternommen habe. Diesen Bericht vermiffen wir aber. Wintersfeldt überschritt jene Sümpfe mit den ersten Truppen und rückte trotz des mörderischen Kartätschenfeuers über Sterbsholz hinaus, wurde aber hier durch einen Schuß am Halse vom Pferde geworfen. Die Truppen flohen; er eilte, von kurzer Betäubung erholt, ihnen blutend und zu Fuß nach und traf auf Schwerin, der ihm sein Handpferd geben ließ, um ihn zurückbringen und verbinden zu lassen. Er konnte also den schwer erkauften Sieg nicht theilen. Von der Wunde wurde er bald geheilt, trotz des einen Glases Wein, das ihm der Arzt täglich erlaubt, während er aber zu dessen Schrecken eins von riefiger Größe gebraucht hatte. Prag war unterdessen eingeschlossen; der König hoffte mit der Stadt auch den darin eingeschlossenen größern Theil der feindlichen Armee zu gewinnen und Wintersfeldt hatte ihm bereits einen Entwurf zur Einnahme derselben eingereicht, in welchem der bei den Sachsen geschehene Fehler, ganze Regimenter zusammenzulassen, vermieden werden sollte. Dann's Anmarsch und die Schlacht von Rolin vereitelten aber diese Hoffnungen. Wintersfeldt war dem Feldmarschall Reith, der das Belagerungscorps befehligte, zur Seite geblieben. In gleichem, wenig beneidenswerthem Verhältniß wurde er nach der Aufhebung der Belagerung dem Prinzen August Wilhelm beigegeben, als dieser den Befehl über die nach der Lausitz sich zurückziehenden Truppen erhielt. Der Prinz hatte ihn immer ungern gesehen und erbat sich vom König noch den General Schmettau als Rathgeber, der mit Wintersfeldt in sehr gespanntem Verhältniß stand. So mußten die unangenehmsten Zerwürfnisse folgen. Zum Unglück war der König von der irrigen Annahme beherrscht, das die Hauptarmee des Feindes ihm folgen und sein Bruder nur geringere Kräfte gegen sich haben werde; es war aber umgekehrt. Wintersfeldt hatte dem Prinzen die Stellung von Leipa vorgeschlagen, diese bewährte sich gut. Aber die Operationen des Feindes in Böhmen und Mähren bewogen den Prinzen zum Rückmarsche nach Babel, welcher jedoch, weil dieser Paß schon verloren war, nicht dahin, sondern auf Schwierigen Gebirgswegen über Georgenthal nach Zittau angetreten wurde. Wintersfeldt hatte die Avantgarde, die ihm bestimmt war, an Schmettau abtreten müssen, der zwar

Jittau erreichte, hier aber, noch ehe der ihm zur Unterstützung nachrückende Wintersfeldt und der Prinz ankamen, mit allen Vorräthen von den Oesterreichern eingeschlossen wurde. Wintersfeldt befreite ihn, indem er sich mit einigen Grenadierbataillonen kühn zwischen die Stadt und das feindliche Lager stellte; doch mußte, nachdem der Feind Jittau in Brand geschossen hatte, der weitere Rückzug angetreten werden, welcher dem Prinzen die höchste Ungnade des Königs zuzog. Wintersfeldt mußte, auf ausdrücklichen Befehl, nachdem die Vereinigung mit den königlichen Truppen in Baugen stattgefunden hatte, im Lager bei der Parole belauert machen: „Die Generale hätten alle verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegerecht gehalten werde, wo sie dann dem Spruche nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indessen wolle es der König nicht so weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergesse.“ Der Prinz trat sofort aus dem Kreise und ritt, ohne mit dem König ein Wort gewechselt zu haben, nach Baugen, um die Armee zu verlassen. Er sowohl als die andern Brüder des Königs maßten Wintersfeldt's Bericht die Schuld der königlichen Ungnade bei; die Behauptung, daß er solche Berichte heimlich abgestattet und den Prinzen und mehrere Generale verleumdet habe, ist jedoch nicht erwiesen. Der Prinz, schon kränklich, sagte später, als er die Nachricht von Wintersfeldt's Fall erhielt: „Nun sterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein so dörfer und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist“, und noch auf dem Sterbette am 12. Juni 1758: „Ich beschließe mein Leben, aber Wintersfeldt ist es, der es mir verkürzte.“

Dieser gerieth in neue, widerwärtige Verhältnisse, als er bei dem Abmarsch des Königs nach Thüringen dem mit der Hauptarmee zurückgelassenen Herzog von Bayern, mit dem er schon von früher und mehr noch von Baugen her schlecht stand, beigeordnet wurde. Der König aber, wie er selbst in seiner Geschichte des Siebenjährigen Kriegs sagte, setzte eigentlich auf ihn sein Vertrauen. Beim Abschied, gleichsam von Abnung erfaßt, sprach er: „Bald hätte ich vergessen, Ihn seine Instruction zu geben! Nur diese weiß ich für Ihn: erhalte Er sich mir!“ Der Herzog von Bayern bezog ein Lager bei Schönau, wobei Wintersfeldt mit 10000 Mann bei Rieda gegen Kadashy stand; dann aber wurde die Armee, weil die Stellung zu ausgeteilt sei, gegen Wintersfeldt's Rath bei Görlitz an der Landstrasse concentrirt. Hier nahm Wintersfeldt auf dem rechten Ufer der Reisse Position, das Dorf Moys vor seinem rechten Flügel. Am 7. September wurde er von Kadashy angegriffen, während die Hauptarmee die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich zu ziehen suchte. Das Treffen von Moys in seinen Einzelheiten wird ausführlich beschrieben. Wintersfeldt war nach Görlitz geritten, um sich mit dem Herzog zu besprechen und besand sich gerade im Laden eines Buchhändlers, um Landkarten zu kaufen, als ihm die Meldung von dem Anrücken stärkerer feindlicher Massen zuing. Er hielt die Sache für unbedeutend; „ich weiß wohl“, sagte er, „es sind Kroaten, die uns auskundschaften wollen“, setzte sich nieder und fing an zu schreiben. Wiederholte Meldungen konnten ihn nicht überzeugen, bis er Kanonenschüsse hörte. Da sprang er auf und rief munter: „Aha! da sind meine Gäste! Nun, ich will sie auch gut bewirthen!“ Er warf sich nun auf sein Pferd und ritt zu den Truppen. Bei dem Kampfe um den Hauptstützpunkt der Stellung, den Jäteleberg, der verloren war, den er aber gegen Zietzen's Rath wieder angriff, traf ihn die Kugel eines Kroaten. Er wurde tödlich verwundet nach Görlitz gebracht, wo er, nachdem er noch den Generalen seine Befehle erteilt — nur Zietzen vermied seine Nähe — und einen Brief an den König dictirt hatte, verschied. Seine Leiche wurde einbalsamirt und auf seinem Gute Barschau bei Polstwig beigesetzt, wohin ihr der Prinz von Lothringen, da der Weg durch die österreichischen Posten ging, eine Schutzwache mitgab. Der König empfing die Nachricht von dem Verlust seines Lieblings mit tiefer Bewegung. „Gegen die Menge meiner Feinde werde ich mich wol zu vertheidigen wissen“, rief er aus, „aber einen Wintersfeldt finde ich nie wieder.“ Mit

diesen königlichen Worten und einer kurzen Schilderung der Persönlichkeit Wintersfeldt's schließt die Schrift. Als eine für preussische Militärs, denen sie doch nur gewidmet ist, dankenswerthe Beigabe erkennen wir die Notizen unter dem Text, welche die Truppentheile angeben, die in den betreffenden Gefechten mitgekämpft haben und zugleich auch nachweisen, welche der neuern Formationen bei der Reorganisation der Armee, 1808 und später, aus ihnen gebildet worden sind.

Karl Gustav von Bernck.

Der Verein der Bühnendichter und Componisten zu Paris.

Es ist schon in Nr. 49 d. Bl. für 1858 auf den in der Ueberschrift genannten Verein hingewiesen und derselbe den deutschen Bühnendichtern und Componisten als Vorbild zu einer ähnlichen Association empfohlen worden. Nun bringt das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ einige nähere Angaben über das Wirken dieses Vereins, die uns interessant genug erscheinen, um sie hier theilweise wörtlich zum Abdruck zu bringen:

„Unter den vielen Künstler- und Schriftstellervereinen zu Paris ist der Verein der Bühnendichter und Componisten, dessen Gründung in das Jahr 1837 fällt, als der älteste und beachtenswerthe zu bezeichnen. Der irgenwelchen Antheil an der Abfassung eines Theaterstücks hat, kann sich dem Verein anschließen, der die Rechte des Autors wahrnimmt, die Honorar-kapitalien verwaltet und anlegt. Dem Staat, den Gerichtshöfen, den Bühnen anerkannt, verhandelt der Verein mit ihnen als eine Macht mit der andern und genießt alle Rechte einer moralischen Person. Sein Wirkungsbereich erstreckt sich über ganz Frankreich. Eine alljährlich von einer allgemeinen Versammlung ernannte Commission vertritt ihn, wacht über seine Rechte, entscheidet über Unterstufungen, die den bedürftigen Mitgliedern zu gewähren sind, mit dem Vorbehalt jedoch, ihre Beschlüsse von der Generalversammlung bestätigen zu lassen. Sie wurden Verwandten französischer Schriftsteller und Tonsetzer bewilligt, die niemals Theilnehmer des Vereins gewesen, und noch ganz neulich wurde eine Urenkelin Racine's, die mit dem Geschick bedroht war, ihr Leben in einer Schneiderwerkstatt zu verbringen, in ein Kloster zu Blois gethan, um aus Kosten des Vereins erzogen zu werden. Hier wie überall sieht man, daß es der Geist ist, der die Idee einer Anstalt belebt und daß der Buchstabe das an sich Tödtet. Von Principien der edeln Bruderliebe geleitet, welche die Wissenschaften und Künste durchwehen, hatte die Commission des genannten Vereins den großherzigen Gedanken, den Ertrag der Aufführungen von „Theren“, „Corydon“, „Pierrot“, „Figaro's Hochzeit“ den geradenlinigen Erben Weber's und Mozart's zuzustellen. Der Sohn des letztern, Karl Mozart, starb erst kürzlich, im October 1858 in Mailand. Jener Act edelmüthiger Freigebigkeit erfuhr nur von zwei Mitgliedern Widerspruch, welche die Commission der Ueberschreitung ihrer Vollmacht bezüchtigten. Sie berichtete darüber an die Generalversammlung, und diese drückte durch eine begeisterte Zustimmung das Siegel auf die edle Initiative ihrer Vertreter.“ Dieser Fall hatte auch, wie wir aus dem „Theaterarchiv“ erfahren, eine Differenz zwischen dem Ausschuss des Vereins und der Direction des Théâtre lyrique zur Folge, indem letztere diese Tantieme verstorbenen Autoren zu entrichten sich weigerte. Das Comité des Vereins der dramatischen Autoren und Componisten schlug nun den Weg der gerichtlichen Klage ein, worauf die Direction des Théâtre lyrique sich beirrt erklärte, ein Viertel der gefestigten Tantieme zu zahlen. Nach der neuesten Mittheilung hat das Comité des Autorenvereins sich mit diesem Vorschlage begnügt und seine Klage zurückgenommen. Ueber Karl Mozart erfährt man bei dieser Gelegenheit Folgendes: „Mozart's Sohn empfing kurz vor seinem Tode mit Dank die ihm überschickte Summe von 3000 Fr. Er lebte nicht, wie einige Zeitungen behaupteten, in gedrückten Verhältnissen. Früher österreichischer Beamter, genoss er ein

Jahrgehalt, das, verbunden mit Ersparnissen, seiner bescheidenen Existenz ein genügendes Auskommen zusicherte."

Man ist jetzt in Deutschland nur zu sehr gewohnt, über die Franzosen, die wie jedes Volk ihre Gebrechen und Schwächen haben, als Nation sehr abfällig zu urtheilen; dennoch ist es gar keine Frage, daß man in Frankreich in vielen sehr wesentlichen Punkten humaner und liberaler denkt und handelt, als bei uns, daß man dort eher als bei uns zu generösen Entschlüssen schreitet, denen in einzelnen Fällen selbst die sonst bei den Franzosen so stark hervortretenden nationalen Vorurtheile und Einseitigkeiten weichen müssen. Unser Hauptgebrechen ist zunächst der Particularismus und die Kleinstädterei, deren mannichfache üble Folgen wir moralisch zu überwinden suchen müssen, und gerade in dieser Hinsicht werden wir von den Franzosen allerdings manches lernen können. *) Wären wir aus manchen zum Theil nur zu gerechtfertigten Gründen gegenwärtig nicht allzu parteiisch gegen die Franzosen eingenommen, so würden wir z. B. in den Verhandlungen des Montalembert'schen Processes ebenfalls eine großmuthige Erscheinung erkennen; oder man nenne uns einen andern continentalen Staat, in welchem diese oratorische Prachtentfaltung und zugleich diese Unabhängigkeitsbezeugung vor den höchsten Gerichten des Landes gegenwärtig denkbar wäre! Um übrigens auf das Thema, von dem wir ursprünglich ausgingen, wieder zurückzukommen, wollen wir bemerken, daß die erste Nummer des „Theaterarchiv“ unter anderm ein vom Freiherrn von Wall und dem Intendanten Franz Dingeldey unterzeichnetes Einladungsschreiben an die deutschen dramatischen Dichter und Tonkünstler enthielt, in der Hauptsache darauf hinauslaufend, „den schon mehrfach angeregten Plan eines Vereins unter sich mit bestimmten Satzungen und organischer Gliederung zu entwerfen und baldiger Ausführung zu bringen und zu diesem Zweck die bekanntesten Vorgänge und Beispiele zu empfehlen, wie sie seit Jahr und Tag in Frankreich und England bestehen und sich wirksam erwiesen haben“.

Wie schwer hält es doch, die indifferent-egoistische Masse deutscher Autoren zu solchen gemeinsamen Zwecken in Bewegung zu setzen, und doch sollten sie es als eine Ehrensache ansehen und betreiben, auch in diesem Stück es ihren Kollegen in England und Frankreich gleichzutun oder doch einigermaßen nachzukommen, und die deutsche Nation sollte noch mehr als bisher ihnen dabei zur Hand gehen, damit wir auch in dieser Hinsicht vor Europa mit Ehren bestehen können, damit jene Vorwürfe endlich aufhören, die der Franzose Escudier im „Journal de l'Empire“ bis zu der schamroth machenden Auflage steigerte: „Das Leben Beethoven's, der bis zum Grabe von Enbehrungen und Leiden, von Noth und von der Intrigue verfolgt wurde, ist eine ewige Schmach für diese deutsche Nation, die sagt wie ihr Himmel ist!“ Will man dieser Auflage Escudier's dadurch einen Schein von Begründung geben, daß man, wie dies immer noch von vielen Seiten geschieht, die Begriffe in dieser Hinsicht zu verwirren und die auf Hebung des Loses talentvoller und verdienter Künstler, Schriftsteller, Dichter und Musiker gerichteten Bestrebungen Schritt für Schritt bemähelet? Noch jüngst mußten wir in einer deutschen Zeitung wieder die erst gehörte Behauptung lesen, daß die Noth das rechte Lebenselement für den Künstler sei, um ihn zu immer höhern Leistungen und Anstrengungen anzuspornen. Nun, als Durchgangsperiode mag auch die Noth für den Künstler und Dichter ihren Werth haben, aber auf die Dauer reißt sie allmählich auch den Begabtesten auf, namentlich im männlichen und höhern Alter und wenn die Sorgen um die Erhaltung einer Familie hinzutreten. Statt aller Lebensarten über den befruchtenden Einfluß der Noth auf die

poetische und künstlerische Schaffungskraft nenne man uns doch die wirklich großen Werke, welche der Noth ihre Entstehung verdanken; man weise uns nach, ob Aeschylus, Sophokles und Virgilio hangerten, als sie ihre unsterblichen Dichtungen schufen? Ob Shakspeare von Gläubigern gedrängt wurde, als er seinen „Lear“ oder „Macbeth“ schrieb? Ob Ariost am Hungertuche nagte, als er seinen „Rasenden Roland“ dichtete? Ob Rafael, Titian, Rubens unter zehrenden Nahrungssorgen ihre ewigen Meisterwerke schufen? Ob Goethe, als er den „Faust“, ob Wieland, als er den „Oberon“ dichtete, ob Cornélius, als er die Villa Maşimi, die Glyptothek, die Ludwigskirche mit Fresken schmückte, irgend Noth gelitten haben? Die genial hingeworfenen Jugendwerke Schiller's kann ich als Einwurfe, die meine Ansichten irgend zu entkräften vermöchten, nicht gelten lassen. Als er seinen „Carlos“ schrieb, war man ihm schon von mehreren Seiten zu Hülfe gekommen, und als er an seinem „Wallenstein“ arbeitete, war seine Existenz hinlänglich gesichert, hatte er schon auf drei Jahre die Unterstützung von jährlich 1000 Thalern genossen, die ihm der bänische Minister Graf Schlimmelmann ausgemittelt hatte. Es war eine bänische Unterstützung, wie Beethoven eine englische erhielt. Immer wieder müssen wir die treffenden Worte Theodor von Kärner's wiederholen: „Haben einige sagen wollen, daß Armuth und Dürftigkeit bessere Werke der Dichtung hervorbringen, als Wohlstand, so sind dies leere Phantasien und barocke Behauptungen, die wol verdiensten, daß sie an dem Urheber derselben, wenn er Talent hätte, erprobt würden.“ Auch die berühmte Axiom geht von dieser Ansicht aus in einem durch italienische Blätter veröffentlichten Briefe, worin sie, die Schauspieler und Dichter als eine Familie betrachtend (ein Standpunkt, zu dem sich deutsche Schauspieler sehr schwer erheben dürften), das einzige Mittel zur Hebung der nationalen Bühne darin erblickt, daß man die dramatischen Dichter ermuntere, „und zwar nicht blos dadurch, daß man ihren Werken durch die Aufführung Ruhm und Beifall verschaffe, sondern auch dadurch, daß man ihre Mühe lohne, wenn auch nicht würdig, was schwer ist, doch so gut als möglich.“ Nicht jeder besitzt die heitere sanguinische Natur Mozart's, dem selbst eine bedrängte, obschon doch auch vor dem Größten gedrückte Existenz nichts anhaben konnte. Aber auch in Betreff Mozart's bemerkte der brave Haydn in einem an einen hochgestellten Beamten in Prag gerichteten Brief: „Prag soll den theuern Mann festhalten, aber auch ihn belohnen, denn ohne dies ist die Geschichte großer Genies traurig und gibt der Nachwelt wenig Aufmunterung zu fernern Bestreben, weshalb so viele hoffnungsvolle Geister daniederliegen.“

Diese Klage ist freilich sehr alt, in Deutschland wol so alt, als hier überhaupt gedichtet, musiciert und gemalt wird, und wir erinnern hierbei an einen in den Zusammenhang dieser Betrachtung passenden Ausspruch Albrecht Dürer's. Man zeigte ihm einst in einer Stadt ein Gemälde von einem ihm bis dahin unbekannten Künstler, dessen Schönheit ihn mächtig ergriff. Das Lob, das er ihm spendete, verdroß aber eine der Personen, die mit ihm waren, und achselzuckend bemerkte diese, der Schöpfer des Kunstwerks sei im päpstlichen Spital verstorben und gestorben. Da sagte der wackere Meister: „Das ist für den Künstler keine Schande, aber wohl eine Schande für die Stadt, welche einen so trefflichen Künstler, der ihr einen Namen hätte verschaffen können, so schlecht gelohnt hat!“ Schließlich verweisen wir auf Holtei's Vorschläge in der „Allgemeinen Zeitung“ in Betreff der dramatischen Autoren, auf Gottschall's Aufsatz „Die Stellung der dramatischen Schriftsteller in Deutschland“ in Nr. 4 der in Wien erscheinenden „Kerensionen“ und besonders auf den von F. Wehl „Ein Wort zu seiner Zeit“ in Nr. 3 derselben Blätter. Wehl hebt darin unter anderm hervor, wie die Stellung der französischen Autoren selbst vom Staate aus eine viel gesicherte und geachtete sei als die der deutschen. J. M.

*) Ein neuerer Beweis französischer Generosität ist das von einem pariser Correspondenten des „Morgenblattes“ berichtete Factum, daß das „Journal de débats“ der nachgelassenen Witwe seines verdienten Mitarbeiters, des geistreichen Schriftstellers Rigault und deren zwei Kindern eine Pension von jährlich 6000 Francs angesetzt hat.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Goethe's Leben von J. W. Schaefer. Zweite aufs neue durchgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Mit 2 Bildnissen. Bremen, Schönmann. 1858. 8. 3 Thlr.
2. Deutsche Dichter und Prosaisch von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert von Friedrich Valdamus. Zweite Abtheilung: Von Klopstock bis Schiller. Erster Band. Mit 15 Porträts und Facsimiles in Holzschnitt. Leipzig, Teubner. 1858. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Man kann gegenwärtig wol keine Biographie Goethe's besprechen, ohne vor allem ihr Verhältniß zu dem gepriesenen Buche von Lewes zu erwähnen. Was die Stoffsammlung für Goethe's Leben betrifft, so sind dabei zwei Fundgruben besonders zu beachten: die eine sind die Briefwechsel mit Goethe, deren genaue Durchforschung immer neues Material liefert; die andere sind die Zeitschriften, welche, wie zumal die „Blätter für literarische Unterhaltung“, das „Bremer Sonntagsblatt“ und „Weimarer Sonntagsblatt“, das „Deutsche Museum“ und das „Frankfurter Museum“, die „Minerva“ und „Westermann's Illustrirte Monatshefte“ Berichtigungen der eigenen Aufzeichnungen Goethe's oder Nachrichten über darin genannte Persönlichkeiten bringen. Nun ist die erste Auflage des Schaefer'schen Werks 1851 erschienen, lange vor Lewes' Werk. Sicher hat also Schaefer das letztere Buch nicht benutzen können, während es Lewes freisand, die bei Schaefer enthaltenen Hinweisungen auf Stellen in den Briefwechseln zu benutzen. Ein Beweis dafür läßt sich der Natur der Sache nach nicht führen, auch würde die Benutzung solcher Winke dem Engländer durchaus nicht zum Vorwurf gereichen. Wir erwähnen diesen Punkt nur, weil wir nach der gründlichen Arbeit Schaefer's die glänzende Aufnahme des Lewes'schen Werks, als wenn eine Bearbeitung der Biographie Goethe's überhaupt noch nicht existirte, nur aus einem aus einem Keit von Ausländererei erklären können. *) In dieser Aufnahme mag die Freude beigetragen haben darüber, daß den Völkern englischer Zunge nicht nur Goethe's Leben, sondern damit zugleich die Geschichte der deutschen Literatur von dem Aufgang Klopstock's bis zum Niedergang der Romantik in einem mit Liebe, Geist und Sachkenntnis gearbeiteten Bilde vorgesführt wurde; aber man sollte nicht vergessen, daß Lewes zunächst englische Leser im Auge gehabt hat und daß sein Verdienst besonders darin beruht, seine Landsleute in das Verständniß Goethe's eingeführt zu haben. Schaefer selbst spricht sich über sein Verhältniß zu Lewes an einer Stelle aus, wo er erwähnt (II, 379), daß viele seiner Ansichten ohne Nennung der Quelle aus seiner ersten Auflage in andere Werke übergegangen sind und von andern als neue Entdeckungen erzählt werden. „Es könnte scheinen, als hätte ich mir (in der zweiten Auflage) Fremdes angeeignet, während ich nur die Worte der ersten Auflage wiederhole. Ich bin es mir schuldig, dies ausdrücklich in Bezug auf Lewes' Leben Goethe's hervorzuheben, damit man nicht übereinstimmende Stellen für Entlehnungen aus seinem Werke halte.“ Da es hier unsere Aufgabe nicht ist, eine Kritik über Lewes zu schreiben, so verlassen wir diesen Gegenstand, um einige Punkte hervorzuheben, wo dem Verfasser einzelne Berichtigungen entgangen sind. In Bezug auf Behriß, den Goethe um etwa 10 Jahre zu alt macht, ist der fleißige Auszug von Karl Uge in Nr. 2 des „Deutschen Museums“ für 1857 zu nennen, der auch sonst Goethe's Angaben vielfach berichtigt. Wenn Schaefer (I, 92) als Goethe's frankfurter Arzt um 1768 Gottfried Wilhelm Müller und in der Anmerkung dazu Dr. Weg nennt, mit dem Zusatz: „andere nennen Weg“, so ist dies dahin zu berichtigen, daß hier weder Zweifel noch Meinungsverschiedenheit obwaltet, sondern daß von derselben Seite her, wo aus einer Vermuthung die falsche Angabe, G. W. Müller sei dieser Arzt gewesen, in Lappenberg's

„Reliquien der Fräulein von Klettenberg“ (Hamburg 1849) überging, diese Angabe auch berichtigt worden ist, nachdem an Lappenberg ein Auszug des Lavater'schen Tagebuchs, seinen Verkehr mit Fräulein von Klettenberg betreffend, von Zürich aus mitgetheilt war, aus welchem hervorgeht, daß Weg dieser Arzt war (vgl. Nr. 272 d. Bl. f. 1850; „Frankfurter Museum“, 1856, Nr. 8). Es dünkt uns, daß die Gotta'sche Buchhandlung mit dem Verlagsrecht der Goethe'schen Werke zugleich die Verpflichtung übernommen hätte, endlich eine kritische Ausgabe der Goethe'schen Selbstbiographie zu geben. Es müßte nichts im Text geändert werden, aber in Noten müßten die zahlreichen Irrthümer aufgedeckt werden, welche die neuere Kritik aufgefunden hat. Nur auf diese Weise ist es möglich, daß keine ewige Wiederholung jener Fehler und Versehen statfinde, denn Goethe's eigene Angaben werden doch immer mehr gelesen, als die Commentatoren und Biographen. Es handelt sich dabei nicht bloß um Kleinigkeiten. Goethe hat erst in Nr. 50 d. Bl. f. 1857 nachgewiesen, wie fehlerhaft z. B. Goethe's Darstellung von Zimmermann's Charakter ist, den er zu einem Namenschen und Haus-tyrannen Kempell.

Von kleinen Fehlern sind uns aufgefallen: Sommering durchweg statt Sommerring und II, 373 Barthold statt Bartholt, im ganzen aber ist das Werk allen Literaturfreunden zu empfehlen. Obgleich die Selbstbiographie Goethe's voraussetzend, läßt der Verfasser den Faden der Erzählung nicht fallen; überall gibt er die Entwicklung des Charakters und nur selten tritt das Urtheil hervor, dann aber die richtige Mitte haltend zwischen unbedingter Verehrung und unbilliger Schärfe; ästhetische Gerüsterungen nehmen nur geringen Raum ein und kritische Controversen sind in die Anmerkungen verwiesen.

Das Werk von Valdamus ist bereits 1856 begonnen worden, aber zweimalige Wohnungsänderung des Verfassers (er ist gegenwärtig Director der höhern Bürgerschule in Frankfurt a. M.) hat die Vollendung des vorliegenden Bandes vor dem Schluß des Jahres 1858 unmöglich gemacht. Gegenwärtig ist jedoch ein weiteres Heft im Druck und eine eingetretene Theilung der Arbeit wird eine raschere Förderung des Werks hinfort möglich machen. Es ist mit Porträts im Holzschnitt geschmückt und schließt sich in Druck und Format der Gotta'schen Sammlung der deutschen Klassiker an. Die zuerst erschienene zweite Abtheilung wird von Klopstock bis zu Schiller's Tode reichen, die erste Abtheilung mit 1456 beginnen, die dritte Abtheilung bis auf unsere Tage sich erstrecken. Der vorliegende Band von 638 Seiten bringt die Biographien von Windelmann (geb. 1717), Justus Möser (geb. 1720), Klopstock (geb. 1724), Lessing (geb. 1729), M. Denis und Herne (geb. 1729), S. Meiner (geb. 1730), Wieland (geb. 1733), v. Gerstenberg (geb. 1737), Kretschmann (geb. 1738), Schubart (geb. 1739), M. Claudius (geb. 1740), Voje (geb. 1744), Götter (geb. 1746), Götz (geb. 1848), Götting (geb. 1748), J. M. Müller (geb. 1750), J. E. v. Stelberg (geb. 1750), J. G. Voß (geb. 1751) und endlich Alringer (geb. 1755) und Blumauer (geb. 1755). Herder und Goethe werden in den nächsten Heften folgen. Je nach der Wichtigkeit wechselt die Länge der Darstellung von 174 Seiten bei Klopstock und 96 Seiten bei Lessing bis herab zu Voje mit 4 Seiten, Alringer 3 Seiten und Blumauer 2 Seiten. Auf gründlicher Forschung ruhend wendet das Werk sich an die Gebildeten und versucht zugleich dem Bedürfniß der Lernenden zu genügen. Demgemäß sind neben der Darstellung der äußern Lebensverhältnisse und der innern Geistesentwicklung der Schriftsteller, auf welcher allerdings der Hauptaccent ruht, ästhetische Würdigungen wichtiger Werke, zu deren Erläuterungen einzelne Stellen mitgetheilt werden, durchaus nicht ausgeschlossen. Der moralische und nationale Standpunkt ist überall festgehalten und so wird bei weiterem Vorranschreiten eine große Verbreitung dem populären Werke hoffentlich nicht fehlen. 25.

*) Dieser Anstich unser Referenten können wir allerdings nicht ganz bestimmen und verweisen in dieser Beziehung auf unsere mehrfachen Besprechungen über das Werk von Lewes. D. Red.

Notizen.

Ein realistisch-er Roman des vorigen Jahrhunderts.

Man glaube nicht, daß der realistische Roman eine Erfindung unserer Zeit sei; es sind auch vordem schon realistische Romane geschrieben worden, selbst ganz abgesehen von Engel's „Lorenz Starb“ und allen Nachahmungen dieses Romans, in denen die bürgerliche Moral ohne Tugend und ohne Sünde, die praktische Weltklugheit, das Nichtzuviel und Nichtzuwenig der Sittlichkeit, die „Philosophie für die Welt“ an lehrreichen Exempeln nachgewiesen wurde. Studien zu einem bestimmten literarischen Zweck haben mich zur Lectüre einer ganzen Anzahl solcher Romane geführt. Dazu gehört „Franz Wolfstein oder Begebenheiten eines dummen Teufels“, 1799 in Leipzig erschienen und verfaßt von dem Romanfabrikanten Friedrich Christian Paulhard, der auch „Annalen der Universität Schilda“, einen „Karl Magnus“, seine Autobiographie u. s. w. schrieb und seinerzeit ein zahlreiches Publikum hatte. In dem Vorwort zu seinem „Franz Wolfstein“ sagt Paulhard: „Alles, was man in diesem Buche antrifft, trägt sich täglich und trug sich schon tausendmal in der wirklichen Welt zu. Ja, ich habe mich sorgfältig gebüht, Charaktere aufzustellen, die in eine andere Welt gehören als die unsrige ist; denn welchen Nutzen, oder auch welches Vergnügen und welchen vernünftigen Zeitvertreib kann ein Buch gewähren, welches von Dingen handelt, die sich bei uns in der Welt nicht finden! Ein übertriebener moralischer Charakter ist eben nicht mehr werth, als ein Geist und eine Pore aus den Romanen des Herrn Spieß oder ein Genius aus der „Tausendundeinen Nacht“. Freilich, wenn man unter realistischen Romanen nicht im allgemeinen jene Gattung von Romanen, welche Begebenheiten und Charaktere aus der realen Welt und der Gegenwart behandeln, sondern nur solche verstehen wollte, welche es speciell mit der Gewerbsfrage und dem Mercantilismus zu thun haben, dann würde Paulhard's Roman nicht in diese Kategorie gehören, vielmehr in die Klasse der Sittenromane. Paulhard will in seinem Roman an den Schicksalen Franz Wolfstein's, des „dummen Teufels“, nachweisen, „daß die Tugend für sich allein, ohne Weltklugheit, sehr oft in weltliches Unglück stürzt, wie die leidige Erfahrung alle Tage lehrt“. Er fährt fort: „Wer in der heutigen Welt — und so war es zu allen Zeiten — glücklich werden will, der muß allerlei Mittel anbieten, die freilich die reine Moral nicht vorschreibt, selten billigt, und oft gänzlich verdammt wie ich. Würde Herr Wurmius so reich sein, solche Zulage haben und in solchem Ansehen stehen, wenn er nicht einem Oberbongez gehandelt hätte? Und dessenungeachtet ist Herr Wurmius ein großer Verdiensthater des Kantischen Moralprinzips.“ Paulhard hält sich für die Aufgabe, die er sich mit diesem Roman gestellt, um so mehr berufen, da, wie er ganz offen gesteht, er selbst eine Zeit lang „den Weg des Käfers und des Leichtsinns“ betreten. Die Darstellung ist nun freilich abschreckend roh und cynisch; der Verfasser nennt auch das Schändlichste bei seinem Namen und scheut, immer im Interesse der Moral, vor seiner Nudität zurück; aber doch haben seine Schilderungen aus dem damaligen Studententreiben, dem Garnisenleben und dem Leben der vornehmen Welt einen gewissen sitzengeschichtlichen Werth und sicherlich hat es dem Verfasser, der ein abenteuerliches Leben geführt, nicht an den mannichfaltigsten Erfahrungen gefehlt. Die Sittlichkeit muß damals, nach Paulhard's Mittheilungen zu schließen, in den höhern Ständen furchtbar unterwühlt gewesen sein, während sich diese Verderbnis jetzt aus den höhern Ständen vielleicht mehr in die untern gesenkt hat; jede verheirathete Dame durfte oder mußte, um als Dame von Welt zu gelten, noch einen Galan oder mehrere, oder ein sogenanntes „Engagement“, ein echter Cavalier neben einer petite maitresse noch eine grande maitresse und außerdem einen maitre de plaisir haben, der ihm solche Verhältnisse zumittelte. Die Conversation war so ungeheuer als möglich und ging sehr bald aus der Sphäre seiner französischen Zweideutigkeiten in ein sehr unzuweiliges Deutsch

über. Etwas von dieser „Jolologie“, um uns eines Paulhard'schen Ausdrucks zu bedienen, hat sich wol noch auf unsern Universitäten erhalten, obgleich sich doch wol auf den meisten Hochschulen der Studentensjargon gegen damals veredelt haben mag. Bei Paulhard äußert z. B. der Student und Kennermisch Kerchnig: „Neulich hat er (Wolfstein) Mäuschellen gestriegt ob seiner Naseweisheit, daß er blutete wie ein abgelochenes Schwein. Das Büblein kommt allen Leuten dumm, aber, Gott soll mich wissen! kam' er mir dumm, ich kranzte ihn mit der Hebräisch, daß er den Priester begehren sollte!“ Der Verfasser sagt hierüber ganz treffend: „Die Soldaten haben ebenso ihre eigene Soldatensprache, wie die Studenten ihre Burschensprache. Das Verhungen der gemeinen Sprache scheint allen verhängten Menschen ein seltenes Verdienst zu sein. Sie applaudiren jedem, der so ein neues Kraftwort oder einen neuen Kraftausdruck zu Markte bringt.“ Leider ließ es der Verfasser selbst an solchen Kraftausdrücken nicht fehlen, so sehr liegt böse Angewöhnung und böses Beispiel selbst über bessere Einsicht!

Die „Revue germanique“.

Die von Ch. Dollfus und H. Reiffers herausgegebene „Revue germanique“ hat ihre Prüfungsjahre überstanden, indem, wie wir lesen, das erste Heft für 1859 bereits erschienen ist. Dieses liegt uns noch nicht vor, aber wohl das Decemberheft für 1858, dessen Inhalt von mannichfaltigem Interesse ist. Es enthält unter anderm einen von höchst gründlicher Befanntschaft mit den Arbeiten deutscher Theologen zeugenden Artikel von Michel Nicolas: „La théologie des apôtres“, einen andern mit der Ueberschrift „Les legendes suisses du canton d'Argovie“, von J. Hunziler, dem die von Rothholz gesammelten „Schweizer sagen aus dem Aargau“ zum Grunde gelegt sind, den Anfang einer Uebersetzung von Berthold Auerbach's „Spinaja“, den Beschluß einer biographischen Abhandlung über Jean Paul von der Baronin Aloise von Carlomir, ferner einen Artikel „Les jeunes poètes autrichiens“ von Ch. Dollfus, in welchem Moriz Hartmann, Karl Bed und Alfred Meißner besprochen werden. Hartmann hat sich besonderer Auszeichnung zu erfreuen; aus seinen „Zeitlosen“ werden mehrere Stellen übersezt, und es wird ihm namentlich eine „souplesse savante“, die zu gleicher Zeit „naturelle“ sei, und eine in Deutschland nicht gewöhnliche Klarheit der Form nachgerühmt, ja eine Grazie, die an Gerreggio erinnere, was freilich manchem als ein etwas überschwängliches Lob erscheinen dürfte. Karl Bed, der im Geraffel gepanzerter Lieder einen so stürmischen Anlauf nahm, zeigt aber fast nichts mehr von sich hören läßt, und Alfred Meißner scheinen Hartmann nur beigelegt zu sein, um ihm zur Hölle zu dienen; namentlich wird Meißner von dem, was über ihn gesagt wird, schwerlich sehr erbaut sein. Als lyrischer Dichter, heißt es über ihn, sei er im Grunde nur ein „versificateur éminent“, als Prosaisist werde er vermutlich immer nur „le premier des rhétoriciens“ sein, und als dramatischer Autor zähle er gar nicht mit. Gelegentlich polemisiert Dollfus auch gegen die „critique a priori“ wie sie in Deutschland geübt werde, gegen die theoretisierende Aesthetik, deren Resultat doch immer nur darauf hinauskomme, daß die Poesie eben die Poesie, die Kunst die Kunst und das Schöne das Schöne sei. Auf die Lectüre eines Artikels „La première femme du Rembrandt“ verweisen wir namentlich den „savant rédacteur du catalogue de Dresde“, Julius Hübner, der darin einige interessante Angaben über Rembrandt's berühmtes Bild (Nr. 1159 des Catalogs) finden wird. Darauf folgt eine Anzahl Proben aus einer „Anthologie allemande“, einer Sammlung schlagernder oder geistreicher Gedanken aus den Werken deutscher Schriftsteller, welche Eugène Seingueret demnächst in einem kleinen Bande herauszugeben gedenkt. Unter den hier mitgetheilten Proben nehmen sich die von Lichtenberg und Börne besonders gut im französischen Gewande aus. Seingueret hat übrigens, wie es uns scheint, mit dieser Anthologie einen sehr guten Einfall gehabt; denn die Schriften der besten deutschen Autoren,

Selbst wenn sie als Ganzes verfehlt sein sollten, enthalten doch oft einen wahren Schatz von kostbaren Gedanken und Gedankenfeimen, welche den Anspruch haben, die Bücher selbst wie die Seele dem Körper zu überleben. Unter dem Titel „Baisers“ werden Uebersetzungen einer Anzahl deutscher Liebeslieder von Rüdert, Heine und Chamisso mitgetheilt, die man Paul Brignault verdankt. Das bekannte Heine'sche Liebeslied, „Die Welt ist dumm, die Welt ist blind“, lautet bei Brignault:

Le monde est stupide et vulgaire,
Et sa bêtise va croissant;
Il se plaint de ton caractère:
Le croirais-tu, rieuse enfant?

Le monde est sot et ridicule,
Laisse-le faire les grands bras:
«Ah, pauvre monde, il ne sait pas
Combien, combien ton baiser brûle!

Kleinere Bücherkritiken. Correspondenzen aus deutschen Städten, 3. B. aus Heidelberg (von G. Seinguerlet, der des Gerüchtes erwähnt, daß Professor Häufers Berufung nach Berlin, und zwar mit nicht weniger als mit einem Gehalt von 5000 Thalern im Werke sei). Kleinere Notizen und eine „Chronique Parisienne“ bilden den Schluß auch dieser Festschrift. H. M.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereines in Nürnberg für 1859. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Album. Zum Besten des Rasthauser Waisenhauses. Herausgegeben von J. Novelli. Rasthaus, Werfer. 8. 2 Thlr.

Aus der Heimath. Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Herausgegeben von G. A. Rossmäler. Jahrgang 1859. 52 Nummern. Glogau, Flemming. Gr. 4. Vierteljährlich 15 Ngr.

Belgien unter Maria Theresia. Aus dem Blümlichen des L. van Ruelingen (L. Mathot) übersetzt von M. v. Stuberauch. Wien, F. Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Claffen, J., Jacob Müllins, Rector zu Frankfurt und Professor zu Heidelberg von 1624 bis 1658, als Schulmann, Dichter und Gelehrter dargestellt. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. Gr. 8. 2 Thlr.

Collins, W., Erzählungen eines reisenden Malers. Aus dem Englischen mit Genehmigung des Verfassers übertragen von L. Du Bois. Remo u. Pirmeld, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Did-Larleton. Eine Erzählung aus dem Englischen bearbeitet von Veltheim. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1858. 8. 2 Thlr.

Freudvoll und leidvoll. Liebesgrüße von nah und fern. Berlin, Guttentag. 16. 1 Thlr. 27 Ngr.

Einige Gedanken über die heutige Kriegsführung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 Ngr.

Marienbader Gedenduch. Herausgegeben von G. Friede v. Mühlensfeld. Dresden, am Ende. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Amerikanische Gedichte. Deutsch von H. Spielhagen. Leipzig, Kossberg. 16. 24 Ngr.

Gloß, A. v., Wie viel entdeckte bis jetzt die neuere Naturwissenschaft? Ein kritischer Versuch im Sinne des Fortschrittes, besonders gegen Drn. Dr. L. Büchner's „Kraft und Stoff“ und „Natur und Geist“. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Genop, P., Eine Welle im Meere. Gedichte. Berlin, Woss. 16. 22 1/2 Ngr.

Gessner, F. M., Ring und Pfeil. Ein Gedicht in zehn Gesängen. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 24. 1 Thlr.

Nicolaus Lange und Matthias Babil. Zwei Lebensbilder aus der evangelisch-lutherischen Kirche. Herausgegeben von dem

christlichen Vereine im nördlichen Deutschland. Gießen, Christlicher Verein für das nördliche Deutschland. 1858. 24. 6 Ngr. Ravater, J. G., Andenken an liebe Reisende. Basel, Bahnmaier. 16. 12 Ngr.

Lebensbilder aus Tirol. Von einem Nordländer. Mainz, Kirchheim. 1858. 8. 26 Ngr.

Masset, V. de, Der Chevalier von Rom. Eine Erzählung aus den Zeiten der Regenschaft. Nach dem Französischen von A. v. Bouwermans. Graz, Mühlstein. 8. 6 Ngr.

Pudor, F., Herman und Thunelba. Tragödie in fünf Aufzügen. Dresden, Ernst. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rinne, R. F., Speculation und Glauben. Die Kaufsage nach ihrer Entstehung, Gestaltung und dichterischen Fortbildung insbesondere durch Goethe. Leipzig, Weibel. 8. 20 Ngr.

Roquette, O., Erzählungen. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schald, G., Erlebnisse eines Modes. Humoreske. Frankfurt a. M., Weininger Sohn u. Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Schelling's, F. W. J. v., sämtliche Werke. 2te Abtheilung. 1ter u. 2ter Band. — A. u. d. T.: Philosophie der Offenbarung. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Schrader, A., Radecky. Historischer Roman. Vier Bände. Leipzig, G. Schfer. 8. 6 Thlr.

Der Spag. Dramatischer Scherz in einem Aufzuge. Frankfurt a. M., Kuchler. 1857. 16. 6 Ngr.

Sternberg, A. v., Dorothee von Russland. Ein biographischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Tagmann, R., Friedrich bei Leuthen. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Tilsit, Gräfe u. Unzer. 8. 20 Ngr.

Teßner, F., Das Soldatenkind. Erzählung. Mit colorirten Abbildungen. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 1858. 8. 15 Ngr.

Eine politische Todtenschau. In: Geschichte der staatsrechtlichen Anarchie in Preußen. Kiel. Gr. 8. 20 Ngr.

Tageblitteratur.

Die Anlage des Aufzuges, welche die Unterthanen Sr. Maj. des Königs in Dänemark und in den Herzogthümern Schleswig und Holstein gegen einander erhoben haben, rechtlich und politisch geprüft. Hamburg, Perthes, Besser u. Mante. Gr. 8. 9 Ngr.

Beßler, W., Zur Schleswig-Holsteinischen Sache im November 1858. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1858. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Hungerbühler, J. M., Zwei Kabinettsstücke über Ne St. Bartholomäusnacht und Fürstbischof Joachim von St. Gallen. St. Gallen. 1858. 8. 4 Ngr.

— Karl Wegelin, der St. Gallische Stiftsarchivar und Geschichtschreiber Loggenburgs. Eine biographische Skizze. St. Gallen. 1858. 8. 4 Ngr.

Gupffen, G., Das unangesehene Recht des lutherischen Bekenntnisses in der preussisch evangelischen Landeskirche. An Feldners Austritt aus derselben und seiner Schrift: „Gibt es in der preussisch evangelischen Landeskirche noch ein Recht für das selbstständige Bestehen lutherischer Gemeinden?“ beleuchtet. Giberfeld, Böhmer. 1858. Gr. 8. 9 Ngr.

Schröder, M., Geschichte des Münster-Vorsichtigen Kalenders. Ein Vortrag gehalten in der Kalendersversammlung am 22. September 1856. Iphoe, Ruffer. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Ueber das Selbstgovernment in England und in Preußen. Von einem ehemaligen preussischen Staatsbeamten. Erlangen, Enke. 1858. Gr. 8. 8 Ngr.

Zimpel, H. F., Welche Zeit ist es? oder: Erkennungszeichen für das Kommen des Herrn. Frankfurt a. M., Brannner. 1858. 12. 7 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von F. Pecht und A. von Ramberg.

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rosdorf, Schultheiss, Siebling u. a.

Mit erläuterndem Texte von F. Pecht.

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. In 10 Lieferungen.

4. Erste bis vierte Lieferung. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die vierte Lieferung dieses Prachtwerks erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der „Schiller-Galerie“ zu erleichtern wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis vierte Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorrätbig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Hedwig, Götter, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Miller; Maria Stuart, Wilhelm Tell, Ferdinand, Gräfin Terzky, Arnold vom Welschthal; Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Doria, Chetka, Burleigh, Götter von Blasewitz, Tell's Raube.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des fünfundswanzigsten Heftes (Bogen 1—5 des dritten Bandes):

Die Culturgeschichte und die culturgeschichtliche Literatur Deutschlands in der neuesten Zeit. — **Arn. Schaeffer.** — Statistik und Statistiker in Belgien. (Wagemann, Mone, Smits, Reyerberg, Ducretet, Heuschling, Ducrestian, Wisschers.) — Toulon als Kriegshafen. — Kleinere Mittheilungen: Chmel (Joseph). — Ghila (Helena, Rürkin). — Keremilos (Andreas). — Lyons (Germund, Lerb). — Djana (Friedrich Gottlieb). — Schoppe (Amalie, eigentlich Emma Serhie). — Tortonia (Don Giovanni).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es bestimmt ist, das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, so daß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusam-

men einen Band bilden. Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste und zweite Band nebst einem ausführlichen Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Central-Anzeiger

für

Freunde der Literatur.

Zweiter Jahrgang.

Der „Central-Anzeiger“ hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens eine geachtete Stellung unter den Organen der Literatur zu erwerben gewußt. Treu seinem Programm, wird das Blatt auch fernerhin fortfahren, eine unparteiische und möglichst vollständige Uebersicht über die neuen Erscheinungen der deutschen Literatur zu geben und dadurch den Leser im steten Zusammenhang mit der mächtig fortschreitenden Literaturentwicklung halten.

Der „Central-Anzeiger“ erscheint am 15. und 30. jeden Monats und ist für den Pränumerationspreis von nur 5 Ngr. für das Quartal durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die soeben erschienene erste Nummer des zweiten Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 7. —

10. Februar 1859.

Inhalt: Heinrich Barth's Reisen in Afrika. — Zur Lebensgeschichte Melancthon's. Von Thaddäus Pau. — Unterhaltungsliteratur. Von Eduard Schmidt-Weissenfeld. — Charles Boner. — Notizen. (Zur Geschichte der französischen Theater; Deutscher Wig.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Heinrich Barth's Reisen in Afrika.

Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55 von Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der britischen Regierung unternommenen Reise. Dritter Band. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern. Gotha, J. Perthes. 1857. Gr. 8. 6 Thlr. *)

Das Barth'sche Reisewerk hat, wie nicht anders zu erwarten stand, die allseitigste und unumwundenste Anerkennung gefunden, und selbst die englische Kritik hat sich allmählich dazu verstanden, dem Verfasser die ihm angeborene Sünde deutschen Herkommens und deutscher Denk- und Darstellungsweise zu verzeihen und seine Leistungen mit lauter und aufrichtiger Verwunderung aufzunehmen. Wenn gleichwol einige deutsche Feuilletonschreiber die Schilderungen Barth's nicht genug von romantischer Brähe übergossen und eine gewisse ihnen eigenthümliche Emotionsbedürftigkeit durch die Lectüre derselben nicht nach Herzenswunsch befriedigt gefunden, wenn andere ihre Unzufriedenheit darüber ausgesprochen haben, daß der Verfasser ihnen die mannichfaltigen Resultate seiner Erlebnisse und Forschungen nicht lieber gleich auf dem Präsentirteller des wissenschaftlichen Systems entgegengetragen hat, so muß man dies einfach ihrem Unverstande zugute halten. Wir wollen zur Ehre dieser Herren annehmen, daß auch sie für den Opfermuth, die Standhaftigkeit, die wissenschaftliche und humane Begeisterung, den Wissensdurst, die Manneswürde, Selbstbeherrschung und Lebensklugheit des Verfassers einigermassen Sinn und Verständnis haben, obgleich der von ihnen angelegte Maßstab uns berechtigen könnte, hieran zu zweifeln. Aber eine andere scheinbar geringfügigere Thatsache möchten wir ihnen zu Gemüthe führen. Daß ein Mann nach seiner Rückkehr von einer sechsjährigen Reise voller Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren sich unverzüglich hinsetzt und in kurzer Zeit einen fünf starke Bände umfassenden Reisebericht zugleich in englischer und deutscher Sprache veröffentlicht, um nach

dessen Beendigung sofort wieder in die Ferne zu eilen und sich unter neuen Mühsalen und Beschwerden abemals dem Dienste der Wissenschaft zu weihen: das ist denn doch ein Phänomen, dessen Seltenheit und Wunderbarkeit jedermann und dem Feuilletonkritiker in Schlafrock und Pantoffeln erst recht einleuchten sollte. Es muß daher, gelinde ausgedrückt, als eine lächerliche Annahme erscheinen, wenn dieser, welcher als eine mühe- und verdienstvolle Arbeit betrachten würde, was jenem sozusagen wie eine Erholung von früherer Arbeit erscheint, und seinen Lebenszweck in dem findet, was für jenen nur ein untergeordnetes Mittel zur Erreichung eines höhern Lebenszwecks ist, ein Werk wie das vorliegende mit derselben Eile mißt, welche er an die Massenproducte einer schöngeistigen Unterhaltungsliteratur anzulegen pflegt. Wir wollen damit nicht sagen, daß Barth's Reisebeschreibung einen solchen Maßstab ernstlich zu scheuen habe; wir begreifen ganz einfach nicht, wie die Feuilletonkritik, sofern ihr irgendwelche Idee von der Größe des Unternehmens einwohnt, überhaupt zu formellen Ausstellungen Zeit oder Versuchung finden kann. Wir unsererseits wenigstens sehen, je weiter wir lesen, nur um so mehr Grund, das gelegentlich unsers Berichtes über die beiden ersten Bände ausgesprochene, unbedingt anerkennende Urtheil ganz entschieden festzuhalten, und gehen deshalb ohne weiteres zu unserer eigentlichen Aufgabe, d. h. zu einer gedrängten Inhaltsangabe des uns jetzt zur Besprechung vorliegenden dritten Bandes über.

Barth hatte von seiner Reise nach Abouman die Reime einer Krankheit nach Kufaua zurückgebracht. Der Aufenthalt zur Regenzeit in der Hauptstadt von Bornu war nicht eben dazu geeignet, seinen Zustand zu verbessern; aber die Ordnung seiner nichts weniger als glänzenden Vermögensumstände hielt ihn noch längere Zeit daselbst zurück. Am 9. August brendete Owerweg seine interessante Besichtigung des Tsad. Er hatte in dem mitgebrachten englischen Boote das seichte Wasserbecken dieses 830 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Sees befahren und einen großen Theil der Inseln besucht, welche in ihm zerstreut liegen und, zuweilen zu großen Sanddünen beschränkt, zuweilen zu weiten gradreichen Niederungen sich ausdeh-

*) Vgl. den Bericht über den ersten und zweiten Band in Nr. 40 d. Bl. für 1857; die inzwischen erschienenen letzten Bände des Werks, der vierte und fünfte, werden in einem besondern Artikel demnächst zur Besprechung kommen.

nend, die Medinā oder Bādduma und Kuri, welche den Ueberrest einer großen, von den Kaneri fast ganz vertilgten Nation bilden, in ihrer eigenthümlichen nationalen Unabhängigkeit fristen. Doch gestatten die von ihm hinterlassenen Materialien kaum mehr von dieser Reise zu sagen, als Petermann bereits aus ihnen zusammengestellt hat. Dieselbe Flüchtigkeit, womit er seine Notizen hinwarf, trägt auch die Schuld, daß die gemeinsame Reise nach Kanem nicht ganz die wissenschaftliche Ausbeute gewährt, welche man davon hätte erwarten können, wenn die von Overweg, welcher sich damals in vortrefflicher Gesundheit befand, nach und nach gesammelten Nachrichten und gewonnenen Anschauungen zu denen seines damals von Krankheit körperlich und geistig niedergedrückten Begleiters hinzugekommen wären.

Zwei Tage nach Overweg's Rückkehr ließ der Bezirk, welcher den Plan der beiden Reisenden, die östlichen Ufer des Tsad zu erforschen, anfänglich für unausführbar erklärt hatte, denselben melden, daß ihnen infolge einiger von den jetzt in seinem Solde stehenden Uelad Siltman auf ihrem letzten Raubzuge erlangten Vortheile nunmehr der Weg in jene Gegenden offen stehe. Die Reisenden kannten zwar den Charakter dieser Leute, welche zu den zügellosesten Räubern in der Welt gehören; da es aber der ausdrückliche Wunsch der britischen Regierung war, daß sie die Länder östlich am See erkunden sollten, und da das dortige Gebiet vom friedlichen Verkehr gänzlich ausgeschlossen und vom Vornuhofe selbst so gut wie ausgegeben war, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihre friedlichen Bestrebungen mit den weniger heilsamen dieser Horde zu vereinigen. Auch waren die Uelad Siltman für dieselben Verbindungen bereits einigermaßen vorbereitet, da sie, während sie noch ihre geräumigen Wohnnische an der großen Syrte innehatten, mit den Engländern in öftere freundschaftliche Berührung gekommen waren. Uebrigens blieb den Reisenden um so weniger eine Wahl, als jene östlichen Gaue mehr oder weniger von dem damals mit Vornu Krieg führenden und für Fremde völlig unzugänglichen Wadai abhängig waren und zur Wiedergewinnung derselben lediglich die Ueberbleibsel des jetzt heimatlosen Stammes der Uelad Siltman verwendet wurden.

Barth brach am 11. September auf und reiste in langsamen Tagemärschen in fortwährend ziemlich gleicher Entfernung vom Westufer des Sees nördlich durch die Weidgründe der Bezirke Dauergu und Ngurātua und sodann durch eine ausgedehnte Waldregion mit zahlreichen Lachen schmutzigen Wassers und großen Rinderherden und durch den Distrikt Kallilā bis nach der Stadt Mo an dem bei Bosso, einer beträchtlichen Kanembu-Ortschaft, mündenden Komādugu (Waube), wo Overweg mit der etwa 45 Mann starken Eskorte zu ihm stieß. Der Charakter der Freibeuter, mit denen sie sich hatten in Verbindung setzen müssen, verleugnete sich keinen Augenblick; sie übten schon in Freundeslande die rücksichtslosesten Exzesse aus und beraubten unterwegs die harmlosesten Reisenden, während ihre ungezügelte Rohheit und Wildheit alle Vorstellungen von Seiten der beiden Reisenden nicht allein nutzlos, son-

dern auch gefährlich erscheinen ließ. Nach dem Uebergange über den Fluß war nur noch Schutz von den eigenen Waffen zu erwarten, obgleich die Herrschaft Scheich Omar's von Vornu sich dem Namen nach bis Verdi im Norden des Sees und selbst bis jenseit dieses Ortes erstreckt. Der Zug durchschritt zunächst eine kahle Landschaft mit einzelnen Talhabäumen, bis er kurz vor der Stadt Barrua angebautes Land und hinter derselben nach Uebersteigung einer bis über den Nordwestrand des Sees sich in kurzer Entfernung davon hinziehenden Reihe von Sandhügeln das Ufer des Tsad selbst erreichte, dem entlang der Weg bald über Wald: bald über Weideland mit zahlreichen Fleisanten und Siwakbüschen (*Capparis sodata*), aus deren verbrannten Wurzeln von den Budduma Asche gewonnen wird, nach dem Nordwestende des Sees und von da in nordöstlicher Richtung über Ngelimi nach dem großen Dorfe Veri führte, welches so ziemlich den nördlichsten Punkt des Sees einnimmt. Bis zum 15. Breitengrade fortwährend dieselbe Richtung einhaltend, gelangten die Reisenden in ein schönes, hügeliges Land mit reichem Graswuchs, das weiterhin von tiefen dichtbewaldeten Einsenkungen durchschnitten ward, welcher landschaftliche Zug um so entschiedener hervortrat, je weiter sie in Kanem einbrangen. Kurz nachdem sie die nördliche Richtung (längs des 15. Breitengrades) eingeschlagen hatten, stiegen sie auf das Lager der Uelad Siltman, von deren Häuptling Aket sie feierlich empfangen wurden. Allein die schon vorher geringen Aussichten, das Ostufer des Tsad zu erforschen, wurden noch geringer, als ein beträchtlicher Theil des Stammes nach Rufana aufbrach. Der Ueberrest brang nach Zurücklassung des schweren Gepäcks weiter nach Osten vor, um entweder Mao, den Sitz des eben entflohenen Statthalters von Wadai, zu plündern oder sich der großen Kameelherden in den berühmten Gründen von Bāteli am Nordlaufe des Bahha el Chafal, zwei Tagereisen jenseit Gā, zu bemächtigen. Die Landschaft behielt überall in Kanem denselben Charakter; eine sandige Ebene mit Bäumen mittlerer Größe, fast durchgehend Mimosen, geschmückt und in günstigen Jahreszeiten zum Anbau von Sorghum wohlgeegnet, hier und da durch tiefe Einsenkungen unterbrochen, die meist hinreichend mit Wasser versehen sind, um schöne Pflanzungen oder Weizenfelder hervorzubringen und zur Blütezeit des Landes die Anziehungspunkte größerer und kleinerer städtischer Niederlassungen bilden, jetzt aber mit üppigem Waldwuchs bedeckt sind und zahlreichen wilden Thieren Zuflucht gewähren. Hier und da liegen kleine Dörfer eingeborener Kanembu. Ein solches der Fugabu Kobber besuchten Barth und Overweg und fanden bei den freundlichen, aber von den Arabern verachteten und mishandelten Bewohnern die gastlichste Aufnahme. Unter dem 15° östl. L. (von Greenwich) schlug man, die Landschaft Schitani verlassend, eine südöstliche Richtung ein, bis man Schiri, den Distrikt der Worhda erreichte, wo die Wande, welche den Eingeborenen eine Viehherde geraubt hatte, von diesen wiederholt angegriffen wurde. Bei einem dieser Angriffe wäre Barth, der in einem leihhargischen Zu-

stande zu lange in seinem Zelte geblieben war, den letztern beinahe in die Hände gefallen. Obgleich nun die Worchda mit ziemlichem Verlust zurückgeschlagen wurden, so bezog doch das Gerücht von der Annäherung eines Trupps Wadairer die Uelad Sliinan zum Rückzuge in einer nordwestlichen, dem See näher gelegenen Richtung. Hiermit war jede Aussicht zum weiteren Vordringen nach dem Südostrande des Isab abgeschnitten, zumal da zu gleicher Zeit von Norden her die Nachricht von einem beabsichtigten Einfall der Tuareg, der gefährlichsten Feinde, welche bereits die frühere Macht der Uelad Sliinan vollständig gebrochen hatten, im Lager eintraf. Bis auf geringe Abweichungen den früheren Weg längs des Seeufers verfolgend, langten die Reisenden am 14. November wieder in Kufaua an.

Hier verweilten sie nicht länger als zehn Tage, welche sie damit verbrachten, sich mit ihren äußerst spärlichen Mitteln auf ziemlich ärmliche Weise zu einem neuen Zuge gen Süden auszurüsten. Scheich und Begler waren bereits mit dem Kern des Heeres zu einer Expedition aufgebrochen, von der es anfangs hieß, daß sie gegen das Bergland Wandera im Südwesten gerichtet sei, bei der es aber schließlich auf eine der gewöhnlichen Sklaventransporte gegen die heidnischen Bewohner des Südens abgesehen war. Die Gegend am Südweststrande des Sees bis zu 12° nördl. Br. bildet eine weite Ebene mit spärlichem Baumwuchs, aber bedeutendem Hirse- und Baumwollenbau, welche in zahlreichen Distrikten verschiedener Größe von den Kanori bewohnt wird. Im südlichsten Theil derselben liegt an dem hier 300 Fuß breiten, der Südspitze des Isab zufließenden Nalor (vielleicht der weiterhin Imbulu genannte Fluß?) die große Stadt Dikba mit 25000 hauptsächlich mit Baumwollenweberei beschäftigten Einwohnern, um deren Mauern sich jetzt 20000 Mann Krieger mit 10000 Pferden und wenigstens ebenso vielen Lastthieren lagerten, obgleich die Truppen der Schua, d. h. der Nachkommen der vor mehreren Jahrhunderten in diese Gegenden eingewanderten Araber, in deren Distrikte man nunmehr gelangte, sich erst jetzt allmählich angeschlossen. Dichte Wälder wechselten hier mit angebauten Landstrichen, wo neben dem Durra auch schon der wilde Reis vorkommt, von dem freilich die Elefanten den viehzüchtenden Einwohnern nur die Mahle gestatten, und zuerst jene stagnirenden Wasserarme erscheinen, welche die Äquatorialländer Afrikas auf höchst überraschende Weise charakterisiren. Man muß dabei unterscheiden zwischen solchen Gewässern, die mit größern Flüssen in unmittelbarer Verbindung stehen und sich oft parallel mit diesen hinziehen, und den sogenannten Ngallam, die ganz unabhängig ein kleines Aflusystem für sich bilden und sich oft in schnurgerader oder regelmäßig schön geschwungener Linie, künstlichen Kanälen gleich, dahinziehen. In Diggera, eine Tagereise von der Hauptstadt Mandarab, wurde der Plan gegen dieses Land definitiv aufgegeben; der Scheich kehrte nach Kufaua zurück und der Begler unternahm mit dem größten Theil des Heeres eine Kassa weiter südlich gegen Nußgu. An den Grenzdistrikt des bornuer Gebietes, Wolodje, eine

schöne und fruchtbare, von Kanori und Schua in zahlreichen Dörfern bewohnte Landschaft, schließt sich eine wol zehn deutsche Meilen lange Wildnis, hauptsächlich bedeckt von dichtem Wald mit großen Elefanten- und Straffenheerden, hier und da mit Teichen, Reisfeldern und Weizenflächen, die von den wandernden Fulbe mit ihren Rindern besucht werden. Der ganze Boden dieser Gegend war ein ununterbrochenes Netz von Elefantenbäumen, die den Marsch sehr erschwerten. Aber auch sonst verlor man nutzlos so viel Zeit, daß die Rußgustämme hinlänglich auf einen Angriff gefaßt und vor einem plötzlichen Ueberfall auf der Hut sein konnten. In der That hatte sich auch die mehrfache Bevölkerung größtentheils zu retten gewußt; was von erwachsenen Männern erreicht werden konnte, das wurde niedergemacht oder grausam verflümmelt, da es nur auf die allein zu Sklaven geeigneten Weiber und Kinder abgesehen war. Solchergehalt verwüstend, plündernd, sengend, raubend und mordend, zog das Heer durch die schönen, vortrefflich angebauten und zahlreich bevölkerten Distrikte Bara und Wulia, wo anmutige Höhenzüge mit Sumpfboden, dichte Waldungen mit großen, von üppigem Gras überwachsenen Ngaldjam abwechselten, welche das Vordringen des Heeres nicht wenig erschwerten. Die feigen Kanori aber verspürten, trotz der dringenden Aufforderungen der Fulbe aus den östlichen Theilen von Adamaua, der westlichen Nachbarn und Feinde der heidnischen Nußgu und Tuburi oder Tufuri, keine Lust weiter südlich in das Land der letzten vorzudringen, von denen sie Widerstand zu erwarten hatten, während die verjagten Kerbi sich im Rücken zu sammeln Mene machten. Sie schlugen daher ihr letztes Lager bei dem Dorfe Demmo am Nordrande des großen Ngaldjam von Wulia auf, wo sie acht Tage verweilten und während dieser Zeit nur zwei Streifzüge, den einen in nordöstlicher, den andern in südöstlicher Richtung durch breite unwegsame Wiesenwässer und eine breite Waldregion, nach dem westlichen Hauptzufluß des Schari entsandten, dem weiter nördlich Arre genannten Serbewel, welcher an dem südlichen Punkte unweit des 10. Breitengrades durch mehrere Inseln in zwei 600 und 400 Fuß breite, theilweise unüberschreitbare Arme gespalten, an dem nördlichen 1200 Fuß breit war und für die gestohlenen Landeseinwohner eine sichere Schutzwehr bildete. Der Verfasser hält es nicht für unwahrscheinlich, daß das große breite Ngaldjam von Demmo mittels des jetzt mit flachen Rähnen bis Dama im Tuburigeleite zu befahrenden Mayo Kerbi eine Verbindung zwischen dem Niger und Serbewel, also auch dem Isab bilde; wäre dies aber auch nicht der Fall, so, meint er, betrage die Wasserscheide doch höchstens fünf deutsche Meilen ganz flachen Landes, da das Niveau des Isab ganz dasselbe zu sein scheint wie das des obern Benue an der Einmündung des Mayo Kerbi, und er ist davon überzeugt, daß in 50 Jahren europäische Fahrzeuge vom Ufen von Biafra aus regelmäßigen alljährlichen Verkehre mit dem großen Becken des Isab unterhalten und dadurch eine Grundumwälzung aller dortigen Verhältnisse herbeiführen werden. Der große Fischreichtum dieser

wohlbewaffneten Niederungen, deren Beschaffenheit zu den früherhin gäng und gebe gewesenen Ansichten in schnurgeradem Gegensatz steht, muß den unglücklichen Bewohnern die durch solche Raubzüge verursachte Hungersnoth, welche ohnehin noch Dyer genug fordert, theilweise ertragen helfen. Am 7. Januar trat das mit seiner wenn auch verhältnismäßig nicht gar zu großen Beute beladene Heer den Rückzug an und schlug dabei im ganzen eine mehr östliche Richtung ein. Nachdem man der auch in Wadai und Darfur geltenden Sitte gemäß die Beute noch vor dem Austritt aus dem feindlichen Lande getheilt hatte, zog man abermals durch die oben geschilderte Grenzwildnis und berührte bei Wafa das Gebiet von Logone, dessen Bewohner nebst den Kotofo, den Mandara und Somergbu, den Betta und den Mußgu den großen Völkers Stamm der Massa bilden, am engsten aber mit den letztern verwandt sind, von denen sie sich mehr in politischer Hinsicht durch ihre größere Civilisation als durch eine Verschiedenheit der Nationalität absondern. Uebrigens ist der ganze Stamm der Massa-Mußgu in lauter feindlich einander gegenüberstehende Gemeinden zersplittert, die ebenso viel verschiedene Dialekte reden. Der Rest des Heeres lenkte bald darauf wieder in die frühere Richtung ein und hielt am 1. Februar 1852 seinen Einzug in die Hauptstadt.

Wir haben uns bisher auf eine knappe Schilderung der landschaftlichen Züge beschränken müssen, ohne den vom Verfasser auf seinen Zügen nach Kanem und Mußgu trotz seiner fortbauenden Kränklichkeit rastlos angestellten Beobachtungen auf den speciellern Gebieten des Naturlebens sowie seinen anziehenden Sittenschilderungen und seinen mannichfaltigen Bemerkungen über Verfassung, Religion, Charakter, Sprache und Geschichte der von ihm besuchten Volksstämme unsere Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Ebenso wenig vermögen wir ein Bild von dem durch ihn in so lebhaften Farben geschilderten Heer- und Campagneleben zu geben, obwol uns dasselbe einigermaßen für den Mangel an noch tiefer gehenden allseitigern Forschungen zu entschädigen bestimmt ist, welche der Verfasser angestellt haben würde, wenn es ihm verstattet gewesen wäre, jene Länder als friedlicher Reisender zu besuchen. Da der beschränkte Raum uns nun einmal eine gewisse Einseitigkeit der Darstellung aufnöthigt, so wollen wir bei unserm Bericht über die Reise Barth's nach Baghirmi unser Augenmerk vorzugsweise auf die Resultate seiner ethnologischen und historischen Untersuchungen richten.

Schon am 4. Februar brach Barth, diesmal allein und als friedlicher Reisender, mit geringen Mitteln versehen, abermals von Kufaua auf, während Overweg einen Ausflug längs des westlichen Seesufers zu machen beabsichtigte. Die Reise ging zunächst das Südufer des Iad entlang in die Provinz Kotofo, welche von dem nicht unbeträchtlichen Komadugu Lebo durchströmt wird. Das von Schua bewohnte, früher blühende, jetzt aber ziemlich verödete Land mit Ruinen ehemaliger Städte war früher der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Bornu und Baghirmi. Bei Afabe, einer Stadt mit 8000 Einwohnern, wandte sich der Reisende mehr südöstlich und durchschnitt den 12. Breitengrad,

nachdem er vorher bei der 7000 Einwohner zählenden Stadt Kala das Gebiet von Logone betreten hatte. Am 13. März erreichte er Karnak Logone ober Logon Birni, die Hauptstadt dieses Bornu tributpflichtigen Staats, wo er vom Sultan Duffuf und dessen Beamten äußerst gastfreundschastlich aufgenommen wurde. Diese Stadt mit einer Bevölkerung von 15000 Seelen liegt am Lagame Logone, dem westlichen kleinern Arme des Schari, den wir bereits oben kennen gelernt haben und der hier gegen 600 Schritt breit ist. Der Schari selbst bildet die nominelle Obergrenze des Landes, obgleich die Autorität des Sultans nicht soweit reicht. Im Zusammenhang mit diesen hydrographischen Verhältnissen steht die sumpfige Beschaffenheit des Bodens in jenen Theilen von Logone und das häufige Vorkommen des Wildschweins, des Rhinoceros, des Flußpferdes und einer giftigen Fliege, deren Biß gleich dem der südafrikanischen Tsetse den Pferden tödlich ist. Die Einwohner des Landes gleichen mehr heidnischen Völkerschaften als Mohammedanern, obwol sie einige bemerkenswerthe Fortschritte in der Cultur zeigen. Da sie aber nicht nur an Bornu einen regelmäßigen Tribut zahlen müssen, sondern auch von den Baghirmiern mit der größten Ungerechtigkeit behandelt und allerlei willkürlichen Leistungen unterworfen werden, so ist es kein Wunder, wenn sich ihr Land nicht in dem blühenden Zustande befindet, den man nach seiner günstigen Lage erwarten könnte. Massenä, die Hauptstadt Baghirmi, liegt von der Logones in ziemlich östlicher Richtung, welche Barth von nun an mit geringen Abweichungen einhielt.

Am Schari oder Ba angekommen, der hier 1800—2000 Fuß breit ist, erfuhr der Reisende zu seinem Erstaunen, daß der Amtmann des jenseits gelegenen Ortes Assu ihm die Erlaubniß zur Ueberfahrt verweigerte — wie sich später herausstellte, weil einer seiner Reisebegleiter, das Haupt mehrerer von Kufaua zurückkehrenden Baghirmiern, ihn als eine höchst gefährliche Person bezeichnet hatte. Nun gelang es ihm zwar an einer weiter nördlich gelegenen Stelle glücklich über den Fluß zu kommen; aber er wurde schon an dem nächsten Kastorte wieder eingeholt und mußte nach Mele, wo er übergesetzt war, zurückkehren und hier eine Woche lang auf die Entscheidung des Serma oder Kadamange warten, den der Sultan, welcher eben auf einem Kriegszuge gegen die heidnischen Einwohner von Gogoni abwesend war (auf dem ihn Barth gern begleitet hätte), mit dem Oberbefehl über die Stadt betraut hatte. Dieser wies den Reisenden an, daß er die vom Sultan selbst einzuholende Antwort in Bugoman, einer weiter stromabwärts gelegenen Stadt, abzuwarten habe. Da aber der dortige Amtmann ihn nicht aufnahm, so beschloß er ohne weiteres nach der Hauptstadt vorzubringen. Der Weg dahin führte durch eine ausgedehnte Waldregion und sodann durch eine fruchtbare Landschaft, die namentlich mit Hirse, Baumwolle und Sesam bebaut war, bis zu dem Dorfe Wafaba, wo er vierzehn Tage lang vergeblich auf die vom Statthalter erbetene Erlaubniß nach der Hauptstadt zu kommen wartete. Zum Glück fand er inzwischen bei einem kenntnißreichen Greise von sehr lie-

henswürdigem Gemüthsart gastliche Aufnahme, und dieser lange Aufenthalt gibt ihm Veranlassung zu einer eingehenden Schilderung des Dorfs und des Charakters und der Lebensweise seiner Bewohner. Endlich ging ihm aber doch die Geduld aus und er kehrte am 16. April auf einem etwas nördlicheren Wege nach dem Schari zurück. Aber in Mele angelangt, ward er verhaftet, an den Füßen gefesselt und seiner Waffen und seines Gewäcks beraubt. In diesem Zustande hatte er vier Tage verbracht, als sein Freund aus Balaba, Hadj Bu-Bekr Esadif, ankam, seine Freilassung und die Zurückerstattung seiner Habe erwirkte und ihn über sein Primatsdorf in eine vortreflich angebaute oder reich mit Gras bewachsene, mit Bäumen, namentlich Talhas und Hadjillibj geschmückte, an einzelnen Sumpfbetten von schönen Tamarinden und einigen Dampalmen belebte, meist von Schua bewohnte Landschaft nach der Hauptstadt Wässa geleitete, wo sie am 27. April eintrafen. Der Statthalter nahm ihn ziemlich freundlich auf, entschuldigte das Benehmen seiner Landleute durch deren Unbekanntschaft mit seinen Absichten und rieth ihm die Ankunft des Sultans abzuwarten, ohne ihm jedoch die Erlaubniß zu weitem Ausflügen zu gestatten, obwohl Barth namentlich gern den Baghirmi in westlicher Richtung durchströmenden Nebenfluß des Schari besucht hätte, welcher der Hauptstadt bis auf etwa $2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen nahe kommt und sich bei der Stadt Nistlin in den Hauptstrom ergießt. Er benutzte deshalb seine unfreiwillige Muße zu eingehenden Erkundigungen über die jetzigen und frühern Verhältnisse Baghirmis und Wadais, worin ihn namentlich seine Bekanntschaft mit dem blinden, aber vortreflich unterrichteten Fasi Sambo, einem hochgewachsenen und hagern Vullo mit spärlichem Barte und ausdrucksvollen Gesichtszügen, und mit dem jungen Fasi Ibrahim, einem Eingeborenen von Wadai, ungemein förderte. Meteorologische Beobachtungen anzustellen war nicht ganz unbedenklich, da er bei den Baghirmiern, die sich für aufgeklärte Mohammedaner hielten, aber tief in heidnischem Aberglauben staken, dadurch den Verdacht erregte, den schnellst erwarteten Regen zu vertreiben. Endlich, am 3. Juli, hielt der Sultan Abd-el-Kader seinen triumphirenden Einzug in die Hauptstadt. Er erwies dem Reisenden gleich von Anfang an viel Aufmerksamkeit und erteilte ihm nach einigen Tagen Audienz, jedoch nicht, ohne sich vorher noch der Harmlosigkeit seiner Absichten vollkommen vergewissert zu haben. Barth, welcher die Unausführbarkeit seines Wunsches, nach Wadai vorzudringen, einsah, und überdies durch kurz zuvor eingetroffene Depeschen der englischen Regierung ausdrücklich auf Timbuktu als ein passendes Reiseziel hingewiesen worden war, bat nur um die Erlaubniß ohne weitem Aufenthalt nach Kufaua zurückkehren zu dürfen. Allein die Abreise verzögerte sich gleichwol bis zum 10. August, wo er, obgleich außer Stande den Wunsch Sr. Majestät nach einer Kanone zu befriedigen, mit einem Gegengeschenk und einem ausdrücklichen Erlaubnißschein des Sultans zum unbehinderten Besuche des Landes versehen, nach der Hauptstadt von Bornu aufbrach, die er auf dem

frühern Wege am 21. August glücklich erreichte. Hier theilte er dem Schich, der ihn gern als englischen Consul bei sich behalten hätte, den ihm gewordenen Auftrag, in westlicher Richtung womöglich bis Timbuktu vorzudringen, mit und machte dadurch auf ihn und den Bezier, welche nichts mehr fürchteten, als daß die Reisenden nach Wadai gehen, und mit dem dortigen Sultan in freundschaftlichen Verkehr treten möchten, einen so vortheilhaften Eindruck, daß der erstere am 31. August nicht nur den von der englischen Regierung vorgeschlagenen Vertrag unterzeichnete, sondern ihn auch hoffen ließ, daß, wenn wirklich englische Kaufleute in das Land kommen und nach anderer Waare als nach Sklaven verlangen sollten, dann der Sklavenhandel allmählich abgeschafft werden könne.

Überweg war bereits vor zwei Monaten von einer sehr interessanten Reise nach dem südwestlichen Gebirgslande von Bornu zurückgekehrt, hatte aber seit seiner Rückkehr fortwährend gekränkelt. Einzelne Ausflüge, die er, zum Theil in Gesellschaft Barth's, zur Erforschung der Umgegend unternahm, hatten nicht die gehoffte kräftigende Wirkung, da er sich zu unbedacht den verderblichen Einflüssen des Klimas aussetzte. Insbesondere wurde eine Durchwässerung bei einer Jagd auf einen Wasservogel für ihn verderblich, da er nicht die Vorsicht gebrauchte, seine Kleider zu wechseln. Er erkrankte ernstlich und wurde auf seinen Wunsch nach Maduari am See zu einem Freunde gebracht; hier ward sein Zustand immer bedenklicher; er verfiel in ein heftiges Delirium und vermochte sich, als er ruhiger geworden war, nicht mehr verständlich zu machen. Barth, welcher die Kräfte für überstanden hielt, war nach Kufaua zurückgekehrt, ritt aber schon am andern Morgen auf die Nachricht von der Verschlimmerung der Krankheit wieder nach Maduari. Aber ehe er noch das Dorf erreichte, war Überweg im dreißigsten Jahre seines Lebens Sonntag am 26. September mit Tagesanbruch verschieden. Am Nachmittag legte ihn Barth in sein Grab; es war im Schatten eines schönen Hadjillibj gegraben und gegen Raubthiere wohl geschützt. Er starb dicht an der Seite des Bootes, in dem er seine Reise gemacht, und ruht am Rande jenes Sees, durch dessen Besichtigung er seinem Namen ewige Verühmtheit gesichert hat.

Mit der Schilderung dieses traurigen Ereignisses schließt der dritte Band. Es erübrigt zur annähernden Lösung unserer Aufgabe nur noch, der vom Verfasser für die Ethnographie und Geschichte jener Gegenden gewonnenen Ergebnisse in wenigen Worten zu gedenken.

Die Quellen zur Geschichte des östlichen Sudan, welches die Länder Baghirmi, Wadai oder Dar-es-Sulai und Dar-For begreift, fließen noch spärlicher als die zur Geschichte des westlichen. Leo Africanus beschreibt innerhalb dieser Grenzen ein großes und mächtiges Königreich Namens Gaoga, welches ohne Zweifel mit dem von den Bornuern nach seinen Beherrschern, den Bulala, ursprünglich einem Zweige des fürstlichen Hauses von Kanem, benannten Reiche identisch ist. Die Balala, welche den Islam und

elne gewisse Gesittung mitbrachten, hatten ihr Reich im Gebiete der Kufa, eines Stammes, der früher alles Land im Osten von Baghirmi bis weit ins Innere von Darfor hinein innegehabt hatte, begründet, die Hauptstadt Jauo erbaut und als Herren von Kanem, nachdem sie in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts selbst den großen Stamm der Sorghaua unterworfen hatten, sich, wie es scheint, zu den Herrschern von Aegypten in vertraute politische Beziehungen gesetzt. Bald nach Leo's Abreise dehnte das heidnische Volk der Lündjur, welche sich in Dongola von dem ursprünglich in Benese sesshaften Stamme der Batalessa abgetrennt haben sollen und die in Darfor herrschenden Darjo besiegt hatten, ihr Reich über ganz Wadai und einen Theil von Baghirmi aus. In Wadai behaupteten sie ihre Herrschaft zufolge einheimischer Tradition 99 Mondjahre, während der zuerst eroberte östliche Theil ihnen auch zuerst wieder entziffen wurde, indem Kuro, der dritte Vorfahr Eliman's, des ersten Moslimfürsten, das heidnische Königreich Darfor gründete. Der mittlere Theil des Lündjurreichs dagegen wurde (1020 der Hebschra) von Abd-el-Kerim, dem Begründer des mohamedanischen Reichs Wadai, gestürzt. Zehn Jahre darauf ward der Islam auch in Baghirmi eingeführt. In diesem Land waren nämlich gleichfalls von Osten her und zwar von Kanga (Matale), fünf Tagereisen östlich von Mässa und drei lange Tagereisen südsüdöstlich von Jauo gelegen, heidnische Auswanderer unter dem Häuptling Doffenge vor 300 Jahren eingedrungen, hatten sich der Fulbe- oder Fellata-Ansiedler gegen die Bulala angenommen, vier kleine in der Mitte des Landes gelegene Königreiche sich durch List unterworfen und so das jetzige Reich Baghirmi begründet. Doffenge's zweiter Nachfolger erweiterte das Reich beträchtlich und dessen jüngerer Sohn Abd-Allah war es eben, welcher nach Besiegung und Ermordung seines Bruders den Islam einführt und die Wohlfahrt seines Landes bedeutend hob. Ihm folgten 14 Moslimkönige, unter denen Mohammed-el-Amin durch seine glorreiche Regierung Epoche macht. Ebenso gerecht wie tapfer, erweiterte er nicht nur Gebiet und Machtstellung seines Reichs nach Norden gegen Kanem und nach Südosten gegen das sieben bis acht Tagereisen von der Hauptstadt entfernte Gégoni, sondern brachte es auch dahin, daß die Mehrheit seiner Unterthanen sich zum Islam bekannte. Sein Sohn Abd-el-Rhaman lehnte sich gegen die von einem seiner Vorgänger anerkannte Oberherrlichkeit Bornu auf und wurde von dem Sultan Abd-el-Kerim Esabun von Wadai, welchen Scheich Mohammed-el-Kanemi zum Beistand herbeigerufen hatte, besiegt und getödtet. Gegen den von Abd-el-Kerim mit dem Königstitel besetzten jüngern Sohn Abd-el-Rhaman's, Mallem Ngarmaba Beri, erhob sich dessen ältester Bruder Othman, mit dem Beinamen Bugoman, konnte sich aber erst nach einer Reihe äußerst stürmischer Wechselfälle im Kampfe zuerst gegen Wadai und sodann gegen seinen eigenen Fatscha oder Bezir auf dem Throne behaupten. Ununterbrochene Kriege mit Duffuff, dem Nachfolger Esabun's, dem er sich wegen der ihm gegen den Fatscha geleisteten Hülfe zum Tribut

verpflichtet hatte, gegen Mohammed-el-Kanemi, der, zum Theil mit dem Beistande des Pascha von Tripolis, die alte Oberherrlichkeit Bornu über Baghirmi wiederherstellen wollte, und gegen die von Südwesten andringenden Fulbe, denen er durch einen erfolgreichen Zug gegen Bogo, östlich von Mandara, vergalt, füllten den Rest seiner bewegten Regierung aus. Othman scheint im ganzen genommen ein gewaltiger Despot, aber ein kraftvoller Mann und mitunter selbst edelmüthig und freigebig gewesen zu sein. Er starb gegen Ende des Jahres 1844 und ihm folgte sein ältester Sohn Abd-el-Kader, der gegenwärtige Herrscher, der mit seinem Vater fast während dessen ganzen Lebens auf keinem freundlichen Fuße gestanden hatte. Er hielt es für zweckmäßig, die Tributpflichtigkeit Baghirmis sowohl gegen Wadai als gegen Bornu anzuerkennen und ließ es sich dafür besonders angelegen sein, sein Gebiet nach der allein offenen Südseite oder nach den Heidenländern hin zu vergrößern und diesen einen bestimmten alljährlichen Tribut, natürlich an Sklaven, aufzuerlegen. Er wurde dem Verfasser von allen als ein Mann von gesundem Verstande und großer Gerechtigkeitlichkeit geschildert. Uebrigens ertragen die Baghirmiten die Abhängigkeit von ihren beiden Nachbarn nur mit starkem, wiewol unterdrücktem Unwillen und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie, wenn es die Umstände irgendwie erlauben, die erste Gelegenheit ergreifen werden, ihr Joch abzuwerfen, obschon der an Wadai zu entrichtende Tribut jede Sammlung ihrer Kräfte erschwert.

Baghirmi, das sich von Norden nach Süden etwa 50 und von Osten nach Westen etwa 35 deutsche Meilen erstreckt, besteht aus einer flachen Ebene mit unmerklicher Abdachung nach Norden, nur von einigen wenigen Hügeln unterbrochen, welche die Wasserscheide zwischen dem Becken des Gitti *) und dem des Isab bilden, wogegen die südlichen und südlichen Gemarkungen, wo der Brune, der Schari, der Fluß von Kögone und wahrscheinlich noch mehrere andere entspringen, sehr gebirgig zu sein scheinen, obgleich man dabei an keinen ewigen Schnee denken darf. Der Boden ist theils Sand- theils Kalkboden und bringt deshalb entweder Sorghum oder Negerhirse (*pennisetum*) hervor; außerdem wird viel Sesam und Bohnen, weniger Erdmandeln, Melonen und Zwiebeln, an Rohstoffen für die Industrie Baumwolle und Indigo erbaut. Reis wird wild in großer Menge geleset und auch verschiedene Arten eines vermuthlich mit der *Poa Abyssinica* identischen Grases, sowie die Blätter des Affenbrodbaums und des Gadjilidj als Speise benützt. Wenn der Boden nicht so ergiebig ist, wie in andern Theilen Sudans, so hat dies seinen Grund darin, daß das Land sehr an Dürre leidet und die Arbeiten des

*) Der Gitti (s. i. in der Kulasprache Thal, Seebecken) hat zwei Tagemärsche im Umfang, ist durchaus mit frischem Wasser auf Thonboden versehen und ringsumher mit reichem Wiesenland, aber nur spärlichem Baummuch umgeben, während das Thal des Bat-ha von Reichen schöner Bäume bewaldet ist. Dies ist der einzige Wati, welcher in den See mündet, der durchaus keinen Abfluß hat. In der Mitte liegt eine Insel Namens Moko, deren heidnische oder halbheidnische Bewohner den See mit kleinen Rachen aus ausgehöhlten Baumstämmen, die zwei bis drei Menschen fassen, besetzen.

Landmanns in großer Masse von Termiten und Würmern verestelt werden. Die häufigsten und nützlichsten Bäume sind die Tamarinde, die Delspalme, die Dampalme, der Habjilbi (balanites Aegyptiacus), der Korna und die Sotamore. Die Gesamtbevölkerung des Landes scheint kaum die Zahl von 1 1/2 Millionen zu übersteigen, die mit Noth 10000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter stellen, während die Reiterei von Wadai auf 5—6000 und die von Darfor auf mehr als 10000 Mann anzuschlagen ist. Die üblichste Waffe ist neben dem Handbell der Speer; Boggen und Pfeile, Schilde, Schwerter und Dolche sind selten; Feuerwaffen sieht man fast nie. Die Baghirnier, ein sehr schöner Menschenschlag, verdienen noch heutigen Tags mehr den Namen von Heiden als von Mohammedanern, sind ziemlich unwissend und haben nur in den aus Wadai eingeführten Künsten der Färberei und Weberei einige Fortschritte gemacht. Schwarze Töben sind bei den Männern viel üblicher als in Bornu, und auch die Wolne oder Tüfedi, welche gewöhnlich die einzige Kleidung der Weiber bilden, sowie das Oberkleid sind schwarz gefärbt. Die Regierung ist eine unumschränkte Monarchie, die weder durch ein aristokratisches Element wie in Bornu, noch durch einen Ministerrath wie in den Haussa-Staaten gemäßigt wird. Der Titel des Königs ist „Banga“. Die höchsten Staatsämter, deren Obliegenheiten jedoch nicht genau bestimmt scheinen, werden zum größten Theil von Sklaven bekleidet. Die Mutter des Sultans und der Thronfolger genießen hohes Ansehen, jedoch ohne entsprechende Machtbefugniß. Die Auflagen werden theils in Getreide, theils in Baumwollensstoffen, von vielen Ortschaften auch in Butter entrichtet. Die Araber von Baghirni, hier Schiwa genannt, die im ganzen Lande zerstreut wohnen, aber auch einige Dorfschaften ausschließlich besetzen, zahlen eine beträchtliche Abgabe an Bleh, und die zinspflichtigen heidnischen Grenzmarken einen Tribut an Sklaven, welcher die Haupteinnahmequelle bildet. Der Hauptübelstand, unter dem das Land leidet, ist der Mangel einer geraden Karavanenstraße nach der Nordküste, der es von seinen beiden Nachbarn abhängig macht. Von seinem großen, in allen Jahreszeiten schiffbaren westlichen Grenzflusse, welcher das halbe Gebiet des Landes umzieht und mitten durch dasselbe einen Arm sendet, den Batschikam, der während des größten Theils des Jahres schiffbar ist und für kleinere Fahrzeuge leicht und zu jeder Jahreszeit schiffbar gemacht werden könnte, zieht das Land weiter keinen Nutzen, als daß es sich desselben im Fall eines Angriffs von Westen oder Osten als einer wirksamen Schutzwehr bedient.

Wir erwähnten bereits oben den Gründer des mohammedanischen Wadai. Abd-el-Kerim, aus dem Stamme der Gernir, dessen Großvater Woba mit seinen den Islam bekennenden Landleuten ins Reich der Tändjur eingewandert war und hier großes Ansehen gewonnen hatte, erhob sich gegen seinen Lehnsherrn Daud, machte Wababa, einen zehn Meilen nördlich von Wara gelegenen Bergort, zu seinem Wohnsitz und sicherte sich nach verzweifelter Kampfe die Herrschaft. Nach einer langen Regierung folgte

ihm sein Sohn Charut, der Wara („die von Hügeln umgebene Stadt“) gründete und zur Residenz erhob. Der ältere Sohn des letztern, Charif, fiel auf einem Eroberungszuge gegen den kriegerischen Stamm der Tama, der jüngere, Dakub Aruf, unternahm einen Herzogzug ins Innere von Darfor, ward aber geschlagen und zu schleunigem Rückzuge gezwungen. Sein Sohn Charut II. und sein Enkel Djoda sollen je 40 Jahre regiert haben, jener in Ruhe und zum bürgerlichen Glück seines Reichs, dieser in ruhmvollem und siegreichem Kampfe gegen seine Nachbarn. Er befreite sein Land von dem Joch der Bornauer, die es mit einem gewaltigen Heere überzogen hatten, und erhielt davon den Ehrennamen Mohammed Sfulai (der Befreier), erhob Wadai, von ihm Da-Sfulai genannt, zu einem geehrten und gefürchteten Reiche und entriß dem Sultan von Bornu den bessern Theil von Kanem. Sein Nachfolger Ssaleh fiel nach einer achtjährigen schlichten Regierung (1805) in einer blutigen Schlacht gegen seinen eigenen Sohn Abd-el-Kerim, der später den Beinamen Sfabun erhielt. Derselbe wird übereinstimmend als einer der weisesten Regenten geschildert, die man je in diesem Theil der Erde hat kennen lernen. Er machte Baghirni zu einer tributären Provinz und suchte eine directe Verbindung mit der Küste des Mittelmeeres zu eröffnen, starb aber bereits im zehnten Jahre seiner Regierung, als er eben ein Heer gesammelt hatte, um gegen Mohammed-el-Kanemi von Bornu zum Schutz des eroberten Kanem Krieg zu beginnen. Da er keinen Nachfolger ernannt hatte, so erhoben sich die Partigänger des Stammes der Waraba gegen die Kéndongo oder die Partei Affed's, seines ältesten Sohnes, und setzten den jüngern Dussuf auf den Thron. Dieser regierte 15 Jahre in der tyrannischsten Weise und wurde 1830 auf den Antrieh seiner eigenen Mutter getödtet. Sein Sohn Kaleb starb schon nach 18 Monaten im Kindesalter, worauf Abd-el-Affid, ein Urenkel Mohammed Sfulai's, den Thron bestieg und sich mit Hülfe des kriegerischen Stammes der Koboi zuerst gegen den Prätendenten der Kelingen und sodann gegen die Kéndongo behauptete. Er war ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften und großem Verstande, starb aber schon nach 5 1/2 Jahren. Sein junger Sohn Adam mußte dem Bruder Sfabun's, Mohammed Ssaleh, ohne triftigen Grund „e Scherif“ genannt, weichen, der sich mit Hülfe des Königs von Darfor, Mohammed Fehbi, dem er dafür einen jährlichen Tribut zugestand, im Juli 1834 des Throns bemächtigte. Dieser Fürst hat sich um das Beste seines Landes bemüht; aber die letzten Jahre seiner Regierung sind für ihn selbst wie für seine Unterthanen unglücklich gewesen. Nachdem er einen erfolgreichen Zug gegen Karfa, dem aus Inseln und halbversunkenen Wiesen- und Weidgründen bestehenden Sumpfgau im südöstlichen Winkel des Ifad, unternommen und die Tama, einen räuberischen Stamm in einer bergigen Landschaft vier Tagereisen nordöstlich von Wara besiegte hatte, brach er 1846 mit einem gewaltigen Heer in das Herz von Bornu ein, erreichte jedoch seinen Zweck, die alte Dynastie der Sjaefua in ihre Rechte

als Herrscher von Wornu wieder einzusetzen, nicht, sondern trug im Gegentheil zum gänzlichen Ruin derselben bei. Allerdings führte er eine ansehnliche Beute hinweg, verlor aber einen beträchtlichen Theil seines Heeres, wofür ihn die Unterwerfung der Tebu von Bahhr-el-Ghazal nur unzureichend entschädigte. Nach einer ruhigen Regierung von drei oder vier Jahren gab seine wirkliche oder vorgegebene Blindheit, die ihn nach dem Gesetz regierungsunfähig machte, den Anhängern Adam's, den Kodoi, Vorwand, ihn nicht länger als ihren Herrn anzuerkennen. Er verlegte deshalb zu größerer Sicherheit 1850 den Sitz der Regierung von Wara nach Abesche, einem 20 englische Meilen südlicher gelegenen Dorfe im Gebiete der Kelingen, und zog von hier im folgenden Jahre gegen die Kodoi, die ihn zuerst besiegten, bald aber selbst eine Niederlage erlitten, ohne darum ihre Absicht aufzugeben. Bald darauf erhob sich gegen ihn auch sein ältester Sohn Mohammed, besiegte in einem langen blutigen Kampfe Vater und Brüder und suchte seinen Sieg durch Gewaltthaten, namentlich gegen den Ländesadel, zu befestigen. Den neuesten unverbürgten Nachrichten zufolge soll jedoch dieser König von einem seiner Brüder entthront worden sein. Die Berichte Vogel's, falls derselbe oder wenigstens seine Papiere noch zu retten wären, würden über diese Verhältnisse ein volleres Licht verbreiten.

Wadai, das sich ungefähr von 15—23° östl. L. und von 15—10° nördl. Br. erstreckt, ist ein ziemlich ebenes, aber von einer großen Menge einzelner, fast quellenloser Berge unterbrochenes Land, welches sich von Ost nach West, d. h. vom Fuße des Djebel Marra in Darjor nach dem Becken des Fitrii neigt, der mittels des Wat-ha alle Wasserläufe des Landes, vielleicht mit Ausnahme des allem Anschein nach einem Nilarme zufließenden Wadi Ria aufnimmt. Nur die Landschaft zwischen Fitrii und Fsad hat eine etwas höhere Lage. Die Bevölkerung von Wadai, deren verschiedenartige Elemente mit beinahe unbeschränkter, das Gesamtwesen des politischen Körpers schwächender Macht nebeneinander bestehen, zerfällt in zwei Hauptgruppen, in die der einheimischen oder eingewanderten Regerrassen und in die der arabischen Stämme. Von den erstern bewohnen das eigentliche Wadai oder Maba die Kelingen einen Tagemarsch südlich von Wara, die Malanga im Nordosten, die Mäbabe und Mäbala nahe bei den letztern, die Kodoi, d. i. Bergbewohner, welche sich vor allen andern durch Körperkraft, freiheitsliebenden Sinn und Tapferkeit hervorhoben, und außerdem eine Menge kleinerer Stämme von selbständigem Charakter. Die Gimir sind jetzt sehr geschwächt und verdienen nur deshalb besondere Erwähnung, weil aus ihnen das Königshaus stammt. Zahlreicher als die Gruppe von Maba sollen die verschiedenen Abtheilungen der Abu Scharib oder Abii sein, unter denen der kriegerische, länger als zwei Jahrhunderte unabhängig gebliebene Stamm der Tama hervorzuhellen ist. Die große Masse der übrigen Stämme muß man beim Verfasser selbst nachlesen; ebenso die verschiedenen Araberstämme, welche seit ungefähr 500 Jahren in Wadai angefahren sind, hier aber nie mit dem Ausdruck Schua

oder Schime bezeichnet werden und sich in die dunkelfarbigen Soruk und die hellfarbigen Homr scheiden. Bei einer so verschiedenartigen Bevölkerung muß natürlich auch die Regierung der Einheitlichkeit ermangeln. Das gesammte Reich ist nach den Himmelsgegenden in vier große Provinzen getheilt, an deren Spitze je ein Kamkolak mit einem Stellvertreter steht, welcher im allgemeinen die öffentlichen Angelegenheiten verwaltet, Macht über Leben und Tod hat und den Tribut erhebt. Doch scheinen nicht nur die Araber, sondern auch mehrere einheimische Stämme, die ihre selbständigen mächtigen Häuptlinge besitzen, ihrer Gerichtsbarkeit entnommen zu sein. Die Araberstämme werden von Agabee oder Agids beherrscht, die ursprünglich als Statthalter derselben bestellt waren und denen auch viele von einheimischen Stämmen bewohnte Orte zugewiesen sind. Diese Agids, unter denen Djerna, dem halb Wadai gehören soll, der mächtigste ist, besitzen große Autorität im Kriege wie im Frieden, denn sie haben nicht nur die Aufsicht über die Geschäfte ihrer Bezirke und die Erhebung des Tributs, sondern auch das Aufgebot der Kriegsmannschaft und deren Anführung in der Schlacht; auch unternehmen sie fortwährend große Raubzüge auf eigene Rechnung. Jeder von ihnen hat einen Ghalisa oder Stellvertreter, während ihnen von seiten des Sultans ein Emin beigeordnet ist, welcher die Erhebung der Abgaben zu kontrolliren hat. An der Spitze der Civilverwaltung des Reichs steht ein zahlreicher königlicher Rath, der Fasher, in dem jedoch der Sultan Mohammed Scherif nie erschien. Dieser Rath hält seine Sitzungen auf einem offenen Plage, wo überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten verhandelt werden. Sein Vorstand und der erste unter seinen Mitgliedern an Machtbefugniß ist der Sing-Melik, der augenscheinlich die Stellung eines Veziers hat. Die Hauptstärke des Heeres beruht in der etwa 7000 Mann starken Reiterei, wovon gegen 1000 Mann gepanzert sind. Kintin soll es im ganzen Lande nur 300 geben; die Stärke des Wadaivolks beruht im Gebrauche der Speere, während die Borau sich vornehmlich auf das Schwert verlassen. Die Rangordnung der Befehlshaber bestimmt sich hauptsächlich nach der Anzahl der von ihnen ins Feld gestellten Truppen; nur die vier obersten sind freie Leute, die übrigen fast ausnahmslos Sklaven. Die Drikschaften sind im allgemeinen klein und es soll keine Stadt geben, die über 1000 einzelne Wohnungen enthält. Diese bestehen, wie in allen Theilen des Sudan, aus Gruppen von runden, glodenförmigen Hütten aus Rohrgeflecht, die mit einer Mauer oder einem Zaune umfriedigt, aber nur bei Standespersonen aus Lehm erbaut sind. Die Araber dagegen wohnen in tragbaren Hütten aus selbstgeflochtenen Matten von Daleypalmblättern. Der Großhandel ist fast ganz in den Händen der Diellaba, die vor 100 Jahren aus dem Nilthale in beträchtlicher Zahl eingewandert und jetzt hauptsächlich in Nimro, acht englische Meilen südwestlich von Wara, angesiedelt sind. Diese Kaufleute von Geburt treiben ihre Geschäfte in Gesellschaften, von denen jede ihre eigene Reiselinie hat. Der Sultan gibt ihnen auf die Dauer jeder Reise einen Agid bei, welcher

ihm für die sehr beträchtliche Abgabe vom Gewinn zu hasten hat. Ihre Haupthandelsartikel sind einheimisches Salz, das bis Kögone, und Kupfer, das besonders nach Bornu verführt wird, europäische Waaren, Esel aus dem Osten, Turkei, Tabak, Rohol und mancherlei andere von den Haussahändlern nach Baghirmi gebrachte Artikel, vor allem aber Sklaven. Dagegen gibt es in ganz Wadai keinen Marktplatz für die Hauptproducte des Landes und man muß sich selbst die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse aus beträchtlicher Entfernung herbeischaffen. Der Kunstfleiß liefert natürlich nur die rohesten Erzeugnisse, wie Waffen und Ackergeräte, zu denen man sich einheimischen Eisens, wol auch Kupfers bedient. Die Wadauer wissen nicht einmal den schönen Indigo, der in ihrem Lande wächst, zu verwenden, um ihre Kleider oder vielmehr ihre Hemden zu färben; es gibt nämlich unter ihnen nur wenige, die sich etwas Besseres als dieses wesentlichste Kleidungsstück anzuschaffen vermögen. Die Indigofärberei ist gänzlich in den Händen der in Wadai sesshaften Baghirnier und Bornuer, besonders der letztern. Doch gelten schwarze oder blaue Hemden noch immer als eine Auszeichnung für Standespersonen. Eine ausgebreitete Gelehrsamkeit darf man in einem solchen Lande natürlich auch nicht erwarten; indessen sind die Wadauer Faki und Illema wegen ihrer Kenntniß des Kurans unter allen Völkern des Sudan berühmt.

Der Anhang des Werks enthält wieder zahlreiche Itinerarien und ein meteorologisches Tagebuch. Die drei Karten der Reisen nach Kanem, Nußgu und Baghirmi sind von Petermann mit gewohnter Genauigkeit und Eleganz ausgeführt.

7.

Zur Lebensgeschichte Melancthon's.

Philipp Melancthon. Zum Säcularanden an den dreihundertjährigen Todestag des großen Reformators, den 19. April 1860. Von Johann Friedrich Theodor Wohlfarth. Leipzig, F. Fleischer. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Non omnes licet adire Corinthum! Der Kirchenrath Wohlfarth hat sich ganz gewiß in der wohlwollendsten Absicht an die Biographie Melancthon's herangemacht, aber nicht minder gewiß fehlen dem Verfasser die Mittel und Kräfte, deren Beiß allein befähigt, eine solche Aufgabe befriedigend zu lösen. Wir möchten uns gern von jeder Bitterkeit gegen den Verfasser fern halten, aber es muß schon ausgesprochen werden, auch auf die Gefahr hin, des gänzlichen Mangels an jeder Courtoisie beschuldigt zu werden: Wohlfarth's Buch ist eine sehr ungenügende Arbeit. Abfällige Urtheile ohne Begründung vorzutragen, ist das Monopol einer gewissen Journalistik, welche es liebt, allwöchentlich einmal zu verkünden, was wir alle schon wissen, daß Goethe und Schiller längst todt sind und daß einen Chalkpeare nur Englands Literatur aufzuweisen hat; zur Begründung unsers abfälligen Urtheils über die angezeigte Biographie ist es nothwendig, daß wir auf die einzelnen Theile derselben näher eingehen. Wir lesen zunächst auf nicht weniger als 16 Seiten ein Vorwort, dessen Inhaltslosigkeit und Schwerfälligkeit von vornherein sein günstiges Vorurtheil für Wohlfarth's schriftstellerische Befähigung erweckt. Daß es nicht jedermanns Sache ist, ein gutes Vorwort zu schreiben, daß ein solches keineswegs zu den leichten Aufgaben gehört, darüber kann kein Zweifel bestehen.

1859. 7.

hen; ein Buch kann sonder Frage recht tüchtig und dabei doch seine Vorrede ein Mißgeiß sein. Ebendeshalb legen wir auf das unglückliche Vorwort weiter kein Gewicht; wir bescheiden uns, die Thatsache zu constatiren, daß diese Auslassungen sich in den dreispazigen Wiederholungen über den Nutzen und die Nothwendigkeit verbreiten, verdienten Männern Denkmäler zu setzen. Der Gedanke wird, wie gesagt, auf 16 Seiten zu Tode gehest. Es folgt eine Einleitung; sie beschränkt sich auf nur 72 Seiten. Als wir von ihrer Lectüre lehten, fragten wir vergebens, zu welchem Zwecke der Raum gefüllt worden, kaum daß wir uns Rechenschaft geben konnten, mit welchem Inhalt. „Es mag scheinen“, hebt der Verfasser an, „daß wir zu weit zurückgehen, wenn wir, bevor wir Melancthon's Bild enthüllen, wenigstens einige Bemerkungen über die Offenbarung Gottes an unser Geschlecht überhaupt voransenden.“ Dann läßt er einen Dr. Voigt sprechen, welcher behauptet, Gelmuth und Verstand sind dem Menschen gegeben, um durch sie zum Glauben und zur Erkenntniß zu gelangen. Die Mittheilung des fremden Ausspruchs, welche mehrere Seiten einnimmt, schließt Wohlfarth mit dem eigenen Sage: „Nur ein durch einseitige und darum irrige Cultur des Verstandes als des Vermögens der sinnlichen Erkenntniß im Materialismus völlig auf- und untergegangener de Samettrie; nur ein Mann, der in unbegreiflicher Verleugung seiner Vernunft, des Vermögens der Erkenntniß des Ewigen, und seines sittlichen Gefühls, mitbin des Gottesbewußtseins in jeder Menschenbrust, dem Menschen für eine bloße Maschine, eine Pflanze („L'homme machine“, Lehen 1748; „L'homme plante“, Potsdam 1748) erklären und das verrufene „Système de la nature“ (Lendon 1770) schreiben konnte; nur ein so bis zum äußersten Nordpol, wo niemand mehr weiß wo, wie Tegnér sagt, Ost und Süd, Nord und West ist, verirrt oder verlagener Unglücklicher und dessen unter gleicher Verirrung untergegangene Genossen konnten, wie schon Altheim zur Zeit Cicero's von einer Zeit zur andern die Behauptung wiederholen, die Religion sei eine Erfindung von Staatsmännern, um das Volk desto sicherer zu beherrschen.“ Wir führen den Satz gleichzeitig an dem Grunde an, weil er den Stil unsers Autors kennzeichnet, der sehr merkwürdig ist. Eine logisch geordnete Darstellung ist seine Sache nicht; er schreibt in abgerissenen meist kurzen Sätzen, die wir und bunt als zusammenhangslose Absätze aneinander gereiht werden. Ein Duzend und mehr Absätze auf jeder einzelnen Seite ist das durchschnittliche Maß. Als und zu wird dann diese Darstellung durch ein Veriedrungsgeheuer unterbrochen, wie wir es eben beigebracht.

Rechen wir zur weitem Charakteristik der Einleitung zurück. Difficile est satiram non scribere! Wie wahr der Satz, fühlen wir ganz und sehr in diesem Augenblick. Nach dem Ausfall auf das „Système de la nature“ erfahren wir: „Wie schon die Alten und unter diesen namentlich Aristoteles bei den Griechen und Cicero bei den Römern anerkannten, trägt jeder Mensch eine Gottesahnung, die bei fortschreitender Bildung zum Gottesgefühl, und wenn er auf noch höherer Stufe der Erkenntniß die Gründe derselben zu ermitteln strebt, zum Gottesbewußtsein sich erhebt und verklärt“; und alsdann werden wir an einige Aussprüche von Cicero, „dem Humboldt seiner Zeit“, erinnert. Auffallend bleibt es, daß die Citate nach Uebersetzungen angegeben werden. Von Cicero gelangen wir mittels eines süßen Sprunges auf die Politik der Priesterchaft: „Tacitus bemerkt ausdrücklich, daß die Priester durch geheimnißvolle Schauer (arcanus terror), die sie um sich verbreiten, und eine heilige Unwissenheit (sancta ignorantia), die sie zu erhalten suchten, ihre Herrschaft ausübten und ihr Ansehen behaupteten.“ Wüßlich befinden wir uns in einem Meer von Citaten aus dem indischen Gesezbuch des Manu, dem persischen Dichter Saadi; Pythagoras, Sokrates, Xenophon, Plato, noch einmal Cicero,

*) Die letztere Schrift ist aber bekanntlich vom Baron Holbach nicht von Samettrie.

D. Red.

Antoninus Pius, Kallimachos, Archilochos, Persius, sie und Hunderte von ihren Aussprüchen werden vorgeführt. Wir wissen in der That nicht mehr, wo uns der Kopf steht; wir lesen und lesen; uns überfliehet ein Gefühl, als befänden wir uns auf einem Schiffe, das ein Spiel der Wellen auf dem hohen Meere treibt, weil der Mann an dem Steuer die Herrschaft über das Steuer verloren.

Einst schickten die Athener eine Gesandtschaft nach Sparta. Der beauftragte Redner sprach lange und viel in der Gerusia. Als er geendigt, trieb ihn eine natürliche Eitelkeit, sich nach dem Eindruck seines Vortrags zu erkundigen. Er fragte bei dem Nachbar an, neben dem er saß: „Mein Freund“, lautete die Rückantwort, „als du zu sprechen aufhörtest, hatte ich längst vergessen, wovon du zu sprechen angefangen.“

Der weitere Inhalt der Biographie setzt sich aus zwölf Kapiteln und einer Schlußbetrachtung zusammen. Das erste Kapitel, welches sich mit Melanchthon's Kindheit, Jugend und Vorbereitung zur Universität beschäftigt, bietet manche interessante Mittheilung, namentlich in Bezug auf die Vorfahren des Reformators. Philipp stammte aus einer Familie, die sich Generationen hindurch durch bürgerliche Rechtschaffenheit und religiöse Frommigkeit ausgezeichnet hatte. Sein Großvater, Georg Schwarzerd, stand als Küstmeister und Waffenträger bei dem Pfalzgrafen Philipp, Kurfürsten am Rhein, im Dienst und erfreute sich wegen seiner ausgezeichneten Kunst der vollen Gunst seines Herrn. Der Chronist rühmt ihn als einen rechten, frommen, gottesfürchtigen Mann, der Gott mit Ernst diente, fleißig betete, seine Zeitstunden wol so stracks hielt als irgendein Geistlicher, auch des Nachts aufstand, auf die Knie fiel und sein Gebet mit Inbrunst that. Am 16. Februar 1497 wurde seinem Sohne zu Witten nach einer vierjährigen kinderlosen Ehe unser Philipp geboren; der Biograph meint, die Freunde der Kelttern konnten bei der Geburt wie die Gefreundeten des Zacharias in froher Hoffnung rufen: „Was, meinst du, wird aus dem Kindlein werden, um dessen Wiege die Engel wahrhaft gottesfürchtiger Aelterliche auf- und niedersteigen?“ Die geistigen Anlagen und die Richtung des Knaben fertigt Wohlfarth sehr kurz ab; eine seltene, hohe Begabung, bemerkt er, und darin Melanchthon's Bestimmung für die heilige Mission, zu welcher ihn die Vorbereitung betrie, enthüllte sich schon früher in dem Kinde. Außerdem wird in einem Absatz behauptet: „Melanchthon war eine schöne Johannesnatur“, und in einem zweiten und dritten, Luther sei zu einem Manne der That und zum Helden geschaffen, den Melanchthon als guter Genius, als Engel begleitet hätte. So wol auf der Schule als im Privatunterricht machte Philipp rasche und bedeutende Fortschritte: die hervorkehrenden Anlagen und die seltene Wißbegierde des Knaben fielen Reuchlin bei einem Besuche in Pforzheim, wohin man Philipp in die Schule gehen, auf, und er war es, der den vielversprechenden Schüler, indem er nach der Sitte der damaligen Gelehrten den Namen Schwarzerd in den entsprechenden griechischen Melanchthon verwandelte, schon damals in die Gelehrtenrepublik aufnahm. Der Vater hatte eine herzliche Freude an den Fortschritten des Sohnes, namentlich schmeichelte es seinem Stolz und dem des noch lebenden Großvaters, wenn Philipp während der Ferien mit fahrenden Schülern öffentliche Disputationen anstellte und infolge seiner vielumfassenden Kenntnisse und seines Scharfblicks stets als Sieger hervorging. Mit diesen vielumfassenden Kenntnissen und diesem großen Scharfblick läßt es sich denn freilich schlecht vereinigen, was Wohlfarth, um die Hergenseinsicht und reine Kindlichkeit seines Helden zu belegen, kurz darauf erzählt, Philipp hätte, als man ihm gesagt, der Vater sei todkrank, erst fragen müssen, was denn der Begriff todkrank bedeute. Am 27. October 1607 starb Philipp's Vater; zwei Jahre blieb der Knabe zu Pforzheim im Hause einer nahen Verwandtin mütterlicherseits, der Schwester Reuchlin's. Erst zwölf Jahre alt, bezog er die Universität Heidelberg. Das zweite Kapitel behandelt seine akademische Studienzeit. Dieser Abschnitt ist mangelhaft und unzureichend. Er eröffnet sich mit einer weitläufigen Einleitung,

die sich in einem wahrhaft unerträglichem Stile über die Freude verbreitet, die heute Aeltern empfinden, wenn ein Sohn auf die Hochschule kommt, über die Befürchtungen, daß etwa der Sohn die akademische Freiheit mißbrauchen und verloren geben könnte, über die mannichfachen Gefahren, welche dem jungen Studenten drohen, über den Nutzen, „wenn alle Aeltern unmittelbar oder mittelbar; wo irgend möglich, dafür Sorge tragen möchten, daß ihre Söhne auf dem schlüpfrigen Gebiete der Universität Aufnahme in ein Haus fänden, wo ein edles Familienleben sie abhält, ihre Weiterung in weiteren Kreisen allein zu suchen, wo weisses Wohlwollen über sie wacht und ihre Schritte leitet“ u. s. w. Um jene Zeit, so wird endlich ein Uebergang gewonnen, war der Zustand der Universitäten von der Art, daß Aeltern noch ungleich mehr besorgt waren. Man erwartet eine Schilderung der Verhältnisse auf den damaligen Hochschulen, allein Wohlfarth macht es sich bequemer. Die beliebtesten Citate müssen helfen. Er citirt Erasmus, der im Jahre 1490 von Paris das offene Bekenntniß abgelegt, „ich habe aus den Collegien nichts herausgenommen, als einen Körper voll verderbener Säfte und eine große Menge Ungeziefers“; er citirt ein paar bezügliche Aussprüche von Luther, unter anderm: „So ist das Mägdervolk süß worden, laufen den Studenten nach in ihre Stüblein, Kammern und wo sie können, und bieten ihnen frei ihre Liebe an; und ich höre, daß viele Aeltern ihre Kinder selten heimgeführt haben, und noch fordern und sagen, wenn sie ihre Kinder zu uns schicken ins Studium, so hängen wir ihnen Weiber an den Hals; entziehen ihnen ihre Kinder; daraus diese seine Schule einen bösen Namen bekommt“; alobann schließt der Verfasser emphatisch, als hätte er wirklich die Sache, um die es sich handelte, in eingehender und erschöpfender Darstellung erörtert, mit vier Absätzen: „So waren die Universitäten beschaffen.“ — „So war das Lehrpersonal.“ — „So war der Vortrag in den Wissenschaften.“ — „So war das Leben der Studierenden.“ Von Melanchthon rühmt der Verfasser, daß er der Sylla und Gharibdis, die auf jeder Universität sich öffnen, glücklich entzogen; ein schühender Stern oder vielmehr die Hand der Vorsehung, die ihn zum Großen ertoren, habe über dem jarten Knaben gewaltet. „Wie der zwölfjährige Knabe Jesus ist Melanchthon unter den gelehrtesten Lehrern, einzig und allein für die Wissenschaft glühend.“ Einem Theologen mag der Vergleich nahe liegen, allein in einer Arbeit, die denn doch mit dem Anspruche auftritt, eine historische Arbeit sein zu wollen, nimmt der Vergleich sich befremdend genug aus. Schon nach vier Semestern empfing Melanchthon die Würde eines Baccalaureus; ein Jahr später bewarb er sich um die Magisterwürde. Der Senat ertheilte einen abschlägigen Erlass, „dieweil er noch so jung und kindischen Ansehens sei“. Philipp wandte sich nach Tübingen und hier ward ihm zwei Jahre später die Magisterwürde zuerkannt. Eine in das zweite Kapitel eingeflochtene Philippisa „gegen die slavischen Seelen“, welche die Wissenschaft einzig und allein betreiben, um dereinst ein Amt zu gewinnen, „das sie nährt“, hätte sich der Verfasser wol ersparen können. Diese traurige Richtung mag heute auf allen Universitäten mehr oder minder grell an den Tag treten; im 16. Jahrhundert war das Studium auf den Hochschulen Selbstzweck, im 16. Jahrhundert waren die Universitäten keineswegs zu Abtönungsanstalten für Staatsbeamte herabgesunken.

Das dritte Kapitel zeigt Melanchthon als akademischen Lehrer. So anspruchsvoll der sechzehnjährige Jüngling auftrat, entwickelte er doch einen so seltenen Schatz des Wissens und eine so ausgezeichnete Lehrgabe, daß sein Hörsaal sich schnell füllte und die Studierenden ihm den ungetheiltesten Beifall zollten. Vor seinem Namen traten bald die Namen der gelehrtesten Lehrer in den Hintergrund. Die griechische Sprache und Literatur war seine Specialität. Er übersetzte vieles aus Plutarch, Lucian und Aetius und gab eine eigene griechische Grammatik heraus; auch die Flugschriften, in denen er sich Reuchlin's wider den Regerrichter Jakob Hochstraten annahm, verfehlten nicht, ein bedeutendes Aufsehen zu erregen. Wie sehr sein Ruf auch

weit über Tübingen hinaus gewachsen, beweist das ehrende Urtheil, das Erasmus über ihn fällt: „Mein Gott, zu welchen Hoffnungen berechtigt nicht Philipp Melanchthon, der ein Jüngling, ja beinahe noch ein Knabe ist, in Kenntniß beider Sprachen beinahe gleich hoch zu achten! Welchen Scharfsinn im Verweisen, welche Keinheit im Ausdruck, welche seltene und umfassende Kenntniß, welche vielfache Velefenheit, welche Zartheit und Feinheit des Geistes findet sich bei ihm!“ Es konnte nicht fehlen, daß Melanchthon glänzende Anerbietungen gemacht wurden; er entschied sich für Wittenberg, wohin er im Sommer 1518 übersiedelte. Zu seiner ersten Vorlesung strömte alles nach dem Hörsaale, der bald so angefüllt war, daß später Ankommende keinen Raum mehr fanden. „Auf den Lehrstuhl stieg mit schüchternem Schritt eine kleine unansehnliche Gestalt, mehr einem Kinde als einem Manne ähnlich. Die Erwartungen sanken. Man glaubte, der Kurfürst sei getäuscht worden. Als jedoch dieses Männlein sich emporrichtete und die hohe edle Stirn, die sanft und doch klar leuchtenden Augen auf die Anwesenden richtete und seine Lippen öffnete zu einer durch den reinsten Stil, den würdigsten Vortrag, den tiefsten und doch gemeinverständlichsten Inhalt ergreifenden und gewaltig fortreisenden Rede, da waren alle froh und staunten des Mannes, dessen irdische Gestalt sich verklärte, so daß nur ein Gefühl, das Gefühl der ungetheiltesten Bewunderung alle Zuhörer vereinigte.“ Auch Luther hatte sich unter den Zuhörern befunden. „Wer Philipp“, äußerte er nach beendigem Vortrag, „nicht als Lehrer anerkannt, der muß ein rechter Bacchant und Gei! sein, den der Dünkel gebissen hat. Es ist auf Erden keiner, den die Sonne bescheint, der solche Gaben hätte wie Philippus.“ Gern hätte Luther gleich jetzt den neuen Kollegen für seine theologischen Bestrebungen gewonnen, aber Melanchthon hielt sich diesen fern, vorerst ganz hingegeben seinem wissenschaftlichen Lehrberufe. Wollte er doch selbst an seinem Hochzeitestage nicht einmal die Vorlesungen aussetzen. Doch konnte er es nicht verhindern, daß er 1519 in die theologische Facultät aufgenommen wurde; die theologische Doctorwürde dagegen dünkte seiner Bescheidenheit viel zu hoch und drückend, er lehnte sie entschieden ab. Für eine nur schlecht verbürgte Sage hält es Wohlfarth, daß der auf seinem akademischen Lehrstuhl so gewaltige Professor den Muth nicht habe gewinnen können, vor einer Gemeinde in der Kirche aufzutreten, weshalb ihm Luther einmal Köpfe als Repräsentanten der Zuhörer in die Kirchenstühle habe setzen lassen.

Im nächsten Kapitel verspricht der Verfasser Melanchthon als Gatte, Vater und Freund darzustellen. Schade, daß der Inhalt des Abschnitts der Autopsie in keiner Weise entspricht. Wenn eine Metapher gestattet ist, der Verfasser gibt eine Zusammenstellung von ausdruckslosen Farben und Tönen, nicht aber ein bestimmtes Bild. Einzelheiten aus dem häuslichen Leben des verdienten Gelehrten werden zusammenhanglos und ohne Ordnung in bunter Menge aufzefischt. Dabei leidet die Darstellung an der schon mehrfach gerügten Weise, in kurzen, sprunghaften Absätzen zu erzählen, die sich ohne jede Vermittelung drängen und häufen; die biblischen Vergleiche (z. B. die häufig wiederkehrende Phrase: „Melanchthon war ein rechter Israelit ohne Falch“, oder: „zwischen Melanchthon und seinem Diener bestand ein echt patriarchalisches Verhältniß wie zwischen Abraham und Elieser“) sollen vermuthlich das Ehrgeiz zur Erhöhung der Reize dieser Darstellung beitragen. Nicht ohne Bedenken, nicht ohne Zweifel an eine angemessene Vertheilung und Gruppierung des Stoffes wird man bereits im fünften Kapitel die Parallele zwischen Melanchthon und Luther lesen; die Betheiligung Melanchthon's an dem Reformationswerke seines Freundes wird erst in spätern Kapiteln entwickelt. Die Parallele selbst, von S. 164—183 reichend, erschöpft die langmüthigste Geduld. Es wird im wörtlichsten Sinne des Wortes letteres Stroh gedroschen; Worte, Worte, nichts als Worte. Die lange Auseinandersetzung bietet nichts anderes, als was schon im ersten Kapitel gesagt war und was fast in jedem andern mindestens einmal wieder-

holt wird, daß nämlich Melanchthon mit dem Evangelisten Johannes und Luther mit dem Apostel Paulus zu vergleichen sei. Das sechste und siebente Kapitel stehen in einem gewissen Zusammenhange; der erstere will Melanchthon als Reformator der Wissenschaften, der zweite als Reformator der Kirche charakterisiren. Um die erste Aufgabe lösen zu können, fehlt es Wohlfarth an der erforderlichen Kenntniß der damaligen Litteratur- und Culturgeschichte, zumal der großen humanistischen Bewegung; mit dem Hineinsetzen einer bloßen Nomenclatur aus dem nächsten besten Handbuch ist eine solche Aufgabe nicht erledigt und abgethan. Für die Lösung der andern Aufgabe bringt der Verfasser theologische Kenntnisse und zumal in der Dogmatik mit, aber eine befriedigende Lösung der Aufgabe ertheilt er außerdem eine ungleich tiefere und umfassendere historische Bildung, als unser Autor sie besitzt. Die politischen Verhältnisse der Epoche sind ihm nur in ihren ganz allgemeinen und rohen Umrissen bekannt; die unerläßlichen Detailstudien auf diesem Gebiete hat er nie angestellt. Die verkehrte Disposition, die wir bereits einmal berührten, zeigt sich sehr eclatant darin, daß, nachdem in dem siebenten Kapitel gleichsam die Summe von Melanchthon's Thätigkeit für die Reformation gezogen worden, sich die vier folgenden Kapitel abermals mit dem weitem Wirken Melanchthon's für die Reformation beschäftigen. Das zwölfte Kapitel erzählt den Tod des Reformators, oder wie Wohlfarth sich ausdrückt, Melanchthon's gottseligen Heimgang. Die Schlußbetrachtung endlich ist an Verworrenheit und Unklarheit ein durchaus ebenbürtiges Seitenstück zu der Einleitung.

Auch unsere Kritik eile zu ihrer Schlußbetrachtung. Das Bild, welches wir zur Charakteristik des vierten Kapitels brauchen, paßt auf die ganze Biographie Melanchthon's von Wohlfarth. Eine Masse von Material ist in dem Buche angehäuft worden, Stein auf Stein, wie er just in die Hand fiel, ohne jede Rücksicht auf architektonische Schönheit. Die Composition dieser Schrift ist eine so unfertige, wie sie uns lange nicht begegnet. Die Darstellung macht sich durch Ungeheuren bemerkbar, die für einen einigermaßen geübten Geschmac ungenießbar sind. Non omnes licet adire Corinthum!

Thaddäus Lau.

Unterhaltungsliteratur.

1. Vor Tagesanbruch. Erzählungen und Lieder. Von Amara George. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn und Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zu seiner Zeit haben mehr Frauen geschristet, als in der unfertigen, und doch ist es gewiß, daß man unter ihnen nur selten eine hervorragende Gestalt erblickt, die, über das Niveau der gewöhnlichen Frisur emporragt. Wahrscheinlich Talente sind in den Frauensphären um so kostbarer, je seltener sie sind. Die Erziehung, die hohle Geistesfreiheit des Personals und Salonlebens unserer Zeit, der leise Wahnsinn, der sich aus der sterbenden Romantik in die Weiberdasee geschüchelt hat, haben die schöne Keuschheit weiblicher Poesie entweiht, und ihre verkrüppelten Reste spreizen sich meiß mit Manie, Ränkelei, Affectation und allem sonstigen Glanzlampenstrom, um Geltung bei einer corrupten Gesellschaft zu erreichen. Was aber am meisten dazu beiträgt, den Gehalt echter Poesie, bei Männern sowol als besonders auch bei Frauen in ein erbärmliches Modethum aufzulösen, sind die Kritiken unserer Zeit, denen die journalistische Routine meist nur die knäppelsten realistischen Anschauungen gestattet und welche nach theoretischen Formeln der Aesthetik den Werth poetischer Productionen ebenso abmessen, wie die preussischen Preßpolizeibeamten nach Quadratrollen den Ausbithalt kempelpflichtiger Zeitungen. Zeitungen fressen die Poesie auf und seiden sie dazu dienen, für uns Schriftsteller die profanen Besonnen der Reclame oder der Niedertracht zu sein, ist

Dichten und Schriftstellern auf den Boden des gemeinen, dem Bedürfnis unterthänigen Lebens gedrückt worden. Da leuchten sie nun alle herbei, die blauen Bücher, die Marschälle, Volontäre und Kanoniere der Literatur, um für sich das Unsterblichkeits-attest von der tragigen Feder des professionellen Heresenten zu begehren! Bekommen sie's, sojaunt die ganze Klerisei für das neue Genie, welches eher tobt ist, als der festbare Leib, in dem es zu leben bestimmt war; bekommen sie's nicht, sind so sie vergessen und erst eine spätere Zeit gräbt vielleicht die Verdienste eines Talents heraus, das unter dem Heluspokus seiner Epoche zu Grunde ging. Heute schreibt man für den Zeitungsruhm. Es ist auch recht; wozu nützt einem so ein Stüd Unsterblichkeit, so ein chimärischer Wahnwitz, einer von den Töbren zu sein, die möglicherweise von einer späteren Generation zu häßlichem Rantschulruhm verwandelt werden?

Amara George, was nützt es dir, wenn deiner einst ein Professor des 20. Jahrhunderts als einer Blume unter den Strohblüthen der Dichterinnen unserer Zeit gedenkt? Seifenblasenruhm, geschlagen von galanten, wohlwollenden und aufrichtigen Kritikern, ist doch viel besser, wenn auch die vornehme Aufseherin dieser superklugen Generation so thut, als verachte sie ihn! Den Respekt, den ich vor dem Weibergeschreibe längst verloren, eigentlich nie gehabt habe, Amara George hat ihn mir eingestößt! Ich habe „Ada“ gelesen, dieses Meisterstück in ihrem Buche, diese wunderliebliche Herzen Geschichte, gewoben aus urechter Frauenpoesie — und, um alles zu sagen, ich habe darüber nicht einschlafen können. Diese liebliche Ada, die als Kind erscheint und als Jungfrau die Liebe frönt; diese holdselige Erscheinung, schwebend auf den schneeweißen Fittichen natürlicher, poesievollster Weiblichkeit; diese Unschuld, die nicht verführt wird, wo kann sie leben, als in Nürnberg oder in der Phantasie eines poetischen Frauengemüths?

Amara George hat in ihrem Buche „Der Tagesanbruch“ gewissermaßen den Beweis von der Vielseitigkeit und Elasticität ihres Talents abzugeben versucht. Neben Novellen und Erzählungen sind poetische Uebersetzungen, eigene Gedichte, Romane, Legenden und Sprüche erschienen. Wer möchte beweisen, daß sich überall ein seltenes und glänzendes Talent documentirt? Aber freilich, nicht überall mit gleichem Glück. In ihren Gedichten zeigt Amara zuweilen eine Uebersetzung, die, wenn nicht erkünstelt, doch jedenfalls nicht gesunden Ursprungs ist. Wozu ein so sanftes und schönes Talent immer in die Schreden der Nacht, in die Klüfte der Verzweiflung führen? Ist denn doch ein Zeichen des Genies, daß es nur in dem Gischte der Sturmfluten sich bewegen darf? Nein, das ursprüngliche Liebliche soll sich nicht mit dem Schredlich-Romantischen vermählen; nein, dieses Fieber muß enden, Amara! diese Nährung der poetischen Kräfte muß aufhören, die Saiten der Leier müssen nicht mehr erhitzen werden. Diese künstliche Ueberspannung, dieser Zug nach dem Mystisch-Romantischen hat sich schon in den ersten Gedichten Amara George's „Blüten der Nacht“ offenbart und neuerdings noch durch ihren Uebertritt zur katholischen Kirche. Die Dichterin hüte sich wohl, daß nichts Gefährlicheres daraus ersehe, als ein Wand Poesien und ein kirchlicher Abfall!

Amara hat es auch in dem vorliegenden Buch mit der Charakteristik einer Haushälterin, „Frau Jänkeisen“, versucht; doch hier gerade erweist sich ihr Talent am schwächsten. Eine Rabener'sche Satire schreibt man nicht mit einem so glühenden und auf den Schwingen des Idealismus sich wiegenden Talent; ebenso wenig eine Dorfgeschichte in Auerbach's Manier, wie sie sichtlich die Erzählung: „Die beiden Hirten“, bilden soll. Indessen, Madame, man ist zum Kritiken auch nur Mensch, und obgleich ich es selbst thue, so halte ich doch, wie ich schon anbeutete, im Ganzen nicht sehr viel davon. Der sagt dies, jener etwas anderes — man hört's, man ärgert sich, ärgert sich auch nicht, thut was man will; dieser Popanz von Nachwelt lacht am Ende doch die unschleibare Weisheit der Kritiker von einwärts aus, oder auch wol die Berühmtheit von einem Tag.

2. Berliner Silhouetten. Von G. Kossak. Berlin, Janke. 1859. 16. 10 Ngr.

3. Bade-Bilder. Von G. Kossak. Berlin, Schlingmann. 1858. Gr. 16. 15 Ngr.

Ein neues Buch von Ernst Kossak hat den eigenthümlichen Reiz, daß es gerade so ist wie alle seine früheren. Der Feuilletonist an der Spree, den man mit Recht zu den besten Feuilletonisten Deutschlands zählt, schreibt für alle Zeitungen im Umfange des ehemaligen Heiligen römischen Reichs deutscher Nation jene pikanten, graziosen, auf elegantem Stil sich wiesenden Feuilletons, die heute die gesuchtesten und für ein gewisses Publikum unentbehrlichsten Artikel geistiger Nahrung geworden sind. Es ist der glücklichste Schriftsteller; er hat das Recht, ins Leben hineinzugreifen und alle menschlichen Dinge von ihrer witzigen und burlesken Seite zu betrachten. Er tippt mit seiner Feder hierhin und dorthin und überall springt, wie durch Rübezahl's Zauberkraft, ein Born des Humors ihm entgegen. Kossak ist der geistreichste Schriftsteller einer, immer ein wenig bitter, oft sehr bissig, nie langweilig, und so glücklich, seine Feuilletonartikel später gesammelt noch als Bücher erscheinen zu lassen. Vielleicht gelingt es ihm und andern, dem humoristischen Genre, das er so glänzend vertritt, auch endlich einmal einen bisher noch nicht gönnnten Platz in einer deutschen Literaturgeschichte zu erwerben.

4. Kleine Wanderschönheit von Julius Rodenberg. Zwei Bände. Hannover, Kümpler. 1858. 8. 2 Thlr.

Julius Rodenberg ist ein Schriftsteller, der mit Lust und Liebe die Feder führt und aus dessen Werken dem Leser meist ein Hauch frischen Lebens und innigen Fühlens entgegenweht. Sein Talent zu erzählen und zu beschreiben hat sich in diesen beiden Bändchen der „Kleinen Wanderschönheit“ aufs neue bewährt; es sind leichte, elegante, bald ernste, bald heitere, belehrende und gefällige Skizzen, wie sie ein Dichter hinwirft, wenn er Land und Leute sieht. Etwas Koketterie weht sich zwar manchmal mit in die Erzählungen, aber sie wird nicht lästig und muß auch wol bei subjectiven Schilderungen mit in den Kauf genommen werden. Rodenberg hat als Resultate seiner Touristenwanderungen bereits ein Werk über Paris und eins über Wales veröffentlicht. In dem vorliegenden greift er in die Zeit seiner Burschenschaft zurück und ihr interessantestes Bild ist „Das neue Gretchen“, ein poetisches, liebliches Mädchen in Frankfurt, welches als Tochter eines Gastwirths in dem Hause wohnt, in dem einst Goethe das Original zu seinem herrlichen Faustreichem gefunden. Auch die Skizzen aus dem wiesbadener Leben zeichnen sich durch frische und interessante Darstellung aus. Mehr zur Touristenliteratur gehören die Eilebnisse und Betrachtungen in und über London, die sich über die Theater, die Volksmusik, den Crystalpalast und die Deutschen in der Themsestadt erstrecken. Von den letztern finden sich weniger neue als pikant abgefaßte Schilderungen, unter denen die Skizzen über Rinkel und Freiligrath von besonderem Interesse sind.

4. Die Ironischen. Erzählung von Karl Alt Müller. Göttingen, Wigand. 1859. 8. 22½ Ngr.

Der Verfasser hat ein außerordentliches hübsches Talent in dieser einfachen aber liebenswürdigen Erzählung entfaltet. Selten begegnet uns ein Buch, das mehr natürlichen Humor, mehr seltsame, leichte Rede, mehr poetischen Fonds enthielte, als diese simple Studentengeschichte, die mit der bekannten Burleske „Ein Rock und ein Gott“ von Paul de Kock viel Aehnliches hat, ohne ihr doch nachgebildet zu sein. Die Ironischen sind eine Gesellschaft verkommener, lieberlicher, in cynischem Materialismus vegetirender Studenten, eingesperrt in einer Stube mit einem Bett, und genöthigt, den einzigen Rock wechselweise zu tragen. Sie dienen gewissermaßen als Hölle eines natürlichen, bessern Geistes, der sich mit Widerwillen bald von dieser cynischen Genossenschaft ablöst und in der Liebe zu einer früher verlassenen Pfarrerstochter den wahren Halt eines sittlichen Lebens wiederfindet. Die ganze Erzählung ist von einem so schönen,

alles ausgleichenden, ebenso wol liebenswürdigen als scharfen Geist, von einer so unverderbten und wohlthuernden Poesie getragen, daß sie mit voller Gerechtigkeit Anspruch auf Auszeichnung erheben kann.

6. Still und Bewegt. Von Walter Schwarz. Berlin, Peters. 1858. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Den Inhalt dieses Buchs bilden romantische Skizzen und Novellen, die ein unstreitig poetisches, aber von frühern Einflüssen etwas angekränktes Talent bekunden. Der Idealismus, der sich in diesen Bildern offenbart, fließt durch das alte romantische Wesen schwer und träg dahin und kann sich zu wahrer Gestaltung nirgends erheben. Schon die Composition zeigt die Unvollkommenheit oder vielmehr die Wirrniss des beschreibenden Geistes. Der Verfasser stellt gewöhnlich zwei Gegensätze auf, deren jäher Zusammenstoß alsdann die Auflösung bildet. Von einem ruhigen Gang der Erzählung und einer logischen Entwicklung der Charaktere, wie sie selbst in Novellen und Skizzen mindestens angedeutet werden muß, ist nirgends etwas zu finden und dadurch wird manche schöne Schilderung bloßes Fragment; der Geist, der darin zum Vorschein kommt, erscheint gedrückt und anstatt eines poetischen Genusses erzielt der Verfasser wenig mehr als einen grellen Effect. Diese Poesie hat etwas Krankhaftes; sie lebt gern in Schauern der Nacht unter einem schweren, grauen, von Blitzen zerrissenen Himmel; um sie zu erheben, bedarf es nur der Reinigung und Abklärung aller falschen romantischen Einflüsse.

7. Schloß und Pfarrhaus. Von V. von Wiese. Breslau, Kern. 1858. 8. 1 Lhr.

Auch diese Erzählung, die den Gegensatz zwischen einer glücklichen vornehmen Familie und einem zufriedenen Pfarrhausleben behandelt, leidet an vielen Schwächen. Der Verfasser verliert sich zu oft in Nebensachen, die ihn den Faden der Haupterzählung verlieren und auf ein nur schwaches, einen dürftigen Stoff nicht hemeisterndes Talent schließen lassen. Auch der Stil hat viele Mängel. Bilder wie folgendes: „Dann trieb sie den Esel an, der langsamen Schrittes, von der Morgensonne beschienen, seinen Weg fortsetzte“ (S. 17), sind mindestens lächerlich, da die Wirkung der Morgensonne auf einen verbelebten Esel das arme Vieh doch sicherlich nicht poetischer macht.

Eduard Schmidt-Weisenfels.

Charles Boner.

Schon früher haben wir gelegentlich hervorgehoben, daß bei den Deutschkennern des Auslandes und namentlich den Engländern und Angloamerikanern gerade die deutsche Lyrik sich der meisten Liebe und Pflege erfreut und daß aus ihrem Gebiete mehr als aus jedem andern Gebiete dichterischer Production Versplantungen in die ausländischen Idiome und besonders auch in das englische Rattfinden. Es ist dies ein Factum, welches nicht in Abrede gestellt werden kann; Râmen wie Bulwer, Bowring, Wm. Merivale (diese als Uebersetzer der Schiller'schen oder Goethe'schen Gedichte), John Drenford (als Uebersetzer Heine'scher Gedichte), Baskerville („The poetry of Germany“), Percy Byrd („A book of ballads from the German“), William Rind (als Uebersetzer Klopstock'scher Oden), J. Macrae („Stray leaves or translations from the lyric poets of Germany“, „The golden lyre“), die Nordamerikaner G. Poe, Longfellow, Ch. Ireland (der „nordamerikanische Heine“), W. A. Butler, Charles Brooks, die Frauen Mary Anne Burt („Specimens of the German poets“), Frau von Crebigny („My souvenir“), Katharina Winckworth („Lyra Germanica“) u. s. w. beweisen dies zur Genüge. Ihnen gefellt sich Charles Boner, der seit einer Reihe von Jahren in Regensburg lebt und uns durch seine Uebersetzungen Kobell'scher Dialektverse, bairischer Schnabappeln, der „Naturstudien“ von H. Rastus, wie durch sein liebenswürdiges Buch „Chamois hunting in the mountains of Bavaria“ und durch seine

Originalpoesien „Cain“, „The new dance of Death“ u. s. w. schon mehrmals Anlaß gab, in d. Bl. von ihm zu sprechen (vgl. Nr. 21 i. 1856 und Nr. 46 i. 1857). Gegenwärtig ist Charles Boner mit einer Sammlung seiner lyrischen Originalgedichte und Uebersetzungen deutscher Poesien aufgetreten, die unter dem einfachen Titel „Verse. 1834–1858“ bei Chapman und Hall in London (1858) erschien. Zwei deutsche Mottos sind der Sammlung vorangestellt, das eine von Goethe: „Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nâgel brannte und mir nicht zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen“; das andre vom Grafen Schlabrendorf: „Ebles kommt schnell; Einfaches braucht Weile.“ Und einfach ist die Poesie Charles Boner's in der That; er meidet allen Bilderwitz, alle unnâthigen Hyperbeln, alle überschannnten Gefühle, alle Koketterie mit Byron'scher Zerrissenheit, alle Aegmittel-Heine'scher Ironie; er spricht ein gläubiges Gemûth in den möglichst einfachen Worten aus; er sucht die Menschen über ihr Eos und die Vergânglichkeit ihres Daseins zu trösten, mit ihrem Schicksale zu versöhnen, nicht dagegen anzukâckeln; er predigt Humanität und Liebe, ohne deshalb in einem frommtheurischen, moralisirenden Ton zu verfallen; und wer wollte sagen, daß dies alles nicht zu den schönsten Aufgaben eines Dichters gehöre? Er besucht einen Friedhof und denkt dabei seines Vaters:

Oh that I too could kneel beside thy grave,
My dear, dear father, upon this, the eve,
The vigil of the day thou leav'st me here!
Oh, could I lay my hand on that dear mound,
That little mound that holds what most I loved,
And there, as of I've done, pray unto God
To guide me so that I might serve Him, lose,
And honour Him as he who was beneath:
I implore His mercy for my erring ways!
But I can no more kneel beside thee: — now
We are far separate!

Would that thou didst lie here, 'neath the clear sky,
Where the dark mountains rising towards the west
Would cast their shadows 'as the sun went down;
With odorous gales floating above thy head,
And near around thee carefully-kept flowers;
While o'er thy bosom the glad lark would rise
Straight up to Heaven like a messenger,
Or as a spirit leaving the coarse clay,
And soaring upwards to its home with God etc.

In dem Gedichte „On reading the account of R. B. Haydon's death“ schildert Boner, wie er noch ein Jahr vor dem unglücklichen Ende des Künstlers in dessen Atelier gewesen und von ihm mit heiterm Angesicht empfangen worden sei, und nun:

Oh, heaven! 't is sad to think of! What a host
Of broken hopes, and agonies and woes,
And cherished wishes overthrown or cross'd
Must have convulsed that heart with dreadful throes!

Almighty God! Yet Thou but knowst the whole
Extent of grief that bow'd his sorely-burden'd soul!

Diese Gedichte sind für uns Deutsche um so anziehender, da sie wol größtentheils auf deutschem Boden entstanden sind; ja Charles Boner besingt mit einem Enthusiasmus, wie man sonst nur einem österreichischen Dichter zutrauen könnte, die österreichischen Feldherren und das österreichische Heer, darunter auch die wiener Freiwilligen in dem Gedicht: „The battle of Novara“ (mit dem Radekly'schen Motto: „Das Besungener ist Turin!“), und den Erzherzog Johann in der Ode: „To the archduke John, on his election to the supreme power by the parliament assembled at Frankfurt on the Maine, 1848.“ Dieser Ode hat der Dichter eine Aumerkung hinzugefügt, in der es heißt: „Die Hoffnungen, welche man auf diese Versammlung

setzte, und der Enthusiasmus, mit welchem man die Wahl des Herzogs Johann begrüßte, dürfen nicht nach ihren Erfolgen beurtheilt werden. Diese blieben sicherlich hinter den Erwartungen weit zurück; aber unmöglich wird man leugnen können, daß es ein rührendes Schauspiel sei, zu sehen, wie ein ganzes Volk mit würdigem Ernst nach der Erreichung eines im Herzen gehegten Ziels ringt und in vollem Einflusse auf einen einzigen Mann als seinen Rathgeber und Führer klickt. Anhänger wie Gegner werden gleicherweise gestehen müssen, daß man es an den besten und edelsten Kraftanstrengungen im Kampfe nicht fehlen ließ. Daran ist kein Zweifel; aber nur wer zu jener Zeit sich in Deutschland befand, kann über diese Sache ein Urtheil haben oder wissen, wie groß die in allen Gemüthern damals hervorgerufene Bewegung war."

Das schon früher veröffentlichte Gedicht: „The verderer's daughter of Baiersisch Zell" haben wir in Nr. 46 d. Bl. f. 1857 erwähnt und einige Strophen als Probe mitgetheilt. Wir erlauben uns, aus einer rhythmischen Uebersetzung, welche wir in Nr. 267 des „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung" unter der Ueberschrift: „Das Hirschmädchen von Baiersisch-Zell" davon fanden, folgende Strophen hier deutsch mitzutheilen:

Die nun traten ein. — Die feierlich
Diese Ordnung, schlicht und nichtlich;
Und so war sie, tie so gütlich
Hatte durch das Thal gesungen,
Bis vom Echo es erklangen,
Dies Thal von Baiersisch-Zell.

Braun die Wangen, frisch und glühend,
Eine Blume, Leben sprühend,
Recht natürlich, kräftig blühend;
Und daneben so bescheiden,
Wie Maiglöckchen bei den Weiden,
Am Bach von Baiersisch-Zell.

Sie besaß den Zaubersegen,
Den kein Zauberer weiß, den Segen,
Dem das Weib stets erlegen;
Alle Sünde mußte weichen:
Wer dem Hahn der anmuthreichen
Blume von Baiersisch-Zell.

Auf die Kreuze hochbeglückt,
Wo die Mutter, Schmerzensrückt,
Den Verheißnen an sich drückt,
Scheint ein helles Licht hernieder:
Soll ein Leuchten strahlte wieder
Die Maid von Baiersisch-Zell.

Endlich noch die Schlusstrophen:

O, mit ihrem Heimatsorte
— Es sind keine Dichterworte —
Stand sie herrlich im Accorte:
Soll ein Thal und soll ein Singen,
Das war ein Zusammenfließen!
Ein Lied von Baiersisch-Zell.

Hagedorn und Drosselslagen,
Grünes Ried und Winkelslagen,
Dienen, die zu Hause tragen,
Und belumte lustige Heiden —
Dast zusammen: so die heiden,
Die Maid von Baiersisch-Zell.

Außer diesen Originalgedichten enthält die Sammlung noch eine gute Anzahl von Uebersetzungen deutscher Gedichte, besonders von Kobell, dann von Goethe, Hebel, Heine, Freiligrath, Geibel, Anastasius Grün, Dingelstedt, Schiller, von diesem unter anderm die gelungene Uebersetzung der beiden großen Monologe aus der „Jungfrau von Orléans". Die erste Strophe des bekannten Monologs „Die Waffen ruhn" mag als Probe hier englisch angeführt sein:

Arms are at rest: — the storm of war is sleeping,
To bloody battle follow song and dance;
Through all the streets the merry groups are sweeping,
From church and altar festal splendours glance,
And round the columns flowery wreaths are creeping:
Arches arise in green luxuriance;
Unnumber'd thronging guests to Rheims are coming,
And through the air resounds a busy humming.

Einige dieser Gedichte, unter andern Goethe's „Griffnig" und Heine's Lied vom Fichtenbaum, dessen Uebersetzung wir auch in Nr. 21 d. Bl. f. 1855 mittheilten, fanden sich schon in den Anmerkungen zu den „Studies of nature" abgedruckt. Wie bei allen neuern englischen und nordamerikanischen Dichtern, welche sich viel mit der deutschen Lyrik beschäftigten oder aus ihr übersetzten, findet sich auch bei Charles Boner der weibliche Reim viel häufiger angewendet, als dies sonst wol der Fall war, und sicherlich ist dies für die englische Lyrik kein unbeträchtlicher Gewinn.

Notizen.

Zur Geschichte der französischen Theater.

Sehr charakteristische Mittheilungen über die pariser Theater während der Revolution brachte das von J. Adam redigirte „Deutsche Theaterarchiv" (zugleich offizielles Geschäftsblatt des deutschen Bühnenvereins) in Nr. 6, 7 und 10 des genannten Blattes, aus der Feder G. Gesell's. Die im erwähnten Aufsatz enthaltenen Thatsachen sprechen für sich selbst und zeigen uns die Sausculotten im schlimmsten, aber auch die Royalisten nicht gerade in sehr glänzendem Lichte. Die stülische Fäulnis hatte die französische Gesellschaft in allen Schichten, in den höchsten wie niedrigsten, ergriffen und von einer decenten Haltung, wie sie eines wirklich civilisirten Volks würdig ist, war nirgends eine Spur mehr. Frecher Uebermuth der Cavaliere und Royalisten und cynische sansculottische Unverschämtheit der Republikaner standen einander gegenüber und ergriffen jede Gelegenheit zu Reibungen. Im Theater kam es zwischen beiden Parteien nicht selten zu blutigen Kämpfen, die bis auf die Straße fortgesetzt wurden. Das kleinste Wort, welches der einen oder der andern Partei auslöste, gab dazu Anlaß. Mit dem Fortschreiten der Revolution verschwanden freilich die royalistischen Rundgebungen immer mehr, bis sie endlich ganz aufhörten; nur die „comédiens ordinaires du roi" im Theater der Nation wehrten sich noch immer, selbst trotz des am 2. August 1792 erlassenen Decrets, wonach jedes Theater, „auf welchem Stücke gegeben werden, durch welche der öffentliche Geist deprimirt wird oder welche dazu dienen, den schändlichen Aberglauben des Königthums wieder zu erwecken", geschlossen und die Directoren nach der Strenge des Gesetzes bestraft werden sollten. Nun überschwebten aber Stücke wie „Le mort de Marat", „Les crimes de la féodalité", „Le tombeau des imposteurs", „L'inauguration du temple de la vérité" u. s. w. die in Schmutz versunkenen pariser Theater. In dem letztern Stücke wurde der katholische Cultus durch eine Parodie verhöhnt, in der ein wirklicher Altar auf der Bühne erschien, mit brennenden Lichtern, Weihrauchfassern u. s. w.; auch declamirte ein Schauspieler ein schreckliches Spottlied auf das Vaterunser, zu dem der bekannte Componist Bürger Weitz, derselbe, der vor der Revolution die Censur der Musik verwaltete, eine groteske Musik geschrieben hatte. Die Worte „baron", „marquis", „aux rois" (in einem Racine'schen Stücke) durften nicht mehr vorkommen; statt „baron" wurde stets „Cléon", statt „marquis" stets „Damiis", statt „aux rois" einfach „hélas" gesagt. Uebrigens mußten alle Cléons und Damiis, ebenso gut wie selbst alle Dämonen, Nymphen, Zephyre der Oper, selbst Tartuffe mit der großen dreifarbigten Cocarde erscheinen. Die „comédiens ordinaires du roi" suchten noch immer den Anstand aufrecht zu erhalten, bis sie plötzlich am 3. September 1793 arretirt wurden

und ihr Theater geschlossen. An diesem Gewaltreich sollen leider die unaussprechlichen Denuncationen, mit denen Talma seine Kollegen verfolgte, mitschuldig gewesen sein. — Ein ganz anderes, kaum minder unerfreuliches Bild führt uns in demselben Theater-Blatte W. Synder vor in seiner Mittheilung: „Das Theater in Kassel während der französischen Fremdherrschaft.“ Man sieht daraus mit Betrübnis, daß die Bevölkerung der Hauptstadt jener politischen Phantastischschöpfung Napoleon's, welche Westfälisches Königreich hieß, die französischen Schauspieler gleichsam wie alte Bekannte begrüßte, während diese doch selbst gefürchtet hatten, mit einem widerstrebenden und grossenden, statt mit einem ihm freundlich entgegenkommenden Publikum zu thun zu haben. Die kasselsche Bevölkerung jauchzte den schönen Tänzerinnen aus Paris zu und vergas über dieser Prachtentfaltung, daß diese Bajaderen Napoleon's Siege tanzend feierten. Freilich hatten während der ganzen Regierungszeit des Landgrafen Friedrich die Franzosen in Kassel die Bretter beherrscht; ja selbst bessere deutsche Stücke wie „Minna von Barnhelm“ hatte das kasseler Theaterpublikum zuerst in französischer Uebersetzung kennen lernen. Uebrigens wurde unter Jerdine das französische Schauspiel sehr tiefmütterlich behandelt, und ein einziger Versuch in der höhern Tragödie mißlang so vollständig, daß man sich nie wieder an Racine zu vergreifen wagte. Um so prächtiger waren die Oper und das Ballet ausgefallen; der Wagenstat des letztern allein erreichte in einem Jahre 110000 Fr. Director der Oper war eine Zeit lang der bekannte Componist Reichardt, der früher für die französische Revolution und gegen Napoleon geschrieben hatte. Seine Geschmacksrichtung gefiel aber den Franzosen nicht, und bald folgte ihm als Director der Italiener Mangini, der ihren Augen und Ohren besser zu schmeicheln wußte.

Deutscher Witz.

In Sebastian Brunner's satirischem Reimwerk „Reilschriften“ fanden wir wenigstens Einen ausgezeichneten Witz, den wir auch in unserm Bericht darüber (Nr. 39 v. Bl. 1856) besonders hervorhoben und den man nachher auch in andern Blättern lesen konnte. Es ist die Stelle, in der es von Heinrich Heine heisst, er sei

So leer wie das leere Blatt
Zwischen beiden Testamenten.

Leider scheint auch von Brunner's „Reilschriften“ zu gelten, was von so manchen Schriften gesagt wird: das Neue darin ist nicht gut, und das Gute darin nicht neu. Brunner hat sich diesen Witz von der Tafel eines Reichen angeeignet, und dieser Reiche heisst Lichtenberg. Dieser wurde nämlich einmal in Betreff eines Juden, der sich vor einiger Zeit hatte taufen lassen und mit Lichtenberg bekannt war, von jemand gefragt: „Apropos, wie benimmt sich H. N., seit er sich zum Christenthum bekennt hat?“ Da versetzte Lichtenberg: „Es läßt sich gar nichts von ihm sagen; er ist wie das weisse Papier zwischen dem Alten und Neuen Testament.“ Wir fanden diese, irren wir uns nicht, schon von Jerdens erzählte Anekdote in Hermann Joseph Landau's Sammlung von Charakterzügen berühmter Männer und Frauen, die unter dem Titel: „Neuer Hausschatz für Freunde der Künste und Wissenschaften“, vor kurzem (Hamburg, Verlagsbuchh., 1859) in zweiter um das doppelte vermehrte Auflage erschien, in vier Hefen Musik, Literatur, bildende Künste und Theater umfaßt und eine wahre Fundgrube von lehrreichen oder pikanten Anekdoten und geistreichen oder anregenden Gedanken bildet, namentlich das zweite und fünfte Heft, welches in alphabetischer Ordnung die Männer der Literatur in ihren wichtigsten oder charakteristischsten Einsäßen vorführt. Deutschland darf sich hiernach rühmen, zu dem europäischen Contingent witziger und geistreicher Männer ein sehr beträchtliches Contingent gestellt zu haben, und wie ungünstig man z. B. auch über Sarhir's Charakter, Gesinnung und über das moralische Element seines beißenden Witzes denken mag, so wird man doch nicht leugnen können, daß ihm an schlagfertigkeit und scharfem Witz unter allen Nationen wol wenige gleichkom-

men. Nicht ihm zeichneten sich durch witzige Improvisus unter den Deutschen besonders noch Abraham a Sancta Clara, Käßner, Lichtenberg, Lessing, J. J. Engel, Moses Mendelssohn, J. W. Dreyer, Rabener, Kant und Börne aus. Diese Männer beweisen, in wie hohem Grade sich die deutsche Sprache auch für die witzige Fassung geistreicher Einsäße, Sarhir besonders, wie sehr sie sich auch für das Portspiel eignet, und wie wenig dies auch manchem scheinen mag, so ist es doch immer etwas, namentlich der Ansicht vieler Ausländer gegenüber, wonach die deutsche Sprache für den Witz nicht gemacht sei. H. M.

Bibliographie.

- Ankerlen, G. A., Schleiernmacher. Ein Charakterbild. Basel, Bahnmaler. 8. 12 Ngr.
 Brauer, G., Babilische Sagenbilder in Lied und Reim. Karlsruhe, Braun. 1858. Gr. 8. 24 Ngr.
 Braun, J., Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch auf dem Boden der Driolunde nachgewiesen. 2ter Band: Kleinasien und die hellenische Welt. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
 Braun, J. W. J., Raffael's Disputa. Düsseldorf, Vanden. Gr. 8. 1 Thlr.
 Brendel, F., Franz Liszt als Symphoniker. Leipzig, Neerschurger. Lex. 8. 10 Ngr.
 Brugger, J. D. G., Ansichten über Welt und Zeit. Heidelberg, Vangel u. Schmitt. 12. 16 Ngr.
 Deutscher Bühnen-Almanach. Herausgegeben von A. Helmsrich. 23ter Jahrgang. Mit dem Portrait der Königl. Hannover'schen Hofschauspielerin Frau von Wärsdorf. Berlin, Paspar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Gopping, G., Pariser Bilder. Aus dem Englischen. Berlin, Springer. 8. 24 Ngr.
 Klammberg, G. (S. Sturm), Duplessis: Mornay. Eine Tragödie. Frankfurt a. M., Brönnert. 8. 1 Thlr.
 Heigel, G., Walburg. Eine Geschichte aus der Zeit Mar Emmanuels. Hannover, Hümpler. 12. 24 Ngr.
 Kaempff, S. J., Suleiman. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen nebst einer Introduction. Prag, Bellmann. Gr. 16. 20 Ngr.
 Beschek, G. A., Die Auswanderung gläubensstreuer Protestanten aus Böhmen nach Sachsen im 17. Jahrhundert. Allen Rathkommen von Gralanten gewidmet. Lebau. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.
 Rau, G., Berthoven. Historischer Roman. Vier Theile. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 6 Thlr.
 Schneeflocken. Deutsches Jahrbuch aus Russland. Zweiter Winter. Berlin, A. Dunder. 1858. Gr. 16. 24 Ngr.
 Sighart, J., Von München nach Landshut. Ein Eisenbahnbüchlein. Landshut, Krüll. 12. 12 Ngr.
 Speculum ecclesiae. Altdeutsch. Herausgegeben von J. Kelle. München, Franz. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
 Voigt, G. G. G., Napoleon I. Ein Lebensbild in Gesängen. Marienberg, Schreiter. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
 Wickerhauser, M., Blumenkranz aus Dschamis zweitem Divan, bei der XVIII. General-Versammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft den hochverehrten deutschen Gästen zur Begrüssung in der Kaiserstadt dargebracht. Wien. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.
 Winkler, A., Egoismus und Humanismus oder: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf!“ Original-Lustspiel in drei Akten. Berlin, Abelverff. Gr. 8. 25 Ngr.
 Tomaschek, J. A., Deutsches Recht in Oesterreich im 13. Jahrhundert. Auf Grundlage des Stadtrechtes von Iglau. (Mit Unterstützung des mährischen Landes-Ausschusses.) Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.
 Ulibisheff, A., Berthoven, seine Kritiker und seine Ausleger. Aus dem Französischen übersezt von E. Wischhoff. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Causes Célèbres du droit des gens.

Rédigées

par le baron Charles de Martens.

Deuxième édition.

Revue, corrigée et augmentée par l'auteur.

Tome I et II. In-8. Geh. 5 Thlr.

Eine zweite Auflage des bekannten Werks, die vielfach verbessert wie durch Neues bereichert ist und sowol dem diplomatischen Publikum als allen für die wichtigen völkerrechtlichen Zustände sich Interessirenden eine willkommene Erscheinung sein wird.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—, Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de F. de Wegmann. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par Léopold Neumann, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tomes I à IV. In-8. 12 Thlr. 20 Ngr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, Éléments du droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Bánk-Ván.

Drama in fünf Acten von Joseph Katona.

Aus dem Ungarischen metrisch übersezt von Adolf Dux.
8. Geh. 24 Ngr.

Während die ungarische Lyrik und Romanliteratur dem deutschen Publikum bereits in mehreren Proben vorgeführt wurden, ist dies mit dem ungarischen Drama bisher noch nicht in genügender Weise geschehen, obwohl dieses ein ebenso wichtiges Moment in dem geistigen Leben der Ungarn bildet. Die vorliegende metrische Uebersetzung des als bestes nationales Drama der Ungarn anerkannten und vor 1848 wie gegenwärtig wieder ein Lieblingsstück des ungarischen Nationaltheaters bildenden „Bánk-Ván“ von Katona (seit 1848 wurde es nicht mehr aufgeführt, erst 1858 ging es mit bedeutenden Kürzungen wieder über die Bühne) wird deshalb gewiß auch in Deutschland Interesse erregen. Adolf Dux hat sich bereits als trefflicher Uebersetzer aus dem Ungarischen bewährt.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Vater und Tochter.

Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von
Frederike Bremer.

In zwei Theilen. Erster Theil. 12. Geh. 10 Ngr.

Ein neuer Roman der beliebten schwedischen Schriftstellerin, der von ihr als „Neue Skizzen aus dem Alltagsleben“ bezeichnet wird und in der Art ihrer ersten bekanntesten Romane gehalten ist. Er erscheint zugleich in besonderer Ausgabe als 33. und 34. Band der billigen deutschen Gesamtausgabe von Frederike Bremers Schriften (jeder Band 10 Ngr.).

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tristan und Isolde

von

Richard Wagner.

8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im Februar 1859.

Breitkopf & Härtel.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

LES SEPT-ILES IONIENNES

et les traités qui les concernent.

Par Nicolas Timoléon Bulgari de Corfou.

8. Geh. 16 Ngr.

Äusserungen eines Ioniers über die in neuester Zeit viel verhandelte Frage der Ionischen Inseln und ihre Zukunft.

Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 8. —

17. Februar 1859.

Inhalt: Ludwig Holberg. Von Hermann Werggraff. — Zur Geschichte und Länderkunde. — Neuere Novellistik. — Die Epil des Rahngaus. Von Rorig Carriere. — Notizen. (Zur Bauern- und Handwerker-Geschichte; Der Hohenasberg und seine Gefangenen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ludwig Holberg.

Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prug. Stuttgart, Gotta. 1857. Gr. 8. 3 Thlr.

Dänemark darf sich rühmen eher als Deutschland einen dramatischen Dichter besessen zu haben, der eine europäische Verühmtheit wurde und mit dessen Lustspielen sich das Theaterrepertoire anderer Völker (namentlich auch des deutschen) bereicherte. Dieser dramatische Dichter war Ludwig Holberg. Zwar hatte Deutschland schon vor ihm einen Dichter, der unter günstigen Verhältnissen unser Holberg hätte werden können; wir meinen den hochbegabten Andreas Gryphius, dessen Scherzspiel „Die geliebte Dornrose“ in Betreff der Charakteristik und der derben Naturwahrheit einem Holberg verwandten Geist zeigt, ja was die kunstgerechte Composition und den geschlossenen Gang der Handlung anlangt, selbst die meisten Holberg'schen Lustspiele übertrifft, dagegen freilich an Gewandtheit und Leichtigkeit des Dialogs, an umfassender Menschen- und Sittenkenntnis, an geschickter Bühnentechnik, an schlagendem Witz und allgemeinen Wahrheiten und Gesichtspunkten die Holberg'schen Komödien bei weitem nicht erreicht. *) Gryphius schilderte in der „Geliebten Dornrose“ die Sitten und besonders die Proceßsucht des Landvolks und zwar speciell des schlesischen im ungeschönten Provinzialdialekt. Holberg dagegen in einer gebildeten, durch ihn geregelten Sprache, welche Gemeingut eines ganzen Volks war und hauptsächlich den Schluß hatte, die Sitten dieses Volks, besonders aber die handelsmäßigen und mit Vorliebe die der mittlern Bürgerschaft, und so stellte er Charaktertypen der mannichfaltigsten Art auf, die allgemeine Gültigkeit hatten und zum Theil noch haben. Gryphius, der verblendet genug war, der „Geliebten Dornrose“ als einem bloßen Gelegenheitsstück einen bei weitem geringern Werth beizulegen als dem Lustspiel „Absurda comica“, dem „Hor-

ribiliseribrisar“ und seinen Trauerspielen, verfolgte ohnehin diesen Weg populärer Charakteristik, den er mit so großem Glück betreten hatte, nicht weiter, was auch nicht thunlich war, weil es zu seiner Zeit noch keine eigentliche Bühne in Deutschland gab; Holberg dagegen, dem sich die neugegründete kopenhagener Bühne darbot, lieferte eine beträchtliche Anzahl von Lustspielen, welche für lange Zeit den Hauptbestandtheil des kopenhagener Theaterrepertoires bildeten, in denen sich sein erfinderischer, weiserfahrener Geist in erschöpfendster Weise offenbaren und sich Genüge thun konnte.

Zu der Zeit, als Holberg in Kopenhagen auftrat und wirkte, sah es mit der Bühne und der Bühnenpoesie in Deutschland traurig genug aus. Man hatte die greulichen, von Holberg verspotteten und parodirten Haupt- und Staatsactionen und die improvisirte Komödie, die roh und ungeklärt blieb, selbst nachdem auf den bessern Bühnen der Pandurwitz abgeschafft war. Das höhere Drama, in dem man die sogenannte „classische“ Tragödie der Franzosen kläglich genug nachahmte (z. B. Gottsched in seinem damals berühmten „Sterbenden Kato“), wie Gryphius den Holländer Vandel nachgeahmt hatte, blieb geschriebenes Drama, in dem sich die dramatischen Personen wie Schienen oder wie am Draht gezogene Holzpuppen bewegten. Dem Schauspieler war weder in der Komödie noch in der Tragödie Gelegenheit zu psychologischer Charakterentwicklung geboten. Dennoch war auch schon über die deutschen Schauspieler ein besserer Geist gekommen, was mit dem neu erwachten geistigen Leben in Deutschland überhaupt zusammenhing. Aber die einheimischen Dichter gewährten nur ein dürftiges Repertoire, so begierig man auch nach jedem bessern dramatischen Versuche, z. B. nach Lessing's Erstlingsstücken griff. Der fruchtbare unerschöpfliche Holberg, dessen Stücke zwar auf bänische Verhältnisse basirt waren; aber Charaktere und Situationen in Menge enthielten, wie man sie auch zur Zeit in Deutschland auf allen Gassen antraf, lieferte den deutschen Theatergesellschaften ein Repertoire, das für viele das Hauptkapitel bildete, wovon sie die beträchtlichsten Einnahmen zogen. Der Umstand, daß Hagedorn's Epigramm:

*) Die neueste Ausgabe der beiden Stücke: „Das verliebte Gespenst“ und „Die geliebte Dornrose“, von denen das letztere in das erstere bekanntlich arabellesartig eingeleitet ist, ist die von Hermann Palm, die 1855 in Breslau erschien.

Wer nicht beim Holberg lacht,
Kann kein Geldoni weinen —

damals allgemein bekannt und allgemein als ein classischer Ausdruck verehrt wurde, läßt auf die allgemeine Beliebtheit schließen, deren sich Holberg's Komödien zu jener Zeit in Deutschland erfreuten. Auch Götische, der in vielen Stücken einen sehr richtigen Blick hatte, sollte Holberg in seiner „Deutschen Schaubühne“ das wärmste Lob; er verglich ihn mit Molière und Destouches, nannte seine Lustspiele „Muster der Schaubühne“ und fuhr dann fort:

Ungeachtet wir in Deutschland einen so fruchtbaren und regelmäßigen Dichter, in dieser Art, noch nicht aufzuweisen haben, so machen wir uns doch eine Ehre daraus, auch diesen unsern Nachbar, aus einem mit uns verschwägerten Volke, den südlichen und westlichen Völkern zum Beweise aufzustellen: daß die nordischen Geister der Gelehrten ebenso träge nicht sind, als sie zu glauben pflegen. Die Thorheit der französischen Affen ist wenigstens so scharfsinnig und so glücklich von ihm (im „Jean de France“) ausgelacht worden, daß man hoffen kann, es werden künftig alle solche deutsche Franzosen, davon es eine Zeit lang in Deutschland gewimmelt hat, bei allen, die dieses Stück lesen, halb unehrlich gemacht werden.

Namentlich wurde der „Politische Kannegießer“ in Deutschland populär. Ein Gchhof, ein Vorkers, ein Schröder, ein Ungelmann haben, wie Pruz bemerkt, bald den Heinrich, bald den Hermann von Bremen jahrelang zu ihren Glanzrollen gezählt, und noch im Sommer 1806, kurz vor dem Ausbruch des Kriegs zwischen Preußen und Frankreich, waren „Wallenstein's Lager“ und der „Politische Kannegießer“ in Berlin beständig an der Tagesordnung und brachten der Theaterkasse schweres Geld ein, obgleich man freilich nicht recht einseht, was der „Politische Kannegießer“ zur Erhöhung der Stimmung, die man gegen Frankreich brauchte, hätte beitragen sollen, insofern dies nicht etwa ein von Ungelmann eingelegtes Improvisum that. In der Scene mit dem Collegium politicum, wo Hermann von Bremen nach der deutschen Bearbeitung eigentlich von der Karte von Polen zu sprechen hat, die ein Loch bekommen, brachte nämlich Ungelmann folgende Veränderung an: „Die Karte von Deutschland hat einen Riß bekommen, aber es wird sich schon ein braver Mann finden, der sie wieder in Ordnung bringt.“ Diese Veränderung wurde mit dem gewaltigsten Beifallsturm aufgenommen und Ungelmann brachte sie nun regelmäßig vor, so oft das Stück aufgeführt ward. Nächst dem „Politischen Kannegießer“ war es namentlich der „Jean de France“, welcher das meiste Glück in Deutschland machte; „freilich züchtigte er auch ein Laßer“, fügt Pruz hinzu, „daß vielleicht nirgends so im Schwange war und so gefährliche Folgen für das Wohl der Nation mit sich führte, als eben in Deutschland.“ Pruz führt weiter an, daß im hamburger Repertoire 1742—43 von der Gesamtsumme von 190 Vorstellungen nicht weniger als 44, also beinahe ein Viertel auf Holberg kommen. Im Jahre 1778 machte die West'sche Bearbeitung des „Kannegießer“ durch ganz Deutschland die Runde, ja selbst Schulrectoren führten mit ihren Scholaren Holberg'sche Stücke auf, wie 1741 der Schulrector in An-

naberg den „Deutschfranzosen“, die Nachbildung des „Jean de France“. Aber nicht bloß die niedern Schichten des Volks erbauten sich an den Holberg'schen Stücken, auch die Vornehmen und die hohen und höchsten Herrschaften, die überhaupt damals noch derben Spaß verstanden, „geruheten diese Bürger- und Bauernkomödie mit Wohlgefallen anzuschauen“. Unter andern wurde 1769 der „Politische Kannegießer“ in Braunschweig auf ausdrückliches Verlangen des Hofes gegeben, wobei Gchhof als Heinrich auftrat, und als die geschiedene Königin von Dänemark, die unglückliche Freundin Struensee's, im Jahre 1773 zu Gelle in eine solche Schwermuth versiel, daß nichts sie aufheitern konnte, so machte man den Vorschlag, ihr Holberg'sche Stücke vorzuführen, „woran sie gewöhnt sei“. Beweis genug, daß damals noch in Dänemark selbst der Hof sich an dem alten Holberg ergötzte. Auch noch Kogebue verschmähte es nicht, zu einer Zeit, wo Holberg's Ansehen in Deutschland schon sehr gesunken war, Anleihen bei Holberg zu machen und „Ranudo de Colibrados“ (1802), den „Jeppé vom Berge“, den „Elften Juni“ (als „Der Gimpel auf der Messe“) und den „Verpändeten Bauernjungen“ zu bearbeiten, wovon sich der erstere ziemlich lange auf der Bühne erhielt. Selbst Goethe, obgleich er, wie Pruz hervorhebt, im ganzen Umfang seiner Schriften Holberg's niemals auch nur mit einem Worte gedenkt, brachte den „Politischen Kannegießer“ 1808 auf die weimarische Bühne, aber freilich nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern als zweiactiges Singspiel mit modernen Anspielungen und Liedern. Diese von G. Treitschke herrührende Verunstaltung kam im ganzen bis 1810 fünfmal in Weimar zur Auführung und wurde auch auf andern deutschen Bühnen damals ziemlich häufig gegeben.

Seitdem ist Holberg von der deutschen Bühne allerdings so gut wie verschwunden, obgleich die Ausdrücke „Politischer Kannegießer“ und „Kannegießern“ sich eingebürgert haben und häufig genug gehört werden, um uns immer wieder an Holberg zu erinnern. Auch in neuerer Zeit ließ und läßt sich dieser Hermann von Bremen und noch so mancher andere von Holberg erfundene Charakter bald in dieser bald in jener Verpuppung von Zeit zu Zeit noch immer auf der Bühne blicken, z. B. sein Jeppé in Wlog's Lustspiel „Der verwunschene Prinz“, wiewol Wlog dabei vielleicht nicht geradezu das Holberg'sche Lustspiel vor Augen gehabt hat, da dieser Stoff ursprünglich in Wiedermann's „Utopia“ zu finden und auch von andern dramatischen Dichtern und bekanntlich auch von Shakespeare benutzt worden ist. Der komische Geschmack ist nur zu wandelbar; dazu kam in Deutschland jene Periode der Sentimentalität, wo, um mit Pruz zu sprechen, „ein Thränenröpschen, ein Mondschelmschützchen unendlich höher geschätzt ward als die gesündeste Plastik der komischen Kunst“, die Periode des Sturms und Drangs, in der es für genial galt, ossianische Nebelgeister oder verzerrte und zerrissene Monstra statt wirklicher Menschen zu produciren, endlich die Periode, in der sich diese Elemente

zum Hellenismus und abstracten Idealismus abklären. Erst die Romantiker und namentlich Tieck hatten, neben manchen andern unbestreitbaren Verdiensten, auch das, eine gerechtere Würdigung Holberg's wieder anzubahnen, ob schon sie ihn, nach unserm Verfassers Ansicht, nicht immer richtig auffaßten. Schiller, der freilich nur die rohen deutschen Bearbeitungen der Holberg'schen Komödien kannte, trieb sogar seine Verachtung gegen den dänischen Aristophanes so weit, daß er in seiner berühmten Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung kurzweg behauptete: „In welchen Schlamme zieht uns nicht Holberg hinab!“ Brup bemerkt hierzu:

Als Schiller so schrieb, hatte er von dem echten Holberg nie eine Zeile gesehen noch gelesen, und überhaupt war bei Schiller der Sinn für das Komische wol niemals sehr erschlossen, so daß also, bei aller Ehrfurcht vor Schiller, doch diesem gelegentlichen Urtheil eine tiefere Bedeutung nicht beizulegen ist.

Im übrigen hatte Schiller in der Sache unrecht, während er von seinem Standpunkt doch recht hatte. Ihm und seinen idealen Tendenzen mußte gerade Holberg, der sein directer Gegensatz war, ein furchtbarer Stein des Anstoßes, ein Gegenstand des Widerwillens sein. Wir auf unserm jetzigen Standpunkte, zu dem uns zu verhelfen gerade Schiller so wesentlich beigetragen hat, können zusehender und ohne große Gefahr wieder zu Holberg zurückkehren und uns an ihm in etwa gleicher Weise erbauen, wie wir uns in einer Gemäldegalerie an den Charakterbildern eines Oskade, Broamer oder Teniers erbauen, nachdem wir uns kurz vorher an einer Madonna des Rafael oder Murillo erquickt hatten. Auf fallender könnte es erscheinen, daß sich auch Hegel in seiner Aesthetik über Holberg als einen nüchternen langweiligen Menschen von erzwungener und unwahrer Komik aussprach; wahrscheinlich ließ er sich von Schiller's Absprecherlei leiten, kannte vermuthlich überhaupt Holberg nur vom Hörensagen, wenigstens nicht im Original. Für uns ist Hegel ohnedies in allen eigentlich ästhetischen Angelegenheiten keine maßgebende Autorität.

Man wird es nun sicherlich Brup Dank wissen, daß er in seinem vorliegenden Werke mit ebenso großer Wärme als Gründlichkeit das Leben und die Schöpfungen eines Dichters behandelt, der unsere Großväter und Urgroßväter in Entzücken versetzte und auf unsere Lustspiel-dichter der frühern Periode, Krüger, Köwen, Romanus, Sterbanke, Wegner, Großmann u. s. w. von größtem Einfluß war. Auch half Holberg gewiß die Deutschen auf der einen Seite durch die Freiheit in der Behandlung seiner Stoffe und sein gesundes tüchtiges Wesen ebenso sehr von den steifen Nachahmungen der im Schematismus befangenen französischen Komödie als auf der andern Seite durch seine größere Regelmäßigkeit, seine Naturwahrheit und Einfachheit und seinen geistreichern Witz von den Robritten und Ungeschicklichkeiten der einheimischen Stegreifkomödie und dem Wust der Haupt- und Staatsactionen und geschmacklosen Allegorien befreien. Die Unpäßlichkeit für Schaffende ist durch ihn in Deutschland ohne Zweifel in sehr beträchtlicher Weise angebahnt wor-

den. Indem Brup und Holberg's Verdienste schätzen lehrt, ist sein Werk zugleich als eine Ehrenrettung für Holberg gegen Schiller's, Hegel's und anderer Ausfälle und Vorurtheile zu betrachten und zu würdigen. Was Holberg für Dänemark und die dänische Literatur war, steht für uns im Grunde erst in zweiter Linie; doch dürfen wir nicht vergessen, daß Holberg für seine Zeit auch als Gelehrter, Historiograph und Polyhistor große Verdienste hatte, daß er als der Schöpfer der dänischen Dichtersprache des 18. Jahrhunderts mit Recht angesehen wird und daß sein Einfluß in dieser Hinsicht bis auf Dethlefschlager maßgebend blieb. Wir freilich können ihn nur noch nach seinen Lustspielen schätzen und in ihnen genießen. Seine ehemals berühmte Satire: „Niels Klim's unterirdische Reise“ und seine historischen Schriften sind unserm modernen, sein „Peder Paars“ unserm deutschen Standpunkte ziemlich entrückt, doch enthalten seine vermischten Briefe und einzelne Abhandlungen, soweit sie die Komödie betreffen, manche verständige und richtige Beobachtungen und praktische Fingerzeige.

Beschäftigen wir uns nach diesen Vorbemerkungen über die Bedeutung Holberg's für Deutschland etwas näher mit dem Werke von Brup, der in der vorangestellten Widmung an Dahlmann berichtet, daß Holberg seit beinahe 20 Jahren sein beinahe täglicher Begleiter gewesen. Die erste Bekanntschaft mit dem dänischen Dichter habe er durch denselben Mann gemacht, dem er auch sonst so viel verdanke: den verstorbenen Oberlehrer Albert Wellmann in Stettin. Als erste Frucht dieser Beschäftigung mit Holberg sei sein Aufsatz über denselben im zweiten Jahrgange seines „Literarhistorischen Taschenbuchs“ (1843) ans Licht getreten. Das vorliegende größere Werk sollte unmittelbar darauf folgen, wie es denn auch schon im Repertorium von 1844 als demnächst erscheinend angekündigt worden; in der That jedoch habe es das alte Horazische „nonnum prematur in annum“ mehr als doppelt überleben müssen. Wir glauben und hoffen nicht zum Schaden des Werks. Des Verfassers Ansichten über gewisse Punkte haben sich seit 1843 mehrfach geändert, geklärt und erweitert.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste unter dem Titel: „Ludwig Holberg's Leben und Schriften“, den dänischen Lustspiel-dichter biographisch, kritisch und literarhistorisch behandelt, während die zweite eine Auswahl seiner Komödien: „Der politische Ranngeteer“, „Jean de France oder Hans Franzen“, „Jeppe vom Berge oder der verwandelte Bauer“, „Der erste Juni“, „Die Wochenstube“ und „Ulysses von Ithacia oder eine deutsche Komödie“, in gewandter Uebersetzung nebst Anmerkungen enthält. In der ersten Abtheilung schlägt der Verfasser einen etwas umständlichen Sidjadenweg ein, ehe er zu seinem eigentlichen Gegenstande gelangt. Er gesteht sich, daß die Veröffentlichung seines Buchs in eine seinem Eindruck und Erfolge nicht sehr günstige Zeit falle, da die in Deutschland mit Recht herrschenden Antipathien gegen Dänemarks Politik auch gegen eine Schrift, welche das Wirken eines dänischen Schriftstellers behandle, Vor-

urtheile hervorrufen könnten. Daß wir aber in eine so üble Stellung zu Dänemark gerathen seien, hätten wir, meint er, unserer eigenen Schwäche zuschreiben, und es sei ein schmerzliches Bekenntniß, aber es müsse doch abgelegt werden:

Es ist bis jetzt noch immer vortheilhafter gewesen, Deutschlands Feind zu sein als sein Freund, und selbst unsere Freunde haben sich noch immer am besten dabei befunden, wenn sie uns den Rücken gewendet und uns unserer eigenen Nachlässigkeit und Zerfallenheit überlassen haben.

Hätten wir nur erst ein einiges, selbstbewußtes und dadurch starkes und mächtiges Deutschland, dann, fährt Brug fort,

wird das zum Uebermaß gesteigerte Selbstgefühl der Dänen bald wieder in die richtigen Schranken zurückkehren, und aus der Achtung und Anerkennung, welche beide Nationen sich und ihren gegenseitigen Rechten erweisen, wird bald auch ein Bund gegenfeitiger Zuneigung und gemeinsamen Handelns erwachsen.

Wid dahin, daß dies geschehe und daß Deutschland dereinst durch entschledenes und männliches Handeln diese Scharten auswege, scheint es, meint er weiter, ein nicht unwürdiger Verus für Kunst und Wissenschaft, durch ihre milden Strahlen den Voten zu erwärmen und vorzubereiten, dem dereinst eine so köstliche Frucht erwachsen solle. Sollte man darum, weil man die Politik der Dänen und die eigene unselige Schwäche hassen müsse, auch Dänemarks Dichter hassen? Er fährt fort:

Wir zweifeln; selbst die Römer, ein Volk, dem gewiß niemand eine zu weit getriebene Humanität schuldgeben wird, achteten zum wenigsten die Götter der unterworfenen Völker und nahmen die Bilder derselben mit in ihre Tempel auf.

Brug weist sodann auf die innerliche Verwandtschaft beider Völker hin:

Wie — den Eisenfressereien der Dänen vom neuesten Datum zum Trost, die sich so gern als Autochthonen geberden möchten — die gesammte dänische Cultur, so ist auch die dänische Literatur wesentlich ein Product der deutschen Bildung; sie ist gleichsam unter der Sonne des deutschen Geistes emporgewachsen. Ja noch mehr als das: unsere eigene literarische Entwicklung hat innerhalb der dänischen Literatur, wie in einer Uebungsschule, gewisse Uebergänge und Durchgangsstufen durchgemacht, wir haben von ihr gewisse Anregungen und Einwirkungen erfahren, die dann für die Gesammtheit unserer geistigen und namentlich unserer künstlerischen Bildung von größter Bedeutung geworden sind.

Brug beklagt, daß man in Deutschland die dänische Literatur so wenig kenne, wie die ebenfalls stammverwandten Literaturen der Schweden und Holländer. Selbst größere literargeschichtliche Sammelwerke wie aus älterer Zeit das Gichborn'sche oder auch nur das Wachler'sche, oder aus neuester Zeit das umfangreiche Gräff'sche Repertorium würden unvollständig und dürftig, wo sie das Gebiet der genannten Literaturen berührten, und Bouterwek's „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit“, dieses Denkmal deutschen Fleißes und noch immer jedem neuen Forscher unentbehrlich, habe gerade diese nordischen Literaturen unberücksichtigt gelassen. Er kommt bei späterer Gelegenheit auf diese Klage zurück und bemerkt, daß es seines Wissens für die Geschichte der dänischen Literatur nur ein einziges deutsches Buch gäbe, nämlich die schon

1816 in Wien in zwei Bänden herausgekommenen „Briefe über die dänische Literatur“ von A. Fürst, aber dieses Buch sei unvollständig, unwissenschaftlich, unbrauchbar. Eine sehr genaue und vollständige Uebersicht gebe dagegen der Artikel der Ersch und Gruber'schen „Allgemeinen Encyclopädie“ über dänische Sprache und Literatur, der aber begreiflicherweise nicht für das größere Publikum bestimmt sei. Es ist allerdings nicht sehr ehrenvoll für Deutschland, daß es einem Franzosen vorbehalten blieb, das geeignetste Buch für diese Gattung von Lesern geliefert zu haben; es ist dies A. Warming's „Histoire de la littérature en Danemark et en Suède“, von dem Brug sagt: „Es ist französische Arbeit, aber im guten Sinne des Wortes, indem sie mit der gewohnten Leichtigkeit und Anmuth der französischen Schriftsteller auch eine leidliche Sachkenntnis verbindet.“ Sehr Werthvolles und Tüchtiges hätten sodann, wie Brug weiter bemerkt, die Dänen selbst für die Kenntnis ihrer Literatur geleistet, namentlich Nyerup, Rahbek, Holbech, Thortsen, dessen „Historisk Udsigt over den danske Litteratur indtil Aar 1814“ (Kopenhagen 1839) wol eine deutsche Bearbeitung und, fügen wir hinzu, Fortsetzung bis auf die neueste Zeit verdiene, leider aber halte es im Innern von Deutschland außerordentlich schwer, sich zu einem selbständigen Studium der dänischen Literatur die erforderlichen Hülfsmittel zu verschaffen, und in der Mehrzahl unserer öffentlichen Bibliotheken werde man eher ein chinesisches Manuscript finden als ein dänisches Buch.

Was speciell Holberg betrifft, so bemerkt Brug in der Einleitung, wie wunderbar dessen Schicksale in Deutschland gewesen:

Vor 100 Jahren einer der bekanntesten Namen, auch in Deutschland, ein geachteter Mitarbeiter, in manchen Dingen wol gar ein Lebensbuhler und Muster unsrer Geschichtschreiber, vor allem der unbeschnittene König unsrer komischen Bühne, die Lust unsers Publikums, der Stolz unsrer Schauspieler, das gefeierte Vorbild unsrer Komödienschreiber, war er bald darauf in der öffentlichen Meinung ebenso tief gesunken, als sie ihn zuvor in die Höhe gehoben hatte. Der erste Geschmack eines verfeinerten Geschlechts wandte sich von der Verbittheit der Holberg'schen Komödie mit Ueberdruß zurück, man warf seinen Namen zu den Possentzern und unanständigen Gefellen, und wie ehemals der Hanswurst, so ward nun (und mit noch größerem Unrecht) 30 Jahre später Holberg von der deutschen Bühne verbannt oder doch nur unter allerhand Verkleidung selten und sozusagen heimlich zugelassen.

Den Romantikern, „deren Verdienst um die Größnung neuer, die Wiedereinführung verschollener Literaturen und literarischer Persönlichkeiten hinlänglich bekannt ist“, war es, wie schon bemerkt, vorbehalten, auch den verschollenen Holberg „in der Erinnerung, sogar in der Achtung und Liebe, wenn auch nicht des größten Publikums, doch einzelner exclusiver Kreise wiederherzustellen“. Namentlich geschah dies durch Tieck, welcher gerade im Vorlesen Holberg'scher Stücke eine solche Fülle des glücklichsten Humors, der liebenswürdigsten und ursprünglichsten Laune entwickelte, „daß auch die größten Sinne eine Ahnung von der komischen Kraft, der Schalkhaftigkeit und humoristischen Laune bekommen mußten, welche den dani-

ischen Dichter erfüllt". Freilich geschah es auch, „daß Holberg, statt durch eine derartige Verbreitung populärer zu werden, vielmehr dem gemeinsamen Verdacht, dem diese Art literarischer Unterhaltung damals noch unterlag, gleichfalls verfiel und als ein bloßer Lederbissen für die Ausgewählten der Romantik, die Ironischen und par excellence Geistreichen von der Mehrzahl des Publikums zurückgewiesen ward". Aber das Interesse für Holberg wurde doch durch Tied angeregt und es geht mit solchen Anregungen wie mit den Kreisen, die ein in einen Feich geworfener Stein erst näher und dann weiter und immer weiter zieht, und sicherlich ist auch unser Verfasser's Vorliebe für Holberg durch Tied's Vorlesungen mächtig gefördert worden. Die Romantiker mögen Holberg vielfach falsch aufgefaßt und in ihren eigenen Nachbildungen seiner Komödien gerade das Capriciöse und Wunderliche statt des Tüchtigen und Gesunden nachgeahmt haben, dennoch bleibt es immer eine Art literarischen Ereigniß, als der Knabe Tied bei einem wohlhabenden Gönner unter einer Zahl ausgesuchter und schön eingebundener Bücher die sehr übel aussehenden Bände entdeckte, welche Holberg's Komödien enthielten und die ihm der Besitzer mit Vergnügen als „nichtswürdige Schatzen" zum Geschenke machte. Ueber Dehlenschläger's Uebersetzung der Holberg'schen Lustspiele äußert sich Brug sehr abfällig; er nennt sie „in jeder Hinsicht sowohl sprachlich wie in der ganzen Auffassung dermaßen mißlungen, daß sie, selbst nach dem Urtheil seiner Freunde, sogar jenen alten und veralteten Uebersetzungen weit nachsteht, und konnte sie mithin zur lebhaftern Verbreitung des übersehten Autors wenig oder nichts beitragen". Sodann kommt der Verfasser auf seine früher schon erwähnte Arbeit über Holberg vom Jahre 1843 zu sprechen und bemerkt, daß er glaube sich seitdem aus gewissen Fesseln des Systems, in denen er sich damals noch bewegte, mehr und mehr herausgearbeitet zu haben und gewisser ästhetischer Einseitigkeiten, „auf die er damals nach der Weise der Jugend wol gar ein besonderes Gewicht gelegt", ledig geworden zu sein, daher auch des Dichters übersprudelnde Laune, seine treuherzige Schalkhaftigkeit, seinen warmen jütlischen Eifer jetzt noch besser würdigen zu können als früher. Auch die Rücksicht, die er damals noch auf die Entwicklung unserer eigenen Bühne genommen, sei jetzt ziemlich überflüssig geworden, und er fügt hinzu: „Solange unsere politischen und gesellschaftlichen Zustände nicht anders werden als sie sind, solange hat auch das Theater bei uns keine Aussicht zu neuer Blüte zu gelangen."

Brug läßt nun im zweiten Abschnitt dieser ersten Abtheilung eine Geschichte der dänischen Literatur bis auf Holberg folgen, die sicherlich dankenswerth ist, hier aber füglich übergangen werden kann. Der Verfasser hebt darin besonders auch die Einflüsse deutscher Bildung und Literatur auf Dänemark hervor, die Protestantisirung Dänemarks durch Theologen, welche als persönliche Schüler in Wittenberg zu Luther's und Melancthon's Füßen gesessen hatten, die populäre Wirkung, welche Hans Nissel-

sen's dänische Uebersetzung der lutherischen Bibelübersetzung in den weitesten Kreisen übte, die Uebersetzungen deutscher Volksbücher, der Schwänke von Hans Sachs, des Meineke Buchs durch Reger (um 1550) u. s. w.

Wir wenden uns nun zu dem Leben Holberg's, welches manche interessante Momente bietet und im dritten Abschnitt in ausführlicher Weise behandelt ist. Ludwig Holberg, nach seiner eigenen und Albertus Thura's Angabe 1685, nach aller übrigen dänischen Biographen Angabe 1684 zu Bergen in Norwegen geboren, war der Sohn eines armen dänischen Soldaten, der sich lediglich durch seinen Muth und sein Talent zur Stelle eines Obersten emporgearbeitet hatte. Holberg's Vater starb, da der Sohn noch an der Mutter Brust lag und hinterließ ein ziemlich ansehnliches Vermögen, das aber durch eine nächtliche Feuerbrunst gänzlich vernichtet wurde. Nur einige Bauerhöfe blieben der Familie übrig; aber Holberg's Mutter hatte außer ihm noch sechs Kinder zu sorgen, und auch sie folgte bald ihrem Vatten im Tode nach. Verwandte nahmen sich nun der Erziehung des kleinen Ludwig an; er besuchte die öffentliche Schule in Bergen, zeichnete sich schon früh durch wichtige Einfälle aus und versuchte sich schon damals sogar in Satiren und Spottgedichten. Bereits im achtzehnten Lebensjahre bezog er die Universität von Kopenhagen und lag hier der Theologie, obschon er ursprünglich wenig Neigung zu ihr hatte, mit solchem Eifer ob, daß er schon nach Jahresfrist die vorchristenthümliche Prüfung ablegen konnte, worauf er eine Hauslehrerstelle in der Nähe seiner Vaterstadt bei dem Propst zu Vos antrat. In dieser ziemlich unbehaglichen Stellung blieb er ein Jahr lang, erhielt aber, weil er in seinen Erziehungsgrundsätzen mit der Frau Propstin nicht harmonirte, seinen Abschied. Hierauf legte er in Kopenhagen das sogenannte hohe oder große Examen ab und kehrte mit dem „Laudabilis", aber auch, wie er selbst bekennt, mit völlig geleertem Beutel nach Bergen zurück, wo er Hofmeister bei dem damaligen Vicebischof wurde, in welcher Stellung er ebenfalls nicht gerade auf Rosen gebettet war; kurz, Holberg machte, wie Brug bemerkt, „die auch bei uns noch nicht veraltete Misere eines armen Theologen" nebst allen Obianen redlich durch. Von jener Keiselust getrieben, wie sie vorzugsweise bei nordischen Männern angetroffen wird, und seiner bisherigen trostlosen Verhältnisse überdrüssig, beschloß er, in die weite Welt zu gehen, machte alle seine Habseligkeiten zu Geld, brachte alles in allem nicht mehr als 60 Thaler zusammen und schiffte sich mit dieser geringen Summe getrost nach Holland ein. Aber nach vierzehntägigem Aufenthalt in Amsterdam saß er auf dem Trocknen; seine Sprachkenntnisse, seine Talente, sein „Laudabilis" verschafften ihm bei den amsterdamer Kaufleuten, denen jeder Boordmann und Ausländer eine respectablere Person war, weder Achtung noch Stellung, und er ging nun, zur Wiederherstellung seiner erschütterten Gesundheit und weil er auch sonst nichts Besseres zu thun wußte, ins Bad nach Aachen. Von hier suchte er seinem Wirth, den er nicht bezahlen konnte, heimlich davonzugehen, man

setzte ihm nach und er wurde eingeholt, welche klägliche Begebenheit ihm, wie er selbst erzählt, noch eine lange Zeit hernach sowohl des Tags als des Nachts vor Augen schwebte. „Unzähligemal“, erzählt er in seinen Aufzeichnungen, „kam es mir im Traume vor, als wenn der Wirth mich abermals einholte und mich mit Gewalt wieder ins Haus zurückzöge.“ Auf welche Weise er sich mit seinem Wirth auseinandersetzte, wissen wir nicht, aber los kam er von ihm und wanderte in den elendesten Umständen wieder nach Holland, von wo er sich wieder nach Norwegen begab. Wie er dies möglich gemacht hat, ist schwer einzusehen, und sicherlich wird er es, um bei ganzlichem Mangel an Geld und sonstigen Hülfesquellen so große Reisen zu bewerkstelligen, mit der Moral, vielleicht auch mit der Ehre nicht sehr streng genommen haben. Ob er dann später, als er Rittergutsbesitzer und Kapitalist war, daran gedacht hat, seine Schulden und vielleicht noch Schlimmeres zurückzahlen, davon wissen wir auch nichts; jedenfalls sind aber seinem Volke und der Welt die Erfahrungen, die er auf dieser abenteuerlichen Fahrt sammelte, von dem beträchtlichsten Nutzen gewesen. Vielleicht kam ihm dabei auch sein mitleiderregendes knabenhaftes Aussehen zu statten, das ihm übrigens auch bis in seine spätern Jahre anhaftete. Denn als er einige Jahre nachher in London war und eines Tags in einem Wirthshaus eine Weife Taback schmauchte, kam dies einem londoner Bürger, der neben ihm Platz genommen, so wunderbarlich vor, daß er lachend ausrief: „The boy will smoke tobacco!“ Ja, noch 10 oder 11 Jahre später, zu einer Zeit, da er bereits Professor extraordinarius in Kopenhagen war, widerfuhr es ihm, daß sein Wirth in Paris einem Nachbar, der ihn um Holberg's Alter fragte, die Antwort gab: „C'est un garçon de dix-huit ans!“ Jener Prediger, der, nach Holberg's eigenem Bericht, ihm während seiner ersten Reise darüber Vortrönen erteilte, wie er als ein so klugjunger Mensch es wage, in der Welt herumzureisen, wird daher nicht wenig erstaunt gewesen sein, als Holberg ihn mit einer Flut von lateinischen Worten und Redensarten überschüttete und in Verlegenheit setzte. Voll Respekt rief da der Geistliche aus: „De Heer ist en Theologant, ik gratuleere Mynheer!“

In dem norwegischen Städtchen Christiansund gab er hierauf mit so großem Glück und Erfolg Unterricht in den Sprachen und namentlich im Französischen, daß er nach einiger Zeit ein Kapital von — 12 Reichsthalern beisammen hatte. Durch diesen Erfolg muthig gemacht, begab er sich wieder auf Reisen, diesmal nach London und von hier nach Oxford, wo er, um die Schätze der dortigen Bibliothek besser benutzen zu können, sich unter die Studenten einschreiben ließ. Auch unterrichtete er hier in Musik und Sprachen, galt für den besten Flötenbläser der Stadt und fand infolge seiner Talente wie seines liebenswürdigen Wesens fortwährend Schüler und Freunde, sodaß er, wenn auch nicht ohne Entbehrungen und Bedrängnisse, seine Existenz in Oxford wenigstens zu fristen vermochte. Für den Charakter der Engländer

gewann er, wie alle, die mit ihnen in nähern Verkehr traten, vorausgesetzt, daß sie ihr Vertrauen zu gewinnen wissen, was freilich nicht sehr leicht ist, hohe Achtung, die er später wiederholt offen ausdrückte. Mit Shakspeare's Werken soll er während seines Aufenthalts in England nicht bekannt geworden sein, auf welchen Punkt wir jedoch späterhin noch zu sprechen kommen werden. Er verweilte in Oxford ganze zwei Jahre, dann noch einige Zeit in London und ging von hier auf einem schwedischen Schiffe nach Kopenhagen, wo er den Studenten Vorlesungen hielt, die auch, weil er ihnen „einen rechten Schatz von ausländischen Seltenheiten“ in Aussicht stellte, sehr zahlreich besucht, aber nicht bezahlt wurden. Er erzählt selbst:

So bestand die einzige Frucht, welche ich von meiner Arbeit erntete, darin, daß diejenigen, welche meine Vorlesungen verlassen hatten, mich sehr tief grüßten, wenn sie mir auf der Straße begegneten, was zwar ein Zeichen der Dankbarkeit war, aber meiner Armuth doch nicht abhalf.

Glücklicherweise fand sich ein einflußreicher Mann, der Staatsrath Winding, durch den guten Ruf, den sich Holberg durch diese Vorlesungen doch erworben, betrogen, ihn für seinen Sohn Andreas, der einen Auszug nach Deutschland machen sollte, zum Reisebegleiter zu wählen. Aber schon in Dresden hatte diese Freude ein Ende; denn da der junge Winding hier bei einem schwedischen Edelmann Wohnung nahm, erhielt Holberg „auf das höflichste seinen Abschied“. Auf eigene Hand begab sich Holberg nun nach Leipzig, wo er mit einem dort studirenden Landmann fleißig die Vorlesungen der leipziger Gelehrten besuchte, „weniger zwar, wie er selbst bekennt, in der Absicht, etwas zu lernen, als vielmehr um sich im jugendlichen Muthwillen über Inhalt und Art des Vortrags lustig zu machen“. Hierzu gaben einige Professoren auch genügenden Stoff; so der Magister Stöffelius, der sich eines Tags große Mühe gab zu beweisen, „daß die Seligen im Paradiese mittags und abends gute Mahlzeiten haben würden“, und ein andermal im zierlichsten Latein eine Redenrede über seine Handschuhe hielt, die ihm den Tag zuvor von seinen Schülern entwendet worden waren“. Doch rühmt Holberg den deutschen Gelehrten nach, daß sie gegen Fremde überaus höflich und zuvorkommend seien, und so besuchte er denn auch die Mehrzahl der damaligen leipziger Gelehrten, darunter den Theologen Börner und den bekannten Mencke, von denen jener durch seine liebenswürdigen und geselligen Manieren und durch seine große und außerlesene Bibliothek, dieser als wigiger Kopf und als Herausgeber der „Scriptores rerum Germanicarum“ u. s. w. bei den Zeitgenossen wohlberufen war. Weniger zeigt sich Holberg von Thomasius befreundet, der „nur von der rauhen Jahreszeit, von der kalten Luft und andern alltäglichen Dingen sprach, indem er es wol nicht für nöthig hielt, mit einem so jungen Menschen von wichtigern Gegenständen zu reden“.

Wir übergehen seine weitem Schicksale in Kopenhagen und wenden uns zu seiner dritten großen Reise, zu der er sich dadurch in Stand gesetzt sah, daß er, der

inzwischen zum öffentlichen Lehrer an der Universität, wiewol ohne Gehalt, befördert worden, ein neu ausgeschriebenes Stipendium von 100 Thalern jährlich auf vier Jahre erhalten hatte. Er begab sich zu Schiffe nach Amsterdam und von da über Rotterdam und Antwerpen nach Brüssel, von wo er zu Fuß nach Paris wanderte. Und zwar bewerkstelligte er dies, wie seine ganze vierjährige Reise durch Holland, Frankreich und Italien ohne Paß, was in unserer Zeit gegen damals so großer Freiheiten berühmten und in manchen Stücken doch wesentlich unfreieren Zeit nicht möglich sein würde. Die ersten Monate verlebte Holberg in Paris, nach seinem eigenen Ausdruck „überaus philosophisch“; er bewohnte ein Stübchen in der Vorstadt St.-Germain, besuchte zwar die Promenaden, verkehrte aber sonst nur mit seinen eigenen Büchern, den Folianten der Bibliothèques Mazarin, in welcher damals namentlich nach dem Bayle'schen Wörterbuch eine so große Nachfrage war, daß sich die Studenten schon früh Morgens darum stritten und zankten, und mit seinem Hauswirth, der seines Handwerks ein Schneider, ein echter pariser Spießbürger und zugleich in seiner Art ein Original war, unwissend, neugierig und plauderhaft zugleich. Später wagte er sich mehr und mehr in die Gesellschaft und besuchte die königlichen Lustschlösser in der Nähe von Paris und namentlich die pariser Gerichtshöfe. Nachdem er in Paris anderthalb Jahre zugebracht, machte er sich auf den Weg nach Italien, theils zu Pferde theils zu Fuß Frankreich durchreisend, um sich dann in Marseille nach Genua einzuschiffen. Von hier begab er sich, ebenfalls zur See, nach Rom, wo er sich, obschon an den Folgen eines heftigen Fiebers fortbauend leidend, doch mit Eifer der Betrachtung der alten Kunstwerke und besonders dem mannichfachen Genuß des römischen Volkslebens mit Eifer hingab. Auch hatte er das Glück, daß gegen Neujahr 1716 eine Schauspielerbande zu ihm ins Haus zog, an deren Treiben er Studien machen konnte, die ihm später für seine Lustspiele reichen Segen eintrugen. Von Haus aus mäßig, war es ihm leicht, sich an die ökonomische Lebensweise der Italiener zu gewöhnen. Gleich zwei neapolitanischen Gelleuten, die neben ihm wohnten, kochte er selbst, was er mittags und abends speisen wollte, wozu ihm sein Wirth Fleisch, Wurzeln und Kräuter einkaufte, und obschon ihm diese ungewohnte Beschäftigung anfangs etwas peinlich war, brachte er doch bald seine Manestra so gut fertig wie irgendein Italiener. Nach sechsmonatlichem Aufenthalt in Rom begab er sich über Florenz, Turin, Lyon, Paris, Amsterdam und Hamburg wieder nach Kopenhagen zurück; wo er endlich (1718), „nachdem er gehörig ausgehungert und mürbe gemacht war“, in ein ordentliches Lehramt und damit zu einer für seine mäßigen Ansprüche und Lebensbedürfnisse ausreichenden Sicherheit des Unterhalts befördert wurde. Man übertrug ihm nämlich die Professur der Metaphysik, ihm, der eigentlich ein Gegner aller Philosophie und Metaphysik war, obschon er gelegentlich gesteht, „zuerst ein metaphysischer Bücher zu lesen, und die Metaphysik, wenn er

auch nicht weit darin gekommen sei, für eine Wissenschaft zu halten, „die einem Philosophen gar wohl ansteht“. Diese sonderbare Stellung zu der Wissenschaft, in der er unterrichten sollte, und seine freien Ansichten in Betreff der Religion erweckten ihm natürlich viele Widersacher, denn, wie Brug bemerkt, „die akademische Beschränktheit, vielleicht die dickköpfigste und widerwärtigste von allen, fühlt sich allemal von einem mit Furcht gemischten Unbehagen ergriffen, wo Männer von freiem Geiste und unabhängigem Charakter in ihre Nähe kommen.“ Doch zum Glück für Holberg wie auch wol für die Metaphysik wurde er schon nach Verlauf von zwei Jahren (1720) zu der seinen Neigungen und Fähigkeiten ungleich besser entsprechenden und überdies weit einträglicheren Professur der Bedesamkeit befördert, auch um dieselbe Zeit zum Beisitzer im Consistorium ernannt, wodurch ihm abermals, abgesehen von dem Ertrage seiner schriftstellerischen Arbeiten, eine Vermehrung seiner Einkünfte erwuchs, welche seine akademischen Gegner ihm vergeblich durch einen Proceß streitig zu machen suchten. Merkwürdig ist, daß er, der seit seinen Knabenjahren nie wieder poetische Auswandelungen verspürt hatte, ja, wie er selbst erklärt, „auch an dem schönsten Gedichte kein Vergnügen hatte finden können“, sich nun plötzlich der Dichtkunst zuwandte und durch seinen „Veder Paars“, seine Satiren und Komödien in einem Zeitraum von kaum vier Jahren sich zum ersten Dichter Dänemarks emporshawang.

Im Jahre 1725 trat er seine fünfte und letzte Reise an, und zwar nach Paris, wohin ihn namentlich das etwas abenteuerliche Project führte, einige seiner beliebtesten Lustspiele, die doch so ganz auf ein nordisches Publikum berechnet waren, in selbstgearbeiteten Uebersetzungen auf die französische Bühne zu bringen; Brug meint, es sei dies weniger der Eitelkeit Holberg's zuzuschreiben, als dem Wunsche, den Franzosen zu zeigen, daß auch ein Däne, einer jener Nordländer, die von den Parisern damals als complete Friben angesehen und in Italien für mißgestaltete Menschen „mit Schweinsaugen und mit ungeheuern bis an beide Ohren reichenden Mäulern“ gehalten wurden, etwas auf geistigem Gebiete zu leisten vermöge. Natürlich scheiterte das Project, wie Holberg meint, „an dem schlechten Geschmack des pariser Publikums“; doch trat er mit manchen Celebritäten des damaligen Paris in genauern Verkehr. Im Jahre 1726 kehrte er nach Kopenhagen zurück und ergab sich wieder seinen literarischen Beschäftigungen, jedoch mehr auf wissenschaftlichem als poetischem Gebiete, und als König Friedrich II., der die Entschung der dänischen Schaubühne wesentlich gefördert hatte und, mit Ausnahme der letzten Jahre, ein prachtliebender, feinsinniger Herr war, im Jahre 1730 gestorben war und der pietistische Christian VI. ihm nachfolgte, feierte seine Muse ganz, wogegen er, an literarische Thätigkeit gewöhnt, wol aber auch zu Erwerbszwecken, nicht aufhörte, umfangreiche historische Werke und unerschöpfliche moralische oder praktische Schriften zu Tage zu fördern. Seine „Unterirdische Reise des Niels Klim“ wagte er wenigstens nicht in dänischer Sprache zu schreiben

und in Dänemark drucken zu lassen. Sie erschien, in lateinischer Abfassung, 1741 zu Leipzig. Ein neues ganz entgegengesetztes politisches System — wie dies in rein monarchischen Staaten, die daher auch innerlich so oft den größten und vielfach verderblichen Schwankungen ausgesetzt sind, so häufig geschieht — trat sofort mit dem Regierungsantritt Friedrich's V. (1746) ein. Christian hatte die kopenhagener Bühne schließen lassen, Friedrich II., unter dem Schimmelmann, Moltke und Bernstorff Minister waren und der erklärte, daß er alle „fremde Herrnhuterei beseitigte“, verfügte schon im October 1746 ihre Wiedereröffnung. Doch fand diese erst im December 1747 und zwar in Anwesenheit des Königs statt, und Holberg erlebte noch die Genugthuung, daß sein „Politischer Ranngießer“ das erste Stück war, das in dem neuen Hause zur Aufführung kam.

Brug kommt nun auf einen Punkt zu sprechen, welcher dem alten Holberg viele Vorwürfe und Verdächtigungen zugezogen hat, auf die von ihm selbst nachgesuchte, ja fast erkaufte Erhebung in den Adelsstand. Die Entschuldigungen, mit denen Brug diese Handlung in ein besseres Licht zu rücken sucht, möge man in dem Buche selbst nachlesen; jedenfalls glauben wir ihm gern, daß Holberg „trotz Barocke und Adelswappen niemals ein Höfling gewesen noch geworden“. Holberg selbst verteidigte sich gegen seine Ankläger unter anderm mit den Worten:

Im übrigen ist meine Standeserhöhung aber auch eine solche, die einem Gelehrten, wenn man mich anders zu den Gelehrten rechnen will, auch sehr wohl zukommt; man müßte denn etwa glauben, daß einer, der die Geschichte, das Staatsrecht und die Sittenlehre vorträgt, nicht geeignet sei, eine höhere Würde zu bekleiden, und daß Rang und Titel lediglich solchen Personen zukommen, die in gewissen andern Collegien sitzen, wo man Rechnungen nachsieht, Auszüge aus Witzschriften macht und Formulare abschreibt.

Gerade an einem Uebermaß von Bescheidenheit scheint uns Holberg allerdings nicht gelitten zu haben; aber was seine Ankläger betrifft, so mögen sich darunter manche befunden haben, denen eine gleiche Erhöhung recht willkommen gewesen wäre, hätten sie sich nur in der Lage befunden, sie durchzusetzen. Es ist einmal eine leidige Thatsache, daß in europäischen Ländern, wo diese Sucht in aller Weise von oben her gepflegt wird, die Menge vor Titeln, Würden und Orden größern Respect hat als vor dem unbetheilten Talent und Verdienst, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht hat man die Frage aufgeworfen, ob Goethe, wenn er nicht Minister, ob Herder, wenn er nicht Konsistorialpräsident, ob Schiller, wenn er nicht Hofrath und zuletzt sogar wie jene in den Adelsstand erhoben worden wäre, ob selbst Alexander von Humboldt ohne die mit bevorzugter Geburt sich verknüpfenden Vortheile es wirklich zu ihren europäischen Erfolgen gebracht haben würden. Wir lassen diese Frage auf sich beruhen; nur so viel ist anzunehmen, Holberg werde häufig genug die Erfahrung gemacht haben, daß man dem spätern Baron Holberg die äußern Zeichen der Achtung nicht schuldig blieb, die man dem frühern „Komödienschreiber“

Holberg glaubte versagen zu dürfen. Hiermit steht seine eigene Klage, daß seine Schriften nach dieser Zeit „nicht mehr den Beifall hatten als vorher“, vielleicht nicht so im Widerspruch als es scheint. Holberg hatte seine Widersacher hauptsächlich unter dem Adel, der ihn zum Theil als einen Eindringling betrachtete, und unter den Vertretern von Wissenschaft und Literatur, die allerdings eine einflussreiche Clique gegen ihn gebildet haben mögen. Noch wahrscheinlicher ist es uns aber, daß seine Stücke durch zu häufige Vorstellungen einen großen Theil ihrer Anziehungskraft für das Publikum verloren hatten; auch schrieb er in späterer Zeit vieles Schwache, und um sich dies nicht gestehen zu müssen, schob er die zunehmende Rauheit gegen seine Stücke auf den äußern Umstand, daß er durch seine Erhebung in den Adelsstand Antipathien gegen sich nach gerufen habe, also auf die Bosheit seiner Widersacher.

Ein anderer und schlimmerer Vorwurf richtete sich gegen seinen angeblichen Geiz. Nun wird sich zwar ziemlich bei jedem Künstler und Dichter in einem gewissen Lebensstadium, wo das bloße Renommée seinen Reiz zu verlieren anfängt, der Wunsch einfinden, irgendetwas als äußern Lohn seiner vieljährigen Mühen und Arbeiten sein nennen zu können, und es ist dies ein Wunsch, und ein Streben, die sogar zur moralischen Pflicht werden, wenn man Haupt einer Familie ist. Aber der bloß zusammenstreichende Geiz ist gerade das Paster, welches einen Künstler und Dichter, zumal einen Junggefallen, am meisten verunziert; denn der Geiz ist die Unpoesie an sich, nicht bloß einfache Prosa, sondern complicirt schamzige Prosa. Holberg selbst zwar beruft sich auf seine ihm angeborene Mäßigkeit im Essen und Trinken, die sogar zu dem lächerlichen und verleumderischen Gerücht Anlaß gab, er habe sich zuletzt nicht nur die Nahrungsmittel zuwiegen, sondern sich selbst vor und nach Tische wiegen lassen, um ja sicher zu sein, daß er die vorgeschriebene Diät nicht überschritten! Indes diese Mäßigkeit und Nüchternheit findet man eben bei allen, welche Neigung zum Geiz haben und daher jede ihrer Ausgaben auf Heller und Pfennig berechnen. Um nun diese Verdächtigung, daß er geizig sei, zu Schanden zu machen, wendete er, wie er selbst sagt, etwas auf seine Kleidung und verschiedene andere Dinge, die ihm „keine Beschwerlichkeit“ verursachten. Jedemfalls scheint ihm die Vermehrung seines Vermögens, das er in seinem Testament der Ritterakademie zu Sorde vermachte, mehr am Herzen gelegen zu haben, als es für einen Dichter und Vertreter geistiger Interessen geziemend ist. Sein Vermögen lag während seines Lebens brach, und so hat er sich die gerade einem Manne in seiner Stellung sich so häufig darbietenden Gelegenheiten, seinen Mitbürgern und darbedenden Jüngern der Wissenschaft Gutes zu thun und die Menschen durch gemeinnützige Handlungen mit seinen Schwächen zu versöhnen, wie es scheint, leider nur zu sehr entgegen lassen. Testamentarische Schenkungen eines alleinstehenden vermögenden Mannes sind nur sehr uneigentlich unter die Handlungen werththätiger Menschenliebe zu rechnen, da sie sehr häufig aus

Brunkfucht hervorgehen und mit keinerlei persönlichem Opfer seitens des Schenkenden verbunden sind. Brug erinnert hierbei in sehr interessanter Weise an Hippel. Er sagt:

Auch Hippel zeigt eine Art von Janusgesicht, ein lachendes als Dichter, und ein anderes, gesuchtes von niedrigen Leidenschaften, von Stolz, Haß und tückischer Verstellung im praktischen Leben. Wie Holberg, so arbeitete auch Hippel aus einer niedrigen, gebrühten Jugend durch eine Beharrlichkeit, fest wie Eisen, sich gleichfalls zu einer einflussreichen angesehenen Stellung und dem Besitz eines bedeutenden Vermögens empor. Auch er, in seinen Schriften die Menschenliebe, die Gemüthlichkeit, der alles verklärende Humor selbst, war im Leben schroff, menschenfeindlich und habgierig. Auch er als Schriftsteller der berebete Anwalt der Ehe, der begeisterte Lobredner der Frauen (was man übrigens von Holberg nicht wohl sagen kann) und jeder edelen häuslichen Freude führte in Wirklichkeit, wie Holberg, ein einsames, freudloses Hagestolzenleben. Ja, um die Parallele vollständig zu machen: auch Hippel ließ sich endlich in den Altesstand erheben, nachdem er so oft die Einsamkeit der Standesererbtheil verpörrt und das entsetzliche Weh, das sich aus ihnen entwickeln kann, mit so schmeiender Wahrheit geschildert hatt.

Brug sucht zwar die Parallele zu Gunsten seines Liebings zu wenden; ob und inwiefern ihm dies aber gelungen, mögen die Leser seines Werks selbst sich sagen, obgleich es ihm geglückt ist, manche menschlichen Entschuldigungsgründe beizubringen und Holberg wenigstens von einigen der größten Anklagen und Verleumdungen zu reinigen.

Noch muß Holberg's Verhalten zu dem weiblichen Geschlecht in Betracht gezogen werden, da es auf die Rolle, welche die Frauen in seinen Komödien spielen, sicherlich nicht ohne Einfluß war. Holberg gesteht, daß er im Umgange mit Frauen größeres Vergnügen gefunden habe, als in dem mit Männern. Dieses Gesändniß dürfte ihm vielleicht sofort die Sympathien unserer Leserinnen gewinnen; aber sie dürften sich sehr enttäuscht finden, wenn sie die Gründe erfahren, die ihn veranlaßten, den Frauen diesen Vorzug einzuräumen. Er besuchte die Frauen, wie er selbst gesteht, nur zu dem Zweck, um sich von seinen angestrengten Arbeiten in Gesprächen zu erholen, „die kein Nachdenken erfordern“. Er fährt fort:

Habe ich mir durch gar zu fleißiges Lesen und Nachdenken Kopfschmerzen zugezogen, so besuche ich niemand lieber als die Frau N. N., die mir nichts anderes erzählt, als was sie heute gespeißt, wie viel Eier die Hühner in der letzten Woche gelegt und andere dergleichen Dinge; wodurch der Kopf nicht angegriffen und wobei keine Aufmerksamkeit erfordert wird.

Ein andermal sagt er, er meide darum Männergesellschaften, weil ihm da entweder ein Glas Wein oder eine Pfeife Taback angeboten werde, was beides nicht nach seinem Geschmack sei. „in den Damengesellschaften dagegen (fährt er fort) trinke ich Thee und Kaffee und unterhalte mich von lauter harmlosen Dingen, was mir in meinen müßigen Stunden das Liebste ist.“ Holberg gehörte zu der Zahl der sehr wenigen Dichter, in deren Lebensgeschichte nirgends die leiseste Spur eines verliebten Abenteuers oder einer zärtlichen Neigung für irgendeine Schöne zu finden ist. Aufrichtig gestanden, halten wir dafür, daß Holberg eine zu selbstfüchtige, berechnende Natur gewesen, um der Liebe fähig gewesen zu sein, die, vorüber-

gehend oder dauernd, sinnlich oder geistig, in einer oder der andern Weise eine volle Hingabe an den geliebten Gegenstand und Opfer und Beschränkungen des eigenen Ichs verlangt. Mit der Liebe zu einem so kalten Object wie das Geld gehen wahre Freundschaft und Liebe schwer Hand in Hand. Darum tadelt auch A. W. von Schlegel nicht mit Unrecht an Molière's „Geizigen“, daß er Harpagon als verliebt darstellt. Holberg war nun sicherlich kein Harpagon; aber die Geld- und die Bequemlichkeitsliebe scheint bei ihm doch in ziemlich starkem Grade ausgebildet gewesen zu sein.

Holberg genoß die Vortheile und Ehren seiner Standeserhöhung, die ihm freilich auch, wie wir gesehen haben, manche bittere Erfahrungen und Anfeindungen zuzog, nicht sehr lange. Brug schließt die interessante Darstellung seines Lebens mit den Worten:

Endlich, erschöpft von seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die er fast bis zum Tage seines Todes fortsetzte, gesättigt von Reichthum, Ruhm und weltlicher Ehre, mußte auch er der Natur ihren Tribut zahlen; er starb 70 Jahre alt, in der Nacht des 28. Januar 1754. Sein feierliches Begräbniß fand erst beinahe ein volles Jahr später mit großem Gepränge statt: er liegt begraben in Sørø, neben der Ruhestätte des Bischofs Absalon, des Zeitgenossen Waldemars des Großen, des Vönners des Sars Grammaticus, der ebenso der größte mittelalterliche Schriftsteller Dänemarks war (wenn auch in fremder Sprache) wie Holberg der größte unter seinen neuern Schriftstellern.

Den vierten Abschnitt des Werks, der über Holberg's wissenschaftliche Werke handelt, können wir hier füglich übergehen; er zeigt uns Holberg allerdings von einer jetzt noch wenig gekannten Seite, aber gerade diese war die vergänglichste an seinem literarischen Wirken. Geklagt net kann dabei nicht werden, daß auch seine geschichtlichen und wissenschaftlichen Werke manche verständige Bemerkung enthalten, und daß sie, namentlich aber seine „Vermissen Briefe“, soweit sich aus der gut stillirten Uebersetzung der von Brug citirten Stellen erkennen läßt, in einem bessern und reinern Dänisch geschrieben waren, als irgendein deutscher Gelehrter damals deutsch zu schreiben wußte. Doch das läßt sich schon aus der Diction seiner Lustspiele schließen, denen Deutschland damals nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen hatte und im Grunde in dieser Gattung gleich Lückiges bis auf den heutigen Tag nichts zur Seite zu stellen hat.

Wir gehen zu dem fünften Abschnitt über, der über Holberg's poetische Werke handelt, mit Ausschluß der lateinischen Epigramme und der wenig bedeutenden „Moralkaffe Fabler“, denen Brug bereits im vierten Abschnitt einige Worte gewidmet hat. Auch bei der komischen Epopöe „Peder Vaars“, bei „Nicolai Klimii iter subterraneum“, bei den „Satiren“, „Verwandlungen“ und den kleinern Stücken, welche in Holberg's „Mindre poetiske Skrifter“ enthalten sind, brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten. „Peder Vaars“, an dem die Dänen noch jetzt einstimmig den leichten gefälligen Fluß der Sprache rühmen, hat zwar für die Dänen einen hohen Werth, indem es überhaupt das erste lesbare Gedicht war, welches die dänische Literatur aufzuweisen hatte und weil

darin die dänische Sprache sofort in feste Regeln gebannt erschien; aber die darin behandelten Verhältnisse sind zu specifisch dänisch und die angebrachte Maschinerie von Göttern und Göttinnen und andere burleske Hülfsmittel zu veraltet, als daß die Modernen und namentlich Nicht-Dänen besondern Geschmack daran finden könnten. Dasselbe gilt von „Niels Klim's unterirdischer Reise“, obgleich dieser allegorisch-moralische Roman seinerzeit unter Holberg's Producten das berühmteste war und auch am häufigsten in fremde Sprachen übersetzt wurde. Aber wie Holberg in diesem für uns kaum noch genießbaren Product seiner Landessprache den Abschied erteilt hatte, so hatte er darin auch das Gebiet des Natürlichen und Volksthumlichen, auf dem er sonst so Bedeutendes leistete, fast völlig verlassen. Eigentlich Mittelmäßiges konnte nun freilich Holberg nicht wol schreiben, eher Versüßtes und Geschmackloses, wo er eben dem falschen Geschmack der Zeit zu sehr huldigte, und so wird auch „Nikolaus Klim“ dem eigentlichen Literaturforscher, um danach den Geist und Geschmack jener Zeit beurtheilen und bestimmen zu können, immerhin von Werth und Interesse sein.

Den Lustspielen Holberg's, die ihm in der dänischen und europäischen Literatur jedenfalls eine bleibende und eigenthümliche Stelle sichern, hat Prug eine gründliche Abhandlung gewidmet, die reich ist an interessanten Gesichtspunkten im allgemeinen, wie an lehrreichen und fruchtbaren Beobachtungen über das Komische, dem Prug mit Recht eine ebenso hohe Stellung anweist als der ernsten Dichtung. Mit einer gewissen klafften Vorurtheil wird zwar jetzt von manchem eine nasenrumpfende Nichtachtung und Geringschätzung der komischen Muse affectirt, während es doch eigentlich gar keines Beweises dafür bedürfen sollte, daß ein komisches Gedicht, in welchem irgendein lehrreicher Gedanke in angemessener plastischer Form und in geistreicher Weise behandelt und ausgesprochen worden ist, nicht deshalb, weil es eben ein komisches ist, geringer geschätzt zu werden verdient als ein ernstes; gibt es doch Stoff an Lebensbeobachtungen, Tendenzen und Gedanken genug in der Welt, der sich gar nicht anders behandeln läßt als in komischer Form. Wir können uns nicht versagen, hier eine Stelle mitzutheilen, in der sich Prug über die hohe Bedeutung des Komischen äußert. Nachdem er die Komik als die vollendete Selbstgewißheit des Geistes und als die friedliche Auflösung und Verklärung der widerspruchsvollen Welt bezeichnet hat, fährt er fort:

Es folgt daraus von selbst, daß die Komik nicht, wie man zu sagen pflegt, nur so am Wege liegt: vielmehr haben wir jene göttliche Heiterkeit, deren Tochter sie ist, als die letzte, reife Frucht der ganzen Bildung, die äußerste und höchste Entwicklung des menschlichen Geistes zu erkennen. Und dies sowohl bei einzelnen Individuen als bei ganzen Völkern, weshalb denn auch immer die Komik die letzte und späteste Blüte eines Volkes ist. Ja, es gibt Völker und Literaturen, welche hingerufen sind, bevor ihnen die köstliche Frucht der Komik überhaupt gelächelt oder wenigstens, bevor dieselbe ihre volle Reife, ihre ganze prächtige Fülle gewonnen hatte. Ueberhaupt ist letzteres, streng genommen, in der ganzen Geschichte der Poesie nur einmal, nur in dem Lande, wo der Tempel des Dionysos aufgerichtet stand,

nur in Griechenland, und auch hier nur in der attischen alten Komödie der Fall gewesen. Selbst Euripides, Sophokles und Kallipolis, die eine ähnliche Stellung auf der Grenzmark der mittelalterlichen und modernen Zeit einnehmen, wie Aristophanes die Vollerfüllung und mit ihr den Untergang der Alten Welt bezeichnen, können schon als vereinzelte Erscheinungen den Vergleich mit jener Zeit nicht aushalten, da die alte Komödie, trotz aller ihrer Unabdingbarkeit, in Athen doch legitim war, da der Chor der Mitter, der Weepen die Bühne beschränkt und die entzückten Richter dem Verfasser der „Frosche“ den Olivenzweig darboten. Nichts da von hässlicher Wißerei, von unglücklichen Liebespaaren, geprellten Eheleuten, unverschämten Verschäfften! Ein Spiegelbild war es des großartigsten, öffentlichen Staatslebens, eine Kritik des gesammten volkshümlichen Daseins in Politik, Religion, Literatur, immer frisch, immer witzig, immer erfundungsreich, stets ohne Schamung und doch niemals ohne Poesie.

Freilich dauerte diese Herrschaft des Komischen selbst in Athen nicht lange, denn:

nur zu bald zog sich die Komödie aus jener großartigen öffentlichen Sphäre in die niedere Kreise des Privatlebens, die dürftigen Intriguen der Familienwelt zurück, und dieselben Dreier, auf denen vor kurzem noch zu unaussprechlichem Ergötzen des gesammten attischen Volks der Wursthändler Kleon agirt hatte, mußten bald darauf die verschmierten Schlägen, die geschnittenen Alten, die gewinnstüchtigen Betrüger der mittlern und neuern Komödie tragen.

In Betreff der interessanten Bemerkungen von Prug über die Wanderungen der Komödie aus Griechenland nach Rom und durch die *Commedia dell'arte* (die bekannte Sammlung von Gherardi „Le théâtre italien“ ist von Holberg nachweislich stark benutzt worden) und durch die französische Komödie hindurch nach Kopenhagen müssen wir auf das vorliegende Werk selbst verweisen. Jedenfalls war es für Holberg ein Glück, daß er in Kopenhagen nicht schon hoch entwickelte oder abgelebte Theaterverhältnisse vorfand, sondern daß das 1720 in Kopenhagen gegründete Theater, wie man fast sagen möchte, recht eigens für ihn geschaffen wurde. Es war kein ausgezogener Boden, den er zu bebauen hatte, sondern Urboden, und seiner eigenen Ursprünglichkeit kam ein ebenso ursprüngliches, unverdorbenes oder doch durch raffinierte Theatergenüsse unverdorbenes Publikum mit frischster Empfänglichkeit entgegen. Prug bemerkt:

Für die erregten Nerven und den überfüllten Gaumen eines heutigen Publikums erscheint diese Speise allerdings häufig zu einfach und zu wenig gewürzt; bei uns sind es gerade umgekehrt Ueberraschungen, je toller je besser, was wir vom Dichter verlangen; wir wollen von einem Effect in den andern gerissen werden, ja selbst Wahrscheinlichkeit und gesunden Menschenverstand geben wir willig preis, wenn wir dafür nur von Effecten gehörig durchgeschüttelt und gerüttelt werden, und wenn wir nur bei der ersten Scene nicht wissen und ahnen können, was die zweite bringen wird.

Den Holberg'schen Stücken aber, aus denen übrigens die Verwandtschaft des dänischen Volks mit dem deutschen sehr klar hervorleuchtet, rühmt er nach:

Der Spiegel, den Holberg seinen Landeleuten entgegenhielt, war so treu, daß die Nation sich sofort darin erkannte, der nationale Boden, in den Holberg seine Dichtungen versenkte, so fest und dem Bedürfnis so entsprechend, daß sich sofort das Gebäude einer wirklichen dänischen Nationalliteratur darauf erheben konnte.

Prug rühmt ferner Holberg nach, und mit vollkommenem Recht, daß er die wahre Substanz der Sittlichkeit schlecht-

hin nie verlegt habe; er habe keinen Begriff, keine Abzünung von dem leichtfertigen Spiel mit Eid, Treue, Pflicht, das heutigen Tags auf und außer der Bühne so häufig getrieben werde. Es ist richtig, daß den modernen Lustspielen, wenige ausgenommen, meist aller ethische Gehalt fehlt, daß darin die heiligen Sagen des Familienlebens und alle Respectverhältnisse oft in ganz frevelhafter Weise untergraben und verspottet werden, und es ist ebenso richtig, daß Holberg, wo er die Zerrütungen des Familienlebens, Ehebrüche u. s. w. berührt, wenigstens nie damit die Absicht verbindet, sie zu beschönigen oder gar reizend zu finden, wiewol er dann freilich in etwas plumper Weise mehr das Lächerliche als das Unnütliche darin hervorzuheben liebt. Aber eine tiefere Ethik vermögen wir in seinen Stücken doch nicht zu finden. Er lehrt bloß rein praktische Moral, ohne höhere Gesichtspunkte. Er lehrt z. B.: kein Dummkopf zu sein und sich nicht betriegen zu lassen, nicht den Franzosen nachzuahmen, weil man sich dadurch nur lächerlich mache, sich nicht dem Trunk zu ergeben, sich nicht über seinen Stand erheben zu wollen: denn, meint Holberg (der sicherlich eher alles andere als ein Demokrat war) im „Jeppe vom Berge“, wenn Bauern und Handwerkerleute sich der Herrschaft bemächtigen wollten, so würden bald Tyrannen die Obrigkeit verdrängen und jedes Dorf seinen Nero haben. Die Moral seines Lustspiels „Der erste Jani“ ist übrigens schon früher bestritten worden, und Brus hat es für seine Pflicht und sicherlich auch für seine Uebersetzung gehalten, seinen Liebling gegen diese Beschuldigungen in Schutz nehmen zu müssen: er meint, daß wenn ein solcher Einfaltspinsel und Gaudieb wie Niels Osfendorp von andern noch größern Gaudiebn geprellt werde, dies nichts Weinliches mehr habe. Nur ist das Schlimme, daß diese größern Gaudiebn ungestraft ausgehen und den Gewinn ihrer abscheulichen Betrügereien, Uebersetzungen und Gaunerreien ruhig in die Tasche stecken, ohne daß die Remesse sie ereilt. Von irgendeiner alle mit gebührendem Maßstabe messenden Gerechtigkeit ist da keine Rede. Die Moral bleibt mithin immer keine andere als die: wenn du mit einem tölpelhaften Taugenichts zu thun hast, so betrüge und bestichle ihn wie du kannst! Ueberhaupt hat Holberg das häßliche Lust der Schadensfreude, daß in den Menschen leider ohnehin nur zu tief wurzelt, und das Vergnügen an der Ueberlegenheit bloß pflücker Leute, z. B. seiner verschämigten Bedienten, über die Einfalt nur zu häufig als Hebel der Komik benutzt.

Merkwürdig ist, daß Holberg ernstlich sich mit der Frage beschäftigte, ob die Geschlechtsliebe, die in unsern modernen Lust-, Schau- und Trauerspielen ein ungebührliches Uebergewicht behauptet, sich nicht völlig vom Theater verbannen lasse und ob es nicht möglich sei, Stücke und namentlich Lustspiele zu schreiben, in denen gar keine Verliebten, ja nicht einmal Frauenzimmer auftreten, und er hat diesen Versuch wirklich in seinem dem Plautus nachgeahmten Lustspiel „Abracadabra oder das Hausgespenst“ ausgeführt. Bekanntlich sprach auch Heinrich von Kleist einmal den Einfall aus, ob es nicht besser sei, das weibliche

Geschlecht ganz aus dem Theater zu verbannen, da es den Dichter, der für die Bühne schreibe, verderbe und zu Rücksichten nöthige, welche dem Charakter und dem Ernst der Stücke nicht angemessen seien. So etwas läßt sich freilich in einem Augenblick übler Laune eher aussprechen als ausführen. Im übrigen spielt auch sonst die Liebe in Holberg's Stücken eine sehr untergeordnete Rolle. Die Liebhaber sind meist sehr einfache ehrliche Jungen, die nicht viel Worte machen und geradezu auf ihr Ziel, die Heirath, lossteuern, die Liebhaberinnen ebenfalls einfach und unbedeutend, ohne alle Sentimentalität und Affectation. Die Ehefrauen erscheinen bei Holberg meist plump, roh und gemein; überhaupt schildert er die Frauen, im Gegensatz zu Gröphius, nur selten von ihren liebenswürdigen Seiten. Zu den Ausnahmen gehört etwa die Wöchnerin in dem Lustspiel „Die Wochenstube“, während in den übrigen Weibern, die sie zu besuchen kommen (darunter auch ein paar verhungerte adeliche Damen), mit bewundernswerther Biegsamkeit der Auffassung und in ergößlichster Weise eine Minderart aller nur immer möglichen weiblichen Unarten aufgerollt wird. So gern der Dichter, wie wir gesehen haben, gerade Frauengesellschaften besuchte, so hat er doch offenbar dem weiblichen Geschlecht nur eine sehr niedrige Stufe auf der Leiter der Creaturen angewiesen.

Unter den mehr als 30 Komödien, welche Holberg verfaßt, hat Brus außer dem eben genannten Lustspiele noch dem „Politischen Kannegießer“, dem „Jean de France“, dem „Don Manudo de Colibrados“, dem „Jeppe vom Berge, und der literarischen Komödie „Alfios von Ithacia“ in seinen literarisch-historisch-kritischen Erörterungen die meiste Aufmerksamkeit geschenkt. Der berühmte und in seiner Art wirklich vortreffliche „Politische Kannegießer“ verdient schon deshalb vorzugsweise Beachtung, weil Holberg sich hier ganz seiner eigenen Erfindungskraft überlassen hat, wenn er auch für einzelne Scenen und Reden fremde Muster, z. B. das „Théâtre italien“ benutzt hat. Zwar hat W. F. Suhm den Nachweis zu führen gesucht, Holberg habe dabei ein Stück von St. Goretmont „Sir Politic“ vor Augen gehabt; aber nach Mählel hat Holberg dieses Stück allem Vermuthen nach gar nicht gekannt; auch hat Holberg selbst die Erfindung seines Lustspiels als sein ausschließliches Eigenthum in Anspruch genommen. Von besonderm Interesse ist noch der „Alfios von Ithacia“, welchen Brus mit Fied „als das Juwel der Holberg'schen Dichtung und überhaupt als eins der ausgezeichnetsten Lustspiele aller Zeiten, angewandt von echt artistophanischem Geiste“, bezeichnet. Es war unmittelbar gegen die „Lust Comödie“ gerichtet, gegen die ungeheuerlichen Staatsactionen und Zauberstücke, welche die herumziehende Quoten'sche Bande aus Deutschland („Kandärlacher“ nennt sie Holberg einmal) von Zeit zu Zeit den Kopenhagenern vorführte. Brus sagt mit Recht:

Es ist unmöglich, mit beschreibenden Worten einen Begriff zu geben von der vollen Lustigkeit, dem vollen bacchischen Uebermuth dieses Stücks, das sich endlich, unter lauter Tollheit, Rederei und Jubel auf eine Höhe steigert, wo selbst die dramatische Form nothwendig zerreißen muß und die Selbsternichtung der Komödie gerechtfertigt erscheint.

Man kann der Kopenhagener Bühne nur dazu Glück wünschen, daß sie damals noch im Stande war, ein solches Phantasiegebäude tollen Uebermuths und Wiges zu tragen; es wurde wirklich aufgeführt, und zwar gereicht dies Stück, wie Holberg selbst bemerkt, „nicht weniger dem gemeinen Mann, der bei moralischen und kritischen Stücken zu gähnen pflegt, als dem Vornehmen selbst zum Ergötzen“. Offenbar ist dieses Lustspiel zu den satirisch-literarischen Lustspielen, wie man sie Tieck und der romantischen Schule verdankt, Anlaß und Vorbild gewesen; doch hat keins derselben das alte Holberg'sche erreicht, auch nicht Grabbé's übermüthiges Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, das in Witz und Laune schwerfälliger, persönlicher und minder harmlos erscheint.

Wenn ich selbst von den Eindrücken, welche die Lectüre der von Brug bearbeiteten Holberg'schen Stücke auf mich gemacht hat, Rechenschaft geben soll, so werde ich von meinem Standpunkt Folgendes zu bemerken haben: Will man Holberg einen Dichter nennen, so wird man den Begriff Dichter freilich in etwas niedrigem Sinne auffassen müssen; denn Holberg erhob sich in seinen Stücken fast nie über das Niedrig-Komische. In dieser Gattung ist er freilich unerschöpflich erfindend und unübertroffen, außer von Schakpeare, wo dieser in das Gebiet des Niedrig-Komischen hinabsteigt, in dem er jedoch niemals lange verweilt, während Holberg darin seinen bleibenden Aufenthalt hat. Und selbst die niedrig-komischen Figuren Schakpeare's haben doch immer noch ein höheres poetisches Element in sich, was sie von innen heraus durchleuchtet. Lyrische Anschwellungen tieferer Empfindung fehlen Holberg gänzlich, weshalb er auch die verächtliche Komödie verschmähte und verachtete. Aber an Witz und Laune (den Humor hinweggedacht, obschon sich auch von diesem einzelne flüchtige Spuren bei Holberg finden, von dem bloß phantastischen ironisirenden Humor sogar ein ganzer Vorrath im „Ulysses von Ithacia“) und an Menschen- und Lebenskenntniß steht der dänische Dichter, wie wir meinen, dem britischen gleich. Dabei bleibt er mehr bei der Sache als dieser und vermeidet alle bloße Spitzfindigkeiten und alle Wortspiele, die nur um ihrer selbst willen da sind. Am besten ist Holberg wol jenen holländischen Genremalern zu vergleichen, die es liebten, Wirthshaus-scenen, Brüdgeleien, Trunkenheiten, das bunte Treiben auf Kirchmessen und Märkten u. s. w. in greller Wahrheit darzustellen. Holberg lebte in einer Hauptstadt, die aber, wie auch so manche sich selbst mit dem Prädicat „groß“ brüstende deutsche Stadt noch jetzt, äüßerst kleinbürgerlicher Natur war, wo in den mittlern Schichten bei vieler Ostentation Kleinräumergeiß, Beschränktheit, Neid und Klatschsucht, in den untern Ständen, wie dies namentlich in Seestädten der Fall, Völlerei und rohe Genußsucht nebst allen damit verbundenen Erscheinungen vorherrschten. Aus diesen Ständen — denn in die höhern versieg er sich selten — und aus der Klasse tölpelhafter Bauern und Pachter nahm er seine Charaktere; diese wollte er unterhalten und auch wol bessernd auf sie wirken, indem er ihre Unarten schilderte, ohne sie auch nur durch einen Winkelschick zu ver-

schönern. Nun freilich entsteht hier die streitige Frage, ob man die Menschen mehr dadurch bessert, daß man ihnen ideale Charaktere vorführt, oder dadurch, daß man ihnen die Menschen zeigt wie sie sind. Für die erstere Ansicht spricht manches, wenn sich nur nicht mit diesem Idealisiren so oft ein absolut Unwirkliches, ein täuschendes Schein- und Wrausenwesen verbinde, wenn diesen idealen Gestalten nur nicht so oft Vorstellungen und Worte in den Mund gelegt würden, die dem Volke unfassbar sind. Goethe klagte einmal selbst darüber, daß sein König Thoas sprechen müsse, als ob kein Weber in Apolda hungere; daraus folgt denn auch, daß kein apollinischer Weber jemals diesen Goethe'schen Thoas verstehen wird; die Sprache, in der dieser spricht, ist ihm fast so fremd wie das Polnische. Allerdings dichtete Goethe seine „Iphigenia“ nicht für Weber; aber will man diese armen Leute beharrlich von allen bildenden Einwirkungen der Poesie ausschließen und absperren? Und sicherlich kann eine Tochter aus dem Volke aus dem Geplauder der Holberg'schen Frauen mehr Warnungen und praktische Lehren für ihr Wohlverhalten entnehmen, als aus den Monologen der Schiller'schen Jungfrau. Leider ist es meist das Los der Satiriker und komischen Schriftsteller, daß sie der Menschheit Dienste leisten, die nur zu gering geschätzt und zu bald vergessen werden. Den einen Vorzug wird man der komischen Poesie nicht in Abrede stellen können, daß sie meist viel weniger schmeichelt, täuscht und lügt, daß sie meist ehrlicher ist als die pathetische; denn der Idealismus der Letztern ist nur zu oft wie der Blittersaat der Schauspieler, die, wenn sie ihn abgelegt haben, nicht selten als die ordinärsten Leute dastehen. Ueber den Nutzen der Komödie, mithin auch der komischen Poesie überhaupt, hat sich übrigens Holberg selbst in einer der Ausgabe von 1723 vordruckten Abhandlung ganz verständlich ausgesprochen und Grundsätze darin aufgestellt, die er selbst in seinen Komödien getreulich beobachtete, weshalb sie auch, diesen Grundsätzen gemäß, ebenso lehrreich als unterhaltend sind.

Der Dialog ist in den Holberg'schen Stücken durch seinen Fluß, seine Schlagkraft, Präcision und Lebendigkeit in der That bewundernswerth und echt dramatisch und es ist von ihm viel zu lernen; dagegen steht die Composition auf einer sehr niedern Stufe. Die Leute kommen oft, man weiß nicht warum, sie gehen, man weiß nicht warum, und sie erscheinen wieder, man weiß nicht warum. Manches erinnert noch an die improvisirte Komödie, so wenn es einmal im „Ersten Juni“ als Fingerzeig für die agierenden Schauspieler im Warenause heißt: „Ein jeder kann sprechen, was er will“, oder in der „Wochenstube“: „Sie erzählen die Geschichte beide zugleich, aber in einem andern Stil.“ Ueberhaupt werden wol die Schauspieler manche Lücken in den Holberg'schen Komödien durch Improptus ausgefüllt haben, wozu ihnen Gelegenheit genug gegeben war. Von der kunstlosen Behandlung zeugen auch die oft sehr unmotivirten Aeschlüsse: ein heutiges Publikum würde, wenn es ein Holberg'sches Lustspiel in seiner ursprünglichen Form mitansähe, oft sehr verwundert sein, wenn plötzlich der Vorhang fiel, ohne daß einzu-

sehen ist warum. Auch den rohen Effectmitteln der alten Volkskomödie und namentlich der italienischen begegnet man häufig; Ohrfeigen werden überreichlich ausgetheilt; dieputirende Doctoren oder Advocaten fassen sich zum Schluß an der Brust oder an den Haaren; man steckt Einsaltspinsel auf der Bühne in ein Faß oder einen Wehlack u. s. w. Die Holberg'schen Lustspiele, obgleich in Einzelheiten gründlich gearbeitet, sind, was Composition und Intrigue betrifft, doch nur leicht hingeworfene Eingebungen des Augenblicks, und wenn er im „Jean de France“ Martha sagen läßt: „Es geht mir wie den Komödienschreibern: während die ihre Komödien schreiben, fällt ihnen erst ein, wie sie dieselben durchführen und endigen sollen“, so bezeichnet dieses ironische Selbstbekenntniß sicherlich genau die Art, wie Holberg arbeitete. Wenn man daher ein Holberg'sches Stück unsern heutigen Publikum ganz so wie Holberg es geschrieben vorführen wollte, so würde es dem Ganzen nur wenig Geschmack abgewinnen, wenn auch einzelne Scenen und Situationen durch ihre packende ursprüngliche Komik ihre die Lachmuskeln erschütternde Wirkung sicherlich auch noch jetzt nicht verfehlen würden. Ueberhaupt bilden seine Lustspiele für Komödienschreiber eine unerschöpfliche Fundgrube an komischen Charakteren, Situationen und Einfällen, die zu benutzen und zu modernisiren sie um so weniger Anstand nehmen dürfen, da, wie schon oben bemerkt, Holberg selbst wie die meisten Lustspielichter im Entlehnen keineswegs sehr verschämt war.

Zu den wenigen Stellen, in denen sich Holberg zum Humor erhob, gehört der possitlich rührende Monolog Jeppe's, in welchem er vom Leben Abschied nimmt, nachdem man ihm eingeredet, er habe Gift getrunken. Jeppe ruft aus:

Fahrt wohl Hans, Niels und Christeph! Fahrt wohl, meine Tochter Martha, fahrt wohl mein Augapfel! Von dir weiß ich, daß ich wirklich dein Vater bin. . . . Du hast auch deines Vaters Angesicht, wir gleichen uns wie ein Tropfen Wasser dem andern. Fahrt wohl, meine Schede und habe Dank für jedesmal, daß ich dich geritten habe: nicht meinen eigenen Kindern habe ich kein Vieh so geliebt wie dich. Fahrt wohl, Kaiser mein treuer Hund und Thüchhüter, fahrt wohl, Hünze, mein schwarzer Kater, fahrt wohl, meine Dohsen, meine Schafe, meine Schweine! Habt Dank für gute Gesellschaft und für jeden Tag, den wir zusammen zugebracht haben!

Shakespeare's würdig und an gewisse Monologe bei Shakespeare erinnernd ist auch der Monolog Jeppe's, als er überlegt, ob er ins Wirthshaus gehen oder den Auftrag seiner Frau, Selse zu kaufen, ausrichten soll:

Wäre mir nur eil das Wirthshaus aus den Augen, so hätte ich keine Noth damit, aber es ist, als ob mich einer hier festhielte. Ich muß wieder hinein! Aber, was willst du thun, Jeppe? Ist es mir doch als sähe ich Nille schon am Weg stehen mit Weisser Strich in der Hand. Ich muß wieder umkehren. Ach dürst' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Mein Magen sagt: trink! Mein Rücken sagt: trink nicht! Wenn soll ich nun folgen? Ist mein Magen mehr als mein Rücken? Ich möchte ja. Soll ich nun anknöpfen? Oeda, Jakob Schuster heraus! Aber da steht mir das verfluchte Weib schon

wieder vor Augen. Schläge sie nur so, daß die Knochen im Rücken keinen Schaden nähmen, da wellt' ich den Teufel danach fragen, ob sie schlägt, aber sie schlägt wie. . . . Ach Gott helfe mir armen Mann, was soll ich thun? Zwing deine Natur, Jeppe! War' es denn nicht eine Schande, wenn du dich ins Unglück stürzen wolltest um ein lampiges Glas Brantwein? Nein, für diesmal soll das nicht geschehen, ich muß fort. Ach, dürst' ich nur noch für einen Schilling trinken! Das ist mein Unglück, daß ich gekostet habe, nun kann ich nicht wieder davon loskommen. Fort, Deine! Der Teufel soll euch holen, wenn ihr nicht geht! Nein die Ganaislen wollen meiner Sir nicht. Sie wollen wieder zum Wirthshaus, meine Glieder führen Krieg mit einander. Magen und Deine wollen ins Wirthshaus und der Rücken in die Stadt u. s. w.

An Malvolio's Dupirung erinnert sehr lebhaft die Art, wie der verschmigte Heinrich dem Einsaltspinsel Niels Christensen einredet, daß sich Lucretia in ihn verliebt habe (Akt 4, Scene 2 des Lustspiels „Der erste Juni“), und in dem renommirenden, sich hinein- und wieder hinauslückenden Offizier in dem Lustspiel „Die Wochensube“ hat man ein Stück Falstaff. Dieser Offizier erzählt, wie er einen fremden Offizier bei der Vogelstange „tobt gestochen“ habe, vergißt aber in der Schnelligkeit des Gesprächs diese Aussage und versichert weiter, er sei nahe daran gewesen, seinen Gegner niederzustoßen; die Spitze seines Degens sei keinen Finger breit von seinem Herzen gewesen. Corfis erinnert den Offizier daran, daß er ja eben erst versichert, er habe ihn schon todt gestochen, worauf der Offizier ohne in Unlegenheit zu gerathen erwidert: „Hab' ich gesagt, ich habe ihn todt gestochen, so hab' ich ihn auch todt gestochen. Erst stieß er eine Secunde, welche ich parirte und ihm dafür eine Ferk wieder: gab (stößt nach Corfis), nachher stieß er nochmals eine Secunde und ich gab ihm eins über den Arm“ u. s. w. Brugs sagt zwar, daß, den „Jeppe vom Berge“ abgerechnet, es in Holberg's sämtlichen übrigen Lustspielen nicht eine einzige Stelle gäbe, die sich auch nur dahin ausdeuten ließe, daß er mit Shakespeare bekannt gewesen; wir glauben aber hier doch wenigstens zwei Stellen auch aus den andern Stücken citirt zu haben, die sich sehr wohl dahin ausdeuten lassen. Von Holberg's Kritikern ist die Frage, ob Holberg während seines Aufenthalts in England und namentlich in Oxford die dramatischen Werke Shakespeare's kennen gelernt oder nicht, vielfach erörtert worden. Brugs ist der Ueberzeugung, daß Holberg den Shakespeare nicht gekannt, ja von ihm in England nicht einmal etwas vernommen habe; denn Shakespeare sei zu der Zeit selbst in England so gut wie verschollen gewesen. Aber doch fiel, wie wir bei Brugs selbst lesen, der erste Versuch Rowe's, Shakespeare wieder in die Literatur einzuführen, fast in dieselben Jahre, da Holberg in England verweilte; ist es da glaublich, daß der dänische Dichter nicht wenigstens einige Stücke Shakespeare's kennen gelernt haben sollte? Daß Holberg den Namen Shakespeare's in allen seinen Schriften nicht ein einziges mal nennt, ist kein Beweis dagegen. Von allen andern Gründen abgesehen, glaubte Holberg den Namen Shakespeare's vielleicht schon deshalb nicht nennen zu dürfen, weil sein Name damals überhaupt kaum genannt wurde. Goethe kannte

*) Nille ist Jeppe's böse Frau, „Weisser Strich“ ihre Karbanische.

Sicherlich Holberg's Lustspiele sehr wohl; aber Holberg war damals in Miscredit gerathen, und so hat auch Gorthie für's Beste gehalten, sich nirgends auf Holberg zu beziehen. Ueberzeugender dagegen widerlegt Brug die Ansicht von Gervinus, der in einer gelegentlichen Erwähnung Holberg's denselben „von Weisse'schen oder ähnlichen Stücken und deutschen Schauspielern in Kopenhagen angeregt werden läßt“. Statt sich von der „Tisbe Comödie“ antreiben zu lassen, bekämpfte und verspottete Holberg sie ja, wie wir gesehen haben, auf das feindseligste, und was Weisse's Stücke betrifft, so sind sie, nach den darüber von Brug angestellten Forschungen, nur auf Schulbühnen aber nicht auf öffentlichen Bühnen aufgeführt worden.

Hermann Marggraff.

Zur Geschichte und Länderkunde.

1. Land und Leute in der Alten und Neuen Welt. Reisekizzen von Franz Köher. Dritter Band. Göttingen, Wigand. 1858. 8. 1 Tblr. 15 Ngr.
2. Die welthistorische Bedeutung der Meere, insbesondere des Mittelmeers. Historisch-geographische Abhandlung von Karl Rathlef. Dorpat, Gläser. 1858. Gr. 8. 1 Tblr.
3. Ein Lobgedicht auf Nürnberg aus dem Jahre 1490 von dem Meistersänger Rung Das. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte von K. A. Barack. Nürnberg, Bauer und Raabe. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
4. Die Stadt Nürnberg im Ausgang ihrer Reichsfreiheit. Von G. W. R. Kochner. Nürnberg, Bauer und Raabe. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
5. Die Hohenzollern am Heiligen Grabe zu Jerusalem, insbesondere die Pilgerfahrt der Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg im Jahre 1435. Aus den Quellen bearbeitet von J. Geisheim. Berlin, Besser. 1858. Gr. 8. 1 Tblr. 20 Ngr.
6. Reisen in Centralafrika von Mungo Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel. Bearbeitet von G. Schauenburg. Erster Band. Erste bis siebente Lieferung. M. Park, F. Clapperton, A. Lauder. Mit Holzschnitten, Farben- und Stein- drucken und einer Karte. Leipzig, Schauenburg und Comp. 1858—59. Gr. 8. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Die beiden ersten Bände von K. Köher's „Land und Leute in der Alten und Neuen Welt“ sind bereits in Nr. 7 d. Bl. f. 1857 besprochen. Wir können uns im ganzen auch für den vorliegenden Theil nur auf das dort Gesagte beziehen. Im Einzelnen bemerken wir, daß der Verfasser im dritten Bande nur von Amerika handelt; klos der letzte Abschnitt: „Ein Tag wieder in Europa“ deutet auf die Heimkehr zur Alten Welt und zieht die Parallele zwischen beiden Welten. Vielleicht ist damit das Werk abgeschlossen; wir sagen: vielleicht, denn seine Vorrede vergewissert uns darüber. Eine Vorrede war schon deswegen erforderlich, um den Leser, bei der großen Fülle von Werken, welche das heutige Amerika schildern, darüber aufzuklären, daß hier die aus Zeitschriften gesammelten und überarbeiteten Ergebnisse einer vor mehr als zehn Jahren gemachten Reise vorliegen, wie denn beispielsweise die Schilderung von Outenberg (S. 162) von dem Verfasser schon im „Ausland“ vom 28. October 1848 mitgetheilt war.

Der Verfasser von Nr. 2: „Die welthistorische Bedeutung der Meere“, von K. Rathlef, bezeichnet, nachdem er den Kampf zwischen Orient und Occident, welcher mit dem Siege des Westens geendet, geschildert hat, die Grundzüge seiner Ausführung folgendermaßen: „Das Ueberwiegen der Japhetiden und des Occidents steht in näher Beziehung zu einem rein geographischen Verhältnis, zu dem der flarren und flüssigen Form unserer Erdoberfläche. Das feste Land läßt überall auf seine Bewohner eine

mächtige Anziehungskraft, eine fesselnde Gewalt aus, während das bewegliche Meer Leben und Bewegung weckt und in die Ferne lockt und treibt. Unser Erdboden gliedert sich sehr charakteristisch von Ost nach West, von continentalen zu immer oceanischen Formen, von Continenten zu Binnenmeeren und dem Ocean hin. Der Orient ist die continentalere Erdhälfte, der Occident die oceanischere. Das Völkerverleben, das im continentalen Orient anhebt und zum gegliederten und oceanischen Occident fortschreitet, zeigt daher das Bestreben, sich von stabileren zu immer beweglicheren und freieren Formen zu gestalten. Nicht ihrer höhern, allseitigern Begabung verdanken daher die Japhetiden unstreitig ihrem Wohnsitz im gegliederten Westen und ihrer nahen Beziehung zum Meere ihre übertreffende historische Stellung. Zwar hat die Schifffahrt im Orient und bei den Semiten begonnen und sind diese die ersten Meeresherren gewesen, aber den Phöniziern haben sie die Griechen, den Karthagern die Römer entrisen. Immer entschiedener zeigen im Verlaufe der Zeiten die Japhetiden eine innige Beziehung zum Meere und auf sie geht die Meeresherrenschaft über. Dies gilt besonders von den germanischen Stämmen und unter ihnen haben zuletzt die Angelsachsen, in den am meisten oceanischen Gebieten des Westens angelesen, sich zu Herren der Meere emporgeschwungen, die Herrschaft in den fernen Gebieten der Erde errangen; eine wahre Welt Herrschaft gegründet.“ Da nun das Mittelmeer die Verbindung zwischen dem Westen und Osten bildet, so hat der Verfasser auf dies zunächst seine geschichtsphilosophische Ansicht im einzelnen angewendet. Es geschieht dies mit großer Gelehrsamkeit und in gehobener Sprache im Sinne und auf den Spuren Karl Ritter's, aber mit gleichzeitiger Benützung der neuesten Forschungen und Meinungen.

Das unter Nr. 3 verzeichnete „Lobgedicht auf Nürnberg“ ist aus einem jezt erst aufgefundenen, von keinem Bibliographen verzeichneten Drucke von K. A. Barack herausgegeben, der gegenwärtig Eigenthum des Germanischen Museums geworden. Es füllt 16 Octavblätter und scheint den Typen nach aus der Druckerei von Anton Koberger in Nürnberg hervorgegangen zu sein. Die sprachlichen und culturgeschichtlichen Anmerkungen des Herausgebers geben ihm ein weiteres Interesse.

Von noch höherm und allgemeinerem Interesse, über das Reichthum Nürnbergs hinaus, ist die Schrift Kochner's: „Die Stadt Nürnberg im Ausgang ihrer Reichsfreiheit“ (Nr. 4). Wie es scheint, hervorgegangen aus Studien, welche die Feier des fünfzigjährigen Anschlusses Nürnbergs an Baiern veranlaßt, gibt uns die Schrift ein anschauliches Bild des innern und äußern Zustandes der Stadt und damit zugleich eine Rechtfertigung dafür, daß die alte Reichsstadt den Verlust ihrer Reichsfreiheit gefeiert hat. Durch seine Kunst- und Handelsblüte bietet Nürnberg ein so glänzendes Bild, daß es erst einer genauern Kenntniß bedarf, um die argen Nothstände zu bemerken, mit welchen spätere Jahrhunderte dies Bild verunzierten, nicht allein durch Schand der Nürnberger, sondern auch durch den Verfall des Reichverbandes. War doch die Reichsstadt so schutzlos, daß die vier Hauptthore im Sommer bei Sonnenuntergang, die andern noch früher geschlossen wurden, weil man, gleichwie 1796 geschehen war, einen preussischen Ueberfall fürchtete! Ueber die innern Verhältnisse hat Wiedermann in dem ersten Bande seines culturgeschichtlichen Werks „Deutschland im 18. Jahrhundert“ werthvolle Nachrichten gegeben; hier finden wir weitere Züge. Ueberraschend für eine so große Stadt ist gewiß die Ländlichkeit offenkundiger Danksäulen, das Halten von Federweil und Schweinen, gleichviel ob man dazu eine geeignete Vertheilung hatte oder nicht; doch mag eben diese Abgeschlossenheit in die Mauern die Städter genötigt haben, auch diese Ländlichkeiten in ihre kleine Welt mit hereinzunehmen. Bis zum September 1809 gab es keine Straßen, sondern nur Gassen, Märkte und präpositionale Ortsbezeichnungen, die man nehmen konnte, wie man wollte, z. B. Bei den Hiesern, Unter den Hüttern, Beim goldenen Mörtel u. s. w. Die Einwohnerzahl war auf 25000 herabgekommen (1852: 49841, 1856: 56398), in abgelegenen Gassen

und auf wenig betretenen Plätzen wuchs Gras zwischen dem Pflaster hervor. Wir verzichteten darauf, weitere Züge aus der Schrift hervorzuholen und bemerken nur noch, daß sie eine Musterarbeit für die Schilderung deutscher Städte zu nennen ist.

Eine äußere Veranlassung für die Herausgabe der Schrift von J. Geisheim: „Die Hohenzollern am Heiligen Grabe zu Jerusalem“ (Nr. 5), vermögen wir nicht anzugeben. Der Herausgeber hat das Buch dem Herrenmeister des Johanniterordens, Prinzen Karl von Preußen, zugeweiht und eine Reiz über die deutschen Fürsten, welche das Heilige Grab besucht, vorausgeschickt. Der Reizberichter über die obgenannte Pilgerfahrt ist von dem Arzte Dr. Hans Kocher verfaßt und bereits 1790 und 1837 abgedruckt. In dem vorliegenden Werke füllt er die Seiten 205–253, während der übrige Theil Commentarien dazu enthält, die mit großer Gelehrsamkeit abgefaßt sind.

G. Schanenburg's Bearbeitung der „Reisen in Centralafrika von Mungo Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel“ (Nr. 6) erscheint in Heften, deren erstes zu Anfang 1858 ausgegeben wurde und bereits im zweiten Abdruck erschienen ist. Die Kritik hat also schon Zeit gehabt, sich über das Unternehmen auszusprechen und dies ist, wie die beigegebenen Recensionen beweisen, in durchaus anerkennender Weise geschehen. In der That bedarf die Berechtigung eines solchen Werkes keines Beweises und die Ausführung ist in vollkommen zweckentsprechender Weise geschehen. Die Reisen nach Centralafrika hatten schon, solange sie nur ein tragisches Interesse boten, einen hohen Reiz für weite Kreise von Lesern; seit den reichen Erfolgen Barth's und seiner glücklichen Heimkehr aber gefiel sich dazu nicht nur die Fülle reicher Belehrung, sondern auch der Stolz, daß Deutsche es sind, welchen der größte Theil der Erfolge zukommt. Barth's fünf-bändiges Reisebuch kann nur in geschickten Auszügen ins Publicum dringen, und zu seinem Verständnis sind wieder die Vorfahrungen seiner Vorgänger zumal seit Mungo Park erforderlich, welche, wenn auch nicht zum ersten mal deutlich bearbeitet, doch in der ersten würdigen und gründlichen Zusammenfassung hier vorliegen. Da der erste Band mit R. Vander's Tod schließt, während nach dem Prospectus die Richardson-Barth'sche Expedition bereits einen Theil des ersten Bandes einnehmen sollte, so wird auch kaum der Inhalt der genannten Expeditionen in den zweiten Band zusammenzubringen sein, wenn nicht einige Hefte über die versprochenen zwölf zugegeben werden. Auch die Zugabe einer größeren Uebersichtsarte von Centralafrika ist erforderlich, da die bei dem vierten Hefte befindliche ganz ungenügend ist. Gewiß wird der Erfolg des schon ausgeschalteten Werks ein solcher sein, daß Herausgeber und Verleger zu einer Erweiterung ihres Plans zu einer „Bibliothek der Reisen“ ermutigt werden; Centralafrika ist zufolge der Vorrede zunächst in Aussicht genommen.

25.

Neuere Novellistik.

1. Bilder aus der Beamtenwelt. Von Konrad Ernst. Leipzig, D. Wigand. 1858. 8. 2 Thlr.
2. Novellenalbum für Bosanowo. Herausgegeben von H. Gottschall, Pulvermacher und G. Trewendt. Mit Beiträgen von H. G. Brachvogel, R. Giese, R. Gottschall, Karl von Helldi u. a. Breslau, G. Trewendt. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Jahrbuch des Erz- und Niesenschießes. Herausgegeben von Clemens Ritter von Weichrother und St. Neumann. Zweiter Jahrgang. Prag. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser der „Bilder aus der Beamtenwelt“ (Nr. 1), Konrad Ernst, hat uns in seinem „Pfarrer von Buchendorf“ jüngst einen psychologischen Roman gegeben, den wir um seines Gehaltens willen den Lesern d. Bl. empfehlen konnten. Er läßt dieser Arbeit jetzt eine Reihe von Genrebildern aus einer Sphäre des Lebens folgen, die er unheimlich sehr

genau kennt und in der er viel beobachtet hat. Da es immer gut und loblich ist, wenn jemand nur von dem spricht, wovon er eine speciellere Kenntniss sich angeeignet hat, so können wir auch diese etwas seltsame Galerie von Bildern, Silhouetten und Porträts aus der Beamtenwelt nur loben. Der Verfasser ist uns als ein geschmackvoller Stilist und guter Beobachter schon bekannt: in diesen Bildern aber erfreut er uns durch eine ungewöhnliche Gabe seiner, leiser aber wirkungsvoller Ironie, mittels welcher er es, seiner künstlerischen Absicht gemäß, erreicht, uns für eine völlig ehrenhafte geschilderte Person doch die gründlichste Verachtung, für einen genialen Streich aber, von dem er durchaus nichts Tödtliches sagt, dennoch die lebhafteste Sympathie zu erwecken und einzuspüren.

Diese Kunst, anderes zu sagen und anderes empfinden zu machen, diese Kunst Voltaire's und Swift's, entwickelt er vorzüglich in Darstellungen aus dem freudlosen und gedrückten Leben des kleinen und jubalierenden Beamten, das er uns in den drei Erzählungen: „Der Kanzlist“, „Der Bureauveteran“ und „Aus der Registratur“ wie in ebenso vielen verschiedenen Beleuchtungen und Färbungen trefflich zeichnet. Es ist nicht möglich, diese kleinen Verhältnisse maßvoller, wahrer und sinniger zugleich, als es hier geschieht, zu schildern, und uns für ein Genre, das zwar klein ist, aber durch die Art, wie der Verfasser es beherrscht und ausführt, unsere Theilnahme gewinnt, lebhafter als hier geschieht zu interessieren. Es ist ein Jean Paul'sches Bild, dieser sanfte, arme Kanzlist, der die große Aufgabe erfüllt, ein halbes Jahrhundert lang zu schreiben, ohne je einen eigenen Gedanken zu Papier zu bringen, dessen Vaterherz durch die unsaubere Handschrift eines ungerathenen Sohnes gebrochen wird und der an dem Tage sterben muß, wo er nicht mehr schreiben darf, obgleich er seinen Sohn als gesunden und kräftigen Landwirth wiederfindet! Die folgende Erzählung „Der Professor“ gewährt den vorzüglichsten Beleg zu dem, was wir oben von der Gabe seines Ironie sagten, die den Verfasser auszeichnet; denn der ehrenwerthe Gelehrte tritt aus dem Lichte der Trefflichkeit, mit dem der Autor ihn verklärt, für uns dennoch als ein Wesen der Selbstsucht und der Eitelkeit vollkommen sicher hervor, ohne daß der Erzähler ein Wort hierüber verlaubbart; ein Zeugnis achtbaren Talents für Leistungen dieser Art. „Der Bürgermeister von Friedgarten“ ist nicht minder als ein launiges Bild der Leidenschaft für das „Alte“ zu schätzen, obwohl hier nicht alles die Grenzen des guten Geschmacks innehält, die der Verfasser sonst wohl beobachtet. Im „Pfarrer von St. Peter“ ist das Glend des Ehrgeizes und das Glück geschildert, das seine Befriedigung gewährt: ein Bild voll Wahrheit und innerer Befriedigung. Von reicher Beobachtung und gutem Humor zeugt das gegen „Der Bureauveteran“, wie er für die Schreibfässer der Bureaubeamten und für die Näschen ihrer Familien die — Linte lecht, die so viel Sinn und so viel Unfinn in der Welt vermitteln soll und die bald Gift, bald ein Balsam der Civilisation ist, wie wir sie nun begreifen. Es ist das kleinste Genre, aber das Genre ist nicht schlecht. In dem „Leben eines Präsidenten“ thut uns der Hochmuth den Gefallen, vor unsern Augen zu fallen zu kommen, worauf ein heiterer Schluß uns mit ihm versöhnt. Die Seiten des Gemüths aber schlägt der Autor am wirksamsten in der Erzählung „Aus der Registratur“ an, in welcher die Freude an der Natur und an der hitreren Kunst mit der Anechtenschaft des Bureauendienstes in einen so effectvollen Contrast tritt, als ihn Jean Paul nur immer herbeizubringen vermocht hat. Nach allem diesen ist von uns anzuerkennen, daß der Verfasser sein Ziel wohl getroffen hat: denn die Leiden und die Freuden seiner trüben Anechtenschaft treten in belebten und festlichen Bildern, bald anmuthig, bald ergreifend vor unsere Seele — und in diesen Bildern ist, was nun täglich seltener wird, Charakter!

Als eine Liebesgabe, wie sie das „Novellenalbum für Bosanowo“ (Nr. 2) ist, nimmt man bekanntlich auch einen beschnittenen Dufaten für voll an. Wie sollten wir also diese Novellenammlung,

deren Ertrag den Abgebrannten zu Bojanowo gewidmet wurde, nicht für voll gelten lassen, selbst wenn sie minder Achtbares enthielte, als sie dem Leser in der That darbietet? Uebergeben wir selbst den poetischen Ueberblick der Weltereignisse, mit dem R. Gottschall die Sammlung einführt, so bleibt doch noch genug übrig, dem Buche einen wenn auch nur flüchtigen Reiz zu verleihen oder es dem günstigen Leser zu empfehlen. Eine Novelle von Brachvogel hat an sich ein gewisses günstiges Vorurtheil anzusprechen, und wenn sich auch zeigen sollte, daß die Erzählung: „Van Dyk's Rettung“, bei unsicherer Charakteristik und mehr als nöthigem Schmuck im Ausdruck, sich als eine Jugendarbeit des nun gereiften Dichters beurlaubet, so ist sie doch amnuthig vorgetragen und auf gute Zeit- und Sittenstudien gegründet. Solche Wendungen aber wie: „Der Sonne dunkelrothe Flammenzunge war längst in jenes Nebelmeer getaucht, das sich abends über London aufzuhäufen pflegt“ u. s. w., wird der Verfasser sich wol sehr nicht mehr erlauben. Der Erzählung selbst liegt übrigens wol lebensgeschichtliche Wahrheit und etwas Thatsächliches zum Grund. Die Geschichte John Macnaghten's, des Spielers, welche R. Giese nach den „Family-romances“ von Burke erzählt, eignet sich dagegen allerdings vielleicht mehr für den „Neuen Pitaval“ als für ein Album; indessen spannt sie doch und unterhält den Leser. „Treue Liebe macht schön“ ist eine ganz heile Erzählung, mit all dem Reiz und dem Effect, welchen der Vorstellte selten verfehlt, und all den Mängeln, die einmal in seinem Temperament liegen, das sich im Pessimischen nicht von dem Thatsächlichen im Thatsächlichen nicht von dem Pessimischen freimachen kann, aber eben dieses Fehlers wegen fast immer wirksam und populär ist. Das Lebensbild von Kahler: „Der musikalische Wandersmann“, welches uns den bekannten Mantrommelvirtuosen Koch vorführt, und die Novellette „Der alte Thurm“ von Pulvermacher nehmen keinen besondern Werth in Anspruch; indessen lesen beide sich leicht und gut. Eine vorzügliche, obwohl nur kleine Gabe der humoristischen Gattung dagegen ist der „Wasmanoglu“ von Gustav von See, ausgezeichnet durch Situationswitz und von der erheitendsten Wirkung. Welchen Sinn oft der handgreiflichste Unsinns hat und wie aus dem gedankenlosen Spiel oft für uns Lebensereignisse von äußerster Tragweite entspringen, zeigt diese wie im Rauch der Lust erfundene allerliebste kleine Erzählung. Was sollen wir mehr und Pöblicheres von ihr sagen, als daß Schreiber dieses sie zweimal gelesen hat, ein Ehrentribut, den er seit Jahren seiner deutschen Novelle dargebracht hat. So möge dies Album denn den Leser und die armen Bojanower erfreuen.

Von allem etwas und alles durcheinander gibt selten ein schmackhaftes Gericht! Auch an diesem „Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges“ (Nr. 3) haben wir verweil zu tadeln, daß es nicht blos Gedichte, dramatische Skizzen, Naturschilderungen und Novellen, sondern auch nationalökonomische Aufsätze — über Associationseigenschaft und Landwirthschaft — und noch vieles andere Unbenennbare zusammenfaßt. Dies kalender- und kalenderlosepartige Gemisch deutet von Haus aus auf einen dürftigen Vorrath von jedem dieser Elemente und auf mangelhafte Geschmacksbildung bei dem Sammler. Wer zu viel bringt, hat die Vermuthung nicht für sich, daß er „viel“ bringt, und wenn wir auch gern zugestehen wollen, daß der gute Zweck eines Beitrags für die böhmischen Industrieschulen uns auch hier zu milderer Kritik stimmen darf, so ist doch jedenfalls des Mittels zum gar zu viel in diese Sammlung aufgenommen worden. Doch nun zu dem Einzelnen. Die idiomatischen Gedichte in schlesisch-böhmischer Mundart von John stehen den bekannten Leistungen Holtei's in dieser Gattung bei weitem nach, der schallhafte Witz, der leichte Fluß fehlt darin. Unter den Gedichten erster Gattung sind die von Gise Gräfin Schlad, von Wenig und Blauzel immerhin beachtenswerth; das Best in seiner Art aber ist Vogl's „Weinfaß zu Helfenstein“. Hiernächst empfehlen sich die „Dämmerlieder“ von Hanegier durch guten Ausdruck nicht gewöhnlicher Gefühle:

Ja, Dämmerung, das Kind, das süße,
Wie Schwebel's auf leichter, welcher Sobel
Und senket weitem Aße Gräße,
Dusthauchend wie die Nachtschneide.

Das Lustspiel „Kantippe“ ist kaum mittelmäßig zu nennen. Unter den Sagen zeichnet sich „Wol von der Bistritz“ von Mayer durch Charakter und Form aus. Die „Skizzen“ von Alexeth, dem Riesengebirge entlehnt, bieten nur Gemöbliches dar, wie denn auch die Erzählung: „Die reiche Kneipe“, von demselben Verfasser, wenig bedeutet. Weit besser ist: „Demeistelle Lemaure“, von Fr. Steinbach, welche uns die launige Bestrafung einer übermüthigen Komödiantin, die selbst an der allmächtigen Pompadour ihren Uebermuth auszulaufen wagte, anziehend erzählt. In den Gedichten von Kallenbranner lesen wir:

Vom Riesen, der so stark gewesen,
Daß er die Welt am Rücken trug —

und haben an diesem grammatischen und echt österreichischen Volk genug. Leider ist derselbe jedoch nicht der einzige Sprößling dieser Klasse in diesem Buche, und wieviel es eigentlich noch für ein ungelöstes Problem gelten muß, ob es eine deutsche Geschichte und eine deutsche Kritik gibt, so sehen wir uns doch zu der dringenden Bitte an unsere „lieben Landsleute“ am Strand der Moldau und der Donau veranlaßt, doch wenigstens dasjenige deutsche Vaterland, das wir unsere Sprache nennen, von Auswüchsen und Unkraut möglichst rein zu erhalten. Die ökonomischen Aufsätze, welche hierauf folgen, lassen wir natürlich unsprechen und wünschen dem Buche um seines guten Zwecks willen im übrigen viele Abnehmer.

Die Lyrik des Lahnkaus.

Lyrisches Album aus dem Lahnkau. Herausgegeben von Paul Wigan. Gießen, Rieder, 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hat die Kunst die Aufgabe, das ganze Leben nach seinen Höhen und Tiefen darzustellen, die Ideale der Menschheit alle zu verwirklichen oder die Natur und Geschichte zu verklären, so wird ein jedes Wort, Bild oder Gedicht willkommen sein, welches ein noch unausgesprochenes Wort verkündigt, den Gehalt eines noch unberührten Stoffes zu freier Schönheit entbindet. Aber wir dürfen dies Originale, dies Neue und Eigenthümliche auch fordern; zur bloßen Wiederholung und Nachahmung ist die Zeit nicht da und jeder Mensch kann etwas Besseres thun als das von andern Geschaffene abzuschwächen und zu verschlechtern. Da jeder Mensch das Leben von vornan lebt, so scheint ihm selbst manches frisch und ursprünglich, was den andern längst bekannt ist: er mag es auch für sich und seine Genossen sagen, und auf die lyrischen Herzensergüsse können wir das Homerische Gleichniß von den Menschen anwenden:

Gleichwie der Blätter Geschlecht so sind die Geschlechter der Dichter.
Blätter ergießt zur Erde der Sturm, so zeitlich
Wieder der grüne Wald, wann neu aufgehet der Frühling.

So können wir die Freude am Neuen mit der Strenge gegen das Unberechtigte verbinden, und die Sängerlein dürfen es uns nicht verargen, wenn wir an vielen Dingen gleichgültig vorübergehen, die ihnen vielleicht eine Fülle von Leid und Lust waren, die aber schon anderwärts einen vollendeten Ausdruck gefunden haben.

Wenn sich unter dem Vorhange eines Veteranen der Wissenschaft, Paul Wigan's, des durch sein Buch über die Feme berühmten Germanisten, eine Schar von jüngern Männern an der Lahn zusammenthut, um den Muses zu huldigen, so tritt da mit ein deutscher Gau, von dessen poetischer Thätigkeit die Literatur noch wenig Kunde gewann, in sie herein. Wie man auch ohne ein Paganini oder Liszt zu sein durch das Spielen eines Instruments sich selbst und einem gefelligen Kreise musikalischen Genuß bereitet, so haben unsere 15 Lyriker von der Lahn gewiß sich selbst und ihren Bekannten Freude mit ihrer Poesie gemacht, und man muß vor allem hervorheben: es herrscht in

ihrem Album durchaus ein gesunder sittlicher Sinn, eine ansprechende formale Bildung; man wird vieles für unbedeutend, aber nichts für verwerflich erklären können. Gut gemeint sind auch so schwache Producte wie die von Regler oder Karl Almenröder, von denen der eine ein abgeblaßtes Allegorisiren für dichterische Gestaltung, der andere ein geschmackloses Reimen auf Fremdwörter für Humor zu halten scheint. Paul Wigand nimmt es in seinen Dichtungen mit der Zeitmessung der deutschen Sprache noch so ungenau, wie es in seiner Schulzeit gestaltet war; doch sind uns seine Versuche lieber als Birnbaum's noch gehaltlos spielende Formgewandtheit; denn die Poesie ist die Kunst durch Sprache, damit die des Gedankens; bloße Bilder, bloßer Reimklingklang sind kein Gedicht, erst die in Bild und Stimmung sich entfaltende Idee macht es dazu.

Folgendes Gedicht von Paul Wigand hätte als Einleitung, die Mannichfaltigkeit der Gaben bezeichnend, das Album eröffnen können:

Was ist ein Lied? Ich will dir's sagen
Ein süßer Hauch aus freund'ger Brust,
Ein milder Klang aus Jugendtagen,
Ein Nachhall alter sel'ger Lust.

Ein Götterrausch wenn Becher schäumen,
Ein jenseit'ger Ruf durchs Ordensband,
Von heil'ger Lieb' ein süßes Ardum,
Ein Ruf von einem Reienmund.

Ein heitres Sehen aus der Ferne,
Ein Sehnen, das die Brust erfüllt,
Doch oft ein Schleier, der die Sterne
Der Zukunft ahnungsvoll verbüllt.

Ein Schmerz auch wol aus alten Wunden,
Ein Seufzer aus bewegter Brust; —
Und doch laßt es zu allein genügen
Durch Saitenklang und Wiederlust.

Christian Müller von Wittgenstein und Erwin Welter besingen die Natur ihrer Heimat, und die Lahn wie der Westerwald kennen uns durch sie zur Anschauung. Guido von Reyer, Otto Schlapp, Konrad Besmann von Neuborn bewegen sich mehr auf ethischem Gebiet mit religiöser Innigkeit; das christliche Gemüth waltet in ihren Liedern ohne dogmatische Befangenheit. Am reinsten klingt vielleicht dieser Ton in einem Gedicht Koblhauer's:

Du bist kein ich, ew'ge Nacht
Ueber meinem Haupte,
Du, du bist unsichtbare,
Demuthsvoll geblante.

Was vermag ein Menschenherz,
Was ein Menschenwille,
Strebt er zu ihm nicht die Kraft,
Denn bekehr, nimm!

Koblhauer, Sirt von Armin, Franseck sind Soldaten, preussische Offiziere; das gibt sich selbst in den sinnig-zarten Liebesliedern Franseck's kund, während Sirt von Armin einem unbefriedigten Thatendrang empfindungsreich energischen Ausdruck gibt, Koblhauer in der prächtigen „Preussenlesung“ und mancherlei Kampfschilderungen neben sinnigen Naturbildern von seinem Stande Zeugnis ablegt. Von Koblhauer und Franseck sehen wir auch das Feld der historischen Poesie angebauet, und es ist wol an der Zeit, daß gerade diesem, wie auch schon von Kling, Geibel u. a. geschieht, die tüchtigen Kräfte sich zuwenden. Die Geschichte in ihrer Tiefe erfährt in Werke, sie sammelt den Geist der Zeiten selbst schon in großen Männern und Ereignissen, sie verwickelt Ideen, sie zeigt die Herrschaft der stitlichen Weltordnung im Geschick der einzelnen wie der Staaten. Der Epiker wird nun zunächst die Aufgabe haben, die Stimmung einzelner Helden oder ganzer Völker in großen Lebensmomenten auszusprechen, sodas uns die Gemüthslage, die Seelenbewegung anschaulich wird, aus der das Ereignis hervorgeht

1859. 8.

oder das Gefühl, welches die Thaten begleitet, durch sie erweckt wird. Auf diese Art sind „Deutschlands Klage unter Ludwig dem Kind“, „Napoleon vor Moskau“ und „Die Schlacht bei Witten“ von Koblhauer, „Manfred“ und „Karl von Anjou“ von Franseck gelungene Gedichte. Oder der Epiker kann die Begebenheit in den Vordergrund stellen, sie erzählend, jedoch um eben das Licht der Poesie auf die hervorragenden Punkte fallen zu lassen und das Schöne und Herrliche in ihnen zu feiern. Hier werden wir mehr den Ton der Ballade vernehmen, den auch unser Album mehrfach anschlägt, aber nicht immer befriedigend; bald ist die Erzählung zu trocken, bald der Gegenstand ohne die allgemein ergreifende Bedeutung. Endlich wird die Poesie gerade den Gedanken, den kulturhistorischen Werth der einzelnen Ereignisse, den innern Zusammenhang der Erscheinungswelt, den Conflict der Principien oder geistigen Mächte hervorheben, und wie wir in der Sage eine symbolische Philosophie der Geschichte haben, so wird diese letztere wie der Strahl reiner und vollen Lichtes aus der Wirklichkeit, aus den Thaten selbst hervorstreichen und uns den Sinn des Geschehens enthüllen, die Zeichen der Zeiten deuten. Hierzu hat Koblhauer Ansätze. Man möchte sagen, er will die Geschichte direct bei den Hörnern fassen, nicht mit einem Aufguß eigener Gefühle ihre Formen verschmücken, sondern das Thatfactische selbst in sein Ideal erheben, die in ihm liegende Schönheit embinden; aber die Ausführung ist meist noch hinter dem Willen zurückgeblieben, Alexander und Cäsar treten nicht in ihrem ganzen Rhythmus, in ihrem vollen Charakter hervor, bei dem Uebergang über den Rubicon wird es uns nicht weltgeschichtlich zu Muth. Große Dichter repräsentiren das Wissen und Gewissen ihrer Zeit, sie sind die Kulturträger, und das ist nur dadurch möglich, daß sie das edelste Mark der Bildung eingefogen, daß sie mit den Ideen der tiefsten Denker, mit den Resultaten der Forschung in Natur und Geschichte sich vertraut gemacht. Dadurch sind sie, wie Aristophanes von Reichelbusch sagt, die Lehrer der Erwachsenen. Zu bloßen Gefühlsplayereien ist die Zeit zu ernst, für die Betrachtung von gehaltlosen Bilderbüchern fehlt uns die Muße; wer jetzt dichterisch wirken will, der muß wie Lessing, Goethe, Schiller im Reiche des Geistes zu Hause sein und ein Wort für eins der Räthsel des Lebens haben. Das hohe Ziel muß wenigstens sich jeder stellen, und wenn wir in der geschichtlichen Poesie noch ein großes offenes Feld für unsere Arbeit finden, so muß der Dichter danach trachten, daß durch seine Lieder auch das Kulturbewußtsein der Nation gefördert werde.

Zum Schluß gedulde ich noch rühmend der zum Theil trefflichen Uebersetzungen aus dem Englischen, die uns Koblhauer mittheilt. Zur Probe möge ein Gedicht von Charles Wolf hier stehen:

Sir John Moore's Leichenbegängniß.

Nicht ein Trauergefang, keine Trommel erschall
Als zum Wall mit dem Reichenam wir schritten;
Es schloß kein Krieger sein letztes Fahrwehl
In das Grab dem Helden, dem Weiten.

Wir begruben ihn still beim Erbleichen der Nacht,
Der Mond schien aus neblichter Ferne;
Mit dem Bajonnet wühlten wir aus ihm den Schacht
Bei dem traurigen Licht der Laterne.

Kein beengender Sarg hat die Brust ihm bedekt,
Nicht umwandten ihn Tücher und Falten;
Wie zur Nachtru' so lag er, der Krieger, gestreckt,
Gebüllt in den Mantel, den alten.

Wir haben die Hand' auf's Herz nicht gepreßt
In Gebeten, Klagen und Sorgen;
Wir schauten ins Antlitz, das bekehr, ihm fest
Und dachten mit Thränen den Morgen.

Wir dachten, als wir gekohrt uns hinab
Und das Lager bereitet ihm drunten;
Daß der Feind und der Fremdling beträte sein Grab,
Wenn fern in dem Meer wir verschwanden.

Daß der Feind und der Fremdling verhöhne noch zerr
Den Arm, der so muthvoll gekritten;
Doch schlummert der Brave wol ruhig fort
In der Gruft, kein Verfaßte ihn die Briten.

Raum hatten das Werk mir zur Hälfte vollbracht.
Da rief es vom Schiff uns zum Scheiden;
Wir hörten, wie rings die Kanone erkraucht
Des stürmenden Feinds in den Weiten.

Wir senkten ins Grab ihn; noch trauerte vom Blut
Ihm die Wunde, die purpurne Blume;
Kein Denkmal verherrlicht den Helden, er ruht
Allein mit sich selbst — seinem Ruhme.

Moriz Carriere.

Notizen.

Zur Bauern- und Handwerkergeschichte.

Vertheid Auerbach hat in seinem diesjährigen Volkstaschen-Album in der durchweg fesselnden und trefflich ausgeführten Erzählung „Der Bierbrauer von Kulmbach“ den Lebenslauf eines studirten Mannes geschildert, der, den Umständen weichen und sich überhaupt mehr zu den praktischen Thätigkeiten hingezogen fühlend, die Jurisprudenz aufgibt, bei einem Braumeister in die Lehre geht und dann später mit Umsicht eine große Brauerei leitet, als deren Besitzer er es zu einer behaglichen Lage und zum Wohlstand bringt. Auch gegen die Tendenz ist im wesentlichen nichts einzuwenden; es gibt Juristen, Theologen, Beamte u. s. w. genug, welche der Welt mehr nutzen und vielleicht weniger schaden würden, wenn sie Bierbrauer geworden wären oder sonst einen praktischen Beruf gewählt hätten. Indes bietet der Lebenslauf eines Mannes, der, den untersten Schichten angehörig, unter dem schweren Druck der niedrigsten Verhältnisse die umgekehrte Richtung vom Materielem zum Intellectuellem nimmt, doch wol ein interessanteres und poetischeres Schauspiel. Zu diesen seltenen Leuten gehört der im Jahre 1798 verstorbene Ulrich Bräker, Weber im schweizer Dorfe Wattwil, dessen Lebensgeschichte, erst von Hüfslin, später vom Professor Scheitlin, endlich noch im Jahre 1852 nach seinen Originalhandschriften von dem verstorbenen Eduard Bülow unter dem Titel „Der arme Mann im Tocken-burg“ herausgegeben, mehr Aufmerksamkeit verdient, als sie im ganzen gefunden zu haben scheint. Wir erinnern an das merkwürdige Buch, weil sein Inhalt zu den Tendenzen der modernen Bauern- und Handwerkergeschichte einen höchst interessanten und lehrreichen Gegenstand bildet, und denken vorzugsweise gerade solche Punkte hier hervorzuheben, welche in dem Bericht über genanntes Buch in Nr. 40 d. Bl. f. 1852 nicht in Betracht gezogen werden. Der Verfasser des Berichts bezog sich dabei auf einen lesenswerthen Artikel über das Volksschriftenthum im zweiten Bande der „Germania“ von H. Bröhle, worin dieser diejenigen Männer aus dem Volke aufzählt, welche das Bedürfnis geistigen Schaffens empfanden. Von prosaischen Schriftstellern kannte Bröhle jedoch nur den weimariischen Buchbindermeister Adam Henß, der sich durch seine Wanderungen bekannt gemacht hat, nicht aber unsern Ulrich Bräker, welchen der Referent mit Recht den „bedeutendsten prosaischen Schriftsteller unter den Männern des Volks aus dem vorigen Jahrhundert“ nannte, mit dem Hinzufügen, die Literaturgeschichte erwähne Ulrich Bräker nicht, und doch sei er eine der interessantesten Erscheinungen. Nun, unsere Literaturgeschichte mußten etwas ganz anderes sein als sie sind, um auch solchen merkwürdigen Phänomenen die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Bräker's Lebens- und Jugendgeschichte ist wirklich unverfälschte Volksgeschichte, um so werthvoller, da sie eben wahr ist, und wohl geeignet, die Begriffe der Gebildeten über den Charakter des niedern Volks aufzuklären. Man erkennt aus seiner Kindheitsgeschichte so deutlich als möglich, daß auch in den für so idyllisch und friedlich gehaltenen Alpenhöfen unter dem Landvolk nicht sowohl zarte als rohe Leidenschaften vorwalten, daß auch hier Unfrieden, Neid und

Schadenfreude ihre Stätte haben, daß auch hier die Menschen, wo es ihren Vortheil gilt, einander redlich zu quälen wissen, daß auch hier bis in die tiefsten Bergschluchten hinein jener erbarmungslose Krieg geführt wird, wie er überall stattfindet, wo der Mensch auf den Menschen steht. Auch jene tiefere Empfindung für Naturschönheiten, wie man sie wol dem Volke andichtet, sind dieser Bevölkerungslage meist fremd. Bräker, der doch durch ausgewachten Geist sich vor seineo gleichem sehr auszeichnete, gesteht selbst, daß dieser Sinn erst in ihm erweckt worden sei, nachdem er sich mit der Lectüre von Schriften beschäftigt hatte, deren Hauptelement die damalige englische Landschaftsmalerei bildete und die er aus der Lesebibliothek der lichtensteiger moralischen Gesellschaft bezog. Später ließ er sich von einem preussischen Unteroffizier für den preussischen Dienst pressen, machte alles Glend eines damaligen preussischen Soldaten in der berliner Garnison mit durch, desertirte aber im Anfang des Siebenjährigen Kriegs und betrieb dann die Weberei in Wattwil. So schlecht es ihm ging, setzte er sich nachts doch hin, um zu lesen und seine Gedanken zu Papier zu bringen. Namentlich wurde Shakspeare sein Liebling, und was er bewundernd über „Julius Cäsar“, über „Timon von Athen“, über „König Johann“, über „Hamlet“ (den er den „König unter allen Spielern“, den „Kern aller Werke, die je ein großer Dichter machen konnte“, den „Edelstein in der Krone“, das „Herz im Herzen“ nennt) und zum Theil mehr tabelnd über „Romeo und Julie“ und „Dithelo“ bemerkt, beweist allerdings, nach Bülow's Worten, „tiefste Lebensweisheit und Weltkenntnis“. Er ruft seinen „theuern William“ an: „Ich zähle dich, ohne Abgötterei, unter meine Heiligen! Ich beneide dich nicht darum, daß der Himmel dich so besonderer Gnade würdigte. Du haßt der Welt keine Gaben mitgetheilt. Wenn die grobe Welt deine Arbeiten verstände, so müßtest du mehr Nutzen schaffen, als Millionen schwärzhafter Theologen mit all ihrem Kram; aber sie versteht sie nicht!“ Später nahm sich der 1844 zu Sankt Gallen verstorbene Bankier Girtanner seiner aufs väterlichste an, und ihm setzte Bräker auch ein Ehrenmal in seinen Schriften, während die persönliche Bekanntschaft mit den literarischen Notabilitäten von Zürich: Gessner, Lavater, Hierzel u. s. w., „die ihn durch und durch guckten und mehr fragten als er beantworten konnte“, ihm den Aufbruch freist: „So sind eben nur lauter Menschen in der Welt; man sucht vergebens Engel.“ Vielleicht bewegen diese kurzen Bemerkungen manchen unserer Leser — wir hoffen es wenigstens — zur Lectüre seiner Autobiographie; man wird die darauf verwendete Zeit nicht bereuen.

Der Hohenasperg und seine Gesangenen.

Die Feste Hohenasperg würde außerhalb Württembergs, wo sie allerdings als ein nothwendiges Bandenbühl seit Jahrhunderten ein sehr populärer Gegenstand ist, wahrscheinlich wenig genannt und gefannt sein, wenn sie nicht des Dichters Schubart unfreiwillige zehnjährige Herberge gewesen wäre. So beweist sich auch hier, daß die Stätte, an der ein Dichter duldet — und wem möchte nicht hierbei auch der Spielberg und Silvio Pellico, oder Hohentwiel und der Dichter Nikolaus Frischlin einfallen? — dadurch eine Art Weihe empfängt, und wäre sie die unheimlichste von der Welt. Daher wird man auch außerhalb Württembergs folgende Schrift des Oberlieutenant Wiffart: „Geschichte der württembergischen Feste Hohenasperg und ihrer merkwürdigsten Gesangenen“ (Stuttgart, Aug. 1859) vielleicht nicht ohne Theilnahme lesen. Wir übergehen die Rolle, welche Hohenasperg in früheren Zeiten als Kriegesfestung spielte, obgleich sich auch da manches Interessante findet. So wurde der Burgvogt Bastian Emhart, welcher sich von Herzog Ulrich befehlen ließ und die damals in den Händen der Kaiserlichen sich befindende Feste ihm zu verrathen beabsichtigte, nach der Entdeckung des Complots im Jahre 1620 zur Strafe lebendig auf Asperg eingemauert! Von uns näher liegendem Interesse als die kriegsgeschichtlichen Ereignisse, deren Mittelpunkt in frühern Jahrhunderten Hohenasperg war, ist die Geschichte des be-

rüchtigten Juden Sals Oppenheimer, unehelichen Sohns des später cassirten Feldmarschalls von Pettersdors und einer Jüdin, der nach seinem Sturz eine Zeit lang auf dem Hohenasperg in einem dunkeln Gemache saß und am 30. Januar 1738 auf der heutigen Galgensteige bei Stuttgart gehängt wurde. Deutzutage würde ihm höchstens lebenslängliche Zuchthausstrafe zuerkannt werden. Dann folgen die bekannten Geschichten des Generals Kieger und des Dichters Schubart, über die uns hier wol nicht eben viel Neues berichtet wird, bis vielleicht auf einige Charakterzüge, welche den pietistischen und dabei doch jähornigen und militanten, durch lange harte Gefangenschaft selbst verhärteten Keilungscommandanten Kieger betreffen. Kieger konnte z. B. die Garnisonssparkarreierin nicht leiden, weil sie rothes Haar hatte. Ging diese nun mit ihrem Kinde auf dem Wall spazieren, so pflegte er einen welschen Hahn gegen sie zu reizen und dabei zu rufen: „Nur, die ist röthler als du!“ Für einen pietistischen Keilungscommandanten und General allerdings ein eigenthümliches Vergnügen! Unter den Arrestanten aus dem Anfange unseres Jahrhunderts erregen besonders Interesse die Separatisten und die Wergentheimer. Jene verwarfen bekanntlich Kriegs- und Kirchendienst, Laus, Eid und Abendmahl, erkannten später in Napoleon ihren Messias und Helden und verweigerten den Behörden Gehorsam, Steuern und Abgaben. Als Napoleon im Jahre 1803 in Begleitung des Königs nach Hohenasperg kam und letzterer ihn fragte, ob er seine schwärmereischen Anhänger sehen wollte, erwiderte Napoleon: „Lassen Sie die Kerle hängen!“ Von solchen Anhängern und Ideologen, welche Steuern und Kriegsdienst verweigerten, wollte Napoleon nichts wissen. Was die wergentheimer Arrestanten anlangt, so waren dies die Häufelshörer des nicht ohne Blutvergießen bewendigten Aufstandes, welcher in der Stadt Wergentheim ausbrach, als diese 1809 dem Könige und der Regierung von Württemberg den Huldigungs Eid leisten sollte. Sechs dieser Aufständischen erlitten den Tod durch Hendershand, die übrigen wurden theils zu lebenslänglicher, theils mehrjähriger Gefängnisstrafe nach dem Hohenasperg abgeführt. Im Jahre 1825 nahm die immer bereitwillige Feste Hohenasperg die Verurtheilten des sogenannten Jugendbundes und 1833 die compromittirtesten Mitglieder der wahnsinnigen Ludwigsburger Militärverchwörung auf, darunter den unbesonnenen Oberleutnant Koseritz, welcher, später begnadigt und vom Könige selbst mit Geldmitteln versehen, nach Amerika ging und hier 1838 in einem Epitale, nach andern Nachrichten auf einem Kriegsschiffe gegen die Seminenen am Gelben Fieber gestorben sein soll. Unter den politischen Gefangenen der Jahre 1848 und 1849 sind Fidler, Köster von Dels, dessen glückliche Flucht in der Schrift ausführlicher erzählt wird, und Frau von Gaildorf die hervorragendsten. Es ist erkauntlich, welch eine lange und ereignisvolle Geschichte menschlichen Glucks, menschlicher Rücksichtslosigkeit und menschlicher Thörichteit sich an die Geschichte einer solchen kleinen Feste knüpft, so erstreulich es auch andererseits ist, selbst in dieser Jammerchronik die Spuren stets fortwährender Humanität und milderer Sitten wahrzunehmen. Unter den beigegebenen fünf Holzschnitten ist wol die Abbildung des Schubartstuhms geeignet, das meiste Interesse zu erregen.

A. M.

Bibliographie.

- Barns, R., Lieder. Uevertagen von G. Berg. Mit einer biographischen Skizze von W. Traeger und dem Porträt von Barns. Leipzig, G. F. Winter. Gr. 16. 24 Ngr.
- Curge, L., D. Philipp Nicolai's Leben und Lieder. Nach den Quellen. Halle, Friede. Gr. 8. 27 Ngr.
- Giller's, G., Betrachtungen und Aethelle des Generals der Infanterie G. L. v. Müller über die politischen, kirchlichen und pädagogischen Partei-Bewegungen unseres Jahrhunderts. 1ter Theil. Saarbrücken, Neumann, 1858. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Gillrod, G., Jma. Rudolph von Habsburgs erste Ju-

gendliche. Historischer Roman aus dem 13. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Meibinger Sohn u. Comp. Br. 8. 2 Thlr.

Friedrich, J. W., Die Symbolik und Mythologie der Natur. Würzburg, Stachel. Lex. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fröbel, J., Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart. Berlin, Springer. 8. 27 1/2 Ngr.

Große, J., Die deutsche allgemeine und historische Kunstsichte des XIX. Jahrhunderts. München, Lentner. 8. 27 Ngr.

Hartmann, R. A., Das Lied vom Folsen. Phantasie über ein unbeliebtes Thema. St. Gallen, Scheitlin u. Hollisfer. 16. 15 Ngr.

Hermann, G., Bernhard Owen oder der Sohn des Magisters. Roman. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Katharina II., Kaiserin, Memoiren. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. Autorisierte deutsche Uebersetzung. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Langbein, W., Dr. Carl Wager's Leben aus seinen Schriften, Briefen und aus authentischen Privatmittheilungen dargestellt. Stuttgart, Müller. Gr. 8. 12 Ngr.

La Rochère, Eugénie de, Die Schloßfrauen von Roussillon oder Duercy im 16. Jahrhundert. Historische Novelle aus der Zeit Heinrich IV. Aus dem Französischen von einem Priester aus der Diocese Trier. Schaffhausen, Hurter. 8. 21 Ngr.

Mayer, B., Erinnerungen aus Jerusalem und Palästina. München. 1858. 8. 27 Ngr.

Paul Morphy. Skizze aus der Schachwelt. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Robert, G., Eine Heirath aus Haß. Deutsch von Paul Helm. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Rosbach, J. J., Vier Bücher Geschichte der Familie. Nördlingen, Beck. 8. 2 Thlr.

Schödl, A., Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. Im Zusammenhange mit den obersten Grundsätzen der Philosophie und Theologie dargestellt. 2ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Philosophie der patristischen Zeit mit specieller Hervorhebung der durch sie bedingten speculativen Anthropologie. Würzburg, Stachel. Lex. 8. 2 Thlr.

Waitz, G., Eine ungedruckte Lebensbeschreibung des Herzogs Knud Laward von Schleswig. Mit 1 Facsimile. Göttingen, Dieterich. 1858. Gr. 4. 12 Ngr.

Wittsch, J. G. T., Die Schlacht von nicht bei Rosbach oder die Schlacht auf den Feldern von und bei Reichardtswerben den 5. November 1757, und was ihr voranging, und nachfolgte. Nach bisher noch unbekannten authentischen und archivarischen Quellen und nach glaubwürdigen Berichten von Augenzeugen. Mit vier Beilagen, einem Schlachtplane und einer Lithographie mit den Schlachtfeldern. Reichardtswerben. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Antikritik gegen den Mecklenburgischen Oberkirchenrath Dr. Kliefoth. Ein evangelisch-lutherisches Zeugniß. Hamburg, Würger. Gr. 8. 6 Ngr.

Materialien zur Geschichte der Regentenschaft in Preußen. Anfang Oktober bis Ende Dezember 1858. Berlin, Springer. Gr. 8. 16 Ngr.

Tod und Leben oder Gang und Ende eines begnadigten Schächers. Berlin. 8. 1 1/2 Ngr.

Welfe, E. G., Drei Ansprachen an den hamburger Kirchentag und: Unser Leben ist ein Wallen in die Heimath. Eine Gaf-Predigt, gehalten am 17ten Sonntage nach Trinitatis, den 26. September 1858, in der Reformirten Kirche. Hamburg. 1858. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Zeugnisse älterer Freunde in der Sache des Herrn Professor Dr. Baumgarten in Rostock. Hamburg, Rolte u. Köhler. 1858. Gr. 8. 9 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Deutsche Gannertthum

in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande.

Von Dr. F. E. O. Avé-Lallemant.

Mit zahlreichen Holzschnitten.

Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

In diesem meisterhaften Werke hat der Verfasser, der sich darin nicht bloß als routinierter Polizeimann, sondern auch als wahrer Gelehrter und Denker bewährt, zum ersten male das deutsche Gannertthum in seiner historischen Ausbildung wie in seiner sittlichen und social-politischen Bedeutsamkeit darzustellen versucht. Daran schließt sich am Ende des ersten Theils eine ebenso neue als werthvolle Arbeit: eine ausführliche Darstellung der Gannertliteratur. Der zweite Theil behandelt das moderne Gannertthum sowie die eigentliche Gannertpraxis und deren zahlreiche specielle Industriezweige, die durch viele Holzschnitte erläutert sind. Der das Werk abschließende dritte Theil, eine specielle Darstellung der Gannertsprache, wird bald nachfolgen.

Für jeden Polizeimann und Criminalisten ist dieses Werk unentbehrlich. Aber auch für Historiker, Alterthumsforscher, Psychologen und Sprachforscher, sowie überhaupt für jeden Gebildeten ist es von größtem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von Hermann Brockhaus. Zweiter Band. Erstes und zweites Heft.

4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste Band (4 Hefte) kostet 10 Thlr. 20 Ngr.

Hafis, der grösste Lyriker der Perser und der vollendeteste Repräsentant der über den ganzen mohammedanischen Orient weitverbreiteten Ghazelendichtung, ist durch Goethe, Hammer, Platen, Rückert und andere in allen Kreisen ein hochgeachteter Name geworden. Eine vollständige Ausgabe seiner Lieder im Original fehlte unserer wissenschaftlichen Literatur bisher noch; die hier gebotene kritische Ausgabe, die erste in Europa gedruckte, wurde daher von allen Freunden der orientalischen Poesie willkommen geheißen. Durch vollständige Vocalisation und Interpunktion des Textes wird das unmittelbare Verständniß des Dichters bedeutend gefördert; die hinzugefügten Scholien und Paraphrasen des Sudi heben alle Schwierigkeiten in der sichern Auffassung der Dichtungen. Die typographische Ausstattung entspricht dem hohen wissenschaftlichen Werthe des Werkes.

Von dem zweiten Bande an wird im Interesse eines ökonomischen Drucks der Text ohne Commentar gegeben, um erstern bald vollständig zu liefern, was mit der Vollendung des dritten Bandes geschehen sein wird. Die betreffenden Hefte werden in rascher Folge erscheinen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rottke und Welter.

Dritte, ungearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welter.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Hefen. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des neunundzwanzigsten Heftes (Bogen 17—20 des dritten Bandes):

Cabinetstuhl, Cabinetinsanz. Von Welter. (Schluß.) — Cachet, lettres de. Von Welter. — Calboun (John Caldwell). Von H. Kayy. — Calboun. (Zweiter Artikel.) Von A. F. Neumann. — Californien. Von A. F. Neumann. — Calmarische Union, f. Dänemark und Schweden. — Calvin (Johann). Von H. E. G. Paulus und Welter. — Camarilla. Von Welter. — Cambacérès (Johann Jakob Régis de). Von J. Weipfel und Welter. — Canopo: Formio, f. Friedensschlüsse und Französische Revolution. — Canada. Von A. F. Neumann. — Canntag (Georg). Von J. Weipfel und Welter.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der frühern bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte.

Von Gustav von Meyern.

8. Geh. 16 Ngr.

Bei dem Aussehen, welches Gustav von Meyern's „Heinrich von Schwerin“ erregte, wird diese frühere kleine Gedichtsammlung desselben gewiss manchen interessieren. Dieselbe, welche den größern Dichtungen des Verfassers („Das Welfenlied“, 1852, und „Ein Kaiser“, 1857) vorherging, wurde bei ihrem Erscheinen (1850) sehr beifällig aufgenommen, wie folgender Auszug aus einer Besprechung in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ zeigt: „In diesen Monatsmärchen“ feiert eine ungewöhnlich lebendige Phantasie eine Art von capricieusen Carneval. Der Gedanke: die charakteristischen Unterschiede jedes Monats in ein halb symbolisches und allegorisches Märchenbild zu fassen, und so den ganzen Jahreskreis in zwölf Märchenpersonifikationen zu gliedern, ist neu und eigenhümlich. Die Aufgabe des Märchens ist von dem Autor dieser Märchenbilder auf das scharfklügliche gelöst worden, und namentlich sind die drei: „April und die Sonne“, „Novemberwetter“ und „Decembers Triumphe“, vortreffliche Genestücke dieser Art.“ Dieselben Vorzüge bieten die beiden andern Bestandtheile der Sammlung: „Bilder“ und „politische Gedichte“.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 9. —

24. Februar 1859.

Inhalt: Zur Poetik. Von Hermann Warggraff. — 2. A. Frankl's Reise nach dem Orient. — Ein arabisches Märchen. — Kolljen. (Fessing; Seltsame Enthüllungen einer nordamerikanischen Miß über Deutschland; Goethe's angebliche Hochschätzung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Poetik.

1. Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkt der Neuzeit von Rudolf Gottschall. Breslau, G. Treves, 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Deutsche Uebersetzkunst. Mit besonderer Rücksicht auf die Nachbildung antiker Maße, nebst einer historisch begründeten Lehre von deutscher Silbenmessung. Ein Supplement zu jeder deutschen Literaturgeschichte von D. F. Gruppe. Hannover, Kümpler. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Jedem Delinquenten wird selbst von Amts wegen vor Gericht ein Vertheidiger beigegeben; es ist daher ganz in der Ordnung, daß in der Person Gottschall's ein Anwalt aufgestanden ist, der es sich zur Aufgabe macht, die Sache der von gewissen Seiten aller möglichen Vergehungen angeklagten modernen Poesie vor dem öffentlichen literarischen Gericht zu verteidigen. Er hat dies bereits in seinem Werke: „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ gethan, und in seiner „Poetik“ setzt er mit gleichem Eifer diese Amtsverrichtung fort. Man mag sich veranlaßt fühlen, seinen Bestrebungen und seinen Anschauungen Einseitigkeit vorzuwerfen; aber das durch Einseitigkeit auf irgendeinem Gebiete gestörte Gleichgewicht kann nur dadurch wiederhergestellt werden, daß ihr eine ebenso entschiedene Einseitigkeit entgegentritt, vorausgesetzt, daß es ihr an Geist, tüchtigen Studien, Begeisterung für die Sache und an verständigen Gesichtspunkten nicht gebricht. Diese Eigenschaften wird man dem Verfasser der „Poetik“ nicht in Abrede stellen können, selbst wenn man in vielen Stücken nicht der gleichen Ansicht mit ihm sein sollte. Zudem ist auf dem speziellen Felde der technischen Poetik seit Jahren nichts Selbständiges von Bedeutung geleistet worden; denn die mancherlei in der letzten Zeit erschienenen Aesthetiken — und auch Moritz Carriere's werthvolles Werk „Das Wesen und die Formen der Poesie“ ist wesentlich eine Philosophie des Schönen — können sich begreiflicherweise auf das, was an der Poesie Technik und bloßes Kunsthandwerk ist, nicht ausführlicher einlassen.

Im Vornort verbreitet sich der Verfasser ausführlich genug über seinen Standpunkt und die Absichten, die ihn bei der Abfassung seiner Schrift leiteten. Nach seiner

Ueberzeugung ist die Lebenskraft der Poesie zu groß, als daß die vorübergehende Ungunst der Zeit sie ersticken könne. Im Gegentheil, habe eine neue Culturepoche begonnen, so beginne sie auch für die Poesie, und es sei nöthiger als je, auch auf ästhetischem Gebiete das Bleibende vom Vergänglichen zu sondern, damit die Dichtkunst nicht im Joche veralteter Regeln seufze, sondern neue Bahnen einschlage, auf denen sie die Vorherrschaft der Zukunft erreichen könne. Sie habe dies zum Theil gethan, aber ohne von einer wissenschaftlichen Aesthetik gewürdigt zu werden, diese habe vielmehr diesen neuen Aufschwung nur mit verdrossener Miene betrachtet. Wenn überhaupt in Deutschland seit längerer Zeit keine specielle technische Poetik erschienen sei, so fehle es noch mehr an einem wissenschaftlichen Werke, welches den neuen dichterischen Bestrebungen als Fahne diene und die Gleichstrebenden um sich versammeln könne. Beschreiben gesteht der Verfasser, daß zu einem solchen Unternehmen seine schwachen Kräfte gewiß nicht ausreichen, würden sie nicht dadurch verstärkt, daß er aus der Mitte der neuern Bestrebungen heraus sein Werk zu vollenden trachte und gleichsam die latente Poetik, welche in den Dichtungen der neuern Poeten schlummere, entbinde und ihr einen wissenschaftlichen Ausdruck zu geben suche. Er hebt dann weiter hervor, wie es ihm unmöglich zum Nachtheil gereichen könne, daß er sich selbst productiv auf den verschiedensten Gebieten der Poesie versucht habe. Nur in der Werkstatt des dichterischen Schaffens selbst belausche man seine Geheimnisse, daher sei ein Dichter gewiß mehr als der bloße Theoretiker befähigt, einen lebendvollen und nugenbringenden Kanon der Dichtkunst zu entwerfen. Auch habe unsere Aesthetik gerade durch unsere classischen Dichter, durch Lessing, Herder, Schiller, Goethe und Jean Paul die wesentlichste Fortbildung erhalten. Er nenne seine Poetik eine moderne; denn er verlange von der Poesie, daß sie aus dem Geiste ihrer Zeit und ihres Volks herausdichte, wie es die Poeten des Alterthums und Mittelalters gethan, und nur eine aus dem Leben der Gegenwart herausgeborene Poesie dürfe auf eine Zukunft rechnen. Er sei keineswegs ein Verächter der Poesie

des Alterthums, er gehöre sogar zu ihren wärmsten Verehrern; nicht nur, daß die Wiebergeburt unserer Nationalliteratur unter den Auspicien der großen Genien des Alterthums vollzogen worden sei, sie vollziehe sich noch immer, noch jeden Augenblick mit dem Hinblick auf diese großen Muster; ja sie werde ihren höchsten Aufschwung erst durch ihr vollkommenes Verständniß nehmen. Aber wie die Poesie der Alten ganz in die Kultur der damaligen Gegenwart aufgegangen sei, so möge sich auch die moderne Poesie vom Geist ihrer Zeit durchdringen lassen; denn dann sei sie besser bei den Alten in die Schule gegangen, „als wenn sie den lyrischen Gedanken in Spondeen und Molossen erqu coastet oder das Opfermesser der antiken Tragödninnen mit feierlicher Würde schwingt und das Blut, welches die Atytännefren und Medeen vergossen, in ihrer dramatischen Wanne auffängt“. Nur drängt sich hier freilich die Frage auf, ob auch wirklich unsere Gegenwart so viel poetisches Element, so viel Kunst- und Schönheitsgeist in sich schließt, um den Dichter und Künstler in derselben Weise zu befruchten, wie die hellenische Kultur ihre Dichter befruchtet hat. Kunst und Poesie waren damals ein integrierender Theil dieser Kultur selbst, und ob sie das noch gegenwärtig sind, möchte wenigstens fraglich sein. Schließlich klagt Gottschall über die grenzenlose Zerfahrenheit der heutigen Kritik, über die in ihr herrschende Verwirrung der Principien, „ganz abgesehen vom Lobe der Kameraderie und den verschiedenen Aeußerungen der Parteilichkeit“, große Talente würden durch kleinlich mäkclnde Beurtheilung auf das Niveau der Mittelmäßigkeit herabgedrückt, der Glaube an die dichterische Kraft der Gegenwart durch die grundlosesten Behauptungen erschüttert. „Kein kritisches Organ“, fährt der Verfasser fort, „hat einen unbedingt tonangebenden Einfluß; keins nimmt auf das andere Rücksicht, keine Association der Kräfte ersetzt an Macht, was dem einzelnen fehlt.“ Die Klage mag begründet sein; aber es fragt sich, ob diese Zerfahrenheit der Kritik nicht der nothwendige Ausdruck der Zerfahrenheit unserer Zeit selbst ist. Verwickeltere und fraglichere Zustände hat es nicht gegeben seit der Zeit der Reformation, und auch da nicht. Selbst Gesinnungsgegnern gehen jetzt meist nur eine gewisse Strecke miteinander, um plötzlich an einem Punkte anzulangen, wo sie sich trennen müssen, während wieder Antagonisten ebenso unversehens in einem und demselben Punkte zusammentreffen. Diese Erfahrung wird wahrscheinlich auch Gottschall mit seinem Buche machen; seine Gesinnungsgegnern werden sich von manchen seiner Behauptungen abgesehen statt bestritten fühlen, und seine principiellen Gegner werden ihm in vielem recht geben müssen.

Die nun folgende Einleitung, eine kurze „Geschichte der Poetik“ enthaltend, ist im Grunde nur eine Fortsetzung der Vorrede. Ebenso entschieden den ästhetischen Ansichten der Romantiker opponirend wie die Anhänger des Realismus oder des sogenannten „gesunden Menschenverstandes“, kann er seine Vorliebe für Hegel nicht verleugnen. Gottschall bemerkt:

Die Poetik Hegel's, der letzte Theil seiner „Aesthetik“, ist reich an den gebiegensten Entwicklungen und trefflichen, lange nicht genug beachteten Winken. Er hat die Stellung der Poetik zum Zeitgeiste meisterhaft entwickelt und damit einer modernen Dichtung die Bahn freigelassen; er hat die Bedeutung der von vielen Kunsttrichtern gering geachteten Richtung Schiller's und seines dramatischen Pathos schlagend gewürdigt, er hat sich gegen den Dilettantismus und eine ebenso schale wie forcirte Volkspoesie erklärt. Gerade nach dieser praktischen Seite hin (fährt Gottschall fort) ist er von Vischer nicht erreicht worden, da er von einer ästhetischen Feinschmeckerei auf dem Gebiete der Poesie nicht freizusprechen ist und der modernen Dichtung in seiner Poetik keine erhebenden Ziele zu stecken verstand. Dies hindert indeß keineswegs, seine umfangreiche „Aesthetik“ für das überaus verdienstliche Hauptwerk der Neuzeit zu erklären, das ebenso ausgezeichnet ist durch großartige Architectonik und speculative Philosophie, wie durch geistvolle und lebendige Kritik.

Im übrigen war es uns auffallend, daß Gottschall unter den neuern Aesthetikern den eigenthümlich forschenden Adolf Zeising und Ludwig Gikardt unberücksichtigt läßt. Möchte er sie von seinem Standpunkte bekämpfen, gänzlich übergehen durfte er sie nicht.

Um von der Reichhaltigkeit der Materien, welche Gottschall in seinem Werke behandelt, einen ungefähren Begriff zu geben, wollen wir hier dessen Inhalt kurz angeben. Die erste Abtheilung: „Begriff und Wesen der Dichtkunst“, zerfällt in die drei Hauptstücke: „Die Poesie im System der Künste“, „Der Geist der Dichtkunst“ und „Die Technik der Dichtkunst“. Im erstern behandelt Gottschall in fünf Abschnitten die Thematata: „Das Schöne und die Kunst“, „Die Dichtkunst“, „Die Dichtkunst und die Malerei“, „Die Dichtkunst und die Musik“, endlich „Die Poesie und die Prosa“. Im zweiten Hauptstück handelt der Verfasser von der dichterischen Stoffwelt; von der productiven Phantasie, von dem Gegensatz zwischen Realismus und Idealismus, von dem Verhältniß des Dichters zum Zeitgeist und vom dichterischen Kunstwerk; im dritten Hauptstück von dem dichterischen Wort, den Bildern und Figuren, dem Gebrauch des bildlichen Ausdrucks, von Vers und Reim, von den vorzüglichsten Versmaßen, endlich von den altheidischen, antiken und orientalischen Strophen. Die zweite Abtheilung umfaßt die Formen der Dichtkunst und handelt im ersten Hauptstück von der Lyrik (Lied, Ode, Elegie), im zweiten von der epischen Dichtung (Volksepope, Kunstepos, dichterische Erzählung, Roman und Novelle, didaktisches Gedicht); im dritten endlich von der dramatischen Dichtung. Auf die Darlegung der ästhetischen Principien und Tendenzen des Verfassers brauchen wir wol, von andern Gründen abgesehen, um so weniger näher einzugehen, da wir voraussetzen dürfen, daß sie unsern Lesern aus seinen in d. Bl. veröffentlichten kritischen Aufsätzen über neuere poetische Erscheinungen der Hauptsache nach bekannt sind. Die Leser kennen Gottschall auch als einen warmen Fürsprecher für die Rechte des Idealismus gegenüber den maßlosen Ansprüchen des Realismus, was ihm bei ihnen ohne Zweifel nur zur Ehre gereichen wird. Wir sind sicherlich mit ihm einverstanden, wenn er von dem Idealismus behauptet, daß er sich mehr in der Sonnennähe der Kunst befände, als der Realismus; wenn er aber

weiter die Behauptung aufstellt, „daß der Idealismus dem deutschen Volke näher steht und inniger mit seinem Geistes- und Gemüthsleben verwachsen ist“, so beruht diese übrigens schon oft genug gehörte Ansicht vielleicht doch nur selbst auf einer idealistischen Täuschung. Man will hiervon nicht gern etwas hören, aber ich sehe nicht ein, warum man sich hierüber nicht offen aussprechen und verständigen soll. Wäre der Idealismus der Deutschen eigentliche Natur, so müßte er doch im Zuschnitt des öffentlichen Lebens zur Erscheinung kommen und den Menschen wie den Verhältnissen einen idealen Ausdruck verleihen, und daß dies wirklich der Fall sei, wird man doch nicht behaupten wollen. Doch dieser specielle Punkt wird uns bei dem Gruppe'schen Buche wol wieder von selbst in die Hände laufen. Wir möchten hier nur noch bemerken, daß es mit einem Idealismus ebenso übel bestellt wäre, wie mit einer Religion, wenn beide für das Leben keine Früchte abwerfen wollten. Der falsche Idealismus, der von aller Wirklichkeit abstrahirt und das bloße Jenseits für das Diesseits gibt, kann unter Umständen ebenso schädlich und trügerisch wirken, als der falsche Realismus, der den herrschenden verwerflichen Impulsen und Tendenzen und den Schwächen der Zeit schmeichelt und das bloße Diesseits für das Jenseits gibt. Man wird vielleicht sagen können, daß man eines gefundenen Realismus ebenso sehr bedürfe als eines gefundenen Idealismus: des erstern, damit der Idealismus nicht allen realen Boden und unter den Füßen wegnehme, bis wir völlig in der Luft stehen und uns deshalb für Angel halten; des letztern, damit der Realismus nicht in groben Materialismus ausarte, alle höhern Götterbilder und religiösen Ideen, die in des Menschen Brust leben, mit Vandalenwuth zertrümmere und in den Staub stürze und alle Bücher bis auf das schöne Buch, in dem die Mehreinnahmen eines jeden verzeichnet sind, vom Erdboden vertilge. Uebrigens schließt auch Gottschall den Realismus von der Poesie nicht aus, auch er hält ihn berechtigt, „wo er sich in den Dienst der Idee begibt und die von ihr durchleuchtete Welt in ihrer ganzen Wahrheit darstellt“.

Gottschall führt in seinem Werke eine gute Anzahl von Dichternamen an und von vielen theilt er auch Beispiele und Belegstellen zur Erläuterung seiner poetischen Regeln mit. Doch will uns bedünken, daß er sich hierin nicht ganz jener Unparteilichkeit beflissen habe, deren Mangel er der Kritik so sehr zum Vorwurfe macht. Nun hat freilich jeder seine Lieblinge und Gottschall besonders findet sie unter den hochpathetischen declamatorischen Dichtern, weshalb er auch im ganzen mehr Sympathie für Schiller als für Schaffpeare und Goethe bekundet. Auch die clairobscuren und dabei den Ausdruck menschlicher Empfindung und Leidenschaft häufig übertreibenden byronistischen Dichter scheinen bei ihm auf besondere Vorzugung rechnen zu dürfen. Ueber solche Privatsympathien, die aus des Menschen Innerstem hervorgehen, darf man weiter nicht rechten; aber in einem Buche, welches auf Wissenschaftlichkeit Anspruch macht, dürfen diese mehr persön-

lichen Sympathien nicht allzu stark hervortreten. Um nur bei den Neuern stehen zu bleiben, so erinnern wir uns z. B. nicht, in dem ganzen Umfange seines Buchs die Namen Arndt, Bauernfeld, Bodenstedt, Chamisso, Duller, Gaudy, Gruppe, Friedrich Halm, Julius Hammer, Paul Henze, Hoffmann von Fallersleben, Keller, Knapp, Wolfgang Müller, Betty Paoli, Gustav Pfizer, Schwab, Simrod, Julius Sturm, Wilhelm Wadernagel u. s. w. gefunden zu haben, während er doch manchen, die unbedeutender sind als viele von diesen, große Aufmerksamkeit schenkt. Unter den neuern Balladendichtern weiß er nur Fontane zu nennen, „der den Balladenton mit Glück getroffen“. In dem Kapitel über den Roman vermischen wir manche Namen, die sogar Richtungen vertreten oder ebenso gut angeführt werden konnten oder mußten als die hier genannten, und unter den Novellendichtern sogar Sternberg, der seit Lirck die Kunst, eine gute Novelle zu schreiben, noch am besten versteht. Unter denen, die das komische Lied (von Gottschall etwas sonderbarerweise mit dem geistlichen Liede zusammengestellt) anbauen, nennt er von Neuern nur Holtei, Kopisch und Reinick, aber er vergißt Hoffmann von Fallersleben, Gaudy, Glasbrenner, Schnegler (der als humoristischer Lieberdichter viel zu wenig anerkannt ist), Brug (in der satirisch-politischen Poesie ausgezeichnet), Castelli, Herlossohn u. s. w. Ueberhaupt ist die komische Poesie auffallend dürftig behandelt, der humoristische Roman z. B. auf nur einer Druckseite, während doch gerade auf diesem von Literaturhistorikern und Aesthetikern so verwaisteten Gebiete noch die meisten neuen Entdeckungen zu machen und dunkle Regionen aufzuhellen sind.

Gottschall schreibt gern in Bildern; er ist vielleicht der Ansicht Priestley's, daß der bilderreiche Stil im Grunde ebenso natürlich sei als der einfachste, indem der Seele, wenn diese in der gehörigen Lage sei, jene Bilder ebenso natürlich vorkämen als die simple Rede. Nur thut Gottschall in dieser Hinsicht, obgleich er von dieser Manier allerdings etwas nachgelassen hat, noch immer etwas des Guten zu viel und hier und da stößt man sogar auf ein und das andere vulgäre oder geschmacklose Bild, dem man gerade in einem Buche von mehr wissenschaftlichem Charakter nur ungern begegnet. So sagt der Verfasser einmal: „Frau Birch-Pfeiffer z. B. stoßt bei ihren Einschlüchtereien für die Bühne in der Regel zu viel in ihre dramatischen Würste.“ So liebte man es ehemals in Jungdeutschland witzig zu sein, aber die noch thätigen Repräsentanten desselben haben dieser Manier schon längst ziemlich entsagt. Davon abgesehen ist der Stil des Buchs, obgleich im ganzen für ein wissenschaftliches Werk zu unruhig, doch von so voller und rascher Strömung, daß der Leser unwillkürlich von ihr fortgezogen wird; überhaupt bietet das Buch eine anregende, genussreiche und, mit Verstand und gewissen Vorbehalten gelesen, auch vielfach lehrreiche Lectüre.

Hieran schließen wir das Werk von D. S. Gruppe: „Die deutsche Uebersetzungskunst“, welches sich vielfach mit

Fragen der poetischen Technik, mit der geschichtlichen Entwicklung und der Theorie des deutschen Hexameters und in einer besondern Abtheilung mit der Lehre von der deutschen Silbennessung beschäftigt. Ein solches Buch konnte nur in Deutschland geschrieben werden, wo das Uebersetzen aus andern Sprachen und besonders aus den alten zu einer wirklichen Kunst ausgebildet worden ist, wo die Frage von der rhythmischen Gestaltung der Sprache und namentlich der Nachbildung antiker Verweise zu den literarischen Hauptfragen gehörte und noch gehört, wo Gelehrte diese Frage zu einer ihrer höchsten Lebensaufgaben machten und mit denen, welche mit ihren Principien nicht einverstanden waren, in Streitigkeiten gerieten, die mit einer Lebhaftigkeit geführt wurden, als ob davon das Wohl und Weh der Nation abhinge. Daß die Wichtigkeit, womit man diese scheinbar nur secundäre Frage in Deutschland behandelt, den Ausländern unbegreiflich und fast lächerlich erscheint, läßt sich denken; dennoch ist die Sache so unbedeutend nicht, als sie aussehen mag; denn der Geist und die Seele einer fremdländischen Dichtung lassen sich nicht genügend wiedergeben ohne die Form, und indem dies den deutschen Uebersetzern bis zu einem sehr befriedigenden Grade, wenn auch begreiflicherweise nicht bis zur Vollkommenheit gelungen ist, hat sich der Geist hellenischer und lateinischer Dichtung vielen tausend Deutschen, welche die Originale nicht oder doch nicht mit genügender Leichtigkeit zu lesen vermochten, einigermassen erschlossen oder doch angeheimelt und befreundet. Zudem hat sich durch diese Leistungen, unter denen die Voss'sche Uebersetzung des Homer wol den größten Einfluß übte, das deutsche Sprachgebiet und die Metrik so erweitert, daß auch die Originaldichter davon ihrem nicht unbeträchtlichen Nutzen gezogen haben. Gruppe bemerkt in der Vorrede:

Was die Sprache anlangt, so braucht man nur den Zustand derselben in Lessing's Hand mit dem gegenwärtigen zu vergleichen: der weite Abstand, der sich in Wendungen, in der Versfügung und Wortfolge kund gibt, kommt aber zum großen Theil, wie diese Schrift davon Zeugnis geben wird, von der Uebersetzung her. Dichter bedeutenden Rangs haben in dieser ihre Kräfte geübt, ihre Schule gemacht; aber nicht bloß die einzelnen, auch die Sprache im Ganzen verdankt dieser edeln Gymnastik ihre Biegsamkeit, ihre Stärke; viele der in ihr ruhenden Vorzüge, auf Stammverwandschaft mit den alten Sprachen begründet, sind in solcher Übung erst zu Tage gekommen.

Aber nicht nur die deutsche Sprache und deren metrische und prosodische Gesetze haben dabei gewonnen, auch der deutsche Geist, wenigstens in den hervorragenden Dichtungen und Schriften einiger unserer edelsten Dichter und Denker, die in der hellenischen Schule viele ihrer frühern Wüsthheiten und Roheiten abstreifen lernten, um fortan adelichere Gebilde aus ihrer Hand hervorgehen zu lassen, und selbst die bildenden Künste, namentlich Architektur und Sculptur, sind davon nicht unberührt geblieben. Daher wird man es Gruppe, der selbst sich vorzugsweise in der Schule der Alten auch als Originaldichter gebildet hat, nur Dank wissen können, daß er in seiner von wissenschaftlichem Geiste getragenen und in wissenschaftlicher Sprache gehal-

tenen Schrift dieses Thema von historischem wie ästhetischem Standpunkt eingehend behandelt hat.

Vorur vor jedoch auf den Inhalt der Schrift zu sprechen kommen, erlauben wir uns, an eine in der Vorrede enthaltene Behauptung Gruppe's einige Bemerkungen zu knüpfen. Gruppe wiederholt den von mehreren deutschen Gelehrten aufgestellten Satz von der Verwandschaft des deutschen Geistes mit dem hellenischen. Die deutschen Gelehrten haben bekanntlich manche Grillen, und die Fiction von einer nahen Verwandschaft zwischen dem Geist der Hellenen und der Deutschen scheint uns auch eine solche Grille zu sein. Verwandter mit den Griechen als etwa mit den Samojeben und Lappen sind die Deutschen allerdings; aber noch größer als einzelne nicht abzuleugnende Ähnlichkeiten sind die Verschiedenheiten. Unser Charakter ist romantisch und gothisch = phantastisch, wie unsere gothischen Dome, wie die mittelalterlichen Sculpturen, wie die Nibelungen, wie Dürer's Holzschnitte, wie Goethe's „Faust“, wie Cornelius' Zeichnungen zum „Faust“ und zur Apokalypse, nur daß dieser Charakter unter den Einflüssen des modernen Lebens sich allmählich wesentlich modificirt, d. h. verflacht und abgeschwächt hat. Daß sich bei der Dressurfähigkeit, Beweglichkeit und Universalität der Deutschen einzelne bevorzugte Geister (wie selbst Schwanthaler, obschon er bekanntlich sich nur im Mittelalter eigentlich wohl befand) auf dem Wege gründlichen Studiums zur Kunstanschauung und selbst Kunstübung im griechischen Sinne erheben konnten, beweist nichts; die Gestaltung des Nationallebens im ganzen und großen ist das Entscheidende. Wahrhaft hellenisch gebildete Männer wie Gölderlin haben sich unter uns immer nur als Fremdlinge gefühlt, und Windelmann mied Deutschland. Ein Volkspos wie die Iliade oder die Odyssee ist in Deutschland rein unmöglich, und wenn wir ehrlich sein wollen, so findet der deutsche Geist, diesen im Massendurchschnitt genommen, wahrscheinlich mehr im „Reineke Fuchs“, sogar in der „Johanne“ und ähnlichen Producten seinen Ausdruck als in Goethe's „Iphigenia“ oder „Torquato Tasso“. Ein Perikles oder Alcibiades würden wol niemals die Lieblingshelden des deutschen Volks werden, in dem Grade; wie dies etwa der alte Dessauer oder der alte Blücher waren. So groß der Abstand ist zwischen Aristophanes und Kogebue, so groß ist der Abstand zwischen einem griechischen und einem deutschen Publikum. Wir haben zwar unsere Theater, in deren qualmige Räume wir uns einsperren lassen, diese sollen aber von etwas anderer Structur sein als die griechischen; wir haben unsere Volksfeste, z. B. das Stralauer Fischerfest, das dresdener Fest auf der Vogelwiese, den tauscher Jahrmarsch, den leserloher Markt u. s. w., aber auch diese sollen von den griechischen Volksfesten ziemlich verschieden sein; wir haben unsere Gymnasien und Akademien, bei denen man nur nicht an die Gymnasien und Akademien der Hellenen denken darf; wir haben sogar unsere gymnastischen Uebungen auf Turnplätzen, nur daß vor diesen pedantischen und unschönen Gliederverrenkungen ein Althellene wahrscheinlich erschrecken würde. Wir haben unsere Börser, Fabriken, Kasernen, Comptoirs,

Hollgeisluben, Bureaux, Zuchthäuser und Zellengefängnisse — erinnern diese Institute aber an Griechenland? Wir haben zwar keine Sklaven, aber es ist sicher, daß viele griechische Sklaven gebildeter und selbständigeren Charakters waren als unsere sogenannten freien Arbeiter, Laskien und Stiefelpuger. Wo also ist eine Spur griechischen Lebens bei uns? Nun können wir uns allerdings mancher wirklich Vorzüge rühmen, z. B. unserer unermesslichen Fortschritte in allen Wissenschaften und der Anwendung ihrer Resultate zu praktischen Zwecken, der philosophischen Durchdringung aller Fragen, oder, da wir hier mehr Poesie und Kunst im Sinne haben, unserer Anlage zum Humor und unserer tiefen Naturgefühlis und Gemüthslebens, wodurch wir in Stand gesetzt sind, eine unendlich reichere Scala von Empfindungen und Stimmungen zu beherrschen als die Hellenen und „Musik zu haben in uns selbst“; aber das alles sind ja eben Verschiedenheiten und nicht Aehnlichkeiten. Oder ist jene angebliche Verwandtschaft etwa dadurch intimier geworden, daß wir die schulmäßige Pedanterie so weit trieben, unserer dagegen sich auflehrenden Sprache durch aus trocknenfreie Hexameter abjundöthigen, oder daß Wolf das homerische *ἄλκυονες* des Gleichklangs wegen mit „glauäugig“ zu übersetzen wagte?*)

Betrachten wir nun den Inhalt der Gruppe'schen Schrift, so werden wir sagen müssen, daß sie für den Sprachgelehrten, den Metriker, den Aesthetiker und den ausübenden Dichter von gleich großem Interesse ist. Der Laie weiß es gar nicht, wie viele angestrenzte Vorarbeiten und scharfsinnige Untersuchungen es gekostet hat, um die Gesetze der deutschen Silbenmessung, wie sie jetzt gelten, nur einigermaßen festzustellen; es wird ihm wie ein Wunder dünken, wenn er bei Gruppe liest, daß, von andern Versfüßen nicht zu sprechen, der Daktylus eine Zeit lang für die deutsche Poesie verloren war und daß, nachdem man ihn wieder erobert hatte und nun allmählich Hexameter und andere alte Versmaße aus Trochäen und Daktylen nachzubilden lernte, doch wieder der Spondeus fehlte, den man (d. h. dessen kunstmäßige Verwendung) mit noch viel größern Mühen erobern mußte, was z. B. Klopstock erst in spätern Jahren gelang. Es ist freilich

der Versfuß, der infolge des übertriebenen, pedantischen Mißbrauchs, den man später mit ihm trieb, viel Unheil angerichtet und vorzüglich dazu beigetragen hat, den jetzt herrschenden Widerwillen gegen die Nachahmung antiker Versmaße hervorzubringen. Wie viel Mühe kostete es ferner, den reinen Niederschlag des Anapästs im Deutschen zu gewinnen, wie dies besonders Platen gelang, oder die Dichter zu überzeugen, daß spondeische Zusammensetzungen wie Blendwerk, Andacht, Hochmuth, Lustbild u. s. w. nicht als Trochäen, Wörter wie Vaterland, Gottvertrauen, Hochverrath u. s. w. nicht als Daktylen gebraucht werden dürfen. Spätere berühmte Verskünstler haben dann wieder schon gewonnene Resultate in Frage gestellt; Platen verstoß z. B. gegen das von Voss und Schlegel stets beobachtete Gesetz, daß kein zweisilbiges Wort im Deutschen zwei kurze Silben haben könne und brauchte Wörter, wie: über, ohne, aber, oder, in anapästischen Versen ohne Bedenken als zwei Kürzen. So haben wir auf diesem Gebiete immer noch gegen Willkürlichkeiten und Mißbräuche zu kämpfen; es ist aber zu hoffen, daß die Gruppe'sche Schrift manches klären wird, namentlich was die falsche und mißbräuchliche Verwendung des Spondeus im Hexameter betrifft.

In der Einleitung geht der Verfasser bis zu den frühesten Versuchen im Hexameter, auf Konrad Geshner, Herard u. s. w. zurück. Betrachtet man Geshner's und Bichard's kindliche Versuche, so begreift man jetzt kaum, wie es in Deutschland jemals möglich war, Hexameter wie diese zu schreiben, welche mit dem griechischen Hexameter nicht die entfernteste Aehnlichkeit haben. Konrad Geshner machte z. B. um die Mitte des 16. Jahrhunderts folgende (vgl. Gruppe, S. 295):

Es macht alleinig der glaub die glaubige sällig
Und dazzu fruchtbar zur lieb und gütige Herzen
Allwäg inn menschen schafft er sein maß by inn ist
Und kein nachlassen nienen. er wücket in allen u. s. w.

Wer möchte dergleichen jetzt für Hexameter lesen? Und selbst wenn man sie liest, wie sie gelesen werden müssen, nämlich:

Es macht alleinig der glaub die glaubige sällig

Und dazzu fruchtbar zur lieb und gütige Herzen —

wobei an sich tonlose oder tiefenartige Silben den Accent und Hochton erhalten und als Längen gebraucht, Stammsilben dagegen willkürlich um ihren Ton und ihre Länge gebracht werden — selbst dann bringt man noch keine Verse heraus, die darauf Anspruch hätten, Hexameter zu heißen und zu sein. Und was sagt man gar zu folgendem Geshner'schem Hexameter:

Durch Jesum Christum, Gott und Mensch, unseren Herren.

Substantiva wie „Gott“ und „Mensch“ müssen hier alle Bedeutung und Majestät an das Bindewörtchen „und“ abtreten! Das einzige, was in diesen Versen vom Hexameter übrig geblieben ist, sind die Daktylen des fünften Fußes, außerdem sich aber in allen Geshner'schen Versen keine weiteren finden. Hiernach urtheile man, welche Mühe es gekostet hat und wie viele mißrathene oder nur halbgelun-

*) Diese Worte waren schon geschrieben, als uns das erste Decennium der „Revue contemporaine“ in die Hände kam, worin es in einem Artikel von Ch. Verrier über die münchener Kunstausstellung und mit Bezugnahme auf eine Rede Garrier's, der die Deutschen als Orden des Hellenenthums dargestellt hatte, unter anderm heißt: „Est-ce faire aux Allemands une mortelle injure de déclarer qu'ils n'ont pas (sauf exception) l'esprit auquo?“ und weiterhin: „Les Allemands ont le sens speculatif très développé, ce qui fait qu'ils raisonnent plus volontiers in abstracto que de visu.“ Das würde sie nun wesentlich gerade von den Griechen unterscheiden. Wenn die Deutschen sich mit den Griechen vergleichen, so ist dies vielmehr nicht weniger irrig, als wenn sich die Franzosen mit den Römern in Parallele stellen. Zur Zeit der Revolution warf sich jeder Franzose in die Attitude eines Brutus, heutzutage sind sie schon zufrieden, wenn man sie nur den verderbten Römern zur Kaiserzeit ähnlich findet. Sogar noch jedes Volk seinen wahrhaften Werth in dem, was ihm eigenthümlich ist und es von andern Völkern unterscheidet und nicht im Angelernten und Angerechneten!

gene Versuche gemacht werden mußten, um es so weit zu bringen, als wir es jetzt in der Kunst, deutsche Hexameter zu bilden, doch wirklich gebracht haben. Es war eine Arbeit von Jahrhunderten! Unendlich besser sind die Hexameter von Heräus aus dem Jahre 1713, die aber einen zu hüpfenden und gleichmäßigen Gang haben und ihren größten Reiz im hinten angehängten Reim suchen. Einen Schritt weiter ging Gottsched, der in seinen wenigen Hexametern, die er übrigens nur zur Probe machte, den Reim abwarf, z. B.:

Rom und Athen war sonst ganz reich an Weisern und Künsten,
Doch was nützte die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler,
Welche man irgend gesehen? O was für ein thörichtes Wesen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich im Tempel getrieben!
Vallus erschraf und Jupiter selbst, der Vater der Götter,
Hatte nur Abscheu davor! Schwärmt, schwärmt, ihr rasen-
den Pfaffen! u. s. w.

Man muß gestehen, daß dies bessere und volltönendere Hexameter sind, als die meisten seiner Gegner, z. B. Bodmer, je gemacht haben. Gottsched war im Princip auf dem ganz richtigen Wege, wenn er hier und da auch Kürzen als Längen und umgekehrt Längen als Kürzen gebrauchte (z. B. „Ja, der Herr“).

Gruppe bemerkt gelegentlich, daß man auch im Englischen versucht habe, Hexameter nachzubilden, aber damit nicht weiter gekommen sei, als bei uns Gottsched. Indes hat Longfellow ein ganzes idyllisches Epos, seine „Goangeline“, in Hexametern geschrieben, die, wenn sie sich auch nicht mit Voss'schen oder Platen'schen Hexametern vergleichen lassen, wozin es auch die englische Sprache niemals bringen wird, doch mit den Goethe'schen auf ziemlich gleicher Stufe stehen, wenigstens beweisen, daß „Freiheit, Schönheit und dichterischer Schwung“ in der Hand eines wirklichen Dichters mit dem englischen Hexameter doch nicht so ganz unverträglich sind, als Gruppe meint.

Ueber Klopstock handelt ein eigenes Kapitel. Seine Messias enthält 20000 Hexameter, während die Iliade nur 16252, die Odyssee nur 13010 und die Aeneide nur 9909 Verse hat. Virgilischen und Homerischen Hexametern können sie nun freilich nicht an die Seite gestellt werden. Es fehlt ihnen die feinere Durchbildung. Die weiblichen Cäsuren sind vorwaltend und kommen sehr häufig im vierten Fuß vor, wo sie unstatthaft sind; männliche Cäsuren gibt es zwar, aber sie stehen selten an der rechten Stelle, meistens zu weit hinterwärts, im vierten Fuße; der Gebrauch der bukolischen Cäsur am Schluß dieses Fußes war ihm noch gänzlich unbekannt, und von dem spondischen Ausgang machte Klopstock einen übermäßigen Gebrauch. Gruppe sagt:

Hätte Klopstock die Feinheiten des Metrums erkannt und erkrebt, gewiß hätte er dann nicht jene Freiheit, jenen Strom und Guß erreichen können, der durchaus anerkannt werden muß und worin er kaum von irgendeinem Nachfolger erreicht worden. Hierdurch aber verschaffte er der neuen Form bei seinen Zeitgenossen Eingang, welche den Mangel an feinerer Ausbildung fürs erste noch nicht vermischten, dagegen aber für alle Zeit jene antike Form für ein neues Besitzthum der Sprache erkannten.

Man kommt über Klopstock, der ein Mann und Dichter aus dem Ganzen und Vollen und trotz seiner der Fremde entlehnten Verweise von echt nationalem Inhalt war, dadurch nicht hinweg, daß man seine Messias jetzt langweilig findet; sie ist veraltet, weil ihr der christliche Sinn von damals nicht mehr entgegenkommt. Klopstock schuf die neuere deutsche Dichtersprache, die namentlich in Bezug auf Wortbildung und Verlebung noch gegenwärtig im wesentlichen dieselbe ist, deren er sich bediente; er machte die deutsche Sprache zu den kühnsten, jedem Gedanken sich leicht anschmiegenden und ihn präcis ausdrückenden Wendungen geschickt, und Goethe sowohl als Schiller haben von ihm großen Nutzen gezogen. In mancher Hinsicht freilich nicht genug. Gruppe bemerkt:

Selbst Goethe und Schiller ließen sich Klopstock's große Errungenschaft entgehen, und jener ist erst von Voss ganz spät zu einiger feinerer Cultur gemahnt worden. Wie schlimm, wenn die sogenannten Klassiker in prosodischer Behandlung der Sprache und in rhythmischer Ausbildung hinter ihrer eigenen Zeit zurückstehen, so daß sie, wo es die Nachbildung griechischer Maße gilt, uns schon jetzt als veraltet erscheinen müssen. In gleicher Weise sind sie freilich auch in Rücksicht auf die Behandlung des Reims bedrückt; wo nämlich das Studium des Altdeutschen zu ungleich größerer Strenge geführt hat. Man ersehe daraus, wie mißlich es ist, den Begriff des Klassischen auf eine lebende Literatur anzuwenden und ihn von einer so unlängst vergangenen Periode geltend zu machen!

Freilich dürfte die Frage erhoben werden, ob sie bei zu ängstlicher Beobachtung der prosodischen Forderungen sich nicht vielfach in der freieren Entwicklung ihrer Ideen behindert gesehen haben würden. Werthwüdig erscheint es übrigens, daß Klopstock erst im Verlaufe seines großen Epos den Spondeus entdeckte. In den ersten Gesängen hatte er ganz arglos Stammsilben, welche nicht den Hauptaccent haben, als Kürzen gebraucht; später, und namentlich vom ersten Gesange ab, übte er eine neue Prosodie und demgemäß Verskunst aus, welche er soviel als möglich bei neuen Auflagen auch in die ersten Gesänge übertrug. Diese Entdeckung begeisterte ihn so, daß er den Versfuß Spondeus in einer eigenen Ode, „Sponda“, feierte, was freilich eine jener recht deutschen Grillen war, die Klopstock's späteres dichterisches Wirken bezeichneten.

Die weiteren Kapitel betreffen die frühesten Versuche, Homer im Originalmaß zu übersetzen, darunter die Fragmente von Bodmer und Wieland (1755), von Steinbrüchel (1763), von dem Bruder Klopstock's in der Zeitschrift „Der Greis“ (Band 9, Stück 107), Zacharia's holperige und jetzt völlig ungenießbare hexametrische Uebersetzung des Milton und Bürger's merkwürdige Bruchstücke einer laubischen Uebersetzung der Iliade. Jedenfalls muß man bedauern, daß es Bürger an Fleiß und Ruhe fehlte, sein begonnenes Unternehmen zu Ende zu führen, da seine Iliade unzweifelhaft ganz eigenthümliche populäre Vorzüge besessen haben würde. Weiter bringt Gruppe die in jeder Hinsicht schwache Uebersetzung des Homer von Bodmer (1778) zur Sprache, und bemerkt zum Schluß des betreffenden Kapitels:

Es lag hier offenbar eine ganz neue Aufgabe, eine Aufgabe für jüngere Kräfte. Sie sollte in Norddeutschland gelöst

werden; eine höhere Gerechtigkeit scheint dies verlangt zu haben. Hier war die meiste Formbildung vorhanden, hier das genaue Stadium des Griechischen zu Hause.

Im Jahre 1778, also gleichzeitig mit Bodmer's Homer, erschien die Uebersetzung der Iliade von H. L. von Stolberg, die gegen die Bodmer'sche einen unermesslichen Fortschritt bekundete und bis 1793 drei Auflagen erlebte. Gruppe wirft dann noch einen Blick auf Christian von Stolberg als Uebersetzer griechischer Dichter und auf Ramler, von dessen Uebersetzungen einiger Horazischen Oden er sagt, daß sie in hohen Ehren gehalten werden müßten. Ueberhaupt erkennt er Ramler's jetzt mit Unrecht unterschätzte Verdienste um reinliche Versification gebührend an, hebt jedoch gelegentlich als merkwürdig hervor, daß er, der sich in lyrischen Maßen so vortrefflich bewährte, in Hexametern überall ein auffallendes Ungeschick zeigte.

Das Jahr 1779 brachte einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Uebersetzerkunst hervor. Hier trat Voß mit Proben seiner Uebersetzung der Odyssee zuerst auf, und man erkannte sofort, daß alle früheren Versuche, Homer zu übersetzen, eben nur Versuche gewesen waren. Auch alle Späteren sind über Voß nicht viel hinausgekommen, eher in den wesentlichsten Stücken hinter ihm zurückgeblieben, namentlich da, wo sie von ihm abwichen und ihn zu verlassen suchten, um etwas Neues zu geben. Auf die Schwächen, die namentlich die spätern Auflagen infolge des zu eigenmächtig festgehaltenen und mißverstandenen Spondeenprinzips aufweisen, werden wir noch später bei Erwähnung der zweiten Hauptabtheilung der Gruppe'schen Schrift zu sprechen kommen. Es ist die Art deutscher Gelehrten und gelehrten Dichter (auch Klopstock that dies in spätern Jahren), sich in irgendeinem Princip zu verrennen, es auf die äußerste Spitze zu treiben und ihm alles, Schönheit, Verständlichkeit und Natürlichkeit zum Opfer zu bringen. Von dieser Einseitigkeit befreit hat Voß die lateinischen Dichter, und namentlich Horaz und Tibull, in seinen Uebersetzungen wahrhaft mißhandelt, so daß seine Verdeutschungen oft dunkler und unverständlicher sind als das Original; jedenfalls sind sie undeutsch. Freilich kam ihm bei diesen lateinischen Kunstdichtern ein Einfluß nicht mehr zu statten, der ihm bei dem naiven Homer wol von nicht unbeträchtlichem Nutzen war; wir meinen den Einfluß der Luther'schen Bibelübersetzung. Auch ist Voß in späterer Zeit von einem gewissen handwerksmäßigen Betrieb des Uebersetzergeschäftes schwerlich ganz freizusprechen.

Voß hatte zwar in den spätern Ausgaben und namentlich in der Ausgabe letzter Hand dem Spondeenprinzip nur zu viel von der Leichtigkeit, Naivität und Anmuth der frühern Ausgaben geopfert, aber doch auch Trochäen noch immer zugelassen; auch Schlegel that dies anfangs, ebenso wol in Uebersetzungen als in eigenen Producten, wie in der Goethe gewidmeten Elegie „Die Kunst der Griechen“, die für lange Zeit ein Höhepunkt deutscher Hexametrik geblieben ist; aber gerade die Künstlichkeit scheint für nicht naive Dichter einen ganz be-

sondern Reiz zu haben, und so sehen wir ihn plötzlich in seiner Einleitung zu seinen Uebersetzungsproben aus Mahabharata den Grundsatz aufstellen: „Es versteht sich von selbst, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet werden können“, mit welcher hochmüthigen Aeußerung alle Vorgänger, unter ihnen Klopstock und Voß, beseitigt werden sollten. Seine bekannte Elegie „Rom“ hat denn auch wirklich das zweifelhafte Verdienst, trochäenfrei zu sein, freilich auf Kosten viel bedeutsamerer Erfordernisse und Feinheiten, die man von einem guten Hexameter zu verlangen hat. Wie mag Frau von Staël, welcher diese Elegie gewidmet war, wol mit diesen schwerfälligen Distichen fertig geworden sein, wie mag sie wol z. B. den harten Semipentameter: „Herr dein selbst sein gilt's“, von den Typen gepert haben! Wunderlich erscheint es — wenn bei deutschen Kunstdichtern und Gelehrten überhaupt etwas wunderbar erscheinen könnte —, daß diesem Manne das seine Gehör für Wohlklang, welches er in den meisten seiner gereimten Gedichte bekundete, in seinen spätern Hexametern versagte! Wolf schritt auf diesem Wege der Spondeenrauferei weiter und lieferte seine Uebersetzung der ersten hundert Verse der Odyssee, diesen Gegenstand höchster Bewunderung für alle Philologen, Gymnasialprofessoren und selbst Primaner, welche sich an Pindar's Hymnen und Aeschylus' „Agamemnon“, die vollkommen zu genießen und zu verstehen selbst manchem gebildeten Altgriechen eine saure Aufgabe gewesen sein mag, die jugendlichen Köpfe zerbrachen und Augen, Brust und Unterleib ruinirten. Gruppe weist nach, wie die sogenannten Musterhexameter Wolf's sprachlich wie metrisch und prosodisch an den schreiendsten Fehlern leiden und bemerkt zum Schluß seiner Kritik:

Wolf bleibt nach meinem Urtheil entschieden hinter Voß: er hat dieselben Fehler, sogar in noch viel höhern Grade, und er besitz nicht seine Tugenden; Voß hat ungleich mehr zusammenhängenden Guss, Ton, Stil, er ist wärmer, naiver; Wolf kälter, hölzerner, gespreizter, vor allem ungleicher.

Die folgenden Abschnitte handeln über Herder, für dessen Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie der Verfasser nur Lob hat, über Friedrich Jacobs, über einige philologische Uebersetzer, über die Tibull-Uebersetzer Koreff, Günther, Strombeck, über Neuffer als Uebersetzer der „Aeneis“, Olander als Uebersetzer der „Georgica“, Schwenk, Kannegießer, W. G. Weber, L. von Knebel, der wegen seines Lucrez als einer der besten deutschen Uebersetzer gepriesen wird, Köpfe, dessen Uebersetzung des Plautus der Verfasser mit Recht sehr hoch stellt, Wilhelm von Humboldt als Uebersetzer der Oden des Pindar und des Aeschyleischen „Agamemnon“, Dittfried Müller als Uebersetzer der „Gumeniden“, Bothe als Uebersetzer des Euripides, Böck als Uebersetzer der „Antigone“, Troß und von Böcking als Uebersetzer der „Mosella“ des Ausonius, Mörike als Uebersetzer des Theokrit, Johannes Minckwitz, Komnagisch, Theodor Henze u. s. w. Von Donner wird die Uebersetzung des Sophokles als „epochemachend“ bezeichnet, während seine Uebersetzung des Homer mehr Tadel als Lob erfährt: sie möge fließender sein als die von Voß, aber nicht mehr in demselben Grade

homerisch, der gesammte Maßstab sei bedeutend herabgestimmt worden; sie sei im Grunde nur lesbar für das große Publikum. *) Platen und sein Einfluß wird in einem besondern kurzen Kapitel charakterisirt, und obgleich Gruppe mit Recht auch an ihm den fast krankhaften Trochäenhaß rügt, wird er doch als Vorbildner über alle Vorgänger gestellt; er sei der Maßstab geworden — ein Maßstab, strenger als alle vorigen —, welcher von jetzt an an die neuern Uebersetzer aus den Dichtern des Alterthums gelegt worden sei. Unter den Uebersetzungen des Sophokles hätten vielleicht die Uebersetzungen des „Königs Oedip“ und der „Antigone“, welche Hölderlin während der ersten Jahre seines Wahnsinns in den lichtern Augenblicken verfaßte, schon als merkwürdiges psychologisches Problem und literarische Curiosität wol einige Beachtung verdient; und unter den neuern Uebersetzern vermessen wir, neben manchen andern, selbst Döberlein, den Verdeutschter der Horazischen Episteln, welcher in der Einleitung seine eignen Uebersetzungsprincipien weitläufiger dargelegt hat, die nicht wol übergangen werden konnten, selbst wenn Gruppe sich gegen sie auslehnen mußte. Die jetzt so häufigen Versuche, Dichtwerke des Alterthums theilweise (z. B. die Ehre in den Tragikern) oder vollständig in gereimten Versen zu übersetzen, hat Gruppe kaum berücksichtigt; ohne Zweifel aus Absicht; dennoch vermessen wir sein motivirtes Urtheil über die Streiffrage, ob solche Uebersetzungen überhaupt zulässig seien oder nicht, nur ungern, da es nicht ohne alles Gewicht gewesen sein würde.

In einem letzten die deutsche Silbenmessung behandelnden Abschnitt begründet Gruppe vieles, was er im Laufe der ersten Abtheilung nur gelegentlich berühren konnte, mehr im Zusammenhange und mit Belegung von Gründen. Seiner Behauptung, daß die alten Sprachen den Reim nicht haben konnten, indem hier immer (?) nur die gleichen Endungen und Formen, wie puerorum und populorum, evanescent und florescent aufeinander treffen würden, darf man wol, was wenigstens das Lateinische betrifft (denn auf die griechische Sprache möchte Gruppe's Behauptung wol zutreffend sein), die gereimten lateinischen Kirchenhymnen entgegenhalten, die sicherlich einen so feierlichen majestätischen Klang haben, daß sie, wie wir aus häufiger Erfahrung wahrgenommen, selbst Ohr und Herz Ungebildeter, die den Sinn der Worte nicht kennen, mit Macht berühren. Gruppe geht in diesem Abschnitt auch auf die Geschichte der deutschen Prosodie und Metrik ein. Opiß stellte in seiner „Prosodia germanica“ (1634) zuerst das Gesetz auf, daß an die Stelle dessen, was bei den Griechen und Römern die Quantität sei, bei uns der Accent träte; woraus denn folgt, daß in unsern Metren nicht eigentlich von langen und kurzen Silben,

sondern nur von Hebungen und Senkungen die Rede sein könne. Freilich zog Opiß die gesammte Verskunst in zu enge Grenzen zusammen; nach ihm gab es nur zwei Rhythmen im Deutschen, einen männlichen, den Jambus, und einen weiblichen, den Trochäus. Daktylische Rhythmen und vollends Anapäst, oder auch nur Spondeen und bacchische Versfüße waren nach ihm im Deutschen unmöglich. Opiß' Freund, August Buchner, führte wenigstens die erstern wieder in seiner Verskunst ein, und seitdem wurde es wieder Brauch, von Länge und Kürze der Silben zu sprechen, wie dies Philipp von Besen in seinem „Hochdeutschen Helicon“ that. Gottsched machte zuerst auf solche Versfüße aufmerksam, welche sich aus Längen zusammensetzen, sicherte mithin dem Spondeus unter den deutschen Versfüßen einen Platz. Diese Entdeckung scheint aber damals unbrachtet oder doch ungewürdigt geblieben zu sein; da Klopstock erst nach längerer Praxis, wie wir gesehen haben, dem Spondeus auf die richtige Fährte kam. Wir übergehen die zweifelhaften Verdienste Adelung's und K. W. Moritz um die deutsche Prosodie und gehen sogleich zu Voß über, der zuerst den Begriff von dem Stammsilbe und der Stammsilbe aussprach. Gruppe bemerkt:

Er gewann dadurch ein feststehendes Element gegenüber dem wechselnden Accent, sodaß jetzt erst von einer Zeitmessung im Deutschen, wenn auch nicht in demselben Sinne wie in den alten Sprachen, so doch in einem annähernden, die Rede sein konnte.

Voß begründete seine Lehre, auf der gegenwärtig unsere besten Prosodisten und Verskünstler fußen, in seiner Schrift: „Zeitmessung der deutschen Sprache.“ Hieraus folgt nun die unverbrüchlich festzuhaltende, tief im Bau der deutschen Sprache begründete Regel, daß kein zweisilbiges Wort im Deutschen zwei kurze Silben haben kann, weil immer die eine überwiegt und der andern gegenüber die Rolle als Stamm spielt. Es ist dies hervorzuheben, weil sogar Platen gegen dies Gesetz häufig verstoßt und das Beispiel eines solchen Verskünstlers leicht andere zu gleichen Verstößen verführt. An seinen Beobachtungen sind Gruppe's Abhandlungen in diesem Theile seiner Schrift sehr reich, so wenn er darauf hinweist, daß die Griechen das Verbot der weiblichen Cäsur im vierten Fuße des Hexameters durch alle Zeiten beobachtet hätten, ein paar ganz einzeln stehende Stellen im Homer ausgenommen, deren Echtheit noch nicht einmal festgestellt worden sei. Voß' Hexameter seien in dieser Hinsicht durchaus nicht musterhaft, und Schlegel, Wolf, Platen seien ihm hierin gefolgt. Indes da auch Horaz und Virgil sich erlaubt haben, von dieser Regel der Griechen abzuweichen, und da gute Hexameter im Deutschen zu bilden gar keine leichte Sache ist, wird man in diesem Punkte doch wol nachsichtig sein müssen. Vollkommen einverstanden sind wir aber mit Gruppe in seinen Bemerkungen über die Gefahren, die es hat, im Deutschen durchaus trochäenfreie Hexameter bilden zu wollen; woher es auch geschieht, daß diese Art deutscher Hexameter dem Ausländer Ohrenzwang und auch dem deutschen Ohre sicherlich kein Wohlgefallen bereitet. Die Sponden müssen

*) Die von Gruppe, soviel wir uns erinnern, in seiner Schrift nicht gewürdigte Donner'sche Uebersetzung des Euripides, deren vollständiger Titel lautet: „Euripides. Deutsch in den Vermaßen der Urchrift von J. J. C. Donner“, erscheint jetzt (Leipzig und Heidelberg 1859) in zweiter verbesserter Auflage, wovon uns der erste Band vorliegt. Sein „Sophokles“ hat bekanntlich bereits die vierte (neu bearbeitete) Auflage erlebt.

ungezwungen und natürlich kommen, sonst sind sie nur vom Uebel. Am schlimmsten aber steht es mit diesen Spondeen, die im Deutschen zehnfach mehr Gewicht und daher auch mehr Schwerfälligkeit haben als im Griechischen, wenn ihr Hockton in die Senkung, der Tieston dagegen in die Hebung des Versfußes fällt. Das hat zuerst Voß sich erlaubt und sich darauf selbst viel zugute gethan und die andern sind ihm darin gefolgt. Selten und an charakteristischen Stellen angebracht, kann dieses Kunststück sogar ein nicht zu verschmähendes pikantes Reizmittel sein, um das oft monotone Geklapper deutscher Hexameter zu unterbrechen; aber unsere Verskünstler haben seit Voß förmlich danach Jagd gemacht. Zuweilen hat man sogar die natürliche und unnatürliche Stellung nebeneinander, wie in folgendem Hexameter in Voß' „Luise“:

Und mit süßem Kern Walnuß und röthliche Bartnuß.

Infolge dieses Spondeenzwangs wird dann ein Schiff zum „Meerschiff“, ein Mahl zum „Festschmaus“, das Meer zur „Salzflut“, die Frucht zur „Feldfrucht“, der Wein zum „Festwein“, der Rock zum „Leibrock“, die Kraft zur „Rannkraft“, das Schwein zum „Maßschwein“, u. s. w.; „hundert Söhne“, „zehntausend Meilen“ kann man nicht sagen, dafür sagt man „hundert der Söhne“, „zehntausend der Meilen“ (bei Schlegel); niemand darf mehr mitten im Hexameter „eine Frau“, „eine Wahrheit“, „dieser Mann“, „meine Tochter“, „seine Söhne“ u. s. w. sagen; der unbestimmte Artikel oder das Pronomen muß dann nothwendig den Ausgang des einen und das Substantiv den Anfang des nächstfolgenden Verses bilden. Welche Verkünstelungen und Gezwungenheiten müssen von einem solchen Systeme die Folge sein! Hunderte und darunter viele der schönsten, ja geradezu unentbehrlichsten Worte der deutschen Sprache werden bei dieser Trochäenscheu von der Anwendung in Hexametern ausgeschlossen, und wenn man sich auch vielleicht bei den meisten mit matten Umschreibungen helfen kann, so wird dies doch bei Eigennamen wie Brandenburg, Württemberg, Steiermark, Dänemark, Magdeburg, Regensburg, Halberstadt, Erzgebirg (wofür man sich vielleicht mit einem „Gebirg“, das vom Erze sich nennt“, helfen würde, da solches Drollige und noch Drolligere in der That vorkommt), Obenwald, Stubbenkammer, Bodensee, Verlichingen, Harzdenberg, Lauenzien u. s. w. rein unmöglich. Auch den Iyrischen Strophen, die man den Alten nachahmte, hat man diesen Spondeenzwang auferlegt, und Gruppe, sonst ein enthusiastischer Bewunderer Platen's, bemerkt in dieser Hinsicht mit Recht:

Man prüfe mit nähern Gehen die so hochgehaltenen sapphischen und alcaischen Strophen, wie Platen sie bildet: sicherlich ist in ihnen viel Kunstfleiß angewendet, sicherlich hat der Dichter es sich nicht leicht gemacht; allein in welcher Richtung und mit welchem Gewinn? Er irrt, wenn er glaubt im Sinne der Sappho und des Alcaeus zu singen, denn er bewegt sich nur in den Schuhen des Horaz. Er müht sich ängstlich um Cäsuren und Spondeen, wo die Griechen nichts davon wissen.

Auf diese Weise ist z. B. der sapphischen Strophe, diesem „weichsten und mildesten Maß, das je von der griechischen Lyra erklungen“, von neudeutschen Dichtern ein 1859. 9.

das Ohr verlegenden Charakter der Schwere, Härte und Gezwungenheit ausgebrüht worden. So hielten sich unsere neuern Dichter, wo sie die Wahl hatten zwischen der freieren Bewegung der griechischen Dichter und der kunstvollern der römischen, immer lieber an diese als an jene, nur um ihre Kunst zeigen zu können. Aber keine Nation läßt sich durch die Grillen ihrer Gelehrten auf die Dauer octroyiren, was ihrer innersten Natur widerstrebt, und so geschah es leider, daß, wie schon bemerkt, diese Verschrobenheiten in weiten Kreisen Antipathien gegen die Nachbildung antiker Vermaße überhaupt hervorgerufen haben.

Hermann Marggraff.

L. A. Frankl's Reise nach dem Orient.

Nach Jerusalem! Von Ludwig August Frankl. Zwei Theile. Leipzig, Baumgärtner. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Wer die Bedingungen kennt, unter denen das vorliegende Reisewerk zu Stande gekommen ist, dürfte auch ohne speciellere Einsichtnahme in dasselbe ein ziemlich zutreffendes Urtheil darüber zu fällen im Stande sein. Es ist eben ein Exemplar aus der zahlreichen Species der modernen Touristenliteratur, über deren mittleres Niveau es sich jedoch an einzelnen Punkten in anerkennenswerther Weise erhebt. Auf der einen Seite haben wir es mit einem Schriftsteller zu thun, welcher, obgleich bisher noch nicht auf dem fraglichen Gebiete thätig, unzweifelhaft eine nicht zu verachtende Auffassungs- und Darstellungsgabe besitzt. Auf der andern Seite sehen wir denselben im Fluge von Ort zu Ort einem bestimmten Ziele zuweilen, wo er, ebenfalls in verhältnißmäßig kurzer Zeit, innerhalb eines beschränkten Kreises eine ganz speciell Mission zu erfüllen hat. Was ist der Leser unter diesen Voraussetzungen zu erwarten berechtigt? Eine Reihe von Beobachtungen und Erlebnissen, denen, wo sie von einiger Wichtigkeit sind, das Interesse der Neuheit, und, wo sie wirklich ausnahmsweise neu sind, das Interesse der Wichtigkeit abgehen wird, und die daher süglich hätten ungeschrieben bleiben können, ohne daß die Literatur oder Wissenschaft gerade sehr viel verloren hätte, die aber, nachdem sie nun einmal geschrieben worden sind, sich für jedermann als eine angenehm unterhaltende, für die mit der Reise-literatur über Syrien und Palästina wenig Vertrauten auch als eine belehrende und anregende Lectüre empfehlen lassen. Sollte es sich außerdem herausstellen, daß die Schilderung jenes beschränkten Kreises nach irgendeiner Seite hin auch die allgemaine Aufmerksamkeit zu beschäftigen verdient, so würde dieser Umstand den Werth des Buchs nicht unwesentlich erhöhen. Diese ganze Schlussfolgerung haben wir bei der Lectüre des vorliegenden Reisewerks vollkommen bestätigt gefunden; insbesondere freut es uns aber hinzufügen zu können, daß auch die zuletzt ausgesprochene Voraussetzung eintreift.

Frau Elise Herz zu Wien hatte beschlossen, zum Andenken ihres verstorbenen Vaters Simon Edlen von Lämle eine Kinderbewahranstalt in Jerusalem, zunächst für israelitische Kinder österreichischer Unterthanen, zu stiften und zu diesem Zwecke ein Kapital von 50000 Gulden bestimmt. Dr. Frankl erhielt von ihr den Auftrag, zur Gründung dieses Instituts in Jerusalem selbst die nöthigen Einleitungen zu treffen. Nachdem derselbe die jüdischen Bewohner Jerusalems durch eine kurze Schrift („Kol me' aser“) auf den Zweck seiner Ankunft vorbereitet hatte, trat er am 11. März 1856 seine Reise an, um von Triest aus mit einem Dampfer nach Konstantinopel zu fahren. Korfu und Zante wurden nur ganz vorübergehend berührt. Letztere Insel als die Geburtsstätte, erstere als der Aufenthaltsort des jüdischen (am 21. Februar 1857) verstorbenen edeln Dionisios Solomos veranlassen den Reisenden zu einer kurzen Schilderung der Lebensverhältnisse und poetischen Schöpfungen dieses größten,

wenn auch im ionischen Dialekte singenden neugriechischen Dichtern. Auch sein vierzehntägiger Aufenthalt in Athen ist hauptsächlich durch literarische Beziehungen von Interesse. Die manichfach im modernen Hellenenthum zu Tage tretenden Erinnerungen an altgriechische Denkweise und altgriechisches Leben haben wol für den Kenner des classischen Alterthums auf den ersten Blick etwas zugleich Ueberraschendes und Ammuthendes, stehen aber doch, genauer betrachtet, selbst da, wo sie nicht gemacht sind, mit den Eigenthümlichkeiten und Anforderungen des modernen Lebens einigermassen im Widerspruch. So fehlt es an einem national griechischen Drama, weil Griechenland, abgesehen von dem italienischen Operngesang, kein Theater hat. „Jedes griechische Weib würde sich für entehrt halten, auf der Bühne zu erscheinen“, und „jeder Mann hielte es unter seiner Würde, als Schauspieler aufzutreten, und seine Freiheitskämpfer durch Knaben dargestellt zu sehen, würde ihm lächerlich vorkommen“. Auch in den jährlich am 25. Mai durch die Universität stattfindenden Dichterkrönungen spricht sich ein solcher antiker Zug aus. Von dem ersten dieser poetas laureati, Zolasta, erhielt der Verfasser einen Besuch, während dessen sich der Dichter namentlich gegen die unnatürlichen Wiederbelebungversuche des Altgriechischen aussprach. Er klagte auch darüber, daß sich in Griechenland kein Buchhändler finde, der den Verlag von Gedichten übernehme. Der Verfasser versetzte noch oft mit Zolasta, der in ihm jedesmal den Eindruck einer edeln, nationalen Gesinnung, einer schönen Menschlichkeit und poetischen Begeisterung hervorrief. Einem andern berühmten neugriechischen Dichter, dem Minister Rangabé, stattete der Reisende selbst einen Besuch ab. Der Minister, ein kleiner hagerer Mann mit blondgrauen Haaren und hellen blauen Augen, von schlichtem, freundlichem Wesen, redete ihn gewandt in deutscher Sprache an: „Sie kommen aus dem Vaterlande Uhland's und Rückert's; seien Sie mir herzlich willkommen.“ Er theilte dem Verfasser unter anderm mit, daß er seit lange mit dem Gedanken umgehe, ein griechisches Theater zu schaffen, und die Art und Weise, wie er denselben inzwischen verwirklicht hat, ist eine neue Huldigung an die deutsche Muse von Seiten des Uebersetzers vieler Goethe'schen und Schiller'schen Gedichte: das griechische Theater zu Athen ist mit „Kabale und Liebe“, überlegt von Rangabé, eröffnet worden. Die Beobachtungen des Verfassers auf hellenischem Boden enthalten noch manches Anregende, wovon jedoch nur sein Hinweis auf die hervorleuchtenden Vergleichungsunkte zwischen dem serbischen und griechischen Volksgefang und Tanz, seine Schilderung des traurigen Zustandes der deutschen Colonien in Attika und eine Lebensstizze der phantastischen Herzogin von Vianza (Madame Lebrun), welche in Athen zum Judenthume übertrat und 20 Jahre lang (bis 1854) die dortige Gesellschaft durch ihr seltsames und extravaganter Wesen in Erstaunen setzte, speciell hervorgehoben werden sollen. Während er im Piräus einige Tage auf dem Dampfer wartete, machte er noch die interessante Bekanntschaft der Amerikanerin Miß Dorothea E. Dix, welche, von reiner Menschenliebe angetrieben, sich selbst die Mission auferlegt hatte, in allen europäischen Staaten auf Verbesserung der Irrenanstalten hinzuwirken. Sie war soeben von Rom gekommen und schilderte dem Verfasser ihren raschen und glänzenden Erfolg bei Vius IX.

Nur in Syra und Smyrna unterwegs kurze Zeit verweilend, brachte das Dampfschiff den Reisenden in wenigen Tagen nach Konstantinopel. Hier waren es, kurz nach dem Pariser Frieden, hauptsächlich politische Interessen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten. „Wird der Hat-Humajum wirklich ausgeführt werden?“ war insbesondere die Frage, welche innerhalb der jüdischen und christlichen Kreise, mit denen der Verfasser vorzugsweise in Verührung kam, gerade so wie bei uns bald freudig bald verneinend beantwortet ward. „Der Hat-Humajum“, äußerte Herr von Hahn, der österreichische Consul in Syra und Verfasser der bekannten „Albanesischen Studien“, welcher, nebenbei bemerkt, noch mit Sammlung griechischer Märchen beschäftigt war, von denen er voraussagte, daß sie durch ihre außerordentliche Ähnlichkeit mit den deutschen auf-

fallen und zu manchen kühnen philologischen Combinationen Anlaß geben würden: „der Hat-Humajum und die in ihm ausgesprochene Gleichstellung der Confessionen ist möglich, aber — in türkischer Weise, langsam und erst nach langer Zeit. Was auch die Welt gegen das Tausmat sage, doch hat es seine Wirkung gehabt und äußert sie noch fort und fort. Die Verhältnisse in der Türkei sind seitdem ganz anders geworden. Die Türken klagen zwar über ihre Zustände, wenn man aber ins Einzelne geht und ihnen die guten Folgen an besondern Fällen nachweist, dann sagen sie: Ja, das ist wahr! Ebenso ist der Zustand Griechenlands in fortgesetztem Vorschreiten begriffen; man bemerkt das deutlich, wenn man die Anfänge gesehen hat.“ Dies ist der officiell österreichische Standpunkt. In ganz anderm Sinne sprach man sich in einer Gesellschaft bei dem Hofgärtner des Sultans, Christian Effer, aus: „Wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß das Tausmat sehr langsam, aber doch einigen Fortschritt herbeigeführt hat, so ist der Hat-Humajum ein Blatt Papier zwischen dem Großherra und seinem Volke“. Es wird einiges, solange die Westmächte die Hauptstadt schützen, d. h. belagern, in Ausführung gebracht werden, um dann, wie eine Kanonentugel an Mehmeden, an dem trügen Widerstande der türkischen Regierung zu versinken. Der Hat greift zu sehr an die religiösen Grundfelsen des Reichs und scheint mit der vielleicht sogar der türkischen Regierung nicht verschwiegenen Ueberzeugung, daß er unausführbar sei, gefordert worden zu sein.“ Auch die Worte Omer-Pascha's, welchem der Verfasser einen zweimaligen Besuch abstatte, verdienen angeführt zu werden, obgleich wir damit nicht sagen wollen, daß dieselben ohne weiteres als der Ausdruck seiner vollen Ueberzeugung hinzunehmen seien. Auf die Bemerkung Frankl's, daß der Unterricht vielleicht der Untergang der jetzt noch halb selbständigen türkischen Nation sein werde, entgegnete er: „Sie sprechen die Anschauung der gebildeten Völker Europas aus und irren mit ihnen“, und er kielte es entschieden in Abrede, daß die Reformen an den Grundsätzen der Religion rütteln und den Verfall des sinkenden Reichs herbeiführen würden, indem er sagte: „Gewiß nicht; der Türke ist tief religiös, aber nicht mehr fanatisch. Die Ulema haben keine Macht und ein fester Wille kann alles.“ Omer-Pascha schildert der Verfasser folgendermaßen: „Seine Gestalt ist mäßig hoch, schlank, Haupthaar und Bart grau, die Augen hell und eindringend. Die Jochbeine in dem sonst länglich schmalen Gesichte etwas vortretend. Die kroatische Bildung ist unverkennbar, wie denn auch das correct gesprochene Deutsch nicht ohne slawischen Anhang ist. Er war als türkischer Offizier gekleidet. Ein dunkelbrauner Waffenrock war offen und ließ eine graublau, seidene Weste sehen. Das Haupt bedeckte ein rother Fes. Seine rechte Hand ließ fort und fort die Ängeln eines schwarzen Rosenkranzes, der mit silbernen Quasten geziert war, durch die Finger gleiten.“ Wir wollen übrigens, um nochmals auf den Hat-Humajum zurückzukommen, nicht verschweigen, daß nach des Verfassers eigenen Erfahrungen die Sache auch ihre Rehrseite hat: Christen und Juden wollen zwar gern mit den Türken gleiche Rechte haben, aber von gleichen Pflichten und namentlich von der Militärpflicht wollen sie nichts wissen; höchstens trösten sie sich mit dem Gedanken an die Möglichkeit einer Loskaufung von letzterer.

Von dem vielfachen in Konstantinopel und dessen Umgebung Beobachteten und Gesehenen sei hier nur noch der neue Palast des Sultans erwähnt, welchem der Verfasser, der ihn infolge besonderer Vergünstigung kurze Zeit vor dem völligen Ausbau desselben in Augenschein nehmen durfte, eine ausführliche Beschreibung widmet. Alles Uebrige müssen wir übergehen, um mit einigen Worten der Verfassung der türkischen Juden zu gedenken, deren Verhältnissen der Verfasser natürlich einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Darstellung einräumt. Die einzelnen Notizen über die zerstreuten jüdischen Gemeinden des türkischen Reichs mögen in Ermangelung zuverlässiger Quellen für den Statistiker und insbesondere für die Glaubensgenossen des Verfassers von Werth sein; wir unsererseits beachten nur das allgemein

Wichtige. Die Verfassung der türkischen Juden entspricht der der übrigen nichtmohammedanischen Unterthanen des Reichs. Die Leitung aller öffentlichen Geschäfte steht dem Oberrabbi des einen der beiden konstantinopolitanischen Meschiten oder Rabbinercollegien zu, welcher von dem ihm beim Amtsantritt durch die Regierung ertheilten Orden den Titel Ghacham Vaskhi des Nischan führt. Mit ihm verkehrt die Regierung in allen Angelegenheiten, welche die Juden des weiten türkischen Reichs betreffen. Ihm liegt es ob, ihnen alle Befehle kund zu thun und über deren Vollziehung zu wachen. Er hat die Vollmacht, die Steuern der Juden für das ganze Reich zu repartiren, was er mit Hülfe der Rabbinen in den jüdischen Gemeinden, die er ernennen und absetzen kann, ausführt. Ferner muß jede der Hauptgemeinden, z. B. Smyrna, Salonich, Jerusalem, wenn sie einen Rabbi wählt, dem Ghacham des Nischan in Konstantinopel davon Anzeige machen. Im Falle daß dieser zum Neugewählten Vertrauen hat, schlägt er ihn der Regierung vor, die ihn bestätigt und ihm, wenn die Gemeinde jährlich eine Laxe von 30000 Piastern dafür bezahlt, ebenfalls die Insignien des Nischanordens verleiht. Die damit Belehnten, was freilich wegen ihrer Armut nur die wenigsten Gemeinden sind, genießen das Vorrecht, ihre Wünsche oder Vorschläge dem Ghacham des Nischan in Konstantinopel mitzutheilen, der die Pflicht hat, die Regierung ungekürzt davon in Kenntniß zu setzen. Rücksichtlich des einzelnen sowie der innern Verfassungsverhältnisse der Gemeinde zu Konstantinopel müssen wir auf das Werk selbst verweisen.

Am 29. April ging der Verfasser abermals zu Schiffe. Von Smyrna, Rhodes und Cypern sah er gerade so viel, als man in Zeit von wenigen Stunden mit offenen Augen sehen kann; Rhodes besuchte er glücklicherweise noch kurz vor der furchtbaren Explosion, welche die Ritterstraße, den Siegesbogen, die Johannisikirche und hundert andere Gebäude, Paläste und Moscheen in einen Trümmerhaufen verwandelte. Von der Landung in Beirut an gewinnt die Reise mehr den Charakter des Stetigen, Zusammenhängenden; das Dampfschiff läßt nunmehr dem Koffe, wol auch dem Kamele und Segelboote wieder sein altes gutes Recht. Ein höchst eigenthümliches Interesse hat die Schilderung des Besuchs, welchen der Verfasser dem hochbejahrten und blinden maronitischen „Fürsten des Libanon“ auf seinem Schlosse zu Sibne abstattete. Ueber die Religion der fürstlichen Familie herrschen widersprechende Stimmen: sie bekennen sich wol zum Christenthum, allein der Reisende konnte während seines vierstündigen Aufenthalts keine Ceremonie, keinen Ausspruch, kein Kreuz oder Heiligenbild entdecken, welches ihn an das Christenthum des Hauses erinnert hätte, und der Fürst soll nach Umständen unbedenklich die Farbe wechseln. Von Beirut begleiten wir den Verfasser zunächst über den Libanon, nicht weit von den Felsendörfern der Drusen vorüber. Maroniten, welche die Reisegesellschaft im Zelte besuchten, theilten ihm über die letztern Folgendes mit: „Wir Christen leben mit den Drusen im besten Einvernehmen. Es sind tapfere, entschlossene Männer von guter Gemüthsart. Ueber ihren Glauben bewahren sie ein tiefes Geheimniß, von dem sie selbst mit ihren besten und bewährtesten Freunden, wenn sie nicht auch Drusen sind, nicht sprechen. Sie beten, wie die Juden und Mohammedaner, nur einen Gott an. Der Wille, die Weisheit, die Gerechtigkeit, das Wort sind unsterbliche Wesen, die den Zusammenhang zwischen den Menschen und Gott erhalten. Ihr Prophet Ismael ist der letzte, zu dem Gott sprach und der lebende seit Erschaffung der Welt. Jesus, der Sohn Joseph's und Maria's, ist ein falscher Prophet. Ihre Seelen wandern, je nach ihrer Tugend oder ihrem Laster, in schönere oder häßliche Menschengestalten. Ihr Prophet wird wiederkommen, und das wird die Zeit der ewigen Glückseligkeit auf Erden, das Paradies sein. Das wird geschehen im Jahre der Hebschra 411 (!). Die Aeltesten eines jeden Dorfs gehen jeden Freitag um die Mitternachtsstunde auf den ihnen zunächst liegenden Berg, um Gottesdienst zu halten. Sie lesen eine Stunde lang aus einem Buche, das niemals ein Nichtdruse gesehen hat. Selbst unter ihnen werden die Männer erst, wenn

sie das vierzigste Jahr erreicht haben, in die Geheimnisse der Religion eingeweiht. Einen Verrath derselben würden sie mit dem Tode bestrafen. Doch weiß man seit Menschengedenken nichts von einem solchen Falle.“ Im wesentlichen damit übereinstimmend fand der Verfasser später auf der Rückreise das Urtheil der Christen in Kame, einem Dorfe zwischen St. Jean d'Acre und Safed. „Sie sagen zwar, daß sie an Gott glauben, aber in Wahrheit ist dem nicht so. Sie nehmen nicht an, daß die Menschheit von einem Paare abstamme, sondern von vielen zugleich. Denn wie konnte ein Menschenpaar zugleich weiße und schwarze Kinder erzeugen? Sie glauben auch nicht an die Sündflut. . . . Es sind brave, tapfere Männer, denen das gegebene Wort heilig ist, es sind hülfreiche Nachbarn, und ihre Weiber sind keusch.“

Eine dreitägige Reise brachte den Verfasser nach dem von einem Blumenbuschmeer umwogenen Damascus, dessen Schilderung uns mitten in das volle orientalische Leben hineinversetzt. Er machte hier manche interessante Bekanntschaften, unter andern die des Obersten Gessler, eines der aus dem preussischen Heere in das türkische übergetretenen Offiziere, die des preussischen Consuls, des gelehrten Orientalisten Wegstein, und die — Abdeel Kader's, welcher nicht nur die medicinische Geschicklichkeit seines Oafes gegen die Schmerzen eines hohlen Zahns zu Hülfe rief, sondern auch sein poetisches Talent zu verwerthen wußte, indem er sich von ihm besingen ließ. Der Emir beabsichtigte damals, seinen zahlreichen Verehrern Vorträge über die moslemitische Offenbarungselchre zu halten. „Er hat einen großen Anhang im Wogenlande, den er sich durch den Ruhm seiner Tapferkeit wie durch seine oft prophetische Verebamselt erwerben hat. Seine Rolle ist nicht zu Ende gespielt, und wie überhaupt der Ausdruck seines Korpes, die Vorsicht seiner Aeußerungen Schlaueheit bezeugt, so scheint er mit dem feinsten Gehör in die noch so fernern Weltereignisse hineinzuhören und in sich entschlossen zu sein, wenn ein ihm glücklich scheinender Moment kommen sollte.“ Wir eilen nun mit dem Verfasser in zwei Tagen über den Antilibanon nach den erhabenen Ruinen von Baalbel und weiter über die schneebedeckten, gefährvollen Höhen des Gebirgs den uralten Cedern des Libanon zu, deren Zahl jetzt auf neun herabgesunken ist, um vielleicht im Laufe des nächsten Jahrhunderts gänzlich zu verschwinden. Das Dampfschiff trug den Reisenden von Tripolis zurück nach Beirut, und von hier weiter an die Gesteade Palästinas, die er bei Jaffa betrat. Durch die Ebene von Saron über Ramleh und Karyet-el-Guab, das alte Xiriath-Beirim, pilgernd, erreichte er am 28. Mai Jerusalem.

Die Beobachtungen und Erfahrungen des Verfassers in Jerusalem, sowie seine Wanderungen im Heiligen Lande sind zwar, wie fast alles was er schreibt, anziehend, einen selbständigen Werth haben aber nur seine Anschlüsse über die Zustände, Sitten und Anschauungen seiner Glaubensgenossen, zu deren genauer Erforschung ihm die zur Erledigung des ihm gewordenen Auftrags nothwendigen Schritte hinreichende Veranlassung boten. Jerusalem hat eine Bevölkerung von 18000 Seelen, unter denen sich 3000 Christen und 5700 Juden befinden. Die letztern scheiden sich wie alle morgenländischen Juden in die zwei Hauptklassen der Sepharedim und Askenasim. Sepharedim heißen die Nachkommen der spanisch-portugiesischen Juden, welche bei der Vertreibung der Juden aus Spanien unter Isabella von dorthier in alle Welt auswanderten. Die Sepharedim in Jerusalem stammen wieder aus den türkischen Provinzen, aus Aegypten, Tunis, Tripolis, Algier, Marokko, Persien, Indien u. s. w. und bedienen sich des spanischen Idioms. Sie bilden die bei weitem überwiegende Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung, 4000 Seelen, und die Großgemeinde von Jerusalem, an deren Spitze der Ghacham Vaskhi steht. Die Askenasim stammen nur zum geringsten Theile aus Askenes, d. i. Deutschland und Holland, die meisten aus Rußland, Galizien, Ungarn, Böhmen und Währen. Sie rechtfertigen aber insofern die Bezeichnung Deutsche, als sie deren Sprache, wenn auch in einem wunderlichen

Dialekte und mit seltsamer Betonung, sprechen und, wie der Verfasser hinzusetzt, durch innere Zwietracht den deutschen Charakter beurfunden. Sie haben sich vor etwa 30 Jahren von den sepharäischen Glaubensgenossen getrennt und allmählich in sechs verschiedene, sich leidenschaftlich anfeindende Gemeinden gesondert. Diese sind die Peruschim, auch Phariseer genannt, fanatische, bigote, intolerante, bei strenger Beobachtung des Ceremonialgesetzes gleichwol irreligiöse und unnützlich Eingeborene Kupplands, aber meist unter österreichischem Schutze, die einer ähnlichen religiösen Anschauung zugethanen, aber dem sepharäischen Ritus anhängenden, minder fanatischen, aber sittenreineren Chassidim Wolhynski, die diesen ganz gesinnungsverwandten Chassidim Oesterreicher, die mehr zu den Peruschim neigenden Chassidim Chabet, die aus Peruschim und Chassidim zusammengesetzten Warschauer, und die wenig zahlreichen Ansche-Hob, deren deutsche Abkunft kaum bemerkbar ist und welche sich die Peruschim zum Vorbild nehmen. Die Askenasim, deren Spaltung nur durch Geldstreitigkeiten hervorgerufen worden ist, haben kein geistliches Oberhaupt; nur die Peruschim und Warschauer haben ein „Besdin“, dessen Mitglieder von Europa her gewählt werden. Hierzu kommen noch die Karaiten oder Karäer (d. h. Textler im Gegensatz zu den Mesalechim, d. h. Traditionsgläubigen), nach dem Berichte ihres Vorstehers die ältesten Glawohner Jerusalems seit der Zerstörung des zweiten Tempels, aber von den übrigen Juden, namentlich von den Askenasim, verachtet. Es hat mit ihnen eine geheimnißvolle Verwandtschaft. Im Jahre 1762 wollten die Juden eine heimliche Versammlung in der karaitischen Synagoge halten. Als der Chascham Baschi die Treppe hinabstieg, strauchelte er. Man sagte Verdacht, grub nach und fand unter den Stufen die Schriften des Maimonides, welche sie auf hinterlistige Weise hatten mit Füßen treten lassen wollen. Der Chascham Baschi fluchte ihnen, daß sie niemals eine Minjam, d. i. die zum Gebete nöthigen zehn Männer, in ihrer Gemeinde haben sollten, und dieser Fluch ist bislang in Erfüllung gegangen.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe nachzuweisen, wie Frankl seine Mission ausführte. Graug, es gelang ihm, nach mannichfachen einleitenden Schritten und Versprechungen mit den Vertretern der einzelnen Gemeinden die der Sefharehim und zwei von den Askenasim, darunter den literarisch verdienten Rabbi Joseph Schwarz, für die Annahme der ihnen zugebachten Wohlthat zu gewinnen und die Unterrichtsanstalt provisorisch einzurichten. Die Demonstrationen der schon früher von außen her gegen ihn aufgetretenen Feinde der Aufklärung nahmen eine Zeit lang gewaltthätige Formen aller Art an: die schmutzigsten Pasquille wurden angeschlagen und einige Fanatiker wollten an der Tempelmauer „Schofar“ das Lärnhorn blasen; einmal war die Haltung der Gegner so drohend, daß Frankl es für nöthig hielt, beim Ausgehen seinen Revolver einzustecken, und erst, als der österreichische Consul und Kiamil Pascha sich energisch ins Mittel schlugen, verstand man sich dazu, ihn in Frieden zu lassen. Auf- und machte dieses ganze Getreibe mit seinen wunderlichen Acteurs, diesen grotesken Gestalten mit dem allbekannten Patrius der Kinder Israel, dieser Sturm in einem Glase Wasser, welcher uns wie eine beabsichtigte Caricatur großer weltgeschichtlicher Ideenkämpfe anmuthete, einen unwiderstehlich komischen Eindruck. Wer aber selbst der Gegenstand dieses Hasses, die Zielscheibe dieser rohen, schmutzigen Angriffe war, wer seine reinen Absichten verdächtigt, seine humanen Bestrebungen von den eigenen Glaubensgenossen verkannt und schändlich zurückgewiesen sehen mußte, dem ist es wohl zu verzeihen, wenn ein Gefühl tiefen Schmerzes und unaussprechlichen Grolls alle andern Gefühle in ihm zurückdrängt. Und in der That, wohin auch Frankl seine Blicke wenden mochte, alles in den Verhältnissen der Israeliten in Jerusalem erschien ihm schmähvoll und trostlos. Die Juden in der Heiligen Stadt sind eine einzige unwissende, stillos verdoebene, leiblich und geistig verrottete, unverschämte Völkergemeinde im buchstäblichen Sinne des Wortes. Sie leben geradezu bloß von den im Abendlande zusammengebettelten Almosen, bei

deren Vertheilung überdies die wohlhabenden Vorsteher ihre ärmern, unzufriedenen, aber wehrlosen Glaubensgenossen übervertheilen. Wenn diese Hülfswelle versiegt, so verschachern sie ihren Glauben an die englische Mission, die dafür ein gutes Paschisches zahlt, und sie wiederholen das unter Umständen mehr als einmal. „Das einzig gute Geschäft, das sich noch gehalten hat“, sagt ein jüdisch-polnischer Wig, „wenn man sich taufen ließ, wer hat's verdorben? Die Juden mit ihrer Concurrenz.“ Nur der vierundzwanzigste Theil betreibt auf armselige Weise ein Handwerk; von Ackerbau keine Spur; 5461 Menschen von 5700 sind müßig und erwerblos. Den Hauptgrund dieser physischen und moralischen Verkommenheit findet der Verfasser in den frühzeitigen Heirathen, und es scheint, als ob das ganze Geschlecht unrettbar seinem Untergange entgegenliege, wenn nicht die fortwährende Einwanderung frische Lebenskraft zuführte. Allerdings finden sich nach den ausopfernden Bemühungen eines Sir Moses Montefiore, Rothschild und Albert Gohn einzelne Ansätze zum Bessern; aber sie sind sehr schwach und nur die vom Verfasser vorgeschlagene stetige und geregelte Uebersiedlung von Seiten der abendländischen Glaubensgenossen würde zur Hoffnung auf eine gedeihliche Entwicklung derselben berechtigen.

Die Beobachtungen des Verfassers außerhalb der jüdischen Kreise sind sehr spärlich und unzuverlässig. Ueber Kiamil-Pascha erfahren wir einiges Interessante, sonst scheint ihm das mohammedanische Leben völlig fern gelegen zu haben; auch seine Bemerkungen über die Verhältnisse der Christen sind meist unbedeutend. Was er über den unnützligen Bekehrungseifer der englischen Missionsgesellschaft sagt, hat wol seine Richtigkeit, allein der großartigern Bestrebungen des protestantischen Bisthums wird nicht mit einer Silbe gedacht. Der preussische Consul Dr. Rosen wird nur im Vorübergehen erwähnt; seine Bekanntschaft mit dem englischen, J. Finn, ermöglichte ihm den Besuch des Museums und der Bibliothek der von diesem gegründeten und geleiteten, aber protestantisch exklusiven „Jerusalemitanischen literarischen Gesellschaft“. Der Verfasser glaubte sich von allen nicht-jüdischen Kreisen möglichst fern halten zu müssen, um seiner Sache nicht zu schaden, und wenn man diese Rücksicht nicht billigen will, so liegt darin wenigstens kein Vorwurf für den Schriftsteller, welcher übrigens seinen verhältnismäßig kurzen Aufenthalt in Jerusalem zu den mannichfaltigsten Beobachtungen innerhalb der ihm zunächstliegenden Sphäre benutzt hat. Seine kurzen Besuche an den durch die heilige Geschichte geheiligten Orten der Stadt und Umgegend enthalten natürlich auch nichts besonders Neues und Wichtiges; nur zwei derselben scheinen eine besondere Erwähnung zu verdienen, nämlich der in den 1855 von Douglas entdeckten und im „Athenaeum“ beschriebenen antiken Steinbrüchen und der in der Moschee Omar's, welche bekanntlich die Stelle des alten Tempels auf dem Berge Moria einnimmt. Auf die interessante Beschreibung der letztern wollen wir den Leser um so mehr aufmerksam machen, je seltener diese außerordentliche Vergünstigung einem Ungläubigen gewährt wird: ward es doch Forschern wie Robinson und Tobler nicht gestattet, den Tempelplatz zu betreten. Auch war der Verfasser einer der letzten, denen diese Günst zu Theil wurde; seit Kiamil-Pascha nicht mehr Gouverneur von Jerusalem ist, bleibt der Zutritt wieder von moslemistischer Seite streng untersagt.

In den vierzigstägigen Aufenthalt des Verfassers zu Jerusalem fällt auch ein viertägiger Ausflug über Jericho nach dem Jordan und dem Todten Meere, und von da zurück über das Kloster St. Saba und das kleine, schöne Bethlehem, an den Teichen und Gärten Salomo's vorüber, nach dem gesegneten, von reinerwachsenen Hügeln umgebenen Thale von Hebron mit seinen reichen historischen Erinnerungen und nach dem Grabe Abrahams, vor welchem die Befenner dreier Weltreligionen in Andacht ihre Knie beugen. Am 6. Juli nahm der Verfasser von Jerusalem auf immer Abschied. Seine Ideale waren zerronnen. „All die Gefänge“, schreibt er, „die ich dem Heiligen Lande und seinen prophetischen Gestalten geweiht hatte, hier wären sie

niemals in meiner Seele empfangen und vom Geiste großgezogen worden." Ein kleines Segelboot trug ihn nach Rhaisa am Fuß des Karmel, in dessen prachtvollem, durch die unermüdete Thätigkeit des einen Mönchs Giovanni Battista wieder aufgebautem Bergkloster er bei den echt toleranten Brüdern freundliche Aufnahme fand. Von hier ritt er längs des Seegabes nach dem noch theilweise in Ruinen liegenden St. Jean d'Acce und sodann weiter über Safed mit seiner 2100 Seelen zählenden Judengemeinde, der größten nächst der in Jerusalem, nach dem Galiläischen Meere. Die interessantesten Auszüge von Tiberia aus müssen wir übergehen, halten es aber für erwähnenswerth, daß er hier eine in hebräischer Sprache geschriebene, historische und Wunderbare, Gebete und Gedichte in hebräischer und spaniolischer Sprache enthaltende Chronik von Tiberia kaufte, welche nach der daraus mitgetheilten Probe nicht ohne geschichtlichen Werth zu sein scheint. Die weiteren Haltepunkte seiner Reise: Nazareth, der Taber, Jesreel mit der nach ihm benannten großen und fruchtbaren und doch völlig entvölkerten Ebene, und die Ruinen von Samaria, brauchen nur genannt zu werden, um die reichen, an diesen geschichtlich schwangern Boden sich knüpfenden Erinnerungen, denen sich charakteristische persönliche Erlebnisse anschließen, ahnen zu lassen. Von Nablus, dem alten Sichem, aus, wo er den Hohenpriester der nur noch 150 Seelen zählenden alten Samaritanergemeinde kennen lernte, ersieg er den Garzim und besuchte sodann Jakob's Brunnen und Joseph's Grab. In Jaffa wieder angelangt, sagte er am 22. Juli dem Lande seiner Jugendschafsucht Lebewohl, um über Aegypten der Heimat zuzueilen. Was er im Lande der Pyramiden geschaut, das gedenkt er später in einem besondern Reiseverste mitzutheilen.

Wir haben zur Würdigung des von uns besprochenen Buchs nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Die einzige Specialität des Verfassers haben wir bereits zur Genüge hervorgehoben; für den Mangel an einem tiefen naturwissenschaftlichen oder historischen Verständnis entschädigt zum Theil die lebendige und in der Regel einfach gefällige Schilderung persönlicher Erlebnisse, welche von zahlreichen werthvollen Sagen und Legenden geschickt durchwoben ist. Wir können also das Werk unter den angegebenen Beschränkungen warm empfehlen, dürfen aber dabei die Nachlässigkeit, mit welcher der Verfasser hier und da die deutsche Sprache behandelt, um so weniger ungerügt hingehen lassen, je häufiger sich gerade österreichische Schriftsteller, wenigstens in der Prosa, diese Unart zu Schulden kommen lassen. Wenn man neuerdings allgemein von Deutschland und Oesterreich oder von Oesterreich und Deutschland sprechen hört, so wollen wir ihnen wenigstens zu Gemüthe führen, daß fürs erste unsere gute deutsche Sprache noch keine österreichisch-deutsche geworden ist. Und wenn wir auf dem Raume einer einzigen halben Seite Wörter wie „Pyraus“, „Schynaden“ und „Kilfaben“ finden, so thun wir dem Verfasser wol nicht Unrecht, wenn wir ihn ersuchen, inskünftige etwas mehr Sorgfalt auf die Orthographie zu verwenden.

Ein arabisches Märchen.

Hr. Dieterici, außerordentlicher Professor in Berlin, gab heraus: „Der Streit zwischen Mensch und Thier, ein arabisches Märchen aus den Schriften der Lautern Brüder übersetzt und mit einer Abhandlung über diesen Orden, sowie mit Anmerkungen versehen“ (Berlin, Mittler, 1868). Die „Lautern Brüder“ waren ein dem Freimaurerorden nicht unähnlicher, wohlgegliederter Bund zu Basra, zu welchem im 10. Jahrhundert in dem von hartem Religionszwang gedrückten Reiche der Khälifen eine Anzahl würdiger Männer zusammentraten zu dem Zwecke, durch Erforschung der Religionen und Wissenschaften geläuterte Ansichten über Tugend und menschliche Würde im Volke zu verbreiten, rücksichtslos den Sünden ihrer entnervten Zeit entgegenzutreten und die Resultate der Wissenschaft in all-

gemein fäsiicher Weise dem Volke zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke suchten sie in 51 Tractaten, welche als die Abhandlungen der Lautern Brüder bekannt sind, den ganzen Bereich der Wissenschaften zu umfassen und in ihnen die Lösung der wichtigsten Fragen aus dem Neupythagoräismus und Neuplatonismus zu gewinnen. In dem vorliegenden Märchen, welches einen Anhang zu der die Naturgeschichte der Thiere behandelnden einundzwanzigsten Abhandlung bildet, sind die geistigen und geistlichen Bestrebungen dieses Ordens sinnbildlich dargestellt. Es wird die Härte und die stolze Ueberhebung des Menschen über die andern Creaturen geschildert, indem die Verebten der beiden Parteien vor dem unparteiischen König der Genien miteinander streiten.

Die Einkleidung der Fabel ist folgende: Die Winde treiben ein Schiff mit allerlei feingebildeten Leuten an eine von den Genien beherrschte Wunderinsel, und jene behaupten alsbald das Recht absoluter Herrschaft über die Thiere, welche sich vor dem König der Genien über die Gewaltthätigkeit des Menschen beschwerten. Der Herrscher der Genien verlangt eine gerechte Untersuchung, worauf die Thiere Gesandte an alle sieben Thierklassen schicken, deren Könige eine Versammlung ihrer Unterthanen veranstalten und die Verebten zum König der Genien als Vertreter senden. Nun beginnt vor den Genien ein Wettstreit, in welchem auf der einen Seite der Griche, Araber, Syrer, Tragenier, Perser und Indier die Vorzüge des Menschen hervorheben, während auf der andern Seite die Biene, der Spinner, der Schafal, die Grille und der Papagai als Sachwalter der Thiere den Menschen gerade seinen schmeichelhaften Sittenspiegel vorhalten, und in ansehnlicher Weise dagegen die Ordnung und Zucht in ihren Thierstaaten, namentlich die im Bienenstaat, als Muster aufstellen. Alle Vorzüge, welche der Mensch in den von seinem verständigen Raffinement und der seinen Genußsucht hervorgerufenen Verhältnissen zu haben wähnt, werden mit scharfer Kritik und treffendem Witz niedergeworfen, und nur durch seine Unsterblichkeit rettet sich der Mensch aus der Niederlage.

In der dem Märchen folgenden Abhandlung über den Orden der Lautern Brüder werden zuvörderst die Tractate dieses Ordens aufgezählt, sodann die Hauptstellen des Islam, die Mutaziliten und Sufti charakterisiert; im dritten Abschnitt wird über die Auffassung der Weltseele bei den Arabern gehandelt; im vierten Abschnitt die Gliederung des Ordens dargestellt und zuletzt vom Verfasser und dem Sinne des Märchens gesprochen. Erläuternde Anmerkungen bilden den Schluß des dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen gewidmeten, durch sinnige Darstellung erfreuenden Buchs, das von dem Leben und geistigen Ringen der Araber um das Jahr 1000, also zu einer Zeit, in der sie als die Vertreter der damaligen höhern Bildung angesehen werden dürfen, ein klares Bild gibt und für die Geschichte der Naturwissenschaft und der Philosophie bei den Arabern, sowie für die geistige Entwicklung des Islam von Bedeutung ist.

Der Verfasser bemerkt in der Vorrede, daß die Abhandlungen der Lautern Brüder trotz ihrer großen Wichtigkeit für die Culturgeschichte bisher bei der geringen Zahl der Arbeiter auf dem so ungemein großen Felde der arabischen Philologie gar wenig Berücksichtigung gefunden hätten. A. Sprenger habe indeß das Verdienst, in zwei Artikeln des „Journal of Bengal“ (1848) alle 51 Abhandlungen in Betracht gezogen zu haben, nachdem schon R. Rauwerd 1837 einige Proben aus dem vorliegenden Märchen veröffentlicht hatte. Auch könne man, bemerkt der Verfasser, einer Abhandlung über dieselben von dem Orientalisten Flügel entgegensehen. Für die Uebersetzung standen Dieterici neben den kalluttaer Drucken von 1812 und 1842 noch die pariser Handschrift Nr. 1005 und die berliner Handschrift aus der Sprenger'schen Sammlung Nr. 1946 zu Gebote.

Notizen.

Lessing.

Die „Allgemeine Zeitung“ brachte in den Beilagen zu Nr. 364 und 365 einen Aufsatz über Stahr's (demüthig natürlich auch, in d. Bl. zu beschreibendes) Werk über Lessing, der unter anderem Beherzigenswerthen die an sich allerdings richtige Bemerkung enthielt, daß es ein Mißgriff sei, wenn ein Biograph an seinem Helden schlechterdings alles und jegliches loben zu müssen glaube. Eine Lobrede sei keine Lebensbeschreibung. Was sollte der erheuchelte Heiligenschein bei Männern, die groß und gewaltig genug seien, um trotz ihrer Gebrechen dergleichen unwahre Verbrämungen entbehren zu können. Die Heuchelei erzeuge wiederum Heuchelei und außerdem Hochmuth, charakterlose Selbstgefälligkeit, die tadellos zu sein wähne, weil man ihr die berühmten Landsleute halb als Helden, halb als Engel vor Augen stelle u. s. w. Es heißt freilich auch: Richter nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! und es fragt sich, ob zelotische, gegen einen Mann von öffentlichem Charakter gerichtete Anklagen, die man z. B. einem Prediger auf der Kanzel sehr übel vermerken und untersagen würde, einem Biographen zu gestatten seien. Wenn der Verfasser des genannten Aufsatzes den Grund zu dem großen Mißfall, welchen Lessing's Biographie Goethe's gefunden hat, einzig darin erblickt, daß der Engländer den deutschen Dichter von allen (?) Schwächen und Mängeln rein zu waschen verstanden, und sich dabei so weit vergibt, in diesem Mißfall ein Symptom „deutscher Mischelhaftigkeit“ zu erkennen, so ist dagegen zu bemerken, daß zu den Pflichten eines Biographen auch die gehört, seinen Helden gegen fälschliche Verleumdungen und Verdrehungen und gegen böswilligen Klatsch in Schutz zu nehmen. Im ganzen möchten wir als Grundsatz aufstellen, daß in Bezug auf gewisse persönliche Schwächen, durch die der Held einer Lebensbeschreibung mehr sich als andern schadete, dem Biographen die äußerste Vorsicht und Humanität zur Pflicht gemacht sei; daß er dagegen unerbittlich streng sein müsse, wo es gilt, niedrige Ränke such und gemeine Motive zu enthüllen und überhaupt Handlungen zu gesein, durch die der Geschilderte seinen Nebenmenschen oder dem Gemeinwesen Schaden zufügte. Der Verfasser des Aufsatzes in der „Allgemeinen Zeitung“ meint, daß sich auch Stahr von der „unter uns tiefgewurzelten Lobrederei“ gleichfalls nicht freigehalten habe; aber die Rügen, die er nun seinerseits gegen Lessing vorbringt, betreffen so unbedeutende Punkte, daß sie kaum zu einer eigentlichen Anklage halt gewähren. Er rechnet zu Lessing's Fehlern z. B. „seine Scheu vor einer festen Lebensstellung, derentwegen er unästhetisch durchs Leben gehet wurde“, endlich sein „gänzliches Unvermögen mit dem Geld umzugehen“, sowie das Bedürfnis, „in rauschenden und zugleich kostspieligen Vergnügungen Zerstreuung und Lust zur Arbeit zu suchen“. Nun, das „Unästhetische“ und das „Unvermögen mit dem Gelde umzugehen“, theilt Lessing gerade mit fast allen wirklich großen Männern in Kunst, Literatur und Wissenschaft, und der Vorwurf, daß er sich „rauschenden und zugleich kostspieligen Vergnügungen“ ergeben habe, ist nur zu sehr geeignet, von dem anpruchselosen Charakter und den einfachen Lebensbedürfnissen Lessing's einen ganz falschen Begriff zu geben; dieser Vorwurf ist selbst noch zu stark für Lessing's kurze Aufenthaltszeit in Breslau, auf die er eigentlich gemünzt ist. Wer würde rein bleiben, wenn man flüchtige, vielleicht durch die Umgebungen hervorgerufene Jugendthorheiten bedeutender Männer mit selbster Krämertelle messen wollte? Und soll man etwa auch Gellert's Augenbrauf bemäkeln, weil er einmal als junger Mann genöthigt war, einer Schneiderrechnung wegen heimlich aus Leipzig zu entweichen? Mit der nun folgenden Behauptung: „Seine über alles Lob erhabene Uneigennützigkeit in einer so verführerischen Stellung, sowie die opferwilligste Großmuth gegen seine Angehörigen ist nicht geeignet, ein derartiges Mißverhältnis auszugleichen“, sind wir vollkommen einverstanden, wenn wir uns das „nicht“ vor „geeignet“ hinwegdenken. Wir

erwähnen bei diesem Anlaß, daß J. W. Schaefer in Nr. 52 des „Bremer Sonntagsblatt“ eine kleine Schrift von dem Professor Oppommer: „Lessing, de vriend der waarheid“ (Amsterdam 1858), zur Anzeige brachte, eine Schrift worin der Holländer unsern Lessing als ein Vorbild unbefleckener Forschung und reiner Wahrheitsliebe hinstellt, wie er schon früher in einer geistesverwandten Schrift Goethe als Ideal der neuesten Poesie schilderte und seinen Landsleuten als Muster der Nachahmung empfahl.

Seltsame Enthaltungen einer nordamerikanischen Miß über Deutschland.

In Nr. 49 des Heinen'schen „Blonier“ fanden wir in einer Anzeige des Werks von Fr. Kapp: „Das Leben des Generals Steuben“, gelegentlich einer literarischen Curiosität mit dem Worten erwähnt: „Kürzlich erschien ein Buch über Deutschland von einer gewissen Miß Johnson, einer amerikanischen alten Jungfer mit blauen Strümpfen, ein Buch voll der lächerlichsten Märchen und Anschauungen. Unter andern Neuigkeiten berichtet Miß Johnson, daß in St. Goar, dem romantischen Städtchen am Rhein, die Mädchen hundertweise auf öffentlichem Markte verkauft würden.“ Ueber diese neueste Münchhausenade erfährt man jetzt etwas Näheres aus einer neuerer Correspondenz des „Morgenblatt“, in der das Buch „ein wahres Juwel der Dummheit“ genannt wird. Die Verfasserin des „Peasant life in Germany“ gesteht ganz offen, nach Deutschland gegangen zu sein, ohne ein Wort deutsch zu verstehen; jedoch habe sie das Glück gehabt, sehr bald ein Mädchen als Reisebegleiterin oder Kammerdienerin zu finden, welches geläufig englisch sprechen konnte. Aus dieser zu Fleisch gewordenen Standalchronik scheint Miß Anna Johnson ihre bedeutendsten Inspirationen geschöpft zu haben, insofern sich ihr verschmitztes weibliches Factotum nicht etwa das Vergnügen gemacht hat, der leichtgläubigen Miß einen Vorrath der schönsten Lügen aufzubinden, um sie und noch mehr sich selbst dadurch zu amüsiren. Die Miß verwechselt unter andern Karl den Großen mit Karl V., läßt Luther im Rheintal geboren werden, macht aus der Pfalz einen Pfalzgrafen, erhebt die Schornsteinfeger zu Regierungsbeamten und versichert, daß es in Holstein und Schleswig keinen Adel gabe. Sie verdenkt es den Deutschen sehr, daß sie mehr auf Ausschmückung der Wohnungen mit Gemälden und Kupferstichen als mit Teppichen und andern Luxusgegenständen hielten, und von der Sitzenlosigkeit der weiblichen Jugend in Deutschland erzählt sie die haarsträubendsten Dinge. Ihrer Versicherung, daß in den höchsten Gesellschaften der Sitte des Tabakrauchens allgemein gehuldigt werde, wird man um so eher Glauben schenken, da sie die höchste Gesellschaft Deutschlands ohne Zweifel nur in diesem oder jenem Gasthose und an der Table d'hôte kennen lernte. Wie schon andere ausländische Touristen vor ihr erzählt sie, daß die deutschen Studenten häufig mit der Pfeife im Munde auf der Landstraße kettelnd angetroffen würden. Wahrscheinlich sah auch sie sechskente Handwerksburschen für Studenten an, was allerdings ein verzeihlicher Irrthum ist, da es leider in Deutschland genug Studenten gibt, die sich in ihren Manieren nicht eben sehr von der bessern Sorte der Handwerksburschen unterscheiden. Den Gipfel des Unsinns erreicht aber die Verfasserin in der schon oben erwähnten Behauptung, daß in St. Goar und in Hefen-Rassel Frauen und junge Mädchen alljährlich an die Weistbierenden verkauft würden und daß es in Deutschland nicht eine einzige politische Zeitung gibt. Letztere Versicherung ist übrigens nicht so ganz unwahr, denn für jemand, der nicht deutsch kann, existirt allerdings ebenso wenig eine deutsche politische Zeitung, als für jemand, der nicht englisch kann, eine englische politische Zeitung existirt. Sollte die nordamerikanische Miß vielleicht auch die im Jahre 1853 erschienenen abfärden „Letters from abroad by a young Lady“ (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1854) als Quelle benützt haben, in denen unter andern erzählt wird, daß die Studenten in Bonn vorkommendenfalls körperlich gezüchtigt würden, flüchtende Prinzen ausgenommen?

A. M.

Goethe's angebliche Flohdisertation.

Die in Nr. 38 d. Bl. f. 1855 veröffentlichte Notiz „Zu Goethe's Lebensgeschichte“ bedarf einer kleinen Berichtigung. Der Irrthum nämlich, als hätte Goethe eine Dissertatio juridica über die Flöhe verfaßt, ist schon lange vor der in jener Notiz erwähnten Sitzung des frankfurter Kunst- und Alterthumsvereins und gründlicher widerlegt worden. Mit gerechtem Unwillen hat F. H. von der Hagen diese Mystifikation und die ältere Geschichte des Buchs in dem vierten Bande der „Germania“ (1841, S. 225 fg.) besprochen. Er vermuthet dort sogar, daß der unter dem Pseudonym Opicius Jocerius versteckte marburger Professor Otto Philipp Jaunschliffer nur eine ältere Arbeit wieder herausgegeben, unsere Bedanken jedoch mit schwachen Gründen. Eine so frühe Ausgabe, wie Hagen dort annimmt, Marburg 1635, die dann von Jaunschliffer's Geburt erschienen wäre, kennt auch Emil Weller nicht, der in einem Beitrag zur Flohliteratur (Vogelbe's „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft“, 1854) dieses Werk mit herangezogen und seine verschiedenen Ausgaben verzeichnet hat.

Bibliographie.

Barack, R. M., Hans Böhm und die Wallfahrt nach Niklashausen im Jahre 1476, ein Vorspiel des großen Bauernkrieges. Nach Urkunden und Chroniken bearbeitet. Würzburg. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Bullrich, A. M., Telegraph der Seelen zwischen dem Diesseits und dem Jenseits. Mit Abbildungen. Berlin, Streerath u. Comp. 16. 10 Ngr.

Corvinus, J. (W. Naabe), Die Kinder von Finkenrode. Berlin, Schotte u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.

John Baptist Dasalu. Ein Lebensbild aus West-Afrika. Basel. 1858. 8. 4 1/2 Ngr.

Dichtungen. Von Karl Sch... Wien, Dirnböck. 1857. 16. 9 Ngr.

Dirksen, H. E., Der Rechtsgelehrte Aulus Cassellus, ein Zeitgenosse Cicero's: Berlin, Dümmler. 1858. Gr. 4. 8 Ngr.

Fliebnier, L., Reisen in das heilige Land, nach Smyrna, Beirut, Constantinopel, Alexandrien und Cairo, in den Jahren 1851, 1856 und 1857. In zwei Theilen. 1ster Theil: Reise mit vier Diakonissen in das heilige Land, nach Smyrna, Beirut und Constantinopel im Jahre 1851. Mit 71 Abbildungen, einem Plane von Jerusalem und einer Karte von Palästina und einem Theile Aegyptens. Kaiserwerth. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Für Frankenstein. Eine Sammlung von Gedichten verschiedener Verfasser, herausgegeben zum Besten der armen Abgebrannten in Frankenstein. Mit Beiträgen von: Th. Köhler, A. v. Krosigk, F. W. Krummacher, G. v. Meyern u. Halle, Friede. 16. 20 Ngr.

Grossi, F., Marco Videnti. Geschichte aus dem 14. Jahrhundert. Aus dem Italienischen von G. Finl. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Göpflein, B., Des Teufels Großmutter. Oder: Berlin Oben und Unten. Sittenbild aus der Gegenwart. 1stes bis 10tes Heft. Berlin, Verlags-Magazin. 1858. Gr. 8. à 3 Ngr.

Kalidasa's Wolkenbote übersetzt und erläutert von C. Schütz. Nebst H. H. Wilson's englischer Uebersetzung. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

König, L., Luther und seine Zeit. Culturhistorischer Roman in vier Bänden. 1ster Band. — A. u. d. T.: Jugend und Entfaltung oder Mansfeld, Magdeburg, Eisenach, Erfurt. Leipzig, D. Wigand. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kang, S., Ein Gang durch die christliche Welt. Studien über die Entwicklung des christlichen Geistes in Briefen an einen Kalen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Lefflère, L., Der Vassilist oder: Greuel der modernen

Themen: Vabals. Ein Gemälde der Gegenwart aus der englischen Verbrechenswelt. 1stes bis 10tes Heft. Berlin, Verlags-Magazin. Gr. 8. à 3 Ngr.

Leifer, P., Regenten-Spiegel. Aus dem 101sten Psalm des königl. Propheten David dargestellt in vier auf dem Landtage zu Torgau im Juni 1605 gehaltenen Predigten. Etwas abgekürzt, übrigens fast ganz unverändert, nebst einem kirchengeschichtlichen Vorberichte neu herausgegeben von F. Friederich. Wernigerode. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.

Lesche, J. W., Jesus-Lieder. Breslau, Dülfer. 16. 8 Ngr.

Liedig, J. v., Naturwissenschaftliche Briefe über die moderne Landwirtschaft. Leipzig, G. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Löbber, R., Die Lehre vom Gebet aus der immanenten und ökonomischen Trinität wissenschaftlich abgeleitet. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Rachel. Eine biographische Novelle von der Verfasserin der „Zwei Schwestern“. Berlin, Adols u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schubert, G. H. v., Die Aufgebunden eines alten Auswanderers. Kaiserwerth. 1858. 8. 6 Ngr.

Stradam, R. v., Gedichte. Wien, Manz u. Comp. 8. 20 Ngr.

Leut. Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft herausgegeben von F. J. Kruger. 1ter Jahrgang 1859. Vier Hefte. Hamburg. Gr. 8. 3 Thlr.

Thalia. Taschenbuch für 1859. Redigirt von F. Steinebach. 46ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 2 Thlr.

Ueber Gefängniß-Vereine und Asyle für entlassene Straflinge zunächst in Rheinland und Westphalen. Ein Versuch zum Ausbilden einer Reform der Gefängniß-Vereine. Von einem Arresthausbeamten. Bonn, Wittmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Wagner, R., Tristan und Isolde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 20 Ngr.

Whitty, G. W., Aus dem Londoner Zigeunerleben. Aus dem Englischen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wildenau, S., Der Kallaeffect. Lustspiel in zwei Acten. Frei nach dem Französischen. Berlin, Uebeldorff. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Blumroeder, A. v., Ansprache an das deutsche Volk und insbesondere an die patriotischen Volkseurende, denen die Würde und Ehre ihres Vaterlandes am Herzen liegt. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Golovin, J., Die Leibeigenschaft in Rußland. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 10 Ngr.

Hanngirg, C. V., Vorbeers und Eichenblätter. Poetische Festgabe zur Prager Akademie-Freier. Prag, Bellmann. 1858. 8. 7 Ngr.

Preußens Hoffnung. Ansprache Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten von Preußen an das neue Ministerium am 8. November 1858. Berlin, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Raschloff, F. J. A., Die Verfassungs-Zustände der Dänischen Monarchie und der Deutsch-Dänische Conflict. Kopenhagen, Gyldenbal. 1858. Gr. 8. 18 Ngr.

Gemeinsame Rechte Schleswigs. Nach den Königl. Erlassen vom 6. November 1858. Mit Beilagen A. B. C. D. Hamburg. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Suum cuique. Eine Denkschrift über Preußen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Uhlisch, Dissidentische Denkschrift. Gotha, Stollberg. 8. 5 Ngr.

Wauer, S., Preußens Prinz-Regent. Eine Dts. Berlin, Rogier. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Rettung der Gesellschaft
aus den Gefahren der Militärherrschaft.
Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirtschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens.

Von **Wilhelm Schulz-Nodmer.**

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese hochbedeutsame und im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Gefahr einer Friedensstörung von neuem den unheilvollsten Einfluß auf alle Verhältnisse ausübt, besonders wichtige Schrift des bekannten Publicisten, deren Widmung Freiherr von Bunsen angenommen hat, behandelt die von den erleuchtetsten Staatsmännern anerkannten, mit der jetzigen Organisation des Militärwesens verbundenen Uebelstände, die das ganze Staatsleben und alle bürgerlichen Verhältnisse gefährden, und erblickt das beste Heilmittel dafür und die beste Garantie einer dauernden Erhaltung des Weltfriedens in einer Reorganisation des ganzen Heerwesens und einer allgemeinen entsprechenden Reduction der Armeen. Das Werk ist sonach durchaus nicht bloß für Militärs (welche ihr wahrscheinliches Vorurtheil gegen die Vorschläge des Verfassers wol fallen lassen werden, wenn sie erfahren, daß er selbst Militär war), sondern für alle Kreise von dem höchsten Interesse, namentlich für Staatsmänner, Volksvertreter, Staatsbeamte, Nationalökonom und überhaupt jeden Gebildeten.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Garantien der Macht und Einheit
Oesterreichs.

8. Geh. 24 Ngr.

Ein bekannter, Oesterreich angehörender Staatsmann, der sich aber vorläufig nicht nennt, um den Inhalt seiner Schrift allein wirken zu lassen, spricht sich hier über die innern staatlichen Verhältnisse Oesterreichs aus. Er erachtet es als eine Nothwendigkeit für die äußere Machtstellung des Kaiserreichs, daß dessen verschiedene Volksstämme unter Bewahrung ihrer naturgemäßen Entwicklung durch eine Verfassung fester verbunden werden, und erblickt in der Erhaltung des gesammten Staats das Hauptbedingniß für die glückliche Entwicklung der einzelnen Nationalitäten.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité.

Par **Michael Antonides.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit, die der Verfasser, ein angesehener, hier pseudonym auftretender Gelehrter Russlands, als Frucht langjähriger Forschung der Oessentlichkeit vorlegt.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Das unbewusste Geistesleben
und die göttliche Offenbarung.
Ein Versuch durch genauere Kenntniß der menschlichen Seele Religion und Wissenschaft zu versöhnen.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieses Werk stellt sich als ein neuer geistreicher Versuch dar, durch genauere Kenntniß der menschlichen Seele Religion und Wissenschaft zu versöhnen. Was der Verfasser in jahrelanger Erörterung philosophischer Fragen und in tieferm Eindringen in die merkwürdigen Erscheinungen des unbewussten (magischen) Geisteslebens an Ueberzeugung gewonnen, findet sich in dem ersten Theile in klarer und lichtvoller Darstellung niedergelegt. Mit der daraus hervorgegangenen psychologischen Grundanschauung, daß diese letztgenannten Phänomene im innigsten Zusammenhange mit dem gesammten geistigen Leben des Menschen stehen müssen, schreitet er in dem zweiten Theile zur Untersuchung der hervorragenden religiösen Fragen, indem er versucht den Einklang zwischen philosophischem und theologischem Wissen anzubahnen und damit eine Religionsphilosophie herzustellen, welche das Gebiet des Glaubens zwar ergänzt, jedoch seinem wesentlichen Inhalte nach unangefastet läßt.

Genannt hat sich der den höchsten Kreisen angehörnde Verfasser deshalb nicht, weil er der Ansicht ist, daß Gegenstände von allgemein menschlichem Interesse weit unbefangener geprüft werden, wenn man den Autor nicht kennt; denn so günstig das Vorurtheil sei, welches ein in der literarischen Welt gefeierter Name bei den Gesinnungsgenossen erwecke, so ungünstig wirke ein Name, den man nicht kenne oder gegen welchen man im voraus eingenommen sei.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich von Raumer's
Geschichte der Hohenstaufen
und ihrer Zeit.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Sechs Bände. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr.

(Auch in 12 Halbbänden zu 15 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Diese dritte Auflage des berühmten Werks liegt jetzt vollständig vor. Der Preis desselben ist in dieser wohlfeilen Volksausgabe gegen früher um die Hälfte ermäßigt worden, um das Werk — eins der wenigen deutschen Geschichtswerke, die in das Volk gedrungen — als eine Bereicherung jeder Haus- und Familienbibliothek immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

Vermischte Schriften. Drei Bände. 8. 1852—54. 8 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 10. —

3. März 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Zur Geschichtsliteratur. (Venedey, Gervinus.) Von Wilhelm Schulz-Neudorfer. — Religion und Poesie. — Dichterschulen in Frankreich und Deutschland. — Purcard Waldis. Von Karl Leo Echeverius. — Notizen. (Ein Franzose über die Universität Göttingen, Thalspreche französisch.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichtsliteratur.

Venedey, Gervinus.

1. Geschichte des deutschen Volks von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Jakob Venedey. Dritter Band: Versuch einer Wiederherstellung von Kaiser und Reich. Berlin, Verlag. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. Gervinus. Dritter Band: Die Revolutionen der romanischen Staaten in Südeuropa und Amerika. Leipzig, Engelmann. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Mgr.

Die Leser von J. Venedey's lesendwerther „Geschichte des deutschen Volks“ mögen mit dem dritten Bande des Werks wieder einmal die „Verfassung des deutschen Reichs vom 28. März 1849“ zur Hand nehmen, sowie die am 28. December 1848 bekannt gemachten „Grundrechte des deutschen Volks“. Denn es handelt sich wesentlich in diesem dritten Bande — der den Zeitraum von Rudolf von Habsburg bis zur Eintheilung des Reichs in zehn Kreise und bis zur Errichtung des Reichskammergerichts unter Maximilian I. umfaßt — wie in den Jahren 1848 und 1849 um mißglückte Versuche einer Reform der Reichsverfassung; und eine Vergleichung jener Urkunden neuester Zeit mit den erfolglosen Bestrebungen, mit den getäuschten Erwartungen früherer Jahrhunderte wird neben belehrender Unterhaltung zugleich einigen Trost für die Zukunft gewähren. Nach zehnjährigem Starrkrampf deuten die jüngsten Vorgänge in Preußen und einigen andern Staaten darauf hin, daß wieder ein deutsches Volksleben in freilich noch matten Schlägen zu pulsiren beginnt; und so werden sich ja die Deutschen wieder jener guten oder schlechten Vorläufer für ein neues öffentliches Leben erinnern wollen, die sie vor zehn Jahren gefaßt und urkundlich abgefaßt hatten. Damit soll keineswegs behauptet werden, daß es ~~so~~ in unserer speculationswüthenden Zeit jetzt schon eine gute buchhändlerische Speculation sein würde, die Grundrechte von 1848 und die Reichsverfassung von 1849 in neuen Auflagen zu veröffentlichen und in irgendeiner Form — sei es nur als

„Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes“ — dem deutschen Publikum zum Kaufe anzubieten. Denn so frei sind die Deutschen kaum schon geworden, daß man diesen Kauf polizeilich ungehindert ließe, obgleich oder weil sich jene Urkunden der ausdrücklichen Genehmigung der meisten Regierungen zu erfreuen hatten. Aber wären in den deutschen Staaten nur noch so viele Exemplare der Reichsverfassung vorhanden, als deutsche Männer im Jahre 1849 ihr Gut und Blut dafür zu opfern erklärt hatten, so würde die Zahl derselben vollständig hinreichen, um überall vom Norden bis zum Süden über das frühere und jetzige Deutschland solche Betrachtungen hervorzurufen, die um so erspriesslicher wären, je weniger sie angenehme und beruhigend-einschläfernde Gefühle zu erwecken vermöchten. Mit irgendeinem Werke über deutsche Volksgeschichte, wie gerade mit dem von Venedey in der Hand, werden sich die vergleichenden Deutschen bald überzeugen, wie ihre Bestrebungen im Jahre 1848 weder so neu, noch so ungeheuerlich waren, daß sich die „Neue Preussische Zeitung“ zehn Jahre lang dagegen bekreuzen mußte; sie werden finden, daß sogar die meisten der damals umlaufenden Namen und Schlagworte keine Erfindungen des neuteufelischen Revolutionsgeistes sind, wie denn namentlich von einem „Parlament“ und insbesondere von einem „Frankfurter Parlament“ schon in Urkunden des 15. Jahrhunderts die Rede ist: sie werden erkennen, daß die Versuche der einheitlichen und freiheitlichen Reichsreform, so oft sie gescheitert, nach langen Perioden einer unheilbar scheinenden Lähmung doch wieder zu Tage traten, und daß eben diese Versuche — schon Jahrhunderte vor der Proclamation von Kalisch — nichts anderes waren als der naturnotwendige Drang einer Erneuerung und Herstellung im „eigenen Geiste der deutschen Nation“.

In fünf Büchern (13—17) gibt der Verfasser die Geschichte dieser vergeblichen politischen und kirchlichen Verbesserungsversuche zum Vorabende der Reformation.

Seine Schilderung Rudolf's von Habsburg ist zugleich die vorbildliche Schilderung der österreichischen Politik bis auf die neueste Zeit. Er hebt besonders hervor, wie Rudolf durch Hülfe der von ihm fortwährend begünstigten Vettelorden und infolge seiner Zugeständnisse an das Papstthum zum Thron gelangt sei und sich darauf befestigt habe; und wie er bei Verfolgung seines ausschließlichen Zwecks, der Vergrößerung seiner Hausmacht gerade dem klerikalen Einflusse seine zeitweise großen Erfolge verdankte. Durch ebendiese rücksichtslose Ausbeutung des Reichs im Interesse des kaiserlichen Hauses trug er wesentlich bei, um auch an den andern Fürstenhöfen jede nationale Politik in Vergessenheit zu bringen und eine fortwuchernde dynastische Familienpolitik des offenen und heimlichen Hochverraths und Landesverraths an die Stelle treten zu lassen. Von den Fürstenhöfen ging sodann die engherzige Sorge für das Haus mehr und mehr auch auf die einzelnen Bürger über; sodas endlich in Deutschland kaum noch Tugenden des öffentlichen Lebens zu finden waren, sondern höchstens das selbstsüchtige Erißbürgerthum sogenannter häuslicher Tugenden von mehr als bloß zweifelhaftem Werthe.

Als das Hauptergebnis der Regierung Rudolf's für das deutsche Reich und Volk erkennt hiernach Venedey die Begründung der Oligarchie der Wahlfürsten, welche zuerst durch den Kurverein von Rense (Buch 14) Form und Gestalt erhielt. Dadurch kam einige Methode in die Ausbildung der Landeshoheit auf Kosten der Reichshoheit: die einzelnen Dynastien suchten sich erst in die Reihe der Kurfürsten aufzuschwingen, um bei der fortschreitenden Zerstückelung und Ausplünderung des deutschen Reichs zu größerem Theilanthellen zu gelangen. Die jahrhundertlang fortgesetzte dynastische Erziehung der Deutschen zu zahmen Hausknechten ging jedoch nicht von statten, ohne in weltem Kreise einen zum Theil flegelreichen Widerstand hervorzurufen. Nachdem erst die „groben Bauern“ und bald auch die Städte der Schweiz mit ihren Streikkolben gegen das Glück der patriarchalischen Bevormundung wirksame Verwahrung eingelegt, kam auch für das übrige Deutschland die Zeit der Eidgenossenschaften (Buch 15), besonders der städtischen Verbindungen, indem zumal während der langen Regierung Ludwig's von Bayern die Bedeutung der Städte und selbst der untern Schichten ihrer Bevölkerung erheblich gestiegen war. Ein Zeugnis für die damals im Volke herrschende Stimmung war jene Weissagung, das „der Schwanberg bei Werthheim in Franken dereinst in der Mitte der Schweiz liegen werde“; ähnliche Prophezeiungen knüpften sich an andere Berge Deutschlands. Von den gleichen Ursachen aus und im Kampfe gegen die wesentlich gleichen Uebel hatte sich indessen die demokratisch-republikanische Bewegung über die Grenzen des deutschen Sprachgebiets weit hinaus erstreckt und ganz Mitteleuropa ergriffen. Denn es gab schon im 14. Jahrhundert ein Staatensystem in Europa, das sich später zum europäischen und dann zum europäisch-amerikanischen erweiterte, worin sich die Schicksale der völkerechtlich un-

abhängigen Einzelvölker und Sonderstaaten gleichwol zu einem großen gemeinsamen Schicksale verflochten durch jenen socialen und internationalen Völkerverkehr, der stets zugleich die Wirkung und die Ursache von wesentlich gleichartigen Culturzuständen gewesen ist. War doch im 14. Jahrhundert die Einheitslichkeit der römisch-katholischen Kirche mit ihrem mächtigen Einflusse kein minder starkes Band für die Völkerverbindungen des mittlern und westlichen Europa, als es im 19. Jahrhundert der tausendfach gesteigerte Weltverkehr für einen bei weitem größeren Völkerverkehr geworden ist! Mit Recht macht darum Venedey darauf aufmerksam, das für die demokratisch-republikanische Bewegung jener Zeit sowol der Aufschwung als die Niederlage eine gemeinschaftliche wurde. Im Zeitraum von nicht vollen drei Jahren erfolgte die Niederlage der von Wat Tyler und dem Priester John Straw geleiteten Volksbewegung in London durch König Richard II.; die der flandrischen Städte in der Schlacht bei Koorbeke (November 1382) durch den französischen König und Abel; sowie die der Commune von Paris, die auf dem Punkt gestanden, Frankreich eine republikanische Verfassung zu geben. So wurden die frühern Siege der Schweizer, Ersten und der Hanse über Fürsten und Äbte, sowie der Sieg der schwäbischen Städte bei Reutlingen (1377) wieder aufgewogen. Damit trat zugleich ein entscheidender Wendepunkt ein, und der zeitweise wieder ermattenden Demokratie konnte kein neuer Aufschwung gegeben werden durch die neuen Siege der Schweizer bei Sempach und Näfels (1386 und 1388). Denn in das gleiche Jahr 1388 fiel die Niederlage der schwäbischen Städte, nachdem in dem mit der Schlacht bei Döffingen beendeten Kriege etwa 1400 Dörfer zerstört worden waren. Diese Niederlage war ebenso erklärlich als verdient, da nicht die Städter — wie in der Schweiz — mit dem Landvolke gemeinschaftliche Sache gemacht, sondern es gegen sich aufgereizt und den Fürsten in die Arme geworfen hatten. Ueberdies hatten sich die Städter des Fehlers schuldig gemacht, das sie früher dem hohen Adel oder dem Landesherrn zum Unterdrückung des Landabels Beistand geleistet. Unter solchen Umständen hatten die noch so glänzenden Siege der Schweizer zu Ende des 14. und diejenigen des folgenden Jahrhunderts in den Burgunderkriegen nicht mehr jene ursprüngliche Wirkung einer unmittelbaren demokratischen Propaganda des Beispiels und der That, wie die erste Erhebung der Eidgenossen. Diese Siege der Schweizer hatten nur noch die Folge, das sie dadurch ihre eigene Freiheit und Selbstständigkeit befestigten; und das sie mit heldenkühnem Trope ihren Freistaat, als einen Vorposten der kommenden Weltgeschichte, in die Mitte des monarchischen und immer monarchischer werdenden Europa hineinschoben.

Im sechzehnten Buch berichtet der Verfasser über die Reformen von Pisa, Konstanz und Basel (1409—50) und weist am Schlusse darauf hin, das im gleichen Jahre 1450, als Papst Nikolaus V. die Reform der Kirche durch ein stolzes Jubiläum feierte, die ersten gedruckten Bibeln verbreitet wurden; das also der fortschreitende

Geist der Weltgeschichte in demselben Augenblicke, als die Kirchenreform mit Rom gescheitert war, auch schon die Reform gegen Rom eingeleitet hatte. An die Geschichte des Conciliums von Konstanz knüpft sich die des Hussiten-aufstandes, worin das Feldherrnspiel eines Ziska gebührend anerkannt wird. Der Verfasser vergißt nicht hervorzuheben, wie Ziska zuerst in größerm Maßstabe das Schießpulver und Feuergewehr benutzte, sodaß sich von Böhmen aus die zum Theil noch jetzt gebräuchlichen Benennungen von Kriegsgewehren — als Haufrizo (Haufrige) und Pistola (Rohr, Pistole) — über Europa verbreiteten. Ueber der Sorge für das Feuergefecht vernachlässigte aber Ziska nicht die für das Handgefecht: er war nicht bloß der Erfinder der beweglichen, aus den mit Ketten aneinander befestigten Fuhrwerken gebildeten Wagenburgen, sondern wandte auch eine besondere Sorgfalt darauf, seine eifrigen und schlagfertigen Laboriten auf den geordneten Gebrauch eisenbeschlagener Dreschflegel tüchtig einzunüben. Schon früher hatten die Schweizer mit ihren Morgensternen und Streikkolben eine ähnliche Bewaffnung und eine damit zusammenhängende neue Taktik zur Anwendung gebracht, und mittels derselben errangen die „groben Bauern“ der Schweiz und Böhmens jene Erfolge, die den militärischen Fachmännern jener Zeit völlig unbegreiflich schienen. Ueberhaupt läßt es sich in den meisten glücklich geführten Volkskriegen gewahren, daß darin bei den Volksheeren eine neue und noch ungewöhnliche Bewaffnung und Gefechtsverwendung aufkam, die für die in der alten Militärschule gebildeten Gegner etwas Ueberraschendes hatte, und welcher diese letztern mit ihren herkömmlichen Kriegsmitteln zu Schutz und Trug nicht wirksam zu begegnen vermochten. Sodann macht Venedey die richtige Bemerkung, daß man sich bisher — hauptsächlich, aber nicht bloß in Italien — an einen „manierlichen“ Krieg gewöhnt hatte, worin es wenig Getödtete gab und der gefangene Soldner meist nur Pferd und Rüstung verlor, dann ein Lösegeld zahlte oder gegen neuen Sold zum frühern Feinde überging. Erst die Erhebung der Schweizer und Hussiten brachte wieder Leidenschaft und Poesie in die Kriege, und die neue Manier ihres unmanierlichen Todtschlagens trug bei den Volksheeren jener Zeit nicht am wenigsten zu ihren erstaunlichen und doch erklärlichen Erfolgen bei.

Der Schluß des dritten Bandes zeigt das Deutsche Reich im stets weiter gehenden Verfall, ohne daß sich das deutsche Volk noch besondere Mühe gegeben hätte, demselben Einhalt zu thun; er zeigt uns, damit gleichlaufend, die anarchische Drachensaat der Landeshoheiten im stets üppigern Wachstume. Das allmähliche Aufkommen der stehenden Armeen seit Karl VII. von Frankreich — von denen schon der Kanzler seines Nachfolgers, Philipp von Comines, mit hellem Blicke voraussagte, daß sie „eine furchtbare und gefährliche Bande seien, an der das Land lange bluten werde“ — trug zur raschern Ausbildung jener Landeshoheit bei, die endlich zur unbefchränkten oder nur scheinbar beschränkten Fürstensouveränität auswachsen sollte. Was dieser Entwicklung noch im

Wege stand, wurde mehr und mehr beseitigt oder brach, als innerlich hohl, in sich selbst zusammen. So schwand namentlich die Bedeutung des Ueberrestes der altdeutschen Volksgerichte, jener heimlich gewordenen Geme, die noch ein letzter Damm gegen die Angriffe der Landeshoheit war, weil ihre Mitglieder auch die vornehmen Verbrecher und Verbrechen zur Rechenschaft zogen und nicht selten an Fürsten und Grafen die Todesstrafe durch Aufhängen vollzogen. Je mehr sich aber der deutsche Bürger von allen öffentlichen Angelegenheiten weg in das häusliche Leben zurückzog, um sich mit verengtem Geiste höchstens noch mit den Interessen seines Kirchspiels oder seiner Zunft zu befassen, desto mehr blieb es den weltlichen und geistlichen Dynasten überlassen, das Reich in Stücke zu reißen, und sich zugleich gegenseitig aus dem Wege zu räumen. Das damals gebräuchliche dynastische Mittel zur Verminderung der Dynastien war die Vergiftung; und obgleich der später zum Papst Pius II. gewordene Aeneas Sylvius, ohne das geringste christliche Bedauern über die früher gelungenen Gistmorde, nur die trockene Bemerkung machte, daß die Versuche dazu verschwanden oder erfolglos geworden seien, „seit jeder Fürst seinen Vorkoster habe“; so ließ sich doch sogar nach dieser Bemerkung und ungeachtet der neuen Leibgarde der „Vorkoster“, gewahren, daß eine Menge Fürsten an Gift starben. Gleichwol waren der Dynastien schon allzu viele, als daß durch diese Bemühungen für Vereinfachung des Erbreiches ein mächtiges und ganz Deutschland umfassendes Erbkaufverthum nur annähernd hätte vorbereitet werden können, weshalb auch Klüpfel in seinem Werke über „Die deutschen Einheitsbestrebungen“ (vgl. Nr. 27 d. Bl. f. 1854) dieser dynastischen Einheitsbestrebungen mit keinem Worte Erwähnung thut. Ein Zeichen der mit der Zersplitterung in Landeshoheiten zunehmenden Erniedrigung und Schwächung des Deutschen Reichs war es vielmehr, daß schon gegenüber dem Kaiser Friedrich III. die Franzosen zum ersten male vom Rhein und von ihren „natürlichen Grenzen“ sprechen durften. Auch kann es für ein Zeichen deutscher Reicheshohnmacht gelten, als sich Maximilian I. nach dem kläglichen Schwabenkriege an der siegreichen kleinen Schweiz mit der Anklage zu rächen suchte, daß sie „einen Bundschuh wider den geistlichen Stand, Adel und alle Ehrbarkeit“ ausgerichtet habe; und als er die besitzenden Stände mit der Versicherung zu schrecken suchte, der schweizerische Bundschuh gehe darauf aus, „den Reichen ihre Güter zu nehmen und arm und reich gleich zu machen“. Also schon vor viertheilshundert Jahren der gegen die Schweiz gerichtete Vorwurf, daß sie „ein Herd des Communismus“ sei.

Im Vorstehenden suchten wir einen Begriff zu geben sowohl von der für ein populäres Geschichtswerk so wichtigen Gruppierung der Thatfachen als auch vom Geiste ihrer Auffassung durch den Verfasser. Jedes einzelne Menschenleben, selbst das scheinbar unbedeutendste, könnte doch dem wirklich aufmerksamen und sinnigen Beobachter die reichlichste Fülle eines kaum zu bewältigenden Stoffes darbieten. Handelt es sich gar um die Lebensgeschichte

eines ganzen Volks, so kann es nicht fehlen, daß sich die verschiedenen Betrachter und Erzähler aus dieser Einheit eines unermesslich Mannichfaltigen Verschiedenes herausgreifen, um das eine vor dem andern zu Tage treten zu lassen. Vergleichen wir namentlich die gleichfalls populäre deutsche Volksgeschichte von Duller und Hagen mit derjenigen von Beneden, so finden wir, daß Hagen den größern Fleiß und Raum dem socialen Volksleben gewidmet hat, sowie jener eigentlich sogenannten Culturgeschichte, für welche das Politische und Staatsrechtliche nur ein einzelnes unter vielen, nur ein besonderes und nicht einmal besonders zu beachtendes Moment ist. Dagegen hat sich Beneden mehr den Staat, die politischen Verfassungen und das Rechtsleben der deutschen Nation zum Gegenstande genommen. Die beiden neuen Geschichtswerke sind also in gewisser Weise als sich gegenseitig ergänzend zu betrachten. Mußte doch jeder achtsame Beobachter gerade aus den Vorgängen der allerneuesten Zeit die Ueberzeugung schöpfen, daß es ohne die Lösung der politischen auch keine Lösung der socialen Zeitfragen geben kann, und daß es nur die grundfalsche Ansicht einiger Communisten und socialistischen Verächter der „alten, schlechten Gesellschaft“ war, wenn sie wähten, daß man den Staat, Staatsrecht und Politik beiseite setzen und gleichwol zu einer erspriesslichen Socialreform gelangen könne.

Ueber das Rechtsleben der deutschen Nation enthält noch das den dritten Band einleitende zwölfte Buch („Deutsche Cultur auf der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit“) eine anziehende Schilderung, besonders in der wohl-durchgeführten Vergleichung des Sachsenspiegels mit dem Schwabenspiegel. Es ist ein löbliches Beginnen, wenn man es bis in das Haus des schlichten Bürgers hinein zum Bewußtsein zu bringen sucht, wie das deutsche Volk durch Pfaffen und Doctoren des römischen und kanonischen Rechts um sein eigenes und heimatliches gutes Recht gebracht wurde. Der Verfasser weist also kurz darauf hin, wie im gesellschaftlichen Leben dieses Volks, in Literatur und Lebensweisheit, in Poesie und Kunst, im Gebiete der staatlichen Organisation und bürgerlichen Gesetzgebung ein fortwährender und mit abwechselndem Glücke geführter Kampf zwischen den ursprünglich deutschen und den eingebrungenen fremden Elementen statt hatte. Auf der Oberfläche, in den höhern Regionen herrschte während des Interregnums die lateinische Sprache vor und mit ihr römische und byzantinische Auffassung und Anschauungsweise; bei den Bauern und der Masse der städtischen Bevölkerung erhielt sich dagegen mit dem ausschließlichen Gebrauch der Muttersprache zugleich die einfache, gerade und gesunde deutsche Volksart. Für das öffentliche Leben in Staat und Gemeinde blieb das Volk selbst, die im weitem oder engern Kreise theilhaftige Gesamtheit aller freien Männer, die lebendige Quelle alles maßgebenden Rechts. Dieses Recht war also ein der eignen Natur entsprungenes Gewohnheitsrecht, und der Ausdruck für das sich selbst seine Regeln setzende Volksleben war der von unten aufwachsende Brauch, auf den jedes gesunde Volk — gegenüber

jeder willkürlichen Gesetzgeberei und Maßregelung von oben herab — noch bis zur heutigen Stunde große Stücke hält. Denn alles einseitige und halsstarrige Festhalten an veralteten Gebräuchen ist immer nur die Folge eines einseitig-willkürlichen Drucks von oben durch eine Regierung und Staatsbeamtenschaft, die sich selbst schon vom Volksleben losgerissen und sich diesem zwiespältig entgegengesetzt hat; die gerade dadurch zu jenem einseitigen Festhalten zwingt, weil sie es nicht dulden mag, daß sich, nach Maßgabe der zeitlich und örtlich veränderlichen Verhältnisse, das Volk selbst seine Gewohnheitsrechte und Bräuche aus freien Stücken umbilde. Als nun unter Heinrich dem Finkler und den andern sächsischen Kaisern die bei Karl dem Großen und seinen fränkischen Nachfolgern zu Tage tretende gallo-romanische Auffassung von Staat und Herrschaft wieder in den Hintergrund gedrängt war, erlangte auch das aus dem Volke selbst hervorgehende Gewohnheitsrecht wieder die Oberhand. So blieb es in der Hauptsache während der deutschen Hohenstaufenperiode, obgleich schon in der zweiten Hälfte der Regierung von Friedrich Rothbart die bologneser Rechtsgelehrten und römischen Kaisergerichte den volkstümlichen Bräuchen und Gewohnheitsrechten Abbruch zu thun begannen. Zum möglichsten Schutz gegen diese fortschreitende Verdrängung der deutschen Volksrechte veröffentlichte also Gise von Reggow, kurz nach dem Regierungsantritt Kaiser Friedrich's II., seine Sammlung der Rechtsgewohnheiten und Gerichtsgebräuche des sächsischen Volks. Sein zu Anfang des 13. Jahrhunderts erschienener Sachsenspiegel beruhte noch auf denselben Grundanschauung, wie sie in der „Germania“ des Tacitus, in den Salischen Gesetzen und allen andern Denkmälern eines ursprünglichen und unverfälschten Volksthum der Germanen zu Tage getreten war. Gise von Reggow wollte damit zugleich den Umgriffen des Fürstenthums, sowie den von Rom ausgehenden Neuerungen einen Damm entgegensetzen; und im Bewußtsein, daß er auf dem Boden des guten alten Rechts stehe, sprach er einen feierlichen Fluch gegen jeden aus, der es wagen werde, sein Werk zu verfälschen und ihm Unrechtes beizumischen. Die trübe Ahnung, die ihm diesen Fluch eingegeben, ging nur allzu bald in Erfüllung, als kaum nach einem halben Jahrhundert der Schwabenspiegel erschien. Er war eine Umarbeitung und Fälschung des Sachsenspiegels nach jenen Grundfägen und Bestrebungen, welche die geistlichen und weltlichen Großen Deutschlands freilich schon seit Jahrhunderten gehegt hatten, die aber besonders in der kläglichen Zeit des Interregnums (1254—73) solche Fortschritte machten, daß sie gegen Ende desselben vielfach in die öffentlichen Zustände übergegangen waren. Wo im Schwabenspiegel der Brauch noch anerkannt ist, da wird er doch in die von den Kirchengesetzen Roms ihm gezogenen Grenzen hineingewiesen oder von dem Willen des Königs und seiner Fürsten abhängig gemacht. Zugleich ist es im Schwabenspiegel auf eine Schwächung der Macht des Volkskaisers abgesehen, gegenüber einer gesteigerten Macht des Papstes und der Oligarchie der Wahlfürsten, besonders der geistlichen.

Nach den im Sachsenspiegel noch anerkannten Grundgesetzen war dagegen die ganze freie Gemeinde, wenn sie als Gericht oder als Ding versammelt war, nicht bloß berufen, Recht zu sprechen und Unrecht zu sühnen, sondern sie führte zugleich die Aufsicht über alle bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände und Bedürfnisse der örtlichen Gemeinde und der Landesgemeinde. Alle Privateacte — Kauf, Tausch, Erbverträge, sogar Mönchsgelübde u. dgl. — geschahen vor Gericht, um ihnen höhere Sicherheit und Bürgschaft zu geben. Alles echte Eigenthum konnte gar nicht veräußert werden als im echten Ding. Auch wurde vor Gericht darüber entschieden, ob neue Burgen und Städte gebaut und alte besetzt, ob Schanzen, Wälle, Thürme irgendwo im Lande angelegt werden dürften; und hatte das Gericht entschieden, daß eine Burg ungerechterweise angelegt sei oder wegen Unrechts zerstört werden müsse, so zog der Graf an der Spitze der Gerichtsgemeinde selbst aus und that die ersten drei Schläge gegen die Mauer der Burg, die der Zerstörung geweiht war. Das blieb also die durchgreifende Regel, daß alles Recht, alle Ordnung und alle Macht aus der richterlichen Gewalt der Volksgemeinde und Ortsgemeinde hervorgingen, weshalb auch der Sachsenspiegel mit dem allgemeinen Grundsatz schließt, daß keiner „ein Gebot, eine Heereslast, eine Strafe, einen Dienst, ein Recht auf das Land, setzen könne, die das Land nicht selbst willkür“. Es ist merkwürdig genug, wie im 19. Jahrhundert — nachdem die Erschütterungen der Revolution das überall erstarrte europäische Völkertleben in lebendigen Fluß gebracht — die noch im Sachsenspiegel niedergelegten Rechtsgrundsätze, welche aber seit Jahrhunderten verschollen schienen, aus den lange verschütteten Quellen wieder zu Tage brechen und von neuem ihre befruchtende Strömung zu beginnen versuchen. Vor allem sind es germanische Völker, die sich der alten Bedeutung ihres Gemeindevesens von neuem erinnern und deren Streben in erster Linie auf Wiederherstellung der Selbstständigkeit der Gemeinde gerichtet ist. Dieses Streben that sich namentlich wieder in den Grundrechten des deutschen Volks von 1849 besonders im Artikel XI. (Grundrechte der Gemeinde) kund; und kaum waren 1858 im preussischen Volke neue Hoffnungen erwacht, als sich dieselben vorzugsweise auf die Befreiung der Gemeinden sowohl aus bureaukratischer als aus patriarchalisch-grundherrlicher Bevormundung gerichtet haben. Ein Blick auf den weiten Umfang der altgermanischen Volkrechte läßt aber zugleich erkennen, wie die Gemeinde stets auch die maßgebende Mischöpfung der sozialen Verhältnisse war; wie sie berechtigt und verpflichtet blieb zur fortwährenden Ausgleichung der schroffen Gegensätze von Armen und Reichen, von Nothen und Gebildeten, von Geringen und Vornehmen. Und fassen wir die neueste Geschichte der sozialen Bewegungen ins Auge, so finden wir, daß auch wieder die Völker des 19. Jahrhunderts — durch einen richtigen Instinct der Rettung getrieben — von der Befreiung und Erneuerung des Gemeindevesens zugleich die Lösung der verhängnißvollen sozialen Frage erwart-

ten.^{*)} Ein guter Theil dessen, was jetzt als Erneuerung entweder ersehnt oder angefeindet wird, ist also nach seinen tiefsten Wurzeln und nach seinem wesentlichen Kerne nichts anderes als Erneuerung; und die schon nahe 70 Jahre dauernde Periode der Revolutionen, die zugleich Restaurationen sind, dürfte darum erst mit der vollständigen Herstellung der alten Volkrechte und Volksfreiheiten zum Ab- laufe kommen.

Im dritten Bande seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ behandelt Gervinus die Revolutionen der romanischen Staaten im südlichen Europa und Amerika; er hat es also mit einem der verwickeltesten und schwierigsten historischen Stoffe der Neuzeit zu thun. Der eiserne Fleiß des Verfassers in Auffassung und Durchforschung der zahlreichen und doch unergiebigen, der weithin zerstreuten, mitunter seltenen und sich widersprechenden Quellen für die Geschichte dieses Abschnitts ist ebenso rühmendwerth als sein geübter historischer Scharfblick und Tiefblick, der das Zusammengehörige und wirklich Maßgebende zu verbinden und hervorzuheben, das Unwesentliche auszuschneiden und das labyrinthische Gewebe der tausendfach sich durchkreuzenden kleinen Ereignisse, bei dem nur die Anarchie des Zufalls ihr Spiel zu treiben schien, zu übersichtlicher Klarheit unter die das bunte Mancherlei der Vorgänge beherrschenden Triebfedern zu gruppieren verstand. Dieser dritte Band enthält ein großes weltgeschichtliches Drama, das von meist kleinen Menschen aufgeführt wird; wir erblicken meist nur unbedeutende Persönlichkeiten, die nach schwachen und schwankenden Motiven handeln, und sind doch im voraus gewiß, daß die äußerlich so geringfügig scheinenden Begebenheiten mit ihren unermeßlichen Folgen bis weit in die Jahrhunderte hineinragen werden. „Noch niemals“, sagt Gervinus von den südamerikanischen Unabhängigkeitskriegen, „handelte es sich um so große Zwecke mit so kleinen Mitteln“; und diese Bemerkung ist nicht einmal ausschließlich auf die bloß materiellen Mittel zu beziehen.

Der Verfasser führt die Geschichte der südamerikanischen Bewegung bis zum Ausbruche der Militärrevolution von 1820 im spanischen Mutterlande, wodurch dessen mächtigste Anstrengung zur Unterwerfung der Pflanzlande der Neuen Welt vereitelt wurde. Er bemerkt sodann über den Einfluß des überall unerwarteten Ereignisses, daß er entscheidend war für die Sache der Unabhängigkeit in Südamerika. Als die Nachricht von den Vorgängen bei Gahiz dahingelangte, war zwar überhaupt schon für die kaum erst verloren geachtete Revolution eine günstige Wendung eingetreten, theils durch die Offensive San-Martin's gegen Chili, theils und hauptsächlich durch Bolivar's kühnen und allen Gefahren trogenden Uebergang über die Anden, der sich demjenigen Bonaparte's über den St.-Bernhard sehr wohl an die Seite stellen läßt, sowie durch das südamerikanische Marengo, durch seinen Sieg am

^{*)} Näheres darüber im „Staatslexikon“ von Rotted und Weider (dritte Auflage), Artikel „Communismus und Socialismus seit 1848“.

Bohaca (7. August 1819), wodurch die ganze spanische Herrschaft jener Gegenden von Grund aus erschüttert wurde. Allein an organisirter Streitmacht waren noch immer die Spanier den Independenten überlegen, und bevor mit den Cadix-Verträgen, welche die Armseligkeit der spanischen Königsmacht in das hellste Licht setzten, nicht auch ein moralisches Gewicht in die Waagschale fiel, konnte man wol glauben, daß sich in dem an unerwarteten Wechselfällen so reichen Kampfe ohne den Aufstand im Mutterlande die Entscheidung noch lange verzögert hätte und zwar keine entgegengesetzte, aber doch eine andere geworden wäre, als sie wirklich geworden ist. Denn so weit war im Jahre 1820 der Bruch der Colonien mit dem schwachen Mutterlande allerdings schon gediehen, daß man sich eine dauernde Unterwerfung der ersten kaum noch als möglich denken konnte; und in der Hauptsache mag man darum wol der Bemerkung von Gervinus beipflichten, daß man sich in Amerika wie in Spanien die schätzigsten und „thätigsten Urheber und Leiter der Bewegung alle hinwegdenken könne, ohne sich darum den ganzen Gang derselben wesentlich anders denken zu müssen“. Dieselbe Bemerkung gilt jedoch auch für die spätern Volkserhebungen, einschließlich derjenigen von 1848 und etwa mit einziger Ausnahme der ungarischen Bewegung.

In der Geschichte der spanischen Revolution von 1820, die sich derjenigen des südamerikanischen Unabhängigkeitskriegs anschließt, zeigt der Verfasser, wie nicht bloß die spanischen Ereignisse nach Amerika, sondern auch die amerikanischen nach Spanien hinüberwirkten und den Losbruch in Cadix veranlaßten. In den Jahren 1811–19, in der Zeit der Volkserhebung gegen Napoleon und der Restauration, waren 42000 Mann nach den Colonien geschickt worden und fast gänzlich zu Grunde gegangen. Jetzt sollten unter dem mehr und mehr der Verachtung anheimgefallenen Ferdinand VII. — als die spanische Armee, ohne Kleidung, Sold und Waffen, wenig über 50000 Mann stark war und die Artilleriemunition kaum für eine einzige Schlacht ausreichte — noch größere und vorausichtlich vergebliche Opfer als je zuvor gebracht werden. Die in Andalusien versammelten Truppen sagten es sich also gegenseitig, daß man sie zur Schlachtbank führen wolle und die Intelligenz der Bajonnette setzte sich mit wenigstens augenblicklicher Wirksamkeit dem Mißbrauche entgegen, den die Willkür einer blödsinnigen Politik mit ihnen zu treiben gedachte.

Die Geschichte ist ein beständiger Kampf zwischen unausführlich wechselndem, aber stets sehr leidenschaftigen Menschen und Menschengruppen, deren Bedürfnisse und Meinungen, deren Leidenschaften, Reizungen, Gelüste und Interessen sich zwar begriffsmäßig unter gewisse Kategorien bringen lassen, die aber als Triebfedern des menschlichen Handelns in unermesslich mannichfaltiger Weise zur Wirksamkeit gelangen. Selbst die am unmittelbarsten wirkenden Bedürfnisse und Empfindungen des gemeinen Lebens — Hunger und Durst, Frost und Hitze — äußern sich ja immer nur stoffweise in zeitlich und örtlich laufend:

sach verschiedenen Pausen und Räumen. Um so weniger kam jene frühere deutsche Geschichtsschreibung der Wirklichkeit nahe; welche uns noch die Geschichte wie einen in den Lüften geführten Krieg von Gespenstern schilderte, die ihre irdischen Leiber bereits auf der Erde zurückgelassen hatten; als einen Krieg, worin die in Schlachtordnung gereihten Meinungen der streitenden Parteien, ihre abstracten Principien des Rechts oder Unrechts und ihre verschiedenen „pragmatischen Maximen, wie sie den Papen wol im Munde ziemen“, gleichsam auf eigene Hand gegeneinander loszuschlugen. Aber diese schiefe Auffassungsweise gewann allzu sehr nicht bloß in der Literatur, sondern auch in der Praxis des öffentlichen Lebens die Oberhand. Eine Folge davon war es, daß sich jede Partei nach jeder Niederlage mit dem künftigen Siege ihrer Meinung tröstete; daß aber keine Partei durch Schaden klug wurde, eben weil sie in der Selbstvergötterung ihrer Meinung, ihres sogenannten Principis der Freiheit oder der Ordnung, viel zu wenig die eigenen und sehr concreten Thorheiten und Versäumnisse erkannte und beachtete, wodurch sie selbst ihre Niederlage verschuldet hatte. Diese moderne Seuche eines Doctrinarismus, der aus dem Volkshimmel seiner Abstraction heraus die Völker en bloc zu beherrschen und zu beglücken wähnt, forderte auch in Spanien ihre Opfer. Die erst siegreiche revolutionäre Partei legte viel zu wenig Gewicht auf jene besondern Mittel und Maßregeln, wodurch sie sich eine starke und wohlorganisirte bewaffnete Macht hätte schaffen und dieselbe dauernd gewinnen können. Aber nicht bloß damals in Spanien, sondern noch in andern Ländern, die sich höherer politischer Bildung rühmten, und in spätern Zeiten trat es deutlich hervor, daß die Politik der Parteien viel zu ausschließlich Verfassungspolitik, daß sie viel zu wenig Militär- und Finanzpolitik ist. Nachdem endlich die Vorgänge von 1848 — 49 besonders auch in Deutschland einen Commentar zu der alten und einfachen Wahrheit geliefert hatten, daß ohne Macht nichts zu machen ist, schreiben wenigstens die Historiker endlich damit anzufangen, den über Rechtsörterungen allzu sehr übersehenen Machtmitteln, namentlich den militärischen und finanziellen Dingen größere Sorgfalt zuzuwenden.

Zu diesen Historikern gehört besonders Gervinus, der nichts geschichtlich Bedeutendes übersieht, der es von seinen oft versteckten Wurzeln an bis zu seinen weitesten Verästelungen mit gewissenhafter Sorgfalt zu erfassen sucht und mit der für den Geschichtsschreiber so besonders wichtigen Gabe der vertheilenden Gerechtigkeit sowohl hinsichtlich der Personen als der Thatfachen ausgestattet ist, so daß er den mehr oder minder einflussreichen Thatfachen den ihnen gebührenden und verhältnismäßigen Antheil in seiner Darstellung zuzumessen weiß. Darum berichtet er ausführlich genug, was andere vielleicht kaum erwähnt hätten, daß Quiroga den Soldaten des Nationalheers nach zwei Jahren den Abschied und je nach ihrer Dienstzeit eine Belohnung an Nationalgütern versprochen habe; daß später Torreno in den Cortes den Antrag gestellt, dieses Versprechen anzuerkennen und zu erfüllen; daß

man auch darauf wirklich eingegangen sei und zugleich beschlossen habe, den Sold der ganzen Armee — kümmerlich genug — um monatlich 3 Reales 18 M. zu erhöhen. Allein gerade darum, weil es das infolge der Bewegung von Cadix berufene neue Ministerium als nothwendig erkannte, daß man künftig der mißhandelten Armee den ihr gebührenden Sold nicht bloß pünktlich auszahlen, sondern denselben erhöhen müsse, weil es aber zugleich die Finanznoth zu berücksichtigen gedachte, glaubte es die Auflösung des Nationalheers vorschlagen zu müssen. Ein weiterer Grund für diese Maßregel war die Rücksicht auf das Ausland, dem man durch die Entwaffnung die Beruhigung gewähren wollte, daß es von Spanien aus auf keine revolutionäre Propaganda abgesehen sei. Durch dieselbe Maßregel hatte sich jedoch, wie Gervinus hervorhebt, die Regierung der besten Ordnungsfürge beraubt, und es wurde damit zugleich das Zeichen zu der Bildung der reactionären Glaubensbänder gegeben. Auf dem Punkte, wohin der Verfasser im dritten Bande seiner Geschichte gelangt ist, läßt er indeß noch einige Dunkelheit darüber, wie weit denn wirklich jene Auflösung des Nationalheers vollzogen worden ist. Um so mehr wird er bei der spätern Geschichte der französischen Intervention darauf bedacht sein, den ganzen Umfang jener Fehler und Versäumnisse zu bezeichnen, wodurch es sich die Anhänger der Cortesverfassung von 1812 selbst unmöglich gemacht hatten, dem keineswegs sehr starken und sehr kriegseifrigen Invasionsheere der Franzosen ein bei weitem zahlreicheres, wohlorganisirtes und begeistertes Vertheidigungsheer entgegenzustellen, in dem jeder einzelne durch sein eigenes und persönliches Interesse zu den äußersten Anstrengungen für die Erreichung des Sieges angeporn war.

Ueber jenes Versprechen Quiroga's an die Soldaten des Nationalheers sagt Gervinus: „Dieser mächtige Röder gewann ihm nicht mehr als sieben Bataillone.“ Aber ein solcher erster Gewinn war keineswegs ein geringer. Damit war dem Despotismus, der über Spanien herrschte, das Werkzeug zu willkürlichem Schalten und Walten in zwei Stücke gebrochen. Dagegen muß man einräumen, daß es die Anhänger der Verfassung von 1812 — Moradós wie Galtaños — nicht verstanden haben, sich der günstigen Stimmung der Armee und Nation auf die Dauer zu versichern. Dies konnte in Spanien, wie in jeder andern Monarchie des europäischen Festlandes nur dadurch geschehen, daß der Armee und dem Volke eine große und unmittelbar empfundene Wohlthat erzeigt wurde, und diese Maßregel konnte keine andere sein, als für jetzt und immer die gänzliche Aufhebung der Conscription, der in Spanien bis zum heutigen Tage so allgemein verhaßten Quinta. So hätte man mit einem Schlage — und darum mußte es zunächst gelten — den innern Feinden der Constitution jeden Boden im spanischen Volke selbst unter den Füßen weggezogen. Für den Fall des Angriffs von außen hätte man sich aber mit leichter Mühe der bereitwilligsten Dienste der schon geübten Soldaten versichert; und vielleicht mit der Hälfte

des Aufwandes, welche die Errichtung einer zum Felddienst fast gänzlich untauglichen Nationalgarde erforderte, hätte man die noch beibehaltenen Cadres der stehenden Armee mit einer Volkswehr ausfüllen können, die sich gegen den äußern und innern Feind in wirksamster Weise vertheidigen konnte und wollte. Nach solchen Beschlüssen und Maßregeln, wodurch man dem Kern der Nation selbst die Vertheidigung der neugewonnenen Nationalrechte anvertraut hätte, wäre wahrscheinlich selbst jedem Versuche einer Gegenrevolution mittels des Einbruchs eines französischen Heers vorgebeugt worden. Gegen eine Nation, welcher die neue constitutionelle Regierung durch Abschaffung der Conscription die höchste Wohlthat erzeigt, und welche doch durch eben diese Abschaffung dem Auslande eine Bürgschaft dafür gegeben hätte, daß sie nach außen hin keine gewaffnete Propaganda für die Freiheit machen wolle und könne, würde Frankreich schwerlich seine bewaffnete Propaganda für den Despotismus gewagt haben. Dies war um so mehr zu erwarten, als durch die Abschaffung der Conscription im bourbonischen Spanien wol auch dem Volke und Heere im bourbonischen Frankreich die von den restaurirten Bourbonen verheißene Abschaffung der Conscription ins Gedächtniß wäre zurückgerufen worden. Man kann jedoch den Führern der spanischen Bewegung aus ihrer folgenschweren Versäumniß kaum einen besondern Vorwurf machen, da sich in viel späterer Zeit in andern Ländern dieselbe Versäumniß wiederholen sollte; da sie sich namentlich in Frankreich wiederholte, welches doch seit mehr als einem halben Jahrhundert die strenge Schule unaufhörlich sich erneuernder Revolutionen und Reactionen durchlaufen hatte. Nach den Februarereignissen von 1848 kamen allerdings in Frankreich einige lichte Gedanken im Gebiete der Militärpolitik zum Vorschein. So hatte G. Girardin die unverzügliche Entlassung von 200000 Mann gefordert. So äußerte G. Barrault in seiner gegen Damartine geschleuderten Straßpredigt, daß sich Frankreich keineswegs als „Don Quirote aller unterdrückten Nationalitäten“ hätte erklären, daß es vielmehr „die Entwaffnung hätte wagen sollen, um die hundertweise dadurch ersparten Millionen zu innern Verbesserungen und zur Befruchtung der augenblicklich ins Stocken gerathenen Arbeit zu verwenden“. Sehr entschieden bekannte sich auch Proudhon zu dieser Ansicht. „Die Februarrevolution“, sagte er, „mußte als ersten Act die allgemeine Entwaffnung verlangen und eine Verweigerung der Entwaffnung als casus belli erklären.“ Er wollte also im schlimmsten Falle nur den einen Krieg zum Zwecke der Entwaffnung und folglich zur Herstellung eines wirklich dauerhaften Friedens. Endlich wissen wir von Cavaignac und andern, daß sie die völlige Unverträglichkeit unsers jetzigen stehenden Heerwesens mit jeder Freiheit und dauernd gesicherten Ordnung einsehen lernten. Aber diese verständigern Ansichten kamen entweder zu spät, als schon wieder der Sieg der Reaction entschieden war, oder sie äußerten sich überhaupt nur als flüchtige Gedankenblitze, nicht aber als überlegte Pläne, die mit Besonnenheit und Ausdauer verfolgt wor-

den. Also nicht einmal die europäischen Völker des Jahres 1848 können dem spanischen Volke des Jahres 1820 eine besondere politische Unreife zum Vorwurf machen; und was jene verständigern militärpolitischen Ansichten betrifft, die jetzt endlich mehr und mehr Eingang gewinnen, die aber in allen Monarchien des europäischen Festlandes ihre Verwirklichung erst noch erwarten, so mögen darin auch das heutige Spanien und das heutige Frankreich so ziemlich auf gleicher Linie stehen.

Nachdem das eine verjäumt war, was Spanien vor der Erneuerung des Despotismus hätte bewahren können, schlägt es wenig, was sonst noch von Seiten der Moderados im Ministerium und den Cortes von 1820 beschlossen und gethan wurde. Daß alle halben Maßregeln jener Tage nichts fruchten konnten, gibt auch Gervinus zu, ungeachtet einiger Vorliebe für die anfangs herrschende Majorität der Moderados. Ueber die sogenannten Exaltados bemerkt er (S. 378):

Das unverwerfliche Zeugnis eines Garisto San-Miguel wirft die Revolutionäre jener Zeit, denen er selber angehörte, zu dem frivolsten Geschlecht der politischen Himmelsstürmer französischer Schule, die ihre politischen Ansichten, noch mehr als nach ihrer Parteidoctrin, nach ihren persönlichen Ansichten zu modeln pflegen, deren Ehrgeiz von keiner Ehre, deren Geist von keiner Charakterwürde, deren strebbarer Gedanke von keiner Engung, deren Kraft von keinem Maße begleitet ist; die die strenge Sittlichkeit verachteten, in der die Reformatoren anderer Zeiten (nach der Meinung San-Miguel's) das stärkste aller Wirkungsmittel erkannten, die vor allem vielmehr ihre Freiheit von jedem Vorurtheile glauben beweisen zu müssen durch die Annahme einer willkürlichen, ja erst selbst durch den Anschein einer erkünstelten Sittenlosigkeit.

Aber selbst diese wahre oder erkünstelte Sittenlosigkeit — wie verderblich ihre politischen Wirkungen sein mochten, da sie das Vertrauen des bessern Theils der Nation untergraben half — erscheint noch als glänzende Tugend neben der vollendeten Armseligkeit und Nichtswürdigkeit eines Ferdinand VII., über den Gervinus ein besonders treffendes Urtheil fällt. Er zweifelt nicht, daß es auch diesem Könige während Augenblicken mit der von ihm beschworenen Verfassung Ernst gewesen sei und macht die richtige Bemerkung, daß eine solche aufrichtige und momentan ernstliche Meinung psychologisch in keiner Weise ein unlösbares Räthsel gewesen sein würde. Er fährt dann (S. 368—369) fort:

Es ist an andern Orte, noch in spätern Jahren dies Schauspiel wieder erlebt worden, wie so schlaffe Naturen von so unempfindlicher Christuslosigkeit auf solcher höchsten Stelle, auf die in so bewegter Zeit alle Stöße der Erschütterung gerichtet sind, einem jeden dieser Stöße nachgeben und sich schaukelnd zu jeder neuen, ehrenvollen und schimpflichen Stellung bequemen; um zuletzt wieder in die erst gewohnte Lage, in ganz heilem Selbstgeföhle zurückzufallen.

Die Geschichte der Militärrevolutionen in Portugal und Neapel, die sich noch unmittelbarer als der im dritten Bande nicht mehr behandelte piemontesische Soldatenaufstand, der cabiger Militärrevolution angeschlossen, führt Gervinus bis zu dem Punkte, da ihr augenblicklicher Sieg entschieden, aber in den ihren Sieg begleitenden Verhältnissen schon ihre künftige Niederlage begründet war. In

der Schilderung der portugiesisch-brasilianischen Erhebung von 1820, welcher die Militärverschwörung von 1817 vorangegangen war, vergißt es der Verfasser nicht, auf die ungeheuern und erfolgreichen Anstrengungen zurückzuweisen, die das kleine portugiesische Volk im Kriege gegen Frankreich und gegen Napoleon I. zur Behauptung seiner Unabhängigkeit gemacht hatte. Im Jahre 1811 hatte Portugal an Linientruppen, Milizen und Landsturm eine bewaffnete Macht von 335000 Mann oder mehr als 10 Procent auf den Weinen. Das waren also Leistungen zum Zwecke der Vertheidigung, wie sie nur von der Schweiz mit ihrer Milizverfassung erreicht und theilweise übertroffen werden können. Aber die Schweiz ist zu ihren verhältnißmäßig noch größeren Leistungen nur dadurch befähigt, daß sie nicht schon im Frieden ihre Kräfte an die Unterhaltung eines kostspieligen stehenden Heers verschwendet. Portugal sollte dagegen auch nach dem Siege, durch den damals allmächtigen Einfluß von Lord Beresford, zu der herkömmlichen Thorheit der Unterhaltung eines zahlreichen stehenden Heers im bewaffneten Frieden verurtheilt werden. Dieses Heer sollte, wie Gervinus hervorhebt, aus nicht weniger als 59000 Mann, oder aus 22 Procent der Mannschaft zwischen 17 und 40 Jahren bestehen. Und doch war England selbst, wie sich aus den Vergleichen des Statistikers Walbi ergibt, um dieselbe Zeit klug genug, nur eine Armee von 5½ Procent seiner gleichnamigen männlichen Bevölkerung zu unterhalten; wie es denn überhaupt jahrein und jahraus seiner Industrie eine bei weitem geringere Masse von Arbeitskräften entzieht, als dies in den Monarchien des Festlandes durch die Zusammenpressung von verhältnißmäßig weit zahlreichen conscribirten Zwangsheeren geschieht. Jener stehenden Armee sollte sich in Portugal außerdem eine Miliz anschließen, und alle Eigenthümer und Söhne von Eigenthümern von 18—40 Jahren umfassen.

Die vollständige Ausführung dieser Beschlüsse scheiterte aus finanziellen Gründen und eben damit ward auch manche, von Beresford beabsichtigte, zweckmäßige Maßregel vereitelt. Zu diesen „guten Bestimmungen“ zählt Gervinus mit Recht die projectirte Solderhöhung für die portugiesische Armee; und man kann es nur loben, daß er überhaupt auf die sociale und politische Stellung der fast überall auch ökonomisch noch so sehr vernachlässigten Soldaten eine größere Aufmerksamkeit richtet, als es eine nur allzu große Anzahl von oberflächlich urtheilenden Historikern und Statistikern von Volksabgeordneten und nach herkömmlichem Schlandrian bürokratisch wirthschaftenden Staatsbeamten zu thun gewöhnt ist. Denn in der That handelt es sich dabei um Dinge, die vom größten geschichtlichen Einflusse schon gewesen sind, und die es in einer vielleicht sehr nahen Zukunft noch weit mehr sein werden. Dem Soldaten gebührt von Rechts wegen für die von ihm verlangten Militärdienste ein Lohn, wie er auch im freien Vertrage zwischen Dienstherren und Dienstwilligen festgesetzt wird; also ein Lohn, wie ihn der englische Soldat oder der in den

Armeen des Festlandes freiwillig dienende Stellvertreter wirklich bezieht. Aber die gezwungenen Soldaten des Festlandes werden tief unter diesem gerechten Lohne bezahlt; und doch vertraut man diesen Hunderttausenden bewaffneter und waffengeübter Männer, die von Staats wegen mit augenscheinlicher Unbilligkeit behandelt, die Tag für Tag in ihrem rechtmäßigen Erwerb verkürzt werden, den Schutz der politischen und gesellschaftlichen Ordnung im festländischen Europa an! Die von Gervinus im dritten Bande geschilderten Militärrevolutionen in den meisten romanischen Staaten dienen indessen mit zum Beweise, daß es endlich für alle europäischen Staaten an der Zeit wäre, die ihren eigenen Armeen so lange versagte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Geschieht dies endlich, weil es zur Abwehr immer näher drohender Gefahren geschehen muß, so gibt es sich aus finanziellen Gründen ganz von selbst, daß nur noch kleine und nur aus Freiwilligen gebildete Cadres ständig unterhalten werden können, denen sich im Kriege der Verteidigung das zahlreiche Aufgebot der Landwehren oder Milizen einreihen oder anreihen würde. Dann mindert sich zugleich der maßlos gesteigerte Staatsaufwand im Frieden, während gleichzeitig dem Ackerbau und der friedlichen Industrie unschätzbare Arbeitskräfte gewonnen werden. Dann fällt sogar die Möglichkeit leichtfertig begonnener Offensivkriege weg, womit fort und fort der Ehrgeiz der Soldatenkaiser die Ruhe des Welttheils bedroht; und dann schließt sich endlich der seit mehr als 60 Jahren stets vergeblich beschworene „Abgrund der Revolutionen“, weil man die Periode des Friedens und Wohlstandes, der Freiheit und Ordnung für die Völker Europas beginnt. Hiermit glauben wir unsere Bemerkung hinlänglich gerechtfertigt zu haben, daß auch Gervinus jeden seiner einsichtigen Leser in kurzem auf einige Punkte hingewiesen hat, womit in nächster Zukunft die Lösung oder Nichtlösung der politischen und socialen Wirren der Gegenwart im Zusammenhange steht.

Wilhelm Schulz-Sodmer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Religion und Poesie.

1. Lazarus. Trost und Rath für Leidende. Sonettenfranz von H. Neumann. Reiffe, Graveur. 1858. 16. 20 Ngr.
2. Alte Bergmanneslieder. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau. 1858. 16. 18 Ngr.
3. Das Hohelied in der Bibel. Eine Sammlung von hebräischen Liebesliedern in deutsche Reime übersetzt und erläutert von Friedrich Albrecht. Ulm, Gebr. Nebling. 1858. 16. 18 Ngr.
4. Psalmen David's allgemeinen religiösen Inhalts. Metrisch übersetzt von G. Koller. Mit Paralleltiteln aus dem Neuen Testamente. Zürich, Orell, Bübli u. Comp. 1858. 8. 12 Ngr.
5. Gedichte von Luise und Wilhelmine Hensel zum Besten der Elisabethstiftung in Panlow. Herausgegeben von H. Kleffe. Berlin, Rauch. 1858. 16. 20 Ngr.
6. Lieder einer Verborgenen. Herausgegeben von Albert Knapp. Leipzig, Holze. 1858. 8. 24 Ngr. 1859. 10.

7. Vom Delberge. Geistliche Dichtungen. Von J. P. Fange. Neue vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Bedner. 1858. 8. 27 Ngr.

8. Die Tochter Jephtha's. Ein biblisches Gedicht. (Buch der Richter, Kap. 10 und 11.) Von Eugenie Stillfried. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1858. Gr. 16. 12 Ngr.

In einem früheren Artikel haben wir es als eine Hauptaufgabe der religiösen Dichtung bezeichnet, daß sie das ideale Moment der Religion erfasse und fürs Leben fruchtbar mache. Soll dies auf entsprechende Weise geschehen, so muß der Dichter individualisiren. Er muß einzelne Situationen und Züge aus dem individuellen Leben, Denken und Empfinden herausgreifen und an diesem die Idee, die den Gegenstand des Gedichts bildet, zur Anschauung bringen. Unter den Werken, die wir heute zu besprechen haben, ist es besonders eins, das sich durch die reichste Individualisirung in wahrhaft überraschender Weise auszeichnet. Wir haben es deshalb an die Spitze gestellt und schicken voraus, daß es zwar streng genommen nicht als eine religiöse Dichtung betrachtet werden kann, weil es hierzu an der völlig gesicherten Basis des Glaubens fehlt, daß wir aber im Hinblick auf das durch alle Zweifel hindurch immer wieder hervorleuchtende tief religiöse Gemüth des Dichters seine Herzensergüsse unter obiger Rubrik zur Besprechung zu bringen keinen Anstand nehmen mochten.

Des „Lazarus“ Trost und Rath für Leidende von H. Neumann (Nr. 1) ist in Sonetten geschrieben. Einhundertachtundachtzig Sonette auf ein Thema! Und man kann sie hintereinander durchlesen, vom ersten bis zum letzten, ohne zu ermüden, im Gegentheil, mit immer steigendem Interesse! Haben wir damit nicht ein Lob ausgesprochen, wie sich's kaum größer sagen läßt? Und doch ist's so. Wir empfehlen unsern Lesern auf das wärmste, den Versuch zu machen, und sie werden uns recht geben. Der Lazarus ist der Dichter selbst, unheilbar krank, jahrelang unter den peinlichsten Schmerzen zwischen Leben und Tod schwebend, wie Heine. Er versichert, daß er die bitterste Wahrheit „gesungen“, wie man sagt, obgleich ihm das Singen längst vergangen sei. Wir kennen des Dichters Verhältnisse nicht, aber wir würden die Wahrheit seiner Dichtung auch ohne jene Versicherung vermuthet haben; so kann nur der Schildern, der Selbsterlebtes und Selbstempfundenes schildert. Wie im äußern Leben Lebensschicksale erinnert der Dichter auch in Poesie und Stimmung vielfach an Heine, jedoch ganz ohne Nachahmung; er ist eine völlig unabhängige selbständige Natur, mag vielleicht Heine an Genialität nicht ganz erreichen, ist aber männlicher, inniger, reiner und verzehrt auch unter der bittersten Ironie und den wildesten Ausbrüchen der Leidenschaft nie, was er sich und der Poesie schuldig ist. Es bedarf nach dem Gesagten kaum erst der Erwähnung, daß man in diesen Sonetten keine eintönigen Lamentationen zu befürchten hat; es sind Seelengemälde der ergreifendsten Art: sanft klagende und mild klagende, hypochondrische und lebensmuthige, Tod hangende und Tod wünschende, hoffende und verzweifelnde, ungläubige und gläubige, prometheisch murrende und lindlich ergebene überall Schwäche und Kraft, Schwanken und Widerspruch, und doch ein Charakter, dessen Rathsl sich durch die Krankheit erklären. In diesen Sonetten ist Hülfe und Bewegung, ein ewiges Kämpfen und Ringen, Sinken und Aufstehen, Siegen und Untergehen; sie sind nicht rein lyrischer Natur, sie sind dramatisch belebt, denn der Dichter hat Weib und Kind und weiß die Situationen, die sich aus seinem Schicksal in Beziehung zu denselben ergeben, trefflich zu zeichnen. Er zieht dabei eine wunderbare Mannichfaltigkeit von Ausdrücken in seine Camera obscura, das Krankenzimmer, herein, und diese verlieren dadurch, daß sie sich in diesen dunkeln Räumen abspiegeln, nichts von ihrem Glanze. Daher gewähren die endlos wiederkehrenden Variationen über dasselbe Thema doch immer neuen Reiz. Shakespeare sagt in einem seiner Sonette:

Wie alt und neu die Sonn' ist alle Tage,
Spricht meine Lieb' auf neu' die alte Sprache.

So hier des Dichters Lied. Hören wir ihn selbst über die Frage, warum er sich von diesem Thema nicht losreißen konnte:

Woher, so fragt ihr, nimmst du die Schuld
Zu diesem trüben, immergleichen Leiden,
Dem Leide nur in einer Form zu schreiben,
Wo haßest du schon hier der Sünden Schuld?

Ich ruh' das Haupt auf meinen Arm und Bult,
Die Stirne mir bedächtiglich zu reiben,
Um nicht die Antwort schuldig euch zu stellen,
Denn fast klingt eure Frage wie Insult.

Was hat Petrarca einstens wol bewogen,
Sonette dachtend, von dem Schrittelbogen
Klara zu preisen bis zur kleinen Lebe?

Das Gegenheil — den Haß — hab' ich gezogen
Aus meinem bleichen Bild, so oft ich's sehe,
Und darum sing' ich stets von meinem Wehe.

Zeigt sich der Dichter hier von einer seiner schroffen Seiten, so müssen wir ihm auch von der milden gerecht werden, und bei dieser werden die Leser gewiß gern länger mit uns verweilen als bei jener.

Wann schläfst du, Gute? — Stets, bei Tag und Nacht,
So oft ich suche, find' ich keine Hand,
Ihr sanfter Druck ist mir zu wohl bekannt,
Und hat mich ruhig stets und froh gemacht.

So hältst du unermüdet Krankenwacht,
Liegst nieder dich auf meines Lagers Rand,
Küßst leise streichelnd meiner Stirne Brand,
Hast neu den Lebensmuth mir angefaßt.

Und stehst du lauschend über mich gebeugt,
Hast mir zum Ruß den heißen Mund gerichtet,
Und schaust mildlächelnd zu dem Kranken nieder;

Dann hebe ich des Geistes Schwingen wieder,
Balsam'sche Würze strömt durch meine Glieder,
Und sieh, der Dämon vor dir, Engel, weicht.

Dann und wann mischt sich doch ein Jubelton unter die Klage, bei aufstauchenden Genesungsschimmern oder bei dem Anblick der Seinen. Hier ein Sonett, vielleicht bei der Rückkehr von einer — erfolglosen — Vabereise geschrieben:

Zu Haus! Zu Haus! Es wehnt in diesem Worte
Ein wunderbarer, ein tief heil'ger Sinn,
D. keine Lippe spricht es kalt dahin,
Kein Herz schlägt ruhig, kehrt's zu diesem Orte.

Zu Haus! Zu Haus! Sie schaute aus der Pforte,
Mein Weib, mein Alles, was ich ward und bin,
Mein Fleisch und Blut, mein Hoffen, mein Gewinn,
Mein treuer Engel über Herz und Horte.

Ein „zu! o du!“ — Sie sank an meine Brust,
Ich küßte ihr die Thränen von den Wangen,
In der die Kinder jauchzend uns umstrangen.

O! meine Kinder! — Süße Vaterluth! —
Zu viel, zu viel, zu reich der Gottessegen!

Ich kann nicht schreiben mehr vor Herzensschlägen.

Der Gedanke an die Seinen drängt ihm das heiße Gebet um Erldung durch den Tod oft im Entfichen schon wieder in das Herz zurück. Er weiß nicht, was er um ihretwillen wünschen müsse: leben oder sterben? und entscheidet die Frage bald auf die eine, bald auf die andere Weise:

O, weinstest Du um mich die letzten Thränen
An meinem Grab und gingest dann von dannen;
Du würdest beten, würdest dich ermannen,
Erstrecken wieder in dem Reich des Schönen.

Ich mag dich nicht den Freuden all entzöhen,
Die güt'ge Götter recht für dich erkennen,
Nicht in die dampfe Krankenrube bannen,
Wo du nur hörst den Sicken trostlos Achzen.

In jedem Abend und an jedem Morgen
Seh' ich dein rothgeweintes Aug' voll Sorgen,
Und wünsche, daß dies Leid nur möge enden.

Ich fleh' zum Himmel mit erhobnen Händen,
Er möge endlich doch den Tod mir senden, —
Dein Leid — bei mir im Grabe wdr's geborgen.

Haben wir den Dichter in solchen Stimmungen kennen gelernt, so vergeben wir ihm wol gern manches tobende und stolze, manches verdrossene, ja sogar harte Wort, und das um so mehr, weil es stets ein poetisches ist. Es berührt freilich empfindlich, wenn wir einem Weibe, das — gleichviel, ob Dichtung oder Wahrheit, wir wissen es nicht — durch eine Menge der sanigsten und zartesten Züge liebender Hingebung unsere vollste Zuversicht gewonnen hat, plötzlich den Verwurf machen hören:

Doch als stets rührter wurde mein Gemüthe,
Sah ich verwellen meines Glückes Blüthe, —
Zu hoch war solche Probe ihrer Liebe!

Wir verfolgen mit Spannung Sonett um Sonett sehen mit innerm Jern die Vorwürfe härter und immer härter werden und athmen erst wieder auf, wenn der Dichter dann doch noch sein Unrecht eingesteht:

So küß' ich meine Lieb' stets ohne Schuld,
So auch verzeiht sie, ohne mich zu strafen.

Doch kommen noch Rückfälle, bis endlich das Schlussfacit gezogen wird:

Jetzt seh' ich, daß mein Ich mein Leiden war.

Der Dichter moralisirt nie, er tritt dem Aeußerlichen der Religion selbst noch für die Sterbestunde mit fast verlegender Schroffheit entgegen, aber er hält der Seele einen Spiegel vor, in welchem sie interessante und lehrreiche Studien machen kann. Die Form ist vorzüglich.

Auch die „Alten Bergmannslieder“ von Reinhold Köhler (Nr. 2) sind keineswegs von blos religiösem Inhalt, finden aber eine passende Stelle unter unserer obigen Rubrik, weil ein frommer Ton gerade bei den dem Bergmannsstande gewidmeten oder von ihm ausgehenden Liedern fast überall durchklingt.

Aufrichtig, gottesfürchtig und fleißig dabei.

Dies sind die bergmännischen Tugenden drei,
heißt es in einem solchen alten Liede; und in einem andern:

Ein Bergmann muß viel aushalten
wöl in der Gruben tief;
in Klüften und in Gängen:
wie manchem Ungelück
muß er doch unterworfen sein;
keine Stunde könnt' er leben
ohne Hülfe des Herren sein.

Das Bewußtsein der täglichen und stündlichen nahen Gefahr ist bei dem Bergmann so stark, daß mehrmals in diesen alten Liedern der Gedanke wiederkehrt, Frauen und Kinder jedesmal in dem Augenblick, wo der Vater und der Gatte in die Grube fährt, schon als Waisen und Witwen zu betrachten:

Wenn ein Bergmann des Morgens früh aufsteht
und geht von seinem Weibe,
sein Weib eine rechte Witwe ist;

oder:

Wenn ihr nun thut einsahren
wöl in die Gruben rein,
in Leib- und Lebensgefahren
thut ihr allezeit sein,
dazu euer Weib und Kinderlein,
die thun auch gleichfalls sehen
wie Witwen und Waislein.

Das hieran sich knüpfende lebendige und unmittelbare Gefühl steter Abhängigkeit von einer schützenden höhern Hand führt

von selbst zu religiösem Sinn. Das hindert aber den Bergmann nicht, das Leben froh und nach Befinden auch ziemlich leicht zu nehmen, wie's im „Eulig Berglied“ steht:

Wer da will ein Bergmann sein,
muß Radsche (Courage) haben,
er muß ohne Angst und Pein
in die Grube fahren
und klegen reich Metall
aus der Erde hauen.
Ist er nur frisch und gesund,
muß er Welt vertrauen.

Hat er gleich sein Kreuzer Geld,
darf er nicht verzagen,
er muß hier in dieser Welt
vergessen alle Plagen.
Wenn er in die Grube fährt,
bleibe die Sorg' auf Erden.
So geduldet er allezeit:
es wird besser werden.

Wollen wir essen Fleisch und Brot,
Müssen wir es bergen;
will es auch bezahlt sein,
lassen wir Gott sorgen.
Unsre Kleider, Strümpf' und Schuh
sammlet dem Grubenkittel,
und was sonst gehört dazu,
sind gekorgte Mittel.

Fleisch und Brot das dient zu
den Menschen zu erhalten;
Tabak brauchen wir ebenfalls,
Kaffee warmen und kalten.
Musik machen wir uns selbst,
spielen können wir alle,
mit den Jungfern tanzen wir,
und das recht mit Schalle.

Dram so laßt uns lustig sein,
ihr Steiger und ihr Sauer!
Machen wir die Häßer leer,
wird das Bier nicht sauer.
Mag der Wirth wol unsre Zech'
an die Wände malen;
wenn uns Reichthum überfällt,
woll'n wir ihn bezahlen.

Interessant ist die öfter vorkommende bergmännische Symbolisirung. Da ist Christus ein „himmlischer Bergmann“ oder „ein auserformter Bergfürst“, dem „der Sinn zu bauen stund“. Nun heißt es weiter:

Der Durchschlag, den er machte,
Gefah zu Beistehen;
den Gang er da nach trachte,
fuhr nach Jerusalem;
da schlug er ein im Tempel
und offenbart sich wol,
gab damit aut Exempel,
wie man recht schürfen soll.

Er haut „Straßen und Strecken“ und findet bald „sein Geschiebe“ und „edle Handsteine“, bald „unartig Gestein“ mit viel „festen Rämmen und Kruener“; wo „Stahl und Eisen“ nicht versagen, braucht er „ein seine Kunst mit Feuer und mit Schießen“, fördert das tiefverborgene gute Erz heraus,

und thut's herrlich einführen
in seine Hütten gut
mit Herud' und Jubiliren
aus vitterlichem Muth.

Die letzte Strophe lautet dann;

Herr Christ, hilf, daß wir alle
gute Gekstufen sein,
und fähr' uns bald mit Schalle
in deine Hütten ein!
Ihu' uns mit Freuden bringen
ins schöne Paradies,
so wollen wir dir singen
ewig Lob, Ehr' und Preis.

Die Sammlung ist eine Nachlese zu den Sammlungen von Mosch und Döring, von denen sie zwar auch Lieder mit aufgenommen hat, jedoch unter Beifügung von Varianten und Anmerkungen. Im übrigen ist sie theils aus mündlichen Quellen, namentlich den Mittheilungen der Ilmenauer Bergleute und aus den Lieberbüchern der letztern, theils aus seltenen alten Büchern, besonders dem wahrscheinlich zu Freiberg in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienenen „Vergliederbüchlein“, welches nicht allein mit schönen Berg-Reyhen, sondern auch Andern lustigen, sowohl alt als neuen weltlichen Gesängen, Allen lustigen und fröhlichen Herken. Zu Ergözung des Gemüthes, versehen“, sowie aus andern Volkslieder-sammlungen zusammengetragen. Ist auch in diesen alten Bergmannsliedern die Poesie nur sparsam vertreten, so enthalten sie doch vieles, was für den Bergmann, und manches, was auch allgemein, literargeschichtlich, oder historisch, interessant ist, und die Arbeit ist eine verdienstliche. Die beigegebenen Anmerkungen, theils sprachlich, theils technisch erläuternd, sind kausenwerth. Zu den Versen:

Der Zwitter in dem Kibel,
Das Malwerk auf dem Roß,
Das bringt uns viele Freuden u. s. w.

Die letzte Morrengrube,
Die soll ja sein mein Grab —

sagt der Herausgeber: „Ob das „Malwerk auf dem Roß“ und „Die letzte Morrengrube“ richtig sind, und was sie bedeuten, weiß ich nicht.“ Wir sind der Meinung, daß sich das Malwerk auf dem Roß wahrscheinlich auf den Amalgamirungsproceß bezieht, bei welchem das Erz ganz klein zerstoßen auf die Erzmühle gebracht und, wenn es dort zu Mehl vermahlen worden, zum Rösten an die Roßherde abgegeben wird; die letzte Morrengrube ist wol Aufspielung auf Grubenbenennungen, wie z. B. die bekannte Alte Morrengrube bei Freiberg.

Das Hohelied gehört nach der Auffassung des Bearbeiters von Nr. 3, F. Albrecht, ebenfalls nicht zur religiösen Dichtung; wir stimmen ihm darin bei, glauben aber, daß es seinen Platz in derselben nicht eher verlieren wird, als bis eine Christengemeinde nach Joh. 10, 16. künftig einmal einen neuen Kanon aufstellt. Unter den vielen Bearbeitungen des Hoheliedes haben bereits mehrere in d. Bl. Besprechung gefunden. Bei Gelegenheit des Referats über „Sulamith“ von D. F. Gruppe (vgl. Nr. 49 f. 1858) bemerkten wir, daß uns die Ansichten derjenigen, die das Gedicht für Fragmente eines Dramas halten, am meisten zusage; wir halten an dieser Meinung noch immer fest, ohne uns eine entscheidende Stimme anmaßen zu wollen, die wir wie billig den Orientalisten von Fach überlassen müssen. Die Auffassung, die der vorliegenden Bearbeitung zu Grunde liegt, ergibt sich aus dem Titel. Der Verfasser erblickt in dem Hoheliede eine Sammlung von etwa 20, theils bruchstückweise, theils vollständig erhaltenen hebräischen Dichtungen, welche, mit alleiniger Ausnahme eines Bruchstücks von einem Trink- oder Jägerliede, die Grischelstielie zum Thema haben. Er gibt eine wörtliche Uebersetzung des vorhandenen Textes mit vorangesezten und eingestreuten Versen, um die Situation in poetischer Weise aufzuklären. Uebersetzung und Einschaltungen zeugen von Talent und poetischer Begabung; nur sind hier und da die Interpolationen zu lang und zu willkürlich, wie z. B. im „Trinklied“, das vier Zeilen biblischen

Tert (2, 15) und 20 Zeilen Zuthat des bearbeitenden Dichters enthält.

Bei den weiter folgenden Werken bedarf es nicht erst einer besondern Legitimation; sie gehören unbestritten in unser heutiges Gebiet.

G. Kollner bietet uns in seinen „Psalmen David's allgemein religiösen Inhalts“ (Nr. 4) eine Auswahl von 31 derselben, und wir erfahren aus der Vorrede, daß in der Schweiz an kompetenter Stelle der Wunsch nach einer metrischen Bearbeitung der Psalmen, anstatt der Lobwasser'schen, rege geworden. Daß sich die Psalmen zur Umarbeitung ins geistliche Lied vortrefflich eignen, wird niemand bezweifeln. Nur ist die Aufgabe außerordentlich schwer; wenigstens dem ganzen großen Leserkreise gegenüber, der mit Ohr und Gemüth an den kühnen Schwung der Luther'schen Poesie gewöhnt ist. Es ist nicht allein die mächtige Größe, mit der der neue Bearbeiter in die Schranken tritt, an sich, die er zu überwinden hat, er findet vielmehr das geistliche Gebiet, das er sich eröffnen will, bei der evangelisch-lutherischen Welt von jener Größe schon ganz verschieden eingenommen, denn die schönsten Stellen der Psalmen weiß jedermann auswendig. Soll die neue Form an dem so in der Seele fest gewordenen Eindruck nicht scheitern, so muß sie in Dithyramben ertönen, die mit den bereits eingebürgerten an Großartigkeit wetteifern können. In der Schweiz, für welche der Verfasser zunächst schrieb, wird ihn diese Schwierigkeit vielleicht weniger beeinträchtigen. Seine Uebersetzung ist einfach und klar, aber in der formellen Ausführung verschieden; oft sehr leicht und fliegend, z. B. Ps. 139 und 145, oft an Härten, namentlich an störenden Inversionen leidend. Zur Vergleichung mit der Luther'schen Uebersetzung heben wir nur ein paar Verse heraus:

Ps. 103, 15. 16. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darübergehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr.

Gleicht doch dem Gras unser Leben,
Menschen den Blumen gleich blühen;
Kannst daß sich Winde erheben,
Sinken sie spurlos dahin.

Ps. 19, 1—3. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigen seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern.

Die Himmel verkünden des Ewigen Ruhm,
Das Weltall enthält seine Macht;
Laut rufet ein Tag es dem andern zu,
Und küssend die Nacht es der Nacht.

Hier vermißt man den Luther'schen Schwung; dagegen erreicht denselben in Kraft und Rhythmus die Gellert'sche freilich in sehr freier Uebersetzung sich bewegende Hymne:

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort;
Ihn rühmt der Orchester, ihn preisen die Meere,
Berkomm, o Mensch, ihr göttlich Wort.

In der vorliegenden Uebersetzung schaden mitunter einschaltete Bei- und Nebenwörter, theils durch Beschränkung, wie das „küssend“ in der angezogenen Strophe, theils durch eine Malerei, die zu sehr ins Breite geht, z. B. Ps. 23, 1. 2.:

Gott ist mein Hirt:
Kein Mangel wird
Mir trüben das Vertrauen.
Er lagert mich
So wonniglich
Auf zarten grünen Auen.

Zum frischen Quell
So spiegelhell
Wird seine Hand mich leiten u. s. w.

Wie ganz anders klingt Luther's: „Der Herr ist mein Hirt; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.“ Wenn in der Vorrede von einigen „nothgedrungenen Erweiterungen“ gesprochen wird, so können wir die Berechtigung dazu in der durch die angeführten Beispiele erläuterten Weise nicht anerkennen; dagegen sollen wir der Accommodation des Verfassers, insofern er die an den herrlichsten Stellen der Psalmen oft so störenden Vermuthungen der Feinde und die Freudenbezeugungen an dem Unglück derselben weggelassen hat, unsern Beifall. Die mit vollem Tert bedruckten Parallelstellen aus dem Neuen Testament bilden eine schätzenswerthe Zugabe.

Die „Gedichte“ (Nr. 5) von Luise und Wilhelmine Hensel, zum Besten der Elisabethstiftung von Bankow, einer Waisenanstalt für arme Kinder, der die Dichterinnen Leben und Thätigkeit gewidmet haben und für die sie nun auch auf diesem Wege noch fortwirken, sind Klänge voll stiller Behntheit, durch Glauben verklärt, denen wir recht viele Sympathien gönnen. Nur wäre diesen Hergensergüssen bei aller Resignation etwas weniger Lebensmüde und etwas mehr Lebensfreudigkeit zu wünschen gewesen. Doch trifft dieser Vorwurf in minderm Grade die von Wilhelmine Hensel beigegebenen Gedichte, indem uns aus den letztern öfters, namentlich in den Abschnitten Kindheit und Jugend ein hellerer Ton entgegenklingt, wie z. B. aus dem Gedichte „An der See“, das wir für das Beste der Sammlung halten und hier folgen lassen:

Strahlendes Meer mit der wogenden Flut!
Grünende Ufer und frohlicher Rhythmus,
Blumen im Thal und Muscheln am Strand,
Friede des Himmels auf See und auf Land.

Wer mit Verständnis dies alles erschaut,
Dem ist die Brücke nach oben erbaut!
Auge des Herrn ist das endlose Meer,
Auge des Herrn strahlt von Thautropfen her.

Hört ihr der Wogen melodischen Klang?
Genst und erhaben wie himmlischer Sang,
Menschentum, juble durch Woge und Wind,
Gott hört so gerne sein dankbares Kind.

In den „Liedern einer Verborgenen“ ist, wie Albert Knapp uns mittheilt, die Verborgene „eine liebe, bald ein- undsechzigjährige Frau und Familienmutter, äußerlich durch allerlei Kreuz, innerlich aber durch das göttige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt zu einer Verfügbigerin der Liebe Christi großgezogen“: eine Charakteristik, die der Inhalt des Büchleins rechtfertigt. Der Herausgeber hat ihr diese Lieder „nach langen Bitten und Mahnungen abgerungen“ und bietet uns in denselben eine Sammlung frommer, gläubiger Gedichte, die sich durch warmes Gefühl und steten innigen Hinblick auf das Heil durch den erlösenden Christus charakterisiren. Wir haben uns früher einmal in d. Bl. über die Passionslieder ex professo, welche das Wesen der Verfühnungslehre vor allen Dingen in Jesu Wundenblut, durchstochenem Herzen, durchgrabenen Händen und Füßen suchen und über dem Körperlichen das Geistliche vergessen, ausgesprochen. Die Verborgene gehört nicht zu den Dichtern dieser Kategorie; allein eben deshalb, weil sie hoch über ihnen steht, müssen wir jeden Verstoß in dieser Beziehung doppelt rügen, und einen solchen finden wir in dem Gedicht: „Um Mitternacht. Zwischen den Bettchen der Kinder“, in der Strophe:

Zeit herein mit deinem reichen Segen,
Du, der Rätter hört und Kinder liebt,
Die durchgrabne Hand auf sie zu legen,
Die uns jede Himmelsgabe gibt.

Hier haben wir eine Situation, die auf Christus, wie er in der Fülle seines Lebens und Wirkens vor uns steht, auf

Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt und sie segnet und heilt, wie mit innerer Nothwendigkeit hinweist; und anstatt dessen wird der gekreuzigte Christus mit sichtbarem Zwange und in einer Weise, die das äußere Leiden überlegend hervortreten läßt, herbeigezogen. Wir gestehen, wir wünschten auf dem Gebiete der religiösen Dichtung, wo wir fast nur dem leidenden und sterbenden Christus begegnen, den lebenden und handelnden besser und im richtigen Verhältnisse vertreten zu sehen; denn man sollte bedenken, daß der Tod Jesu nur durch sein Leben die vollste und schönste Bedeutung gewinnt. Die Aufgabe ist freilich schwerer, aber belohnender und fruchtbarer. Die „Lieder einer Verborgenen“ zerfallen in vier Abschnitte: „Naturanschauungen“, „Inneres Leben“, „Mutterworte“, „Gelegenheitsgedichte“, und bringen in sämtlichen Abtheilungen werthvolle Gaben, wohnin besonders die Gedichte „Das Saatsfeld“, „Herbstwanderung“, „Am Bache“, „Der Mönch“, „Ueber ein Kleines“, „Wir werden bei dem Herrn sein allezeit“ gehören. Was die äußere Darstellung anlangt, so zeichnet sich dieselbe, abgesehen von einiger hier und da sich bemerkbar machenden Breite, durch gewandten Verstand und fließende Sprache aus.

Die geistlichen Dichtungen J. B. Lange's, „Vom Felberge“ (Nr. 6), werden durch den Dichter selbst in den beiden Zeilen:

Sie stammen nicht aus Schul- und Tempelräumen;

Ich schritt zu sammeln sie durch Kirschs Schlucht —

entsprechend charakterisirt. Doch darf man dies nicht mißverstehen. Sie sind mit denen der „Verborgenen“ verwandter Natur, aber, wie jene, frei von aller Polemik. Sie rollen in warmer, frischer Begeisterung recht langsam und fließend dahin, würden aber noch anregender wirken, wenn sich der Dichter etwas gedrungenere gehalten hätte. Nicht als ob wir damit den Gedichten den Vorwurf des Wortreichthums und der Gedankenarmuth machen wollten: im Gegentheil sie sind reich an Gedanken, und was die Unanmuth anlangt, so legte sich der Dichter schon durch die kurzen Metra, die er gewählt hat, einen Sporn an, unnüthigen Voranschwall zu vermeiden. Aber die Thematika sind so ausgebeutet, daß dem Leser bei der sich überfließenden Flut oft nur paralleler Gedanken selbst gar nichts zu denken übrig bleibt; er wird, indem er dem Dichter folgt, so müde gemacht, daß auch die Phantasie ihm den Dienst versagt, und kein größerer Fehler eines Gedichtes, als wenn es alles sagen will und dem Leser beim Mitschreiben an der Gestaltung der behandelten Idee nach allen Richtungen hin vorgeht. Der Fehler des Juvial gilt von der Sammlung im ganzen wie von den Liedern insbesondere. Hätte der Dichter die erstere quantitativ beschränkt, so würden die Wiederholungen im Stoff, die natürlich dann auch leicht zu Wiederholungen im Gedankengange führen konnten, vermieden worden sein; und hätte er im einzelnen Liede die hervortragenden und besonders charakteristischen Gedanken und Bilder, an denen es nicht fehlt, in maßvoll abgerundeter größerer Isolirung gelassen, so würden sie zur vollen Wirkung gekommen sein. Zu den gelungenen Gedichten gehören: „Bethanien“, „Die gute Aussicht“, „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes“, „Der Dornstrauch“, „Die Künstlerin“ und mehrere andere, aus denen wir einzelnes herausheben wollen. So ist in dem Liede „Der seltsame Augenblick“ der Gedanke: „Im Augenblick hab' ich die Ewigkeit“, in origineller Auffassung kräftig und glücklich durchgeführt; in gleicher Weise in dem Gedicht „Die Nacht im Tage, der Tag in der Nacht“ der Gegensatz: Tag der Erde — Nacht der Welt, und Nacht der Erde — Tag der Welt. Den vielbesungenen Themen Schlaf und Traum ist doch wieder eine neue Wendung abgewonnen:

Wie ein Kind im Dunkeln leimend
Unter Mutterherzen ruht,
Ich' ich schlummern, sang' ich träumend
Aus dem Reicher Kraft und Gut.

In des Traumes hellen Spiegel
Blickt die Welt und alle Zeit,
Aufgelöst ist jedes Geziel,
Wirklich jede Möglichkeit.

Interessant ist die „Symbolik der Zahl“, voll mannichfaltiger Deutungen, nicht ohne mythische Zuthat, theils der Zahl im allgemeinen, theils der einzelnen Zahlen eins bis zwölf. Wir begnügen uns mit einer Strophe mitten heraus:

Zwei ist das Leben, das sich selber spaltet,
Sich selbst zu einem in Verwandtschaftswahl;
Der Gegensatz, der bald als Trennung waltet,
Als Einung bald im Nest, im Hochzeitsaal;
Zwei ist der Zweifel, ist die Schuld,
Der Haß, die Schlacht, des Todes Stöhnen.
Zwei das Vertrauen und die Huth,
Zwei ist der Liebe Wahl und ihr Versöhnen.

Die Beziehungen zur Natur sind oft sinnig ausgebeutet, wie z. B. in dem Gedicht:

Die Pappel.

Nicht mit Früchten, noch mit Blüten
Kann ich euch den Dienst vergüten,
Daß ihr liebend mich gestegert;
Keinen Stab fürs Pilgerleben
Kann mein schwacher Arm euch geben,
Keinen Pfeiler, der euch trägt.

Wenn die leisen Winde schweben,
Nur ich schwanke schon und beben
Wie ein Kind auf fremdem Pfad;
Und mein Wipfel mit den Zweigen
Nur sich scheu zur Erde neigen,
Wenn der Sturm sich schwellend naht.

Läßt mich still an euren Gräften
Wehen in gewirkten Lätzen,
Quera Todten stehn zur Par:
Die in Friedensbetten liegen
Läßt mich klagend, säuselnd wiegen,
Als bereinst sie ausgeruht.

Schwach und schwanke ich mein Leben,
Aber doch ein festes Streben
Aufwärts in des Himmels Nahe;
Mit den Zweigen, mit dem Stamme
Schies' ich auf wie eine Flamme —
Und ein Fingerzeig zur Höhe!

Am Schlusse sind einige Psalmen beigelegt, die jedoch weniger Uebersetzungen als Paraphrasen sind, wie denn z. B. der prächtige hundertsechszwanzigste Psalm in des Dichters Weise zu sechs sechszeiligen Strophen ausgedehnt ist.

Eugenie Stillfried hat die biblische Erzählung von Jephtha und seiner Tochter, welche letztere unter dem Namen Achsa eingeführt wird, unter dem ähnlich lautenden Titel „Die Tochter Jephtha's“ (Nr. 8) zu einem modernen Epos von 18 zusammenhängenden Romanzen in einer Weise ausgesponnen, die von bedeutendem poetischen Darstellungstalent zeugt. Unter strenger Beibehaltung der historischen Momente, wie wir sie im zehnten und elften Kapitel des Buchs der Richter verzeichnet finden, hat die Dichterin in Scene, Situation und Charakteristik so viel eingewoben, als zu Herstellung eines lebendigen Bildes erforderlich war. Ob aber dieses Gemälde, abgesehen von den äußern Zügen, seinem innern geistigen Gehalt nach befriedigen könne, das ist eine Frage, die wir verneinen müssen. Sehen wir zunächst bloß auf die Darstellung der Dichterin. Sie bezeichnet das Geschehen in dem unter dieser Aufschrift gegebenen Abschnitt des Gedichts als ein vom blinden Wahn Jephtha's geborenes. Hier steht sie auf dem richtigen Standpunkte. Wenn sie nun aber weiter von demselben reflectirenden, sab-

jectiven Standpunkte aus im Abschnitt „Vollendung“ die Vollziehung des Gelübdes als eine von Gott gewollte That auffaßt, so kommt sie mit sich selbst in Widerspruch. Hätte aber auch die Dichterin von den hier gerügten subjectiven Reflexionen abgesehen und die Handlung rein nach dem Bilde ihrer Zeit in die Erscheinung treten lassen, so war doch damit dem Mangel, der im Stoffe liegt, nicht abgeholfen. Jephtha's That ist nichts weiter als ein Rückfall in denselben Götzendienst, der im zehnten Kapitel (Vs. 6) des Buchs der Richter verworfen wird: „Aber die Kinder Israel thaten ferner übel vor dem Herrn und dienten Baalen und Aſſharoth und den Göttern zu Syrien und den Göttern zu Iden.“ Denn diesen phönizischen Göttern, dem in eine verschmolzenen Baal-Molech (Melfarth) und der Aſſarte (Aſſharoth), wurden bekanntlich zahlreiche Menschenopfer gebracht. Was nun immer Jephtha diesen Götzendienst in den Jehovadienst herübernehmen, das Wesentliche der That bleibt ein und dasselbe. Dadurch, daß er das Gelübde unbedingt ablegte, also auch den begegnenden Menschen einschloß, war er der Schuld des beabsichtigten Götzdienstes verfallen. Mit der Vollziehung häufte er Schuld auf Schuld. Hiergegen läßt sich der von Jehovab verleihe Sieg nicht einhalten. Sobald Jephtha das Sündige seines Gelübdes erkannte — und das mußte er wie jeder echte Jehovadiener seiner Zeit, schon wegen des Gegensatzes zwischen dem reinen Jehovadienst, von dem Menschenopfer zu jeder Zeit ausgeschlossen gewesen sind, und dem verworfenen Molechdienst, für den sie charakteristisch waren —, so mußte er den verleihe Sieg für eine Prüfung betrachten: er war es dann, der die Schuld zu sühnen hatte: er mochte das thun, er mochte das Gelübde geistig lösen, Jehovab Leben für Tod bieten und ihm, wie jene Latiner, einen Weisheitsrath darbringen, aber er durfte nicht Schuld auf Schuld häufen. Indem das Gelübde vollzogen wird, fällt Achsa nicht einer höhern Idee, sondern einer Thorheit zum Opfer, und somit ist ihr Schicksal kein tragisches im ästhetischen Sinne des Wortes, und es fehlt das erhebende Moment, was uns beim physischen Untergange des Menschen allein poetisch zu versöhnen vermag. 18.

Dichterschulen in Frankreich und Deutschland.

1. Les poètes contemporains. Thales Bernard et l'école Allemande. Par Leon Rogier, membre de l'union des poètes. Paris, O. Vanier, libraire de l'union des poètes. 1859. 1 Fr
2. Teut. Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft herausgegeben von F. J. Krüger. Erster Jahrgang. 1859. Erstes Heft: Hamburg, Expedition des Teut. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Eine seltsame Erscheinung! Während sich in Deutschland eine Dichtergesellschaft gebildet hat, welche ein exclusiv germanistische Richtung zu verfolgen und namentlich die Einflüsse Frankreichs zu bekämpfen gedenkt, hat sich in Frankreich selbst eine Dichterschule aufgethan, die sich ganz offen als eine „école allemande“ bezeichnet. Selbst das bloße Factum, daß sich eine Schule jüngerer Poeten in Frankreich bilden konnte, weist auf deutschen Einfluß hin; denn Dichtergenossenschaften von der Gattung wie die Union des poètes, hat es vom Hainbunde an (der früheren Dichtergenossenschaften: des Blumenordens, des Schwanenordens, des Palmenordens, der Begnisschäfer u. s. w. nicht zu gedenken) bis zur Junggermanischen Gesellschaft herab nur in Deutschland gegeben. Hier haben sie auch fast immer die Tendenz gehabt, für die Reinigung der deutschen Sprache und die Stärkung des deutschen Nationalgefühls zu wirken, während umgekehrt die jüngere Dichtergeneration in Frankreich gegenwärtig das Bedürfnis fühlt, die etwas trodene Scholle der französischen Poesie mit der frischen Blut der deutschen und weiterhin der Volkspoesie überhaupt zu befeuchten und zu erquickeln. Darin kommen die Union des poètes und die Jungger-

manische Gesellschaft überein, daß jede ihr journalistisches Organ, jene das „Bulletin de l'Union“, diese den „Teut“, ja selbst jede ihre eigene Expedition hat; denn in der Rue de Vuffault zu Paris wohnt O. Vanier, der Verleger der eben genannten Schrift, der sich auf dem Titel ausdrücklich als Libraire de l'union des poètes bezeichnet, und in der Großen Rosenstraße zu Hamburg befindet sich die Expedition des „Teut“. Das jedoch möchten wir als sicher annehmen, daß die pariser Union des poètes fester in sich geschlossen ist, über reichere pecuniäre Mittel verfügt und aus beiden Gründen längere Dauer verspricht. In Deutschland laufen, laut alter Erfahrung, solche Gesellschaften meist nur zusammen, um bei den ersten Wintstößen auseinander zu fallen, theils weil sich meist ein einzelner in ungebührlicher Weise die Dictatur anzueignen sucht, theils weil es an dem richtigen ungezwungenen Gesellschaftsgeist fehlt und die Verhandlungen zu pedantisch geführt werden, theils weil doctrinärer Eigensinn und Reichthaber Uebersicht unter den Weizen säen, theils endlich, und das ist die Hauptsache, weil die meisten in den Erwartungen, die sie von solchen Vereinen für die Befriedigung ihres Ehrgeizes hegen, sich sehr bald bitter getäuscht sehen. Ueberhaupt glaube man ja nicht, daß in unsern Tagen dem einzelnen durch die Mitgliedschaft an einer solchen Verbindung mehr Respekt zuwachsen, als er durch seine Leistungen sich zu erwerben im Stande ist. Früher gab es noch eine gewisse naive und poetische Gemüthslichkeit in Deutschland, seitdem diese aber unter den Einwirkungen der Zeit mehr und mehr verschwunden ist, wie wir fürchten, auch das letzte Bindemittel für Dichtergenossenschaften dieser Art verloren gegangen.

Ueber die Union „des poètes und deren Mitglieder spricht sich Rogier an mehreren Stellen seines eben angezeigten Schriftchens aus. Sie wurde von Robert Victor gegründet zu dem „ausnehmend christlichen Zweck, die Poesie zu moralisiren und den Anfängern Gelegenheit zu verschaffen, ihre Producte in die Oeffentlichkeit zu bringen“. Höhere Bedeutung erhielt diese Gesellschaft aber erst durch den Eintritt des auch bereits in d. Bl. öfter erwähnten Dichters Thales Bernard, desselben, dessen literarisches Wirken die vorliegende Schrift charakterisirt. Dieser bewirkte auch den Singtritt folgender Mitglieder, meist aus der Provinz: Felix Bonquet, „l'un de plus parfaits connaisseurs des pays slaves, et traducteur de la meilleure comédie de Martinez de la Rosa“; Den Antonio Binagueras, „le poète de Cuba“; Fräulein Joë Kleurentin, „auteur de gracieuses idylles ou l'idee morale est toujours présentée sous une forme pittoresque“; Sebastian Réhal, „l'inimitable commentateur de Dante“; Eugène Gressot, aus Dijon, „qui a écrit cette navrante élégie intitulée 'La fleuve', digne pendant de la 'chôte des feuilles'“; Paul Kiffelhuber, „auquel on doit de bonnes imitations des poésies allemandes“; Chapsan, aus Valréas, „poète également habile en français et en provençal et n'ayant aucun des préjugés ordinaires aux écrivains du Midi“; Auguste Lebourg, aus Argentat, „qui a chanté les joies du foyer dans un style émouvant“; E. Parvière, „un auteur qui s'est formé seul en se pénétrant de Burns et en regardant la nature“; D. Genoux, aus Châteauneuf-Renard und Alphenise Glacys aus Dünkirk. Ueberhaupt scheint Thales Bernard als Brecher der Volksdichtung für die Poesie mehr von den Provinzen als von der Hauptstadt zu erwarten, weshalb er auch eine innige Verbindung herstellte mit dem Redacteur der „France littéraire“, Adrien Pelatan in Lyon, von dem gesagt wird, er sei „un poète enthousiaste, un de ces hommes rares qui voient dans la poésie plus que la poésie“. Als hervorragende Dichter werden an einer andern Stelle noch folgende genannt, die ebenfalls Mitglieder des Vereins zu sein scheinen: Louis Bernard, der ein Buch geschrieben hat, welches reich ist an „déli cieuses ballades allemandes“ und dessen Philosophie, an deren Hand er in den „abstraktesten Mysticismus der alexandrinischen Schule einbringt“, als „profonde et vertigineuse“ gerühmt

wird; Auguste Lacauflade, „welcher in seinem heitern Gemüth den majestätischen Frieden englischer Landschaften abspiegelt“; und Leonie de Viole, „essayant Laprade, de même que Corneille a essayé Rotrou“, der den Glanz Griechenlands in einem Stil „sublime comme celui d'Homère“ beimgt, und von dem es ein andermal heißt, er sei „toujours grandiose, toujours profond métaphysicien, enveloppé dans sa forme splendide comme dans un manteau de pourpre, qui cachait à la foule les rayonnements de son cœur ardent“. (Wir führen diese und andere Stellen von ähnlichem enthusiastischen Ausdruck absichtlich französisch an, weil unserer kritischen und besonnenen Muttersprache diese überschwengliche Ausdrucksweise doch etwas widersprechend ist.) Zu Gunsten dieses Dichters wird dann weiter gegen Laprade gereist, der in die Akademie aufgenommen worden sei, „où il est capable d'endormir même le apirituel M. Viennet“, während die neubegründete „Revue européenne“ denselben Laprade wegen seiner „Idylles héroïques“ bis in die Wollen erhebt. Im ganzen können wir Deutsche uns nur geschmeichelt fühlen, wenn der Verfasser der vorliegenden Schrift bemerkt: „C'est l'influence germanique qui a déterminé une si riche éclosion de poésie.“ Er setzt hinzu, daß diese Dichter nicht allein sich an Deutschland herangebildet hätten; sie hätten auch das Alterthum und die Traditionen des Nordens studirt; aber, fährt er fort, „ils ont profité des travaux exécutés par les savants d'outre-Rhin sur le polythéisme et sur les civilisations barbares“.

Daß der Verfasser ein Enthusiast der gutartigen Gattung sei, wird man schon aus dem Voranstehenden erkannt haben. Außerdem hat er sehr weite und abenteuerliche Reisen gemacht. Leon Rogier erzählt, daß er, als er Frankreich 1852 verließ, erwartet habe, bei seiner Rückkehr neue Dichter, und darunter manche seiner Freunde im „Zenith des literarischen Himmels“ zu finden. Er habe mit einer kleinen Anzahl junger Freunde verhebt, die ihre Mission durch ernste Studien, namentlich metaphysische, vorbereitet. In den „langen Conferenzen“, an denen er meist als schweigender Zuhörer theilgenommen, habe es sich um nur zu wichtige Fragen gehandelt, namentlich um die Frage, ob die „verderbte Schule der byzantinischen Träumer und der oberflächlichen Anhänger der bloßen Kunstschöpfung“ nicht bald durch die süßen Schriftsteller, welche neue Wege anbahnten, gestürzt werden würden. Rogier fährt dann fort: „Meine Erwartung wurde nicht getäuscht. Nachdem ich das Cap Horn umschifft, Gold in den Minen Californiens gesucht, Musketensfeuer unter den Mauern von Hermosilla ausgeschallen, die Chinesen Kantons und Singapores begrüßt, schweigende Hymnen an die auf den Wegen des Indischen Oceans glühenden Sterne gerichtet; nachdem ich mich im Palanquin durch die Straßen Kalkuttas tragen lassen und mit Schmerz die elenden Hütten zu Fandichern betrachtet, welche bezeugen, daß Frankreich in dieser Weltgegend seine gebietende Nation mehr ist, nachdem ich die bürre Abkandung von St. Helena erklimmt und bei dem Cap der Guten Hoffnung vorbeigefahrt, wo ich vergebens den Schatz des Adamantors suchte; nachdem ich spanisch mit den schönen Schillerinnen von San-Jago gerabedreht und englisch mit den weniger verführerischen Bischöfen, die ihr Glück in Californien zu suchen kommen; nachdem ich alles gesehen, vom Mexicaner an, der, wie ein Räuber der lombischen Oper gelleidet, zu Pferde die Wüste durchkreist, bis zum homme de lettres, der genöthigt ist, auf dem Theaterplatz zu S. Francisco Siefel zu putzen, kam ich endlich nach Paris zurück und fand meine Freunde und Bekannte aus der Dunkelheit emporgerückt. Ihre Namen waren mir schon zu Ohren gekommen, und es, wenn ich auf den Felsen saß, welche die enge Einsamkeit der californischen Stadt krönen, schaute sich mein Herz nach ihnen und im Traum schwebte Frankreich vor meiner Seele. Als ich sie wiederah, fühlte ich mich wie zu einem neuen Leben erwacht; sie aber waren dieselben geblieben und hatten alle Hoffnungen erfüllt, zu denen ihr Talent sie berechtigte.“

Eine wissenschaftlich logische Anordnung geht der Schrift

Rogier's ab; er wiederholt sich häufig, und selbst von den Tendenzen, den Statuten, der innern Organisation der Union des poètes, wie von den Kräften, über die sie verfügt, erhält man kein ganz sicheres Bild. Er selbst sagt von sich: „Besäße ich mehr Gelehrsamkeit, so würde ich vielleicht auf Thales Bernard's philologische Arbeiten, von denen ich nur im Vorbeigehen sprach, zurückkommen, aber da ich selbst ein Träumer bin, ziehe ich die Poesie allem Uebrigen vor.“ Diesen träumerischen Eindruck macht auch seine Schrift, die aber mit herzlicher Wärme und Begeisterung verfaßt ist.

Da wir schon früher in d. Bl. bei Gelegenheit einiger seiner Iristischen Flugblätter die Ansichten Thales Bernard's über die Mittel zu einer Reorganisation der Poesie dargelegt haben, brauchen wir wol auf den Inhalt vorliegender Schrift, soweit sie Thales Bernard betrifft, nicht näher einzugehen; nur ein paar Stellen wollen wir als für Deutsche besonders interessant hier hervorheben. Der Verfasser schildert namentlich die Verdienste Thales Bernard's um das Bekanntwerden der Volkspoesie in Frankreich. Als dieser im September 1853 seinen ersten Artikel in dem (jetzt eingegangenen) „Athenaeum“ geschrieben, habe man von der Volkspoesie in Frankreich nur Bürger's „Revue“ und einige Stücke von Burns allgemeiner gekannt. Allerdings hätten die Gelehrten seit längerer Zeit davon mehr gewußt und die bretagnischen Gesänge, die der Serben, Schotten, Griechen und Spanier übersezt; dagegen die bewundernswürdigen Lieder der Siben, die letzten Gbansens der Ungarn, die melancholischen der Böhmen seien in Frankreich unbekannt geblieben. Da sei Thales Bernard aufgestanden und habe die Volksdichtungen der Siben, der Albanesen, der Russen, der Ungarn, der Bärner, der Mähren, der Böhmen, der Elowalen, der Bewohner von Languedec und Böhningen übersezt und erklärt; er habe zugleich gegen die Humanisten des 16., gegen die Classiker des 17., gegen die Philosophen des 18., gegen die Romantiker des 19. Jahrhunderts seine Stimme erhoben und sie angeschuldigt, die Poesie mit mythologischem und feudalem Aufzug beladen und niemals wahrer Innerlichkeit und Einfachheit gekannt zu haben. Ebenso habe er, wird weiterhin hervorgehoben, die kalte Galanterie der provenzalischen Poeten, welche man zur Zeit der Restauration zum Ideal zu erheben getrachtet, aufgedeckt und den deutschen Gelehrten dargeban, warum die Poesie der Troubadours die französische Nation so kalt ließen. Er habe in den literarischen Blättern die Franzosen mit einer großen Anzahl ausländischer Dichter bekannt gemacht, er habe unter andern den im Alter von 25 Jahren gestorbenen Grafen Strachwitz aus dem Grabe erweckt und Rudolph Gottschall, dem „admirateur passionné de la France“, die Hand dargereicht. In Betreff des letztern heißt es dann später, daß Thales Bernard „par l'obligeance du célèbre Rodolphe Gottschall“, auch die schlesischen Dichter kennen gelernt habe. Es wird mit Nachdruck hervorgehoben, daß sich Thales Bernard besonders in Bezug auf dichtende Frauen „éloquent et plein d'émotion“ gezeigt, so gegen die Baroness von Reinsberg, deren „mélancoliques rêveries d'Italie et d'Allemagne“ seine Anerkennung gefunden. Von des Dichters Originalpoesien werden dann mehrere mitgetheilt. Von der einen derselben mit dem Anfange: „Lorsque Clémence Isaura, excitant les poètes“ u. s. w. sagt Rogier in gewohnter Begeisterung: „Ces ravissantes strophes sont pleines d'une sensibilité allemande. On croit entendre quelque Mlle blonde, l'une des plus suaves créations de Jean Paul, Liane elle-même, chanter en posant ses doigts légers sur les fibres les plus délicates des cœurs amoureux.“ Ein andermal weist er auf die Einflüsse hin, die der Dichter von dem deutschen Philosophen empfangen habe; er sei besesselt von Schelling's Pantheismus, besonders liebe er Fichte, und wie Hegel, dem er dessen „audace inouïe“ entlehne, habe er das Absolute, „qui le domine et l'écrase“, verworfen gesucht. Mit dieser metaphysischen Richtung habe er aber auch stets christliche Rechtgläubigkeit zu verbinden gewußt, als ein „digne fils de l'Eglise,

qui, pourvu qu'on reste dans le cercle du dogme, a toujours permis aux penseurs les plus libres et les plus progressives". Eine solche Verbindung würde man freilich in Deutschland für unmöglich halten. In einer spätern Phase habe der Dichter den Triumph des Geistes über die Natur gefeiert. Rogier bemerkt: „Die Hegelianer schlugen einen falschen Weg ein, indem sie behaupteten, man müsse die Materie oder wenigstens die Erhebungen der Industrie verherrlichen, als ob wissenschaftliche Nomenclaturen und die barbarischen Kunstausdrücke der Physik und Chemie jemals in Versen verwendet werden könnten. Thalis Bernard hat diesen Irrthum in der *«Revue espagnole»* vom 5. April 1858 zurückgewiesen, und er selbst hat in der *«Hymne hégélienne»* gezeigt, welche Rolle die neuere Poesie zu übernehmen hat und an welchen Punkten sie sich mit der Wissenschaft in Verbindung setzen könne." Den Menschen im Kampfe mit der Natur darstellen, „ce serait l'objet d'une poésie titanique qui serait le pendant des hymnes adressés aux métaphysiciens, dont l'audace cherche à s'emparer du monde intellectuel". Mehrfach klagt der Verfasser darüber, daß die Kritik in Frankreich überall Spuren der „décadence“ und der „décrépitude“ erblicken wolle, zwar für unlautere Producte habe man wol Lob, aber aus Eifersucht ignore man Schriftsteller von Leuchter und ernster Gesinnung oder der Haß gegen sie verrathe sich in „déclamations stériles“. Ein andermal wendet er sich gegen Byron, dessen Werke, „sans mission moralisatrice“, zwar Enthusiasmus erregen, aber die menschliche Seele doch nur verschlechtern könnten; die Poesie müsse wieder ein Höheres anerkennen und ein Priesterthum, ein Apostolat werden, „qui marque le front du poète d'une auréole lumineuse“. Der Verfasser verheißt nun in den letzten Bänden seiner „Poètes contemporains“ der Reihe nach alle jene „großen Geister“ zu schildern, „qui conservent à la France le rang intellectuel qu'elle n'a jamais perdu“. Gelegentlich werden auch die Urtheile angeführt, welche deutsche Blätter, z. B. die „Schlesische Zeitung“, die „Jahreszeiten“ und die „Blätter für literarische Unterhaltung“ (die der Verfasser so freundlich ist, „le journal littéraire le plus célèbre de toute l'Allemagne“ zu nennen) über Thalis Bernard gefällt haben.

Ueber die Junggermanische Gesellschaft, als deren Ueß und Begründer der Gelehrte und Journalist Hr. J. Kruger anzusehen ist, haben wir absichtlich bisher kein Urtheil abgegeben, weil wir erst in Geduld abwarten wollten, welche Früchte sie bringen werde. Nun aber liegt uns die erste literarische Frucht ihres Gesammtwirkens in Gestalt des Jahrbuchs „Zeit“ vor, und zwar dessen erstes Heft, das in einem kritischen Blatte doch nicht unerwähnt bleiben darf. Die Tendenz des Vereins, so weit sie namentlich durch Kruger selbst vertreten wird, ist ja auch eine an sich ganz löbliche. Der Verein bezweckt, soviel an ihm liegt, die deutsche Literatur und namentlich den deutschen nationalen Sinn zu fördern und ein literarisches Deutschland zu schaffen, welches nichts von religiöser Feindschaft und Stammeshaß weiß und sich vor jeder Ueberschätzung des Auslandes und namentlich des Franzosenthums fern hält. Die Junggermanen haben es als ihre Aufgabe betrachtet, „einen jeden Deutschen als ihren Bruder anzuerkennen, der sich selbst als Deutscher fühlt und schätzt“. Indes haben wir nicht umhin gekonnt, schon zu Anfang unsers Aufsatzes darauf hinzuweisen, daß solche Vereine in unserm lieben Vaterlande mehr den Todeskeim schon bei der Geburt in sich tragen. Vereine, die auf einem wissenschaftlich praktischen Interesse beruhen, können allerdings auch in Deutschland auf längern Bestand rechnen, aber ganz anders verhält es sich mit Vereinen, die ein speciell literarisches oder vorzugsweise gar poetisches Interesse verfolgen, selbst wenn sie dabei die nationale Fahne aushängen. Bisher scheint der Verein in der That nur solche Mitglieder zu zählen, welche sich auch auf dem Felde der Poesie versucht haben, woraus hervorzugehen scheint, daß wir es hier nicht mit einem eigentlichen Vaterlandsvereine, sondern mit einer bloßen Dichtergenossenschaft zu

thun haben, die nebenbei verspricht, in deutschem und namentlich nicht Heine'schem Sinne zu dichten. Dabei scheint man sich bei der Aufnahme nur auf solche Dichter zu beschränken, welche wirklich noch in jungen Jahren stehen; wir vermuthen dies wenigstens, denn leider ist den Namen der Junggermanen im vorliegenden Jahrbuch das Taufzeugniß nicht beigebracht. Die religiösen und Stammesunterschiede sollen abgeschafft sein, aber da man einmal in Deutschland aus dem Particularismus nicht herauskann, will man wenigstens, wie es scheint, den Gegensatz zwischen der Jugend und dem Alter festhalten. Wir fragen: wie alt darf höchstens ein Dichter sein, wenn er Mitglied des Vereins werden will, und wie alt darf er als Junggermane im ärgsten Falle werden? Muß er vielleicht anstreben, wenn sich auf seinem Scheitel die ersten grauen Haare zeigen? Ueber alles dies erhalten wir keinen Aufschluß, wissen auch nicht, ob an ältere Dichter Einladungen ergangen und von diesen nur ignoriert worden sind; wir wissen nur, daß das Häuflein der Junggermanen aus Dichtern besteht, von denen selbst die namhaftesten erst in den letzten Jahren in der Literatur aufgetaucht sind, und daß die christlichen Erzeugnisse der andern den Eindruck großer Jugendlichkeit machen. Hüte man sich ja, daß ein Verein, der eine allgemein deutsche Tendenz und Bedeutung beansprucht, nicht den Verdacht auf sich lade, eine bloße Götter zu sein; er würde dann kläglich eiden und für den Ertödt nicht zu sorgen brauchen! Ein Anlaß zum Haß innerhalb des Vereins selbst liegt sodann namentlich in der entschiedenen Oppositionsstellung Kruger's gegen Heine und Börne. Wir selbst haben, bei aller gebührenden Hochachtung für Heine's Genialität, die verderblichen Folgen des übertriebenen Heine-Cultus, wie er längere Zeit im Schwange war, wiederholt hervorgehoben; aber in dem Programm eines Vereins ist diese Parteinahme gegen eine gewisse Persönlichkeit und ihre literarische Richtung doch besser zu vermeiden. Dabei beantragte auch der „Junggermane“ Höppl auf der letzten Versammlung die Beglückung des Heine und Börne betreffenden Passus, worauf W. Grothe aus Berlin bemerkte: Heine sei einer der ersten gewesen, welche die deutsche Poesie in einen moralischen Sumpf hineinführten, weshalb seine Richtung von der Junggermanischen Schule entschieden verlassen werden müsse, und Kruger sich im Betreff Börne's dahin äußerte, Börne habe sich mit Vorliebe einen Franzosen genannt und in Paris seien es gerade die „Börne'schen Phrasenmacher“, welche die deutsche Nationalität den Fremden gegenüber mit Schmutz bedeckten. Dann hat Börne eine Doppelnatur gehabt; denn in seiner französischen Zeitschrift hat er in wahrhaft glänzender Weise die eigenthümlichen Vorzüge des deutschen Geistes verteidigt, und über die Herrlichkeit der deutschen Sprache hat kaum jemand so berechtigt geschrieben als Börne. Wer wollte übrigens leugnen, daß Deutschland genug Erscheinungen bietet, welche gerade mehr lauslichen Geistern, von Lichtenberg an bis auf Börne, von selbst zu Gegenständen der Satire und des Vergers werden?

Was den Inhalt des vorliegenden Jahrbuchs betrifft, so enthält dasselbe zuvörderst einen Bericht über die erste junggermanische Versammlung in Mainz, an der sich außer Kruger noch die „Junggermanen“ Karl Siebel, Christian Höppl, August Peters, Hugo Delbmann, Wilhelm Grothe und „noch einige andere“ theilnahmen. Daß es „die Menge bringen muß“, kann also von dieser Versammlung schwerlich gelten. Der Herausgeber selbst steuerte außer diesem Bericht fernere Aufsätze über die Reinigung und Fortbildung der deutschen Sprache und über die Zukunft der deutschen Verfassung, eine sehr scharfe Polemik gegen Julius Fröbel und eine Anzahl Büchercensuren bei, unter letztern eine Anzeige des „Zauberers von Rom“, eines Werks, „das den Namen des bekanntesten der lebenden deutschen Dichter an der Stirn trägt“. Kruger ist offenbar ein vaterländisch gesinnter Mann, ein Mann von Talent, Geist und Kenntnissen, der mit Energie seine Ziele verfolgt, sich aber auch häufig in Sonderbarkeiten und grillenhaften Neuerungen gefällt. Dahin gehören seine sprachlichen Reinigungsversuche. Für Wagner nimmt er z. B. höchst willkürlich durch Zusammenziehung die

Wurzel *Mat* an, und leitet davon ab: „*matisch*“ (magnetisch), „*Matung*“ (Magnetismus), „*bematen*“ (magnetisieren), „*maten* oder *anmaten*“ (magnetisch anziehen); für „*elektrischer Funke*“, „*Elektricität*“, „*elektrisch*“, „*elektrifizieren*“, „*elektrischer Telegraph*“, „*electro-telegraphische Depesche* (Telegramm)“ und „*Elektricitätsmaschine*“ schlägt er vor: „*Eliz*“, „*Elizung*“, „*glizig*“, „*beglizig*“, „*Glizer*“ oder „*Glizhote*“, „*Glizbericht*“, „*Glizgeräthe*“ oder „*Glizmaschine*“; von der griechischen Wurzel „*plast*“ bildet er „*Plaster*“ (bildender Künstler), „*Freiplaste*“ oder „*Vollplaste*“ (Statue), „*Halb- oder Wandplaste*“ (Relief), „*Schuplaste*“ (Sautrelief), „*Tiefplaste*“ (Basrelief), „*Vorplaste*“ (Modell) u. s. w.; von der Wurzel „*walt*“ bildet er „*Walter*“ (Staatsminister), „*Schagwalter*“ (Finanzminister), „*Waltung*“ (Ministerium), „*Waltungs-erlass*“ (Ministerialrescript), „*Walte*“ (Portefeuille); für „*Kritik*“ sage man „*Bruf*“, z. B. „*Bruf der Urtheilskraft*“, für Nervensystem sage man „*Geniro*“ (wie „*Erbrig*“ von „*Berg*“), für Meteorologie sage man „*Wetterit*“ u. s. w. In dem Aufsatze über die Verfassungen, in welchem er Platen vorwirft, die Gesetze des griechischen Verbaues auf die deutsche Sprache übertragen und das Quantitätsgesetz über das Betonungsgesetz gestellt zu haben, hat er ein neues Gesetz, das „*Pauengesetz*“ aufgestellt, indem er zugleich die übeln Folgen aufzählt, die aus der bisherigen Unkenntnis dieses von ihm aufgefundenen Gesetzes hervorgegangen seien. Die Beiträge von Luise Otto: „*Rürnberg's Blüthezeit*“, und von Wilhelm Grotthe: „*Die Schlacht von Lannenberg*“, nennen wir blos, und auch die „*Junggermanische Blütenlese*“, Gedichte von M. Weithach, Heinrich Dippel, Wilhelm Grotthe, Christian Dörfl, dem Herausgeber u. s. w. enthaltend, wollen wir hier nicht unserer Kritik oder unserm „*Bruf*“ unterziehen, weil uns dies zu weit führen würde. Kleinere Mittheilungen und junggermanische Correspondenzen aus Hamburg, Wien, München und Newyork bilden den Schluß dieses Hefts. Interessant war uns namentlich die münchener Mittheilung (wahrscheinlich von dem „*Junggermanen*“ Weithach) über die dort bestehende Dichterkreise, in denen sich ein Bild deutscher Zersplitterung im Kleinen darstellt. Da gibt es erstlich, außer den einzelnen sechtenden Guerrillas wie Trautmann, Steub, Weithach u. s. w., die „*alte Garde der Zwanglosen*“, sodann die Reste des „*Vereins für deutsche Dichtkunst*“, der, im Jahre 1848 „*nach großen Dimensionen*“ angelegt, damals alle vordruckenden Kräfte umfaßte, jetzt aber bis auf wenige Veteranen zusammengebrochen ist, endlich die „*Kreosbilde*“, mit Geibel an der Spitze, um den sich Klingg, Melchior Meyr, Seyse, Bodensieck, Löhr, Dahn, Grotthe u. s. w., also meist Neumünchener gruppiren. Sie versammeln sich wöchentlich in einem Kaffeehause, lesen einander ihre Gedichte vor und nennen sich „*Kreosbilde*“ nach einem Gedichte Klingg's. **G. M.**

Burcard Waldis.

Leben und Schriften des Burcard Waldis. Von Georg Buchenau. Marburg, Elwert. 1858. 4. 12 Ngr.

Die mit dem 16. Jahrhundert lebhaft fortschreitende Umwandlung der Anschauungen und bürgerlichen Zustände brachte auch in die persönlichen Verhältnisse der einzelnen eine solche Beweglichkeit, daß wol mancher, der in friedfertiger Nachgiebigkeit dem Sturm auszuweichen suchte, eine Reihe abenteuerlich wechselnder Schicksale erlebte; wie viel mehr mußte dies Männern wie Burcard Waldis begegnen, die bei ihrem energischen Sinne den reformatorischen Kämpfen nicht müßig zusehen, die nicht resignirend verflümmerten, wenn sie aus ihrer Bahn gedrängt wurden, sondern den Muth haben, ihr Leben mehrmals gleichsam von neuem zu beginnen, bis sie eine ihren inneren Neigungen entsprechende Stellung erlangten. Der Anspruch eines griechischen Weisen, daß niemand ein tüchtiger Dichter sein kann, der nicht auch ein tüchtiger Mensch ist, bewährt sich bei unserm alten Fabeldichter insofern, als er den Ruhm

1859. 10

hinterlassen, daß dieselbe frische und wackere Denkart, welche seine Dichtungen so anziehend macht, ihm selbst persönlich eigen gewesen; denn in jedem Lebensverhältnisse erscheint er als derselbe verstandige, biedere und thätige Mann, dessen Rath und Beistand auch seine Mitbürger gern in Anspruch nahmen.

Burcard Waldis theilte eine lange Zeit mit Bomer, welcher eigentlich die äsopische Fabel zuerst in unsere Dichtung einführte, das Schicksal, daß seine Lebensumstände fast gänzlich unbekannt waren. Die wenigen Notizen, welche Jöndens vor 50 Jahren zusammenstellte, konnte auch noch Gervinus (1838, III, 47) nur durch unbedeutende Zusätze ergänzen. In den letzten Jahren haben jedoch besonders heftige Gelehrte mit Eifer den Lebensnerven ihres Landmanns nachgespürt. In der neulich erschienenen Abhandlung von Buchenau in Marburg ist nun das, was bereits von andern aufgefunden war, einer Revision unterworfen und außerdem sind viele neue Momente beigebracht, zu deren Ermittelung Fleiß, Scharfsinn und Glück einander die Hand reichten. Manches ist berichtigt, bloße Vermuthungen sind zu bestimmten Thatsachen geworden und mit der Sicherstellung der Einzelheiten hat sich auch ein Zusammenhang zwischen denselben eingestunden, wiewol allerdings noch immer wichtige Umstände dunkel bleiben.

Burcard Waldis wurde zu Allendorf an der Werra um 1480 geboren, wo seine angesehene und begüterte Familie seit langer Zeit ansässig war. Für den geistlichen Stand bestimmt, genoß er eine gelehrte Bildung. Ungefähr 20 Jahre alt, machte er eine Wallfahrt nach Rom, wo er über den päpstlichen Hof eben solche überraschende Aufschlüsse erhielt wie Luther. Was muß in dem Geiste eines Jünglings vorgegangen sein, welcher, wenn die Vermuthung nicht trägt, nun eine Wanderung unternahm, die ihn von Unteritalien nach Viseban und von da nach Riga führte. Die Nachrichten über seine Jugend sind indeß eben so unzuverlässig wie dürftig, und jetzt erst setzt in seiner Lebensgeschichte eine beglaubigte Thatsache. Waldis, der zu Riga im geistlichen Stande ausgezeichnete Fähigkeiten an den Tag gelegt haben muß, wurde nämlich 1523 von dem Erzbischof Raepar von Lünden, als sich die Bürgerchaft mit stürmischem Eifer der Reformation hingab, nebst zwei andern Mönchen zu einer Gesandtschaft an den Kaiser ernannt. Auf dieser Reise stand Waldis auch in Nürnberg vor dem Cardinal Campeggio, aber nicht, wie Gervinus annahm, als Straßburger Bürger und Abgeordneter. Bei ihrer Rückkehr wurde Waldis nebst einem seiner Begleiter von den angedachten Bürgern eingekerkert, der zweite war entflohen. Waldis hatte Interessen von dem Zustande der katholischen Kirche nicht so viel Gutes wahrgenommen, daß er hätte Lust haben sollen, ein Märtyrer derselben zu werden. Er trat nach einigen Wochen, die ihm allerdings unter schweren Kämpfen mit sich selbst vergingen, zu der evangelischen Lehre über und man gab ihm die Freiheit. Nun ließ er sich in Riga als Jüngling nieder. Dieses nöthigt fast zu der Annahme, daß er in seiner Jugend eine Zeit lang das Gewerbe erlernt hatte. Von Riga aus unternahm er dann weite Handelsreisen nach Lübeck, Amsterdam, Worms, Mainz, Breslau u. s. w. Hier darf man wol fragen, wie es möglich war, daß ein unbemittelter Mann zu einem so umfangreichen Geschäftsbetriebe gelangte, und hat nicht überhaupt ein so ausgebreiteter Handel mit Sinnwaaren etwas Befremdendes? Räthselhafter ist jedoch folgendes Ereigniß. Waldis selbst erzählt, daß er drittehalb Jahre im schweren Gefängnis und im Rachen des Todes gelegen, bis endlich, als jedermann an seiner Rettung verzagte, seine beiden Brüder, die sich ihm zu Liebe von Weibern und Kindern trennten und über 200 Meilen zu Wasser und zu Lande in die Ferne reisten, ihn mit eigener großer Gefahr los und lebendig machten. Was hatte Waldis verbrochen, weshalb wurde er in der reinlichen Untersuchung sogar „mit scharfer Tortur angegriffen“, an welchem Orte, in welchem Lande erlitt er diese Haft? Hierüber ist es bisher nicht möglich gewesen etwas zu ermitteln. Auch Buchenau hat sich mit dem Nachweise begnügen müssen, daß alles, was man zur Aufklärung dieses Ereignisses ersinnen, unhaltbar sei. Um

26

1540 verließ Waldis Riga und zog nach Hessen in seine Heimat. Er verlebte hier einige Jahre in stiller Muße, jedoch ohne sich gänzlich den öffentlichen Angelegenheiten zu entziehen. Wie er als Zinngießer zu Riga in einem Kampfdrama für die evangelische Kirche gesungen, so richtete er jetzt nach der Sitte der Zeit einige satirische Gedichte gegen die katholische Partei, namentlich gegen Heinrich von Braunschweig, den besondern Gegner Philipp's von Hessen. Dies empfahl ihn seinem Landesherren und er erhielt 1544 die reiche Pfarre zu Abterode in der Nähe von Allendorf. Einige Jahre vorher hatte er sich mit einer Pfarrerswitwe verheirathet. Jetzt arbeitete er die zum Theil schon früher begonnenen Werke aus, welche ihn hauptsächlich bekannt gemacht haben: den *Aesopus* und den *Psalter*. Ferner wurde von ihm der „*Theuerdank*“ umgedichtet und die Satire: „*Regnum papisticum*“ von Thomas Naageorg überlegt. So war er bis gegen sein achtzigstes Jahr hin unermüdet thätig, aber nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Geistlicher. Man wird von vornherein überzeugt sein, daß ein Mann, welcher seinen Brüdern so theuer war, daß sie ihm jenen ungewöhnlichen Liebesdienst erwiesen, in seiner Gemeinde ebenfalls als Menschenfreund gewaltet und ihre Anhänglichkeit besessen hat. Dafür fehlt es aber auch nicht an einem bestimmten Zeugniß. Waldis' Nachfolger zu Abterode wurde sein Schwiegersohn. Diesen hatte sich die Gemeinde erkoren und in dem Gesuche, welches uns erhalten ist, wird dem nunmehr in Schwachheit dahinsinkenden alten Pfarrherrn das schöne Lob erteilt, daß er mit großem Ernst, Fleiß und Eifer Gottes Wort gelehrt, in allen Dingen seines Amtes treu gewartet; daher wünsche die Gemeinde um dieser Wohlthaten willen sich ihm durch die Empfehlung seines Schwiegersohns gefällig und dankbar zu erzeigen. Der Tod des Greises erfolgte 1556.

So besäße denn unsere Literaturgeschichte auch das Leben von Waldis. Freilich kann man nicht den Wunsch unterdrücken, die Nachrichten möchten vollständiger und zuverlässiger sein. Die eigenthümliche Beschaffenheit der Quellen brachte es mit sich, daß wichtige Umstände im Dunkel bleiben, während Unwichtiges zur Kenntniß der Nachwelt gelangt. So fehlt das Nähere über jene merkwürdige Ursprungsgeschichte, aber man ersähet dafür, in welchem Hause zu Riga Waldis als Zinngießer gewohnt hat. Manche Nachrichten verdienen eine bessere Bürgschaft. Wie merkwürdig sind Waldis' weite kaufmännische Reisen! Dafür, daß sie wirklich stattgefunden, gibt es keinen andern Beweis, als daß er in seinen Gedichten mit kurzen Worten sagt, er habe das, was er erzählt, in Lübeck, Mainz u. s. w. erlebt oder gehört. Waldis liebt es, seine Erzählungen zu localisiren, ohne dabei die poetische Uebertreibung zu vermeiden. Elijabon z. B. war damals für den Nordländer das Ende der Erde, man scheint dahin alles Seltsame verlegt zu haben und Waldis selbst läßt den lügenhaften Rabben, welchen Junfer Hans einst mit auf Reisen nahm, Elijabon als den Ort nennen, wo er den Hund von der Größe eines Pferdes gesehen. Nun spricht Waldis in einem andern Gedicht davon, daß man Menschen als Sklaven verkaufe und auch zu Elijabon, „wie er's dazebist gesehen habe“. Auf Grund dieser einen Zeile läßt ihn Buchenau die Reise dahin machen, und zwar von Rom aus durch die Byrenäische Halbinsel, weil es nicht wahrscheinlich sei, daß ihn seine kaufmännischen Geschäfte so weit nach dem Süden geführt haben sollten (S. 19), und auf Grund derselben Zeile zählt er später (S. 17) doch Elijabon zu den Handelsplätzen, die Waldis mit seinen Zinnwaren besucht habe. Niemand wird an der Thatsache zweifeln, aber niemand wird sich auch des Wunsches erwehren, daß die Nachricht von einem so bedeutenden Unternehmen eine breitere Basis zum Beweise haben möchte, als diese eine eingeschaltete Zeilenzeile. Die poetischen Lizenzen sind bei Waldis nicht selten. So soll sich die Begebenheit mit Johanna, dem muntern Seifensieder, welche doch nach ihrem Ursprunge nichts anderes als eine altgriechische Anekdote ist, in Lübeck ereignet haben. Ein andermal erzählt Waldis: ein gewaltiger Sturm habe bei Gothland ein Schiff in große Gefahr gebracht; alles sei verzagt gewesen, da man den

Tod vor Augen sah; ein junger Geselle habe jedoch fröhlich sein Kandel getrunken und dem Schiffsherrn, der sich darüber verwunderte, geantwortet: er werde nicht ertrinken, denn er sei zum Hängen geboren, wie er sich denn auch all sein Tag von der Dieberei ernährt. Wer möchte Bedenken tragen, diese Geschichte für eine Fiktion zu dem vermuthlich uralten deutschen Sprichworte zu erklären. Waldis will aber selbst bei diesem an sich höchst unwahrscheinlichen Vorfall auf dem Schiffe zugegen gewesen sein. Das Gedicht beginnt mit den Worten:

Einmal, da ich zu Lübeck war,
Gedacht nach Riga mit meiner Waar
Zur Crewarts auf einem Schiff zu fahrn
Auf daß ich möcht damit ersparn
Zu Land den langen bösen Weg.
Der mich est gemacht hat faul und trag u. s. w.

Welch ein mißlicher Widerspruch liegt darin, daß das erzählte Reiseabenteuer wahrscheinlich erdichtet ist, der Eingang zu der Erzählung jedoch als einer der stärksten Belege für Waldis' weite Reisen gelten soll.

Dieses alles sei nun nicht gesagt, um die mit so viel Fleiß und Liebe geschaffene Lebensgeschichte des Dichters mit Zweifeln anzugreifen; es soll nur auf die Schwierigkeit der Aufgabe hingewiesen werden, die hier zu lösen ist, und man wird von Herzen wünschen, daß die Aufstufung besserer Quellen die eifrigen und glücklichen Bemühungen der Forscher noch mehr belohnen möge. Der zweite Abschnitt enthält ein genaues Verzeichniß der Schriften von Waldis mit den vollständigen Titeln und den Vorreden.

Karl Leo Cholerius.

Notizen.

Ein Franzose über die Universität Heidelberg.

Wir haben schon in Nr. 6 d. Bl. f. 1858 einer heidelberger Correspondenz der „Revue germanique“ von dem Franzosen Seinguerlet gedacht, wollen aber noch mit einigen Worten hier auf sie zurückkommen. Seinguerlet spricht von dem plötzlichen Zurückgehen der Studentenzahl von 721 auf 631, bemerkt, daß dieser Verlust sich unter den Facultäten sehr ungleich vertheile und fast ganz die Rechtswissenschaft und (mit Kauff's Worten) „leider auch Theologie“ betreffe und stellt dann die Meinungen über die Gründe dieser Abnahme zusammen. Einige seien nämlich der Ansicht, diese Abnahme sei die Folge der von den Regierungen, namentlich von der preussischen, ausgegangenen Warnungen vor dem Zubräng zu den Rechtsstudien, da der Candidaten zu viele seien, um sie nach Wunsch anzustellen und zu befördern. Diese Warnung sei aber nicht ohne selbstsüchtige Motive; man wolle nämlich in der zu großen Zahl hoffungsloser Aspiranten eine der Ursachen der revolutionären Bewegung von 1848 erblicken und beabsichtige, die jungen Leute zu nöthigen, sich dem kaufmännischen Berufe zuzuwenden. (!) Andere leiteten diese Abnahme von dem in Heidelberg so fühlbaren Mangel an ästhetischen und philosophischen Vorlesungen ab, und wenn die Frequenz der Universität Jena fast in demselben Grade zugenommen, wie die der Universität Heidelberg abgenommen habe, so sei dies dem Umstände zuzuschreiben, daß diese Studien in Jena gegenwärtig viel mehr gepflegt würden. Zur Ergänzung dieser Mittheilungen dient vielleicht eine in derselben Lieferung enthaltene Correspondenz aus Jena, wonach von Heidelberg aus dem Professor Runo Fischer die verlockendsten Anerbietungen gemacht worden seien; dieser habe aber erklärt, Jena für jetzt noch treu bleiben zu wollen, und man schmeichle sich, daß, wenn er, insofern er wirklich später Jena verlassen sollte, wenigstens nicht nach Heidelberg zurückkehren werde. Interessant sind in der Seinguerlet'schen Correspondenz namentlich die Mittheilungen über die verstorbenen Gelehrten Eduard Roth und Ludwig Knapp, welcher letztere bekanntlich die Ideen der materialistischen Schule auf die Jurisprudenz anzuwenden suchte. Seinguerlet berichtet, unter wel-

gen hatten Entbehrungen Noth seine umfassenden Studien gemacht, und fährt dann fort: „Niemals gab es einen entschiedenen Gegensatz als zwischen Noth und Knapp; zwischen beiden lag ein Abgrund. Wenn der eine der treue Repräsentant der alten Sitten, der klösterlichen Gewohnheiten der Wissenschaft, ein philosophischer Einsiedler war, der in seiner Specialität wie in einer thebaischen Wüste hauste, so pflückte der andere im Gegentheil, als ein Mann von Geist und Weltbildung und etwas Nüchtern in seinen geistigen Beschäftigungen, von allen Zweigen Blüten und Früchte; er gehörte — wenn auch mehr durch seine Lebensweise als durch seine Ideen — der durch das Junge Deutschland eröffneten Richtung an. Sohn eines hessischen Darmstädters Ministers hatte freilich Knapp nicht wie Noth nöthig, eine ihm durch Armuth aufgelegte harte Lehrzeit überwinden zu müssen“ u. s. w. Noth's Leben und Streben veranlaßt den Franzosen zu der Bemerkung: „Gesehen wir es offen, wie es eine der schönen Seiten des deutschen Charakters ist, daß der Deutsche, nachdem er einmal in den Künsten oder Wissenschaften seine Wahl getroffen, seinen „Versuch“, wie er ihn nennt, mit überlegtem ernsthaften Euthusiasmus festhält und alle ihm dadurch auferlegten schweren Pflichten mit einer fast religiösen Glut erfüllt.“ Es soll übrigens unter Noth's nachgelassenen Papieren eine Uebersetzung der 37 ersten Kapitel des ägyptischen Buchs der Todten nebst Commentaren aufgefunden worden sein, und wie man eingeweiht mittheilt, werde das Werk bald veröffentlicht werden.

Shakespeare französisch.

Da Shakespeare in Deutschland von größtem Einfluß und in weitem Kreisen eingebürgert, ja man darf wol mit Recht sagen, nationaler ist als mancher namhafte deutsche Dichter, so wollen wir nicht verfehlen, alle Shakespeare-Freunde darauf aufmerksam zu machen, daß eine vollständige französische Uebersetzung der Werke Shakespeares („Oeuvres completes de W. Shakspeare“) nebst Commentaren, historischen Noten u. s. w. im Erscheinen begriffen ist, und zwar aus der Feder François Victor Hugo's, eines Sohnes des berühmten Victor Hugo. Der erste Band, „Les deux Hamlet“ enthaltend, befindet sich bereits in der Druckschicht. Im „Bulletin bibliographique“ der „Revue des deux mondes“ vom 1. Februar lasen wir darüber folgende Notiz: „Diese durch den Namen des Autors sich so lebhaft empfehlende neue Uebersetzung hat das Verdienst, alle Bilder und alle Ausdrücke des Shakespeare-Textes genau wiederzugeben. Ergänzungen, kritische Erörterungen und Noten tragen dazu bei, um diese Uebersetzung als ein gänzlich neues, gewissermaßen als ein Originalwerk erscheinen zu lassen. Der erste Band enthält die beiden „Hamlet“, nämlich denjenigen, den wir schon kennen und der zuerst im Jahre 1604 gedruckt wurde, und den viel kürzern, ziemlich bemerkenswerthen Verschiedenheiten mit dem frühern bietenden, dessen einziges Exemplar erst im Jahre 1825 entdeckt wurde. Der Vergleich dieser zwei Ausgaben eines und desselben Werks gewährt dramatische Belehrung in mehr als einer Hinsicht; aber außer der so schätzbaren Treue, welche uns endlich den wahren Shakespeare mit all seiner Schwächen“) und Kühnheiten gibt, finden wir hier über „Hamlet“, dieses glänzende und unvergängliche Meisterwerk der romantischen Dramatik, eine sehr beachtenswerthe und genaue Studie, in welcher das Drama sorgfältig und unter neuen Gesichtspunkten analysirt und erklärt ist. So leitet dieser erste Band die Reihe derjenigen, die ihm folgen sollen, auf die glänzendste Weise ein.“ Die gesammte Uebersetzung soll, 15 Bände stark, binnen drei Jahren vollendet sein. **H. M.**

*) „Grandeurs“. Warum können wir nicht „Großheiten“ sagen, oder vielmehr, warum sagen wir es nicht?

Bibliographie.

Lopez, D. M. F., Die Braut des Königs oder die Inquisition zu Lima. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Seibert. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Lupo jagt, J., Das goldene Buch vom Vaterlande oder Sachsen, sonst und jetzt nebst Entstehung und Schicksale seiner Städte und Ortschaften. Ein Buch für Leser aller Stände des sächsischen Volkes. 1ste und 2te Lieferung. Eöbau, Walde. Gr. 4. à 3 Ngr.

Melville, W., Der Dolmetscher. Eine Erzählung aus dem letzten Kriege. Aus dem Englischen übertragen von W. G. Dragulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Mezger, G. C., Ueber den Werth der höheren allgemeinen Bildung. Rede. Augsburg, Neger. 1858. 4. 6 Ngr.

Pirazzi, G., Fünf Zeitgedichte. Frankfurt a. M., Aufarth. Gr. 8. 6 Ngr.

Poe, E. A., Erstaunliche Geschichten und unheimliche Begebenheiten. Stuttgart, Schöbde. 16. 14 Ngr.

Rosshard, G., Daniel in der Löwengrube. Ein Lebensbild aus den Zeiten des Exils in fünf Betrachtungen. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 7½ Ngr.

Romberg, Die Gottesleugnung und die Beweise für das Dasein Gottes. Vorlesung am 14. December 1858 gehalten in Danzig. Danzig, Homann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schuller, J. C., Herodes. Ein deutsches Weihnachtsspiel aus Siebenbürgen. Mit einleitenden Bemerkungen über Festbräuche der Sachsen in Siebenbürgen. Sylvestergabe für Gönner und Freunde. Hermannstadt, Steinhausen. Gr. 8. 6 Ngr.

Sobolewski, G., Das Geheimniß der neuesten Schule der Pflast. Leipzig, Wiedemann. 8. 7½ Ngr.

Schleiermacher'sche Zeitschrift. Jahrgang 1859. Nr. 1. Jpehoe. 4. 3 Thlr.

Strack, J., Beitrag zur Geschichte des Winterfeldzuges in Ungarn von 1848 und 1849. Nach authentischen Quellen zusammengestellt. Wien. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Tornwaldt, Savonarola zu Florenz, Reformator vor der Reformation. Eine historische Vorlesung gehalten zum Besten des Evangelischen Johannes-Stiftes in Danzig den 23. November 1858. Danzig. Gr. 8. 4 Ngr.

Wiegand, W., Einleitung in Plato's Gottesstaat für Freunde der Akademie. Worms. Gr. 4. 7½ Ngr.

Wiegen-Pieder, Ammen-Reime und Kinderstuben-Scherze in plattdeutscher Mundart. Bremen, Rühlmann u. Comp. Ver. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der fünfte Ohr und Vorthell. Ein Neujahrsgruß an das deutsche Handwerk für 1859. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Actenmäßiger Abdruck der Voten des Hrn. Prof. Dr. Blunt in Heidelberg, in Betreff des neuen Kirchenbuchs auf der Generalsynode vom Jahre 1855. Darmstadt, Jernin. 1858. Gr. 8. 1 Ngr.

Beißle, H., An meine Wähler des Anclamer, Demminer, Uckerländer und Uesdamer Wahlkreises. Anclam, Diege. Gr. 8. 2 Ngr.

Schütz, F., Eine Stimme aus der evangelisch-protestantischen Gemeinde zur Beleuchtung des Kirchenbuchsstreites. Allen Protestanten vorgelegt. Mannheim, Köfler. 8. 3½ Ngr.

Warum wir von der gnädigst gestatteten Freiheit, das sogenannte Minimum des neuen Kirchenbuchs nicht — wenigstens nicht in allen seinen Theilen — einführen zu müssen, von Gewissens wegen Gebrauch machen wollen. Von Mitgliedern der evangelischen Gemeinde zu Heidelberg. Darmstadt, Jernin. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotted und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welcker.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des dreißigsten Heftes (Bogen 21—24 des dritten Bandes):

Ganen, canonisches Recht, f. Kirchenrecht. — Ganten, f. Reichsritterschaft und Eigenschaft. — Ganyleisfähigkeit, f. Gerichtsstände, privilegirte. — Gayet, f. Frankreich. — Capital. Von G. Dickford. — Capitalansammlung und Ertrag für vernichtetes Capital. Von R. Mathy. — Capitalsteuer, f. Einkommen- und Capitalsteuer. — Capitularien, f. Deutsche Gesetze. — Capitulationen. Von Welcker. — Carbenari und Calderari, f. Geheime Gesellschaften. — Cardinal, Cardinalscollegium, f. Curie (römische). — Carmer (Joh. Heint. Kasimir, Graf von), f. Preussisches Landrecht. — Carnaval. Von J. Weigel. — Garnet (Bazare, Graf), f. Französische Revolution. — Carolina. Von Welcker. — Cassationshof, f. Organisation der Gerichte. — Castlereagh (Robert Stewart, Viscount). Von Rotted. — Caucas und Nationalconventen. Von J. Kapp. — Cautelen, Cautelarjurisprudenz. Von Welcker. — Cautionen im Strafverfahren. Von L. Fries. — Censur als Zittengericht in alter und neuer Zeit. Von Welcker.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der früheren bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Fünfter Theil. 8. Geh. 24 Ngr.

(Der erste bis vierte Theil haben gleichen Preis.)

Die Fortsetzung von Sternberg's Memoiren, die vielfaches Aufsehen erregt haben. In der höchst pikanten und zugleich prägnanten Weise, die Sternberg, wie wenigen eigen, bietet derselbe dem Leser, an seine eigenen Lebensschicksale während der letzten 25 Jahre anknüpfend, Schilderungen der Gegenwart sowie Porträts der in derselben wirkenden interessantesten Persönlichkeiten. Von Dresden ausgehend, führt er nach Mannheim, Stuttgart, Weimar und über Russland nach Berlin, mit dessen Zuständen vor und nach 1848 er sich ausführlich beschäftigt, dann nach Wien und Dresden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nichtabgelesene Briefe aus W. von Humboldt's Briefen

an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Vierte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Erscheinen einer vierten Auflage dieser Schrift können wenigen Jahren spricht am besten für ihren Werth.

In demselben Verlage erschienen:

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Octav. Sechste Auflage. — Ausgabe in Octob. Fünfte Auflage. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

Dieses Werk ist so berühmt und schon so weit verbreitet, daß es keiner besondern Empfehlung mehr bedarf.

Im Verlage des Oesterreichischen Lloyd in Triest erschien:

Lloyd's Illustrierte Reisebibliothek.

Fünfter Band:

Reisehandbuch für Griechenland mit Einschluß Thealiens, Albaniens, des Archipels und der Ionischen Republik.

Von

Dr. Moritz Ruch.

Mit 12 Ansichten, 1 Reisekarte und 1 Plan von Athen. In Calico geb. Preis 3 Fl. oder 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue orthopädische Behandlungsweise

veralteter spontaner Luxationen im Hüftgelenke.

Erfunden und mit Erfolg durchgeführt von

Dr. Johannes Wildberger.

Mit drei Tafeln Abbildungen. 4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der auf dem Felde der praktischen Orthopädie längst und rühmlichst bekannte Verfasser legt hier die Resultate mehrjähriger Erfahrungen und Beobachtungen zur Würdigung und Prüfung vor. Die demselben eigenthümliche Behandlungsweise und die von ihm angewendeten Apparate werden in dieser Abhandlung auf das genaueste beschrieben. Eine Anzahl Krankengeschichten ist beigegeben und zeugt für den günstigen Erfolg; die angeführten Abbildungen veranschaulichen die Apparate und deren Anwendung. Ausser für Sachverständige ist das Werk namentlich auch für die Angehörigen von Leidenden dieser Kategorie von Wichtigkeit.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 11. —

10. März 1859.

Inhalt: Zur Geschichtsliteratur. (Venedig. Gervinus.) Von Wilhelm Schulz-Hodmer. (Beschluss.) — Franz Dingeldey als Dichter. Von Hermann Werggraff. — Roellner, Criminal-psychologische Denkwürdigkeiten. Von W. Häring. — Kottig. (Ein larisbader Geistesbuch.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichtsliteratur.

Venedig. Gervinus.

(Beschluss aus Nr. 10.)

Der letzte Abschnitt des dritten Bandes von Gervinus' Geschichtswerk: „Königliche Reaction in Frankreich“, handelt von der Ermordung des Herzogs von Berry, von dem hierdurch veranlaßten Falle des Ministeriums Decazes und von der erfolglosen französischen Militärverschwörung im August 1820. Schon früher macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß jene That der Ermordung des Herzogs durch V. Louvel am 13. Februar 1820 wol unter dem Eindrucke der spanischen Ereignisse vom Januar desselben Jahres gereift sein möge. Er hebt sodann hervor, daß dieselbe That sowohl diezeit als jenseit der Pyrenäen bei den Royalisten Furcht und bei ihren Gegnern Hoffnungen geweckt habe, weil man die Ermordung nicht sogleich als die Handlung eines einzelnen erkannte, sondern für das planmäßige Werk einer mächtigen Verbindung hielt. So trug dieser Vorgang in Frankreich zum augenblicklichen Gelingen der Bewegung in Spanien bei; da aber seine spätere Folge in Frankreich gerade jener Sieg der royalistischen Reaction war, so wurde eben dadurch auch die spätere royalistische-französische Intervention in Spanien vorbereitet.

Fassen wir nun bloß die nächsten Folgen der Bewegungen von 1820 ins Auge — einerseits das vollständige Scheitern derselben in Italien, Spanien und Portugal, während andererseits durch diese Revolutionen in Europa der Unabhängigkeit der spanischen Pflanzlande in Amerika, sowie derjenigen Brasiliens der mächtigste Vorschub geleistet wurde —, so gewinnt es allerdings den Anschein, daß alle Anstrengungen Europas nur zum Vortheile Amerikas gemacht worden seien, und daß alle Kultur der Alten Welt nur noch zum Dünger dienen solle, um die Kultur der Neuen Welt zum raschern Wachsthum zu bringen. Allein zu einer ganz andern Ansicht gelangen wir, sobald wir für eine vollständigere Deutung der Begebenheiten von 1820 die spätern Ereignisse und Zustände mit in Erwägung ziehen. Dann läßt sich unmöglich verkennen, daß durch das alles, was im Jahre

1820 scheinbar vergebens versucht wurde — wie etwa in Spanien durch den Beschluß der Befreiung des Grundeigenthums, die Aufhebung aller Majorate und Fideicommissse, das Verbot jedes weitem Erwerbs von Grundeigenthum durch Kirchen und Klöster —, nicht bloß den noch forwuchernden Ueberresten des alten Feudalstaates tiefe Wunden geschlagen wurden, sondern daß auch durch jene ersten größern Versuche einer Selbstemancipation der Armen sogar die Wurzeln jedes künftigen Militärdespotismus schon tief untergraben worden sind. Auch sehen wir ja in Spanien und Portugal, daß sich die freien Verfassungsgesetze der zwanziger Jahre zwar nicht nach ihrem buchstäblichen Inhalte später verwirklicht haben, daß sie aber nach erneuerten und lange schwankenden Kämpfen gleichwol die Grundlage der neuern Rechtszustände wurden. Ungeachtet der jenseit der Pyrenäen schwerlich schon beendigten Wirren und obgleich auch dort noch die Meinungen und Bestrebungen hin- und herwogen, haben doch jene freieren Grundsätze in der Hauptsache einen Sieg errungen, der kaum noch in eine Niederlage umschlagen kann, welche die dauernde Herstellung des frühern politischen und kirchlichen Absolutismus zur Folge hätte. Darum geben uns die Ereignisse früherer Jahrzehnte zugleich einen Fingerzeig für die maßvolle Beurtheilung späterer Begebenheiten. Auch die im Jahre 1848 verkündeten Verfassungen und Volksgesetze werden wol ebenso wenig als die Cortesverfassung von 1812 in einer zweiten unveränderten Auflage jemals zur Vollziehung kommen; aber sie werden ebenso wenig für alle Zukunft verloren sein. Die Gründung eines freien Bauernstandes im ganzen Umfange der österreichischen Monarchie, die Beseitigung des heimlichen Gerichtsverfahrens und der Censur bleiben wichtige und erfreuliche Ergebnisse; ob auch bis zur Stunde noch so viele Wespen an diesen Früchten eines stürmischen Jahres nagen. Vor allem liegt aber in den Bewegungen, die wie im Jahre 1820 so auch wieder im Jahre 1848 innerhalb der stehenden Armeen statt hatten, ein neues Zeugniß, daß der Militärabsolutismus doch nur episodisch in den Kulturstaaten noch zum Vorschein kommen kann, und daß wir

und höchst wahrscheinlich gerade jetzt in derjenigen Episode befinden, worin die Mittel vorbereitet werden, um nach nochmaliger Beseitigung der Militärherrschaft auch ihre Wiederkehr dauernd unmöglich zu machen. Solche Betrachtungen drängen sich bei der Durchlesung des dritten Bandes wol jedem auf, der einigermaßen zwischen den Zeilen zu lesen weiß und verständig genug ist, um nicht bloß die nächste Spanne Zeit zum Maßstabe für die Bedeutung weltgeschichtlicher Ereignisse machen zu wollen.

Die Geschichte des Unabhängigkeitskampfes im spanischen Amerika bis 1820, welche die erste und größere Hälfte des dritten Bandes umfaßt, verdient eine besondere Beachtung nicht bloß durch ihren reichen Inhalt, sondern auch durch die Form der Darstellung. Die Werke des Verfassers dienen nicht dem Zwecke leichter und bequemer Unterhaltung; sein Stil dringt nicht mit unmittelbarer Wärme und Einfachheit auf den Leser ein, um ihn fortzureißen oder auch nur zum ernststen Nachdenken anzuregen und zu nöthigen; sondern es werden vielmehr Leser vorausgesetzt, die des Selbstdenkens schon gewöhnt und einer weitem Belehrung noch zugänglich sind. Die oft durch mehrere Seiten ohne Absatz fortlaufende Rede — obgleich die wichtigsten Daten in besondere Randbemerkungen gewiesen sind und den Zusammenhang nicht unterbrechen — hat so lange etwas Ermüdendes, bis man erst dem gedankenreichen und gebiegenen Inhalte ein lebhafteres stoffliches Interesse abgewonnen hat. Allein was die höhere Form der Geschichtsschreibung anlangt — die zeitlich und räumlich zweckmäßige Gliederung eines Materials von solcher Fülle und Mannichfaltigkeit, daß sich andere an dessen Bewältigung in so gedrängter Fassung kaum gewagt haben würden —, so hat Gervinus darin Ausgezeichnetes geleistet. Er schildert und kennzeichnet zunächst den historischen Boden, aus dem sich die Ereignisse seit 1808 entwickelten: eine dünne Bevölkerung, über ungesicherte Strecken zerstreut; verbundungslose Provinzen; wenige und weit auseinander liegende Städte; die verschiedenartigsten Stämme und Rassen, in Unwissenheit gehalten durch ihre Herrscher wie durch die Nacht einer üppigen tropischen Natur; seit Jahrhunderten fast ununterbrochene Ruhe, die höchstens für kurze Frist und auf beschränktem Raume gestört wurde. So war die Trägheit und Untertänigkeit der Bewohner sowol ihnen selbst als auch im Mutterlande zu einem Glaubensartikel geworden, und besonders bei der schwachen „Bevölkerung der innern Lande dauerte die Vorstellung von der Weltmacht Spaniens fort, wie damals, als eine Hand voll Abenteurer binnen 50 Jahren diese massigen Staaten gegründet hatte“. Von Buenos-Ayres bis Lima und Quito genügten herkömmlich 2000 Soldaten zur Erhaltung der Ordnung, und bei einer gegen den Vizekönig gerichteten Bewegung in Mexico (1624) fanden sich keine Truppen und keine Waffen. In Chile gab es noch bei dem Ausbruche der Revolution keine Waffenfabrik und keinen Waffenschmied. Auch war es nicht der Druck einer thätigen Tyrannei, der zum gewaltsamen Gegenstoße aufreizte. Aber die Bewohner der Pflanzlande fühlten es doch endlich, daß sie

am Boden hinzukriechen verdammt bleiben sollten; und die von den europäischen Stürmen geschüttelte Frucht war endlich reif genug geworden, um vom Mutterstamme abzufallen und aus sich selbst heraus die Keime einer neuen Welt zu entfalten.

Wie in der Beurtheilung aller neueren Revolutionen, so stehen sich im Urtheil über die Erhebung der Hispano-Amerikaner zwei geradezu entgegengesetzte Meinungen einander gegenüber. Die einen erklären die Losreißung der Colonien für den Abfall einer unreifen Frucht und für das willkürliche Gemächte des unruhigen Ehrgeizes einiger wenigen. Den andern ist sie eine That der Nothwendigkeit und der allzu lange verzögerten Gerechtigkeit. Wenn nirgends sonst — sagen die Spanier und Gegner der Unabhängigkeit —, so habe doch im spanischen Amerika die Kirche und Geistlichkeit auf Seiten der Freiheit und Menschlichkeit gestanden; und zugleich die Religion und das Gesetz habe zu aller Zeit das Loß der Neger gemildert, ihren Freilauf und Selbstverkauf gestattet und erleichtert, ihre Freilassung empfohlen und gefördert. Auch die Rechte der indianischen Bevölkerung seien durch besondere Gesetze und eine eigene Regierung — der Rath von Indien — geschützt worden. Andererseits wurden schwere Anklagen über die Ungerechtigkeit und Tyrannei der spanischen Herrschaft erhoben. Jede dieser beiden Ansichten bezeichnet der Verfasser zugleich als richtig und unrichtig; denn bei der Beurtheilung der dortigen Zustände müsse man den schon von Anfang an vorhandenen Zwiespalt in den Friesfedern der herrschenden Bevölkerung ins Auge fassen, sowie die gegeneinander und epochenweise nacheinander wirkenden Kräfte und Strebungen. Dadurch seien Zustände sehr gemischter Natur entstanden, „wechselnd anarchische und idyllische, militärischer Druck und theokratische Milde, humane Gesetzgebung und barbarische Praxis, zweckmäßige Einrichtungen zur Hebung einer augenblicklichen Noth, die aber, über die Zeit der Noth fortbauend, durch Mißbrauch zu Fluch und Unheil wurden“. Diese seine eigene Ansicht rechtfertigt der Verfasser durch einen historischen Rückblick auf die drei Perioden der spanischen Herrschaft, von denen jede nahezu ein Jahrhundert umfaßt.

Im 16. Jahrhundert, in der Zeit der von den Conquistadoren und ihren nächsten Nachfolgern begonnenen und fortgesetzten Militärherrschaft, finden wir die Gewalt der großen militärischen Lehnsträger auf der einen, sowie Sklaverei auf der andern Seite. Diese despotische Regierung nährte den gegenseitigen Haß der Kasten und arbeitete namentlich, durch Begünstigung der Majorate, der Bildung eines festen Bauernstandes systematisch entgegen. Für ihre in der Politik so oft befolgte Maxime: „Theile und herrsche“, lag freilich ein besonderer Anlaß darin, daß noch 50 Jahre nach der Eroberung die Zahl der eingewanderten Spanier nicht mehr als 15000 war. Am besten meinte es noch der Militärdespotismus mit den Indianern, die sich ihm am süßsamsten unterwarfen.

Dieser Säbelherrschaft arbeitete schon frühe die Geistlichkeit entgegen, indem sie ihren eigenen Einfluß an die

Stelle der ersten zu setzen suchte. Es gelang ihr während des 17. Jahrhunderts, nachdem sie manche menschlichen Gesetze und Einrichtungen theils in Anregung gebracht, theils wirklich durchgesetzt hatte. Hinsichtlich der indianischen Bevölkerung brachten die hierarchischen Einflüsse ein wirklich oder scheinbar wohlgemeintes Bevormundungssystem zu Stande, das sich in Paraguay bis zu einem von den Jesuiten ausgebeuteten Communismus ausbildete. In mancher Beziehung war die Bevormundung der Indianer zugleich eine Bevorzugung: man ließ ihnen ihre alte Gemeindeverwaltung unter eigenen Rajizen, fesselte sie aber gleichzeitig an ihre Wohnorte. So entstand eine Art Hörigkeit, ähnlich derjenigen in den Gemeinden der russischen Leibeigenen mit ihren halbcommunistischen Einrichtungen; worüber man auch einige interessante Mittheilungen in dem Werke von J. Tröbel: „Aus Amerika“ vergleichen mag. An die Stelle der blutigen Eroberungen traten nun die friedlichen Kriegszüge (*correrias*) der geistlichen Missionen, unter denen besonders diejenigen der Jesuiten von Chile bis Californien reichten. Doch wie überall, so mußten auch im spanischen Amerika die geistlichen Hirten ihren wachsenden Einfluß dahin zu benutzen, um zum eigenen Vortheile ihre Heerden solchermaßen in die Schur zu nehmen, daß gerade die Priesterchaft zu wesentlichem Theile das Elend eines indianischen Proletariats verschuldete, dem man nur das Leben fristete, weil man ohne es das Land nicht ausbeuten konnte. Es bildete sich ein System der häuslichen Sklaverei aus, welches die Pfarrer und Ordensgeistlichen mit den Rajizen und Regidores um die Wette benutzten zur Erpressung von Geschenken und zur Auszugaug der indianischen Gemeinden. Darum kam es zu einigen Aufständen gerade gegen die „Missionare des Friedens und die Meister der patriarchalischen Regierungskunst“. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts waren die südlichen Provinzen Brasiliens und selbst Paraguay in allgemeinem Aufstande gegen die machtgelirigen und gewinnlüstigen Jesuiten. Eine Bulle Benedict's XIV., die besonders den Jesuiten galt, mußte allen geistlichen Orden den Betrieb von Gewerben und Handel verbieten, sowie besonders auch den Kauf und Verkauf der Indianer als Sklaven. Aber gleichwol wurden sogar noch zur Zeit von Humboldt's Reisen von den Missionen in Neuspanien aus förmliche Streifzüge unter die wilden Stämme zur Erpressung von Leibeigenen unternommen, so daß nun die Geislichkeit im 18. und noch im 19. Jahrhundert selbst that, wogegen sie im 16. Jahrhundert gerisert hatte.

Zum besondern Verdienste hatte sich der spanisch-amerikanische Klerus seine Bemühungen um die Vermischung der Rassen angerechnet, und gleichwie der gewissenhaften Erfüllung einer der schwierigsten geistlichen Berufspflichten, so rühmte er sich sogar offen genug — trotz aller Keuschheitsgelübde — seiner wirksamsten persönlichen Thätigkeit in diesem Fache. Gervinus sucht dieses Verdienst durch die Bemerkung zu verkleinern, daß trotz der Mischung keine Verschmelzung erfolgt sei, und daß nach wie vor die indianische Bevölkerung einen Staat im Staate

gebildet habe. Daran knüpft er die Frage: ob nicht überhaupt durch die Befehrung und Mischung die Europäer mehr herabgezogen, als die Indianer emporgehoben worden seien? Die Spanier selbst, fügt er hinzu, hätten behauptet, daß der Vorsprung Nordamerikas der vollständigen Verdrängung der Indianer zuzuschreiben sei. Auch weist er darauf hin, daß es überall für die Eroberer in den mittlern Zeiten ein großer Vortheil gewesen, wo die unbildsamen (?) Völker — Celten, Iberer, Preußen — gänzlich oder beinahe gänzlich vertilgt oder verdrängt wurden, daß dagegen eine herabziehende Kraft der Mischung beobachtet werden konnte, wo eine übergroße und rohe Volksmasse das erobernde Culturvolk in sich aufgesogen habe. Diese an sich sehr richtige Bemerkung läßt sich wol dahin erläutern, daß überall aus der Vermischung der Völker statt eines Verlustes an Cultur ein Gewinn entstehen muß, wo das erobernde Culturvolk nicht bloß ein vorübergehendes, sondern ein wirkliches und dauerndes Uebergewicht über das unterworfenen Rohvolk behauptet; daß aber eben dieses Uebergewicht von dem zwischen den beiden Völkern bestehenden und durch sehr verschiedene Factoren gebildeten Verhältnisse ihrer physischen, geistigen und sittlichen Eigenschaften, sowie davon abhängt, daß von Anfang an das gebildete Volk unter dem rohern in nicht allzu geringer Anzahl austritt. Es handelt sich also hier um eine jener Fragen, die sich nimmermehr unter eine allgemeine Formel bringen lassen, sondern nur vom vorwärts oder rückwärts schreitenden Leben selbst gelöst werden können. Doch darf man wol glauben, daß es ähnlich im Völkerleben wie im Pflanzenleben ist, daß dort auch ein übermächtig scheinender Rohstamm mittels eines kleinen Geleizes veredelt werden kann, nur nicht durch ein allzu kleines und nicht mittels weniger Atome eines edlern Stammes.

Das herrschsüchtige Streben der Geislichkeit brachte diese in Zornwüth mit allen weltlichen Behörden; und da auch durch die Eifersucht des weltlichen Klerus auf die Mönchsorden, besonders auf die Jesuiten, der Zwiespalt in die Reihen der Hierarchie selbst kam, so ward dadurch die bürgerliche Beamtenherrschaft des 18. Jahrhunderts herbeigeführt. Gervinus nennt dieses Jahrhundert das mercantile, weil damals in der Politik die Handelsinteressen maßgebend wurden und zwar zunächst nach den Ansichten des Mercantilsystems, das auf die metallreichen Pflanzlande in Amerika zu deren besonderer Nachtheile seine besondere Anwendung erhielt. Da es sich hier nach noch keineswegs um eine den eigensten Bedürfnissen der Völker entwachsende Handelspolitik handelte, sondern vielmehr um ihre bureaukratische Bevormundung auch in commerciellen Dingen, so läßt sich die von Gervinus sogenannte mercantile Periode auch als diejenige der bürgerlichen Beamtenherrschaft bezeichnen. In dieser Zeit der gouvèrnementalen Versuchspolitik im Gebiet der materiellen Interessen gewannen indessen die Pflanzlande seit dem 18. Jahrhundert eine mehr europäische Physiognomie. Die weiße Bevölkerung nahm zu, und namentlich in den von den Minen weiter abgelegenen Gebieten von Chile, Venezuela

und Buenos-Ayres bildete sich durch Nachwanderung eine Mittellasse, welche gegen das früher durch die Umstände noch einigermaßen entschuldigte monopolistische Ausbeutungssystem des Mutterlandes den heimlichen Krieg der eigenen materiellen Interessen zu führen begann. Die Beschränkungen des Verkehrs wurden besonders bitter empfunden seit dem Erbfolgekrieg und seit der Erhebung der Bourbonen auf den spanischen Thron. Seitdem bildete sich immer mehr der Schleichhandel aus, den auch Cervinus die „große Schule aller List und Gewaltthätigkeit“ nennt. In der That sind der Handelszwang und der ebenso widernatürliche Militärzwang die beiden Schulen, worin noch bis zur Stunde die Regierungen das Volk zum Ungehorsam gegen sie selbst, zur Umgehung, zur Verachtung und zum Hass der Gesetze und aller Geseßlichkeit erziehen lassen. Der mehr noch versteckte als offene Widerstand der Pflanzlande gegen die ausaugende Politik dessen Mutterlandes, brachte indessen diese letztere in den stets unheilvollen Zustand des Schwankens. So wurde 1748 eine Zeit lang ganz freier Handel nach allen spanischen Häfen gewährt, dann wieder Beschränkung des Verkehrs angeordnet, endlich unter Karl III. von 1778—88 noch einmal Handelsfreiheit für die Spanier gestattet, wodurch der spanische Handel von 148½ auf 1104½ Millionen Realen gesteigert wurde. Aber die Forderungen der Colonisten wurden mit solchen vereinzelt Zugeständnissen, deren Gewährung man bald wieder bereute, immer ungestümer. Die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit wurden vermehrt durch das Herüberwirken der nordamerikanischen Ereignisse, und unmittelbar erschütternd hatte die Austreibung der vom niedern Volke noch immer abergläubisch verehrten Jesuiten gewirkt, wie sie nach Pombo's Beispiel auch von Karl III. im Jahre 1767 aus dem tiefsten Geheimniß heraus beschlossen und sofort vollzogen wurde. Es entstanden Unruhen in Venezuela und Neugranada, wo eine aus allen Freien von 15—45 Jahren gebildete und von creolischen Offizieren befehligte Miliz zur Vorschule für den spätern Befreiungskrieg wurde. Durch die brüste Verjagung der Jesuiten hatte aber zugleich die blinde Anhänglichkeit des übrigen Klerus an das Mutterland abgenommen. Um so mehr verbreitete sich der Scepticismus bei einem Theile der städtischen Bevölkerung, und an die Stelle der jesuitischen Missionen traten die der Encyclopädisten. Ihrersrits trugen die gereizten Jesuiten ihr Möglichstes zur weckern Erweckung eines revolutionären Geistes bei; sie erklärten sich sogar bereit, den fegerischen Engländern zu einem Angriffe auf Mexico ihren Beistand zu leihen. Zu alledem kam die unüberlegte Politik Karl's III., der die Unabhängigkeit Nordamerikas unterstützte und dadurch auch den Unabhängigkeitstrieb der Hispano-Amerikaner nährte; der aber gleichwol nicht Selbstüberwindung genug hatte, um dem noch 1783 ertheilten Rathe des Grafen Aranda zu folgen, wonach der König nur die Inseln behalten, aber Mexico, Peru und Costaferma an drei Infanten seines Hauses überlassen sollte. Ein Zeichen vom Dasein revolutionärer Elemente war der zwar schnell verlodernde, aber für einen

weiten Kreis vorbereitete Aufstand des 1781 in Peru hingerichteten Tupac Amaru.

Als man unter Karl IV. die erregten Geister wieder zu bannen suchte, war es zu spät. Die schamlose Bevorzugung der Spanier vor den Eingeborenen und der Handel mit Stellen und Orden, wie er besonders von den Creaturen Godol's getrieben wurde, schärfte noch die Erbitterung gegen die verhassten „Gothen“. Schon zur Zeit der ersten französischen Revolution knüpfte F. Miranda aus Caracas zum Zwecke einer schon planmäßig betriebenen Herstellung der Unabhängigkeit erst mit England, dann mit Frankreich (1792) und abermals mit England an. Aber sein 1806 mit ärmlicher Ausrüstung von Newyork aus auf die Costaferma unternommener Versuch mißglückte; während auch das nur augenblicklich gelungene Unternehmen der Engländer gegen Buenos-Ayres durch Vinters vereitelt wurde. Der spanische Aufstand von 1808 hatte England von einem Gegner in einen Bundesgenossen der spanischen Nation verwandelt, er hatte zugleich die Pflanzlande mehr auf sich selbst gewiesen, und zur Selbstregierung fast genöthigt. Die nächste Folge war, daß da und dort die örtliche Anzufriedenheit gegen besondere Behörden und Persönlichkeiten zur Aeußerung kam. Die ersten gewalthätigen Ausbrüche der Revolution, die 1809 und 1810 in Oberperu und in Quito stattfanden, wurden jedoch mit so leichter Mühe niedergeschlagen, daß nun gerade diese Gebiete bis zum Jahre 1822 völlig ruhig blieben. Wo sonst noch neugebildete, patriotische Juntan an die Spitze traten, wie in Caracas und Buenos-Ayres, handelten sie doch im Namen Ferdinand's VII. Ueberhaupt dachte man vorerst mit sehr geringen Ausnahmen so wenig an eine völlige Losreißung vom Mutterlande, daß man noch im Jahre 1809 eine Summe von 280 Millionen Realen, die zur Hälfte aus freiwilligen Beiträgen bestand, nach Spanien abgehen ließ. Inzwischen hatte die Centraljunta von Cadix beschlossen, daß aus jedem der amerikanischen Reiche und Capitanien nur ein Abgeordneter in dieser Junta sitzen solle, und daß die Colonien im ganzen nur 26 Abgeordnete in den Cortes, also auf beiläufig jede Million nur einen haben sollten, während in Spanien schon auf je 50000 Einwohner ein Deputirter gewählt wurde. Noch mehr böses Blut machte es, daß die kaum erst gewährte Handelsfreiheit alsbald wieder aufgehoben wurde. Unter diesen Umständen hatte die Bewegung zur politischen Selbstständigkeit ihren Fortgang, ging jedoch in den meisten Provinzen vorerst ohne Blutergießen und ohne Eigenthumsverletzung von statten, indem sie sich auf einige maßgebenden Städte und den gebildeten Theil ihrer Bevölkerung beschränkte. Ein Zeichen aber, daß die Gährung endlich auch die erst gleichgültig zusehauende Masse erfaßt hatte, war 1810—11 in Mexico der Aufstand der ländlichen und indianischen Bevölkerung, unter der Führung Hidalgo's, eines Pfarrers in der Nähe von Guanajuato. Hidalgo selbst wurde zwar mit Mühe überwunden, aber das Signal zum blutigsten Bürgerkriege war damit den untern Klassen der Bevölkerung gegeben. Seitdem finden wir, daß der in gerader Linie auf die

völlige Abschüttelung des spanischen Jochs hinbrängende Volksinstinct zu wiederholten malen jene diplomatischen Vermittelungsversuche durchkreuzte, bei denen es auf irgendeine Halbheit abgesehen war; daß ebendadurch die Bewegung mitunter selbst gegen den Willen der ostentiblen Führer ihrem Ziele entgegengeführt wurde.

Die Jahre 1811 — 16 sind die Periode der „Ausbreitung und des Verfalls der Revolution“. Auf die Nachricht, daß sich auch im Mutterlande die Nation zur Selbstregierung ermannet habe und auf die Kunde von der Annahme der Cortesverfassung von 1812 breiteten sich in den Pflanzlanden die Ideen der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit über weitere Kreise aus. Aber schon vor dieser Annahme wurde der in Mexico begonnene Bürgerkrieg erneuert und fortgesetzt; abermals unter der Führung eines Pfarrers, Morelos, eines Freundes von Hidalgo. Ueberhaupt läßt sich bemerken, wie auch in Südamerika ein Theil der niedern und dem Volke nahestehenden Geistlichkeit im eigentlichen Volkskriege eine besonders hervorragende Rolle spielte und meist den Anstoß zur Erhebung gab; wie sodann die Leitung der Geschäfte im Stadium der Verhandlungen an die Rechtsgelehrten überging; bis endlich, unter dem Einflusse kriegerischer Ereignisse und drohender Gefahren, die Soldaten den Juristen die Leitung der Revolution aus der Hand nahmen. Der Bürgerkrieg unter der Führung von Morelos bot manche merkwürdige Erscheinung dar, wie denn besonders die Vertheidigung der später davon genannten Ciudad Morelos (früher Cuautla-Amilpas) der Vertheidigung von Saragossa und Verona an die Seite zu setzen ist. Im Jahre 1813 mußte der Vizekönig 84000 Mann Truppen und Milizen aufbieten, um den Insurgenten in Mexico überall die Spitze zu bieten. Da aber noch zur Zeit der Aufstand der untern Klassen der Bevölkerung und namentlich der Indianer die Mehrheit der Weisenden zu Vertheidigern des Bestehenden machte, so gelang die Unterdrückung der Insurrection, jedoch weniger durch Gewalt als durch die Milde eines neuen Vizekönigs. Hiernach lehrten etwa 17000 begnadigte Flüchtlinge aus den Wäldern in die Städte zurück und traten zum Theil in die creolischen Regimenter ein, welche damals noch die Hauptstärke der spanischen Sache waren, um unter diesen Truppen durch die Erzählung von Thatfachen, die man ihnen bis jetzt sorgfältig vorenthalten hatte, revolutionäre Ansichten und Gesinnungen zu verbreiten, die später zur That werden sollten. So wurde selbst durch das Mißlingen der Revolution ihr späteres Gelingen vorbereitet, und dies um so mehr, als die Führer der Independenten nach dem spanischen Sprichwort „Gebuld und inzwischen die Karten gemischt“ zu handeln und die ihnen günstigen spätern Gelegenheiten abzuwarten wußten.

Einen andern Gang, der gleichwol zu ähnlichen Ergebnissen führte, nahm die Bewegung in Venezuela und Neugranada. Hier ging der Anstoß von den Gebildeten und Gemäßigten aus, und insbesondere war es Venezuela, das sich den ruhmvollen Namen der „Erstgeborenen der amerikanischen Freiheit“ erwarb, indem es von allen

Pflanzlanden zuerst im Juli 1811 eine förmliche Unabhängigkeitserklärung erließ. Auch schritt man sogleich zu einer „gutgemeinten Nachbildung der nordamerikanischen Constitution“, jedoch mit einer dreihauptigen Vollziehungsbehörde. Aber mit dieser doctrinären Erhebung zur Idee der Unabhängigkeit und Republik war die That der Befreiung noch lange nicht gethan. Die Häupter des neuen Freistaats brachten vielmehr durch unüberlegte Maßregeln ihr eigenes Werk wieder zum Verfall. Ihre an sich wohlbegründete Furcht vor der Gefahr, womit jedes allzu ausgedehnte stehende Heerwesen die Freiheit bedroht, ließ sie doch ganz verkehrte Wege einschlagen, um dieser Gefahr zu entgehen. Gegenüber der spanischen Partei und ihrer nur örtlich zurückgebrängten bewaffneten Macht bedurfte es in diesen ausgedehnten und dünn bevölkerten Länderstrecken einer aus geworbenen Freiwilligen bestehenden und ständig bereiten Truppe, an die sich bei jedem feindlichen Zusammenstoße das Aufgebot der Miliz der nächsten Umgegend anzuschließen hatte. Aber man wollte selbst von einer solchen Kerntruppe nichts wissen, die sich den Kriegsdienst zum Berufe machte, während sie zugleich durch einen hohen Sold und ein zweckmäßiges Belohnungssystem, also durch ihr eigenes persönliches Interesse, an die Fahnen des neuen Freistaats gebunden blieb. Man glaubte genug zu thun, indem man eine sogenannte Miliz decretirte, die mit lästigen und vielfach überflüssigen Wach- und Kriegsdiensten geplagt wurde, wozu sich zwar ein Theil der städtischen Jugend, nicht aber die Masse der arbeitenden und ihrem bürgerlichen Berufe allzu lange entzogenen Bevölkerung willig zeigte. Es war ein neuer Beleg zu dem „non semper idem est idem“, daß diese sogenannte Miliz so ziemlich das vollständige Gegentheil einer Miliz war, wie sie anderswo und z. B. in der Schweiz besteht. Wie früher in den Dienst des Königs, so mußte die Mehrzahl der Rekruten nun auch in den Dienst der Republik mit Handsesseln geschleppt werden; denn in der That war man über die gehässigste und schlechteste Form einer ständigen Bewaffnung, über die auf Conscription und Zwangsaushebung gegründete, gar nicht hinausgekommen.

Eine ebenso verkehrte Anwendung machte man von der an sich unleugbaren Wahrheit, daß ein rechtzeitig und zweckmäßig creirtes Papiergeld ein mächtig und ersprießlich wirkendes Nothmittel sein kann. Man schuf also eine *Millon Pesos* (Miafter) Papier, dem man aber Zwangscurs gab und wofür kein Einlösungskapital gegründet wurde. Und noch dazu war diese ganze Schöpfung eines Zwangspapiers durch die Verhältnisse keineswegs geboten; denn gerade Geld sowie Lebensmittel waren im reichlichsten Ueberflusse vorhanden. Diese aber verbargen sich nun und so wurden die Preise der Lebensmittel künstlich in die Höhe getrieben. Auch die mit entwertheten Papiersegen bezahlten Soldaten begannen auszureißen, und die Armee ging zu Grunde, nachdem ihr übermäßiger Bestand selbst schon den Landbau zu Grunde gerichtet und ihm so viele Hände entzogen hatte, daß reiche Ernten Indigo uneingethan verdarben. Die Einführung

einiger neuen und ungewohnten Steuern half noch mehr dem Mißmuth über die neue Republik und ihre Gewalthaber steigern; denn trotz der Oeffnung der Häfen litt man jetzt in höherem Maße als zur Zeit der spanischen Handelsperre. Solche Maßregeln waren es, die einen Bolivar — wie vor und nach ihm andere Männer der That — den tiefsten Widerwillen gegen die Dialektiker, Sophisten und Philosophen an der Spitze von Staat und Heer fassen ließen. Zu alledem kam ein verhängnißvolles Naturereigniß. Durch ein Erdbeben, das am 26. März 1812 und gerade am Jahrestage der Revolution stattfand, war eine besonders große Masse patriotischer Truppen und Freiwilligen umgekommen, und die den Neuerungen in Venezuela in ihrer Mehrheit abgeneigte Geistlichkeit verfehlte nicht, dem abergläubischen und ohnehin schon mißvergnügten Volke jene Begebenheit als ein Vorn gericht Gottes gegen die Revolutionäre zu schildern. Das alles half wieder den Spaniern unter der Führung des grausamen Monteverde vorübergehend zum Siege. Dieser wurde ihnen durch die Schwäche des die Ueberreste der Independenten befehlighenden Generals Miranda erleichtert. Unter Monteverde und seinen Helfershelfern begann die furchtbarste Reaction. Durch massenhafte verrätherische und scheußliche Versümmelungen und Hinrichtungen wurden die Patrioten gezehtet. Alles beugte sich oder flüchtete vor den spanischen Heerkern und Folterknechten. Mit ausdauernder Heldenkühnheit hielten nur noch 45 Jünglinge von der Felseninsel Gacachare aus die Fahne der Unabhängigkeit aufrecht. Selbst die Verkündung der Cortesverfassung von 1812 wurde zur neuen Falle für die Patrioten benutzt. Der Verfasser bemerkt:

Aber nichts entzündete so sehr die Parteinuth und den Racheguth der Amerikaner als dieses Verfahren der ausschließenden reactionären Häuptlinge, die sich selbst ermächtigten, das Brudervolk im Namen eines königlichen Phantoms mit so blutiger Barbarei zu vertilgen und das Universum des Columbus einem armen Reste von Spanien, der dem französischen Joche entgangen war, zu unterwerfen.

Diese Barbareien der Royalisten riefen später Bolivar's Decret von Trujillo und seine Verkündigung eines erbarmungslosen Vertilgungskriegs hervor. Es trat also ein in der Geschichte öfters und aus begreiflichen Gründen wiederkehrender Fall ein. Gerade aus jener Bewegung in Venezuela, die mit der größten Mäßigung, mit der äußersten und übertriebensten Schonung der politischen Gegner begonnen hatte, ging im Verlaufe der Begebenheiten die höchste Schonungslosigkeit, Grausamkeit und Unmenschlichkeit aus den noch lange fortbrennenden Parteidämpfen hervor.

Während dieser Vorgänge in Venezuela hatte sich Bolivar rechtzeitig nach Neugranada begeben, das noch zur Zeit seine Unabhängigkeit behauptete. Einen Beweis von der Klarheit, Gewandtheit und Ueberlegenheit seines Geistes gab er durch eine an den Congress von Neugranada gerichtete Denkschrift vom 15. December 1812 über die Ursachen des Verfalls von Venezuela, worin er der bisher in den Colonien befolgten Staatskunst den Krieg erklärte. Er verwarf darin das System der un-

zeitigen Duldung, wonach auf jede Verschwörung eine Vergnabigung, auf jede Vergnabigung eine Verschwörung erfolgt sei; er verwarf jenen theoretischen Republikanismus, der nicht das höchste Gewicht auf eine energische und wohlberrechnete Militär- und Finanzpolitik legte, sondern mit der Ausklügelung von Verfassungsformen und paplerenen Rechtsgarantien das Beste gethan zu haben meinte; er verwarf auch für die Zeit der Krise den Föderalismus und die damit zusammenhängende Verschleuderung der Staatsgelder an eine Unzahl von Provinzen und Bundesbeamten. Der Präsident C. Torres setzte es nun durch,

dass dem Bolivar die wenigen Bundestruppen Neugranadas zur Befreiung Venezuelas überlassen wurden und dass mit ihm — in ähnlichem Vertrauen, wie einst Frankreich zu Washington bewies — Verträge abgeschlossen wurden über die künftige Rückzahlung der Vorschüsse durch Venezuela, das um diese Zeit einzig in den Phantasien Bolivar's existirte.

So wurde dieser in den Stand gesetzt zur Unternehmung des ersten seiner beiden glänzenden Heereszüge, die zu den kühnsten Kriegsthaten der Neuzeit gehörten und wodurch er sich den Titel des Befreiers und die Macht eines Dictators für die Dauer des Kriegs erwarb.

Alein der „Befreier“ wußte seinen Sieg und seine Stellung nicht in vollem Maße zu benutzen. Durch einige unvorsichtige Blößen, die er gab, durch einige Schwächen, von denen er sich übermannen ließ, veranlaßte er einen abermaligen und so vollständigen Umschlag des Kriegsglücks, daß er selbst wieder das befreite Gebiet verlassen mußte. Auch in Neugranada hatte dieser Umschlag statt. Unter solchen Umständen landete in Venezuela der spanische General Pablo Morillo mit nahe 11000 Mann Truppen, denen im April 1815 noch 2500 Mann folgten. Jetzt schien überall wieder die Fortdauer der spanischen Herrschaft gesichert, und dies um so mehr, als auch eine allgemeine und sehr augenfällige Veränderung in der Stimmung der Bevölkerung eingetreten war. Die revolutionäre Spannkraft der ersten Jahre war erschlaft; selbst in den Perioden ihres Glücks und Siegs hatte die Revolution die ihren möglichen künftigen Ergebnissen weit voraneilenden Wünsche und Erwartungen ihrer Anhänger bitter getäuscht; und als nun gar aus dem Mutterlande die Kunde von der Herstellung Ferdinand's VII. und den beklagenswerthen Fortschritten einer maßlosen Reaction kam, da trat auch wieder in Amerika die Rückwirkung der Gewohnheiten einer dreihundertjährigen Knechtschaft zu Tage und eine lähmende Furcht bemächtigte sich allerorten der kaum noch leidenschaftlich aufgeregten Bewohner. Eine Folge der allgemeinen Abspannung war auch im Jahre 1817 das Mißlingen des kühnen Herzzugs, den der als politischer Flüchtling nach Amerika gekommene jüngere Mina in Mexico unternommen hatte.

Es war gleichwol nur ein flüchtiger Triumph, den die Reaction in der Neuen Welt feierte. Als in der Zeit von 1816—17 alle andern Colonien der spanischen Herrschaft wieder unterworfen waren, hatten sich nur die Gebiete von La-Plata in factischer Unabhängigkeit er-

halten. Aber auch hier war ein Verfall der Revolution deutlich zu bemerken. Als jedoch durch die Landung Morillo's auf der Insel Margarita die Besorgniß verschwunden war, daß diese Expedition zunächst und unmittelbar gegen Buenos-Ayres gerichtet sei, da ermannte man sich wieder. Der General San-Martin hatte den erfolgreichen Gedanken, daß es keine bessere Verteidigung der Unabhängigkeit der Platagebiete geben könne, als wenn die Revolution, statt Gewehr bei Fuß den spätern Angriff ihrer Feinde abzuwarten, nun ihrerseits zur Offensive schritt. Er wußte die Bedenklichkeiten der Regierung in Buenos-Ayres theils zu beseitigen, theils setzte er sich darüber weg, und gab durch seinen überraschenden und erfolgreichen Zug nach Chile dem Kampf für die Unabhängigkeit eine neue, entschieden günstige Wendung. Denn nahe um dieselbe Zeit gelang es auch Bolívar, Paez und einigen andern Independistenführern in Venezuela jene Erfolge zu erringen, wodurch für Bolívar der schon erwähnte und wesentlich entscheidende zweite Heereszug über die Anden ermöglicht wurde. Ebendiese Vorgänge wirkten aber auch mächtig genug auf das Mutterland, um die Militärrevolution von Cadix zum Ausbruch zu bringen und um Spanien die Erneuerung jedes kräftigen Versuchs zur Wiederunterjochung seiner Colonien für immer unmöglich zu machen. Ueber dieses verhängnisvolle Ineinandergreifen der Geschehnisse der Alten und Neuen Welt sagt Gervinus schon im Anfange des dritten Bandes:

Mit der Unterwerfung seiner amerikanischen Pflanzlande durch Spanien wäre die dort noch verlegte Legitimität gerächt und die Reaction in allen Erdtheilen durchgeführt worden. Denn nur in der Neuen Welt loderte noch das Feuer der Revolution fort, und zwar der echten, vollbärtigen, republikanischen Revolution, die in gerader Linie vom Aufstande Nordamerikas und der französischen Umwälzung abstammte.

Die Geschichte des wechselvollen Kampfes in Südamerika gab dem Verfasser einen naheliegenden Anlaß zu manchen interessanten Vergleichen mit eben jenem Aufstande Nordamerikas. Ueber den Unterschied der Meinungen, die während der beiden Insurrectionen der Neuen Welt vorherrschten, bemerkt er, daß zur Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskriegs alle Festlandsmächte Europas, als die Revolution den Geschlechtern noch neu war, dasselbe Recht der Revolution anerkannten und begünstigten, das sie zur Zeit des südamerikanischen Kampfes mit ebenso allgemeiner Uebereinstimmung verwarfen und anfeindeten. Ihre Begünstigung konnte zwar im 18. Jahrhundert den Sieg der amerikanischen Unabhängigkeit und Befreiung beschleunigen; aber ihre Anfeindung konnte diesen Sieg im 19. Jahrhundert nicht mehr vereiteln. Wenn sodann Gervinus hervorhebt, daß bei einer Vergleichung der Südamerikaner mit den Nordamerikanern alles zum Vortheile der letztern ausfalle, weist er doch zugleich bei den erstern auf die sehr zahlreichen Tüchte einer „Ausdauer im Unglück, einer Fähigkeit zu Entbehrungen, zur Ertragung unsaglicher Beschwerden, zur Aufopferung von Ruhe und Besitz, von Gesundheit und Leben für die väterlichen Venaten, wie davon die Geschichte nur wenige Beispiele hat“. Er weist hin auf den

bei den Südamerikanern oft so merkwürdigen Verein von elastischer Kraft und standhafter Ausdauer, ohne es jedoch zu übersehen, wie diese guten und männlichen Eigenschaften allzu häufig durch den Rückfall in eine fast unglaubliche Inolenz und Erschlaffung durchbrochen werden, und wie plötzlich wieder die selbstsüchtigen Triebfedern des Ehrgeizes und der Eitelkeit, des Eigennuzes, der Genußsucht und des persönlichen Nachdenkstes über alle Rücksichten des Gemeinwohls die Oberhand gewinnen. Dabei fällt es jedoch dem Kenner der Geschichte in keiner Weise ein, die Nordamerikaner selbst in der ruhmvollsten Zeit ihrer Erhebung als fleckenlose Muster bürgerlicher und kriegerischer Tugend anzupreisen. Er betont es vielmehr (S. 104 fg.), wie auch Washington fortwährend Klage erhoben habe:

daß die Menschen von selbstlosen Grundfätzen wie ein Tropfen im Meer seien, daß auf das Feuer der patriotischen Begeisterung zu bauen eine Eherheit sein würde; daß Ausschweifungen, Zerstörungsgelüste, Müßiggang, Eigennuz und Zwietracht die Sache der Unabhängigkeit unaufhörlich gefährden.

Der Erzählung der Begebenheiten ist überall an passenden Orte die gelungene Schilderung der hervorragenden Persönlichkeiten eingefügt, wodurch andererseits wieder der Verlauf der Begebenheiten theilweise erklärt wird. Wir machen hier nur aufmerksam auf die Charakteristik der Generale Paez und Bolívar in Columbien, deren Eigenschaften sich in mancher Beziehung widersprachen, die sich aber ebendeshalb gegenseitig ergänzten, was zur endlichen Herbeiführung entscheidender Erfolge gewiß nicht wenig beigetragen hat. Paez gehörte der farbigen Bevölkerung an und war offenbar der hervorragendste unter der beträchtlichen Zahl der farbigen Emporkömmlinge. Er war nicht so überlegenen Geistes, daß ihm dieser den Mangel jeder Bildung hätte ersähen können; er hatte keinen genialen Blick für weite und verwickelte Verhältnisse; aber er war ein ganzer Mann zu jeder Zeit und an jeder Stelle. Unerfrocken und mutig bis zur Tollkühnheit, von hohem Wuchse und allen andern so überlegen an körperlicher Stärke, daß es ihm eine Lust war, seine widerspenstigen Soldaten im persönlichen Ringkampf zum Gehorsam zu zwingen, war er der Abgott seiner wilden Krieger, die um so williger ihm folgten, je weniger er sich überhob, je mehr er auch als Befehlshaber ihr Kamerad, in Ernst und Spiel ihr Genosse blieb bei allen Leiden und Freuden, bei allen Entbehrungen und Genüssen. Ihm hatte man es vor allen zu verdanken, daß die Klaneros in den Ebenen des Orinoco — ein kriegerisches und abgehärtetes centaursches Hirtenvolk, gleich den Gaucho's in den Pampas der Platastaaten, oder den Gzikos in den Pustien von Ungarn — für die Sache der Unabhängigkeit gewonnen wurden. Ebendiese Klaneros waren früher durch die ungeschickte Behandlung von seiten einiger republikanischen Führer den Spaniern als gefährliche Werkzeuge der Unterdrückung in die Arme geworfen worden, und ihr späterer Uebertritt zu der Sache der Unabhängigkeit, der sie fortan mit ausdauernder Treue dienten, war von nicht geringer Bedeutung. Zum Führer dieser Halbwilden in einem vieljährigen Kriege, der

— abgesehen von einigen merkwürdigen Städteverteidigungen — nichts anderes war, als ein über ungeheure Räume ausgebreiteter Guerillakrieg, schien gerade Parz wie von der Natur bestimmt. Ueberdies war er uneigennützig, ohne Mißgunst und Neid, und bei aller Strenge und Schonungslosigkeit gegen sich selbst doch milde gegen andere; auch bewahrte er sogar in seiner spätern Sietlung als militärischer Dictator den Sinn für Gesetz und Ordnung.

In der in den höhern Stellungen so besonders seltenen Tugend der Uneigennützigkeit war Bolivar sogar nach den Zeugnissen seiner Feinde seinem Kampfgenossen Parz gleichzustellen. Nachdem er selbst ein großes Vermögen der amerikanischen Sache geopfert hatte, wies er ohne Brunk und ohne Ueberwindung die Millionen zurück, die ihm später die Congresse der befreiten Länder anboten, und schon darum wird sein Name glänzender in der Geschichte leuchten, als derjenige aller spätern Emporkömmlinge, welche die einmal gelungene Speculation auf politische Macht zum Ausgangspunkt für Speculationen auf Geld und Gut zu benutzen suchten. Auch das ist anzuerkennen, daß der Schicksalsmann der Neuen Welt, der Retter der amerikanischen Gesellschaft sich erst auf mühseliger dornenvoller Bahn den Ruhm seines Namens erobern mußte, daß er sich seine einflußreiche Stellung durch keinen intriguenmäßig vorbereiteten Staatsstreich, dessen Gefahr er seinen Werkzeugen überlassen durfte, mit einem gelungenen Wurf erwürfeln konnte. Dagegen ist Bolivar nicht völlig freizusprechen von Mißgunst gegen seine Nebenbuhler, von Eitelkeit und jenem Ehrgeiz, der nicht immer die persönlichen den sachlichen Rücksichten nachsetzt. Es lag in seiner creolischen Natur, daß er sich nach erfolgreichen aber mühevollen Anstrengungen in Genusssucht und Schlassheit zurückfallen ließ, und sich dann wol auch solcher Schwächen und Versäumnisse schuldig machte, wodurch das mühsam Errungene wieder aufs Spiel gesetzt wurde. Er bewies es zu wiederholten malen, daß er die berechnende und combinatorische Kühnheit des Feldherrn besaß; aber er hatte lange nicht in dem Grade wie Parz den die Menge gewinnenden und fortreißenden soldatischen Muth, der die persönliche Gefahr lieber aufsucht, als ihr aus dem Wege geht. Mehrere seiner Kampfgenossen und Reider machten ihm sogar gelegentlich den vielleicht ungerechten, aber einer rohen Masse gegenüber stets gefährlichen Vorwurf der persönlichen Feigheit. Dennoch war Bolivar unter allen revolutionären Führern derjenige, der am mächtigsten und entscheidendsten in die Geschichte Südamerikas eingriff und der als der Unentbehrliche nach jedem Falle stets wieder durch die Stimme seiner Mitbürger an die Spitze gehoben wurde. Denn ihm stand das Uebergewicht einer gebildeten Intelligenz zur Seite. Er war nicht bloß Feldherr, sondern hatte auch den umfassenden Blick des Staatsmanns, und sogar seine in der beschränkten Denkweise eines abstumpfenden Despotismus erzogenen Landsleute fühlten es doch bald heraus, daß ihr eigenes Schicksal mit dem der andern Staaten und Völker eng verflochten sei und daß sie eines Mannes be-

durften, der auch die internationalen Beziehungen kannte und richtig zu beurtheilen wußte.

Schon durch die oben erwähnte Denkschrift hatte Bolivar seine staatsmännische Begabung dargezhan, und er gab dafür auch in der Folge noch manchen thatsächlichen Beweis. So theilte er keineswegs mit der großen Mehrheit seiner Landsleute die von den Spaniern ererbte hochmüthige Selbstgenügsamkeit und den allen rohen Völkern noch eigenen Haß oder Verachtung alles Fremden. Vielmehr erkannte er es als höchst wichtig, daß möglichst das Ausland und die Ausländer durch ihr eigenes Interesse für die Sache der Unabhängigkeit gewonnen würden. Darum ließ er unter noch so lästigen Bedingungen in London über die Anwerbung von Engländern unterhandeln, um die britischen Interessen an die der Amerikaner zu knüpfen. Bolivar's Unterhändler, Menzies, ging so weit, daß er für jeden englischen Soldaten 80 Dollars Handgeld bestimmte, 2 Schilling Tagelohn mit englischen Rationen, am Ende des Kriegs ein Stück Land und 500 Dollars; für die Offiziere ward ein Drittel Sold mehr festgesetzt, als der entsprechende Sold bei der britischen Cavalerie. Auch ein deutsches Corps wurde in Brüssel angeworben. Die zuerst angeworbenen Engländer langten gerade zur Zeit von Bolivar's Unglück an, weil die meisten kamen durch Noth und Seuchen um, oder verließen sich wieder, aber die wenigen Uebrigbleibenden leisteten gute Dienste. Darum ließ Bolivar von neuem ein Corps Engländer anwerben, und in England zeigte sich so große Neigung zur Anwerbung, daß sie sogar auf die Stimmung der spanischen Expeditionsarmee in Cadix einschüchternd wirkte und sich die englischen Minister dazu herbeiließen, jenen Werbungen durch eine foreign enlistment bill Einhalt zu gebieten. Von den mehreren tausend Engländern, die überhaupt zwischen 1817 — 19 Venezuela erreichten — selbst von denen, die zu günstiger Zeit anlangten —, kam die große Mehrheit durch Krankheit, Entbehrungen und Strapazen um das Leben; aber die wirklichen und großen Dienste, welche die geringen Ueberbleibsel leisteten, waren mit dem dafür gemachten Aufwande nicht zu theuer erkauft. Noch beachtenswerther und von allgemeinerer Bedeutung war es, daß Bolivar, nach dem Beispiele Washington's und des nordamerikanischen Congresses, ein Gesetz erließ, das allen Soldaten zur Belohnung ihrer Dienste am Ende des Kriegs ein Geschenk von Ländereien zusagte und die Austheilung dieser Nationalgüter regelte. Auch der fleckenreine und uneigennützigste Washington, auch der uneigennützigste Bolivar gehören also zu jenen wirklich großen Feldherren und Staatsmännern, denen es „eine Thorheit ist, nur auf selbstlose Menschen zu zählen und nur auf das Feuer der patriotischen Begeisterung zu bauen“, die vielmehr die Menschen nehmen, wie sie wirklich sind und gerade darum diesen wirklichen Menschen gerecht zu werden trachten, indem sie nach den Leistungen, die der Staat von seinen Soldaten fordert, auch die Gegenleistung des Staats an die Soldaten bemessen. Von dieser klügern, gerechtern und wirksamern Militärpolitik ist man aber

im Allgemeinen noch weit entfernt in den europäischen Festlandsstaaten.

Dem Verfasser konnte es nicht einfallen, in seiner einmal vollendeten Geschichte des südamerikanischen Unabhängigkeitskriegs Conjecturalpolitik zu treiben und sich in Rathmachungen über die Zukunft der Neuen Welt zu ergehen. Aus seiner unbefangenen Schilderung des Thatfactischen und der maßgebenden Persönlichkeiten zur Zeit der Kriese geht jedoch schon deutlich hervor, daß er nicht der Ansicht derjenigen sein kann, welche den romantischen oder gemischten Völkern in der größern südlichen Hälfte Amerikas für alle Zeiten eine traurige Zukunft oder eine bloß untergeordnete Stellung im Getriebe der Weltgeschichte weissagen; welche ihren tugendhaften Abscheu vor der Anarchie in Amerika äußern und jene unfindbare Ordnung in Europa rühmen, die wol immer nur eine Erschlaffung vor und nach der Zeit eines revolutionären Fiebers ist; welche ihr Wehe schreien über die wenig bedeutenden Raubhalgereien einiger südamerikanischen Militärschäufelinge und jeden Maßstab, jedes Urtheil und jedes Gefühl für die Uebel und Gefahren einer Militärherrschaft verloren haben, die mit vielfach größerm Drucke auf den meisten Völkern Europas lastet.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

Franz Dingelstedt als Lyriker.

Neue Auflagen von Büchern und namentlich von Gedichtsammlungen haben zwar in der Regel keinen Ansprach darauf, in d. Bl. ausführlicher berücksichtigt zu werden, da das literarische Material uns von allen Seiten in so reicher Fülle zufließt, daß wir Mühe und Noth genug haben, nur die ersten Auflagen aller ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmenden Schriften zur Anzeige zu bringen. Wenn sich jedoch ein Buch, beziehungsweise eine Gedichtsammlung, bei einer spätern Auflage so erneuert hat, daß die hinzugefügten Ergänzungen zugleich als Ergänzungen zur Charakteristik des Verfassers oder Dichters anzusehen und an sich von Werth und individueller Bedeutung sind, wenn namentlich zwischen der einen und der darauf folgenden Auflage ein langer Zeitraum lag, in welchem sich der Verfasser weiter entwickelte, dann muß es nicht bloß erlaubt, sondern auch als eine Pflicht erscheinen, von dieser Regel eine Ausnahme zu machen.

Eine solche Ausnahme gestatten wir uns heute, indem wir die zweite Auflage der „Gedichte“ von Franz Dingelstedt (Stuttgart, Cotta, 1858) zur Anzeige bringen. Das scharf individuelle Gepräge, welches diesem Dichter eigen ist, würde uns allerdings die Versuchung nahe legen, hier ein Bild des Dichters in ganzer Figur zu zeichnen; dies hat indeß bereits J. Gegenbaur bei der Besprechung der ersten Auflage der Dingelstedt'schen Gedichte in Nr. 13—16 d. Bl. für 1846 gethan, und wir wollen uns, besonders angesichts einer zweiten Auflage, die doch nur zum Theil Neues enthält, darauf beschränken, zu jenem Gesamtbilde Dingelstedt's als Dichter

einige Retouchirungen und ergänzende Striche zu liefern, soweit und die neu hinzugefügten Gedichte hierzu Stoff und Anlaß bieten.

Wir übergehen daher das „Buch der Lieber“ und das „Buch der Liebe“, soweit dieses nichts Neues enthält, die in den „Irrfahrten“ enthaltenen Selbstbekenntnisse, den vielbesprochenen Liebercyclus „Roman“ voll brennender Sinnenglut und gallenbittern Degouts, die Sonette, die „Denkmäler“ mit den schönen Gedichten an Goethe, Chamisso u. s. w., das bekannte unheimliche „Nachstück aus London“, das ergreifende, in energischen nachdunkeln Farben ausgeführte Seelengemälde „Niederländisches Seestück“, das treffliche Gedicht „Die Flüchtlinge“ u. s. w., da wir annehmen dürfen, daß über alle diese das Urtheil bereits festgestellt ist. Etwas wesentlich Neues, wodurch wir dem Dichter selbst Genüge thun oder ihm gar lehrreich werden könnten, trauen wir uns in der That kaum zu, darüber zu sagen. Auch ist Dingelstedt, wie wir glauben, in sich fertiger und über das, was er will und kann, über sich, sein Talent und seine Tendenzen klarer als irgendein anderer Dichter. Er selbst verzichtet, wir wissen es genau, auf Erfolge im Stille Geibel's oder Redwig's wie auf „classischen“ Nachruhm, er begnügt sich mit dem Verdienst, ein durch und durch modernes Buch, das nur „freie, starke und männliche“ Seelen auf- und annehmen können, auf den Markt gebracht zu haben. Unbemerkt können wir jedoch nicht lassen, daß er in seiner jetzigen officiellen Stellung manche fast schauerliche Selbstbekenntnisse, die er als freier Literat ablegte, zu unterdrücken nicht für nöthig gehalten und seinen alten Trost gegen das Urtheil der Menge und seine Gleichgültigkeit gegen die Meinungen und Mißdeutungen der Welt von neuem dargelegt hat. Wie mit brennenden Lettern steht auch in diese Auflage das „Nachstück aus London“ eingedruckt mit dem unerhörten Fluch, den er früher gegen sich selbst schleuderte:

O unglücklich Weib! Sie bietet zum Genuß
Zeit den entweihten Leib; ihr Lächeln, ihren Ruf
Verkauft sie an den ersten Besten.
Ich — buhle mit dem Geist! O unglücksel'ger Mann!
Das Göttliche in mir biet' ich dem Böbel an,
Bei seinem Abhug mich zu mästen!

Und weiter:

Es ist derselbe Fluch, der auf uns beiden brennt:
Auf deine Schönheit schlug, es schlug auf mein Talent
Das Handwerk seinen Sklavenstempel!

Fühlt sich der Dichter auch in seiner jetzigen Stellung von diesem Fluche oder seinen Nachwirkungen noch nicht ganz frei? noch immer gelähmt durch die Last der Gegenwart oder durch den Druck der Erinnerungen an die Vergangenheit oder durch bange Wäfte in das Künftige? Oder hat er diese Selbstverfluchung seines Talents als ein ihm selbst historisch gewordenen Moment aus seinem Buche nicht tilgen wollen, weil dieses ja die Geschichte seines Lebens und der von ihm mit sich und mit der Welt bestandenen Schlachten enthält? Gerade die kritischen Momente sind in einer Schlacht die allerwichtigsten,

und wo gäbe es für einen Dichter einen kritischen Augenblick als den, in welchem er sich dazu hinreißt, sein Talent mit einer ihre Gunst selbstbletenden londoner Dirne zu vergleichen? Das ist der Wendepunkt, wo sich der Kampf nothwendig entweder zum Siege oder zur Niederlage entscheiden muß, und da wir von einer letztern bei Dingelstedt nichts wissen, so dürfen wir eher auf den erstern schließen. Aber freilich die Wunden, die dem Geiße in seinem Kampfe mit der Welt geschlagen werden, heilen nicht so leicht als körperliche Wunden, und die Narben, die sie hinterlassen, reichen nicht immer zur Beruhigung aus, vielmehr dem, der diese Wunden in der Verzweiflung sich selbst schlug, nicht selten zum nagenden Vorwurf.

Indeß lassen wir das Vergangene vergangen sein und wenden wir uns dem Genuße der neuern Früchte am Baum der Dingelstedt'schen Lyrik zu. Sie haben in der That einen im Ganzen mildern, weniger brennenden Geschmack. Wir begegnen z. B. unter den Gedichten, womit diese neue Auflage vermehrt ist, einem Epilog „Hauslieder“, die allerdings einen Frieden athmen, der zu der im „Roman“ lobernden wilden Blut wohlthätig und beruhigend wirkt, wenn er auch nicht das ist, was man „Gottesfrieden“ nennt. Doch auf diesen resignirten „Frieden in Gott“ werden wir Modernen wol überhaupt verzichten müssen. In dem Gedicht „Verwandlungen“ erinnert er seine Gattin daran, wie viel Glanz und Ruhm sie für ihn aufgeben mußte:

Für Jubel und Verehrung,
Für Gold und Eudern viel,
Nur eine Christbescherung,
Ein Baum, ein Krippenspiel!

Die Dreier werden Dreien;
Mein holdes Weib, keh' her:
Ein neues Wiegenbettchen!
Nicht wahr, was willst du mehr?

Sehr schön ist das Gedicht an seine Tochter Gabriele, an die er, als sich auf seinem Schüttel ein einzelner Vorposten von grauem Haar einfindet, die Bitte richtet:

Du aber nimme die Schar' und schneid'
Dir ab dies weiße Häbchen;
Als Einschlag für mein Sterbelleid
Bewahr' es, liebes Mädchen!
Gott gebe, daß auf meinem Grab
Du sitzen kannst und beten:
Von seinen grauen Haaren hab'
Ich keines zu verorten!

Aber auch Anklänge düst'rer Weltanschauung finden sich in diesen gemüthvollen Liedern:

Die Welt mit ihren bunten Bildern,
Sie reizt und fesselt mich nicht mehr;
Es fällt mir schwer, sie abzuschildern,
Sie nur zu sehen fällt mir schwer.

Seinem Sohn Franz ruft er zu:

Du mußt, wie es dein Vater vor dir that
Dir keine Stelle in der Welt erwerben;
Magst du gedeihen, oder ach! verderben,
Dein ist, sowie die Ernte, auch die Saat!

Dann mischt sich wieder die Dingelstedt'sche Ironie,

die leicht etwas ins Verbe übergeht, in diese Klänge, wie in dem originellen Gedicht „An meinen Reisefack“:

Du wirst sogar, nicht ohne Thränen,
Den letzten Liebesdienst mir thun;
Auf dir, auflast auf Hobelspänen,
Will dieses Haupt im Sarge ruhn;
Und daß mein Erbe nicht vergesse,
Den Inhalt steck' er sein hinein:
Ich will, wie Schiller's Adamieste,
Mit Ruhedör begraben sein!

Gibt mir ein Dägend Trauerspiele,
Die ich zum Einschlaf stets bedarf,
Zündhölzchen, Büchsen, Gänsefelle,
Mir niemals, andern oft zu scharf,
Den Schwamm, Vergangenes auszuwischen,
Ein Glas, aus dem man Letztes trinkt,
Auch kühner Wasser zum Erfrischen,
Wenn's drunter, wie hier oben sinkt!

Ebenfalls eine neue Zuthat sind die „Lieder aus der Fremdenlegion“, die Selbst- und Weltbetrachtungen eines Legionärs auf Helgoland, dem es gleichgültig ist, wohin es geht, ob nach Indien oder der Krin; denn „wird es draußen noch so schlimm, daheim — war's auch nicht gut“. In oft glücklichem Volkston, den aber auch häufig wieder zu raffinirte künstliche Wendungen unterbrechen, ist darin der politische Jammer Deutschlands und das Elend dieser Leute geschildert, die, herrenlos in dem herrenreichen Vaterlande, ihre Haut um ein paar Schillinge an das Ausland verkaufen. Der Ton ist beißend ironisch, nicht ohne Beimischung von Wehmuth. Diese Mischung von Ironie mit tiefem Gefühl theilt Dingelstedt mit Heine, nur löst sich bei ihm die Ironie nicht ab, um das Gefühl wider in seiner Nichtigkeit darzustellen und höhnisch zu behandeln, sondern die Ironie durchdringt die Empfindung, wird selbst Empfindung und dient dieser nur zur Verstärkung. Diese Lieder sind übrigens bereits aus einem der deutschen Musenalmanache bekannt, und eine der schönsten mit dem Anfang „Am hohen Falm mein Schilderhaus“ ist bereits früher von uns mitgetheilt worden. Doch können wir uns nicht versagen, hier noch ein paar Strophen aus dem Liede Nr. 3 mitzutheilen, worin sich der Legionär über die Brüggeleien der Deutschen untereinander in folgender origineller Weise tröstet:

Herr Corporal, laß mit Vergnügen
Nur Haut und Fuchtel ruhen,
Es bleibet ja den Russen sunst
An uns nichts mehr zu thun.

Auch der Herr Lieutenant sind nicht faul,
Kann fluchen nach der Regel,
Und fährt ein Verlon im Maul
Von Esel, Ochse und Flegel.

Fürwahr, mein einz'ger Trost ist bei
Dem angeschlachten Treiben,
Daß Schimpferei und Schlägerei
Unter uns Deutschen bleiben.

Tragische Bilder aus der münchener Cholerazeit enthalten die „Drei Stüdlein aus dem Todtentanz zu München, 1854“. Das erste derselben erzählt die Geschichte von 13 Handwerksburschen, welche in der bekann-

ten münchener Bierwirtschaft Zum grünen Baum beieinander waren und sich durch die ominöse Zahl 13 zu dem Scherz verführen ließen, durch Würfeln zu entscheiden, wer von den 13 Personen im Laufe eines Jahres durch den Tod abgefordert werden würde. Ein Schneider wirft dreimal hintereinander drei Einsen, die niedrigste Zahl. Erschüttert wankt er nach Hause, fällt hier auf die Knie vor einem Muttergottesbilde und verpflichtet sich feierlich, das Muttergottesbild in Dettingen von Kopf bis zu Füßen neu zu kleiden, falls ihm das Leben erhalten würde. Die Jungfrau Maria geht auf den Handel ein; die Cholera rafft im folgenden Jahre sämtliche Würfler dahin, den Schneider ausgenommen, der am Grabe des Lepten ausruft: „Der Glaub' ist stärker als der Aberglaube!“ Es ist dies wol das erste Gedicht, in welchem Dingelstedt einen Stoff behandelte, der mit der Gläubigkeit und dem religiösen Mysticismus etwas zu thun hat. Das zweite erzählt das Schicksal eines jungen Mannes in Tirol, der endlich seinen Verlobtenswunsch erfüllt sieht und den Ruf als Hofschauspieler nach München erhält, aber schon am Tage nach seiner Ankunft in München von der Cholera ergriffen und hinweggerafft wird. Seitdem kann man täglich seine Mutter an seinem Grabe sitzen sehen, das Berufungsschreiben in der Hand:

Sie hält in ihrem Schoße
Ein welkes Blatt Papier;
Das Siegel drauf, das große,
Das schwarze, zeigt sich dir —
Und spricht mit Stolz: „Ich sehe
Hier nicht als Bettlerin;
Da drunten liegt mein Fräulein,
Der Hofschauspieler, dein!“

Das dritte dieser „Stücklein“ berichtet von einer Amme, die, von der Cholera ergriffen, sich nicht eher ins Spital bringen lassen wollte, als bis man ihr vorstellte, daß ihr Bleiben ihren geliebten Pflegling, das „Comteßel“, selbst mit Ansteckung bedrohe. Wir begegnen darin folgender Strophe:

Vornehme Kinder haben keine Mutter,
Sie sind vom ersten Athemzug verwaist;
Ein fremder Busen gibt ihr leiblich Futter,
Und fremde Bonnen gängeln ihren Geist.
Nur wenn Papa im Spiel, Mama bei Pese
Die Nacht zuvor besonders glücklich war,
Dann bringt zum Frühstück wol die Kammerzofe
Ein kleines, schönes, ausgeputztes Paar.

Diese Bissigkeit gegen die Unnatur der vornehmen Gesellschaft findet sich, wie man sieht, bei Dingelstedt heutzutage noch, wie sie sich früher, wenn auch in stärkerem Grade bei ihm fand. Es ist eine seltsame Doppelnatur in ihm. Derselbe Widerspruch zwischen der Eleganz der Form und der Verbotheit des Inhalts, der sich so häufig in seinen Gedichten findet, scheint sich auch auf seine Lebensgewohnheiten oder von diesen auf jene zu übertragen. Es scheint ihn unwillkürlich hinaufzureißen in die vornehmen Kreise, in eine Lebensstellung voll äußerer Eleganz, obschon er sich dieser Gesellschaft doch wol nur äußerlich accommodirt, innerlich aber — denn etwas von einem Plebejer in gutem

Sinne steht noch in ihm — fortdauernd Opposition macht. Seine freilustige weltverachtende Ironie überwirft ihn immer wieder mit den Verhältnissen, in die zu gelangen und die zu beherrschen vielleicht sein höchster Ehrgeiz war. Goethe, Dingelstedt's Vorbild in manchem, verachtete seine Umgebungen zuletzt auch gründlich, wie wir aus einer Mittheilung von Nicolovius wissen, aber die Thräne des Jorns und Ingrimms, die er bei gewissen Vorfällen in seinem Auge zerdrückte, ließ er vor dem höfischen Volke nicht sehen, sondern er wandte sich abseits; Dingelstedt, der auch als Dichter die Goethe'sche Selbstbeherrschung nicht besitzt, macht ihnen eine Grimasse ins Gesicht.

Mit derselben souveränen Verachtung, wie die Gesellschaft, behandelt er auch die moderne Literatur. In dem etwas herb absprechenden und in der Form etwas spröden „Epilog“ redet er das Publikum an:

Du liebst, wenn du ein Lesebad gebrauchst,
Daß du in lauliches Gefühlst tauchst.

Die Wahrheit, welche kalt dich überläuft,
Wilst du in süßer Bibernilch erkaufst.

Ein Phrasenmeer, ein Strom von Sentiment,
Kein Salzorn Geist: das gilt dir für Talent.

Das wird, als hätt' es eine Welt bewegt,
In jeder Messe zweimal aufgelegt.

So hat uns Gott ein Christenthum beschert,
Und ach, ein Volk, das eins des andern werth.

Das Höchste ist, das Drama, der Roman,
Dem Handwerk, dem Versuche unterthan.

Ebenso übel ergeht es der Lyrik:

Formvirtuosen, die die Kunst gezeigt,
Wie man auf Einer Saite alles zeigt.

Vornehme Gauller, die, weil's Mode nun,
Vollselbsterlich und bänkelfäng'risch thun u. s. w.

Alle, die nach Umland und Heine gekommen sind,
Gelten ihm als Epigonen. Und die Zeit selbst:

Die Zeit hat andre Ziele als die Kunst:
Ihr bester Geist verpufft im Dampf, im Dunst.

Dennoch liebe er diese Zeit; sie sei sein Mütterchen, sein Fleisch und Blut; daher suche er die Poesie nicht in der Ferne, sondern in der Nähe, und sollte er sie „aus dem tiefsten Schlammte waschen“. Vielleicht werde eine spätere Zeit, wie sie andererseits manches jezt gefeierte Idol stürzen werde, in seinen Fragmenten wenigstens den unerschrockenen Wahrheitslieb erkennen:

Und wenn sie gleich auch mich nicht krönen kann
Als Meister, spricht sie doch: er war ein Mann.

Im Grunde bedurfte es dieses polemischen Prologs nicht, da schon die poetischere und harmlosere „Zuignung“, welche er dieser Auflage vorangestellt hat, vollkommen hingereicht haben würde, das Publikum auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus er betrachtet sein will. Er nennt sich darin einen vorzugsweise subjectiven Dichter:

Doch eins wird sich in allem zeigen,
Was dichtend ich ins Leben rief:
Es ist, oft allzu sehr, mein eigen,
Gelehrte nennen's subjectiv.

Ich bin einmal (und will's auch bleiben!)
 Ein unveränderlich Subject:
 Nur was ich lebe, kann ich schreiben,
 Gleichviel ob's andern taugt und schmeckt.
 Deswegen hab' ich niemals allen,
 Wol einzelnen um desto mehr,
 Mir selbst am wenigsten gefallen —
 Das werdende genügt sich selber.

Allerdings ist Dingelstedt ein sehr subjectiver Dichter; das Ich sitzt bei ihm, wie die Kreuzpläne, lebend und lauernd immer im Mittelpunkte, von dem alle Ausstrahlungen ausgehen und zu dem sie wieder zurückkehren. Das ist zwar bei den meisten Modernen auch der Fall; aber sehr häufig sind die Situationen und Gemüthsstimmungen, in denen sich Dingelstedt producirt, nicht von jener Art, wie sie jeder erleben und mitempfinden kann, sondern von höchst exceptioneller Art, die für gewöhnliche Menschenkinder zuweilen sogar etwas Befremdliches, wenn nicht selbst Abstoßendes hat, indem der Gefühlsreiz darin sich zum Ueberreiz steigert. Gedichte dieser Gattung haben dann keine Allgemeingültigkeit, sondern nur eine individuelle Bedeutung; sie mögen eigenenthümlich in Inhalt und Ausdruck sein, aber sie werden niemals Gemeingut der Nation werden können, weil diese eben nicht aus lauter Dingelstedts besteht. Indes weiß er sich auch nicht selten mit großer Energie in die Gemüthszustände anderer, namentlich leidender Individuen zu versetzen, wie die ergreifende nachdüstere Erzählung von der unglücklichen Zeintge, deren ironisch zugespitzter Schluß ebenfalls gegen die Blasiertheit der vornehmen Gesellschaft gerichtet ist, die Pieder eines Legionärs, die „Drei Stücklein aus dem Todtentanz zu München“ und manche andere Nachtbilder aus dem socialen Leben beweisen, und diese Gedichte gehören gerade zu den schönsten und haben Anspruch auf Popularität. Jedenfalls hat diese Sammlung den Vorzug, daß sie, wie er selbst von ihr sagt, ein volles Dichterleben widerspiegelt, in welchem, nach seinem eigenen Geständniß in der „Zueignung“, auch die Verirrungen, Flecken und Schatten „schwarz und scharf“ mit abgezeichnet sind.

Hermann Marggraff.

Criminal-psychologische Denkwürdigkeiten. Für Gebildete aller Stände. Von Friedrich Noellner. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Für „Gebildete aller Stände“ sind diese Denkwürdigkeiten allerdings, denn der Inhalt ist interessant und die Darstellung geistreich und blühend. Dieser Inhalt besteht aber aus zwei Theilen, den theoretischen Winken und Wünschen und den mitgetheilten Erinnerungen aus wirklichen Criminalfällen, welche zu diesen Winken und Wünschen hülfreich sein sollten. Beide Theile sind von tief sittlichem Ernste inspirirt, und es ist nur zu wünschen, daß die Gebildeten aller Stände, welche die Macht haben einzuwirken, mit demselben Eifer die Winken und Wünsche des Verfassers lesen möchten. Aber die Gedanken, Winken und Wünsche sind im allgemeinen nichts Neues, sie vibriren schon mehr als in der Luft, sie sind da und dort schon öfters ausgesprochen, und es kommt nur darauf an, sie zusammenzufassen, sie zum System zu schmieden und denen ins Gesicht handhast hinzuhalten, welche der Macht und des Willens sind, sie zur Ausführung zu bringen. Und wenn das auch nicht der Fall wäre,

wenn es nur Winken und Wünsche blieben, weil das rechte Forum, Parlament, Autorität noch fehlen, so ist es doch gut, wenn die fluctuirenden Gedanken immer dichter, fassbarer, massenhafter werden, um denen um Sinn und Herz zu schweben, gleichsam den Zaudernden zu drohen, welche vielleicht vereinzelt doch berufen sind, dabei mitzuwirken. „Stehen“, ruft der Verfasser, „mit jenen (von ihm dargestellten) Erfahrungen unsere Staats-einrichtungen, unsere Gesetzgebung, unser Staatsrecht, die Strafvollstreckung im Sinne des Zwecks im Einklang? Sind wir wirklich so weit vorgeschritten, wie unser Jahrhundert sich rühmt?“ Er antwortet mit einem entschiedenen Nein. Fortschritte sind da, ja, man hat die Autos da Se abgeschafft, auch die Verbrennungen von Hexen und Ketzern; man hat endlich auch in den meisten Ländern den einsamen Inquisitionsproceß, die moralische Folter vor den verschlossenen Mauern, fahren lassen, die Öffentlichkeit wirft ihr Licht auf Schuld und Unschuld, und die Geschworenen bürgen dem Angeeschuldigten, daß nicht allein die eiserne Form, sondern auch menschliche Gemüther über ihn urtheilen. Aber im Hinblick zu den Anforderungen eines die psychologische Grundlage des Menschen festhaltenden Rechts sind wir sicherlich nicht vorgeschritten, und er ruft: „Ein späteres Jahrhundert wird darüber richten, wie wir über die Vergangenheit urtheilen; man wird dann erkennen, wie weit wir heute von dem hohen Ziele entfernt waren, welches die Stätte der Gerechtigkeit ist.“ Ob denn das niemand bedenklich sei, fragt er, wenn zuweilen Aussprüche der Geschworenen deutlich gegen das Gesetz verstößen? Das natürliche Rechtsgesühl steht im Widerspruch mit der Gesetzgebung, und dieses Rechtsgesühl macht sich trotz aller Eide, nur an das Gesetz zu halten, Geltung durch die zwingende Macht des moralischen Gesetzes, und die Freisprechung der Angeklagten siegt über die juristische Erfindung. Möge auch „ein im positiven Gesetze großgezogener Jurist“ bedenklich den Kopf schütteln, so müßten wir daraus den sichern Fingerzeig entnehmen, „wie weit die Strafgesetzgebung in der Anforderung für materielles Recht noch zurück ist“.

Alle Strafen und Strafsysteme ruhen nicht auf solider Grundlage. Keine der zahllos deutschen Strafrechtstheorien hat sich im Leben verwirklicht. Den Beweis dieser Behauptung, wenn es dessen noch bedürfte, führt der Verfasser in kurzen Worten: Vor 100 Jahren war die Justiz billig und kurz, durch vielbeschäftigte Richter, Stauvenschlag, Landesverweisung, Prügel, Mariern aller Art. Ward es gebessert? Nun, an die Stelle von allem kam die Freiheitsstrafe, theuer und lang. Macht das die Subjecte und die Objecte besser? Was ist über die Zuchthäuser gedacht und geschrieben und was ist das Resultat? „Man verpöket die Moral, man fügt die Milderträchtigkeit in den Strafanstalten zusammen und zerstört jeden Funken von Rechtsgesühl im Sträfling und gibt dafür jährlich Millionen aus.“ Kann da eine Strafgesetzgebung im Fortschritte begriffen sein? Der Verfasser erinnert an Schiller's Bekanntniße eines „Verbrechens aus verlорener Ehre“, der, als Verirrter ins Zuchthaus gesperrt, unter Mördern, Dieben und Vagabunden geschult, seinen Lehrmeister im Abscheulichen endlich übertraf. Die Gesetze, meinte er einst, wären Wohlthaten für die Welt, aber die Zeitrechnung meiner Verbrechen, sagt er, sing mit dem Urtheilspruch an, der mich aus immer um meine Ehre brachte. Eine solche Anklage gegen den Staat habe Schiller vor 58 Jahren erhoben „und sie besteht noch heute“. So stehe es mit der Dualität der Strafe, ob aber die Quantität der langdauernden Strafen die Verbrecher bessere oder die Gutsittlichkeit nicht noch vergrößere? Genüge nicht oft ein Viertel der Strafe?

Aber unendlich wichtiger als das ist die Aufgabe: die feinen Fäden zu entdecken, „welche nach der Genese des Verbrechens“ hinführen. Vor wenigen Jahrhunderten hatte man sicher einen psychologischen Schlüssel gefunden, den Bund mit dem Teufel. Theologen, Juristenfacultäten und Parlamente erkannten ihn an, und daß ohne Teufel keine Religion und kein Recht sei; ob wir denn nun auch den modernen Schlüssel, den Aufklärung und

Wissen uns zureichen, besäßen, nur aus der Seele des Angeeschuldigten das rechte Bekenntnis zu entwinden? Wer hat die Vermögenheit das zu behaupten! „Wenn dem aber nicht so wäre“, sagt er, „müßten wir nicht in Demuth und Bescheidenheit erkennen, daß kein erschaffener Geist in das Wesen der menschlichen Seele bringt, das seine Unkenntnis niemals durch bürocratische Machtprüche zu ersetzen ist, daß uns dies Bedenken wenigstens zur Milde und Humanität auffordern müßte?“ Der Verfasser vertieft sich dann wissenschaftlich in sehr feine Fäden der Psychologie und Phrenologie und verweist auf eine psychologisch-psychologische Prüfung, welche allein der Rechtswissenschaft helfe; aber möchten die deutschen Juristen auch rasches ihre vorgeschriebenen Pflichten erfüllen, was werde das Resultat ihrer Wirksamkeit für die Gerechtigkeit in jenem Sinne sein? Ein weiterer Abstand bleibe eröffnet zwischen ihren enormen Anstrengungen mit den Millionen an Kosten und einem fast gänzlich verfehlten Zwecke. Dieses trostlose Gemälde der Mängel, welches der Verfasser am Schluß hinwirft, wollen wir aber sich selbst überlassen und lieber an den einzelnen Fehlern und Lücken haften, wo er kein Eingangs sich mit der Hoffnung, daß es besser werden könne, verweilt.

Ein sehr beherzigenswerther Auffatz ist der über das Verhältniß des Untersuchungsrichters zu dem Angeeschuldigten. Welche psychologische Macht liegt dem erstern bei, wenn er ein Mann von echter Intelligenz, Bildung, Humanität ist und — Zeit hat! Ein solcher Untersuchungsrichter, der Geist und Herz zugleich hat, kann verstockte Verbrecher erweichen und das Bekenntnis ihnen so entreißen, daß es von ihnen zuletzt, man könnte sagen, als Geistesprodukt präsentirt wird; oder als Beichte! Es kommt vor, daß es dem Angeklagten ein Bedürfnis wird sich zu erleichtern, und gerade nur ihm, diesem Manne, der ihn doch vernichten muß und wird, weil er das Herz ihm zu erweichen gewußt hatte. Wie oft erfuhr man, daß ein eigenes, freundschaftliches Verhältniß zwischen dem Gefangenen und dem Inquisitor sich ausbildete, beide mit Thränen voneinander schieden, wenn der Verurtheilte zum Schafot gieng. Ergreifende und rührende Beispiele liefert der Verfasser, wie dies namentlich bei politischen Gefangenen in den traurigen demagogischen Untersuchungen von 1848 sich ereignete: wie ein hartherziger, rauher, eingebildeter Inquisitor verirrte Jünglinge bis zur Verzweiflung brachte, daß das Wort, das schon über ihre Lippen floß, erstarrte, daß er sie bis zum Selbstmord nöthigte, während nachher ein humaner einsichtiger Richter die Bekenntnisse in den ersten Tagen und Stunden entrang. Wir wissen leider in Deutschland von vielen dieser hartherzigen Stochjuristen, welche in jener unseligen Zeit die traurigen Zustände noch verschlimmerten, aber auch von manchen humanen und christlichen Inquisitoren, die später die Tröster und Freunde der Verurtheilten wurden. Der Verfasser nennt keinen Namen. Warum? Wir wollen einen der letztern nennen, er ist lange todt, aber sein Ehrenname wird bleiben — Julius Eduard Hölz, den ein Dichter und selbst Criminalist, der geniale G. L. A. Hoffmann, würdigte, hoch achtete und deshalb in einer seiner Dichtungen porträtirt hatte. Seit der Einführung der Oeffentlichkeit und Unmittelbarkeit des Verfahrens ist die Bedeutung des Untersuchungsrichters geschwunden; es ist die Meinung, daß es genüge, in der Untersuchung das Beweismaterial nur zu sammeln, nicht zu verarbeiten, die schwierigsten Fragen höchstens zu berühren, niemals gründlich zu beantworten. Dadurch leiden jetzt zahlreiche Untersuchungen an derselben Leichterfertigkeit und oberflächlichen Behandlung, welche die französische Informativuntersuchung kennlich machen und das Amt des deutschen Inquisitors herabwürdigten. Leider ist dieser Aufschulbigung nicht zu widersprechen; aber die Schuld liegt nicht allein an dem öffentlichen und Schwurgerichtsverfahren, sondern ist ältern Datums. Abgesehen von einzelnen ausgezeichneten Inquisitoren würden die Untersuchungen im ganzen leichtfertiger als früher, etwa wie in der Zeit des philosophischen Jahrhunderts, abgefertigt; aber nur aus dem einfachen Grunde, weil bei der Ueberfüllung der Fälle den Untersuchungsrichtern die Zeit fehle. Ein jetzt ver-

storbener Philosoph, der bei der Erfahrungsseelenkunde nach criminalistischen Fundgruben suchte, klagte, daß Klein's Genauigkeit und Gründlichkeit in den Mittheilungen der spätern Juristen zu fehlen scheine. Das war im allgemeinen ein ungerechtes Urtheil, wir hatten Criminalisten, welche psychologisch mit viel tieferer Sonde in die Seele der Verbrecher eindringen und auch ihre Resultate förderten, aber wie war das für die Mehrzahl der Fälle möglich, wenn man die Regesten der Criminalistik in allen deutschen Ländern dieses Jahrhunderts zählt! Wie konnten die fleißigsten, geistreichsten, begabtesten Untersuchungsrichter, denen z. B. die Untersuchung der vielen hundert Missethätigen der rheinischen Räuberbanden zu Anfang dieses Jahrhunderts (die Feyer, Picard, Schinderhannes) oder der Berliner Gauner- und Betrügergesellschaft der letzten Decennien (Edenthal und Comp.) oblag, die Seelenzustände aller der einzelnen ergründen! Und wie war es gar erst möglich, die Genesis jedes dieser zahllosen Verbrecher zu verfolgen! Und fast allen größern Criminals gerichtet wird eine solche Fälle von Arbeit in den letzten Decennien obgelegen haben. Wenn das öffentliche Verfahren und die Schwurgerichte rascher die Gefängnisse geräumt haben, und das eine Wohlthat für die bürgerliche Gesellschaft und den Staat ist, so sind wir doch fern davon es zu vertheidigen, wenn die Inquisitoren sich nun ihre Arbeit leichter machen und was ihre Pflicht ist, den Geschworenen allein oder doch das Mühseligste überlassen.

Wir stimmen folgenden Sätzen des Verfassers mit aller Achtung und Theilnahme bei: „Verbrechen sind Erscheinungen des menschlichen Gemüths, welche oft an feinen Fäden fortklaufen, daß ihr Ursprung, dem beobachtenden Auge unmerkbar, sich oft in den dunkelsten Partien des Geistes verliert.“ — „Der durch ein Verbrechen Belastete gleicht einem Kranken, und so wie der rationell gebildete Arzt nur der Diener der Natur, nicht ihr Herrscher ist, wie er die Heilkraft der Natur in dem eignen Sinne eines Hippocrates zu würdigen und nicht einzugreifen hat mit heroischen Mitteln, um Schliederichter zu sein über Leben und Tod — ebenso hat der Untersuchungsrichter, den psychologischen Heilproceß als ein Werk des schöpferischen Lebensprinzips anerkennend, nur die Kräfte zu überwinden und zu unterstützen, welche die Gewissen als die regelnde Kraft jedes moralischen Lebens erzeugt.“ — „Die scharfsinnigste Combination reicht nicht aus, um das Gesändnis zu erzeugen. Nur dadurch wird der Schlüssel zur concreten That gegeben, mit ihm öffnet sich der Blick in das Innere des Menschen, alle Zweifel schwinden, die psychische Erkenntnis wird leicht, und die Frage: ob der Urheber einer schauerhaften Handlung als moralisches Ungeheuer zu bemitleiden oder nur als Unglücklicher zu bemitleiden sei? löst sich von selbst.“ Alles vorzüglich, aber wo findet der allerintelligenteste, gebildetste Staat so viele intelligente, gebildete und humane Juristen, um den psychologischen Heilproceß, wie der edle Verfasser ihn wünscht, zu führen! Wo ist ein solcher Staat in der wirklichen Welt? In Frankreich? Darüber ist eine Stimme: die Justiz beschäftigt sich nur mit schuldig oder nichtschuldig, oder vielmehr ob der Angeklagte oder der Ankläger mehr Kraft, Geschick, äußere Beweise in seine Waagschale wirft; es fragt sich nicht über den innern Menschen, die Organe kämpfen nicht mit psychologischen, sondern mit oratorischen Mitteln. In England rettet ein in der ganzen Nation verbreitetes großes praktisches Geschick vor größerm Unglück und ein Vortheilsurtheil greift immer noch tiefer in das Leben ein, als man zugeht. Die Justiz wie das Volk befindet sich im ganzen noch wohl dabei, aber wer beansprucht, erwartet jenen psychologischen Heilproceß bei englischen Richtern, wie ist er bei der ganzen Justizpflege nur möglich? In Deutschland gibt es ernst durch Geist und Herz gebildete Juristen, man rühmt die Criminaljustiz in Hessen, Preußen, Hannover und andern Ländern als eine vorzügliche, ältere und jüngere Richter, die als Inquisitoren fähig sind und die Pflicht in sich fühlten, den psychologischen Heilproceß bei jedem Verbrecher zu versuchen: aber reichen sie aus nur für alle bedeutenden Criminalfälle? Und wie viele der anscheinend geringern

bestimmte Originalbeiträge sandten unter andern ein: Prinzessin zu Schleswig-Augustenburg, A. Böttger, A. Dabe, S. Gotta, J. Hammer, G. Hefsiel, J. Hübner (zwei Sonette an Rauch), G. Kauffer, A. Kaufmann, R. Köhler, Charlotte Krug, geb. Schnorr von Karolofeld, G. Kühne, D. von Nebwig (ein frommes Gedicht „Gebet“), Pauline Schanz, J. R. Vogl, J. G. von Wessenberg u. s. w. Außerdem enthält das Album Sprachproben aus den meisten europäischen Sprachen (darunter „In the Album of Miss Mühlensels“, von Sarah Austin), Uebersetzungen, namentlich von R. Schler in Dresden, J. Schanz und der Herausgeberin, einen Choral für Instrumentalmusik und Pianoforte von dem Herzog Ernst von Coburg-Gotha und eine von Neapel aus eingesandte Composition des Heine'schen Liedes: „Ein Fichtenbaum steht einsam“, von dem Prinzen Emil von Wittgenstein. In einem Auszug aus einer Schrift Châteaubriand's, dessen Aufenthalt in Karlsbad betreffend, interessirte uns folgende Stelle: „On publie une liste quotidienne du Sprudel: sur les anciens rôles on lit les noms des poètes et des hommes de lettres les plus éclairés du Nord, Gurowsky, Dunker, Weisse, Herder, Goethe; j'aurais voulu y trouver celui de Schiller, objet de ma préférence.“ Dankt (wer ist dieser?) und Weiße neben Herder und Goethe! Uebrigens sind diese Mittheilungen Châteaubriand's sehr unbedeutend, der mittelmäßigste deutsche Literat würde aus Karlsbad Interessanteres in Form und Inhalt mittheilen gemußt haben. Von einzigem literarischen Interesse sind die „Karlsbader Erinnerungen und Dichtungen aus dem Liebes-Reise“. In Betreff Körner's, der sich im Juli 1813 in Karlsbad und zwar im gastlichen Hause der Frau von der Rede aufhielt, um von seinen bei Rügen erhaltenen Korrespondenz und Genuß zu finden, wird bemerkt: „Theodor Körner trat nicht in Goethe's Nähe. Jung, enthusiastisch, der Sache des Vaterlandes feurig hingegeben, war der politische Dichterjüngling jener Zeit das directe Gegenstück zum kühlen, leidenschaftslosen, nur in sich bewegten Goethe von damals, der sein Centrum in sich selbst fand.“ Der Ausdruck „politischer Dichterjüngling“ ist etwas lähn, und wie jemand kühl und leidenschaftlos und doch in sich bewegt sein kann, ist auch nicht wol einzusehen. Uebrigens weiß man aus Goethe's Briefen an Theodor Körner's Vater, wie wohlwollend Goethe für den jungen Mann gefühlt und wie groß die Theilnahme war, die er seinen dramatischen Versuchen angedeihen ließ. Ferner wird berichtet: „Mit Goethe kam Frau von der Rede auch in Karlsbad nur selten zusammen; beider Naturen waren zu verschieden, um sich in ihren Ansichten und in ihrer Lebensweise bauernd anzusehen.“ Daß Goethe und Frau von der Rede sehr verschiedene Naturen waren, daran zweifelt sicherlich niemand.

H. M.

Bibliographie.

- About, G., Der König des Gebirges. Deutsch von G. Drugulin. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.
 Antonides, M., Essai sur l'histoire de l'humanité. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Bohn, G., Wenzelsheiligen in Thüringen. Ein Beitrag zu der Landeskunde des Herzogthums Sachsen-Meiningen. Apolda, Kneubner. 1858. Gr. 8. 12 Ngr.
 Bremer, F., Freierife, Vater und Tochter. Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. — N. u. d. T.: Gesammelte Schriften. 3ster und 4ster Band. Mit einer Kupferbeilage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.
 Cassal, P., Erfurter Bilder und Bräuche. Ein akademisches Programm. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 15 Ngr.
 Dischhoff, J., Chateaubriand's Tragödien — ein Wegweiser zum Glauben. Ein Vortrag, gehalten in Schwelm den 7. December 1858. Schwelm, Eder. Gr. 8. 7½ Ngr.
 Ende, C. G. E. am, Des Maurers Weihe. Dichtung nach Schillers Lied von der Glocke. Dresden, am

Ende. Gr. 8. 5 Ngr.

Ficker, J., Ueber die Entstehungszeit des Sachsen-spiegels und die Ableitung des Schwabenspiegels aus dem Deutschenpiegel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Rechtsquellen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 24 Ngr.
 Gerlach, W. F., Erinnerungen an den seligen Johann Jakob Hahn, Doctor der Theologie, Superintendenten und Oberprediger zu Bleicherode. Mühlhausen. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.
 Hahn, G. A., Die große Erpעתung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Sammlung von Gedichten und Thatsachen darüber, zur Prüfung vorgelegt. Basel, Bahmaier. 8. 3 Ngr.

Hansen, H. J., Geschichte der Stadt Marzq. Dorpat. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Lau, L., Zur Auswahl. Skizzen und Artikel. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Ließe, G. A., Dante und seine Stellung zu Kirche, Schule und Staat seiner Zeit. Rede. Dresden, Adler u. Dieze. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

Luther über Scheidung und Wiederverheirathung Geschiedener. Zusammenge stellt aus dessen Werken von H. Dahms. Berlin, Dehmigke. Gr. 8. 6 Ngr.

Muffet, P. de, Sicilien und Francisco, der Hirtenknabe. Nach dem Französischen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Niehl, W. G., Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Rogge, F. W., Aus Westmünster. Abtei. Schwerin, Dörge u. Schleppe. 16. 15 Ngr.

Schweder, G., Weimar in seiner Bedeutung für den Protestantismus und die evangelische Kirche. Ein Vortrag. Berlin, F. Schulte. 8. 6 Ngr.

Der Spiegel deutscher Leute. Textabdruck der Innsbrucker Handschrift. Mit Unterstützung kaiserlicher Akademie der Wissenschaften herausgegeben von J. Ficker. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wartmann, G., Leben des Gato von Utica mit einer Schilderung der Zustände Roms da Gato in die politische Laufbahn eintrat und einer kritischen Würdigung der Quellen. Gefrönte Preisschrift. Zürich, Orell, Büßli u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Zeugnisse für Christus erörtert von einem Preussischen Rechtsanwält. Sorst, Rasse. Gr. 12. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Bedeutung der Dappenthalsfrage. Zur Belehrung und Aufklärung des Schweizervolks. Herausgegeben auf Veranlassung des Centralausschusses der Helvetia. Basel. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Kultus-Streit in der evangelischen Kirche Bodens. Eine Appellation von dem „belehrenden“ an den „besser zu belehrenden“ evangelischen Oberkirchenrath in Karlsruhe. Ulm, Gebr. Nebling. 8. 6 Ngr.

Die Gewerbefreiheit, mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich. Ein Beitrag zur volkswirtschaftlichen Würdigung derselben. Prag, Reber u. Markgraf. Gr. 8. 12 Ngr.

Gutachten der theologischen Facultät zu Greifswald über das Moskoder Conkistorialerachten. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Belz, G., Nachrichten über Minnesota. Bamberg, Buchner. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Sire, rassurez-nous. Réponso à l'empereur Napoléon III. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 5 Ngr.

Wolf, R., Ueber Cometen und Cometen-Aberglauben. Ein populärer Vortrag den 22. Januar 1857 zu Zürich gehalten. Zürich, Meyer u. Zeller. 1857. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur Sache des Professor Dr. Baumgarten. Eine neutliche Stimme. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Ein neuer Roman von Frederike Bremer.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Skizzen aus dem Alltagsleben.

Vater und Tochter.

Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von
Frederike Bremer.

Mit einer Musikbeilage. Aus dem Schwedischen.

Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Dieser neueste Roman von Frederike Bremer ist in der Art ihrer früheren bekanntesten Romane gehalten und schildert das Familienleben in der innigen und gemüthlichen Weise, welche der Verfasserin die Gunst des Publikums gewonnen und seit einer langen Reihe von Jahren erhalten hat. Die Andliche Liebe, die aufopfernde Liebe der Tochter zu dem Vater, ist der Gegenstand desselben. Die Verfasserin entwickelt dabei zugleich mit der ihr eigenthümlichen Klarheit und Frische, wie ein tüchtiges weibliches Gemüth, wenn es seinen Lebenszweck richtig aufzufassen und in dem ihm angewiesenen Kreise dafür zu wirken versteht, auch ohne Gatten und Mutter zu sein, segensreich wirken kann.

Dieser Roman ist zugleich für die Besitzer der deutschen

Gesammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften

in besonderer Ausgabe als 33. und 34. Band derselben erschienen. Jeder Band dieser Ausgabe kostet 10 Ngr.

Die früheren Bände enthalten Folgendes:

- I. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Fünfte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- II. III. Das Haus, oder Familienorgen und Familienfreuden. Fünfte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- IV. V. Die Nachbarn. Fünfte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- VI. VII. Nina. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- VIII. Die Familie S. Zweite verbesserte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- IX. Kleinere Erzählungen. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- X. Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Vierte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- XI. XII. Ein Tagebuch. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XIII. XIV. In Datschillen. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XV. — XVII. Geschwisterleben. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.
- XVIII. XIX. Sommerreise. Eine Wallfahrt. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XX. Leben im Norden. Eine Skizze. — Morgen-Wachen. Ein Glaubensbekenntniß. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- XXI. — XXXIX. Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. 12. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 18 Ngr.
- XXX. — XXXII. Periba. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

— Verlag von Kober & Markgraf in Prag. —

Literaturgeschichte.

Charaktere

der deutschen Literatur.

Von

Schmidt-Weizensfels.

Zwei starke Bände in Octav. Geg. geh. 3 Thlr. oder 4 1/2 fl. Oesterr. Währ.

Inhalt:

Erster Band:

Nikolaus Lenau.

Karl Gupkow.

Friedrich Halm.

A. von Sternberg.

Zweiter Band:

Berthold Auerbach.

Alfred Meißner.

Julian Schmidt.

Emil Brachvogel.

Es ist dieses Werk nicht etwa eine willkürliche Sammlung einzelner literarhistorischer Journalartikel, sondern eine geistig und organisch zusammenhängende Reihenfolge von Charakteristiken der hervorragendsten Schriftsteller der Gegenwart, eine aus gründlichen Studien, vorurtheilsfreier Auffassung und furchtloser Kritik hervorgegangene Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands in neuester Zeit.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gott in der Geschichte

oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

In sechs Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 10 Thlr.

Dieses jetzt vollständig vorliegende hochbedeutende Werk erregte gleich bei seinem Beginn großes Aufsehen: in der „Protestantischen Kirchenzeitung“ wurde dasselbe mit Pascal's „Pensées“ und Humboldt's „Kosmos“ verglichen (mit jenem, weil es gleichfalls eine Apologie des Christenthums sei, mit diesem als eine Geschichte des sittlichen Kosmos), in der ausburger „Allgemeinen Zeitung“ „eine neue Theodicee im höhern geschichtlichen Verstande“ genannt und allgemein als eine höchst geistvolle und anregende Lectüre für das größere Publikum, keineswegs bloß für Gelehrte, bezeichnet.

Während der erste Theil eine Einleitung in das Ganze enthält, die sich besonders mit den geistigen Kämpfen der Gegenwart und der Bedeutung der Bibel für letztere beschäftigt, und dann speciell das Gottesbewußtsein der Hebräer schilderte, behandelt der zweite Theil „das vorchristliche Gottesbewußtsein der Arier Ostasiens“ sowie „der Arier in Kleinasien und Europa“, und enthält gleichsam eine durch geistvolle Charakteristiken der hervorragenden Persönlichkeiten und zahlreiche Uebersetzungen aus Dichterverken erläuterte Culturgeschichte der Aegyptier, Chinesen, Perser, Indier, dann namentlich der Griechen, endlich der Römer und Germanen. Der sechsten erschienenen dritten Theil enthält das Gottesbewußtsein der christlichen Völker und das Resultat des Ganzen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 12. —

17. März 1859.

Inhalt: Zur Literatur der belletristisch-artistischen Jahresgaben. Von Hermann Werggraff. — Schleiermacher's Briefwechsel. Von Thad. Häuß Rau. — Kolenati's Reise nach dem Kaukasus. — Notiz. („Die Poesie des Handels.“) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Literatur der belletristisch-artistischen Jahresgaben.

Eine der wenigst dankbaren und angenehmen Aufgaben, die einem Berichterstatter in einem kritischen Blatte zufallen können, ist die, eine Kritik und Uebersicht über diejenigen Novitäten zu geben, welche der Literatur der alljährlich wiederkehrenden Albums, Almanache und anderer Misc- und Sammelwerke dieser Art angehören. Denn hier ist von einer Concentration seiner Gedanken auf einen Hauptgegenstand, eine Hauptrichtung, eine Grundstimmung oder eine hervorragende literarische Individualität gar nicht die Rede. Die Verleger erwarten eine Berücksichtigung der typographischen Ausstattung, der beigegebenen Bilder, vielleicht selbst des Einbandes; die Redacteurs erwarten, daß man ihrer Mühe und ihrem Geschmac in der Auswahl der literarischen Beiträge gerecht werde, überhaupt eine möglichst eingehende Kritik; und von den hundert und mehr als hundert Dichtern und Novellisten, die dazu Gaben beisteuerten, erwartet jeder, daß man gerade seinen Beitrag besonders hervorhebe und rühme, möge man auch alle übrigen unerwähnt und unberücksichtigt lassen. Wie soll man diesen verschiedenartigen Ansprüchen genügen? Bleiben wir nur bei den beitragenden Dichtern stehen, so wird jeder, den man unberücksichtigt und unerwähnt läßt, über absichtliche Zurücksetzung oder über Unempfänglichkeit für die Trefflichkeit seines Beitrags klagen; hebt man den Beitrag dieses oder jenes Voeten als besonders gelungen hervor, so wittert man darunter eine Bevorzugung aus persönlichen Motiven u. s. w. Kurz, der Kritiker ist ganz in der Lage jenes Dorfschulmeisterd, der einmal in eine vornehme Gesellschaft kam und, indem er dem einen sein Compliment machte, einen zweiten, hinter ihm Stehenden unangenehm berührte, indem er sich bei diesem entschuldigen wollte, einem dritten auf die Bühnenaugen trat, und so die ganze Gesellschaft hindurch, bis zuletzt alle über den armen Mann herfielen und ihn wüthend zum Tempel hinauswarfen. Was bleibt uns daher, um nicht einer gleichen Behandlung ausgesetzt zu sein, übrig, als der ganzen Dichtergesellschaft im Allgemeinen, statt jedem einzelnen, unser Compliment zu machen? Indes werden wir die Namen derjenigen

Beitragenden, die am meisten gekannt und genannt sind, bei jedem einzelnen Buche anführen, auch wol dieses oder jenes Gedicht, das uns aus einem oder dem andern Grunde charakteristisch erscheint, hervorheben oder mittheilen. Doch werden wir auch in dieser Hinsicht ökonomisch verfahren müssen, da wir diesem Genre, das, mit Ausnahme der Musenalmanache, mehr der Luxusliteratur angehört und ohnehin in periodischer Wiederkehr jedes Jahr seinen Platz in Anspruch nimmt, nicht allzu viel Raum bewilligen können.

1. Album.

Wir wenden uns zuvörderst zu den Prachtalbums, die, so Schönes sie zum Theil auch in „Bild und Lied“ enthalten, doch eigentlich keinen nothwendigen Grund ihres Erscheinens in sich haben und daher für ein Blatt wie das unsrige recht eigentlich als Luxusgegenstände und Toilettenartikel gelten müssen, wie sie denn auch vorzugsweise zu Bierden auf den Tischen der Pracht- und Gesellschaftszimmer bestimmt sind. Zu einer ausführlichen Besprechung in einem Kunstblatt eignen sie sich viel eher, da sie in ihrem artistischen Theil wirklich auf Kunstwerth Anspruch zu machen haben und Compositionen von berühmten und namhaften deutschen Meistern vorführen. Wir in d. Bl. haben nun freilich besonders den meist aus lyrischen Beiträgen bestehenden literarischen Theil derselben zu berücksichtigen, obgleich der artistische gerade bei Werken dieser Art doch keineswegs ganz zu übergehen ist. Hier solcher Albums liegen uns vor, von denen zwei erst dem vorigen Jahre ihre Entstehung verdanken und als ganz neue Erscheinungen von uns zuerst berücksichtigt werden sollen; es sind folgende:

1. Deutsche Kunst in Bild und Lied. Originalbeiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von Adolf Böttger. Erster Jahrgang. Leipzig, Bach. 1858. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Neues Düsseldorf'scher Künstleralbum. Redigirt von W. Ellen. Erster Jahrgang. 1859. Jahr, Schauenburg u. Comp. 1858. Gr. 4. 8 Thlr. 22 1/2 Ngr.
3. Düsseldorf'scher Künstleralbum mit artistischen Beiträgen von A. Achendach, D. Achendach, A. Arns, Hugo Beder u. s. w. unter literarischer Mitwirkung von A. G. Brachvogel, D. Braun, A. Conrad, J. Dahn, G. F. Daumer u. a. achß

Das „Neue Düsseldorf Künstleralbum“, von Ellen redigirt, entstand vielleicht hauptsächlich in der Voraussetzung, daß das ältere Album, das Mitgeschick des Krüger'schen Verlagsgeschäfts verwickelt, zu erscheinen aufhören würde. In dieser Erwartung sah man sich freilich getäuscht, und das neue Unternehmen muß nun zusehen, wie es die Concurrenz bestehen wird. Das Anrecht hierzu besitzt es ebenso durch die Vorzüglichkeit der technischen Ausstattung, die sich selbst bis auf den Deckel erstreckt, wie durch den Werth der Bilder und im ganzen auch der lyrischen Beiträge. Die thätige Verlagshandlung hat wenigstens keine Mühen und Kosten gespart, auch tüchtige literarische Beiträge von anerkannten Dichtern zu erwerben; und wenn auch nicht alle darin enthaltenen lyrischen Gaben gleichen Werthes sind, so zeichnen sich doch wieder andere durch Frische und Heiterkeit des Tons oder durch charakteristische Malerei vortheilhafter aus. Unter den artistischen Beigaben behaupten die farbig ausgeführten Compositionen von Scheuren, welche die klimatischen und ethnographischen Gegensätze zwischen Nord und Süd, Ost und West bildnerisch darstellen, einen eigenenthümlichen Werth. An zum Theil sehr ansprechenden oder charakteristischen Genrebildern, die der Zahl nach die Landschaft bei weitem überwiegen, finden sich hier: „In der Kaserne“ von Gamphausen, „Die Befreiung“, eine Gefechtszene von A. Beck, „Das Gewitter“ von Eius, „Einquartierung“ von Salentin, „Der kleine Vermittler“ (ein besonders gemüthvolles Bild) von Wallander, „Der Slowake“ von Dieffenbach, „Weihnacht“ von Hasenclever, „Mutterherge“ von Hübner, „Widua“ von Sell und „Das Stiefkind“ von Wünschelbrink. Dieses Stiefkind ist ein derber Junge, der verlassen von seinen Angehörigen, erbärmlich schreiend in der Wiege liegt, und die Stiefmutter eine große Hündin, welche ihre eigene Brut, ihre rechten Kinder verläßt, um an dem armen Jungen Mutterstelle zu vertreten und ihn in Schlaf zu wiegen. Diesen Genrebildern reißen sich eine sehr reiche und poetische Landschaft von Lesing und eine Partie vom Ufer des Lago Maggiore von Kinkar an. Aber auch mehrere lyrische Beiträge sind noch speciell illustriert, und gerade diese Illustrationen gehören zu dem Schönsten, was das Album in artistischer Hinsicht bietet. Scheuren lieferte die Illustrationen „In Neapel“ (Gedicht von Eminus), „Michelangelo Buonarroti“ (Gedicht von D. von Schorn) und „Der Kobold“ (Gedicht von Nathilde Raven); W. Schenke illustrierte das Gedicht „Die junge Italienerin“, Bleibtreu, einer der wenigen deutschen Maler, welche Schlachten darzustellen wissen und das nöthige kriegerische Feuer dazu mitbringen, das Gedicht „Jörg“, Mevius das Gedicht „Der Wirthshaus von Savona“, Tidemand das Gedicht „Die junge Norwegerin“, Krüger, in einer recht dichterisch empfundenen Landschaft, das Gedicht „Der Morgen“. Die fünf letztgenannten Gedichte sind von dem Redacteur des Albums, Ellen, und wir vermuthen, daß vor diesen Gedichten die Bilder da waren, welche Ellen nur poetisch erklärt hat, vielleicht mit Ausnahme des Gedichts „Jörg“, welches überhaupt zu den besten poetischen Beiträgen dieses Albums gehört. Der schlicht soldatische Ton, wie er solchen Soldatengeschichten angemessen, ist darin vorzüglich getroffen. Jörg war ein einfacher preussischer Musketier, der sich in der Schlacht an der Rappach ebenso opferte, wie Arnold von Winkelried bei Sem-pach, nur daß ihm in unserer Zeit, wo die Schlachten meist aus Massenbewegungen bestehen und die That des einzelnen selten in die Augen fällt, nicht derselbe europäische Ruhm zu Theil wurde. Ellen schildert im Eingange das „Bridenwetter“, das während der Schlacht herrschte:

Kaum dachten

Der weissen Brinde wir, die wir verfolgten,
So feindlich hielt der aufgeweckte Grund,
In dem wir lachselig, lachselig versanken,
Und saß und hemmte uns bei jedem Schritt.
So druck ihr euch den Krieg nicht! „Treten wir
Und taeten wir den loth'gen Reim hier aus

Der Flegelbrenner?“ rief verächtlich Jörg —
„Ist das Soldatenarbeit?“

Plötzlich und unerwartet steht das brandenburgische Bataillon vor einem französischen Bivouac, aus dem ein Stachelwaid von Bajonneten den Preußen entgegenstarrt. Das Pulver ist durch-näht und an Schießen ist nicht zu denken. Man mißt ein-ander mit den Blicken, beiderseits mehr erstaunt als kampfbereit. Inzwischen läßt der preussische Befehlshaber von Othegraven das französische Quarré umzingeln und der Lieutenant von Meja ruft: „Drauf! drauf!“ Aber die Brandenburger stutzen und zögern; niemand wagt anzufangen; da springt Jörg hervor:

Mit beiden Händen

Hob sein Gewehr er über Kopf und wuchtig
Warf er es — auf drei Schritte nur — den Weissen
Die grad' ihm vis à vis, in die Wüste.
Daß sie sich wundern mochten. Daraus griff er,
Soweit er spannen konnte, mit den Armen
Die Bajonnette auf und fürzte jubelnd
In das Quarré und — Rebend. Denn in Leib
Und Brust eindringen ihm zwei sichere Stöße;
Daß todt er in der Feinde Reihen fiel.
Wir aber zauderten nicht mehr. Mit Hurrah
Bragten wir vor, die Kolben hoch geschwungen.

Nun geht das Todtschlagen los:

Wir Brandenburger setzten

Büchse nicht schlecht, doch wahr' es eine Wille,
Bis alle Arbeit war gethan. Und leider
Blieb auch der Unsern mancher auf dem Platz,
Der in der Heimat schmerzlich wol vermisst ward:
Den Meja hatten sieben Bajonnette
Getreffen, daß wir ihn verloren gaben.
Doch hat die Felscherfunkt — mich wundert's noch —
Nachher ihn hergestellt. Mir selber schrammte
Ein Säbelstich nicht schlecht die Stirn, die Narbe
Könn' ihr noch heute sehn. Nur Othegraven
Blieb unverletzt und nahm mit eigner Hand
Den weissen Obersten gefangen. Alle
Die andern Weissen deckten tot den Platz;
Wir gaben einmal kein Pardon, wir rächten;
Was sie am lieben Vaterland verbrochen.
Und waren, ich gesteh' es, eh'n Erbarmen.

Wir war's zumal gar leid um Jörg. Wir hatten
Ganz kurz vorher so feierlich noch geplaudert,
Und jetzt vermoch' ich kaum, ihn aus dem Hausen
Der Leichen aufzuheben. Er war brav
Die wenige. Als ich ihm das Gesicht
Gewaschen und nicht eine Spur von Leben
Noch in ihm fand, kam auch der Commandant
An uns heran und legte seine Hand
Auf Jörg's todtalte Stirn. „Er starb als Held“,
So sprach er jubelnd, als ob Thränen ihm
Nicht ferne wären, „er hat uns zum Siege
Die Bahn gebrochen, möge sein geesten
Das Vaterland!“ Daraus begrub ich ihn.

Bergeist den Tapfern nicht! In Bild und Reim
Ehrt unsern Jörg als Preuss'n Winkelried!

Sterbend war uns in diesem Gedicht, dem wir wünschen, daß es sich durch Anthologien bald in der preussischen und deutschen Jugend einbürgern möge, die Verzäule: „Die grad' ihm vis à vis, in die Wüste“, warum nicht: „Die grad' ihm gegenüber, ins Gesicht?“ Außerdem enthält dieses Album eine Reliquie („Flegel“) von dem Königsberger Ernst Wilhelm Adersmann, der fünfundsiebenzigjährig 1846 in Neapel starb und dessen poetischer Nachlaß 1848 von seinem Vater W. Adersmann und Ernst Rappach herausgegeben worden; ferner Gedichte von E. Scheyer, Gruppe, Vogl, Genstant, Preßle, Andruska, Buder.

Hoffmann von Fallersleben u. s. w. Die des letztern zeichnen sich durch ihren heitern schallhaften Ton aus, der hier besonders deshalb wohlthuend wirkt, weil in dem literarischen Theile aller dieser Albums das heitere Element höchst dürftig, in manchen gar nicht vertreten ist. Warum meldet man aber den Humor in der Poesie, da er doch in den Genrebildern sehr häufig zur Erscheinung kommt? Meint man wirklich, daß die Poesie weniger zum Humor berechtigt sei als die Kunst? Oder meint man, daß ihn die Liebhaber solcher Albums, während sie ihn im Bilde willkommen heißen, vornehm und hypochondrisch zurückweisen würden, falls er sich in poetischer Form blicken ließe?

Das von Christian Höppl redigirte „Düsseldorfer Künstleralbum“ ist des „Neuen“ älterer Bruder; denn es steht bereits im neunten Lebensjahre, und man darf ihm wol den Ruhm nicht verkümmern, daß es mehr oder weniger allen später erschienenen Albums dieser Art zum Vorbild gedient hat. Die artistischen Beiträge des Albums rühren, wie bei dem jüngern Concurrentenalbum, nur von Düsseldorfer Künstlern oder solchen her, welche in Düsseldorf gebildet wurden und Düsseldorf zum Theil zu hoher Zierde gereichten. Unser Interesse erregte besonders eine lithographirte Nachbildung des auch sonst schon in weiten Kreisen bekannt gewordenen Bildes „Die Verlassene“ von G. Hübner, der überhaupt Romane aus dem wirklichen Leben, oder wenigstens düstere tragische Episoden daraus mit ergreifendem Wink auf die Feinwand zu werfen weiß. Nächstdem nennen wir ein Schlachtbild von Weibtreu („Zum Sturm“) und unter den komischen und tragikomischen Genrebildern die von Eitzschauer, Salentin, Hiddemann, Hugo Becker und Kändler, endlich unter den Landschaftsbildern besonders die von Lessing („Nach dem Heberfall“), von D. Achenbach („Villa Conti in Frascati“), eine norwegische Landschaft von Guden und eine Gebirgslandschaft von A. Weber. Von namhaften Dichtern und Dichterinnen trugen unter andern Leopold Schefer, Justinus Kerner, Mörike, Brachvogel, Gruppe, Höppl, Gottschall, Meißner, Höfer, Daumer, Rosenberg, Adelheid von Stollersfoth, Emma Riemborf, Luise von Ploennies und viele erst im letzten Lustrum aufgetauchte oder bekannt gewordene Dichter, endlich F. Wehl, außer dem im echten Balladenton gehaltenen Gedicht „Der sterbende Sohn“ auch eine Novellette von nachtdunkler Färbung, „Die Meerfahrt der Braut“, bei. Mehrere dieser literarischen Beiträge sind zugleich auch illustriert, darunter die ebengenannte Novellette und die Gruppe'sche Ballade „Der Trompeter von Königswinter“, die Sage von jenem Spielmann beabsehnd, der, mit einem Räufchen vom Tanzsaal kommend, auf der Spitze des Drachenstein um Mitternacht zu seinem Vergnügen ein Längel trompetet, worauf die Todten aus ihren Gräbern steigen und paarweise sich um die Platte her zum Tanze reihen. Will er ermüdet und abgänglich zu blasen aufhören, so muß er auf den Wink der gespenstigen Herren und Frauen wieder ein neues Stücklein beginnen —

So wehen die Schleier, die Mäntel der Herrn.

Sie sind hier so nah, und sie scheinen so fern —

bis endlich mit dem Glockenschlage eins die tanzende Geisterpöpschenschaft wieder in ihre Gräber zurückkehrt. Der bis zum Tode erschöpfte Trompeter fiel hierauf, wie sich denken läßt, in Ohnmacht und er hat es sich nie wieder beisommen lassen, zu seinem Vergnügen um Mitternacht auf dem Drachenstein zu blasen. Die Gruppe'sche Ballade ist ganz gut, aber die mit anheimlich phantastischem Humor aufgefaßte Illustration von A. Schröder ist noch besser. Freilich ist bei der Darstellung solcher Szenen der Maler dem Dichter gegenüber im allgemeinen im Vortheil, wenn dieser nicht die Phantasie und die bewundernswürdige Anschauungsgabe und Darstellungskraft eines Bürger oder Goethe besitzt; aber der Hauptmangel der Gruppe'schen Ballade scheint mir darin zu liegen, daß er die Geister ihren Tanz in viel zu ernsthafter gravitätischer Weise, fast mit wilhem Humor verrichten läßt. Die Tänzer befehlen dem Trompeter stets mit „bäster herrschendem“ Blick, ein neues

Tanzstückchen anzufangen; wer aber tanzt und des Tanzens nicht satt werden kann, der ist auch in seiner Weise lustig, mag er auch direct aus dem Grabe oder vom Galgen kommen. Das interessanteste Stück in diesem Album ist eine Reliquie von Hölderlin, die wir hier auch vollständig mittheilen wollen, da dieses Gedicht während der Wahnsinnseriobe des unglücklichen Dichters um 1823 entstanden ist. Mörike erhielt es von Wilhelm Waiblinger, in dessen Gesellschaft er den Geisteskranken zu Tübingen besuchte, in Hölderlin's Handschrift. Mörike bemerkt dazu: „Es hatte keinen Titel. In einem Aufsatz über „Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnsinn“ (zu Rom im Jahr 1830 geschrieben und in den „Zeitgenossen“ erstmals abgedruckt) erwähnt Waiblinger dieses Gedichts aus unvollkommener Erinnerung. Man darf es ohne Frage zu dem Lieblichsten zählen, was sich unter dem Wust dieser traurigen Spätlinge fand. Von Krankheits Spuren fällt am stärksten das unwillkürliche Abreißen der schwungvollen Reflexion, bei dem jähen Eintreten des landschaftlichen Bildes, in der zweiten Strophe auf. Es ist hier keine Lücke, die der Dichter etwa noch auszufüllen gedacht hätte; die Zeilen stehen im Manuscript genau so regelrecht hintereinander, wie ich sie gebe. Eine gewisse profaische Ausdrucksweise und Unbehelflichkeit in einzelnen Wendungen und Worten, der sonderbar präcificirende Gebrauch des zwar, sind Eigenheiten, welche die Poesien Hölderlin's aus jener Zeit auf eine mehr rührende als störende Art kennzeichnen.“ Die Ode lautet:

Wenn aus dem Himmel hellere Wonnen sich
Herabgießt, eine Freude den Menschen kommt,

Daß sie sich wundern über manches
Sichtbares, Höheres, Angenehmes.

Wie tönet lieblich heil'ger Gesang dazu:

Wie laßt das Herz in Liedern die Wahrheit an,

Daß Freudezeit an einem Bildniß

Ueber dem Steige beginnen Schafe

Dem Zug, der fast in dämmernde Wälder geht.

Die Wiesen aber, welche mit lautem Grün

Sich decken, sind, wie jene Heide,

Welche gewöhnlicher Weise nah' ist

Dem dunkeln Walde. Da auf den Gipfeln auch

Verweilen diese Schafe. Die Gipfel, die

Umher sink, nackte Höhen, sind mit

Gleichen bedeckt und selten Tannen.

Da, wo des Stromes regsame Wellen fließ,

Daß einer, der vorüber des Weges kommt,

Trost hinschaut, da erhebt der Berge

Sauftste Gestalt und der Weinberg hoch sich.

Zwar gehn die Treppen unter den Reben steil

An, wo der Obstbaum blühend darübersteht.

Und Duft an wilden Hecken weiset,

Wo die verborgenen Weilchen sprossen;

Gewässer aber rieseln herab, und sanft

Ist hörbar dort ein Rauschen den ganzen Tag;

Die Orte aber in der Gegend

Ruhen und schweigen den Nachmittag durch.

Wie bei dem „Neuen“, so vermissen wir auch bei diesem ältern „Düsseldorfer Album“ Erklärungen zu den Bildern, die, mögen sie in gebundener oder ungebundener Rede abgefaßt sein, doch jedenfalls sehr zweckmäßig sind, besonders aber, wie es uns scheint, poetische, vorausgesetzt, daß eine geschickte Hand sie bearbeitet.

Das vierte Album: „Argo“, welches sich, wie wol seine drei Jahrgänge beweisen, in der Gunst der Liebhaber solcher Literatur bereits festgesetzt zu haben scheint, kommt zwar in Breslau heraus, ist aber wesentlich ein Product der berliner Kunst. Man findet hier unter den Genrebildern mehrere interessante von

ethnographischem Charakter, wie die „Fischer im Bosporus“ von Hermann Kretschmar und die Darstellung eines Juhdes oder Schafhirten in der Umgebung einer ungarischen Puszta von Pape; auch schlägt in dieses Genre die charakteristische „Scene in einem londoner Commercial Room“ von Ludwig Völler, das Abbild eines römischen Winkeladvocaten mitten in seiner advocatischen Thätigkeit von G. Gretius und die Darstellung einer Scene vom brüsseler Hundemarkt unter dem Titel „Schwere Wahl“ von G. Arnold. Griffe in das niedere Volksleben thaten Hofemann in seinen Bildern „Sechshundsechzig“ und „Der neue Pfeisenson“, A. Wisniewski in „Mit Verlaub“, während Amberg in seinem Bilde „Süßes Nichtsthun“ eine Dame aus der vornehmen Welt in ihrem präventiv comfortablen Farniente darstellt. Vergleichene elegante Bilder sind überhaupt bei den berliner Genremalern beliebt. A. Menzel lieferte einen Don Juan, doch begegnen wir diesem Künstler lieber auf dem Gebiet historischer Charakteristik. Der tüchtige Thiermaler Steffek stellte einen Hund als Tantalus dar, wie ihn die schönsten Speisewaren vor den Augen schweben, die er aber nicht erreichen kann. Landschaften lieferten A. Haun („Im bairischen Hochlande“) und „Verstörtes Raubschloß“) und A. Kieffahl („Jagdschloß“, ein Bild voll poetischen Effects). Sehr dankenswerth sind die den Schluß des Albums bildenden Erklärungen der artistischen Beiträge von Friedrich Eggers, die zum Theil auch biographischer Art sind. Zwei der beitragenden Maler haben, wie man aus Eggers' Mittheilungen erfährt, Aegypten besucht, freilich zu sehr verschiedenartigen Zwecken: Eduard Pape, der das Neue Museum mit landschaftlichen Fresken schmücken half, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit; Hermann Kretschmar zum Zwecke landschaftlicher und ethnographischer Studien. Letzterer hatte auch das seltene Glück, in Aegypten Mehemet Ali, nachdem sich ein französischer Maler dessen Zufriedenheit nicht zu erwerben gewußt, und später in Konstantinopel den Sultan Abdul Medschid nach dem Leben porträtiren zu dürfen.

In der Verproviantirung des literarischen Theils haben sich die exklusive Dichterschule Berlins und die exklusive Schule Münchens die Hände gereicht. Wir nennen unter diesen Beiträgen die Dorfnovelle „Aus dem Staatshofe“ von Th. Storm (mit Initialen von Kieffahl), die Novelle „Aus dem Postwagen“ von W. von Mordel (mit Initialen von Hofemann), Gottschall's längeres Gedicht „Salomon de Gaus“, Scherrensberg's „Drei Jugendblätter aus John Franklin's Lebensbuch“ (mit Initialen von L. Burger), W. von Lepel's Ballade „Grafnefsus“ (mit Initialen von S. von Blomberg) und dessen „Ghaselen“, Ringg's Gedichte „Zweiflers Nachgedanken“ und „Verlassen und verloren“, das Gedicht „Kocoro“ von S. von Blomberg (mit Initialen von Wisniewski), die von Fontane übersetzten schottischen Balladen. G. Weibel erzählt Schulgeschichten. Der Dichter hatte einmal an einer Kauferei mit den Zöglingen der Nachbarschule theilgenommen, war deshalb zum Carcer verurtheilt worden und sollte auch die übrigen Räubersführer angeben, auch darüber Aussage machen, ob sie sich dabei eines Stücks bedient hätten. „Ich nicht“, versetzte der junge Weibel, der sich am schuldigsten fühlte, „ich nicht, aber von den andern etwelche mögen — — —“ Da fuhr der Rector auf: „Falsch angewandter Conjunctiv! ein Factum ist's!“ und versetzte ihm einen Backenstreich. Weibel knüpft hieran die Bemerkung:

Doch trug mir dieses Argument ad hominem
Heilsame Früchte. Immer hab' ich mich seitdem
Des Conjunctivs beflissen, wo's ein Factum galt.
Selbst nicht bei Hof. Und das mag manchmal schwer.

Greife flagt in einem „Morgengebet“ vom Jahre 1849 darüber, daß sich das deutsche Volk frevelhaft von Gott abgewandt habe:

Es war so groß, es war so groß,
Solang es kein gewesen,
Es war der Erde bestes Werk.
Zum Herrlichsten erlesen.

Wie mochte nur der Bibergeist
Aus deinem Arm es winden?
Herr, laß es, wenn die Binde reißt,
In Ach, in dir sich finden!

Genue das gefällste Blut
Dem Gift der Feindeslechte;
Gib ihm zurück den hohen Ruch,
Den frohen Muth der Ehre.
Nach's fester wie gezogen Erz,
Nach's eins zu allen Stunden;
Doch wenn im Krampfe juckt das Herz,
Wie will der Leib gefunden?

Teufel heult der Sturm, die Woge brüllt,
Die Völlerwirbel drehen;
Wohin du alles führen willst,
Wir sollen's nicht ersehen:
Verhöhet, verworren Rath und That
Der Weisen wie der Thoren,
Und doch, und doch, auf eigenem Pfad
Dein Recht bleibt unverloren!

Scherzhafter sieht W. von Mordel die Weltbänge an in dem kleinen Gedicht:

Des Doctors Rath.

Zu einem Doctor sprach ein kranker Mann:

„Ich bin seit langer Zeit recht übel dran.

„Sonst hab' ich meinen Nachbar durchgeblut,
Der, seit ich schwach bin, mir mit Prügeln drückt;

„Nacht sein gesund mich, daß ich wieder dann
Wie früher meinen Nachbar prügeln kann!“

Der Doctor sprach: „Das macht sich nicht so bald;
Ihr seid nicht krank nur, sondern auch zu alt.

„Ein Mittel gib's, das eher helfen kann:
Den Nachbar mach' ich auch zum kranken Mann!“

Bei sich gedacht er: „Sind erst beide krank,
So sind mir beide sicher lebenslang!“

Der andere sprach: „Das war kein Doctors Rath;
Ich dacht', ihr wäret lieber — Diplomaten!“

II. Jahr- und Taschenbücher.

Gegen diese schwere Keiterei der Albums in Quart und in Prachtrüstungen, zu denen auch das „Familienbuch des Oesterreichischen Krons“ und ähnliche periodische Unternehmungen zu rechnen sind, hat die leichte Schwadron der Taschenbücher in Octav, Duodez und Sebez nicht Stand halten können. Freilich hatten diese schon so ziemlich das Feld geräumt, ehe noch die Albums auf dem Schlachtfelde der buchhändlerischen Concurrrenz erschienen waren; jetzt aber sind sie auf vielleicht nur ein Halbdutzend in ganz Deutschland und Oesterreich zusammengeschmolzen. Von den noch bestehenden kommen die meisten auf letzteres; in dem übrigen Deutschland darf die „Cornelia“, ehrwürdig durch ihre 44 Jahrgänge, um so mehr als Ausnahme gelten, da sie sich nach Art einiger der ältern, abgesehen von poetischen Bibererklärungen, ausschließlich auf Novellen und Erzählungen beschränkt, während die später entstandenen, wie die „Atibussa“, auch Aufsätze literarischen, artistischen und biographischen Inhalts bringen und das „Jahrbuch deutscher Belletristik“ ebenso gut Musenalmanach als Novellen-

sammlung ist. Die Mode, wechselnd und verflochten wie sie ist, hat sich übrigens so sehr gegen die Taschenbücher und selbst gegen den Namen „Taschenbuch“ gerichtet (vielleicht weil man jetzt die Taschen mit etwas andern als mit Drucksachen zu füllen trachtet), daß sogar die „Libussa“ es vorgezogen hat, sich „Jahrbuch“ und nicht „Taschenbuch“ zu nennen. Wir haben heute aus diesem Kreise folgende zur Anzeige zu bringen:

1. Libussa. Jahrbuch für 1859. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Achtehnter Jahrgang. Mit einem gestochenen Porträt, zwei gestochenen Kunstblättern und einer Lithographie. Prag, Gublich. Gr. 16. 2 Thlr.
2. Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1859. Fünfter Jahrgang. Mit Beiträgen von Fr. Bodenstedt, A. E. Brachvogel, Ida von Düringsfeld, L. Foglar u. a. Herausgegeben von Siegfried Rapper. Mit dem Bildnisse A. E. Brachvogel's in Stahlstich. Prag, Bellmann. 1858. 8. 1 Thlr.
3. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1859. Herausgegeben von Aloys Henninger. Vierundvierzigster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Das von Paul Aloys Klar herausgegebene Taschenbuch „Libussa“, das nun bereits den achtzehnten Jahrgang angetreten hat, wird mit einem Aufsatz „Prinz Rupert“ von Friedrich Fürsten Schwarzenberg eröffnet. Es ist die an interessanten Begebenheiten reiche Biographie des Pfalzgrafen Rupert, Sohns des böhmischen Winterkönigs Friedrich von der Pfalz und der englischen Prinzessin Elisabeth. Fast noch mehr als die Lebensbeschreibung selbst interessirten uns die politischen Verhältnisse des Verfassers, obschon sie im allgemeinen keine andern sind, als man sie von dem „österreichischen Landesknecht“ erwarten darf und auch wol schon sonst aus seinen literarischen Arbeiten bekannt sind. Fürst Schwarzenberg findet die alte Zeit viel schöner und poetischer. Nicht nur hätten sich die früheren Trachten viel malerischer gemacht, auch ein wärmerer Geist sei durch die Gemüther der Menschen gegangen; man habe noch für Ueberzeugungen gekämpft und gelitten. Von der Gegenwart sagt er: „Ohne Geheimnisse, ohne Liebesabenteuer, ohne Räuber oder Werber, ohne Duellanten oder Entführer, ohne Liebe, Spiel und Kampf — beschämt, verwundet und bewacht von Polizei, Censur und Gensdarmen, bewegt durch Dampf statt durch Kos und Muskelkraft, fliegt die jetzige Zeit mit ihren Passagieren zwar viel schneller, aber auch viel langweiliger dem Entziel alles irdischen Wollens, dem Grabe und der Vergessenheit zu.“ Der Fürst scheint also jene früheren Jahrhunderte nicht bloß um ihre wirklichen Vorgänge, sondern selbst um ihre Räuber, Werber und Entführer zu beneiden: allerdings sehr ehrenwerthe Personen, die unsere Romanfabrikanten und Bibliothekaren hübsches Geld eingebracht haben. Diese Liebhaberei des Fürsten erinnert übrigens an jene Hyperästhetiker, welche Italien besonders um seine alten Ruinen beneiden und mit Schauder der Zeit entgegensehen, wo die Wüste um Rom in cultivirtes Land verwandelt werden sollte. Der Verfasser bemerkt weiter, Nichtiges, Halbbrichtiges und Unrichtiges ineinander mengend: „Jetzt ist die Partei, der man angehört, meistens nur ein Resultat der zufälligen Stellung; man glaubt ebenso wenig an seine Sache als man supponirt, daß der Gegner wirklich davon durchdrungen sei. Ist ja doch beim modernen Vernunftstaat jede individuelle Persönlichkeit, Familie, Kaste, Stand, ja sogar Nation, Volk, Kaste und Confession dergestalt in den Hintergrund gedrängt worden, daß das administrirte Object, Staatsbürger genannt, eigentlich beinahe geschlechtslos nur als infima fractio der großen besteuersfähigen und zu administrirenden Gesamtmasse, keine Bedeutung hat und keine Erwähnung verdient. Es liegt demselben also auch blut- und gutwenig daran, was mit dieser unfreiwillig zusammengewürfelten Gesellschaft vorgeht, außer insofern als sein persönliches Interesse damit unmittelbar betheiligt ist.“ Daher thue es ihm immer so wohl, fährt der fürstliche Verfasser fort, wenn er aus

dem „centralisirten“ aus dem administrirten und tabellarisch-militärisch kasernirten Preußen, aus all den Welsch- und Deutschländern heimkehre in die kaiserlich königlichen Erblande; da finde man noch die große wie die kleine Familie, das Volk, die Kunst, die Innung, den Stand, da gäbe es noch Nationaltrachten, da begäbe man noch „Gefallen“, da werde der Mensch nicht wie in andern Ländern „à peu près wie die Säuge- oder vierlegende Thierklasse“ klassificirt und je nachdem er Geld habe oder nicht unterschieden u. s. w. Wenn übrigens der Verfasser von dem „tabellarisch-militärisch kasernirten“ Preußen spricht, so sollte er wenigstens nicht vergessen, daß gerade in Preußen, trotz dieser Uniformirung, der Kampf der Principien und geistigen Gegensätze lebhafter ist als sonstwo in Deutschland und daß dieser Kampf vielleicht gerade insofern dieser äußeren Disciplin in Preußen die Gefahren nicht hat, die er anderswo haben würde.

Gehen wir nun zu den übrigen Beiträgen des Taschenbuchs über. Heinrich Reichenbeck beschreibt das Leben der Dichterin Johanna Maria Sebmayer (geb. 1811 zu Salzburg, gest. daselbst 1853), von der bereits 1831 „Gedichte“ erschienen, auch mehrere Stücke vaterländischen Inhalts auf der Schaubühne Salzburgs aufgeführt worden sind. Johanna lebte lange Jahre hindurch wie ihre Mutter vom Tabackstamm und verkaufte Rauch- und Schnupftaback, Feuerstichwamm und andere Kleinigkeiten, später war sie geachtete Lehrerin an einer Mädchenschule. Melchior von Diepenbrock, Grillparzer, Nikolaus Lenau und andere namhafte Zeitgenossen erstauten sie durch Zuschriften, Ladislaus Pyrker lehnte bei jedem Besuche Salzburgs in dem unscheinbaren Tabackladen am Collegienplatz ein, und so oft König Ludwig von Bayern nach Salzburg kam, beehrte er die Dichterin mit seinem Besuche. Unter den übrigen Beiträgen in Prosa (die novellistischen übergehen wir) nennen wir noch die geschichtliche Skizze „Die prager akademische Legion vom Jahre 1800“ (mit einer lithographischen Abbildung) von dem Herausgeber, mehrere Mittheilungen aus dem Stammbuche des Componisten Beniz Tomasek, einen Aufsatz von Legio Glückselig über „Böhmens Otfekar als dramatischer Stoff“, worin Uffo Herrn's Trauerspiel über das bekannte Grillparzer'sche gestellt wird, namentlich weil Grillparzer den Habsburger Rudolf auf Kofen Otfekar's zu heben gesucht habe, und unter den „Vaterländischen Denkblättern“ besonders die Biographie des Malers Wilhelm Kandler (geb. 1816 zu Kráupau in Böhmen), dessen Bildniß eine der artistischen Alerden des Buchs bildet. Von besonderm Werth ist eine Reihe von Briefen Kandler's aus Rom, welche im gegenwärtigen Jahrgange die Jahre von 1844 bis zum Mai 1849 umfassen und 1860 fortgesetzt werden sollen. Sie sind interessant zur Kenntniß des deutschen Künstlerlebens in Rom und beweisen unter anderm, daß Reid, Brotnaid und Giferfucht in den Künstlerkreisen doch lange nicht so heftig sind als in der Schriftstellerwelt. Die Briefe aus den Jahren 1848 und 1849, in denen sich Kandler als guter Deutscher und feuriger österreichischer Patriot zeigt, enthält so interessante Mittheilungen aus der italienischen Revolutionsperiode, daß wir mit Vergnügen der angekündigten Fortsetzung der Briefe entgegensehen. Lyrische Beiträge steuerten unter andern bei: Hoffmann von Fallersleben, Kerner („Trost beim Erblinden“, „Das Herz als Auge“, „Mensch, stelle dich nicht über die Natur“ u. s. w.), Ebert („Was fromme Gedanken sind“, „Ein Verkannter“), Dube, Gonschall, Rilzer, Gonschall, Vogel (der seinen Dichtertitel diesmal noch durch das hinzugefügte „Dr.“ zu heben sucht), Köhler u. s. w. Adolf Stöber schließt sein Sonett „Italienische und alt-deutsche Gemälde“ mit den Worten:

Bewundern muß ich euch, mit Ethern schmüden,
Italiens Meister, eure Künstlernamen,
Und „Bravo! Bravo!“ ruf ich mit Entzücken.

Doch steh' ich unter Dürer's, Kranach's Rahmen.
So möcht' ich in der Meister-Hände drücken
Den Palmzweig und mit Rührung sagen: „Amen!“

Der greise Castelli klagt in seiner Epistel „Dichter von ehe-

dem und von heute" über die vorfichlose Stimmung der Zeit, zugleich aber auch über die Dichter. Den Menschen wirft er vor:

Es können jene Ding' allein nur fassen,
Die mit den Händen sich betasten lassen.
Was riecht, was schmeckt, was flügel und was glänzt,
Das nur faßt ihr Verstand, so eug begrenzt.

Phantasten nennt man die Poeten leider,
Der Dichtkunst Reich ist aus, jetzt kommt das Reich der Schwärmer!

Aber auch die Dichter seien mitschuldig. Früher seien sie Apostel des Wahren und Schönen gewesen, sie hätten „Samen des Muthes und der Ehre“ ausgestreut und „strenge Sittenlehre“ hätte durch ihre Dichtungen hindurchgestlungen. Gastei charakterisirt weiter die ersten Dichter aller Nationen, von den Deutschen Kleist, Herder, Wieland, Gessner (wie kommt dieser hierher?) Schiller,

dessen Kunstvermögen

Nicht nur in jedes deutschen Volks Gedächtniß,
Rein, in der Deutschen Herzen ist geschrieben,
Den wir bewundern, aber mehr noch lieben —

endlich Goethe,

der allergrößte Sondergleichen,

Noch nicht erreicht und niemals zu erreichen,
Goethe, der alle die verschiedenen Arzte,
Die von dem Baum der Poesie sich breiten,
Behängt mit Früchten, reif für alle Zeiten,
In jeder Gattung schuf das Schönste, Beste.
Im Heitern und im Traurigen,
Im Lieblichen und Schaurigen,
Im Trifflchen und Trifflchen,
Phantastischen, Empirischen,
Im anmuthvollen Jüngern,
Im Wüßigen und Ständigen,
In Elegien und Stanzgen,
Balladen und Romanzen,
Im „Werther“ und im „Meister“,
Überall ein Meister.

Nun aber die neuern Dichter:

Nur wenig Neues leimt im Dichterkain,
Wir saßen nur von Blumen, Lieb' und Wein,
Rein Blig entströmet unserm trocknem Geiste,
Wir suchen nicht das Höchste, nur das Meiste,
Wir singen nur allein, damit wir singen,
Nicht um ins Herz der Menschen einzubringen,
Wir loben nur die großmuthvollen Reichen
Und die da stolz sind auf der Ahnen Zeichen,
Ein jeder baut sich seine eigne Welt,
Und wer am besten zahlt, der ist sein Geld u. s. w.

Nun ganz so schlimm ist es denn doch wol nicht, und es lebt und wirkt jetzt sicherlich mancher Dichter, der wenigstens mehr Bedeutung hat als der Rokokodichter Gessner, welchen Gastei neben Herder, Goethe und Schiller stellt. Aber freilich mögen einem alten Herrn, wie Gastei, der noch aus einer gemüthvollern Zeit kommt, die übertriebenen Prätensionen so mancher unserer Dichter und ihre künstlichen Machinationen, um sich durch die Gasse lameradischastlichen Lobes wie ein Laubhülsen ausblähen zu lassen, wunderbar genug vorkommen. Indes hat es immer sein Bedenkliches, wenn ein Dichter sich bekommen läßt, über die Dichter der Zeit so in Wausch und Wogen abfällig zu urtheilen; denn er legt dadurch den Verurtheilten die Versuchung nahe, an ihn die Frage zu richten, ob er denn selbst den hohen Principien gemäß gedichtet, die er anstellt, und warum er es nicht gethan?

Das „Jahrbuch deutscher Belletristik“, seit fünf Jahren von Siegfried Kappeler herausgegeben, enthält außer dem Märchen „Der eiserne Ring“ von Adolf Lafer, die vier Novellen: „Sechs Tage sollst du arbeiten“ von Robert Waldmüller, „Der

Glasfabrikant“ von Leopold Scherer, „Ein Mann des Bollens“ von Ida von Düringfeld, und „Ein Kettenkönig des vorigen Jahrhunderts“ von Max Ring. Dieser „Kettenkönig“ ist der berühmte oder berühmte Finanzspeculant Law, und wir werden durch diese Erzählung in Zustände eingeführt, die vielleicht die ersten Keime zu der spätern Blut- und Thränenkermis der Französischen Revolution legten, ohne welche diese wenigstens vielleicht keinen so gewaltsamen Charakter angenommen hätte. Die pariser Emute, die gegen Law losbrach, war ein charakteristisches Beispiel dieser Revolution, wenn auch durch einen langen Zeitraum von ihr getrennt. Außerdem enthält diese Erzählung auch für unsere Zeit sehrreiche Fingerzeige und Warnungen genug, so daß man sie als durchaus zeitgemäß empfehlen kann. An epischen und heroischen Beiträgen enthält das Jahrbuch ein interessantes Bruchstück aus der epischen Dichtung „Marfa und Andreas“, welche Friedrich Vodenstedt unter der Feder hat. Gedichte von Brachvogel (dessen Porträt dem diesmaligen Jahrgang als Titelpapier dient), die in etwas salopem Ton gehalten sind, obgleich das erste derselben: „Zwei Steine“, einem künreichen Gedanken ausspricht, und Gedichte von Foglar, Hansgirt, Hieronymus Form, Julius Rosenberg, Ludwig Seeger und Adolf Stern. Von Hieronymus Form führen wir hier folgende kleine Gedichte an:

Kath.

Verschwende nicht dein tiefstes Sein;
Was du nicht biß, das wird nicht dein.
Du trankst den Sand mit Herzensblut,
Er wird doch nicht zum Rosenkain.
Weichmerz' es bald und lern' von ihm,
Ob' er dich redt, verschlossen sein!
Du ruhst schon hier in deinem Geist
Wie einst in deinem Grab — allein.

Geliebene Welten.

Wissenschaft und Poesie
Sind getrennte Kreise;
Frieden kennt der Dichter nie,
Unglück nieder Weise.

Julius von der Traun scheint einen Beweis davon geben zu wollen, daß die Dichter keinen Frieden kennen. Es ist von ihm am Schlusse ein Gedicht: „Der Jäger zu Rosenkain“, abgedruckt, welches schon im vorigen Jahrgang stand. Die Redaction gibt dazu folgende Erläuterung: sie habe vor dem Abdruck im Jahrgang 1858 dem Dichter in Betreff einiger wenig erheblichen Aenderungen im Ausdruck ausführlich motivirte Vorschläge gemacht, und da sie darauf keine Antwort erhalten, habe sie, eine stillschweigende Zustimmung des Verfassers annehmend, das Gedicht mit den von ihr für zweckmäßig gehaltenen Aenderungen abdrucken lassen. Nach dem Erscheinen des Jahrgangs habe sich der Dichter über die seinem Gedicht dadurch angethane „unfünige Verunstaltung“ und „Verhandlung“ und über die ihm in seinen literarischen Rechten widerfahrte Kränkung bitter beschwert. Die Redaction hat nun das Gedicht zur Genugthuung des Dichters wie zur Vergleichung der Varianten mit dem ursprünglichen Text noch einmal abdrucken lassen.

Daß das von Aloys Schreiber begründete, später von J. B. Appell und nach dessen Uebersiedelung nach Wien gegenwärtig von Aloys Henninger redigirte Taschenbuch „Cornelia“ bereits seinen vierundvierzigsten Jahrgang angetreten hat, ist ein Beweis für die Fähigkeit und die Ausdauer des Verlegers, oder dafür, daß gerade diesem Taschenbuche ein Stamm beharrlicher Leser und besonders Leserinnen treu geblieben ist. Vorzügliches haben sich barm nichts als die von Dr. Franz Konrad in Sonettenform abgefaßten Erläuterungen zu den meist eleganten Bildern, unter denen sich auch das schöne Porträt des Dichters Milton im Alter von 12 Jahren und das Heinrich Heine's befinden. Diese Bilder sind nicht nach ausländischen Meistern wie Landolt, Neuenham, Godebout, André, Duboué u. s. w. sauber in Stahl geschnitten. Außerdem

enthält dieses Taschenbuch fünf Novellen. Edward Blehen schildert in seiner Novelle „Prüfungen“ das Geschick einer Gräfin, welche, gebrochen durch die Intriguen, die man gegen ihre Liebe zu dem Grafen von St. Avelo spann und denen sie zu großen Glauben schenkte, ihrem Leben dadurch ein Ende macht, daß sie sich die Pulsadern öffnet. Die zweite: „Die Erbschaft“, von E. F., ist komischen Charakters und findet ihre Lösung durch das oft schon benutzte Motiv eines Testaments, welchem ein Gobicill angehängt ist, und merkwürdig genug bringt auch in der folgenden Erzählung „Des Dichters Segen“ ganz dasselbe Motiv die Verwickelungen zum Austrag. Es handelt sich darin um das Liebesverhältniß der jungen Gräfin Emma zu dem bürgerlichen Hofmeister des Hauses. Die Gräfin R. hatte in einem Testament den Fluch über jede nicht ebenbürtige Heirath in ihrem Hause ausgesprochen. Auf ihrem Sterbebette stellte ihr der Pfarrer vor: sie möchte doch den Fall bedenken, „daß um die Hand einer Tochter ihres Geschlechts ein Mann von dem Geiste oder wenigstens dem Gemüthe und der Richtung Herder's, ein edler Dichter oder Gelehrter sich bewürbe“. Sofort ließ die sterbende Gräfin den Notar und die Testamentzeugen herbeiholen und fügte dem Testament einen Nachsatz hinzu, wodurch sie ihren in der Hauptursunde beifälligen Fluch für ungültig erklärte. Durch dieses Gobicill wird nun die Heirath zwischen dem Hofmeister, der selbst ein Schüler Herder's und dabei Dichter ist, und der jungen Gräfin Emma möglich gemacht. F. Hilarius führt in seiner Erzählung aus dem Volksleben: „Der Forstfächer und sein Kind“, in die Vorgeschichte eine neue Menschengattung ein, die der Forstfächer in den bairischen Mooslanden, deren hier keineswegs in sehr vortheilhaftem Lichte erscheinenden stiltlichen Zustände, wie die schroffen Verhältnisse zwischen den aristokratischen Hofbauern oder den Rothhöfem und den plebejischen Kleingütern und Felduern, endlich die mancherlei altgebrachten Gebräuche in die Erzählung, der es nicht an kräftiger Pinselführung gebricht, recht geschickt eingeflochten sind. Natürlich dreht sich auch hier die Intrigue um ein junges Mädchen, das hergebrachtermaßen unter all diesem reben und verwilderten Volk als ein Engel erscheint. Die letzte Erzählung „Fünfzig Jahre“, nach einem wirklichen Criminalfall von Wellstädts verfaßt, ist, von einigen Breiten abgesehen, meisterhaft und mit großer psychologischen Kenntniß durchgeführt und reich an ergreifenden Momenten. Das einzige Wesentliche, was man daran als einer „Novelle“ ausheben könnte, ist der Umstand, daß man schon nach der Lectüre der ersten 10 oder 12 Seiten ziemlich genau weiß, wie sich das Ganze entwickeln wird.

III. Musenalmanache.

Erst mit den „Musenalmanachen“ betreten wir eigentlich literarisches Gebiet. Die Musenalmanache sind die Sammel-, Muster- und Organisationsplätze der lyrischen Landwehr theils einzelner Provinzen, theils des Gesamt Vaterlandes; hier entfalten sie sich zu imponirenden regelmäßigen Linien; hier kann man sie nach den verschiedenen landschaftlichen Abzügen und ihren geistigen Richtungen unterscheiden; hier lernen sich die einen als Stamm-, die andern als Gesinnungsverwandte, alle überhaupt als Glieder eines Ganzen kennen und fühlen. Die Musenalmanache haben daher seit der Zeit, wo die deutsche Literatur disciplinirt und mit Bewußtsein ihrer großen Aufgabe betrieben wurde, stets eine nicht unbedeutende Rolle in der Entwicklung der deutschen Lyrik gespielt. Ein Album, ein Taschenbuch kann verschwinden, ohne daß dieser Verlust in den eigentlich literarischen Kreisen besonders gespürt werden würde; aber dem gebildeten poetisirenden Publikum und namentlich den productirenden Dichtern selbst würde etwas fehlen, wenn kein Musenal-

manach mehr in Deutschland erschiene. Dieser Fall ist zwar für ein paar Jahre schon eingetreten, aber das Bedürfniß für einen Musenalmanach machte sich dann nur in noch verstärkter Weise Fühlbar, und wir erlebten den Fall, daß nach einer solchen Pause zwei Musenalmanache nebeneinander in die Waffen traten, von denen jedoch nur der eine, der Schab'sche, das Feld behauptet hat. Auch würden zwei Musenalmanache von allgemeiner deutscher Bedeutung nebeneinander offenbar zu viel sein, besonders da noch provinzielle Musenalmanache nebenher zu gehen pflegen, wie gegenwärtig das „Lyrische Album aus dem Lahnthale“ (vgl. Nr. 8 d. Bl.) und die unten bezeichneten Musenalmanache Nr. 2 und 3. *) Dem Musenalmanachsvater, Christian Schab, dürfen wir aber die Anerkennung nicht versagen, daß er die Aufgabe, die er sich mit seinem Musenalmanach gestellt, nun bald ein Decennium lang mit einer Zähigkeit, wie sie freilich deutschen Lyrikern eigen ist und den Deutschen auch auf andern Gebieten gewünscht werden möchte, anfangs wol auch mit persönlichen Opfern, stets aber mit einem großen Auswand von Fleiß und Zeit verfolgt hat. Schwerlich ist aber auch ein anderer Lyriker so wie Schab zur Herstellung und Aufrechterhaltung eines allgemein deutschen Musenalmanachs geeignet; denn keiner gehört so wenig als er einer exclusiven Goterie an, keiner ist so wenig subjectiv eigensinnig, keiner zeigt sich auch so unabhängig von landsmännchaftlichen Rücksichten und politischen Parteitendenzen. Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir zu seinem und den andern noch zu erlebenden Musenalmanachen über:

1. Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schab. Mit dem Bildniß Joseph Freiherrn von Eichendorffs und einer Musikbeilage von Louis Spohr. Neunter Jahrgang. Würzburg, Stachel. 1859. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.
2. Ost- und westpreussischer Musenalmanach für 1858. Im Namen des ostpreussischen Dichtervereins herausgegeben von August Lehmann. Dritter Jahrgang. Königsberg, Rümberg. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Schneeflocken. Poetisches Jahrbuch aus Rußland. Zweiter Winter. Berlin, A. Duncker. 1858. Gr. 16. 24 Ngr.

Schab sagt über die Bedeutung seines Musenalmanachs, den er als den Erben und die Fortsetzung des ältesten in Deutschland überhaupt existirenden betrachtet, in einer Schlußbemerkung zu dem diesmaligen Jahrgange: „Der Deutsche Musenalmanach, seit 1770 begründet, also im neunundachtzigsten Jahre seines Bestehens begriffen, eine ausgewählte Sammlung theils neuer, bisher ungedruckter, theils hier und da zerstreut gedruckter Dichtungen der besten und anerkanntesten Dichter der Gegenwart, war von seinem Anfang an ein mächtiger Hebel der deutschen Nationalliteratur und wurde zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Schriftstellern herausgegeben, so namentlich von Bürger, dem Sänger der unvergleichlichen „Lenore“, von Voß, dem fern deutschen Verfasser der „Luise“, von Schiller, dem Liebling der Nation, Kerner, Chamisso und Schwab, und Rückert. Im Jahre 1850, in einer Zeit nationaler Zerspaltung, unternahm der jetzige Herausgeber, theils das Leid der Gegenwart zu lindern, theils die Hoffnung auf die bessere Zukunft zu hegen und zu pflegen,

*) Dahin gehört auch wol die lyrische (zweite) Hälfte des „Album des literarischen Vereins in Nürnberg“, das jedoch wegen seines vorwiegend literarischen Inhalts einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben muß.

troß vielfachen Widerspruch eine neue Folge. Die deutsche Kritik begrüßte sogleich den ersten Jahrgang als den „großdeutschen“ im Gegensatz zu ähnlichen Bestrebungen von geringerer Tragweite“ u. s. w. Der Herausgeber beruft sich weiter darauf, daß nicht nur die Zeitschriften des Inlandes, sondern auch englische, französische, holländische und italienische seinen *Musen Almanach* ausführlich besprochen hätten, und daß die besten deutschen Zeitschriften ihn alljährlich zum Gegenstand eindringender Beurtheilung wählten „als zuverlässlichen Gradmesser der zeitgenössischen Dichtung überhaupt“. Der Grund für diese Erscheinung liege — abgesehen von der ursprünglichen Bestimmung des *Musen Almanach* „mitten in der Vielheit deutscher Volkverschiedenheiten nach einer und nicht der geringsten Seite hin, nämlich der des deutschen Liedes, des Sanges und der Sage, in den heimathlichen Gauen einen gemeinschaftlichen Sammelpunkt zu bilden“ — in der Zahl, Art und Bedeutung der in den bisherigen Jahrgängen, einschläffig des neunten, durch Wort und Tonbildungen vertretenen Verfasser.

Im übrigen ist der Herausgeber von seinem bisher befolgten Princip, nur Ungedrucktes aufzunehmen, diesmal abgewichen, er hat vielmehr auf die „ursprüngliche, so sachgemäße und geschichtlich so wichtig gewordene Einrichtung des *Musen Almanach*: eine strenge Auswahl theils aus Originalbeiträgen, theils aus bereits vorhandenen neuern Druckwerken zu geben, zurückgegriffen“. So bringt denn der gegenwärtige neunte Jahrgang unter 243 Gedichten 118 Originalbeiträge und 125 solche, die aus Gedichtsammlungen, Sammelwerken und Wochen- und Monatschriften, welche in der Schlussbemerkung sämmtlich genannt werden, ausgewählt sind. Von den 119 Dichtern haben 54 Originalbeiträge geliefert; bei sieben von ihnen hat auch noch Auswahl aus Gedrucktem stattgefunden. Auswahl aus Druckwerken trat bei 72 Dichtern ein, von denen auch sieben Originalen beisteuerten. Es ist nun nicht zu leugnen, daß, wenn sich die Benutzung schon gedruckter Gedichte noch weiter ausbreiten sollte, der *Musen Almanach* sich vielleicht nicht ganz zu seinem Vortheil zu sehr dem Charakter einer Anthologie nähern würde; indeß wird ja wol der Herausgeber hierin das richtige Maß zu halten wissen. Im ganzen müssen wir uns mit diesem neuen System einverstanden erklären. Einmal werden dadurch manche gute Gedichte, die ohne den *Musen Almanach* vielleicht in alle Winde verflattert wären, durch ihn im Andenken der Mitwelt lebendig erhalten und, wie der Verfasser bemerkt, „thatsächlich vor dem Untergang gerettet“, sodann ist es Facium, daß nicht selten von denselben Dichtern, die vielleicht nur Mittelmäßiges an die Redaction des *Musen Almanach* einsenden, an anderer Stelle, in Sammelwerken, Albums, Taschenbüchern und Zeitschriften viel vorzüglichere Gedichte sich finden. Durch Auswahl der besten im Manuscript eingesandten Gedichte und der besten in den letzten Jahren gedruckten wird es so dem Herausgeber möglich sein, Jahrgänge herzustellen, von denen alles zu Mittelmäßige fern gehalten ist. Endlich hat der diesmalige Jahrgang vor den frühern den Vorzug voraus, daß zum ersten mal die Reihe der lebenden Dichter, unter Vorantritt der Todten, von dem ältesten bis auf den jüngsten in chronologischer Folge angeordnet ist. Als die jüngsten bilden Ludwig Georbi (geb. 1827), Julius Große (geb. 1828) und E. A. Stauffe (geb. 1832) den Schluß des Jahrgangs.

Natürlich können wir uns hier nicht auf die aus Druckwerken, sondern nur auf die aus eingesandten Manuscripten ausgewählten Beiträge einlassen, wobei wir uns jedoch aus Raumrücksichten nur auf einzelnes, was uns charakteristisch zu sein schien, beschränken müssen. Von Eichendorff, Helmina von Chzy und Nicol fanden sich hier Gedichte aus ihrem Nachlaß, die bisher noch nicht gedruckt waren. Eichendorff eifert unter anderm gegen die „moderne Ritterchaft“, jene „Wichte“, denen Adler „im Knosfloß“ hängen bleiben, und gegen die „Altliberalen“, denen er (im Jahre 1848) zuruft:

Und da's nun gärt und schwillt und quillt — was Wunder,
Wenn plagend dieser Hexentopf sehender
Guch in die Käste springt mit allem Wunder!

1859. 12.

Wolfschall beschreibt in energischer Ausmalung einen „Gang durch die Vorstadt“, er schildert die friedlichen Hütten der Armuth, die Behausung der geschminnten Sünde, die Kaserne, die Bohnhöfe, die Gefängnisse, die Prachtvilla eines Bankiers; aber ach,

Es wird das Volk nicht mit den Völkern reich,
Zum Golde rollt das Gold mit alter Lücke,
Geschlechter siechen, Kellernblumen gleich —
Zermalmt vom Städtrath fluchen sie dem Stüde.

Ober er denkt bei dem Anblick einer Fabrik des Loses der Arbeiter:

Hier schafft der Mensch ein Stückwerk Tag für Tag
Mit dumpfen Sinnen, mit verkörnten Mienen,
Sowie des Rades Schwung, des Hammers Schlag,
Der todt' Kreislauf rollender Maschinen.

Ignaz Hub verherrlicht in seinem rührenden Gedicht „Marie Rottmann, die brave Jungfrau an der Nahe“ eine der schönsten Gegenstände der Dichtung, die Aufopferung eines Menschen für den andern bis in den Tod, hier die Aufopferung einer Tochter für ihren Vater, die That der Marie Rottmann, die ihren armen Vater über Land begleitete und unterwegs, vom grimmigsten Winterwetter überrascht, sich nach und nach fast aller ihrer Kleidungsstücke entledigte, um ihren alten Vater damit zudecken und vor dem Frost zu schützen:

An eider Statt, so fremd, so fremd, ...
In ihrer frommen Opferlust
Entleert fast bis auf das Hemd,
Entschlief sie auf des Vaters Brust.
Und von den Bergen steigt die Nacht
Und hält in ihren Mantel beide,
Sie sind aus sel'gem Schlaf zum Leide
Des Ordenlebens nicht erwacht.

J. Sturm feiert in einem schönen Gedicht die „Mutterliebe“; Storch dagegen die Poesie, die er gegen ihre Ankläger und Verleumdner verteidigt:

Wie Moos zerfallendes Gemäuer
Mit grünem Teppich überzieht,
So wirft den klanggewebten Schleier
Auf den gemeinen Stoff das Lied.

Doch ihr, die ihr die Göttesankte
Verhöhnt, verlästert und verbannt,
Ihr habt euch selbst das Mal der Schande
Auf die gemeine Stirn gebrannt!

Seife ruft in seinem Gedicht „Die deutschen Argonauten“ den Auswanderern zu:

Das wilde Drängen ohne Rath' und Raß,
Es zieht auch dich verlockend übers Meer,
Dein Sinnen hat's umgarnt und hat's erfaßt,
Jedoch dein Herz bleibt kalt, dein Herz bleibt leer.
Einst kommt die Zeit, mag sie auch fern noch sein,
Wo du mit Gold aufwogst das blauschne Sand,
Darin den Schlummer fände dein Gehirn,
Im deutschen Grund, im deutschen Vaterland!

Glabrenner eifert gegen die „Sirupigen“:

Ich, der aller Weichheit Kuhn,
Nimm die zum Exempel,
Der da warf das Bucherkrum
Aus des Vaters Tempel!
Keine Rose ohne Dorn!
Keine Liebe ohne Born!
Fort das Ungeleser!

Georg Keller fordert in seinem „Sängergruß am eidgenössischen Sängerfeste in Zürich 1858“ seine Landsleute auf zu singen:

Das Land ist eben recht,

Es nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Es nicht zu groß und nicht zu klein,
Um dein ein feier Mann zu sein!

Wie grüne Au'n im Birnenschnee
In alter Zeit verschwunden,
So hat noch sehr Wohl das Weh
Des Todes auch empfunden!
Doch trohen wir dem Untergang
Noch lange hin mit Sang und Klang!
Noch halten wir aus eigner Hand
Dich hoch empor, mein Vaterland!

In unserer mehr auf das Elegante und Liebliche, oder auf das düster Berriffene, oder auf das Ironische gerichteten Zeit begnügt man selten Gedichten, die von erhabenem Ausdruck wären; diesen finden wir aber in folgendem Hymnus J. G. Fischer's, den wir deshalb auch vollständig mittheilen:

Astronomie.

Wenn ich nachts in des Tiefsinn's Rufe
Stille einkeng' unter des Himmels
Ewig sorglos wandelnden Sternen,
Und bedanke bei mir, daß auch ein Stern nur
Unser wandelnder schwerer Planet,
Und wie es die Menschen auf ihm treiben.
Die Helden und die Kinder, die Thoren und die Weisen,
Großern Länder, küssen und morden,
Berauschen vom Wein sich — und träumen vom Weltall;
Und droben in unbefleckter Höhe
Schweigt still der unaussprechliche Schöpfer,
Der Welken wie Sand am Meer bestreut
Und zu groß ist, auf einer zu wohnen:
Da ist mir, als trüg' ich es leicht, wenn jetzt
In Trümmer der wankende Erdball ginge,
Und des Weltgeists' alter genauer Rechner,
Die nichts verstellende treue Schwerkraft,
Zeichnete sie aus Blau des Aethers
Wie ein paar winzige Achtersunken,
Und nach Jahren oder Jahrtausenden,
Oder auch nie enttaste ein Auge
Jugend im weiten Schöpfungstraume,
Daß sich ein Sandkorn im All zerprengt,
Das wir jetzt noch Erde halten.
Und es wird mir so weit und groß zu Muth,
Daß Götter und Sterne zerbrechen können,
Und Er doch ewig derselbe bleibt.
Und ich höre des Weltalls Meere tönen,
Ob brausen ins Herz mir die Völker der Schöpfung,
Wie mir's niemals getönt in den Tempeln der Alten,
Noch in den Märkten der Neuen Welt.

Subjectiver ist Emilia Emma von Hallberg (geb. 1826 zu Köln); doch liegt ihrem in formeller Hinsicht etwas salopen Gedichte „Am Allerseelenfeste“ ein hübscher Gedanke zu Grunde; sie sieht, wie am Allerseelenfeste die Menschen die Gräber geliebter Todten mit Blumen und Kränzen schmücken; da sagt sie zu sich:

„Die Gräber deiner Todten
Auch du heut' schmücken mußt.“
Und eine Rose stecke
Ich weinend an die Brust.

Wir haben der Verfasserin satirisches Reimwerk „Heinrich Heine's Himmelfahrt“ wegen der darin enthaltenen Gehässigkeiten und Epigrammen streng tadeln müssen; wir freuen uns, auch einmal einen netten Einsall ihrer Muse hervorheben zu können; überhaupt möge sie überzeugt sein, daß wir, wo es nur immer angeht, lieber loben als tadeln.

Klinge, so eigenthümlich und oft großartig in seinen Weltgeschichts- und Völkernbildern, lieferte mehrere kleinere Lieder,

in welcher Gattung er minder ausgezeichnet ist; Adolf Krümmacher zwei Gedichte frommen Inhalts, die sich auch durch ihre reine Form bemerkbar machen; Ritter von Leitner ein gemüthvolles Gedicht „Das Tannenbäumchen“, Obert einige Strophen von stilllicher Schwere, Rogge ein an Alexander von Humboldt gerichtetes gedankenreiches Gedicht; Schöffel ein preiswürdiges humoristisches Gedicht „Ein fremd Gespann“, das wir deshalb hervorheben, weil der Humor in diesem Jahrgange gerade nicht sehr reichlich vertreten ist; außerdem neueren noch Kinkel, A. Stöber, Reh (von dem besonders „Frühling und Winter“ zu nennen ist), Jeger von Eiders, Kapper, Edme, Castell, Eckhardt, Rollett, A. Dörr, E. Kalisch, Fröhle, Pfarrinus, Klette, R. Mayr, Andralat, Kottler, Dube, der Herausgeber („Aus dem Klingewald“) u. a., Originalbeiträge bei, unter denen sich vieles Gute befindet. Der längste Beitrag ist das über 70 Seiten umfassende episch-epyllische Gedicht von Große: „Das Mädchen von Capri“, das viele lebendige malerisch-plastische Schilderungen aus der italienischen Natur und dem italienischen Volksleben enthält. Aber die Hexameter sind ihm oft sehr übel gerathen und klingen oft wie Verse aus Bodmer's „Noachide“. Wir führen einige an, von denen mehrere dadurch, daß sie durch ungehörige Incisionen in zwei Hälften, oder selbst drei Abschnitte zerfallen, oder durch den Mangel an Cäsuren dem Ohre unangenehm werden:

Durchkreist schon' hatten wir beide.

Wie auf Reisen ein Brautpaar, rings die glückliche Insel. —
Sicherlich waren's Geschenke | wol aus glücklichen Tagen. —
Frei in dem eigenen Umland | unangreifbar dem Feinde. —
Reisefreudig, doch an jeglichem Tage | sagt' es der Himmel. —
Aber im Uebermuth' | frag' ich: | Sage doch, Schelm!

An andern Gebrechen kranken die Hexameter:

Weil mir nicht mehr war am Leben ein Recht und der halben Bethörung. —
Schwimmen durch den Atlantischen Ocean weiter nach Norden.

Zuweilen braucht der Verfasser ungewisselhaftige Längen als Kürzen, z. B. anbietend, unheimlich, Eder; auch ist die Periodierung, namentlich gegen den Schluß hin, oft zu gehackt; z. B.:

Studen wird er mich, wenn er mich rast. Ich fürchte den alten
Wassengeführten des Krieges nicht. Auch aber geizmet,
Fröhlich zu leben. Ihr seid noch jung. Nach blüht noch die Hoffnung
Glücklicher Liebe. Versucht sie denn u. s. w.

Mit dem nach breiter Entfaltung stehenden epischen Versmaß verträgt sich dieser kurze Sagbau durchaus nicht. Doch das sind nur Nachlässigkeiten, die der sonst talentvolle Dichter bei einiger Aufmerksamkeit künftig leicht wird vermeiden können.

Ueber den „Öst- und Westpreussischen Museen Almanach“ sind wir in der Lage und ziehen es vor, den Bericht eines unsers Blätter dann und wann mit Mittheilungen bedenkenden Mitarbeiters einzufügen. Des Verfassers Ansichten dürften zwar mit denen, welche in den Kreisen der kritischen Junge vorherrschen, nicht immer ganz übereinstimmen; aber gerade dies ist ein Grund mehr, der uns bestimmt, den Bericht zu veröffentlichen. Er lautet:

„Die Frage, ob dieser Museen Almanach eine Berechtigung zu seiner Existenz hat, ist dadurch praktisch zu seinen Gunsten beantwortet, daß ihm bereits zum dritten male eine hinreichende Theilnahme von seiten des Publikums geworden ist. Anders ist diese Frage von einem oder zwei Recensenten des vorigen Jahrgangs entschieden worden; ob mit Recht oder Unrecht, das würde hier nicht zu erörtern sein, da wir nicht die Aufgabe haben, eine Kritik über Kritiken zu schreiben; dennoch wollen wir diese Gelegenheit ergreifen, um den Standpunkt, welchen wir bei der Beurtheilung solcher Erscheinungen für den richtigen halten, in der Kürze zu bezeichnen; und wenn wir dabei nicht die gravitätische Amtsmiene eines gestrigen Ränkrichters annehmen, sondern mit saltenloser Stimm und heiterem Blick auf die Sache schauen, so hoffen wir eben dadurch der Wahrheit näher zu kommen.“

„Fast in jeder kritischen Anzeige neuer Gedichtbücher wird die Ueberschwemmung des Büchermarktes mit poetischen Erzeugnissen als ein Uebel der Zeit beklagt. Wir glauben, daß die Ankläger unrecht haben. Dem geschieht denn etwas Schlimmes mit den Hunderten und Tausenden von Gedichten, welche die letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben? Den Dichtern selbst gewiß nicht; denn es gewährt ihnen ohne Zweifel einen nicht geringen Genuß, sich gedruckt zu sehen. Ebenso wenig dem Publikum; denn niemand ist durch ein staatliches, kanonisches oder moralisches Gesetz verbunden, Gedichte zu lesen; wer aber dergleichen gern hat, kann sich nur freuen, daß für die Befriedigung seines Geschmacks so reiche Tafeln gedeckt sind und sich stets mit frischer Speise füllen. Aber die Verleger, die häufig nicht auf ihre Kosten kommen? Nun, es ist ihre eigene Schuld, wenn sie schlechte Speculationen machen und Makulatur für ihr Geld drucken lassen; doch scheint es auch damit keine Noth zu haben, da sich immer noch eine beträchtliche Anzahl Verleger zu Gedichten von berühmten und unterühmten Verfassern findet, ungerechnet, daß wol die Mehrzahl dieser Artikel nicht auf Kosten der Verleger, sondern der Verfasser gedruckt wird. Fasten wir somit alle Interessenten ins Auge, so können wir in der That nicht einsehen, daß die Massenhaftigkeit der poetischen Production etwas Verwerbliches sei; im Gegentheil erscheint sie als ein heilsames Gegengewicht gegen die materiellen Zeitverbrüngen. Wenn es nämlich wahr ist, daß fast die ganze civilisirte Menschheit von der Tarantel der Geldsucht gestochen ist und in wahnsinniger Hast das Goldene Kalb umtanzt, so müssen wir uns so sehr darauf halten, daß die irdalen Güter — und zu diesen gehört doch unstreitig die Poesie — nicht aus dem Gurgeltel getrichen werden und auf dem Markt des Lebens noch Angebot und Nachfrage finden. Will man dagegen einwenden, daß eben nur das Höchste und Vollkommenste in der Dichtkunst von Werth sei und daß, wer dies nicht vollbringen kann, überhaupt nicht dichten müsse, so erscheint uns dies als überspannter Rigorismus. Sollen wir uns alle für impotent erklären, da Schiller und Goethe todt sind und da die Späteren sämmtlich hinter ihnen zurückstehen? Hat nicht neben dem herrlichen Park auch das freundliche Landhaus mit dem anmuthigen Wäldchen seine Reize? Oder — um den Gegenstand noch von einer andern Seite zu betrachten — verdient nur ein solcher Dichter Beachtung, der täglich Verse macht und viele Bände von Poesien in die Welt schickt; kann nicht auch derjenige etwas Gutes hervorbringen, dem die Muse nur in seltenern glücklichen Stunden lächelt und der während eines ganzen Jahres vielleicht nur drei oder vier Gedichte schreibt? In dieser Kategorie gehört die Mehrzahl der Verfasser des vorliegenden Musenalmanachs: vieles von dem, was sie liefern, wird unsere letzte Frage bejahen lassen; denn das Tüchtige und Wohlgeklungene überwiegt darunter das Schwache und Verfehlte. In der Mannichfaltigkeit der dargebrachten Gaben finden sich zahlreiche Lieder von zarter und inniger Empfindung, sowie manche heitere, einem frischen Humor entsprungene Dichtung; neben den weichen und süßklingenden Tönen, welche besonders mehrere von den Dichterinnen anstimmen, erschallt kräftiger, männlicher Gesang, der seine Stoffe bald aus dem grauen Alterthum des Landes entnimmt, bald die großen Erscheinungen der Neuzeit feiert und von patriotischer Begeisterung erfüllt ist, oder von leichtern Schwingen bewegt, in lebenslustigem Jubel dem unerschöpflichen Thema der Vortien, der Liebe und dem Weine huldigt. In allen diesen Richtungen fehlt es hier nicht an recht ansprechenden Leistungen und nicht wenige Beiträge genügen auch den höhern Ansprüchen der poetischen Kritik, wie z. B. von Rudolf Gottschall („Im Remter zu Marienburg“), August Müller („Wer schläft dort?“), Mary Belling („Es hat der Herbst für dich“), Edoard Heinel, Bertha B., Luise von Duisburg („Der Schlafende“), A. („Der Lebensmüde“), Gustav Ludwig („Am Meerestrande“), Henriette Landien, Ludwig Kuhl („Liebesdank“), Theobald Rehbaum („Sommerfäden“), Julius Lehmann („Doppelt Gebrochtes“), Rudolf Reusch, Erwin Schlieben („Das Aelter-

haus“), August Lehmann („Kaiser Karl und das Dorfschulmeisterlein“), „Die Brücke bei Dirschau“; August Schreiner („Winterluft“); Franziska Gräfin Schwerin, Julie Stahl, Emilie W. („Düggst fragtest du, was Poesie wol sei“), Amalie und Ottilie Zimmermann, Karl Weishaupt („Allein, alleine“).

„Zum Schlusse erlauben wir uns noch einige Worte über den von sehr achtbarer Seite gegen provinzielle Musenalmanache erhobenen Vorwurf, daß sie den Particularismus befördern. Nach unserer Meinung sind dieselben zu harmlos, um die deutsche Einheit in irgendeiner Weise zu beeinträchtigen; wenigstens ist uns in dem preussischen Almanach keine Spur von separatistischem Dünkel oder von biffiger Polemik gegen andere Theile des deutschen Vaterlandes vorgekommen. Die Sonderung der Dichter nach Provinzen ist an sich etwas Unschädliches und gestaltet sich ganz natürlich, wo es der persönlichen Anregung und der örtlichen Nähe der Zusammenwirkenden bedarf, um ein literarisches Unternehmen dieser Art zu Stande zu bringen. Diese Sonderung hat aber auch einen Vortheil, den wir nicht gering anschlagen möchten: es wird nämlich dadurch manches Bedeutungsvolle, was auf andere Weise kaum aus den Grenzen eines engeren Kreises heraustreten und der Vergessenheit anheimfallen würde, durch das Medium der Poesie zur allgemeinen Kenntniß gebracht und in wohlverdientem Andenken erhalten. Wir rechnen dahin das Sagenhafte, selbst das Anekdotische, was sich im provinziellen Leben an denkwürdige Erscheinungen knüpft, und verweisen beispielshalber auf einen poetischen Beitrag von August Lehmann. Es ist ein Gelegenheitsgedicht im besten Sinne des Wortes und gründet sich auf die wahre Begebenheit, daß der Mann, welchem bei dem Riesenbau der Weichselbrücke das mit der schwersten Verantwortlichkeit verbundene Geschäft oblag, alle einzelnen Theile des Gitterwerks in ihren gegenseitigen Verhältnissen aufs genaueste zu berechnen, ein Opfer seines unermüdbaren Denkens und Arbeitens wurde und der es wohl werth ist, daß die Poesie, eine ihrer edelsten Pflichten erfüllend, sein Grab mit einem Kranze schmückt.

Die Brücke bei Dirschau.

Der Mathematikus.

Krank liegt beim Lampenschimmer
Der Mathematikus;
Sein Rechnen hat ein Ende,
Er kam zum rechten Schluß.

Was er so lang berechnet,
Wohl ist's nun ausgeführt:
Vollendet steht die Brücke,
Er hat genug studirt.

Doch seine Nerven zittern
In febrichter Glut,
Und gaulende Rechengeister
Umhüßern ihm den Muth.

Sie schweben in bunten Gestalten
Und tanzen dahin und daher,
Und jauchzen empor zu dem Sternem
Und sinken kumm in's Meer.

Da tritt der Bauherr freundlich
Zu ihm ins Kammerlein:
„Sei frohlich, lieber Meister,
Wir woll'n des Werks und ferns —

„Und wenn die Kunst nicht reichete
Spricht jener preisend voraus;
„Du' streit, ohne Wanken
Da nur der Sterne Lauf: —

„O sei getrostes Muthes!
Die Kunst hat sich bewährt,
Und morgen rollen Massen
Den Weg, den wir geehrt. —

„Und wenn die Rechnung irrt
Nur um einen Zoll?
Und wenn die Hoffnung täuscht
Die meinen Busen schwellt —

„Laß ab, du lieber Meister,
Von deinem Traumgebild!
Der frohe Morgen lächelt
Bald hold und licht und mild.“

Und Rhöbus lenkt seinen Wagen
Am Himmelszelt herauf,
Und über die Wunderbrücke
Da zieht's in schwerem Lauf:

Voran das Dampfroß leuchtend,
Der Zug lang hinterher —
Triumph! Es ist gelungen!
Den Reisern Ruhm und Ehr'!

Die frohe Kunde bringt
Gar schnell von Mund zu Mund.
Nun, guter Rechenmeister,
Nun wirst du wol gesund!

Und als sie jubelnd eilen
Ins ferne Kammerlein:
Die Seele war geschieden
Im goldenen Morgenschein.“

Wir wollen diesem Berichte unsererseits nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß das mehrjährige Bestehen des Altpreussischen Dichtervereins und sein einträchtiges Wirken unsererseits erst in Nr. 10 ausgesprochenen Ansicht, als ob in Deutschland zur Zeit die Bedingungen für dauerhafte Dichtergenossenschaften solcher Art fehlten, zu widersprechen scheint. Wir hatten jedoch dabei nur allgemein deutsche Dichtervereine im Sinne; in provinzieller Begrenzung und unter Dichtern, unter denen keiner ein sehr drückendes Übergewicht behauptet, mögen solche Dichtervereine allerdings für eine Reihe Älterer und Hingänger wol möglich sein.

Dem „Ost- und westpreussischen Musenalmanach“ liegt das „Vortische Jahrbuch aus Russland“ oder „Die Schneeflocken“ ebenso nahe als die russischen Provinzen, die darin wol hauptsächlich vertreten sind, jenen östlichsten Provinzen der preussischen Monarchie nahe liegen. Der „Zweite Winter“ dieses Jahrbuchs enthält unter anderm auch Beiträge von zwei inzwischen Verstorbenen, Max Gamberq und Friedrich Hünze, deren schriftlicher Nachlaß den Herausgebern zur Verfügung gestellt war. In dem Vorwort wird von ihnen gesagt: „Die freundlichen Landschaftsbilder des im frühesten Mannesalter gestorbenen Gamberq, seine ebenso naive als phantastischen Schilderungen aus dem Kleinleben der Natur, werden sich, so hoffen wir, nicht weniger Freunde erwerben als die aus gereifterem Gemüthe entsprungnen, klar und scharf gedachten Schöpfungen Hünze's, der, im Leben wie im Dichten ein Jünger heiterer Lebensweisheit, die irdischen Dinge bald mit dem Auge des lachenden Philosophen behandelte, bald mit dem Wohlgefallen einer gesunden Menschennatur genoß.“ Von Gamberq erwähnt man wir ein barock-pittoreskes Gedicht: „Der Frühling und die Lappländer“, welches beginnt:

Am Meer, wo die Möven schrein,
Der Winter wird geboren;
Da stehen die Lappländer dünn und klein
Und sehen in die rothe Sonne hinein,
Die ihre Strahlen verlieren.

Sie glozen die feurige Kugel an
Und hauchen sich in die Hände u. s. w.

Die Lappländer sind sehr erfreut, daß nun endlich der Fenz beginnt, und begrüßen die so lange entbehrte Sonne mit einem Trank frischen Seehundesthran; da kommt ein Schneesturm und

bedeutet der Sonne, daß er hier allein der Herrscher sei. Nun schließt das Gedicht:

Die Sonne wird vor Kerger klein,
Die Seehunde blöken heiter;
Die Lappländer friert es im Sonnenschein
Sie kriechen in die Hütten hinein,
Und der arme Frühling zieht weiter.

Die Lappländer schauen ihm lange nach,
Er wirft seinen letzten Funken;
Sie denken über ihr Schicksal nach
Und haben heut, wie alle Tag,
In Thron sich voll getrunken.

Die Gedichte Hünze's entwickeln einen derben, gesunden, lebensfrischen, doch zuweilen nicht sehr geschmackvollen Humor. In dem unvollendet gebliebenen komisch-satirischen Heldengedicht „Prinzessin Karbia“ schildert der Verfasser den Sturz der königlichen Ratio, worauf Prinzessin Karbia den Thron bestiegt:

Es hieß gar bald von Karbia:
„Alle régner, mais ne gouverner pas!“
Wie in der Magna-Charta.

Die Tendenz des Gedichts ist hierin deutlich genug ausgesprochen. Das Reiliste lieferte Friedrich Meyer von Waldeck in seinem epischen Gedicht „Don Juan“, wovon der vierte Gesang hier mitgetheilt ist. Die Dichtung, deren Held der berühmte Don Juan d'Austria ist, besteht aus einzelnen beschreibenden Gedichten in wechselnden Versmaßen; Form, Vers und Reim sind mit bemerkenswerther Gewandtheit behandelt; die Schilderungen lebendig, voll Glanz und Anschaulichkeit. Der Dichter schildert z. B. den Marsch des Christenheers durch die glühende Wüste:

Der Sonnenball hebt sich am blauen Rand,
Und seine hellen Strahlenspitzen
Wirft grell zurück der heiße, gelbe Grund
Und wandelt sie zu glüh'nden Feuerblitzen.

Kein Hügel, keine Wolke — Licht, nur Licht.
Der Blick fühlt seine Kraft ermatten,
Kein Grashalm, der die Flammenspitze bricht,
Vergebens sucht das Auge Schatten — Schatten!

Und wolkenlos hebt sich des Himmels Dom,
Still ist es über Meer und Küste,
Und stert und lautlos, gleich dem dunkeln Strom,
Bählt sich das Heer der Franken durch die Wüste.

Da blüht's und flimmert's an dem Horizont,
Und Thürme und Paläste ragen,
Von goldner Kuppel Wölbung überkonnt,
Die laubgeschmückte, schlanke Säulen tragen.

Und Bäche rieseln von umbuschter Höh',
Im Winde flüstern Ephemeren,
In kühlen Wellen spielt der blaue See
Bis zu den palmenüberwachsenen Thoren.

Und aus der Pforte strömt der Krieger Schar,
Ein flimmernd Meer von Lanzenspitzen,
Dem Emir trägt das Schild der Ischobdar
Und läßt es in dem Glanz der Sonne blühen.

Das Heer glaubt erfreut Tunis und den Feind vor sich zu sehen; aber es war nur eine Luftspiegelung; denn plötzlich zittert's

in der lichtgetränkten Luft,
Es schweben Thürme, Quellen, Bäume,
Und Thor und See löst sich in hellen Duft
Und Kos und Mann verwehn in leere Räume.

Und wieder stürzen Licht, Durst und Blut „mit neuem Grimm sich auf die Krieger“. Außerdem enthält dieser Musenalmanach Beiträge von Karl von Wurfig, F. A. Gelbcke, A. Toller, der unter anderm den Rheinwein besingt, welcher vom

„freien deutschen Rhein deutschen Muth und deutsche Kraft“
bringe, und Ludwig Oken. Unter den Liebesliedern des lezten
finden sich einige sehr hübsche, wie die mit dem Anfange: „Ob
ich dich liebe?“ „Dein Leben ist der Liebe Bild“ „Bist du
die Welt, daß ich die Welt in deinem Wesen finde?“ u. s. w.
Folgendes mit Wortgleichklängen eigenthümlich-künstlich spielende
kleine Gedicht theilen wir hier mit:

In einem Augenblick,
Wo deiner Augen Blick
Mich traf und keines Grußes süßes Wort —
Bist ich vor Liebesglück
Und trug ein liebes Glück
In stillenjücker Seele mit mir fort.
Es schwebt' dein Angesicht,
Dein Bildniß, an Gesicht,
Wacht und Gedröge lieblich, einzeltrein,
Vor mir im Abendlicht,
Da ward der Abend licht
Und gleich am Himmel all' die Sternelein.

Was auch die Gegner moderner Lyrik sagen mögen, so ist
es doch ein erfreulicher Gedanke, daß auf den Schallwellen die-
ser Lyrik deutsche Sprache und deutsche Empfindung, deutscher
Genuß und deutscher Scherz, deutsche Liebe und deutscher Zorn
bis in den Mittelpunkt Auslands fortgepflanzt werden. Be-
grüßen wir daher diese „Schneeflocken“ lieber als Blütenflocken,
welche nicht ein Schneesturm, sondern ein prophetischer Früh-
lingshauch von dem russischen Zweig am Nissenbaum deutscher
Lyrik zu uns herüberweht.

Hermann Marggraff.

Schleiermacher's Briefwechsel.

Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Zwei Bände. Mit
Schleiermacher's Bildniß. Berlin, Neimer. 1858. Gr. 8.
3 Thlr. 20 Ngr.

Es ist gegenwärtig eine sehr beliebte Manier, einem Manne,
der sich in dem öffentlichen Leben irgend bemerkbar gemacht hat,
zumal Schriftstellern und Dichtern, deren Hinterlassenschaft zu
Untersuchungen immer aufs neue einlabet, womöglich bis zur
Kammerbrust und bis zum Wickelbunde mit dem Scharfsinn eines
geheimen Polizeiagenten nachzuspüren. Allerdings mögen derartige
Bestrebungen in den meisten Fällen, wenn auch nicht immer eine
immerhin anerkennungswerthe Thätigkeit gegen ein verdienstvolles Wir-
ken und Schaffen befanden, auch kann nicht verkannt werden, daß
auf diesem Wege die Literatur manche Bereicherung erfahren hat,
für die man denen, welchen sie zu verdanken ist, dankbar sein muß.
Aber andererseits kann es nicht in Abrede gestellt werden, daß der
Eifer, Biographien zu schreiben, Briefsammlungen bekannter Tod-
ten herauszugeben, überhaupt biographisches Material zusammen-
zustellen, häufig auch viel Seetang zu Tage gefördert hat, einen
übergroßen Haufen Spreu, in welchem die Fruchtkörner gar spärlich
vertheilt sind. An Biographien und Büchern, welche zu jenen das
Material hergeben wollen, haben wir Ueberfluß, dagegen Mangel
an wirklich brauchbaren und guten derartigen Arbeiten. Sehr
natürlich und leicht begreiflich! Blöde und schwache Augen,
meint Thomas Carlyle, pflegen meistens gerade diejenigen zu
sein, welche glänzende Gegenstände vorzugsweise lieben, und nicht
sobald ist die letzte Schelle Erde auf den Sarg eines namhaften
Todten geworfen, und schon stürzt ein Schwarm kleiner Men-
schen dienstfertig herbei, um mit der Schraube, die ihnen be-
schrieben, herumzujubeln und herumzuwühlen, bis sie gefunden
und gesammelt, was als eine leidliche Lebensgeschichte ausgege-
ben werden kann. Es sollte anders sein. Wir sind versucht zu
behaupten, es gelte von der Biographie als Kunstwerk etwas
Aehnliches wie von Homer, von dem man gesagt, er sei der
leichteste und gleichzeitig der schwierigste Dichter. Lebensfalls
macht die Biographie Anforderungen an bedeutende Kräfte, sie
hat zu ihrer Voraufsetzung nicht eine bescheidene, sondern eine

sehr geschärfte Sehraft, wenn anders das gelieferte Werk ein
mehrfaches Gebäude, nicht ein architektonisches Räthsel sein soll.
Auch die beiden Bände „Aus Schleiermacher's Leben“,
die halb Briefsammlung, halb Biographie sind, wird man trotz
des mannichfach bedeutsamen Inhalts nur mit theilweiser Befrie-
digung aus der Hand legen.

Schleiermacher's Hinterbliebene waren schon oft aufgefordert,
die zahlreichen Briefe aus dem Nachlasse des Todten der Öffentlich-
keit zu übergeben. Verschiedene Bedenken hielten die Familie ab,
dem Wunsche nachzukommen. Zunächst trug die große Mehrzahl
der vorhandenen Briefe einen reinen Privatcharakter; Schleier-
macher hat wenige Briefe geschrieben, in welchen Fragen der Wissen-
schaft und des öffentlichen Lebens vorzugsweise behandelt werden,
und nur solche interessiren doch vor allem den wirklich gebildeten
Theil des Publikums. Freilich fehlen auch in den Privatbriefen die
Beziehungen auf das öffentliche Leben und die Wissenschaft nicht
ganz; sie blicken überall durch. Denn Schleiermacher wurde auf
das lebendigste von Jugend auf von allem berührt, was in dem
öffentlichen Leben vorging, und war stets dahin gerichtet, nicht
isoliert für sich zu leben, sondern in dem Ganzen und für das
Ganze, und es gilt wol von ihm ganz besonders, daß sein Leben
in der Wissenschaft und sein eigenes persönliches — Theorie und
Praxis — stets nach einer völligen Uebereinstimmung strebten.
Wir werden auf solche Briefe zurückzukommen haben. Eine an-
dere Erwägung gegen die Veröffentlichung von Schleiermacher's
vertrauten Mittheilungen war, daß dieselben fast ausschließlich
in eine frühere Lebensperiode Schleiermacher's fallen, aber an-
hören, nachdem er einen Hausstand gegründet hatte und gleich-
zeitig einen Wirkungskreis fand, welcher alle seine Kräfte und
Thätigkeit auf eine Weise in Anspruch nahm, die ihm kaum Zeit
gelassen haben würde, fortan mit seinen Freunden schriftlich wie
früher zu verkehren, wenn er auch das Bedürfnis dazu gehabt
hätte. Trotzdem hat sich die Familie jetzt zur Herausgabe der
lange verschlossenen und gehüteten Papiere entschrieben; der ent-
scheidende Grund war nach der vorausgeschickten Erklärung der
Umstand, daß inzwischen schon von anderer Seite (es wird wol
W. Gaf.) „Friedrich Schleiermacher's Briefwechsel mit J. Chr.
Gaf.“, Berlin 1852, gemeint) manches, aber sehr lückenhaft
gegeben war, und daß es deshalb angemessen erscheinen mußte,
durch ausführlichere Mittheilung jene Lücken zu ergänzen und
dadurch die Möglichkeit zu gewähren, Schleiermacher's innern
Entwicklungsgang, soweit er in dem Verkehr mit den besreunde-
ten Menschen hervortritt, wenigstens für einen Theil seines Lebens
jedemfalls klarer und mehr im Zusammenhange zu verfolgen, als
es bisher geschehen konnte.

Jeder der beiden Bände zerlegt sich in zwei Hauptabschnitte.
Der erste Band, von Schleiermacher's Kindheit bis zu seiner An-
stellung in Halle im October 1804 reichend, besteht aus dem Ab-
schnitt: „Von Schleiermacher's Kindheit bis zu seiner Anstellung
in Landsberg und dem Tode seines Vaters im Herbst 1794“, und
aus dem zweiten: „Vom Jahre 1794 bis zu Schleiermacher's An-
stellung in Halle, October 1804“. Die beiden Abschnitte des
zweiten Bandes überschreiben sich: „Von Schleiermacher's Anstel-
lung in Halle bis zu seiner Verheirathung im Mai 1809“ und
„Von Schleiermacher's Verheirathung bis an sein Lebensende, den
12. Februar 1834.“ Voraufgeschickt ist dem ersten Abschnitt des
ersten Bandes ein autobiographisches Fragment, welches für die
Correspondenz ein besonders schätzenswerther Commentar und aus
dem einige Mittheilungen unsern Lesern nicht unerwünscht sein
dürften. Wir werden diese Mittheilungen derart halten, daß
wir mit denselben die Besprechung der in die einzelnen Epochen
fallenden Briefe verbinden.

Nach diesen handschriftlichen Aufzeichnungen, die Schleier-
macher im April 1794 auf amtliche Veranlassung geschrieben,
war er am 21. November 1768 zu Breslau geboren, wo sein
Vater damals als reformirter Prediger wirkte. Die Tage
der ersten Kindheit wollen wir übergehen. Der Knabe galt
für einen hellen, aufgeweckten Kopf, namentlich machte er
im Lateinischen auffallende Fortschritte. Er selbst nahm das

Tob, das ihm allseitig zu Theil ward, nicht ohne Genugthuung, aber auch nicht ohne Zweifel hin. Wenn er das, was er in der Schule in abgerissenen Stücken gelesen hatte, für sich in ein Ganzes zusammenfassen wollte, so gelang es ihm, weil er von den nöthigen Vorkenntnissen zu sehr entblößt war, fast nie, sich die Sache lebendig zu machen, was ihn nicht wenig beunruhigte, und da er bei seinen Gespielen von dieser Unruhe nichts merkte, so fing er an, gewaltig an der gepriesenen Größe seiner natürlichen Fähigkeiten zu zweifeln und schwebte beständig in der Angst, daß andere diese unliebsame Entdeckung mit der Zeit auch machen würden. Sein Unterricht war übrigens so unwissenschaftlich und mangelhaft als möglich. Naturgeschichte lernte er nur aus dem Kinderfreund kennen. Er erschall biweilen, daß er nicht begreifen konnte, wie das Wasser kocht oder friert, wovon er glaubte, daß es jeder Mensch um ihn her wüßte. Der Geschichte konnte er nicht den mindesten Geschmack abgewinnen; ihr ermüdend trockner Vortrag verursachte ihm tödliche Langeweile und es kostete ihn schreckliche Mühe, die vier Weltmonarchien und die Reiche der persischen Könige in ihrer Ordnung zu behalten. Die Verlegung des Vaters von Breslau nach Pless und dann nach der Colonie Anhalt war für die wissenschaftliche Ausbildung des Knaben eben auch nicht förderlich; der Vater beschäftigte sich wol in freien Stunden mit dem Unterrichte des Sohnes, aber die Lehrlunden wurden nur zu oft durch Amtsgeschäfte unterbrochen. Von seinem zwölften bis vierzehnten Jahre fiel Schleiermacher einem Schüler Ernesti's in Pless in die Hände, zu dem ihn der Vater, das Unzureichende seines eigenen Unterrichts erkennend, in Pension gethan; Tag und Nacht exercirte der neue Pädagog mit völliger Vernachlässigung jeder andern Disciplin die classischen Sprachen. Wohl bewandert mit diesen kam Schleiermacher im Jahre 1783 in das Pädagogium zu Riesby, einer Quäkeranstalt, wohin ihn der streng religiöse Vater that, weil er auf andern Schulen den Religionsunterricht vernachlässigt und die Schüler deshalb dem sittlichen Verderben preisgegeben glaubte. Mit voller Hingabe schloß sich Schleiermacher an einen Mitschüler, den nachmaligen Bischof der Brüdergemeine, an Albertini. Beide studirten auf das fleißigste zusammen; man nannte sie Drexel und Pylades. System war gerade nicht in den Studien der jungen Leute: „Unsere literarischen Unternehmungen waren kolossalisch und abenteuerlich, aber, obgleich sie nicht nach Verhältnis ihrer Mühseligkeit und unsers Zeitaufwandes augen konnten, so waren sie doch nicht fruchtlos. Nur mit Heberich's Lexikon und der Werl'schen Grammatik ausgerüstet, warfen wir uns auf die griechischen Dichter und verschlungen mit einer verhältnismäßig sehr großen Rapidität den Homer, Hesiod, Theophrast, Sophokles, Euripides und Pinbar. Daß wir vieles nicht verstanden, machte uns nicht irre; wir wußten wol, daß es mancherlei Hülfsmittel geben mußte, die uns fehlten, aber wir hatten genug an dem, was wir verstanden und hofften auch uns selbst immer mehr Licht zu verschaffen. Eine Lektion über die griechischen Alterthümer hatten wir nie gehört, aber wir machten selbst nach und nach allerlei Entdeckungen und schreiben mit großem Triumph Abhandlungen, strotzend von Citaten, die nichts enthielten, als was die ganze Welt wußte. Noch lächerlicher war eine mit Dany's Grammatik und Stod's Lexikon ohne alle hier so unumgänglich notwendige Vorkenntnisse unternommene Lectüre des Alten Testaments, wo wir nicht eher als in den Ritzernissen des Genies stutzen blieben u. s. w.“ Von dem Pädagogium wurde Schleiermacher gleichzeitig mit dem Freunde im Jahre 1785 nach dem Seminar zu Barby versetzt, der Universität der Brüdergemeine. Hier galt eine klosterartige Strenge, welche den aufstrebenden Geist Schleiermacher's vielfach beengte und bedrückte; die freie Forschung, bis herab auf die Lectüre, war eingeschränkt: „Die Untersuchungen der neuern Theologen über das System und der Philosophen über die menschliche Seele kamen uns nicht zu Hatten, denn wir hörten wol heilsäug, daß so etwas in der Welt geschah, aber den Inhalt davon konnten wir nur aus dem errathen, was wir selbst entdeckten. Wir frevelten wol, indem wir uns durch meilenweite

heimliche Gänge oder durch verbotene Correspondenz Bücher aus dem Index verschafften, aber es waren nur Wieland's Gedichte und Goethe's Werther u. s. w.“

Nach längern innern Kämpfen kam Schleiermacher zu dem Entschluß, das Institut zu verlassen und die Universität Halle zu beziehen. In dem vorliegenden Briefwechsel bilden die Schreiben, die über diese Angelegenheit zwischen Vater und Sohn ausgetauscht wurden, eine der interessantesten Partien; die Denkungsart beider wird durch diese Briefe ungemein charakterisirt. Er möchte gern Theologie studiren, hatte Schleiermacher nach Hause geschrieben, und zwar recht von Grund aus; aber er werde das nicht von sich rühmen können, wenn er von Barby fortkomme, und daran sei die vor geschriebene große Einseitigkeit der Lectüre schuld. Sofort versichert ihn der Vater, er verliere nichts, wenn ihm auch die Einwendungen und Erklärungen der Neuern unbekannt blieben. „Vermeide diesen Baum des Erkenntnisses und die gefährlichen Fodungen zu demselben unter dem Scheine der Gründlichkeit. . . . Ich habe fast alle Widerlegungen des Unalaubens gelesen; sie haben mich aber nicht überzeugt, sondern ich hab's erfahren, daß der Glaube eine Regale der Gottheit und ein zu lauterer Werk ihres Erbarmens sei.“ Darauf antwortet der Sohn: „.... Der Glaube ist eine Regale der Gottheit, schreiben Sie mir. Ach besser Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, als bei demselben, und das glauben Sie ja, o, so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist er jetzt verloren. Ich kann nicht glauben, daß der ewige, wahre Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Ver-söhnung war, weil er selbst es nie ausdrücklich gesagt hat, und weil ich nicht glauben kann, daß sie nöthig gewesen. . . . Zweifel stürzten ehemals auf Sie los, als jetzt auf mich, und doch sind Sie noch der geworden, der Sie noch jetzt sind; denken Sie, hoffen Sie, glauben Sie, daß es mir ebenso gehen kann, und seien Sie versichert, daß ich mich, solange ich auch nicht mit Ihnen eines Glaubens bin, doch immer bestrengen werde, ein rechtschaffener und nützlicher Mensch zu werden, und das ist doch die Hauptsache.“ Der Brief schließt mit der bringenden wiederholten Bitte um Einwilligung zu der beabsichtigten Uebersiedelung nach Halle. Daß die Einwilligung dem Vater nicht leicht wurde, zeigt der vom 8. Februar 1787 datirte Brief, aber die Einwilligung wurde doch erteilt: „O du unverständiger Sohn!“ hebt der alte Pastor an, „wer hat dich begauert, daß du der Wahrheit nicht gehorchst? welchem Christus Jesus vor die Augen gemalt war, und nun von dir gekreuzigt wird. . . . So gehe denn in die Welt, deren Lehre du suchst. Siehe, ob deine Seele von ihren Träbern kann satt werden, da sie die göttliche Erquickung verschmäht, welche Jesus allen nach ihm dürstenden Herzen schenkt. Haß du nie ein Tröpflein Balsam aus seinen Wunden gekostet? . . . Mein Herz zittert, zittert unter der Ahnung, daß die lieblichen Warnungen eines für dein Wohl zärtlich besorgten Vaters, ja sogar deine eigenen Erfahrungen ohne Frucht sein werden, denn die Verblendung deines Sinnes ist schon zu groß; nur du mein Gott und Heiland! laaßst diesem armen Blinden die Augen öffnen“ u. s. w.

In Halle fand Schleiermacher an dem Professor Stubenrauch, einem Oheim von mütterlicher Seite, einen väterlichen Freund, der sich des jungen Studenten auf das wärmste und liebevollste annahm. In die Studien des lehrern wollte nach immer keine rechte Einreiß kommen; nach dem eigenen Eingeständniß schadete ihm am meisten der Eigenbunkel, der den Autoridalten eigen zu sein pflegt. Sie wollten immer bei der Manier bleiben, durch die sie mit großem Aufwand wenig erworben haben; sie verachten das Erem und meinten, es läme gar nicht darauf an, was man wisse, sondern wie man es wisse. Uebrigens ließ auch der kurze Aufenthalt von kaum zwei Jahren auf der Universität sein anderes als ein bloß fragmentarisches Studium bei Schleiermacher zu; wie tief er den Mangel fühlte, zeigen die nach Hause gerichteten Briefe. Nach den akademischen

ischen vier Semestern lebte er ein Jahr bei dem Dheilen Stubenrauch, welcher unterdeß seine Professur mit der Predigerstelle zu Drossen in der Neumark vertauscht hatte. Dort bemühte sich Schleiermacher, den fragmentarischen Kenntnissen, die er in den ideologischen Wissenschaften erworben hatte, hier und da eine Ergänzung und überhaupt mehr innern Zusammenhang zu geben, mit gutem Erfolge, denn das Examen pro licentia, welches er im Sommer 1790 bestand, absolvirte er so gut, daß der Hofprediger Sad ihm sofort eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Dohna zu Schlobitten in Preußen verschaffte. Zwei und ein halbes Jahr verblieb er in dieser Stellung, die in vielfacher Hinsicht eine äußerst angenehme war. Die Grafen Dohna gehören zu dem ältesten, reichsten und geachtetsten Adel in Preußen. Die Briefe aus der Periode athmen sämmtlich volle Zufriedenheit, doch vermißt man manches in ihnen, was man vielleicht zu finden erwartet hätte. Er hält fast durchgehends mit Urtheilen über Persönlichkeiten zurück, über die wir gern ein Urtheil von ihm haben möchten. — So schreibt er z. B. dem Vater von seinem ersten Besuch in Königsberg, er sei bei dieser Gelegenheit bei verschiedenen Professoren, auch ein „halbes Stündchen“ bei Kant gewesen. Aber über die Unterredung, über den Eindruck, den Kant auf ihn gemacht, giebt er nur folgende Andeutung: „Ein halb Stündchen habe ich bei Herrn Kant und ein paar andern Professoren zugebracht. Um des halben Stündchens willen werden Sie es mir leicht verzeihen, daß ich nicht mehr von ihnen sage; denn was kann man in einer so kurzen Zeit anders sehen, als ob die großen Männer ihren Kupferstichen und Gipsbüsten ähnlich sind oder nicht, und ob die Beschreibungen, die man von ihnen gehört, und die Vorstellungen, die man sich von ihnen gemacht, zutreffen oder nicht.“ Ob er bei einer spätern Gelegenheit Kant aufgesucht, bleibt ungewiß; er erwähnt ihn nicht mehr. Biehmlich komisch ist die Furcht und das Verurtheil, das sich in einem gleichfalls an den Vater gerichteten Briefe gegen die Freimaurerei auspricht. Auf einem benachbarten Gute hat Schleiermacher die Bekanntschaft eines andern Hofmeisters gemacht, dessen Wesen ihn anzieht. Aber „der Mann gehe auch durch böse Gerüchte, er ist — magon und eins von den Häuptern einer gewissen societät, die gemeinlich mit dem Namen Sichterianer belegt werden“. Da der Betreffende einst in Glas gelebt, so erkundigt sich Schleiermacher, ob der Vater vielleicht etwas Näheres über denselben wisse. Mitunter begegnen wir Stellen in der Correspondenz, welche Dinge behaupten, deren factische Unrichtigkeit offenbar; unter anderm klagt Schleiermacher, daß er einen guten Theil seines Honorars auf den Ankauf von Büchern werde verwenden müssen: „selbst in Königsberg hat kein einziger Gelehrter eine Bibliothek“. Das ist denn doch eine zu starke Hyperbel. Viel und angelegentlich beschäftigte den jungen Pädagogen die Französische Revolution: „Öfen“, heißt es in einem Briefe an den Vater, „wie ich mit allen meinen Gesinnungen gegen Sie herangehe, schene ich mich gar nicht Ihnen zu gestehen, daß ich die Französische Revolution im ganzen genommen sehr liebe, freilich, wie Sie es wol ohnehin von mir denken werden, ohne alles was menschliche Leidenschaften und überspannte Begriffe dabei gethan haben, und was, wenn es sich auch in der Reihe der Dinge als unvermeidlich darstellen läßt, doch nicht als gut gebilligt werden kann, mit zu loben, und noch vielmehr ohne den unseligen Schwindel, eine Nachahmung davon zu wünschen und alles über den Resten schlagen zu wollen“ u. s. w. Mit großer Entschiedenheit nennt er die Hinrichtung des Königs eine Barbarei. „Aber so sehr“, fügt er hinzu, „als ich mich an der Sache selbst geärgert habe, habe ich mich über die Art geärgert, wie ich so viele Menschen darüber habe urtheilen hören. Manche verdammen die Handlung nur deswegen, weil er ein gefashtes Haupt ist, andere entschuldigen die Sache mit der Politik und ihr Abscheu betrifft nur das vertheilte Decorum, und was dergleichen schiefe Urtheile mehr sind. Ich habe mich dabei oft aufgeführt, wie die Stimme des Predigers in der Wüste, und ist mir auch gerade so gegangen. Wenn ich den Leuten das Wahre vorhielt, daß seine Politik in der Welt zum Verderbe berechne und daß es

insam sei, einen Menschen zu verdammen, dem nichts erwiesen sei, so hatten sie dazu keine Ohren; wenn ich ihnen aber das Falsche ihrer Gründe vorhielt, daß, wenn die Todesstrafe überhaupt etwas Rechtmaßiges sei und Ludwig etwas verbrochen hätte, was er den Gesetzen gemäß verdiente, das Gefaltssein seiner Verdammung weiter nicht hinderlich wäre; wenn ich ihnen sagte, daß das Decorum im Grunde nur eine Kleinigkeit sei und nichts darauf ankomme, wer ihm die Haare abgeschnitten habe, so wollten sie sich kreuzigen und segnen und schrien mich gar für gefühllos aus. So ist es mir in der ganzen französischen Sache schon bei tausend malen gegangen.“ Indes nicht bei der „französischen Sache“ allein sollte es ihm so ergehen; auch in der Dohna'schen Familie erregte die Lebhaftigkeit und der Eifer, mit dem er seine Anschauungen von Unterricht und Erziehung verteidigte, Anstoß. Es kam zu Erörterungen und Debatten zwischen ihm und dem Grafen, die nicht selten einen sehr leidenschaftlichen Charakter trugen, und bei einer solchen erhielt er den Abschied. „Ein adeliches militärisches Wort nimmt sich nicht so leicht zurück“, benachrichtigt er den Vater, und da es seinem Ehrgefühl widerstrebte, die Vermittelung der Gräfin nachzusuchen, welche sehr leicht ein Arrangement und gerne zu Stände gebracht haben würde, so sei er abgerissen. Der Brief, welcher die Vorgänge erzählt, enthält ein Selbstbekenntniß, welches für die Beurtheilung von Schleiermacher's geistiger Eigenthümlichkeit, überhaupt für das Verständniß seines Charakters von Wichtigkeit ist: „Was es mich kostet, von hier zu gehen, weiß hier so keiner, indem ich mich immer wenig über meine Gefühle ausgelassen habe. Auch das ist für das Fortkommen in der Welt ein Fehler, der aber zu tief in meinem Charakter liegt: ich hasse das Schwagen bis in den Tod; wer nicht sehen kann, was in mir vorgeht, dem werde ich es niemals aussträhen, und das Sprechen von Empfindungen ist bei mir schlechterdings nur für die Abwesenden, die aus meinem Betragen nichts davon sehen können.“

Bald nach seiner Rückkunft aus Preußen öffnete sich Schleiermacher eine andere Laufbahn; er wurde Mitglied eines Seminars für gelehrte Schulen, welches der Oberconsistorialrath Gebide in Berlin leitete, und zugleich Lehrer an dem dortigen Kornmesser'schen Waisenhaus. In beiden Verhältnissen blieb er jedoch nur ein halbes Jahr; er wurde zum Prediger nach Landsberg an der Warthe berufen. Bis zu dieser Berufung reichen die handschriftlichen autobiographischen Aufzeichnungen, denen wir bisher gefolgt sind. In Landsberg blieb Schleiermacher bis zum Jahre 1796, wo er Prediger an der Charité in Berlin wurde; dann ging er 1802 als Hofprediger nach Stolpe, welches er im October 1804, als Professor und Universitätsprediger nach Halle berufen, verließ. Aus der Zeit vom October 1794 bis August 1797 sind Briefe nicht vorhanden, dagegen finden sich aus den Jahren 1797—1802 fortgesetzte ausführliche Mittheilungen, namentlich an seine Schwester Charlotte, eine echte Herrnhuterin, die Schleiermacher innig liebte und mit der er in einem ähnlichen Verhältniß stand, wie Goethe zu seiner Schwester. Die moderne Gegenwart scheint derartige Verhältnisse zwischen Bruder und Schwester nicht mehr zu kennen. In diesen Zeitraum fällt auch die nähere Bekanntschaft Schleiermacher's mit Friedrich Schlegel, ferner mit Henriette Berg, deren Haus damals in Berlin der Mittelpunkt eines geistig belebten, geselligen Kreises war und der Schleiermacher bis an sein Lebensende ein treuer Freund blieb, während das Verhältniß mit Schlegel sich bald wenn auch nicht ganz lösen, doch sehr in den Hintergrund treten sollte. Weiter machte Schleiermacher um diese Zeit die Bekanntschaft mit dem Theologen von Willich, der sein vertrauester Herzensfreund wurde; als er 1809 starb, wurde seine Witwe Henriette von Nahlenfeld Schleiermacher's Gattin, welche dieser zuerst bei einer gemeinsamen Freundin, bei Charlotte von Kathan, kennen gelernt hatte. Der Briefwechsel mit diesen Personen fällt die zweite Hälfte des ersten Bandes, in dem außerdem einige Briefe Schleiermacher's an Almonre W., die Schleiermacher liebte, Stelle gefunden haben. Die Familie hat

Ausland genommen, diese letztern Briefe vollständig zu veröffentlichen, nicht sowohl aus Rücksicht auf Schleiermacher, als weil es nothwendig gewesen wäre, in die innersten und verborgensten Verhältnisse einer ganz fremden Familie einzugehen. Wir können eine solche durch Discretion gebotene Enthaltensart nur billigen.

Was nun diesen ganzen Theil der Correspondenz anbelangt, so enthält derselbe die bei weitem interessanteste Partie des Briefwechsels. Hier findet sich nicht mehr die Zurückhaltung im Urtheil über Personen, wie in den Briefen, die aus Schloßblättern datiren; der Gesichtskreis des Schreibenden hat sich erweitert: diese Correspondenz ist eine reiche Fundgrube des werthvollsten Materials. Damit soll nicht gesagt sein, als abgeputzt wir in Pausen und Bogen die Urtheile, die sich hier vorgetragen: im Gegentheil nur zu oft würden wir, könnte das unsere Aufgabe sein, gegen dieselben in eine Polemik eintreten. In den Briefen insbesondere, die an Henriette Herz gerichtet sind, macht sich auffallend ein herbes, absprecherisches Gelächter bemerkbar, welches sich, glauben wir, aus dem Bestreben erklärt, möglichst geistvoll vor der geistvollen Freundin zu erscheinen. So schreibt er an dieselbe unterm 1. Mai 1799 über Goethe's Verhältniß mit der *Vulpius* Dinge, welche jeden Anhänger der Goethe-Gemeinde ebenso tief verletzen müssen, wie sie mit Entschiedenheit zurückzuweisen sind. Der Kern des Inhalts liegt in dem Satz: „Man kann sehr poetisch und doch sehr trivial und gemein sein. Vertiefen Sie, wie Sie wollen, das Verhältniß zwischen Goethe und der *Vulpius* bleibt immer gemein.“ Und ein paar Tage später wird über Fichte abgeurtheilt: „Ein anderes Rathgeber findet nun Fichte gewiß nicht, und im ganzen muß ich gestehen, halte ich es für ein vortheilhaftes Ereigniß, daß seine Philosophie vom Rathgeber, wohin sie gar nicht paßt, vertrieben ist.“ Am 17. Mai hat er von Schlegel gehört, daß Schiller's „*Macbeth*“ erschienen: „Es jucke ihm grausam in den Fingern, das Stück zu recensiren.“ Im Juli hat er Jean Paul's „*Titan*“ gelesen: „Es sind doch wahrlich alles die alten Sachen und auch in der Geschichte und den Decorationen die alten Erfindungen, welches eine schreckliche Armuth verräth. Selbst die Charaktere sind, wenn auch nicht geradezu corrit, ganz in dem alten Genre.“ Fast übermäßig hoch wird dagegen Tieck gestellt: „Was Sie von Tieck in den Zeitungen gelesen haben, weiß ich nicht; mir ist nichts dergleichen vorgekommen; aber übermäßig wird er nicht werden durch das Lob, weil er die Menschen viel zu sehr verachtet. Uebrigens überzeuge ich mich, daß er sehr viel ist für die deutsche Poesie, und zwar etwas, was weder Goethe noch Schiller, noch Richter sein können.“ Von Friedrich Schlegel heißt es an Willich: „Vor der Welt kann und muß ich ihn wol meinen Freund nennen; denn wir sind einander reichlich, was man unter diesem Namen zu begreifen pflegt. Große Gleichheit in den Resultaten unsers Denkens, in wissenschaftlichen und historischen (welche Sonderung!) Ansichten, beide nach dem Höchsten strebend, dabei eine brüderliche Vereinklung, lebendige Theilnahme eines jeden an des andern Thun, sein Geheimniß im Leben, in den Handlungen und Verhältnissen; aber die gänzliche Verschiedenheit unserer Empfindungsweise, sein rasches, heftiges Wesen, seine unendliche Reizbarkeit und seine tiefe nie zu vertilgende Anlage zum Argwohn, dies macht, daß ich ihn nicht mit der vollen Wahrheit behandeln kann, nach der ich mich sehne.“ Für Theater und Kunst interessirte sich Schleiermacher ungleich weniger, als für die belletristische Literatur; auch der politischen Vorgänge, der öffentlichen Zustände gedenkt er nur ein einziges mal gegen die Schwester: „Hier (in Berlin) ist es mir täglich vor Augen, wie alle Theile der Staatsverwaltung mit unwürdigen Menschen ohne wahre Kenntnisse und besonders ohne allen Charakter überladen sind, und wie sich dergleichen bloß durch die Länge der Zeit und durch die Bereitwilligkeit, mit der jeder seiner gleichen fortbist, zu den höchsten Stellen heraufschwingt.“ Die Intimität mit der Herz hatte die Schwester beunruhigt: „Du kannst dir also noch immer nicht mein Wesen und Verhältniß mit der Herz denken“, wird ihr geantwortet. „Es ist eine recht vertraute und herzliche Freundschaft, wobei von Mann

und Frau aber auch gar nicht die Rede ist; ist das nicht leicht sich vorzustellen? Warum gar nichts anderes sich hineingemischt hat und sich nie hineinmischen wird, das ist freilich wieder eine andere Frage; aber auch das ist nicht schwer zu erklären. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in dieser Ruhe des Gemüths hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftliches Wesen, und wenn ich auch bloß dem Einfluß des Äußern Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihre Gestalt unstreitig sehr schön ist, und ihre kolossale königliche Figur ist so sehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorstelle, wir wären beide frei und liebten und heiratheten einander, ich immer von dieser Seite etwas Lächerliches, und Abgeschmacktes darin finden würde.“ Noch wollen wir aus dem Abschnitt zwei Briefe hervorheben, die man beide nicht ohne die wärmste Theilnahme, ja Hochachtung für Schleiermacher lesen kann. Den einen, aus dem wir bereits das Urtheil über Schlegel angeführt, schreibt er an Willich, dem er bei der Gelegenheit seine Freundschaft für das ganze Leben verspricht; der zweite datirt aus Stolpe und ist an Henriette Herz gerichtet: „Der Freund könne die Freundin nicht mehr mit Sie anreden, er müsse sie Du nennen.“

In Halle, wohin Schleiermacher im October 1804 ging, schloß er mit Steffens einen herzlichsten Freundschaftsbund, wovon gleich ihr unmittelbares Zusammenwirken durch die Auflösung der dortigen Universität schon 1806 wieder aufhörte. Eine feste Stellung gewann Schleiermacher aufs neue erst bei der neubegründeten Universität Berlin, nachdem er zuvor, wie erwähnt, im Mai 1809 die Witwe seines Freundes Willich geheirathet. Er zählte damals 41 Jahre; die Gattin hatte kürzlich das einundzwanzigste Jahr zurückgelegt. Die Ehe war eine sehr glückliche. Anfangs noch sehr geschlossen und beherrscht von dem überwiegenden und so viel gereiften Geiste Schleiermacher's, entwickelte sich, von ihm genährt, das eigenthümliche Wesen der Gattin später doch immer entschiedener und selbständiger an seiner Seite, und wie andererseits auch dieses wieder nicht ohne lebendige Einwirkung auf Schleiermacher's Entwicklung bleiben sollte, darüber hat er sich in seinen spätern Briefen wiederholt ausgesprochen. Sein Haus ward zum Mittelpunkt eines reichen Familienlebens eines fröhlichen, geselligen Kreises, der Gegenstand vieler Liebe von nah und fern, die er reichlich zurückgab. Die Verschiedenartigkeit seiner Geschäfte, Kanzel, Ratheder, die Akademie der Wissenschaften, schriftstellerische Arbeiten, gemeinnützige städtische Aemter u. s. w. beanspruchte seine Zeit vollauf; die Correspondenz wurde spärlicher; schon im Jahre 1810 entschuldigte er sein wenigere Briefschreiben, im Vergleich mit den früheren Zeiten; gegen Charlotte von Rathen damit, daß er jetzt nicht mehr der einzelne sei, und daß, wenn seine Frau schreibe, ja auch er immer geschrieben habe. Die vorhandenen Briefe aus dieser letzten Epoche tragen denn auch meist einen ausschließlich privaten Charakter, und, sprechen wir es nur geradezu aus, sie sind, obschon der ungenannte Herausgeber eine ziemliche Anzahl von ihnen zusammengebracht hat, ihrem Inhalt nach sehr unbedeutend, wenigstens in seiner Hinsicht mit denen zu vergleichen, die in der zweiten Hälfte des ersten Bandes mitgetheilt werden. Schleiermacher pflegte jeden Herbst eine größere Reise zu machen, oft mit seiner Frau, zum Theil auch mit den Kindern. Biswellen reiste er indeß auch allein, oder die Familie theilte sich in verschiedene Reisen. Dadurch wurde denn wiederholt eine längere oder kürzere Trennung von den Seinigen veranlaßt, und es trat wol auf beiden Seiten das Bedürfnis schriftlicher Mittheilung ein. Die überwiegende Mehrzahl der Briefe in der letzten Abtheilung besteht aus einer solchen Familiencorrespondenz, welche für die Nachkommen der Familie ein Interesse haben mögen, für weitere Kreise jedoch keinwegs.

Als biographisches Material ist die Sammlung und nicht unwillkommen, d. h. als ein vollständig rohes, ungeordnetes und ungeordnetes Material. Dem großen Publikum wäre mehr gebüht gewesen, wenn ein kritischer Verstand die Herausgabe

beforgt hätte. Bei aller Achtung, die wir vor den reichen geistigen Gaben Schleiermacher's hegen, können wir mit dem Gesandnis doch nicht zurückhalten, daß in seiner Correspondenz, wie ja in jeder Correspondenz auch des bedeutendsten Mannes, neben dem Bedeuten und Werthvollen manche Spreu, wie wir es in der Einleitung genannt, sich angehäuft hat, und der Spreu wird, um auch damit nicht zurückzuhalten, bei Schleiermacher gegen das Ende seines Lebens eine bedenkliche Menge. Wir glauben nicht zu irren, daß der eine erwähnte Brief an Willrich für jeden Leser ungleich mehr und besser zur Orientirung über den eigenartigen Charakter und Geist Schleiermacher's dient, als ganze Briefstöcke, welche im Folgenden mit einer fleisslichen und übel angebrachten Gewissenhaftigkeit abgedruckt werden. Beschränkung im Stoff wäre für den Herausgeber sicher am Orte gewesen; das Buch, das er geliefert, ist ein solches, aus dem erst ein Buch geschrieben werden muß. Man wende nicht ein, daß es auch die Absicht gewesen, bloß das Material zusammenzustellen; das Werk erhebt auf ein Mehr den Anspruch, es will mindestens eine theilweise Biographie sein, wie schon die gewählte Aufschrift „Aus Schleiermacher's Leben“, die eingestreuten Bemerkungen ferner über die äußeren Lebensschicksale des Mannes, die Mittheilungen über seine amtliche Stellung, seinen gesellschaftlichen Verkehr u. s. w. beweisen.

Thaddäus Lau.

Kolenati's Reise nach dem Kaukasus.

Reiseerinnerungen von J. A. Kolenati. Erst. Theil. — A. u. v. L.: Die Vereining Hocharmeniens und Olsabethpols, der Schekinschen Provinz und des Raabel im Centralkaukasus. Mit 10 Holzschnitten. Dresden, Kunze. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es ist uns nicht gelungen zu enträthseln, welcher Literaturgattung dieses Buch wol einzureihen sein dürfte. Dem Titel nach zu urtheilen, will es sich selbst als ein Reiseverf. angesehen wissen, allein sein Inhalt rechtfertigt diese Prätention durchaus nicht. Von einer Reisebeschreibung ist doch wol vor allem zweierlei zu erwarten: erstens ein lebendiger, ansprechender Zusammenhang zwischen den persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen des Reisenden und den wissenschaftlichen Ergebnissen der Reise, und zweitens das Festhalten der zeitlichen Aufeinanderfolge in der Darstellung, mit einem Worte die Erzählungsform. Eine Reisebeschreibung, in welcher jenes individuelle Moment nicht bedeutsam hervortritt, wird auch durch die getreuesten und lebendigsten Schilderungen aus dem Gebiete des Natur- und Menschenlebens nur selten einen ästhetischen Eindruck hervorzubringen oder auch nur den Leser zu unterhalten und zu fesseln im Stande sein. In den vorliegenden „Reiseerinnerungen“ reduciren sich die persönlichen Erlebnisse auf ein Minimum, und man könnte dem Verfasser nur zum Danke verbunden sein, wenn er den Leser auch noch mit dem größten Theile dieses Minimums hätte verschonen wollen. Diese eintönige Aufzählung von Reisezurüstungen, Reisestationen und Reisekosten kann nur ermüdend wirken, und die vom Publikum gar nicht verlangten Rechenschaftsberichte über die Art und Weise, wie der Verfasser seine Zeit benutzte, wie er an diesem Tage beim Herrn Professor M. gespeist und an jenem Tage beim Herrn General Soundso Visite gemacht und Tags darauf des Herrn Generals Soundso Gegenwisse empfangen habe, erscheinen in ihrer völligen Beziehungslosigkeit zu irgendwelchen interessanten Thatsachen fast komisch. Daß der Verfasser außerdem, obgleich er von einer „synchronistischen“ Zusammenstellung seiner Reiseergebnisse spricht, in seinen Erinnerungen das Vorher und Nachher beliebig durcheinanderwirft und, bei Lichte besehen, in der Erzählung eine Art von geschichtlichem Kleeblatt einhält, ist sicherlich nicht geeignet den Werth seiner Leistung zu erhöhen.

Doch wir kennen manches Werk, das, ohne den ästhetischen Anforderungen zu entsprechen, welche man an eine Reisebeschreibung zu stellen berechtigt ist, durch seinen interessanten und ge-

diegenen Inhalt für den fasschgewählten Titel hinreichend entschädigt und eine gelungene Monographie über den von ihm behandelten Theil der Erd- oder Völkerkunde bietet. Aber auch an diesem Maßstabe gemessen, kann unser Urtheil über den Werth der vorliegenden Schrift wenig günstiger ausfallen. Die darin beigebrachten Thatsachen sind weder zuverlässig noch umfassend genug, als daß es für eine Monographie der auf dem Titel erwähnten kaukasischen Provinzen gelten könnte. Denn was zunächst die Zuverlässigkeit anbelangt, so ist es gewiß ein höchst bedenklicher und zugleich verwunderlicher Umstand, daß uns im Jahre 1858 eine Reihe obendrein ziemlich zusammenhangsloser statistischer Notizen aus den ersten vierziger Jahren aufgetischt und überdies die Zumuthung an uns gestellt wird, dem Verfasser alle diese außer dem Bereiche seiner persönlichen Beobachtung liegenden Angaben auf sein Wort hin zu glauben. An der Genauigkeit der beigebrachten naturhistorischen Thatsachen, welche jedenfalls den wesentlichsten und werthvollsten Bestandtheil des Buchs ausmachen, zu zweifeln haben wir keinen Grund. Der Verfasser dieser Reiseerinnerungen, zugleich der Verfasser einer Reihe von Werken und Abhandlungen über Zoologie, Mineralogie und Botanik, deren Titel drei große Octavseiten ausfüllen, ist zweifelsohne auf naturgeschichtlichem Gebiete eine gar nicht zu verachtende Autorität und besitzt nicht nur ein sehr geübtes Auge für die speciellsten Formen dieses Gebiets, sondern zugleich einen ganz außerordentlichen Sammlerfleiß; wie die von ihm subereweise aus Kaukasien nach Moskau und Petersburg geschickten Gremplare von Mineralien, Pflanzen und Thieren zur Genüge darthun. Aber von Vollständigkeit, Uebersichtlichkeit oder gar systematischer Anordnung ist auch hier keine Rede. Und dazu welche Darstellungsweise! Von anschaulicher oder nur leidlich gefälliger Schilderung keine Spur. Ganze Seiten sind mit eitel Nomenclaturen angefüllt und dabei die Namen der einzelnen Species nicht nur in deutscher und lateinischer, sondern auch in russischer, armenischer und tatarischer Sprache angegeben. Ueber die Richtigkeit der letztern haben wir kein Urtheil, wohl aber wegen der mehrfachen Irrthümer in der Schreibweise russischer Wörter unsere Zweifel. Einzelne breitere Schilderungen, wie „Die Pferde Transkaukasiens“, „Die Hunde der tatarischen Nomaden“, „Der Schafal“, „Das Kameel“, „Die Weinultur Transkaukasiens“, „Die Bienenzucht Transkaukasiens“, „Der Fischfang und die Vereitung des Caviar“, sind Stofflich nicht ohne Interesse, aber der Form nach ungenügend. Noch weniger befriedigen die Sittenschilderungen, überhaupt die ethnographischen Partien des Buchs. Die umfanglichste Abhandlung, die über den so wichtigen Seidenbau Transkaukasiens, ist trotz des gewaltigen Herbeiziehens fremdartiger Gegenstände die trockenste und unerquicklichste des ganzen Werks. Verhältnismäßig am unregelmäßigsten sind noch die letzten Kapitel, welche uns die Jagd auf den kaukasischen Steinbock am Raabel und die Erstiegung dieses zwar nicht höchsten, aber unstreitig interessantesten aller Berge des Kaukasus schildern.

Sucht man, mit der mühsamen Lectüre des ganzen Buchs glücklich zu Ende, sich den Gesamteindruck desselben klar zu machen, so kommt man ohne langes Besinnen zu der Ueberzeugung, daß es dem Verfasser nur darum zu thun gewesen sei, vor allen Dingen ein Buch drucken zu lassen, und da er nichts Neues zu bringen hatte, so suchte er seine alten, in wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen wieder hervor, excerpirte oder beschnitt dieselben, machte auch vielleicht einige kleine Zusätze, reichte sie an einen Habes zusammen und schickte sie wieder in die Druckerei: das scheint die einfachste Entstehungsgeschichte des ersten Theils dieser „Reiseerinnerungen“ zu sein, deren Fortsetzung wir unsrerseits dem Verfasser gern erlassen würden. Weit entfernt den einzelnen Bestandtheilen des Buchs ihren wissenschaftlichen Werth absprechen zu wollen, müssen wir uns doch ganz entschieden gegen eine derartige Zusammenwürfelung derselben erklären: in specialwissenschaftlichen Zeitschriften waren sie ganz an ihrem Orte; aber zu einem Buche, welches in jedem

Fälle einen innern sachlichen Zusammenhang erheischt, hat sie der Verfasser nicht zu verarbeiten verstanden. Es thut uns leid einem Manne von ernstem wissenschaftlichen Streben und unleugbarem wissenschaftlichen Verdienste gegenüber obiges Urtheil aussprechen zu müssen; aber gerade diesem darf ein solches Verfahren am allerwenigsten ungerügt hingehen. Wäre es ihm nicht vor allen Dingen darauf angekommen so und soviel Seiten zu füllen, so würde er sich sicherlich einiger Ordnung in der Darstellung beiseitigt haben, und wir hätten ihm für diese herzlich gern alle jene nicht zur Sache gehörigen Ausfälle erspart, welche kaum einen andern Zweck haben können als den, das Volumen möglichst anzuschwellen. Die Beweise für diese Behauptung liegen überall vor: so wird z. B. (S. 89) Kinn's für die Charakterisirung der tatarischen Hunde gänzlich irrelevante, völlig allgemeine gehaltene Schilderung des Hundes überhaupt abgedruckt und damit eine Seite ausgefüllt; so begnügt sich der Verfasser (S. 177) nicht, uns zu sagen, daß nach dem höchsten Kurse 2 Rubel 70 Kopelen = 1 Rubel Silber sind, sondern er vergeudet 1½ Seite mit einer Tabelle, welche die Voraussetzung enthält, daß der Leser das Chinnaleins nicht im Kopfe hat; so gehört der größte Theil dessen, was er über den Seidenbau beibringt, gar nicht zur Frage, um die es sich eigentlich handelt. Auch das Bruchstück einer Elementargrammatik der tatarischen Sprache ist hierher zu rechnen; denn für den praktischen Gebrauch ist es viel zu kurz und unvollständig, als Beitrag zu einer allgemeinen Charakteristik aber viel zu lang und unbezeichnend.

Natürlich enthält das Buch gar manche interessante Einzelheiten. Nur ein paar Proben, wobei der geneigte Leser das „länglich fütlich“ nicht aus den Augen verlieren wolle:

„Unser Schlaf wurde sehr gestört durch die Masse Blähe, und da bewährte sich abermals das in dieser Gegend allgemein bekannte persische Insektenpulver, wovon ich einen ganzen Sack voll zur Vorsorge mitgenommen hatte. Einige Preisen reichten hin, diese lästigen Thiere zur ewigen Ruhe zu bringen. Dieses Pulver wird tatarisch: Würz dermani, armenisch: Etwütich genannt und besonders bei Lori in Hocharmenien bereitet. Man sammelt die Blütenköpfe des Pyrethrum roseum und caucasicum (eine Art rothblütiger Hundscamille), trocknet sie im Schatten und pulverisirt sie auf Mühlen. Das Pulver wird auf Haufen geschichtet und einer Fermentation unterworfen, wodurch sich ein fermentöses, dessen Ausdünstung alle durch Stigmen (Lusttröbchen) athmende Thiere nicht vertragen, sondern betäubt werden und, wenn diese Wirkung längere Zeit anhält, absterben. Der Handel mit diesem Pulver ist im ganzen Orient großartig, und es ist auch gegenwärtig der Export nach Europa eröffnet. ... Allen durch Lungen und Nieren athmenden Thieren ist dieses Pulver unschädlich, nur äußert es auf schwache Naturen, besonders Kinder, eine momentane nachtheilige Einwirkung durch die Geruchsnerven auf das Gehirn, eine Art ätherischer Betäubung, wobei man im Gehirn, besonders nach der Stirngegend zu, ein Gefühl hat, als wenn sich etwas im Gehirn schnell zusammenziehen und wieder ausdehnen würde.“

Man verachte kein Geschenk des lieben Gottes. Wer weiß, wie manche poetische Stimmung noch zur That wird, wenn einmal zukünftige Touristen unter Reapels und Andalusiers ewig blauem Himmel mit diesem orientalischen Arcanum gewaffnet sind! Jetzt etwas für den Salenmann oder Diplomaten: „Besonders erfreuten mich einige Feinheiten dieser (tatarischen) Gelehrten im Ausdruck. So erkannten sie in mir gleich den Hakim baski, gelehrten Arzt, weil ich Pflanzen und Thiere sammelte. So ängsteten sie sich gegen meinen Dolmetscher, als er ihnen sagte, er wisse nicht, ob ich geneigt sein werde, ihnen zu ordiniren: „O, er hat ein weißes Gesicht, und wer ansieht, der bekennet das Gesicht einmal schwarz, wer dagegen abschlägt, bekennet ein porcinal schwarzes Gesicht.“ So sagen sie, wenn sie gerade nicht aussagen wollen; gut, daß dieser Mensch schon weggegangen oder gestorben ist; Wenn er gestern weggegangen oder gestorben wäre, so wären es schon zwei Tage.“

Wenn sie jemandes Namen erfahren wollen, so sagen sie: „Wenn ich deinen Namen hätte, würde ich dir meinen vor die Füße legen — oder schenke mir deinen Namen.“

Minder congenial dürfte ihnen folgende mehrfach erwähnte Sitte erscheinen. Der Reisende hatte an einer jener tatarischen Wirthschaften theilgenommen, deren reichbedachten Speisetzettel mit kulinarischen Bemerkungen er uns mitzutheilen nie verfehlte. Er erzählt:

„Was mir am meisten auffiel, war, daß fast alle Gäste nach dem Mahle aufzustehen begannen und durch den Mund und die Kehle förmlich detonirten; noch auffallender war es und ging ins Lächerliche, daß jedesmal der Hausherr sich verneigte. Dies ist bei ihnen so Sitte; es bedeutet den eclatantesten Dank, daß man sich bis an die Kehle satt gegessen hat, und darum dankt auch jedesmal der Hausherr für das Gempilment.“

Einen hervorragenden Zug in jeder deutschen Reisebeschreibung über den Kaukasus werden die transkaukasischen deutschen Colonien bilden. Auch der Verfasser besuchte vier derselben, Elisabeththal (in Somchetien), Helenendorf (im Bezirk von Elisabethopol oder Gantscha), Katharinenseld (in Bortschali) und Annenseld (in Samtschabl). Sie befinden sich in selbstlichem Wohlstande, haben eine fleißige Bevölkerung und treiben namentlich einen blühenden Weinbau, dessen Ertrag mit der Zeit noch zunehmen kann. Was uns an ihnen, oder doch an der Mehrzahl von ihnen, hauptsächlich interessiert, sind jedoch nicht ihre äußern Verhältnisse, auch nicht ihr Deutschthum, sondern die eigenthümlichen religiösen Erscheinungen, die in ihrer Mitte hervorgetreten sind. Die Colonisten der soeben erwähnten Ortschaften, sowie die der Dörfer Newitskij und Alexandersdorf (bei Tiflis) und Marienseld (bei Gachetien) stammen aus dem Lande Juthaus Kerner's, das schon Nordamerika mit seinen Propheten und Sektirern beglückt hat. Die bei ihrem Ausbruche aus der Heimat vorhandenen keine religiöser Spaltungen entwickelten sich bereits auf der Reise nach der neuen Heimat und nahmen hier, zumal da es anfangs an Predigern mangelte, höchst eigenthümliche Erscheinungsformen an. In Elisabeththal z. B. bestand die Sekte der sogenannten Pöplianer, welche den frühern Zustand, wo gewählte Kirchenälteste das Amt der Geistlichen zu versehen hatten, hartnäckig festhielten. Der Verfasser wohnte einer gottesdienstlichen Versammlung derselben bei dem alten Adam Pöpple bei, wo aus dem „Geistlichen Lieberkäselein“ von Hüller gesungen und ein Abschnitt aus dem Evangelisten Lucas im württembergisch-bäuerischen Dialekte erklärt wurde. Nach der wortgetreuen Schilderung des Verfassers hatte das ganze Treiben der Anwesenden jenen rationalistischen, altklugen und selbstgerechten Anstrich, welcher die untern Schichten protestantischer Gemeinden nicht selten kennzeichnet: Leute, welche ihre Bibel vollkommen zu verstehen und damit den Schatz aller göttlichen und menschlichen Weisheit festzuhalten wännen. Die Pöplianer hielten die Kirche und die Prediger und behaupteten, man müsse nur unbedingt an die apostolische Lehre glauben und getauft sein, sonst brauche man nichts zur Seligkeit. Pöpple taufte und trante auch früher, später war es ihm untersagt; doch taufte ein jeder Vater seine Kinder, nur bei der Ehe mußte die kirchliche Einsegnung erfolgen. Ihnen sowol wie der Kirche feindlich gegenüber stand eine weit stärkere, fast alle sechs deutschen transkaukasischen Colonien inficirende Sekte, die sogenannten Separatisten oder Spohnianer. Die Versammlungen der letztern, bei deren einer auch der Verfasser zugegen war, ähnelten in der Hauptsache denen der Quäker. Kirche und Prediger waren ihnen ein Gräucl; jeder sprach, was ihm der Geist einbog, und so saßen sie oft stundenlang in stummer Meditation da. Sie verwurften die Taufe oder doch die Kibertaufe, die Confirmation und die Trauung und hielten das Abendmahl in der Weise der Reformirten. Sie huldigten lange der Abstinenz, kreuzigten ihr Fleisch sammt den Füßen und Weyern und fasteten oft volle sechs Tage. Wurde einer vom Teufel allzu sehr angefochten, so trieb man diesen ganz auf ähnliche Weise aus, wie dies bei

den methodistischen Campmeetings in Nordamerika geschieht. Es half aber alles nichts; das Purificationsprincip ließ sich nicht in seiner äußersten Consequenz durchführen und man mußte den heirathsfähigen Kindern wenigstens die Ehe wieder verstaten. An der Spitze standen drei Kestse; den einen, einen alten Mann, nannten sie Gott den Vater; den zweiten, einen jüngern, Gott den Sohn, die dritte, ein altes Weib, Namens Belshetia, Gott den heiligen Geist. Nach dem Tode der letztern wurde die Frau eines Wagners, Barbara Spohn, die dritte göttliche Person und zuletzt Hauptperson. Diese Frau, deren Bekanntheit auch der Verfasser in Katharinenfeld zu machen die Ehre hatte, ist ein Beispiel jener in der religiösen Sphäre gar nicht seltenen Erscheinung, daß eine Person, die sich ein oder das andere mal vielleicht wirklich bona fide für inspirirt hält, durch den unbedingten Glauben ihrer Anhänger zur Annahme einer Prophetenrolle gedrängt wird, zu deren weiterer Durchführung sie alle möglichen Mittel des Betrugs in Bewegung setzen muß. Das „Bäbele“ verkündete in mannichfachen Variationen, daß der Herr ihr befohlen habe, die Gläubigen gen Jerusalem zu führen, und wirklich versammelten sich zu Pfingsten 1843 mehrere hundert Separatisten, nachdem sie ihre Habe verkauft oder verschenkt hatten, in Katharinenfeld, um den Zug ins Gelobte Land anzutreten. Allein die Behörde verlegte ihnen mit Rossen den Weg und nöthigte sie zur Umkehr. Die Spohn war die einzige, welche gar nichts verkauft und die Schlüssel ihres Hauses wohlweislich mit auf den Weg genommen hatte. Hierauf schickten die Separatisten mit Bewilligung des Gouverneurs von Graffen drei Männer ab, zwei nach Jerusalem und einen nach Konstantinopel, um anzufragen, ob sie aufgenommen würden und einen Aufsehlungsplatz bei Jerusalem auszuforschen. Sie kamen Ende 1843 mit der Nachricht zurück, daß es ihnen dort nicht gefallen könne, worauf fast alle, sogar die Spohn, wieder kirchlich wurden.

Die oben angeführten Stellen erlauben einen Schluß auf den Stil des Verfassers, welcher das Urtheil über den Werth seines Buchs kaum zu heben geeignet ist. Unsere Literatur ist an Werken über Kaufmann nicht so arm, als daß die vorliegenden „Reiserechnungen“ den Anspruch erheben könnten, eine wesentliche Lücke in der betreffenden Literatur auszufüllen. 7.

Notiz.

„Die Poesie des Handels.“

Hasländer's illustrierte Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ — die, wie wir glauben, Glück machen wird, da Hasländer den Geschmack eines weitverbreiteten Publikums genau kennt und sein Talent ihm geschickt zu accommodiren weiß — enthielt jüngst eine Betrachtung unter der Ueberschrift „Die Poesie des Handels“, worin behauptet wird, daß der Handel mit Unrecht in dem Rufe dürftiger, alle Poesie vernichtender Prosa stehe; vielmehr lasse ein Blick auf seine Geschichte seit den frühesten Epochen ihn in seiner ganzen „poetischen Glorie“ erkennen. Die Betrachtung schließt mit den Worten: „Was macht die moderne Civilisation so stark, so mächtig? Ist es nicht die univervelle Entwicklung der Handelsverbindungen, durch die alle Producte der Erde und des Meeres, der Fabriken, der Gießhämmer, alles was uns die Natur in ihrer uner schöpplichen Güte bietet, alles was die Kunst und die unermüdete Industrie schafft, auf den allgemeinen Markt kommt, wo sich Verkäufer und Käufer begegnen? In welcher Region auch die freigelegte Hand der Vorsehung ein wünschenswerthes Product der Hand des Menschen nahe legt, ob es die Berge Chinas mit duftenden Blättern bedeckt oder als Korn im Sande Californiens glänzt, mag es in den tiefen Gründen der arktischen Meere ruhen oder in der Sonnenglut der fruchtbaren Ebenen des Südens reifen, mag es aus den englischen oder amerikanischen Werkstätten zu Tage kommen: der mächtigste Souverän des Weltalls zieht alles gleichmächtig an sich, aber nicht um es für sich zu behalten, sondern um es der Menschheit zu Diensten zu stellen.“ Von dies-

sem allgemeinen Standpunkt betrachtet zeigt sich der Handel allerdings in einem Schimmer poetischer Verklärung und als ein Gegenstand hymnologischer Betrachtung; seine große weltgeschichtliche Mission hat wol auch noch kein Einsichtiger dem Handel in Abrede gestellt. Die Frage ist nur, ob von dieser Glorie auch auf das einzelne kaufmännische Geschäft ein Abganz fällt, der den wahren Dichter einladen könnte, es zum Gegenstande poetischer Behandlung zu machen. Es mag sich Poesie knüpfen an die Seeschiffe, die der Kaufmann in ferne Breiten ausendet; wie aber steht es, wenn wir in seine dunkelgen Comptoirsäulen blicken, wo die einzige Bewegung in dem Geräusch der auf- und niedergleitenden Gänge oder Stahlfedern besteht? Oder wenn wir uns in den Kopf des Kaufmanns hineinsetzen, der meist nur über Zahlen, über Gewinn und Verlust und nicht über Ideen brütet? Thatsache ist, daß noch kein wirklich großer Dichter, einer von denen, welche auf der Menschheit Odehen wandeln, sich versucht gefühlt hat, unter der Handelsirre den Klasse seine Helden zu suchen. Der ritterliche Kaufmann Antonio im „Kaufmann von Venedig“, der so wenig von einem Kaufmann im modernen Sinne hat, ist eine seltene Ausnahme; aber schon Ernst Schulze schrieb über diesen Gegenstand aus Hamburg am 20. October 1815: „Ich wäre in diesem Augenblick gern mitgezogen über das Meer; aber ich zweifle doch, daß ich mit großem Gewinn niedergelassen sein würde, denn der Kaufmann von Venedig wird wol immer die einzige poetische Person unter dieser Menschenklasse bleiben, und es gehört auch Shakespeares Genie dazu, um einen solchen Charakter zu erschaffen.“

J. M.

Bibliographie.

Schaefer, A., Mohammed und Irene. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig. 1857. Gr. 16. 20 Ngr.

Schulz-Vodmer, W., Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirtschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens. Leipzig, Buchhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Seibler, E. P., Paul Werthmann und seine Freunde. Aus den Papieren eines Beamten. Zwei Theile. Frankfurt a. d. D., Schieffer. 8. 3 Thlr.

Straubenmüller, J., Pocahontas, oder: die Gründung von Virginien. Poetische Erzählung. Baltimore, Schmidt. 1858. 16. 10 Ngr.

Lageeliteratur.

Angerstein, W., Die deutsche Burschenschaft und, das Wartburgfest von 1817 in ihrem Zusammenhange mit dem Turnen. Vortrag, gehalten bei der Gedächtnisfeier für Friedrich Ludwig Jahn am 15. August 1858. Berlin. 1858. 8. 2 1/2 Ngr.

Aub, Toleranz und Humanität, ein Wort der Abwehr und Verständigung. Mainz, M. Jourdan. Gr. 8. 2 Ngr.

Baumgarten, M., Der Glaube und die Gewissensfreiheit. Ein Vortrag, gehalten in der Tonhalle zu Hamburg am 31. Januar 1859. Hamburg, Rette u. Köhler. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Justiz-Affessoren und die Advokatur in Preußen. Ein Votum von einem preussischen Justizbeamten, aber keinem unbefolgten Affessor. Stettin, Graßmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Laguerrouière, Der Kaiser Napoleon III. und Italien. Nach dem französischen. Berlin, Reichardt u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Reichenberg, J., Deutsche Antwort auf die russische Frage. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Wolffberg, Mortara oder das Ereigniß in Bologna. Nach den authentischen Quellen erzählt und betrachtet. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stettin, Graßmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von F. Pecht und A. von Ramberg.

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rordorf, Schultheiss, Sichling u. a.

Mit erläuterndem Texte von F. Pecht.

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. In 10 Lieferungen.

4. Erste bis fünfte Lieferung. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die fünfte Lieferung dieses Prachtwerks erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der «Schiller-Galerie» zu erleichtern wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis fünfte Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorrätig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Hedwig, Geßler, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Miller; Maria Stuart, Wilhelm Tell, Ferdinand, Gräfin Terzky, Arnold vom Weichthal; Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Doria, Chelka, Barlegh, Caspar von Blasewitz, Erzs. Rade; Friedrich Schiller, Charlotte von Lengefeld, Die Griechin, Britta von Brunn, Der Kapuziner.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Hefen von 4—5 Bogen.

Inhalt des sechsundzwanzigsten Heftes (Bogen 6—9 des dritten Bandes):

Britisch-Columbien und Vancouverinsel. — Die Befestigung Antwerpens als europäische Frage. — Die Säfte der Vegetation. — Alexander Herzen.

Kleinere Mittheilungen: Agarth (Karl Adolf). — Arnim (Gustav von). — Gallam (Henry). — Gasse (Maximilian Friedrich Karl Franz, Graf von). — Kinkel (Johanna). — Kneschke (Ernst Heinrich). — Kolosin (Anna Charles). — Manns (Theodor). — Rommel (Dietrich Christoph von). — Simolin. — Sinteris (Wilhelm Florenz). — Warm (Christian Friedrich).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der erste und zweite Band (die gewissermaßen den 16. und 17. Band des Conversations-Lexikon bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Bänden des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gavarret (J.), Lehrbuch der Elektrizität.

Deutsch bearbeitet von Dr. Rudolf Arendt. In zwei Theilen oder vier Lieferungen. Erster Theil. Mit 280 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Erste Lieferung. 8. Geh. Jede Lieferung 1 Thlr.

Dieses Werk behandelt in elementarer Weise, ohne Zuhilfenahme höherer Rechnungen, die Theorien der Elektrizitätslehre. Die streng logische Anordnung des Stoffs sowie die Präcision und Klarheit der Darstellung machen dasselbe ganz besonders sowohl als Lehrbuch für den Selbstunterricht, wie auch zum Gebrauch bei Vorlesungen geeignet. Der Verfasser geht Schritt vor Schritt von den einfachsten, bekannten Thatsachen zu unbekannten Erscheinungen über und entwickelt das Lehrgebäude der Elektrizität an einer grossen Zahl geschickt ausgewählter Versuche, die fast sämmtlich durch treffliche Holzschnitte erläutert sind.

Die deutsche autorisirte Ausgabe von Gavarret's «Lehrbuch der Elektrizität» umfasst zwei Theile und erscheint in vier Lieferungen zu 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 13. —

24. März 1859.

Inhalt: Neue deutsche Romane und Novellen. Von Hermann von Bequignolles. — Zur Reformationgeschichte — Aus dem Leben eines ungarischen Flüchtlings. — Dialektrichtungen. Von Emanuel Hauff. — Notizen. (Rezensentenmandat; Adelheid von Stoltensoth.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue deutsche Romane und Novellen.

Unter den 22 Bändchen, welche, des kritischen Richtspruchs harrend, auf meinem Arbeitstische liegen und nach Stoff und Behandlung ein sehr bunteschichtiges Völkchen ausmachen, nehmen die Arbeiten von Frauen eine hervorragende Stellung ein und mögen daher, ganz abgesehen von dem traditionellen Vorzugsrechte des schönen Geschlechts, meine Besprechungen eröffnen. Was bei diesen Frauenromanen vor allem in wohlthuender Weise sich bemerklich macht, das ist das fast durchgängig tastvolle Innehalten der natürlichen Grenzen edler Weiblichkeit, die hier nirgends zu jenen traurigen und widerlichen Zerrbildern ausartet, welche die moderne Literatur gerade im Gebiete der weiblichen Mitarbeiterschaft nicht selten zu Markte bringt. Und so naturgemäß und instinctartig, als in den vorliegenden Frauenromanen sich die reine Weiblichkeit äußert, so unge sucht leuchtet daraus eine edle und innige Moral hervor, welche ein verklärendes Licht über diese anspruchlosen Schöpfungen verbreitet: ist ja die ideale Sittlichkeit vor allem das Wesen edler Weiblichkeit, deren erhabenste Wirkung sich in der Heiligung der Sitten und des Lebens ausdrückt.

1. Welt und Haus. Eine Erzählung für gebildete Frauen und Töchter von Elise Steubel. Aarau, Sauerländer. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das ominöse Prädicat „für gebildete Frauen und Töchter“ ist nicht geeignet, für diese Erzählung ein besonders günstiges Verurtheil zu erwecken, denn es fallen einem dabei sofort alle die schmachvollen Sünden ein, welche über ein Jahrhundert hindurch unter dieser Recensitabresse im lieben deutschen Vaterlande begangen worden sind, und nicht ohne einen gelinden Schauer stürzt man sich mit der unentbehrlichen Todesverachtung eines deutschen Kritikers in die Blüthenlaßertheut der brohenden Strichtrumpfmoral und Klatschphilosophie. Obwohl nun der Eingang des Buchs diese Bedängnisse keineswegs zerstreut, weil ihm ein gewisser verhängnisvoller Gouvernamentton anhaftet, so schwinden bei weitem Eindringen in die Erzählung bald die bedenklichen Nebel und ein reiner Genus tritt an die Stelle des Mißtrauens. Bedeutende Vorgänge, epochemachende Ideen, originelle Auffassungen sind es freilich nicht, welche diese Novelle besonders auszeichnen; aber gesunde Moral und Lebensanschauung,

lebendige Handlung, Frische der Empfindung und charakteristische Färbung der auftretenden Persönlichkeiten entschädigen für den Mangel genialer Gestaltung um so mehr, als das Werkchen ohne jegliche Prätension an den Leser sich wendet. Die Aufgabe, zu schildern, wie ein junges unverdorbenes Mädchen aus dem stillen Asyle des Hauses durch die Stürme der Verführung in den Strudel des Genusses geräth, aus welchem es sich endlich mit erwachter sittlicher Kraft zur Tugend zurücktreibt und als schönen Lohn der Entsagung die Seligkeit des Vaters- und Mutterglücks im wiedergewonnenen Frieden des Hauses findet: diese Aufgabe hat schon so manche mehr oder weniger poetische Arbeit zu lösen gesucht; doch nur selten mit der im allgemeinen harmonischen und frisch in sich abgeschlossenen Weise unserer Verfasserin. Daß dieselbe dabei ab und zu etwas ins Breite geräth, Unbedeutendes besonders liebevoll zurecht legt, kleine Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche übersieht und hier und da mehr Correctheit in ihren Eilt hätte bringen können: diese Schwächen vergißt man gern über der Mannichfaltigkeit der vorgeführten Bilder, der heilsamen Innigkeit des Ganzen, der wohlgeordneten Verknüpfung und Lösung der Hauptfäden und über dem Interesse, das sie bis ans Ende ihrer Erzählung sowohl an der Handlung als an den Personen wach zu erhalten weiß. Erscheinungen wie der Baron, die französische Gouvernante, der alte Diener des Herrn Alster und andere sind ganz trefflich gelungene Charakterfiguren, und daß unsere Autorin auch den Humor zu verwerthen versteht, beweisen unter andern die allerliebste Scene zwischen dem Baron und Fräulein Lucile im Walde und die Einführung der Letztern. Wäre die ohne Noth herein gezwungene graße Geschichte, welche der Held der Novelle in Amerika erlebt, fortgeblieben oder doch motivirter und wahrscheinlicher vor Augen gebracht, so glückte die ganze Erzählung in der That einem frischen Strome, der zwar vom Sturm und Wetter mannichfach aufgewühlt wird, stets aber zwischen seinen grünen Ufern Ruhe und Frieden wiederfindet, ohne je zerfließend über sein Gebiet zu schweifen. In jener abenteuerlichen amerikanischen Begebenheit verläßt unsere Verfasserin eben ihr Gebiet und erweist als Frucht dafür eine Abgeschmacktheit, welche den sonst so harmonischen Schluß ihrer Arbeit wesentlich beeinträchtigt. Diese Erfahrung möge sie sich für die Folge als Lehre dienen lassen; ein anderes ist es, den ungetrübten Landsee mit leichter Barke befahren, ein anderes draußen auf türmender Meerflut des Schiffes senzendes Steuer lenken.

2. Novellen von Adelheid von Auer. Zwei Bände. Göttingen, Wigand. 1858. 8. 2 Thlr.

Wenn die Feder der vorigen Verfasserin einen mehr deutsch-bürgerlichen Charakter anschlägt und gerade darin eigenthümliche Vorzüge entwickelt, so hat das schriftstellerische Wesen von

Abelheid von Auer ein entschieden aristokratisches Gepräge, ohne deshalb, einige kleine Capricen abgerechnet, in jenen seelenlosen Salontönen zu verfallen, der alles nur nicht poetisch zu wirken im Stande ist. Die Novellen dieser Autorin sind nicht alle von gleichem Werthe und je nach den mehr oder weniger in der Begabung ihrer Verfasserin liegenden Aufgaben, welche sie sich stellen, von höherer oder niederer Bedeutung. Im Grunde ist das Humoristische dem Talente dieser Dame weniger zugänglich; das beweist die Erzählung „Die beiden Grafen“, welche einen durchaus langweiligen Eindruck macht und keineswegs die reiche Komik auch nur im entferntesten zum Ausdruck bringt, welche in dem dabei zum Thema dienenden kränklichen Nihilismus unserer Tage liegt. Wo jedoch die humoristische Behandlung nicht Zweck und Ziel der gestellten Aufgabe ist, sondern wo nur einzelne Figuren einer zufälligen komischen Beleuchtung unterworfen sind, da ist die Verfasserin wieder auf eigenem Grunde und nach dieser Richtung hin darf die kleine Erzählung „La duchesse du vinaigre“ ein allerliebster Charakterbild von recht ethischer Bedeutung genannt werden. Abelheid von Auer besitzt einen hellen Geist und eine feine Beobachtungsgabe und sie wäre vollkommen begabt, mit jener pointirten und eleganten Verstandesäquilibrium zu glänzen, welche der Conversationsgebrauch mit dem Prädicate geistreich bezeichnet; allein diese Schriftstellerin hat zu viel deutsches inniges Gemüth, um ihren Stolz in die einseitige Kultur einer blendenden Spielerei zu setzen, sie sucht vielmehr die ihr zu Gebote stehenden heterogenen Mittel zum Gelingen zu verschmelzen und aus ihrer vereinten Kraft ihre dichterischen Gebilde zu erzeugen. In dieser Wahrnehmung gibt ganz besonders die umfanglichste der vorliegenden Novellen „Nach zwanzig Jahren“ Veranlassung: die Verbindung der gegensätzlichen Geisteselemente zu einem schöpferischen Ganzen ist hier zwar keineswegs geglättet; vielmehr deutet alles auf einen fortgesetzten Kampf dieser Factoren miteinander hin und es läßt dieser geistige Proceß natürlich die künstlerische Nahe der Behandlung in der vorliegenden Erzählung nicht recht zur Geltung kommen: allein der Wechsel der Behandlungsweise hat doch auch seine Reize und wirkt in dieser Novelle schon deshalb viel weniger störend, weil es sich hier um die Malerei der heterogenen, in sich selbst unaussöhnlich ebbenden und flutenden Stimmungen und Seelenkämpfe handelt. Interessante Persönlichkeiten werden, nachdem sie früher in lebhaften lokalen, gesellschaftlichen, amtlichen und rein menschlichen Beziehungen zueinander gestanden haben, nach 20 Jahren an demselben Orte wieder zusammengeführt: die einen sind fast dieselben geblieben, die andern hat Rang, Erfahrung, Geschick mehr oder weniger umgewandelt. Welch eine Fülle der Erinnerungen! Früher geknüpft, dann gelöst oder lässig fortgeführte Fäden schlingen sich neu oder finden frische Spannung, Schatten der Erinnerung werden lebendige Menschen, die Gräber sprechen, wenn auch nicht, indem sie ihre Todten entsenden, so doch indem das Säuseln der Cypressen um die überlebenden Menschenherzen mahnend rauscht; wie viele Geheimnisse decken sich da auf! wie wird die Vergangenheit zur Gegenwart und diese zum Rahmen der ersten! Aber dieses Ringen zwischen Sein und Gewesen um die Zukunft, als um das zu erstrebende Resultat dieser Kämpfe, hat etwas Gespenstisches und Unheimliches: das ist der Mann, der sich mit seinem eigenen Schatten hegt, diese Welt erschrickt einmal über das andere vor sich selbst; trägt doch fast jede ihrer Persönlichkeiten zwei Köpfe, einen nach dem Aufgang, den andern nach dem Niedergang geneigt. Und weder Flemming in Hannchen's Arm noch Margarethe an der Seite des tapfern Wolf vermögen all das unheimliche Wesen zu einem harmonischen Abschlusse zu bringen; das Glück der ersten blüht zu offen auf dem Grabe von Margarethes gebrochenem Herzen und alle Ueberrückungslust der Dichterin kann und die Ueberzeugung nicht verwischen, daß Margarethes Herz erst sterben mußte, ehe sie sich an der Hand der ehrenwerthen Person beruhigt fühlen konnte. Unvermittelt bleiben die Gegensätze, ungeführt die begangenen Freveln stehen. Das ist der unklügerische verfehlte Totalindruck der

in Rede stehenden Novelle. Aber es mangelt deshalb nicht an trefflichen und höchst geistreichen Einzelheiten: die Charakterzeichnung und Entwicklung der seelischen Vorgänge ist — die unmotivirten Entschlüsse abgerechnet — ebenso fein und sicher als im hohen Grade spannend, ja nicht selten ergreifend, und sonderlich der Charakter des Generals von Löwen sowie das eigenthümliche Verhältniß zwischen ihm und seiner früh verstorbenen Gattin macht der Seelenmalerei der Verfasserin alle Ehre, die auch in Betreff des künstlerischen Gewebes ihrer Fabel — die Schlüsselenwicklungen abnormals abgerechnet — ein sehr glückliches Geschick erkennen läßt, wennschon auch sie vor ganz unnützen Weiterschweifigkeiten und störender Begünstigung des Nebensächlichen sich nicht ganz zu schügen verstanden hat.

Ein heitererer Ton künstlerischer Freiheit liegt über der „Sonnenaufgang und Sonnenuntergang“ benannten Novelle derselben Dichterin, wenn auch hier das Spiel zwischen Vergangenheit und Gegenwart, offenbar eine Lieblingsalaune der Autorin, manichfach die Reinheit des Eindrucks beeinträchtigt. Eine um so tiefere und ungebrochene Wirkung geht dagegen von der letzten Novelle der vorliegenden Sammlung aus, welche als die Werte der letztern bezeichnet werden muß und vollkommen jene poetische Unmittelbarkeit athmet, die das untrügliche Zeichen echter Dichterberufung ist. „Mit gebrochenen Flügeln!“ heißt diese edle und werthvolle Musengabe. Aus des Waldes duftigem Apfelm und aus den treuen Armen der liebenden Großältern soll Helene, die junge kaum erst beschwingte Taube, hinausfliegen in die große Welt, zu lernen und zu werden. Und so sieht sie mit dem Jünglingsgesichte, dem eine glühende Liebe zu dem schönen Mädchen unerwidert im Herzen flammte, Abschied nehmend am rauschenden See; da sinkt eine wilde Taube stehend zu ihr nieder. „Armes Thierchen — es hat den Flügel gebrochen, wie hat es nur dies so ungeschickt angefangen? Mag's nun sterben — was soll ein Vogel mit gebrochenen Flügeln!“ so flüstert Helene und fragt dann den Gefährten, was das Glück sei. Der antwortet, auf den See zeigend: „Solche Klarheit, solche Reinheit, solchen Frieden in eines Menschen Brust und das unvergänglich strahlende Licht des Himmels über seinem Haupt — das ist Glück.“ Aber Helene dachte das Glück in anderm Sinne: „Wie ich's nennen, wie ich's beschreiben soll, weiß ich nicht. Es schwebt über mir wie ein Stern, es wirft leuchtende Strahlen über die Welt und ein jeder Strahl weckt Blüten; aber all die Strahlen und die Blüten gelten nichts, nur der ganze Stern ist es, und „ehe man ihn ertrogen, ist alles nur Schein des Glücks“. Arme Helene, wärst du daheim geblieben in deinen Wäldern und hättest an deiner Liebe und an deinem Glück dich genügen lassen, statt, dem innern Drange folgend, hinauszufahren, um den schönen Stern zu suchen. Aber sie fand den Stern am Herzen ihres Felix — ein kurzes Sternenglück. Denn über den Geliebten brechen all die freventlichen Sünden der modernen Welt zusammen, welche seine Aelteren ohne sein Wissen begangen hatten, und die Mutter als Ueberehrerin, den Vater als Betrüger erkennend, fällt Felix in Wahnsinn und Tod. Da wankt sie denn heim mit zertretenem Herzen und zertretener Liebe und bald rauscht der grüne Wald über dem Todtenhügel der „Taube mit gebrochenen Flügeln“!

3. Neue belletristische Originalbibliothek. Sechster Band. — A. u. d. L.: Wellen des Lebens. Skizzen von Agnese Grans. Weimar, Kühn. 1858. 8. 1 Thlr.

Die Dichterin — denn das ist Agnese Grans im wahren Sinne des Wortes — hätte wol noch einen bezeichnenderen Namen für ihre „Skizzen“ wählen können als den Titel: „Wellen des Lebens“; denn ihre Schöpfungen sind vielmehr Wellen des Lebens. Ueberall ist es in diesen Erzählungen und Charakterbildern das Gemüth, welches in seinen Höhen und Tiefen, seinen Gluthen und Schauern, Kämpfen, Leiden, Wonnen und Irrnissen die Geschichte der handelnden Persönlichkeiten erzeugt, motivirt und bestimmt, und Agnese Grans ist eine tiefe Kennerin des kleinen großen Menschenherzens, dessen verborgenste

Geheimnisse keine noch so scharfsinnige Philosophie, wol aber der hellsehende Geist des Poeten zu ergründen vermag. Angelenken sind unstreitig diejenigen dieser Skizzen, welche dem Schauspielersleben entnommen sind und welchen eine tief einbringliche Wahrheit und Lebenswärme innewohnt. Alle Leidenschaftlichkeiten und inneren Wirrnisse, welche vorwiegend dem Schauspielersleben eigenthümlich sind, aber auch alle edelsten, menschlichen und poetischen Erhebungen desselben weiß die Dichterin in farbenfreier Darstellung zu verlebendigen, überall mit durchaus ungesuchtem Freimuth eine echt stilkliche Wirkung erzeugend. Die Qualen des künstlerischen Ehrgeizes und der schauspielerischen Selbstüberschätzung, die leidenschaftliche Liebe, die heilige Begeisterung für die Aufgabe des Künstlers, die alle Kassen der Versuchung siegreich überwindende Tugend des Weibes, das gleiche Glend künstlerischer Herabgekommenheit, die heitere Genügsamkeit in beschränktester Existenz: alle diese für die poetische Behandlung allerdings höchst dankbaren Momente hat die Dichterin oft mit wahrhaft tragischer Gewalt, stets mit echt poetischer Sinnigkeit zu veredeln vermocht und darin nicht bloß ihre künstlerische Begabung in helles Licht gestellt, sondern eine wahrhaft edle und hohe Gesinnung entfaltet, auf welche wir Deutschen nun einmal einen besondern Werth zu legen gewillt sind. Dank noch nicht verloren haben. In den der Bühnenvelt nicht angehörnden Skizzen dieser Sammlung, welche nicht minder ein warmer poetischer Hauch durchweht, stört oft eine gewisse Gefuchtheit in Situation und in Motiven, sowie eine Hinneigung zu sentimentaler Ueberschwenglichkeit, wie sie die mehr realen Begebenheiten entnommenen Bilder des Schauspielerslebens zu ihrem großen Vortheile nicht aufzuweisen haben. Sondern schwach durch die geringsten Mängel ist die „Um Dichterherz“ benannte Erzählung, während „Die Gesandtin“ und auch „Drei Frauen“ viel gesünder in die Welt schauen. Auf Grund dieser Wahrnehmungen dürfte der begabten Dichterin zu rathen sein, daß sie sich vor allzu vagen, allgemeinen und phantastischen Vorwürfen hütet und ihr Talent besondern und realen Stoffen zuwendet, um der naheliegenden Gefahr der poetischen Verwischung zu entgehen und Methode der Behandlung zu lernen.

4. Erzählungen und Novellen von Luise von Hammerstein. Frankfurt a. M., Bockell. 1858. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Offenbar baut auch diese Schriftstellerin ihre Arbeiten auf sittlichem Grunde; allein ihre Voraussetzungen sind nicht immer von ethischem Geiste getragen und eine düstere und verworrene Schicksalsidee liegt unheimlich auf ihren Schöpfungen. Sie hat eine gewisse Gewandtheit, die Dinge geschickt zu verwickeln und die noch so tief verschlungenen Fäden in der Hand zu behalten; allein zuletzt geht ihr die Lust oder die Kraft aus und dann schließt sie matt oder gewaltsam. Die Wahrscheinlichkeit kummert sie ebenso wenig als die innere Wahrheit und ihre Gestalten haben alle etwas Puppenartiges und Prädestinirtes. Dabei ist Luise von Hammerstein durchaus nicht ohne Talent; aber sie mußte ihre Aufgaben erstler fassen, wenn sie Freude an ihrem Schaffen erleben und diejenige Freiheit der künstlerischen Arbeit sich erringen will, ohne welche sich jede poetische Thätigkeit in öde Monotonie auflöst.

Damit wäre denn den Damen, deren Schriften diesmal zur Besprechung vorlagen, alle schulbige Ehre in freimüthigem, nach bestem Wissen und Willen ausgesprochenem Lobe und Tadel erwiesen, und ich darf, ohne ferner an besondern Gattungen zu haften — unsere nivellirende Zeit verwischt dieselben ja immer mehr —, frisch in den literarischen Weg vor mir hineingreifen. Leider fallen sogleich zwei wenig erfreuliche Nachwerke heraus:

5. Durch Nacht zum Licht, ein Seelenbild von dem Verfasser der Schrift: „Ein Jahr in Chalonnes.“ Erfurt, Villaret. 1858. 8. 18 Ngr.
6. Der Verus, eine Novelle aus der Neuschweiz. Regensburg. Buxet. 1857. 8. 18 Ngr.

In beiden Tractäthen werden arme Seelen aus den Klauen des Teufels errettet; in erstem ein Nüchtern, in letztem ein

Büchling; in erstem wenigstens zu einiger Vernünftigkeit, in letztem direct in den Schoß des heiligen Vovola. Das Seelenbild „Durch Nacht zum Licht“ verfolgt doch wenigstens eine Idee und läßt ein etwas verrücktes und übergeschnapptes kleines Bastorendichterchen nach unterschiedlichen Rücksällen endlich durch Thätigkeit und Arbeitsamkeit zu religiöser Bescheidung und Befriedigung zurückkehren; über alle Beschreibung langweilig zwar und geistlos, aber doch die Vernunft nicht an den Pranger stellend; die neuschweizerische Novelle hingegen kennt nur Einen Gott, den alleinseligmachenden Jesuitismus, und quält sich ab, einen dummen, läppischen und läppischen Buben „in den Habbt“ zu bringen: Wäre dabei noch irgendeiniges psychologische Interesse erzeugt und käme irgendwie die, ich möchte sagen infernalische Bedeutsamkeit des Jesuitismus zum Vorschein, so möchte man's allenfalls noch lesen; so aber ist's nichts als ein trauriges Sammelsurium jesuitisch-zeletischer Propaganda, dem hiermit sein Laufpaß gründlichst ertheilt sei. Wahrlich, ein gut Theil freisichlicher Gottesfurcht wäre unserm Zeitalter, dem zeletischen wie dem materialistischen Lager, dringend zu wünschen: solches Geschreibsel wie das vorliegende — und es gibt dessen leider nur zu viel — rechtfertigt diesen Wunsch zur Genüge.

7. Erzählungen von Falkner. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1857—58. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Falkner hat gründliche Studien für seine novellistischen Zwecke gemacht, sowohl historische als praktische, und man muß ihm durchaus die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sein Material vollkommen innehat, indem er ebensowol in den historischen Details seiner Erzählungen, als in lebendiger Menschenkenntnis zu Hause und bewandert ist. Allein der Chronist und der praktische Mann — denn als solche erweist sich unser Autor durchgängig — haben nur zu oft den Worten vergehen und während hier allzu häufig ein überaus trockener und compendioser Ton sowie eine sehr unbequeme Anhäufung geschichtlicher Daten stört, langweilt an andern Orten die Absichtlichkeit einer stark moralisirenden Manier und einer übertriebenen Augenwendbarkeit; auch ist der Patriotismus des Autors, so ehrenwerth er an sich erscheint, doch einseitig, um nicht Fragezeichen aller Art zu provociren. Sodann hat Falkner fast in seiner seiner Erzählungen sich die producirende Kraft bis ans Ende frisch erhalten können: vielmehr tödtet er das Anziehende und selbst Spannende, welches mehrere seiner Novellen anfänglich entwickeln, nur zu oft durch Abschwächung der Motive und der Handlung, indem er sich in der Weichschweifigkeit seines Materials völlig verliert. Wie schnell gestalten sich z. B. die Erzählungen „Das große Magisterium“, „Meister Anton von Brunn“, bis in ersterer die gedankliche Bedeutsamkeit in eine ganz gewöhnliche Leichbibliotheksgeschichte sich auflöst und in letzterer die anfängliche Frische der Schilderung in ein unbefriedigtes fragmentarisches Stückwerk zerfällt. Inzwischen sind alle diese Erzählungen immerhin lesbar, mannichfach anregend und von einer heben Gesinnung erwärmt, die allem menschlich Edeln und Großen geweiht ist, und seine Sonnen zwar und seine Sterne, aber doch helle Flämmchen, die Licht und Wärme ausathmen.

8. Fürstin Ursini. Der General Lindner. Historische Novellen von Walter Tesche. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die erste dieser in einem Bande vereinigten Novellen führt uns an den spanisch-französischen Hof Philipp's V. und weicht uns in die Intriguen Spiele der Fürstin Ursini ein, vermöge welcher diese immerhin merkwürdige zweite Ninon de l'Enclos den schwachen Fürsten und durch ihn Spanien beherrschte. Das bunte Gemisch leichter pariser Eleganz und gemessener castilischer Grandezza, wie es an diesem bourbonischen Zweigkeits Wesen trieb, ist mit großem Geschick und vieler Anschaulichkeit in dieser Intriguen Geschichte verknüpft und mit den kleinen risanten Palastabenteuern, Umtrieben und Machinationen ganz unterhaltend aufgezogen. Der Verfasser hält sich ziemlich

streng an das Historische und seine Charakteristik verdient nach dieser wie nach jeder andern Beziehung hin alle Anerkennung: der höchst schwierig zu plastischer Anschauung zu bringende Charakter Philipp V., welcher aus lauter Halbheiten im guten und bösen Sinne zusammengeflochten ist und dessen apathische Passivität durch einen Hauch romantischer Melancholie wie ein Grabhügel vom blauen Mondeschein beleuchtet wird, die höchst eigenthümliche Persönlichkeit des Guede Priego, in welchem die castilische Verschlagenheit sehr glücklich verkörpert ist, die herrliche Gestalt der Elisabeth von Parma, endlich die mit seiner Konsequenz durchgeführte interessante Heldin der Novelle, die Fürstin Ursini: das sind alles lebendige und sprechende Beweise für die mannichfaltige und plastische Gestaltungskraft unsers Autors und dieses Talent verläßt ihn auch nicht bei den unbedeutendsten Figuren seiner Schöpfung, sodaß nirgends die mindeste Abmattung des charakteristischen Wesens ersichtlich wird. Und wenn trotz alledem und trotz einer spannenden Handlung der Eindruck des Ganzen ein unerquicklicher ist, wenn selbst an sich so poetisch wohlthuende Persönlichkeiten wie Alfons und Gorrilda ohne erwärmenden Einfluß auf die Totalwirkung bleiben, so liegt der Grund einzig darin, daß das ganze vorgesehne Stück Hofgeschichte weder in seinen Persönlichkeiten — das vorgenannte episodische Märchen ausgenommen — noch in seiner Handlung irgendwie unser menschliches Wesen rührt und bewegt. Diese Jagd um Vortheil und Genuß, dieses fortgesetzte Längern und Schleichen des Egoismus, es kann die Seele nicht erfassen, wenn nicht wahrhaft große und bedeutende Persönlichkeiten als Träger edlerer Ideen aus dem Gewirr emporsteigen und den Sieg des Menschenthums verkünden.

Nicht weniger fühlbar macht sich dieses seelenlose Wesen in der zweiten Novelle: „Der General Lindner“, und nebenbei begreift man nicht, warum der Autor diese Erzählung eine historische nennt; denn daß nach dem Aberglauben der Leute das Wesen eines ehemaligen russischen, bei der Ermordung des Kaisers Paul theilhaftig gewesenen Generals spukend im alten Schlosse zu Kammeran umgeht und in einem Thurm historische Documente mancher Art gefunden worden, das gibt denn doch noch kein Recht, eine poetische Arbeit eine historische zu nennen. Genaug; der gespenstige General, welcher freilich nur in der erhabenen Phantasie der Leute existirt, richtet Unheil über Unheil in dem Herrschenshaus zu Kammeran an und wird die Ursache, daß der wackere junge Förster Friedrich seinem Mädchen wegen aus Verspottungsfurcht verführter Hülfsleistung durch den Giftstichstod im Kohlendampfe entzissen wird. Und da nun diese einzigen zwei Menschen, Friedrich und Mädchen, welche unser menschliches Mitgefühl erregen — der englische Gast und der deutsche Baron sind denn doch gar zu sehr „Herren der Schöpfung“, um warm für sich einzunehmen —, zum Schluß der graulichen Spukgeschichte zerschmettert werden, ohne daß irgendwie ein Engel der Versöhnung aus dem Greuel sich erhebt, so übt der Ausgang der Geschichte auf die Empfindung einen wahrhaft vernichtenden Eindruck und die trockene Moral: „Fürchte dich vor Gespenstern nicht“, vermag das sagenjämmerliche Schlußgefühl nicht zu bannen. Der Anfang der Erzählung verspricht entschieden mehr und zeichnet sich neben sehr gelungener Lokalcharakteristik durch eine recht glückliche humoristische Färbung aus, die nun, mit dem haarsträubenden Schluß zusammengehalten, im Verein mit diesem dieselbe Wirkung thut, wie der Anblick eines Menschenkopfes, dessen eine Seite in fröhlicher Laune harmlos lächelt, während die andere unter Folterqualen zuckt und zittert.

9. Bouquet. Originalnovellen von G. Gubasch, Leipzig, Matthes. 1858. 8. 25 Ngr.

Dieses hübsch ausgestattete Bändchen enthält des Poetischen, Geistreichen und Humoristischen viel und spricht sehr günstig für das Talent seines Verfassers. Acht Blumen von den verschiedensten Gestaltungen, Farben und Düften bilden den in der That schönen und ausgeschauten Blütenstrauch, welchen der Dichter sich und seinen Lesern gewunden hat und nicht eine derselben

darf eine misrathene genannt werden, vielmehr sind fast alle echte Kinder der Sonne und des Lenzes. In „Die Engelwacht“ schildert der Poet, wie des Thürmers kleines Kind in einer unbewachten Minute am Fries des Mattenfranzes nach Blumen haschend, sich des sonnigen Anblicks freuend und von der Gefahr nichts ahnend, herumgelenkt, bis es stürzt — aber nicht in die Tiefe, sondern, von Angela bewacht, in die Arme der athemlos vor Entsetzen herbeigeeilten Mutter, Blumen im zitternden Händchen. Der Thürmer aber zieht sein Köppchen und im frommen Danke gen Himmel blickend, murmelt er:

Da sendest viele Engel aus,
Zu wachen rings im Vaterhaus,
Daß sie uns deine Liebe mild,
Vorhalten als ein schirmend Schild:

Diese kleine Scene — ich finde keinen die dramatische Eindringlichkeit des Begebnisses besser bezeichnenden Ausdruck — ist ein wahrhaftiges kleines Meisterstück, insofern sie mit magischer Gewalt den Leser in die angstvolle Stimmung der Situation reißt und ihm dann wieder die ganze Seligkeit der durch Gottes Hand geleiteten Errettung des holden Kindes genießen läßt.

In „Eine weiße und rothe Ballblume“ ist es die Poesie der Ballnacht, die heitere und die thränenreiche, welche der Dichter mit schwungvoller Phantasie verherrlicht, während „Die Madonna des Blache“ ein finsternes italienisches Nachstück voll leidenschaftlicher Tragik bietet und in den „Parnaveischen“ ein düsterer Act aus Donizetti's Liebesleben sich mit dämonischer Gewalt vollzieht. Das lyrische Bild „Die Phantasiegeborene“ athmet Jean Paul'sche Ekstase und in dem schwermüthigen Fragmente „Tänzerin und Theologe“ stirbt eine heilige Seele den Opfertod für die Geliebte, welche dieser Tod vom Pfad der schönen Sünde erretten soll. Ein reizendes Kunst- und Liebesleben blüht in der dastigen Novelle „Hanswürstchen“, bis des Todes schwarze Schatten diesen helden Frieden decken, aber die heilige Liebe siegt. Mitten unter diesen theils düstern und schwermüthigen, theils ernsten und schwungvollen Poesien leuchtet die Humoreske „Bambocke“ wie eine lachende Rose unter trauernden Lilien. Dieses „Stück pariser Leben“ wird von einem so köstlichen Humor besetzt und athmet eine so lecke und frische Laune, daß man es, ohne zu ermüden, immer von neuem lesen und sich daran erquiden kann. Der Dichter dieser Bilder, Phantasien und Novellen ist ein begabter Geist, dem die Mäsen helbe Gesährtinnen sind; möchte er nicht zu lange schmetterlingartig von Blume zu Blume flattern, sondern zu rechter Zeit seine schönen Kräfte in der Lösung einer ernsten künstlerischen Aufgabe concentriren.

10. Verstand und Gemüth, ein Bild aus dem Leben von Hans Hermann Müller. Wien, Wallishausser.

Die Obstverkäuferin „Frau Leni“ an der schönen Aussicht zu Wilenberg war nicht zur Hüterin rothwangiger Aepfel geboren; vielmehr schien sie als Tochter des Landraths Hattenfried gegründete Aussicht auf eine günstige Lebensstellung zu haben. Allein der Mensch denkt, Gott lenkt, und so wurde Fräulein Hattenfried nach dem Tode ihrer Aeltern genöthigt, Dienste in fremden Häusern zu suchen, sodaß sie zur Kammerjungfer einer gelbholzen furlenbasierten Kaufmannsfrau herabsank. Am Hause dieser Regäre knüpfte sich zwischen dem armen verlassenen Mädchen und dem Neffen der mehrgenannten Kantippe ein zärtliches Verhältniß ernster Art. Aber die liebenswürdige Tante des jungen Mannes weiß die Sache zu hintertreiben und ihre Intriguen reichen so weit, daß nach geschahener Trennung die liebende Helene, die Landrathstochter, glauben muß, ihr Fritz habe sie verlassen, während dieser sie vergeblich sucht, und sie sich schließlich als Obstverkäuferin in die wilbenberger Einsamkeit zurückzieht, sich resignirt zu schreibarner Gemüthskrankheit fassend und nur mit dem Uhrmacher Bollmann näher verkehrend. Inzwischen hat sich Fritz auch in sein Schicksal gefunden und, statt seiner Helene eine Clara in sein Herz schließend, diese letztere ge-

heirathet, nachdem dieselbe von einem Herrn von Sieberg von einem Selbstmordversuche in den Nordseewellen zurückgehalten worden war. Clara, Fritz und Sieberg treffen sich auf einer Vergnügungstreife vor der Obstdube Helenens oder vielmehr der Frau Leni, welche ihren ehemaligen Geliebten schweigend erkennt und Clara sinkt, als sie den Uhrmacher Vollmann, welcher die Tragesessel des Erbtrübsens in Pacht hat, steht, in Ohnmacht, während dieser rasend davonschreift. Herrn von Sieberg's Menschenfreundlichkeit, um nicht zu sagen Neugierde, leitet das Räthsel: Clara hatte von diesem Herrn Vollmann einen Sohn, welchen dieser bei sich im Hause hegt und nun soll Leni die Versöhnerin vorstellen, indem sowohl Clara als Fritz beide schuldig (letzterer an Leni's Unglück) seien und also guten Grund hätten, jeder dem andern gegenüber beide Augen zuzubräuen. Zu diesem Zwecke wird ein Ballet arrangirt und nach einigen Pro und Contra gelingt der Versöhnungsplan so gut, daß Fritz Clara's und Vollmann's Sohn als den seinigen anerkennt, ihn mit der Rechte Vollmann's verlobt und Leni sogar mit ins Haus der versöhnten Gatten zieht. Diese höchst bedeutliche Naivetät endet dann, wie zu erwarten stand, damit, daß Dame Clara während eifersüchtig wird und „Frau Leni“ das Feld räumt, als Barmherzige Schwester ihr Leben beschließend. Diese verwerfene mit Kindern aller Art gespickte Geschichte stellt nun die Moral illustriren: „Die Farben des Lebens sind: Verstand, Gemüth, Arbeit, Recht.“ Willst du das arme farbloses Leben, wenn das deine einzigen Farben wären!

11. *Amarillen und Varnissen. Gesammelte Novellen Erzählungen und Humoresken von Theodor Drobisch. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 2 Thlr.*

Theodor Drobisch ist ein so bekannt und beliebter Schriftsteller, daß es wol ziemlich überflüssig ist, als sein Lobredner in langer Rede aufzutreten. Die vorliegenden harmlosen Blätter, welche nur unterhalten und Gemüth und Laune anregen wollen, entfallen mehr oder weniger alle Vorzüge ihres Autors und zeichnen sich schon durch die große Tugend der Beobachtung, welche keineswegs so leicht zu erringen ist als die Selbstüberschätzung träumt, höchst vortheilhaft vor andern aus. Am glücklichsten gerathen sind entschieden die humoristischen Stücke dieser Sammlung und unter ihnen vor allem die Erzählungen „Der Unglücksvogel“, „Ein Sohn, der für seinen Vater eine Frau sucht“ und „Die ländlichen Wähler“. Da lebt eine so frische und wirkliche Komik in der Situation wie in der Charakteristik und eine so heitere Harmonie zwischen Stoff und Behandlung, daß man sofort den Meister herausbekommt und den reinen Genuß des absolut Gelungenen empfindet.

12. *Paul Giesenschmidt oder Baronin und Sängerin. Roman von Freiherrn Konstantin von Giltensberg. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.*

Paul Giesenschmidt, der Sohn eines reichen Kaufmanns und Rittergutsbesizers, senkt unter dem Drucke einer bösen und niedrigen Stiefmutter und unter der herzlosen Gleichgültigkeit seines Vaters, sodas seine früheste Jugend traurig genug sich gestaltet und er nur bei dem ehrsamem Kutscher und den geduldbigen Thieren Trost und Erholung findet. Endlich beist ihm der Schohund seiner gnädigen Frau Stiefmutter, welchen er mit dem Rechte der Abwehr beleidigt hatte, aus dem Vaterhause in eine pietätliche Seelenvernichtungsanstalt, wo unter der Despotie eines zelotischen Pfaffen die heilige Jugend verhungert und verfrüppelt wird. Paul benimmt sich hier mannhaft genug und entzieht sich im Angesichte einer schmählichen Züchtigung seinem Kerker durch feste Flucht. Auf seinem Wege — er will eben in die weite Welt hinaus — trifft er eine reisende Schauspielergesellschaft der untergeordneten Kategorie, thut bei dieser Dienste, knüpft ein lindlich zärtliches Verhältniß mit der kleinen Jenny an, wird von einem braven Schauspieler, dem Komiker der Bande, förmlich an Kindesstatt angenommen und verläßt dann die Tappentabane des Herrn Directors Puz-

linger, indem er sich bis auf weiteres aus dem Gange der Novelle, deren Held er ist, zurückzieht. Dafür macht der Leser die Bekanntschaft einer in der That höchst liebenswürdig gezeichneten geistvollen jungen Baronin, welche Witwe ist, und steht später die kleine Jenny der Hanswursthöhne als gefeierte italienische Sängerin und intime Freundin der Baronin wieder. Der Umstand, daß die Pferde mit dem Wagen, der beide Damen trägt, durchgehen, gibt Gelegenheit, daß Paul wieder auf dem Theater erscheint und zwar als Lebensretter beider Huldinnen. Er ist inzwischen, dank seinem wahren nun verstorbenen Pflegevater, ein tüchtiger Mann geworden, der in litteris etwas Ordentliches leistet und sich bald die Liebe der Baronin nicht ohne innigste Gegenliebe gewinnt. Der Sohn jenes elenden Pfaffen, welcher Paul's Kindheit verbittert hatte, und die diesem Schleicher dienende Partei fanatischen Brömmelthums bringen zwar den Helden des Romans noch in große Verdrängniß; allein die Liebe weis ihn zu retten und so zieht er denn an der Seite seiner schönen Gemahlin beglückt in das Schloß seines inzwischen gestorbenen Vaters ein, welches ihm seine Stiefmutter trotz ihres guten Willens dazu auf die Dauer nicht länger freiwillig machen konnte. Jenny, die Sängerin, heirathet den Stiefsohn der Baronin und der alte Komödiantenwater Puzlinger wird Haushofmeister des Freiherrn von Giesenschmidt.

Dieser Roman, dessen Gerippe schon bloßgelegt wurde, hat manches Lobwürdige: er ist in einer ungeschätzten, reinen und natürlichen Sprache geschrieben, bietet keine ungehörigen und störenden Retardirungen, führt anziehende und wohlgezeichnete Persönlichkeiten vor, erhöht das Interesse an seinem Fortgange von Entwicklung zu Entwicklung und ist in jenem freien und vorurtheilslosen Geiste geschrieben, der als schönste Frucht echter Bildung sich geltend macht. An gelungenen Einzelheiten mangelt es keineswegs; so ist die Schilderung des neuen Komödiantenlebens auf breiter Grundlage voll Frische, Lebendigkeit, Wahrheit und Humor, und die Persönlichkeiten, die erröthen wie die komischen, erstreuen sich einer sehr gelungenen Charakteristik. Gestalten wie der alte Kutscher, die Mitglieder der Puzlinger'schen Bande, der Stiefbruder Paul's dürfen sich einer echt komischen Kräftigkeit rühmen und andererseits sind die zarten und geistigen Erscheinungen der Baronin und Jenny's von wahrhaft poetischer Innerlichkeit und Tiefe, ohne daß die Besonderheit beider dadurch beeinträchtigt würde. Aber von diesem Lobe muß der Held des Romans geradezu ausgeschlossen werden. Er erregt nur bis zu seinem Abgange von der Puzlinger'schen Gesellschaft durch die Frische seiner Erscheinung Interesse, von da an scheint der Antheil des Dichters selbst sich von ihm ab- und den beiden liebenswürdigen Frauen zuzuwenden, denn es wird nur in Vausch und Bogen referatmäßig erzählt, daß Paul eben ein ehrenwerther Mann geworden ist; über diese Linie erhebt er sich nicht und auch dieser Eindruck schwächt sich noch ab durch die Passivität, zu welcher er im weiteren Verlaufe der Handlung verdammt wird; die Geliebte und die Freunde arbeiten für ihn, und dem stolzen Motto des Buchs: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann“, entgegen schafft die Baronin Paul's Schicksal. Und so zerfällt der ganze Roman in zwei lose zusammengeheftete Bruchstücke, deren erstes Paul, letzteres die Baronin zur Firma hat. Endlich, um auch im Einzelnen der Mühe nicht zu vergessen: es ist nicht wol glaublich, daß das Unwesen in der Kinderverhungersanstalt jenes würdigen Pastors auf die Dauer ein so tiefes Geheimniß bleiben konnte, als der Verfasser dies voraussetzt, und ein so edel angelegtes und so hochstrebendes Weib wie Jenny verliert sich nicht zwischen heute und morgen an einen Mann, der zwar ein ganz ehrenwerther Soldat, aber doch ein geistig ziemlich unbedeutendes Herrchen ist. Derlei Mängel der Motivirung, kleine Unwahrscheinlichkeiten und zu obenhin behandelte innere Vorgänge finden sich in dem Buche mehrere und deuten darauf hin, daß der Autor zu schnell schreibt. Herr von Giltensberg darf an sein Talent mit gutem Gewissen glauben; aber eine gründlichere Vertiefung in seine dichterische Arbeit würde ihn vor mancherlei Verschle-

bewahren und seinen Schöpfungen die unentbehrliche Festigkeit in Fundament und Aufbau geben, ohne welche das talentvollste Werk ein schwankender Versuch bleibt.

13. Schmetterlinge von Hans Wachenhusen. Berlin, Huber. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit eleganter Feder und geistreicher Faune zeichnet Hans Wachenhusen in bunten Bildern die moderne Welt von Paris, die Frauen des Orients und die eleganten Studien und nobelen Passionen der Gentlemen par excellence. Im letzten Abschnitt erfahren wir armen Deutschen, denen — so meint wenigstens Wachenhusen — das sentiment du goût völlig abgeht, was es eigentlich zu bedeuten habe, ein echter Gentleman zu sein: wir lernen die Philosophie der Eleganz, die Kunst der Toilette, der Unterhaltung, des Savoir-vivre, haben Gelegenheit uns auch mit der Rehrseite der Fashion, mit der „Dandyismus“ getauften Caricatur bekannt zu machen, und gelangen ins Klare über die Begriffe: anständige Leute, leibenschastliche Leute, kleine Passionen, Sport und Tanz — die Sprache der Fäße. Selbst bis in die geheimnißvollen Gemächer des Serail führt uns der geistreiche Cicero, indem er zeigt, welchen drückenden conventionalen Zwang die Haremgesetze nicht bloß auf die gepriesenen Schönheiten des Orients, sondern auch auf die Männer ausüben; selbst der Sultan muß diesem Despotismus sich beugen. Außer in den Haremlit geleitet und der ebenso liebenswürdige als künstliche Führer auch auf den Sklavemarkt zu Stambul, der ihm so empfindend nicht erscheinen will, als man ihn gewöhnlich schildert und cadet seine orientalischen Slizzen mit einer reizenden, von poetischem Dufte befehlten Monatsheftenszene vor einem Roual des Bosphorus. Zwischen der schwachen Augenprache der Ddallisten und den funkelnden herausfordernden Blicken der schönen Pariserinnen hebt der gemeinschaftliche Zweck des holden Spiels den Unterschied auf; bezaubern will man so gern am Goldenen Horn wie an den Ufern der Seine. Ob Ddalliste ob Lorette: gefallen und genießen wollen sie beide, das ist der Inhalt ihres Lebens. Aber was ist eine Lorette? Den allfranzösischen Namen semmes entretenues fand man eines schönen Tags antiquirt, prosaisch: Nestor Roqueplan erbarmte sich und taufte die mißliebig gewordene Firma in Lorette um. Wer aber ferner wissen will, was Arthurismus ist und zu welchem Schatten des *et-davant* die heutige pariser Grifette herabgekommen ist, was eine pariser Ghe zu bedeuten hat und wie man überhaup in Frankreichs Babylon sich zu amussiren versteht, der blättere nur das elegante Wändchen der Wachenhusen'schen „Schmetterlinge“ eigenhändig durch: er legt es gewiß nicht fort, ohne auf das pikanteste und anmuthigste unterhalten worden zu sein; aber an die Brust schlagen wird er sich, dafern ihm ein deutsches Herz darin weht, und freudig beten, ohne den pharisäischen Hochmuth der Schriftworte: Herr ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese! Und das ist die ethische Bedeutung, welche diese „Schmetterlinge“ haben: so elegant, fein und spielerisch, ja scheinbar leichtfertig seine Slizzen gehalten sind, Wachenhusen hat sie doch mit deutscher Redlichkeit entworfen, und wer ihm den Vorwurf der Frivolität macht, der verwechselt Stoff und Behandlung. Preisen wir uns glücklich im Bewußtsein unsers deutschen Ernstes in sittlichen Dingen und im Bewußtsein des reinen Abels unserer Frauen; aber schlafen wir nicht ein in träger Zuversichtlichkeit unter dem Gesange der fränkischen Syrene: wer Schätze hegt, der bleibe wachsam!

14. Norddeutsche Volksbibliothek. Herausgegeben von Hermann Schiff. Erster Band: Regina oder Das Haus Todtenstein. Altona, Verlagsbureau. 1858. 8. 1 Thlr.

Es ist die düstere Zeit des 10. Jahrhunderts mit ihren Weltuntergangsdängeln und wilden Geisterhaufen, in welcher diese Erzählung sich zuträgt. Am Gisttrank des Bruders ist der nächste Erbe der Königskrone gestorben und diese hat der Mörder sich aufgesetzt, mit Blut und Tod seinen finstern Thron

sichernd. Aber die Tochter des gemordeten Reichserben, welche dieser mit dem geheimnißvollen stillen Fräulein auf Burg Todtenstein erzeugt hat, Regina, ist noch am Leben und fordert ihr Königsrecht, ob sie gleich unter der Obhut des würdigen Abts Bernhardt, einer Creatur des Thronräubers Philipp, in sicherem Klostergeheiß hinter Schloß und Riegel steht. Mit Hülfe eines Doctor Alguarara, welcher die mystischen Künste der Zeit zu höhern Zwecken treibt und den Herrn Abt vermöge dieser Mittel beherrscht, wird Regina durch den kühnen Ritter Unbesonnen aus dem Kloster befreit und indem sie, eingeweicht in chemische Geheimnisse, welche der Aberglaube mit Zauberei bezeichnet, in einem Rauchsaße weißen Dampf hinter ihrem schnaubenden Kopfe verbreitet und so im Volke den Wahn, die Kriegsfrau weise die Schlachtfelder, erzeugt, gelangt sie glücklich auf die sichere Burg Todtenstein. Ein geheimer Bund der hohen Herren des Landes wirkt für sie im stillen, indes Ritter Unbesonnen offen für sie kämpft. Umsonst versucht Abt Bernhardt die königliche Jungfrau als Here von Babylon, umsonst zieht die Heresmacht König Philipp's gegen sie zu Felde, umsonst stellt der fanatische Priester sich an die Spitze der Geiselthoren, denen sich König Philipp anschließt: die geheimen, wenn auch wider Regina's Willen angewandten Zauberkünste des Doctor Alguarara, die Treue der Vergewaltigten, die Heldenthaten des Ritters Unbesonnen und Regina's Herrschergröße erkämpfen der guten Sache den Sieg; die junge Königin reicht dem kühnen Ritter ihre Hand und eine neue Sonne des Glücks und des Friedens steigt heraus über die gedrückten Länder.

Also der Hergang dieser höchst eigenthümlichen und originellen Schöpfung, welche ebenso sehr durch die echt künstlerische Consequenz der Entwicklungen und des Fortschritts der Handlung als durch die plastische Kraft und Schärfe der Charakteristik und durch den eigenartigen, durchweg streng festgehaltenen Ton der Zeit interessiert. Es ist da alles so rund besonnen, so sicher ineinander gefettet, so folgerichtig, es sind die einzelnen Momente in Darstellung und Verführung der Begebenheiten so sicher berechnet und so höchst wirksam im Besondern wie im Allgemeinen, daß wir der künstlerischen Behandlung das Prädicat „ganz vorzüglich“ nicht versagen können. Auf dem düstern historischen Grunde der allgemeinen Angst vor dem herannahenden Weltuntergange und der daraus erzeugten Verwilderung und Ausartung aller Zustände steigt unsere Erzählung wie die glühende Lavamasse eines finstern verderbenschwangen Bergkraters empor und erbebt mit ihren unheimlichen grellen Flammen eine in wildem Aufruhr durcheinander gewühlte Welt, bis die Gluth des Verderbens und der Nemeis sich erschöpft haben und der helbe Stern des Friedens versöhnend über den Trümmern strahlt, die unter seinem Schimmer zu herrlichem Neubau sich erheben werden. Da, wo das Grauenhafte der Begebenheit allzu energisch sich zur Geltung bringt, hat der Dichter theils mit seiner poetischen Ironie, theils mit drastischem Humor das Graße gemildert und jederzeit bethätigt er sich mit freiem Geiste als Beherrscher seiner Dichtung, der er in seinem Punkte zum Opfer fällt. Alle mannichfaltigen Tugenden poetischer Schöpferkraft vereinigen sich in dieser Arbeit, deren Bedeutsamkeit in der harmonischen Verschmelzung des Realen mit dem Phantastischen zu einem Kunstwerke besteht. Die Flamme dieser Dichtung leuchtet weit hinaus bis in unsere Zeiten hinein, und fligt wie ein funkelnder, scharf geschliffener Krystall aus einem Lichtherde von tausend Strahlen aller Farben.

15. Die Freimünzer. Roman in drei Büchern von G. Mühlcr. Drei Bände. Leipzig, Hartnoch. 1857. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Man ist recht müde, wenn man diese drei dickeligen Bände Freimünzerei durchgearbeitet hat: schade um das an eine absurde Idee vergabene Talent! Mühlcr beginnt sein Werk mit vollen kräftigen Accorden, welche ein großes Charakterbild im Gebiete des Egoismus und der Habucht erwarten lassen, allein statt dessen wird ein Labyrinth völlig gannethafter und moralisch

verwerflicher Machinationen, welche mehr oder weniger dem Jesuitenspruche „Der Zweck heiligt das Mittel“ hulbigen, zusammengebaut und drei starke Bände hindurch ein meilenlanges Rechenexempel des raffiniertesten Indultiritterthums abgewickelt. Die mathematische Kunstfertigkeit und Verstandesschärfe, welche sich in dieser Heppjagd von Mine und Contremine offenbart, ist außerordentlich; aber für Geist und Seele kommt dabei nichts heraus und so verschieden die geschilderten Intriguen und Gaunereien auch sind, sie lösen sich doch bald in ein tödliches Einerlei auf. Was nützt die zum Theil vorzügliche Technik der Charakteristik, wenn die geschilderten Persönlichkeiten keinen Adel und keine geistige Bedeutsamkeit an sich tragen! Wie wirkungslos ist eine Spannung der Handlung, welche auf demselben Rigel der Spielereidenenschaft basiert ist, gegen welchen Mähler doch entschieden Avenne macht! Und dann steht das Buch voll Schlüpfrigkeit, und die Behandlung dieser Lichensitäten ist eine sichtlich geistlose, entschieden frivole, ja stellenweise geradezu ekelertregende. Mit solchen Mitteln zerreißt man die Netze des Lästlers nicht, man löst sie höchstens auf und windet sie anders; nur eine wahrhaft große sittliche Genügnung, welche hohe Thaten gebiert, erhebt sich triumphirend über den Geist der Lüge, die kleinlichen reformationsofficiellen Intriquanten dieses Romans tauchend nur Gleiches mit Gleichem, Schwindel um Schwindel; denn — um mit Bezug zu reden — „In Sünde kann die Freiheit nicht gedeihen!“

Aermann von Bequignolles.

Zur Reformationsgeschichte.

Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation. Mit archiva-
lischen Beilagen. Von Wilhelm Rossmann. Jena,
Maue. 1858. 8. 2 Thlr.

Es wäre sehr zu wünschen, daß der Eifer und die Theilnahme, welche die Reformationsgeschichte gefunden, im gleichen Grade andern Perioden unserer nationalen Geschichte auch zu Theil werden möchte. Das Zeitalter der Reformation gehört unstrittig zu denjenigen Epochen, die am meisten und gründlichsten durchgearbeitet worden sind; die historische Literatur ist überreich an reformationsgeschichtlichen Beiträgen und namentlich an Biographien aus der betreffenden Epoche. Wir haben im Laufe des vorigen Jahres Gelegenheit gehabt, die hervorragenden jener Erscheinungen die das Jahr zu Tage förderte, in d. Bl. zu besprechen. Kaum gibt es mehr irgendeinen Mann, der an jenem segensreichen Werk der Glaubensreinigung theilgenommen, und wenn es auch nur dadurch wäre, daß er an irgendeinem Orte das Abendmahl zuerst in zweierlei Gestalt ausgetheilt oder an irgendeiner theologischen Gladiatorenkämperei, will sagen Disputation theilgenommen, dem man nicht eine eigene Monographie, oft eine mehrbändige, gewidmet und den man nicht als ein besonders ausgezeichnetes und bequadrates Nützchen der gereinigten Lehre dargestellt hätte, an dessen Vortrefflichkeit mit Ausnahme der Apostel oder der Kirchenväter laum ein anderer reiche. So gern man geneigt ist, die Genügnung der Pietät, eine Eigenschaft, an der unsere Gegenwart sonst so arm, gelten zu lassen und den historischen Fleiß anzuerkennen, aus dem solche Werke hervorgegangen, man kann doch nicht umhin Bedenken gegen diese Production zu äußern. Einmal führt dieses Fahrzeug oder vielmehr diese Schiffahrt unter der Flagge der Reformationsgeschichte viel Ballast und Seetang, die Frucht, deren Genuß uns vermittelt wird, ist nicht selten ein Haufen Spreu, in dem der gebiegene und brauchbare Körner gar wenige, nicht selten ferner wirken diese Monographien insofern geradezu schädlich, als sie ein vom partiell besangenen Standpunkt aus gemaltes Bild der geschilderten Zeit und der geschilderten Persönlichkeit geben, ein Bild, in dem auch dasjenige, was zu tadeln und zu verwerfen, als für die Gegenwart nachahmungswürdige Proben der Glaubensstärke und der Ueberzeugungstreue empfohlen werden. Der Grund der Vorliebe für das Reformationszeitalter ist allerdings sehr leicht erklärlich; man greift Momente aus der Epoche heraus, weil deren innerer Zusammenhang und mannichfache

Nachwirkung auf die Zustände der unmittelbaren Gegenwart auch ohne tieferes Suchen erhellt. Ein weiteres Zurückgehen, (wir sprechen selbstverständlich nicht sowohl von den Fachhistorikern, als mehr von dem großen Publikum) auf das Mittelalter wird vermieden; die durch Kanner's Werk erzeugte Begeisterung für das Reich, für seine Herrlichkeit und Schmach unter den Hohenstaufen hat sich als ein schnell aufleoderndes Strohfleuer ausgewiesen und einer unverkennbaren Abneigung gegen die Epoche Platz gemacht, die gesiegt, je mehr Grund zu einer Reaction gegen mittelalterliche Romantik und was mit ihr zusammenhängt, gegeben worden ist. Und doch ist gerade das Mittelalter seineswegs so losgelöst oder loszulösen von allen Beziehungen zu der Gegenwart und zu den modernen Menschen, doch haben Darstellungen aus dem Reformationszeitalter, wenn sie die Nachwirkungen und Resultate jener Bewegung für unsere Gegenwart zur Anschauung bringen wollen, tief auf das Mittelalter zurückgehen, wollen sie anders nicht, wie es allerdings eine große Mehrzahl von ihnen thut, bloß die auf der Oberfläche schwimmende Crème der Dinge abzuschöpfen sich begnügen.

Die Studien von Rossmann — das ist ihr nicht zu unterschätzender Vorzug — sind weit entfernt von der angebotenen Oberflächlichkeit; mit Ernst und Energie hat es sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt, in den Geist der von ihm behandelten Epoche einzudringen, er hat tiefer gegraben, als andere es pflegen, er geht, wie wir es eben als nothwendig bezeichnet, weit in das Mittelalter zurück und auf die Ideen, welche in demselben die leitenden, wenn er uns die Kenntniß der Nachwirkungen der Reformation auf die Gegenwart vermitteln will. Dennoch, trotz dieses Ernstes und trotz dieser Energie, fehlen wir von der Lectüre des Buchs durchaus nicht mit einer vollen und satten Befriedigung; im Gegentheil unser Widerspruch gegen den ganzen Vortrag sowohl als gegen Einzelheiten desselben ist so oft herausgefordert, so gewichtige Bedenken drängen sich wiederholt gegen den Vortrag auf, daß wir das in einzelnen Partien innerlich geistvoll gehaltene Werk nicht unbedingt empfehlen können. Vermöhen wir uns in Kürze das Wesentliche unserer Opposition wider Rossmann zusammenzufassen. Der Verfasser bekennt sich zu der Schule der sogenannten philosophischen Geschichtsschreiber. Ohne philosophische Bildung ist ganz gewiß keine Geschichtsschreibung möglich, nicht einmal ein Geschichtsstudium. Aber die Philosophie darf in der Geschichtsforschung nicht die vorwiegende Hauptsache werden, das Recht der einzelnen Persönlichkeit und die Freiheit der einzelnen That muß anerkannt, darf nicht in die Zwangsjacken eines von vornherein fertigen Systems eingeschnürt werden. Die wahre Geschichtsschreibung ist eine Combination der synthetischen Methode, die es mit den Personen und Thatfachen zu thun hat, und der analytischen Methode, die sich mit den Ideen und Zuständen beschäftigt. Zu einem solchen Princip, welches wir für das einzig richtige erachten, bekennt sich Rossmann nicht. Die einzelne That und die einzelne Persönlichkeit sind ihm nichts; ihm ist Geschichte der dialektische Proceß der Weltgedanken; in seinen Augen erscheinen die Menschen als willenlose und unfreie Puppen; nicht Thaten machen und bilden nach ihm die Geschichte, sondern der Pragmatismus und der Causalismus der Ideen und Gedanken. Er betrachtet die vergangenen Zeiten und Geschlechter nicht um ihrer selbst willen; die vergangenen Zustände sind ihm nur „die Ferne dessen, womit wir selbst uns unmittelbar verbunden wissen“. Nach ihm gehen die Dinge ihren Gang trotz des guten oder bösen Willens derer, durch welche sie sich vollziehen, und die Ideen haben ihre eigene Dialektik, die wir aus den Personen nicht begreifen. Was eine geschichtliche That genannt wird, ist nach Rossmann nicht das Werk des einzelnen, sondern der ganzen Menschheit; er betrachtet die Personen nur als gelegentliche Stützpunkte der Idee, deren einzelne Momente sich auf sie vertheilen. Seine Methode ist die ausschließlich analytische.

Eben diese Methode erklärt es, daß Rossmann nicht Geschichte geschrieben hat, sondern daß er willkürlich Geschichte

construirt hat. Er gibt nicht Geschichte des Reformationszeitalters, sondern individuelle und objective Reflexionen über die Geschichte der Epoche.

Sehen wir uns den Inhalt seines Buchs näher an. Es ist das Resultat der Untersuchungen Rossmann's, ein Resultat aber, das nicht sowohl erst durch die Untersuchungen gewonnen wird, als vielmehr ein Resultat, das bereits vor den Untersuchungen bei dem Verfasser von vornherein feststand: die Reformation war bestimmt, die Verschiedenheit des mittelalterlichen und des modernen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche zu bewirken. Unter den Händen Rossmann's schrumpft die Aufgabe der gesammten Reformationsgeschichte dahin zusammen, die Umwandlung der mittelalterlichen Anschauung über Kirche und Staat in die moderne Anschauung über beide Mächte und mit dieser Idee die tatsächliche Umwandlung des mittelalterlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in das moderne darzustellen. Es wäre demnach viel richtiger gewesen, er hätte seine Etappen nicht Beiträge zur Reformationsgeschichte genannt, sondern die historische Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Der Gegensatz nun der mittelalterlichen und der modernen Idee über dieses Verhältniß ist nach Rossmann das folgende. Im Mittelalter ist es die Kirche, welche dem Leben des einzelnen und der Nation Richtung und Leben gibt. Nicht nur lehren dem Gemüthe die Sagen der Kirche als fest und unerrückbar gelten, sondern indem das staatliche und private Leben überall gebunden ist durch die äußerliche Macht, über welche sie verfügt. In der energischen Durchführung der Katholizität hat sie alle Lebensethik überwälzt, und weder neben ihr noch über ihr gibt es irgendeine selbständige Instanz. Denn das Reich ist nichts Besonderes neben der Kirche; es ist da in Kraft derselben Idee, welche die Kirche trägt, und ist gegründet auf dem Gedanken, die natürliche Welt für sie zu gewinnen und zu ordnen und die irdischen Verhältnisse der Menschen im Sinne der Kirche beherrschen zu sollen. In moderner Zeit dagegen liegt die Summe aller Macht im Staate, und die Kirche hat kein anderes Mittel zu wirken als durch das freie Wort auf das freie Gemüth. Weber das Leben der einzelnen noch das der Nation ist gebunden durch die Sagen der Kirche. Die mittelalterliche Gemeinsamkeit der Nationen ist zerlegt durch die Interessen der einzelnen. Sie gleichen ihre Ansprüche gegeneinander aus im diplomatischen Verkehr, der sich in dergleichen Grenzen bewegt, welche das Völkerrecht setzt. Aber die Grundsätze dieses Völkerrechts sind nicht identisch mit den Bestimmungen der Kirche, und die Gemeinsamkeit der Nationen, sofern sie auch jetzt besteht, gründet sich auf etwas anderes als auf ein gemeinsames Bekenntniß. So gibt die Kirche in äußerlich bindender Weise weder dem Ganzen noch dem Einzelnen Maß und Richtung des Lebens. Sie ist in den Staat getreten und gehört ihm ihrer äußeren Stellung nach nicht anders an als jedes andere Institut. Die Reformation hat den Unterschied geschaffen; ihr Product ist die Umwandlung von Kirche und Reich in Gemeinde und Staat.

In den Anfängen seiner Untersuchung über das mittelalterliche Verhältniß zwischen Staat und Kirche greift Rossmann sehr weit zurück. Zunächst nur knapp und flüchtig skizzirend, wird die Darstellung seit dem Reichstage von Soissons, auf dem Papst und Geistlichkeit Hilanderich III. vom Throne der Merovinger entfernen, breiter und eingehender. In einer Weise, welche nicht dem Geiste und Charakter der behandelten Zeiten und Menschen entspricht, welche die modernsten Anschauungen in jene Epochen hinein trägt, führt Rossmann seine Skizze bis zum Ende des 15. Jahrhunderts aus; er verweist schließlich bei dem damaligen Verfall aller Ordnungen, welche das Product gemeinsamer sittlicher Energie sind und die allein das Leben lebenswerth machen. Der Abschluß des Kapitels faßt die Resultate der Auflösung zusammen: „Das ist die Endschaft jenes Idealismus, der zuerst das heilige Reich, dann die unfehlbare, weltlich mächtige Kirche geschaffen hatte, welche zuerst jenes, dann sich selbst zertrümmerte. Und fassen wir die Summe des Verderbens zusammen, so lag

es ohne Zweifel darin, daß man, indem man die weltlichen Dinge im Princip verachtete, sich doch die irdische Lust erschlich mit Hülfe eben der Kirche, welche den Himmel zu vertreten vorgab. Diese Lüge fragte am Mark der Völker. Es fehlte da sowohl der Muth, kräftig die irdischen Dinge anzufassen und sie zur Grundlage geistigen Lebens zu machen, als sie ganz und rückhaltlos zu verwerfen. Drei Stüde sind es, welche aus der Zerlegung des Katholicismus resultiren: dieser furchtbare Materialismus, jene Wundersucht, welche die Geister aller beherrscht, und ein drittes, welches als der zeugende Grund des Neuen zu betrachten ist. Es ist wahr, die Geschichte jener Zeiten durchschreitend wandelt man auf verfallenen Trümmern. Aber es hat doch nicht die volle Wahrheit, sie zu zeichnen und das Bild für das jener Zeit auszugeben (?). Wo ist da eine Andeutung der Glut, welche die Atmosphäre bewegte? Dann dies ist die Ergänzung: indem das mittelalterliche Wesen sich verzehrte, ward ein ungeheures Maß von Wärme frei. So scheint die Fülle von Meinungen und Doctrinen beieinander werden zu können, welche das 14. und 15. Jahrhundert erzeugen. Das zeichnet sie alle aus, daß sie ins Ungemessene sich erweiternd die Menschen weit über ihr anfängliches Reinen hinausstreben. Das ist das Suchen nach neuen Welten. Um so stürmischer und drängender werden die Gedanken, je weniger es gelingt, neue Bindungen zu finden, neue Formen zu schaffen. Die großartigsten Gedanken und Ausichten bewegend sah man sich außer Stande, die Verhältnisse, hartnäckig, verworren und verwachsen wie sie waren, zu rücken und zu bewegen. Eine Lage der Dinge, welche in kürzester Zeit unglaublich viel edle Kraft verzehrte, die besten Mägen verbrauchte und das Reinste zwang, sich mit Unreinem zu befechten.“ Gegenüber diesem Verfall und dieser Auflösung lag die einzige Möglichkeit, zu neuen und heilsollen Zuständen zu gelangen, allein in der Anerkennung des irdischen Lebens und der natürlichen Verhältnisse des Menschen als der Grundlage geistigen Lebens. Die irdische Reformation konnte nur diese Aufgabe haben, in allen Bereichen das irdische Leben wiederzugewinnen und zur Anerkennung zu bringen, um dadurch für den Menschen realere Bedingungen herzustellen, als der bloße Gedanke der Christenheit gewesen war. Der Verfasser geht den verschiedenen Erscheinungen nach, in denen er den Ausdruck der werdenden modernen Anschauung erblickt, und mitunter macht er recht interessante und sinnige Bemerkungen. So schreibt er unter andern über die Kunst (S. 73): „Es ist eine zwar feinere aber nicht minder deutliche Offenbarung des modernen Wesens, wenn Filippo Brunelleschi den im germanischen Stil begonnenen Dom von Florenz in einer gewaltigen Kuppel vollendet, als wenn Huf auf dem Concil von Konstanz die Berechtigung der weltlichen Macht verläutet. Wenn van Eyck die Technik der Delmalerei vollendet und dadurch die Malerei, die man nicht mehr bloß auf die Wände heiliger Gebäude gewiesen ist, aus dem Dienste der Kirche befreit; wenn die Autoren der Griechen und Römer aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen, in den Schulen eingeführt werden, so sind das Aeußerungen ebenbürtigen Geistes, der die Theologie jetzt vollständig verwandelt. Wenn Albrecht Dürer vier Apostel als die Vertreter der vier Temperamente darstellt, so ist das eine ebenso kräftige Durchbrechung der Katholizität, als wenn Gerhard Verbol von Zutphen darauf dringt, daß das Volk das Evangelium und seine Gebote in der Muttersprache besitze, und selbst niederländische Erbauungsschriften schreibt.“

In der Entwicklung der bezeichneten modernen Anschauung unterscheidet der Verfasser verschiedene Perioden. Das Charakteristische der ersten bestand darin, daß sich das moderne religiöse Princip und das moderne staatliche Princip ohne Beziehung aufeinander selbständig entwickelten: „Der moderne Staat entstand in der Nothwendigkeit einer einzigen unabweislichen Autorität gegenüber der mittelalterlichen Vermischung geistlicher und weltlicher Macht, und diesem seinem Ursprunge gemäß war es, daß er sich aller idealistischen Rücksichten entschlag und nur in der Verfolgung seiner eigenen nächsten Interessen sich bewegte.

Es bildete sich das reine, nackte, ideoleses Königthum aus, dem die Herrschaft Selbstzweck ist, das keine andere Aufgabe als den Krieg anerkennt und die wahrhaftesten, sittlichen sich nicht zumuthet. Diese vollständige Emancipation des weltlichen Regiments war die nothwendige Reaction gegen die Verkümmern, die es erfahren. Sie war nothwendig, um den Staat das Bewußtsein der Persönlichkeit gewinnen zu lassen.“ Diese Gestaltung des staatlichen Lebens war nach Kossmann das Product der humanistischen Bildung, wie sie von Italien ausging. Aus den Bestrebungen jener Männer hat also nichts resultirt, als das „nackte, ideoleses Königthum“. Man denke! Wie einseitig und willkürlich, wie verkehrt, wie geradezu falsch!

Luther wird von Kossmann zu einem großen Politiker und Staatsmann von dem umfassendsten und weitschauendsten Geiste gemacht. Nach ihm war der schlichte Mönch, dessen Verstandniß für politische Verhältnisse doch in Wirklichkeit und Wahrheit ein sehr engberzig beschränktes war, „völlig durchdrungen von der weltgeschichtlichen Bedeutung der Gedanken“; man darf von den Aenderungen im Staatsleben, die in seiner Zeit vor sich gingen, nicht als von Folgen der Reformation reden, denn „sie gehörten zur Reformation selbst und Luther übernahm sie ganz“. Daß Luther auch nicht ein einziges staatspolitisches Verhältniß seiner Zeit zu übersehen und zu beurtheilen im Stande war, thut den Verdiensten des Mannes keinen Abbruch, denn seine Verdienste liegen nicht nach der Seite der Politik, aber dieses Unvermögen ist eine hinreichend constatirte Thatsache. Der einzige unter den Männern der Reformation, der ein solches Vermögen besaß, hieß Ulrich von Hutten, und wie wenig Luther diesen Ulrich von Hutten zu begreifen und zu überschauen vermochte, kann man in der trefflichen Biographie, des Ritters nachlesen, mit welcher Strauß unsere Literatur bereichert hat.

Wir vergleichen, dem Verfasser in weitere Einzelheiten zu folgen. Er ist ein denkender Kopf unfehlbar, aber die Methode, mit welcher er an die Betrachtung der Geschichte herantritt, halten wir für grundfalsch. Der materielle Inhalt seines Buchs macht den Eindruck, als ärmten dem Verfasser während der Arbeit die Gedanken in Fülle zu; aber er ordnet und beherrscht den Reichthum nicht, er springt von einem noch nicht hinreichend erörterten Gegenstand zu einem neuen ab, um später wol wieder auf jenen zurückzukehren. Wiederholungen sind dabei unvermeidlich, auch Unklarheit entsteht nicht selten, die Composition hat nichts künstlerisch Gerundetes. Daß die Darstellung keine lobenswerthe, werden die von uns mitgetheilten Stilproben gezeigt haben. Schönheit ist ein Geschenk der Natur. Man kann ebenso wenig von einem akademischen Dozenten verlangen, daß er schön schreiben, als daß er jedermann durch den Reiz seiner persönlichen Erscheinung begauern soll. Was aber die Literatur mit Fug und Recht von ihm verlangen kann, ist, daß er mindestens verständlich und deutlich schreibe, ganz so, wie die Gesellschaft mit Fug und Recht von ihm verlangt, daß er nicht mit schmutzigen Wäsche und im fadenförmigen Rock sich ihr vorstelle. Ein schlecht geschriebenes wissenschaftliches Werk macht dem Leser unendliche Qual, der mit der Aneignung des Inhalts schon genug zu thun hat; die Toleranz, daß man in solchen Fällen gegen Formfehler um der Sache willen nachsichtiger, läßt sich nicht rechtfertigen. Der beringte Finger mit einem schmutzigen Nagel bleibt immer anstößig. 35.

Aus dem Leben eines ungarischen Flüchtlings.

Der Flüchtling. Von Iwan Golovin. Leipzig, Häbner. 1859. 8. 25 Ngr.

Die Weltgeschichte rechnet mit den Summen unermesslichen Unglücks und Misgeschicks. Verfolgt man ihre Combinationen genauer, so ist man versucht, an einen Fatalismus zu glauben, gegen den keine Appellation statthaltet. Wir können uns frei bewegen, allerdings, aber nur so weit, als es die Rette erlaubt, die an unserm Arm liert. Wir sagen wol, jeder sei seines Glückes Schmied, aber es ist Thatsache, daß sich die meisten

Menschen erfolglos abquälen, während sie unwissentlich dem großen Ganzen dienen. Ganze Geschlechter gibt es, deren Familienannalen nicht ein einziges Mitglied aufweisen, welches Glück gehabt hätte, Geschlechter, welche einem elernen Fluche verfallen zu sein scheinen. Das Unglück ist für Millionen ebenso unvermeidlich wie der Tod, aber da es fast ebenso allgemein ist und einem höhern Zwecke dient, ist es doch auch wieder kein Uebel; es ist eben nothwendig wie Krankheit und Sterben. Und wie nach der Behauptung denkender Aerzte jeder Mensch, auch der anscheinend gesundeste, irgendwie und irgendwo, wenn auch nur ein klein wenig, krank ist, so gibt es auch keinen Menschen, wie glücklich er auch scheinen möge, der nicht irgendwie und irgendwo, wenn auch nur ein ganz klein wenig, unglücklich wäre. Daß es allgemeine Menschenpflicht ist, gegen die verschiedenen Formen des Unglücks wie gegen die verschiedenen Krankheiten auf rationelle Heil-, Schutz- und Erleichterungsmittel bedacht zu sein, versteht sich dabei von selbst. Je mehr sich wahre Humanität und Gerechtigkeit über die Erde ausbreiten, desto geringer wird auch die Zahl der schwer Leidenden, der unheilbar Unglücklichen werden.

Eins der hauptsächlichsten Mittel, wodurch die Weltgeschichte ihre Zwecke fördert, sind die Auswanderungen ganzer Familien, Sippschaften und Stämme. Diese Auswanderungen sind theils freiwilliger, theils gezwungener Art, entspringen entweder dem Gefühl der Unbeglücktheit und der Unzufriedenheit mit den früheren Verhältnissen, oder sie sind die Folgen offener Gewaltthat und Expulsion. Schon Adam war im Grunde ein Expulsé. Es war ihm nicht beschieden, fortbauend im Paradiese zu leben; nachdem er vom Baume der Erkenntniß die verbotene Frucht gepflückt hatte, erkannte er, daß im Paradiese nicht seines Weibens sei; er schloß sich aus diesem Zustande dumpfer einsörmiger Nichtsthuerei hinweg; der Engel mit dem flammenden Schwerte, der ihn hinaustrrieb, war nur seine innere Unzufriedenheit und die instinctmäßige Erkenntniß seiner Menschenwürde und Menschenaufgabe. Er sollte dem ganzen Menschengeschlechte das Vorbild sein, daß dessen Aufgabe nicht im bloßen müßigen gängerischen Genuße bestehe, daß es arbeiten und im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen müsse. Die Geschichte der Menschheit ist im Grunde eine Geschichte ihrer Auswanderungen. Die Juden wanderten nach Kanaan, die Ioniern nach der asiatischen Küste, die Etrusker nach Etrurien, die Angeln nach Britannien aus u. s. w. Von Auswanderern griechischer Städte, welche vor der steigenden politischen Partei wichen, wurden die schönsten Flecke des Erdbodens fruchtbar gemacht, die blühendsten Handelsstädte gegründet. So bis auf die heutige Zeit. Einem Häuflein auswandernder Briten, namentlich Puritaner verbannt wie die gewaltige nordamerikanische Republik. Streifen fruchtbarer Bodens befinden sich irgendwo in den Händen wilder Völkerschaften, in deren Händen sie werthlos sind: da zettelt die Weltgeschichte an irgend einem Punkte der civilisirten Welt politische oder religiöse Zerwürfsnisse an oder erweckt in überfüllten Landstrichen bei Hunderten und Tausenden das Bedürfnis, ihre Lage zu verbessern, und der Strom der Auswanderung ergießt sich dorthin, gleich einer zu hoch geschwellenen Flut, die einen Ausweg sucht. Welche unermessliche Bedeutung die Auswanderung zu mercantilen und agrarischen Zwecken in unsern Tagen gewonnen hat, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Weniger deutlich liegt vielleicht der Nutzen und Endzweck der eigentlich politischen Emigration vor; doch ist auch sie ohne Zweifel einer jener Factoren, womit die Weltgeschichte rechnet; diese Emigration trägt wesentlich zum Austausch der Ideen, zu jener geistigen Verschmelzung der Völker bei, welche vielleicht im Plane der Weltgeschichte liegt, während dieselbe Emigration doch auch wieder den bereits zersprengten Fragmenten dieses oder jenes Volks einen Halt- und Stützpunkt zur Conferirung ihrer Landessprache und Landessitte in fremden Ländern gewährt. So sehen wir, daß das Unglück der einzelnen immer zum Glück und Gedeihen des Ganzen beiträgt, was freilich für den Unglücklichen selbst nur ein leidiger Trost ist; denn ist auch der Schmerz an

sch sein Uebel, sondern nothwendig, so empfindet ihn doch selbst der Philosoph, welcher von dieser Wahrheit vollkommen überzeugt ist.

Einen Abschnitt oder vielmehr nur einige gatreartige Episoden aus der letzterwähnten Emigration behandelt der Russe Iwan Golovin, der sich namentlich durch seine Bestrebungen für den Panславismus bekannt gemacht und dadurch bei manchen in den Verdacht eines russischen Emigrés gebracht hat, in seiner Schrift „Der Flüchtling“, welche er als „dankbarer Sohn“ seinem „großen Vaterlande“ gewidmet hat: eine Widmung, die vielleicht ebenso zweideutig ist, als das vorangestellte Motto: „Selig seid ihr, wo ihr verfolgt werdet um der Gerechtigkeit willen“, denn mit diesem Motto ist noch immer nicht gesagt, daß die, deren Leiden er hier schildert, „um der Gerechtigkeit willen“ verfolgt wurden. In der Vorrede besklagt der Verfasser mit Recht, daß es noch keine allgemeine Geschichte der Emigration gäbe; nur die Geschichte der protestantischen Emigration sei vollständig behandelt worden, und zwar von Aubigné in dessen bekanntem Werke. Ueber Karl's II. Aufenthalt am Hofe von St. Germain und in Holland, „wo seine Kleider zusammen keine 30 Schilling in dem Momente werth waren, als mit dem Rufe zum Throne die Tausende von Pfunden aus London kamen, die er seinem Bruder habgierig vorzeigte“, enthalte die „Geschichte der großen Revolte von Glarendon“ einige Angaben und über das Emigrantenlager in Koblenz seien in Châteaubriand's nachgelassenen Memoiren nur wenige wichtige Andeutungen zu lesen. Der Hof Ludwig's XVIII. in Mitau sei noch unbeschrieben. In Betreff seiner Schrift sagt der Verfasser im Vorwort: „Die gebrochene Revolution von 1848 zerstreut Flüchtlinge aller Nationen nach allen Ländern; doch schlugen sie ihr Hauptquartier in London auf. Ihre Leiden, Drangsale und Bestrebungen zu schildern, ist die Aufgabe dieses Werks. Der Flüchtling ist ein politischer „wandernder Jude“, der seine Raht und Ruhe hat, dessen Vaterland die Landstraße ist, zu dem die Regierungen fortwährend schreien: „Gehe fort!“ u. s. w. Endlich ist es die Absicht des Verfassers — die wir in der That nicht in diesem Buche gesucht hätten — die Ahrenologie, welche sich wenigstens in England und in den Vereinigten Staaten alle Tage mehr Geltung verschaffe, „in das alltägliche Leben einzuführen“.

Wir glauben, daß die Recensenten der Mehrzahl nach mit ihrem Urtheil über die wenig umfangreiche Schrift Golovin's bald fertig sein werden; sie werden sie wahrscheinlich flüchtig, oberflächlich, geschwäpzig, ein Gemisch zusammengewürfelter Anekdöten u. s. w. nennen. Wir müssen jedoch bekennen, daß wir sie mit vielem Vergnügen und theilweise nicht ohne Beilehrung gelesen haben. In einer Hinsicht war sie uns sogar sehr interessant; wir glaubten aus ihr die Symptome jenes Geistes zu erkennen, durch den Rußland einmal mehr als durch alle seine Armeen und zahllosen Steppenreiter der europäischen Civilisation gefährlich werden kann: das ist der Geist einer furchtbar illusionslosen Kaufst, die an den Menschen und Zuständen nichts Ideales mehr erblickt und alle Handlungen auf egoistische Impulse zurückführt. Dieser schneidenden, wahrhaft erbarmungslosen Kaufst, zu deren nationalrussischem Grundcharakter sich noch die Skepsis der deutschen philosophischen Speculation und der französische frivole spielende Witz und Gevrit gesellen — drei Elemente, die in einer Hand vereinigt ihr Gefährliches haben — glauben wir bei allen russischen Schriftstellern bezeugnet zu sein, deren Schriften wir bisher kennen lernten. Ihre höchste Höhe mag sie freilich in den bekannten nachgelassenen Selbstbekenntnissen des Grafen Kossjtschin erreichen, der in gründlicher Menschenverachtung seine eigenen Gedanken gesucht haben dürfte. Da bezeugnet man nirgends einer Ahrase, aber auch nirgends einer schönen Schwärmerie, die an sich und die Menschheit glaubte; alle Sätze sind epigrammatisch zugespißt, und leider sind sie in der eisernen Unerbittlichkeit, womit sie die schlechteren Motive der Menschennatur darlegen, meist nur zu wahr. Die Menschen kennen, heißt bei diesen Russen die Menschen verachten, sie ver-

achten heißt bei ihnen sie berechnen und wie unzurechnungsfähige Maschinen behandeln. Diese Russen mögen bläsiert sein, aber sie besitzen dabei doch die starknervige Kraft logischer Consequenz, unerschütterlichen Gleichmuths und eines Stoicismus, der gegen die Leiden und Schicksale anderer ebenso unempfindlich ist wie gegen die eigenen. Es ist unglaublich, mit welcher kalten, ja fast behaglichen Gemüthsruhe Golovin in seiner Schrift die traurigsten Erlebnisse erzählt, von denen ein Deutscher aufs tiefste afficirt und zu den übertriebenen Ausdrücken des Mitleids getrieben werden würde, während dieser Russe darüber gleichmüthig hinwegschreitet, wie das Schicksal, das sich für seine Landsleute in der Person des Zaren objectivirt. Nie aber versallen diese Russen in die abstoßende Rohheit, deren sich der deutsche Radicalismus so oft in solchen Fällen schuldig macht; sie bleiben ebenso weltmännisch fein und in den Formen einschmeichelnd, als sie kalt und stoisch sind. Welche Eroberungen lassen sich mit diesem Geiste machen, da ihm so manche Stimmungen der Zeit und der an allen Idealen verzweifelnde oder davon überfättigte, im allgemeinen egoistisch bläsierte Charakter der Generation entgegenkommen!

Der Verfasser schildert in seiner Schrift die Schicksale eines ungarischen Verbannten, Streny, der von seiner Schwester um die Hälfte seines Vermögens betrogen worden. Diese Schwester wird uns geschildert als „rachsüchtig und verstockt“, „schlau wie eine Schlange“, als „ein kleiner Teufel mit einem Cupidoesgeicht, ein Thier mit einer sammelten Biene, das uns bestragt, gerade wenn es uns lieblos; sie besitzt sogar deutsche Sentimentalität“ u. s. w. Dann war Streny fünf Jahre in Pesth, um seinen Studien obzuliegen. In den Wiener Octobertagen 1848 half er an den Barricaden mit bauen; „in den Clubs wurde fleißig geredet, und die Wiener Studenten benahmten sich besser als andersono in Deutschland“, behauptet Streny. An dem ungarischen Unabhängigkeitskriege nahm er nur einen indirecten Antheil, da er seinen Widerwillen gegen den Militärsdienst und die Honveduniform nicht überwinden konnte. „Die gewesenen Lieutenants“, erzählt Streny, „sind zu Generälen geworden, aber dann mußte man wenigstens am Hofe paradiert haben, und die Ehre hab' ich nicht gehabt.“ Streny war mehr Literat und Dichter als Soldat und versuchte es in Paris, wo er als Verbannter lebte, mit einem französisch geschriebenen Trauerspiel „Maria Theresia“, das er in einem Kreise von Literaten verlas, das aber nicht zur Aufführung kam, weil die französische Regierung darin liberale Anspielungen erblickte. Er meldete sich nun als Mitarbeiter beim „Journal des Débats“, und Armand Bertin empfing ihn ungemein freundlich und äußerte, daß er die Ehre haben würde, ihm eine schriftliche Antwort zu übersenden; die Antwort war, daß die Redaction mit Artikeln überladen sei. Dann wandte er sich an den bekannten Déron, damaligen Eigenthümer des „Constitutionnel“. Dieser empfing ihn im Vette, „zwischen der Nachtmüthe und dem Nachgeschicht“, und äußerte: „Wenn Kaiser und Könige sich klein zeigen, müssen wol die Bürger von Paris sich groß zeigen.“ Streny, mit der Rubrik Deutschland von Déron beauftragt, schrieb nun einen Artikel, worin er ausführte, „wie glücklich es wäre, daß Preußen ersichtlich die constitutionelle Bahn betreten habe, daß es auch nur dann reich sein könne, sobald es aufhöre, ein bürokratisches und militärisches Land zu sein, da es bekannt sei, daß Soldaten keinen Reichthum schaffen können und nur jene Sicherheit gewähren, die eben nicht sehr bedroht sei“ u. s. w. Da sagte der Hauptredacteur zu ihm: „Mein Herr! an jenem Tage, wo Preußen wirklich constitutionell werden wird, wird der französische Einfluß auf den Rhein zu Ende sein. Sie sollten das Gegentheil von dem schreiben, was Sie behauptet haben und nur die Unaufrichtigkeit des preussischen Liberalismus hervorheben.“ Streny machte Entwendungen, „aber mit einem Franzosen läßt sich's über ausprüdliche Verhältnisse nicht gut sprechen“, und Streny nahm seinen Artikel zurück. In einer andern Zeitschrift wurden Aufsätze von ihm eingerückt, aber nicht honorirt; dann verfaß er ein humoristisches Blatt mit

Beiträgen, welche dazu halfen, die Abonnentenzahl zu heben, als er aber nach vielen Monaten in einem Augenblicke der Noth eine Anleihe bei der Kasse machen wollte, ward ihm auf seinen Brief nicht einmal eine Antwort zu Theil. Inzwischen war er in die literarischen Salons eingeführt worden, z. B. in den der Frau von Ancelot, wo er auch die Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) kennen lernte. Es heißt über diese Frauen in der Schrift: „Madame Ancelot's Güte war wirklich von einer solchen Verschaffenheit gewesen, daß sie niemals einem Manne etwas zu verweigern gehabt hat; nun war sie aber zu alt, um etwas anderes als Klug zu sein, und Daniel Stern hatte sich nicht so gut über List zu trösten gewußt, als List über sie.“ Indes die Anweisung ließ nicht lange auf sich warten. Streun hatte sich nämlich unterstanden, „das Wort des Prinzen Napoleon, daß sein Cousin seinen Tropfen Bonapartistischen Bluts in sich habe, zu wiederholen, zur Verstärkung dessen, daß derselbe nicht der Halbbruder, sondern ein ganzer von Moray wäre, indem sie beide die Söhne von Herrin Klahaut seien“, auch hatte er nach Pierre Bonaparte ein anderes Geschichtchen aufgeführt vom Schlosse Ham her „über die Tochter des Schmieds, als ob sie zwei Kinder gehabt, wovon das eine in einer Punschbottle verbrannt worden und das andere ohne Größtmittel gelassen sei.“ Außerdem hatte er noch klatschhafte Mittheilungen in einer deutschen Zeitung über Mrs. Howard drucken lassen. Kurz, er erhielt den Befehl, in 24 Stunden Frankreich zu räumen. „Warum richten Sie mich aber nicht?“ fragte er den pariser Polizeibureau-Vorsteher Berry. „Wir finden es bequemer, Sie anzuweisen!“ war die Antwort. Wir können dem Ungar, der sich statt mit ernsthaften Dingen, mit solchen persönlichen Skandal besaßte, gerade keine sehr große Sympathie auf den Weg geben, der ihn zuvorzuerst nach Genf, sodann nach Chambery, Turin und Nizza führte. Hier verliebte er sich, wie er sich schon früher einmal in Paris verliebt hatte, und es ging ihm ebenso übel. Seine erste pariser Angebetete, eine angebliche Baronin, wurde, wie er zu seinem Schrecken erfuhr, von einem Dragoneroffizier unterhalten und hatte ihn nur „zur Veränderung“ ins Garn zu locken gesucht; seine nizzar Geliebte, eine Engländerin, „die einen sehr schönen Hund hatte und selbst eine gewisse Aehnlichkeit mit dessen Schönheit besaß“, brang durch ihren Arzt auf „Entschädigung“, nachdem „die Sachen schon etwas weit, und vielleicht schon zu weit gegangen waren“. Dieses Anstinnen kam ihm so originell vor, daß er sich vornahm, das Land der Originalität kennen zu lernen, und er reiste nach England.

Streun befindet sich mit dem Anfang des neunten Kapitels in London. Der Verfasser leitet dieses Kapitel mit einer Bemerkung Joseph de Maistre's ein, welcher beklagte, daß die „beste Sache, die der Freiheit, von der am wenigsten liebenswürdigen Nation, den Engländern, vertreten wird“; seinerseits gesteht jedoch der Verfasser: „Aber die Freiheit ist und bleibt das schönste Gut in der Welt.“ Was Streun betrifft, so versuchte er es weiter mit der Schriftstellerei, er schrieb eine „Geschichte der Freiheit“, die eine „berechtfame Martyrologie“ war und worin er die Menschen in Christen und Wilatisten, statt wie der Verfasser will, in „Amboße und Hämmer“ eintheilte, und eine „Geschichte der Präsidenten der Vereinigten Staaten“, mit der er ein besseres Honorar, aber einen kleinern Erfolg erzielte. Indes mit dem Verlegern hatte er seine „gewöhnlichen Duelle“; er erkannte bald, „daß im Gebiete der Literatur wie der Journalistik in England ein großer Despotismus herrscht und Dickens und The Times heißt“; er sah ein, „daß die Feder den Schriftsteller nicht mehr erheben könne in einer Zeit, wo beinahe ein jeder ein Autor ist“. Hierzu kam, daß die Engländer zwar anfangs viel Sympathie für die Flüchtlinge zeigten, „so lange sie hofften, daß dieselben bald in ihre Länder in einer hohen Stellung zurückkehren würden“, daß sie aber auch den Ungarn den Rücken zusehnten, als sie wahrnahmen, daß diese nur zehrende Gäste seien. Auch Zwistigkeiten, „die mit dem Unglücke Hand in Hand gehen“, schlichen sich unter den Ungarn ein. Von Streun behaupteten seine Landsleute, daß er

zu sehr von sich eingenommen sei; „doch war er“, sagt der Verfasser hinzu, „bei weitem nicht so eitel, als Rossini, und ein jeder, der sich nicht Unrecht thun läßt, wird von den Unterdächern für einen solchen, der seinen Werth überschätzt, gehalten.“ Streun suchte nun, wie die meisten Flüchtlinge, seine Grifftung durch Sprachunterricht gegen billiges Honorar zu stiften, und der Verfasser bemerkt hierzu, daß die Engländer „einen jeden zu schätzen, d. h. aus einem jeden ihr Interesse zu ziehen wissen“. Nachdem Streun noch einem Juden, der ihn beleidigt, in einem Duell eine Secunde auf den Hals und ins Gesicht versetzt und sich dadurch unter den Flüchtlingen Respekt verschafft hatte, nahm er die Stelle eines Lehrers bei einer Familie in der Provinz an; „aber die Familie, wo er eintrat, war stillschweigend — nur zum Schein. Der Herr lebte mit der Schwester seiner Frau, welche letztere bei Streun Trost suchte und ihm die Geschichte erzählte.“ Später plauderte auch der Hausherr bei einem Glase Punsch sein Verhältniß mit seiner Schwägerin aus, was Streun so anseelte, daß er seine Stelle aufgab und nach Amerika ging. Doch gefiel es ihm in Newyork gar nicht sehr: „Er fand den Dollar zu mächtig und die Sitten zu verdorben, die Straßen zu schmutzig, besonders im Winter, und die öffentliche Bibliothek (Moor's) zu klein. Wenn es auch einige merkwürdige Männer in Amerika gibt, ist deren Zahl doch in keinen Vergleich mit denen Europas oder auch nur Englands zu bringen.“ Der Verfasser knüpft hieran die allgemeine Bemerkung: „Magazin fragte nicht, ob ein Mensch geschickt sei, er fragte, ob er glücklich sei, und unser Jahrhundert fragt nicht, ob ein Mann tugendhaft, sondern ob er reich sei. Was wäre Prinz Albert, sagte ein Engländer zu Streun, wenn er kein Geld hätte?“ Streun besuchte nun die Wilden, darunter die Iroquisen, „deren Name uns unwillkürlich an die Teutonen erinnert, die wildesten unter den Wilden“, und hierauf Nicaragua und Granada, um hier die Erfahrung zu machen, „daß die Spanier in Amerika nicht die besten Eigenschaften entwickeln“. Die Unreinlichkeit ist da zu Hause: „Streun schenkte einem Mädchen ein Stückchen Seife, als er aber sah, daß ihre Hände dennoch unrein blieben, fragte er, was sie mit der Seife mache? „Ach, Senor“, antwortete sie, „sie ist so häßlich, daß es schade wäre, sie zu verderben; ich bewahre sie zu Ihrem Andenken auf.“ Als er sie ein andermal fragte, warum sie die Fassen nicht wasche? erwiderte sie: „Ach, die werden doch gleich wieder beschmutzt!“ Es wird weiterhin berichtet, daß dort Geschwister unter sich heiratheten, „weil ja, wie die Leute dort meinten, ein Bruder eine Schwester besser kenne und liebe“, daß in ganz Spanisch-Amerika die katholischen Priester Kinder zeugen, ohne dadurch Auffallen zu erregen, und daß man nicht selten Familien von verschiedenen Farben finde, was die Ausgeschlossenheit der Sitten verrathe.

Im zehnten Kapitel finden wir Streun wieder in London und zwar als Phrenologen. Er hatte nämlich bei seinem frühern Aufenthalte in England dem Prinzen von Armentien, welcher Könige und Prinzen mit seiner angeblichen fürstlichen Abstammung „beschummelte“, auf sein ehrliches Gesicht 20 Guineen geliehen, die er natürlich nicht wieder zurückerhielt. Fortan legte er sich auf die Phrenologie, um sich von dem Aeußern der Menschen weniger täuschen zu lassen, „da ein Schurke oft ehrlicher als ein rechtschaffener Mann aussieht“. Schade nur, daß nicht jeder, mit dem uns unser Lebensweg zusammenführt, so ohne weiteres still halten wird, um sich den Schädel untersuchen zu lassen, zumal wenn er uns hintergehen will und unsere phrenologischen Absichten merkt, es müßte denn dieses allgemeine Durchsuchungsrecht der Schädel durch einen russischen Ukas zum Gesetz erhoben werden. Der Verfasser aber vielmehr Streun behauptet kurzweg: „Die Phrenologie lernt sich nicht mehr wie jede andere Wissenschaft.“ Wunderbar, die Sternkunde, die Naturwissenschaften u. s. w. haben Tausende von Jahren gebraucht, um es zu ihrer jetzigen Höhe zu bringen, und die Phrenologie will es während weniger Jahre bereits zur Untrüglichkeit gebracht haben. Aber gerade gegen diese Wissenschaft werden wir vorzugsweise auf der Hut sein müssen, denn so großen Nutzen sie

stehen würde, wenn sie wirklich untrüglich wäre, so unberechenbaren Schaden würde sie bei allgemeiner Anwendung zu praktischen Zwecken anrichten, wenn sie auf Täuschung beruhte oder auch nur unzuverlässig wäre. Dieses Vertrauen zur Phrenologie ist vielleicht die einzige Illusion, der sich der Verfasser hingibt (insofern nicht etwa an seiner Schlußrede für diese Wissenschaft einige Ironie theilhat), aber sie ist sehr wohl aus der realistisch-russischen Natur des Verfassers zu erklären, der es begreiflicherweise höchst bequem und praktisch finden würde, wenn man dahin gelangen könnte, alles Geistige den Menschen mechanisch abzutasten, wie man etwa die gröbere oder feinere Qualität der Schafwolle durch die bloße Fühlung herausfindet. Streng erfand auch die „nationale Phrenologie“. Hier eine Probe davon: „Die englische Rasse gehört zu den langköpfigen. Die Eskimos eines irischen Regiments passen einem englischen gewöhnlich nicht, und ein amerikanischer Offizier hat in Mexico seinen Hut finden können, der breit genug für ihn war. Nur was diese Ränge ausmacht, ist gerade das Selbstgefühl. Suchen Sie es nicht in slawischen Köpfen, denn sie verdienen den Namen der Sklaven doch zu sehr.“ Bei den Franzosen dagegen, heißt es weiter, sei der Beifallsinn besonders ausgeprägt, und dieser Sinn, vereint mit dem Kampfsinn, mache aus ihnen gute Soldaten. Im englischen Kopfe sei der Nahrungssinn mehr entwickelt wie in einem französischen, überhaupt mehr in den nördlichen als in den südlichen Rassen. Der Einfluß der nördlichen Luft auf die Ernährung- und Verdauungsverorgane, wie die Erfahrung, daß auch nördliche Menschen unter den Tropen viel von ihrer Glist einbüßen und ihre Küche anders bestellen, kommen gegen diese Annahme nicht in Betracht. Da wir übrigens schon vor dem Auftauchen der Phrenologie als Modewissenschaft sehr genau wußten, daß die Engländer viel Selbstgefühl und Glist, der Franzose Beifallsinn und Kampfsinn besäße, so verlieren diese phrenologischen Aufschlüsse im Grunde allen Werth. Bei der deutschen Rasse findet Streng das Wohlwollen viel mehr entwickelt als bei der anglosächsischen Rasse, weshalb die Deutschen auch „mehr sociabel“ seien, dagegen gehe ihnen der praktische Sinn ab. Das sind auch so Schlüsse nach rückwärts. Ganz possirlich macht es sich aber, wenn Streng bei den Preußen den „Gegenstandssinn“ besonders entwickelt findet. Sind die Preußen keine Deutsche? Oder haben ihre Schädel andere Formen angenommen, seit sie Preußen heißen?

Streng nahm ein sehr trauriges Ende. Eines Morgens hatte man an der Brücke von Waterloo einen Reisefackel gefunden, welcher die Beine eines Menschen, aber ohne die Füße und den Kopf enthielt. Dies waren die Reste des unglücklichen Glücklichling, dessen Schicksale uns hier beschäftigt haben. Ein Deserteur, den er vorher kennen gelernt hatte und gegen den ihm alle seine phrenologische Kenntniss keinen Schutz gewährte, hatte ihn, als er am Schreibtisch saß, von hinten her ermordet und hierauf seinen Leichnam zerstückelt, und ein mit dem Mörder im Bunde lebendes Frauenzimmer hatte hierauf das Fleisch in Salz gekocht, um die Vernichtung desselben zu beschleunigen. „Der Deserteur, dessen Namen man niemals erfuhr, schiffte sich nach Montevideo ein“, so schließt, ohne weitere Phrasen, das wunderliche Buch. Auch diese den Schluß der Schrift bildende greuliche Mordgeschichte ist mit einer objectiven Trodenheit und Gemüthsruhe erzählt, mit der etwa eine Frau ihrem Manne über die Prozedur beim Waschen eines Rosinenluchens berichten würde.

H. M.

Dialektbüchungen.

Es erscheinen heutzutage eine Masse von Büchern, die der sogenannten vornehmen Klasse der Gesellschaft ein für allemal fremd bleiben — sie will mit Büchern des Volks nichts zu thun haben; kaum läßt sich der gebildete Mittelstand, den von oben angegebenen Ton nachäffend, herab, sein Auge darauf zu werfen. Die Sonderinteressen der verschiedenen socialen Gesellschafts-

sichten, spiegeln sich in Deutschland in der Wahl der Lectüre der einzelnen Klassen schärfer ab, als in jedem unserer Nachbarstaaten. Es ist dies besonders für Dialektbüchungen eine mißliche Sache, weil sich ihrer Verbreitung Hinderniß auf Hinderniß feindlich entgegenstellt; wie selten gelingt es einem oder dem andern Volksbuche, diese Schranken zu durchbrechen und sich einen nationalen Platz zu erobern. Man scheut sich in die tiefern Regionen herunterzusteigen, vergift jedoch dabei, daß die überwiegende Mehrzahl der größten Geister Kinder des Volks waren, es ist dies Vorurtheilum also nichts, als eine Art von falscher Scham und somit lächerlich. Könnte das Verständniß eines einzelnen diesem Uebelstande gegenüber fruchtbringend wirken, wir besäßen uns keinen Augenblick, es laut auszusprechen, daß uns die bereits durch eine Reihe von Jahren fortgesetzte Lectüre der verschiedenartigen Volksbücher aus allen deutschen Gauen ein ganz besonderes Vergnügen gewährte. Die Aeußerungen des deutschen Geistes sind so mannichfaltig, der Versuch, doch darin eine gewisse Einheit, wenigstens ein Stammesgemüths, inniges Verwandtschaftsverhältniß zu entdecken, für den denkenden Kopf so verlockend, daß es uns wunder nimmt, bisher nur wenige Menschen gefunden zu haben, die sich für die Entfaltung und Abwicklung dieses Processes wärmer interessiren. Der Lohn für die Mühe sitzt im Totaleindruck, im Ueberblick des Nationalgeistes. Wir kennen uns nicht verhehlen, daß man eben diese Mühe scheut. Im allgemeinen jagt heute jeder einer einseitigen Richtung nach, sei es diese oder jene, gleichviel; das Ganze gehörig ins Auge zu fassen, ist wenigen gegönnt. Wir knüpfen an das Gesagte die Besprechung folgender jüngst erschienenen Dialektbüchungen an:

1. Gedichte in trierscher Mundart von Ph. Laven. Mit angehängtem Glossar. Trier, Kimp. 1858. Gr. 8. 27 Ngr.

Wir entnehmen einem ziemlich langen Vorworte, worin sich der Verfasser über den trierschen Dialekt ergeht, folgende bezeichnende Stelle: „Zum schnelleren Verständniß dieser Gedichte merke man sich in grammatischer Beziehung 1) die erste Person des Präsens Activum ist in der trierschen Mundart dem Infinitiv Activum gleich, z. B. ich laufen = ich laufe; 2) die triersche Mundart setzt das Subject des Sages nicht in den Nominativ, sondern in den Accusativ, so daß bei transitiven Verben sich im Sage zwei Accusative finden, wovon der eine als Subjects, der andere als der Objectaccusativ zu fassen ist. Dieser sonderbare Gebrauch verliert bald für den Leser sein Auffälliges, wenn man sich nur erst daran gewöhnt hat.“ Was die Gedichte selbst betrifft, so machten, auf uns wenigstens, den günstigsten Eindruck jene kurz zugespitzten, erotischen Liebchen, worin sich ein echter Volksgeist äußert, wie z. B. in „Mei Wan“, „Iweraal“, „Herzensinniss“ u. s. w. Unter den ersten Gedichten haben uns besonders angesprochen: „Bleifs Verhaam“ und „En Trier“, wovon sich das erstere durch das naive Umspringen mit einem ernsten Gedanken, das zweite durch ein tiefes Vaterlandsgefühl vortheilhaft auszeichnet. Jedoch das Beste im ganzen Buche scheint uns folgender schöner, ein rein menschliches Zartgefühl aushauchender, lyrischer Erguß zu sein:

Och de Frauen sollen hiir Gläschen drönken.
Mich ¹⁾ wohl dudd, nicht ²⁾ dem Herzen.
Als wann: mer ³⁾ Braaden: Driehne ⁴⁾ weind
Als wann en siefem Waaser
De Kam je schwömme scheint.

Wa wär da Waan, dän Driehnen
Der Braad dem Weimervoll nodd gönnd?
Da wär jö noch mich grausam
Als Sochs en Wolf gesund.

1) Mehr. 2) Nichts. 3) Wenn man. 4) Brudenthänen.

Wir schien, wenn reich du glänzt
 Der Nam voll Braaden: Driehne staadt:
 Doch fad: von frien de Braaden
 Derzu de Frichtiglaad?

Nimm Waaser! — Fühl gerodden:
 Der wofft: Der Waaser, daad mer drönd
 Steigt nödd zum Kobb hin, weil es
 Gleich du de Möge fänd.

De Wein göffst h) Driehne: Waaser.
 Dö Wein fime jö och meinen hür,
 De Wein nor michd h) de Namen
 Dö seichden Dönke h) schwer.

De Wein göffst Driehne: Waaser
 H) frigt zum Kobb, wie Merjenswaahm,
 H) söld mied h) Verleendrobben
 Nödd Driehnen, on red Nam.

An schein on Fraanaamen h)
 On helle Braad, wie Sonnelichd,
 Dan rähd h) ird aus den Namen
 Grrsch h) off hür Gesehch.

Vergennd döcumm, dr h) Männer,
 De Braaden och e Gläcke Wein,
 Daad sei doch Braaden: Driehnen
 Oh manchmohl stellig sein!

Noch schärfer spricht sich der dort heimische Volksgeist in
 Epigrammen, Singsgedichten und Sprichwörtern aus, die der
 Verfasser unter dem launigen Titel: „Allerlaai Klau' Garäbbel“
 gesammelt, denn dies letzte Wort heißt sowol Plunder, als auch
 kleine Kinder. Die verschiedenartigsten Gedanken werden darin
 bald bligartig hingeworfen, bald zartfönnig, gleich einem
 Seidensädchen abgegrenzt. Man höre einige derselben (S. 162):

Engelchen, eich holen dich, h)
 Engelchen aus Sachsen,
 Wann off meinem Nebelbaum
 Dalercher mer wachsen.

S. 161:

Heisa, Rischen,
 Heid off ed Maal,
 Gumm: mer e Rischen,
 Risch gännd: der e jwaal:

S. 167:

Wie se hürer Aermcher schwänke,
 Wie jönderlich se gleich!
 Mer maand, se war dömm Dreefeler
 Aus Hälsebaan getrieht.

Oder satirischen Inhalts (S. 157):

Je Brandebach do wohne Reid
 Dö grüser Denduffrie,
 Se lache, wann es Wönder off,
 Hür Aehsen h) sich mödd Schnie h)
 Se fterren h) Jähr aus Jähr on
 Nödd Zeidungen hür Risch,
 On weil se winnig h) Waaser hää.
 Su löschen se mödd Strich.

S. 167:

De laufdige Bruder.
 Risch mädd su gar e Simmche Gld
 Zum Draalarn h) mer verschaaßen:
 Da wöll ster neinenzwanzig Groschen
 Den Dahler mer verkaufen?

S. 169:

Juchhei! eich hene Reid
 Mein Auer h) versetzt,
 Risch denken, se heid mich
 Gewödd Reid zelezt.
 Daad ihwig h) didaden
 Daad stöhd aam om Schlef,
 Risch schaaß se Reid ferd,
 Daad off nann hür Strof!

Unter den Sprichwörtern fiel uns folgendes auf:
 Dömmelich h) hörd den Hals gedödd,
 Langsam leed noch.

Der Verfasser verdient alle Anerkennung, er ist sozusagen
 ganz zu Haus auf diesem Gebiete, besonders lebenswürdig
 ist der Fleiß und die Genauigkeit, mit der er das Glossar aus-
 gearbeitet hat.

2. Gedichte in schwäbischer Mundart von W. R. Wüß. Tübingen, Kiefer. 1857. 16. 6 Mgr.

Der Verfasser scheint andere Begriffe zu haben von der
 Fähigkeit, des Lesers Lachmuskeln in Bewegung zu setzen, als
 wir; da er in der Vorrede diesen Punkt besonders hervorhebt.
 Wir wenigstens haben während der Lectüre seines Büchleins keine
 Miene verzogen. Wir gestehen ihm gern auf der andern Seite
 zu, daß Hergedichte einen mißlichen Standpunkt einnehmen gegen-
 über denen, die eben diese Heste persönlich mitzumachen nicht Ge-
 legenheit hatten. Das mag allenfalls für die Kinder des Schwar-
 benlandes gute Waare sein, jedoch die allgemeine Kritik kann
 darauf unter dem angedeuteten Umstände nicht Rücksicht nehmen.
 Die mit in den Kauf gegebenen Schwänke sind uns, mit weni-
 gen Ausnahmen, wässrig vorgekommen; der beste dürfte „Michel
 und der Jude“ sein; die Auckote ist jedoch schon so alt, daß
 wir uns erinnern, sie bereits in unsern Jugendjahren gehört zu
 haben. Das einzige, was wir zu loben wüßten, wäre „Der
 Spaz und das Ruchrot“, doch möchten wir selbst dabei dem
 Verfasser den guten Rath geben, erst zu lernen sich kürzer zu
 fassen.

3. Schnurre aus Frankfurt und Sachsehaufe. Schee je lese voors
 Colleg un derhaam, voorem Spichel an hinnerm Dwe, im Sa-
 loon und im Stibche, lustig, schaurig un drautrig. Geschriwwe
 dorch Sange Beffer und seine Collegesferendi. Vier Heste.
 Frankfurt a. M., Kuchler. 1858. Gr. 16. 8 Mgr.

Daß Frankfurt ein lustiges Völkchen beherberge, das gern
 Wipe und Schnurren macht, ist längst bekannt; da wird alles,
 was über die Straße läuft, vom Wetter Jocus aufgeschnappt,
 oder die Satire wept sich ein bißchen die Fingzähne daran, ohne
 jaß bödsartig zu werden. Zum Beweise diene:

Die Grinoline.

G Wohldat vor die (schelbe Baa h)
 Des is die Grinoline.
 Nach vor die Lachhann h) groß und klaa
 Dhat se vortrefflich diene.
 Beer's Schmuggle is se aach patent,
 Zem Gasselehrn net minner,
 War manch kumme mer Gebrauch genant.
 Sonst is aach nix derschinner.

G Grinolin jehn Gll' weit
 Sonst gibt's nix Elegantes,
 Für manche is laa Gaff' je kreit,
 So recht was lieberspannates.

Die Braue klan, des is bestimmt
 Und derff mer net vergesse,
 Je garstiger die Mode kummt,
 Je ärger druff veresse!

1) Glibt. 2) Macht. 3) Dünke. 4) Mit. 5) Brauenaugen.
 6) Regnet. 7) Gerod. 8) Ihr. 9) Ich hole dich. 10) Offen.
 11) Schner. 12) Rüttern. 13) Wenig. 14) Jux, Schwärmerci.

1) Uhr. 2) Ewig. 3) Lummie: dich, personifiziert. 4) Schiefe
 Beine. 5) Wenn sich Frauen in andern Umständen befinden.

Unter den profaischen Beiträgen dürfte der gelungenste sein: „Neuigkeiten“, worin sich ein gesunder, wiewol beißender Witz Luft macht. Ueberhaupt streift so manches ans Verbe an, z. B. regnet es doch gar zu dick auf den „Liebenden“ unbarmherzig herunter; dies ist wahrhaftig kein Panegyricus auf die platonische Liebe; man muß es jedoch mit Volkspoesien in dieser Beziehung nicht so genau nehmen, die Zimperlichkeit ist hier durchaus nicht am Plage. Das Büchlein wird allen lustigen Kreisen willkommen sein. Emanuel Hauff. *)

Notizen.

Recensentenmanöver.

Es gibt in Deutschland, dem Lande der Urmüthlichkeit und Grundehrlichkeit, eine gute Anzahl von Recensenten, die, um vulgär zu sprechen, „mit allen Händen gehrt“ und in allen Handwerksnischen bewandert sind. Zu ihnen gehört auch der kritische Altmelster Wolfgang Menzel, derselbe, der nach Schulz-Bodmer's Bezeichnung (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1858) in seiner „Geschichte der letzten 40 Jahre“ aus lauter „Zeitungsrecensiten“ eine bloße, Kapuzinerprebige* zusammengereicht hat und auf Grund dieses Buchs von M. Heß in Meibinger's „Kritischen Monatsheften“ einer „boshaften Gemüthsart“ beschuldigt wurde (vgl. Nr. 19 d. Bl. f. 1858). Man wird sogar behaupten können, daß seine Methode überhaupt allen blos tendenziösen Recensenten, selbst wenn sie sich auf der entgegengegesetzten Seite befinden, mehr oder weniger zum Vorbild gedient hat. Ein sonst human gesinnter Kritiker (der dies übrigens der Inhumanität gegenüber weniger zu sein braucht) kann sich wol einmal überheilen, aber er wird dann bei nächster Gelegenheit seine Ueberrellung wieder gut zu machen suchen; aber das Unrecht, das diese Tendenzrecensenten begehen, entspringt nicht aus Ueberrellung, sondern aus der schlauesten gemüthlosesten Berechnung, wie und wodurch sie ihren Gegnern am meisten wehe thun und Schaden zufügen können, weshalb man sie auch niemals auf der menschlich liebenswürdigen Schwäche betreffen wird, daß sie ihr Unrecht eingestehen und irgendwie und irgend einmal wieder gut zu machen suchen. Jene Mittel zu schaden sind erstlich eine hochfahrende, grob burleske, höhnische Absprecherei, womit man die Gesamthätigkeit und den literarischen oder auch persönlichen Charakter eines Schriftstellers mit einem Dugend anmaßender, von Selbstgefälligkeit strotzender Worte abzufertigen und an den Pranger zu stellen sucht, und zweitens das nur zu bekannte Manöver, womit man, nicht etwa aus Flüchtigkeit, sondern aus wohl berechneter Absicht, in einem ganzen Werke eine kurze Stelle oder ein paar aus dem Zusammenhang reißt, um sie und ihren Verfasser dem Gelächter oder der Mißachtung preiszugeben. Auf diese Weise hat Menzel in seiner neuesten, von uns demnächst zu besprechenden Literaturgeschichte unter andern einen neuern humoristischen Roman von einem Schriftsteller, der ehemals auf andern Gebieten wol bekannter ist (wir sind es nämlich selbst und der Roman, den der Vannus des kritischen Papstes von Stuttgart traf, ist unsere 1856 erschienene satirische Münchhausen'sche „Fris Deutel“), als ein absurd Product behandelt, indem er vier oder fünf Zeilen daraus anführt, und zwar nicht aus der Erzählung selbst, sondern aus dem burschlesken Inhaltsverzeichnis am Schluß des Buchs, aber so, daß der Leser annehmen muß, sie seien dem eigentlichen Texte entlehnt, und er hat außerdem noch durch Verkümmelungen dafür gesorgt, die angeführten Worte, die natürlich als dem Register entnommen ohne Kenntniß der betreffenden Partien der Erzählung unverständlich sind, noch unverständlicher erscheinen zu lassen.**) Das

*) Aus dem Nachlasse desselben.

**) S. 417 des Buchs heißt es in der Inhaltsangabe des siebenten Kapitels: „Bedeutungsvolle Unterhaltung des Kaisers Frig Deutel mit seinem Marineminister Krichan Schrop über das Wichtig- und Eigenthumsrecht und über den alten Adam, für Juristen von größter Wichtigkeit“; und S. 423 in der Inhaltsangabe des dreißigten Kapitels: „Frig Deutel gewinnt die Schlacht an der Alma und stürzt Sebastopol.“

wäre ja gerade, als wenn jemand die „Johanne“ dadurch lächerlich zu machen suchte, daß er irgendwelche Kapitelüberschriften daraus citirte, als eine Probe für Geist und Inhalt des ganzen Gedichts, das er dann freilich gar nicht gelesen zu haben braucht. Und das erlaubt sich Menzel, dem wir überhaupt in Sachen des Humors keine große Urtheilssähigkeit zugesprechen können, nicht etwa in einem Heuilleten nach Sapphir'schem Muster, sondern in einer angeblichen Literaturgeschichte. Die Anwendung solcher Mittel trägt zwar wesentlich dazu bei, dem Ansehen der Kritik im allgemeinen und sogar bei vielen Kritikern selbst zu schaden, aber in dem einzelnen Falle wird doch der Zweck erreicht, dies oder jenes literarische Product in ein lächerliches Licht zu stellen. Sicherlich hätten wir zu dem Menzel'schen Ausfalle geschwiegen, wie wir zu einzelnen tadelnden Bemerkungen, die auch wol früher schon von manchen Seiten gegen das wenigstens anspruchsvolle und jedenfalls nicht für Literaten geschriebene Buch gerichtet worden, immer geschwiegen haben, was allerdings in den meisten Fällen das Beste ist; aber wir glauben im allgemeinen Interesse unsere Stimme erheben zu müssen gegen das in der That „unerläutete geistlose“ Verfahren, selbst das bloße Register eines Buchs zu dessen Verunglimpfung auszubenten.

Adelheid von Stollersfoth.

Ein im vorigen Jahrgange des Schab'schen „Musenalmachnachs“ mitgetheiltes Gedicht von Adelheid von Stollersfoth, Baronia von Zwiertein, mit der Ueberschrift „Bekanntniß 1857“, worin sie unter andern gesteht, weder ein Reckbuch noch auch ein Gesangbuch geschrieben, auch nicht viele Dugend Strämpse gekriegt zu haben, gab uns, namentlich auch wegen des salernen Tons, zu einem Tadel Anlaß, den wir deshalb fast bedauern möchten, weil er einem Heuilletonisten der „Neuen Preussischen Zeitung“ die Handhabe zu einer spöttischen Bemerkung bot, welche die würdige Matrone ans tiefste verletzt zu haben scheint. Dies wenigstens schien aus ihrer in wehmüthig bescheidenem Tone abgefaßten Berichtigung hervorzugehen. Dieser an sich wenig bedeutende Vorfall beweist, daß Dichter und Dichterinnen sich bedenken sollten, mit einem einzelnen Gedichte, welches nicht den Ausdruck der Reife trägt oder nicht einen besonders originellen Gedanken behandelt, in einem „Musenalmachnach“ aufzutreten. Eine verkümmerte oder häßliche Blume gewährt, einzeln gereicht, einen unangenehmen Eindruck und erweckt gegen den Geschmack derjenigen Person, die sie reicht, ein ungünstiges Vorurtheil, während sie in einem von derselben Hand gebotenen ganzen Blumenstrauß wenig oder gar nicht bemerkt wird. Die Dichterin hat dasselbe Gedicht, als echte Lyrikerin, unserm kritischen Tadel Trost bietet, in die mit einer Zuweisung und sechs neuen Gedichten vermehrte vierte Auflage ihrer Gedichtsammlung „Rheinische Lieder und Sagen“ (Frankfurt a. M., Sauerländer, 1859) wieder aufgenommen, und obgleich es auch dieser Sammlung gerade nicht zu einer besondern Blende gereicht, so ist es doch hier viel mehr am Plage, indem es nun zur nähern Verdentlichung und Charakteristik einer lyrischen Individualität dient, die wir aus dem Ganzen nur lieb gewinnen können; wir wissen nun, warum sie sich etwas darauf zugute thut, daß sie

dem ihm Guiltaria Gichoria-Gigarretta. (so ließ Frig Deutel aus im Buche angegebenen Gründen seine ergeborene Tochter taufen, was Menzel hierdurch vielleicht zum ersten mal erfahren) zur Hülfe kommt.“ Daraus hat Menzel, die Zeitsfolge verändernd und keine Stellen in Ginen Satz zusammenschleudert, folgenden durch Auslassungen und die willkürliche Einschlebung von Kommas zwischen die Taufnamen möglichen gezeigerten Unsinn hergestellt: „Frig Deutel gewinnt die Schlacht an der Alma und stürzt Sebastopol, indem ihm Guiltaria, Gichoria, Gigarretta zur Hülfe kommt. Unterhaltung des Kaisers Frig Deutel mit seinem Marineminister über Eigenthumsrecht und den alten Adam, für Juristen von größter Wichtigkeit.“ Willt man einmal zu einem solchen Zwecke wie Menzel, so ist von einem ehrlichen Kritiker zu fordern, daß er ebenso wenig ein Komma verrückt oder hinzusetzt als einen einzigen Buchstaben unterschlägt.

kein Koch- oder Gebetbuch geschrieben, keine Strümpfe gestrickt, keinen Whist gespielt, keinen Cercle im Saal gemacht, ihren Bekannten nicht in Versen zum Geburtstag gratuliert, dem sich blühenden Hochmuth den Rücken gedreht, beim Unanneyment gegähnt und beim Geschwäg der Ehorheit gelacht hat. Die Dichterin gehört nicht zu den himmelfürmenden Frauen, welche aus der Sphäre ihres Geschlechts heraustraten, sondern verräth überall jarten weiblichen Sinn; sie findet nichts häßlicher, „als wenn ein süßer Frauenmund zerschneidet eines Nächsten Ruf und Ehre“, und sie ermahnt ihre Geschlechtsgefährtinnen, „im Busen Milde sich zu bewahren und selbst der Schuld noch eine Thräne zu schenken“; sie warnt eine junge Freundin vor den Gefahren der Dichterlaufbahn, sie möge nicht nach dem Vorher trachten, sondern sich mit der Myrte begnügen, um einst Knaben „mit frischen deutschen Herzen“ großzuziehen; denn ein Stuch der Zeit, dem nur wenige entgingen, sei es, „in dumpfer Mittelmaßigkeit bis an das Grab zu hängen“; sie mahnt zum Wohllhum: „Thu deine Hand auf! Reicher, gib dem Armen!“ u. s. w. Manche Lieder, wie z. B. das mit dem Anfange: „Hätt' ich starke Adlerschwingen“, find in der That sehr schön und echt lyrisch. Dabei gehört sie, wie Luise von Bloennies, zu den leider seltenen deutschen Frauen, welche sich durch eine wahrhaft deutsche Gefinnung auszeichnen und diese Gefinnung auszusprechen wagen, so in den Gedichten „Wiederkehr“ vom Jahre 1829 mit dem Anfange: „Sei mir gegrüßt mit stolzem Herzen, mein Heimatland, mein Vaterland!“ in dem Gedichte „Das Vaterland“ vom Jahre 1841, worin wir der Strophe begegnen:

Jerrigens Land,
Mein Vaterland,
Bedrängt und vielgestaltig —
Ach, lange schon
Triffst dich der Hohn
Von allen, die gewaltig
Umschlängelt der Freiheit Band —

in dem Gedichte „Gute Nacht“ vom Herbst 1848, worin sie den Ruf: „Ein Kaiser und ein deutsches Vaterland!“ ertönen läßt, und in manchen andern. Die Verfasserin ist bereits eine Veteranin der Dichtkunst, denn man findet in ihrer Sammlung einzelne Gedichte, die schon dem Jahre 1821 (z. B. „Den Kriegern, die nach Sellaas ziehn“), ja dem Jahre 1818, wie „Wachsel“, „Leben“, „Des letzten Kaisers Rheinfahrt“ u. s. w., angehören.

A. M.

Bibliographie.

Ankunft zu Hause. Von der Verfasserin von „Eine Kasse am einen Sonnenstrahl einzufangen“ u. s. w. Aus dem Englischen. Berlin, F. Schulte. 16. 10 Ngr.

Bachofen, J. Z., Versuch über die Gräbersymbolik der Alten. Mit vier Strichdrucktafeln. Basel, Bohnmaier. Lex.-8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Balzer, G., Die neuen Fatalisten des Materialismus, eine Streitschrift wider sie und für die Freiheit. Gotha, Stollberg. Lex.-8. 15 Ngr.

Bibliothek der Mecklenburgischen Ritter- und Landschaft. 1te Abtheilung. Mecklenburgica. Rostock. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Volanden, G. v., Franz von Sickingen. Historischer Roman aus dem XVI. Jahrhundert. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Daumer, G. F., Die dreifache Krone Roms. Versuch einer neuen Beleuchtung und Charakterisirung des römisch-katholischen Priesters- und Kirchenthums, namentlich was dessen elementare und principielle Inbhaltsbestimmungen und deren vollständige Begründung und Verschönerung in vorchristlicher Zeit und Welt betrifft. Münster, Aschenborn. Gr. 8. 12½ Ngr.

— — — Marienische Legenden und Gedichte, größtentheils nach alten lateinischen, italienischen, spanischen, französischen und

deutschen Darstellungen und Original-Poesien. Münster, Aschenborn. 16. 15 Ngr.

Gesler, H., Maß und Gewicht als Grundlagen der Geschichte. Zwei Abhandlungen. Zürich, Meyer u. Zeller. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Faber, J. W., Sir Lancelot. Eine Legende aus dem Mittelalter. Aus dem Englischen nach der 2ten Originalausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von M. Dorr und W. Jottmann. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Feydeau, C., Fanny. Episode aus dem Leben einer jungen Frau. Nach der 7ten Auflage des Französischen. Berlin, Haseberg. 16. 1 Thlr.

Fischer, L., Lebens- und Charakter-Bilder Griechischer Staatsmänner und Philosophen aus G. Grote's Griechischer Geschichte übersetzt und bearbeitet. 1ter Band. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.

St. Gallische Handschriften. In Auszügen herausgegeben von G. Scherer. St. Gallen, Huber u. Comp. Lex.-8. 26 Ngr.

Grimm, H., Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. Berlin, Gerg. Gr. 8. 8 Ngr.

d'Harcourt, Madame geb. Gräfin Saint-Aulaire, Die Herzogin von Orleans, Helene von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild. Aus dem Französischen von Marie von F. Berlin, F. Schneider. 8. 20 Ngr.

Helene Herzogin von Orleans, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild. (Von Gräfin d'Harcourt.) Aus dem Französischen. Berlin, Springer. Lex.-8. 20 Ngr.

Helmolt, H. v., Tilemann Heshus, zuletzt Doctor und erster Professor der Theologie zu Helmstedt und seine sieben Enkel. Ein Stück Leben aus den kirchlichen Bewegungen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus Briefen jener Zeit zusammengestellt. Leipzig, Dörfling u. Franke. Gr. 8. 16 Ngr.

Leben Gustav Adolfs, Königs von Schweden. Für Freunde der Gustav-Adolf-Stiftung. Mit dem Portrait Gustav Adolfs nach von Dyl. Naumburg. 1858. 8. 10 Ngr.

Marr, A. B., Ludwig van Beethoven's Leben und Schaffen. Zwei Theile, mit Beilagen und Bemerkungen über den Vortrag Beethoven'scher Werke. Berlin, Janke. Gr. 8. 4 Thlr.

Narrhalla-Lieder von den Jahren 1846, 1853—57, nebst ausführlicher Chronik des Mainzer Carnevals. Mainz, F. Schott. 16. 6 Ngr.

Peters, A., Natur und Gerechtigkeit. Freigesänge. Weiden, Schmidt. 16. 26 Ngr.

Tageblitter.

Baumgarten im Bunde mit der Lehrfreiheit. Verden, Steinhöfel. Gr. 8. 4 Ngr.

Brenke, J. G., Die Ehefrage, besonders zum Maß und Frommen des hohen Landtages der Preussischen Monarchie vom liberalen Standpunkt aus beleuchtet. Frankfurt a. D. Gr. 8. 7½ Ngr.

Cur ecclesiae divisa? Ein theologisches Sendschreiben an die Evangelische Allianz. Rördlingen, Beck. Lex.-8. 6 Ngr. Deutschland und Italien. Stuttgart, Schiele. Lex.-8. 7 Ngr.

Gutachten der theologischen Facultät zu Göttingen über die in dem Erachten des Consistoriums zu Rostock gegen die Theologie des Dr. Baumgarten erhobene Beschuldigung fundamentalen Abweichung von der kirchlichen Lehre. Mit Genehmigung der Facultät dem Druck übergeben. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 28 Ngr.

Die Kunst und das sächsische Kunstbudget. Eine Warnungsumme. Dresden, Löffel. Gr. 8. 5 Ngr.

Woran uns gelegen ist. Ein Wort ohne Umschweife. Kiel, Schwere. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gerecht!“

Die Deutsche Allgemeine Zeitung ist im Laufe der letzten Jahre unausgesetzt bemüht gewesen, den an ein größeres unabhängiges Blatt gestellten Anforderungen des deutschen Publikums zu entsprechen. Gegenüber dem jetzigen erhöhten Interesse an der Politik wird sie in diesem Streben nicht ermüden, sondern denselben vielmehr durch vermehrte Anstrengungen und fortgesetzte Vervollkommnungen entgegenkommen. Ihre politische Richtung darf als bekannt vorausgesetzt werden und ebenso, daß sie in jeder Beziehung — durch Leitartikel, Originalcorrespondenzen und telegraphische Depeschen, sowie durch ein Feuilleton und die besonders sorgfältig gepflegte Rubrik: **Handel und Industrie** — die verschiedenen Ansprüche der Leser zu befriedigen sucht. In Leipzig erscheinend, darf sie außerdem speciell für Sachsen und ganz Mitteldeutschland eine besondere Wichtigkeit beanspruchen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt wie bisher **vierteljährlich nur 1½ Thlr.** Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten: In **Leipzig:** Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Heinrich Häbner; **Altona:** Haasenstein & Vogler; **Amsterdam:** Seyffardt'sche Buchhandlung; **Berlin:** A. Reichenow; **Bonn:** Henry & Cohen; **Bremen:** C. Schlette; **Dresden:** C. Höpner und Medacteur Schanz; **Frankfurt a. M.:** Dr. C. Hartenfels und Zieger'sche Buchhandlung; **Hamburg:** Jakob Farkheim; **Hannover:** A. B. N. Mehlreiter; **Paris:** Bureau Central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: J. A. Brockhaus.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Gotha.

8. Heft 1 Thlr. 24 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Zum ersten male tritt hier der seiner freisinnigen theologischen Richtung wegen ebenso gefeierte als vielfach angefeindete Schriftsteller, dessen Berufung in sein gegenwärtiges wichtiges Amt seinerzeit so viel Aufsehen erregte, als Kanzelredner mit einer Sammlung seiner Predigten vor das größere Publikum. Er will damit zeigen, daß und wie man von seinem Standpunkt aus in der Gegenwart predigen könne und zur Erbauung der weitesten Kreise, auch der dem kirchlichen Leben mehr oder weniger entfremdeten, predigen müsse. In einer den Predigten vorangehenden ausführlichen Ansprache an die Leser rechtfertigt und erläutert er seinen Standpunkt und legt darin gewissermaßen sein religiöses Glaubensbekenntnis nieder. Welchen Beifall seine Predigten in seiner Gemeinde und der ganzen Umgegend fanden, ist aus den öffentlichen Blättern bekannt.

Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls:

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Zweite Auflage. 8. 2 Thlr.

Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage dieser Schrift wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spricht am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist von größter Wichtigkeit für das gesammte theologische und philosophische Publikum, namentlich auch für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen, wird aber ebenso einen größeren Leserkreis vielfach interessieren. Der Verfasser wurde bekanntlich bald nach dem Erscheinen der Schrift zum Oberhofprediger in Gotha ernannt.

Unter den vielen interessanten Partien dieses Buchs seien nur folgende speciell hervorgehoben: die ausführlichere Dar-

stellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholischen Neulutherthums, ferner die eingehenden Charakteristiken Hegel's, Schleiermacher's, Ranke's, Tholud's, Leo's u. a.

Sieben ist in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienen:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Dr. M. Lazarus und Dr. H. Steinthal. Band I. Heft I. 15 Sgr.

Inhalt: Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie von M. L. und H. St. — Carl Philipp Moritz, Ueber die unpersönlichen Zeitwörter, beleuchtet von H. Steinthal. — Anzeigen.

Die Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften, (von 5 — 6 Bogen) zum Preise von 15 Sgr., deren 6 einen Band bilden. Jährlich erscheinen 4 — 6 Hefte. Nähere Angaben über die der Zeitschrift gestellte Aufgabe und deren künftige Bearbeitung findet man in einer gratis durch jede Buchhandlung zu erhaltenden Ankündigung, ganz besonders aber in dem obigen ersten Hefte der Zeitschrift.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité.

Par Michael Antonides.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit, die der Verfasser, ein angesehener, hier pseudonym auftretender Gelehrter Russlands, als Frucht langjähriger Forschung der Oeffentlichkeit vorlegt.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 14. —

1. April 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte. Von Heinrich Kurz. Dritter Artikel. — Ethnographisches und Culturgeschichtliches. Dritter Artikel. — Deutsch-nordamerikanische Zustände. — Aus dem Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. — Notiz. (Eine neue französische Zeitschrift.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte.

Dritter Artikel.^{*)}

1. Des Stadtsecretarius Christianus Wierstraat Reimchronik der Stadt Neuß zur Zeit der Belagerung durch Karl den Kühnen, Herzog von Burgund. Nach dem Originaldruck von 1497, mit Anmerkungen und Wörterbuch, herausgegeben von K. von Grote. Köln, Du Mont-Schauberg. 1855. Gr. 8. 24 Agr.

Der Herausgeber, der sich schon wiederholt um die niederdeutsche Sprache und Literatur verdient gemacht hat (wir erwähnen nur seine Ausgabe der „Reimchronik von Köln“ von Gottfried Pagen), bietet uns auch im vorliegenden Buche wieder eine sehr schätzenswerthe Gabe, schätzenswerth durch die Wahl des Gedichts, das er uns mittheilt, durch die Behandlungsweise, durch die Einleitung, durch die Anmerkungen und durch das beigelegte Wörterbuch. Das Gedicht erzählt uns nämlich die Geschichte der Belagerung der Stadt Neuß durch den Herzog Karl von Burgund im Jahre 1474 und deren heldenmüthige Vertheidigung während länger als einem Jahre gegen eine weit überlegene Kriegsmacht. Der Verfasser ist der damalige Secretarius der Stadt, Christian Wierstraat, der der Belagerung als Augenzeuge beizuhnte, und sie gleichsam als ein Tagebuch unter dem Titel „Historie van der aerlicher stat Neuss“ aufzeichnete. Nähere Nachrichten über den Verfasser gibt die Einleitung nicht; wahrscheinlich ist von demselben eben sonst nichts bekannt; dagegen enthält sie eine ziemlich ausführliche Darstellung der Verhältnisse zu der damaligen Zeit, und zwar zum Theil mit den Worten eines zeitgenössischen schweizerischen Chronisten, des bekannten berner Gerichtschreibers Diebold Schilling, aus dem insbesondere die Correspondenz zwischen Köln und Bern mitgetheilt wird. Der Herausgeber sagt:

„Außerordentlich ist es zu sehen, in welchem innigen Verkehr noch in damaliger Zeit die deutschen Städte unter sich standen, wie sie einander von ihrem Wohl und Wehe Nachricht gaben und wechselseitige Theilnahme und Hülfe gewärtigten.“

Und in der That sind die Kämpfe der Städte gegen die Fürsten und Bischöfe bei weitem das Schönste und Erhebendste, was die deutsche Geschichte darbietet, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß ein mit dem Stoff vertrauter Schriftsteller, der zugleich auch der Sprache und Darstellung mächtig wäre, eine allgemeine Geschichte der deutschen Städte und ihrer gegenseitigen Beziehungen in klarer und allgemein verständlicher Fassung schreiben möchte. Wir sind überzeugt, daß ein solches Buch, wenn es sich durch Inhalt und Form Eingang zu verschaffen im Stande wäre, wesentlich dazu beitragen würde, das allgemeine Nationalbewußtsein und die Liebe zur alten deutschen Freiheit zu kräftigen, unter welcher wir freilich nicht die deutsche Freiheit Friedrich's II. verstehen, der bekanntlich mit diesem Wort die Unabhängigkeit der Fürsten von Kaiser und Reich bezeichnete. In einer solchen Geschichte würde namentlich die innige Verbindung der Gidgenossen mit den andern deutschen Städten hervorgehoben sein, es würde zum allgemeinen Bewußtsein gebracht werden müssen, wie diese stets bereit waren, den von den Fürsten und Bischöfen bedrängten Städten Deutschlands zu Hülfe zu eilen und diese der freien Entwicklung theilhaftig zu machen, deren sie sich selbst erfreuten. Es würde dies gewiß mächtig dazu beitragen, das seit so langer Zeit zerrissene Band zwischen den deutschen Völkern diesseit und jenseit des Rhein wieder anzuknüpfen und die alte Liebe wieder zu beleben, die durch die traurigen politischen Verhältnisse seit dem Schwabenkrieg beinahe ganz vernichtet worden war. Wie viele Deutsche wissen wol noch, daß die Schweizer ihre Hülfsvölker bis in die Mitte von Deutschland schickten, wenn es sich darum handelte, eine besetzte Stadt gegen die sie bedrängenden Fürsten zu vertheidigen.^{*)}

^{*)} Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 10, 11 u. 40 d. Bl. f. 1858. D. Red. 1859. 14.

^{*)} So schickten die Gidgenossen im Jahre 1450 800 Mann nach

Der Stadtschreiber Wierstraat tritt in seiner Reimchronik seinem alten Amtsgenossen in Köln, Gottfried Hagen, würdig zur Seite, welcher, ebenfalls dergleichen Stadtschreiber, wie weitläufig die meisten Chroniken der Städte und freien Länder^{*)}, die Kämpfe Kölns für seine Freiheit im 13. Jahrhundert, wie er sie selbst erlebte, darstellt. Die Chronik Gottfried Hagen's hat sich jedoch nur in einer einzigen Handschrift erhalten, die den ursprünglichen Text des Verfassers nicht wiedergibt, da sie dessen Sprache in die des 15. Jahrhunderts überträgt. Dagegen besitzen wir die Historie Wierstraat's in ihrer ursprünglichen Fassung. Es wurde dieselbe nämlich im Jahre 1497 ohne Zweifel unter den Augen des Verfassers zu Köln, mutmaßlich bei Johann Kölhoff gedruckt. Zwar haben sich von diesem Drucke nur sehr wenige Exemplare erhalten, jedenfalls aber ein ganz vollständiges, das der Herausgeber benutzen konnte. Wierstraat hatte der Einleitung zufolge sein Werk schon 1475 gedichtet. Der Herausgeber ist nicht ungeneigt zu glauben, daß das Gedicht auch bald nachher zum Druck befördert wurde; da jedoch von einer solchen ersten Ausgabe keine Spur und nirgends eine Andeutung zu finden ist, so scheint diese Vermuthung wol begründet. Der Verfasser hat sich zwar nicht genannt, dagegen seinen Namen in einem durch das ganze Gedicht sich ziehenden Akrostichon angegeben, indem die Anfangsbuchstaben der einzelnen Abschnitte oder

Nürnberg, als diese Stadt von 22 gegen sie verbündeten Fürsten bedrängt wurde. Hans Rosenplüt, der die Geschichte dieses Kampfes, an welchem er selbst persönlichen Antheil nahm, in Reime brachte, schreibt den Sieg, den die Nürnberger erfochten, vorzüglich den Götzenossen zu. In dem er die Schlachtkennung der Nürnberger einem mächtigen Thiere vergleicht, sagt er:

Zweitausend Griessträger waren seine zwei Seiten,
Und auch sein Bauch, das ist kein Scherz;
Sein Schwanz waren sechshundert Reiter,
Achtthundert Schweizer waren sein Herz."

Später heißt es:

Der Markgraf (Albrecht Achilles von Brandenburg) schrieb:
Wenn sie sich verschließen,

So wollen wir dann in sie rennen;
Die Schweizer mit den langen Spießen,
Die wollen wir am ersten trennen. —
Da schrieb ein Ritter: „Hüth, edler Herr,
Laßt uns so jämmerlich nicht morben!“
Hört zu: sie schießen je länger, je mehr,
Sie sind zu eiteln Tenseln worden.
Für sie hilft weder Kreuz noch Segen,
Und auch kein Harnisch von Stahl und Eisen;
Sie fürchten weder Schwert noch Degen;
Dieses Volk kann niemand abweisen:
So nahmen die Schweizer niemanden gefangen,
Darum laß uns von ihnen wenden:
Der grimme Jorn hat sie umfassen;
Sie werben den Höl hinmorden und schänden.
Da hab sich ein Büchlein von ihnen allen,
Und sie sind also schnell von dannen gerückt,
Und wäre ihrer einem ein Auge entfallen,
Er hätte sich nicht danach gebüht.

*) So der Verfasser der „Nürnberger Chronik“, er mag Johann Genslein oder Helmann Wam Genslein heißen haben, so die Herrn Konrad Jussinger, Thüring Fridard, der Breslauer Peter Genslein u. a.

Paragraphe (Puntgyn) den Namen des Verfassers, das Jahr und den Tag angeben, an welchem das Werk vollendet wurde. Dieses Geheimniß wird in der dem Gedichte vorangeschickten kurzen Vorrede von dem Drucker nachgedruckt:

Der dem Beginne des Buchchens ist zu wissen, daß die ganze Geschichte und die Historie von der Belagerung der ehrenwerthen Stadt Neuß sehr künstlich und meisterlich mit mancherlei Manier der Reime von dem dergleichen sinnreichen Secretarius der Stadt gemacht ist.

Zu dieser Stelle fügt der Herausgeber folgende Bemerkung hinzu:

Die künstlich und meisterlich in mancherlei Manier der Reime, d. h. in mannichfachen Vermaß, abwechselnde Darstellung ist wirklich ein Schmuck, durch welchen sich diese Reimchronik vor andern in auffallender Weise unterscheidet, und die Leichtigkeit, mit welcher der Verfasser die verschiedenen, allerdings oft künstlichen Strophen handhabt, läßt auf seine ungewöhnliche gelehrtete Bildung schließen. Ob indeß die Bezeichnung meistlich ihn als Meister (magister artium) bekranken soll, mag unentschieden bleiben. Sein Amtsbruder G. Hagen nennt sich am Schlusse seiner Reimchronik ausdrücklich „Meister“.

So künstlich die Form ist, wodurch man an die Meisterfänger erinnert wird, so ist sie doch mit so großer Gewandtheit und so tüchtigem Geschick behandelt, daß weder die Sprache noch der Inhalt darunter leiden, und der „sinnreiche Stadtschreiber“ steht daher weit über den meisten Dichtern seiner Zeit. Derselbe erinnert seine Darstellung an die besten Schlacht- und Siegeslieder der Schweizer, wie auch die Liebe zur Heimat ihn fortwährend befeuert und oft wahrhaft begeistert. Der Herausgeber sagt:

Er bewährt sich als ein Mann, dem das Wohl und der Ruhm seiner Stadt nahe am Herzen liegen und der sich bemüht, der Tapferkeit, Klugheit und Ausdauer, mit der sie unter ihrem ausgezeichneten Feldobersten Hermann von Hessen der langen Belagerung eines mächtigen Feindes widersteht, ein würdiges und bleibendes Denkmal zu stiften.

Es hat somit die „Reimchronik der Stadt Neuß“ nicht bloß historischen, sondern auch poetischen Werth, ein Lob, das wenigen unter den Reimchroniken ertheilt werden kann. Sie hat aber auch sprachlichen Werth, wie der Herausgeber in der Einleitung und den Anmerkungen gebührend hervortreten läßt. Die Herausgabe des Gedichts verdient daher nach allen Seiten hin unsern Dank, um so mehr als der Herausgeber den Text des alten Drucks mit der größten Treue wiedergegeben und durch treffliche Anmerkungen, sowie durch das beigelegte Wörterbuch das Verständniß des interessanten Gedichts wesentlich gefördert hat. Gern hätten wir eine Stelle, z. B. diejenige mitgetheilt, in welcher erzählt wird, wie die Neusser die Feinde aus dem verdeckten Gange vertrieben, den sie bis nahe an die Stadt geführt hatten: eine Stelle, von der der Herausgeber mit Recht sagt, daß sie einen der großartigsten und rührendsten Züge der Belagerungsgeschichte enthalte, wie sie in ähnlicher Weise nur bei den Feuern der hochherzigen Völker vorkämen. Allein wir trugen Bedenken, eine längere Stelle in einem Dialekt mitzutheilen, der vielen unserer Leser kaum verständlich

sein möchte, und in einer prosaischen Uebersetzung würde das Ganze doch zu viel verlieren. Wir begnügen uns daher, den sehr gut abgefaßten, gedrängten Ueberblick dieser Begebenheit mit den Worten des Herausgebers mitzutheilen, durch welchen unsere Leser in den Stand gesetzt werden, die tapfern Krieger kennen und lieben zu lernen:

Unter dem Schutz ihrer Vollwerke und Schienen hatten die Feinde einen verdeckten Gang bis nahe an die Stadt getrieben, durch den ebenfalls ein schwer zu bewältigender Angriff auf die Stadt zu befürchten stand. Manche hatten schon den Muth verloren; es entstanden Parteiungen und es war die Rede davon, eine Capitulation einzugehen. Allein durch Gottes Gnade ward die Eintracht hergestellt. Einige Tapfere beschloßen, Leib und Leben einzusetzen, um die Stadt und ihre Mitbürger zu retten. Lütticher gewandte Pioniere gruben eine Contremine, jene Feilsen greifen zu ihren Waffen, empfehlen sich dem Schutze Gottes, der Himmelskönigin und des heiligen Quirin, den sie zu ihrem Bannerträger erwählen, werfen sich auf die Knie und beten fünf Paternoster und Ave Maria, fordern ihre Mitbürger noch auf, einen Festtag zu feiern, und mit dem Rufe: „Hilf großer Gott vom Himmelreich!“ rückt der erste sich in den Eingang, während ihm die Uebrigen folgen. Wie grimme Löwen dringen sie durch, treiben die Feinde, die bewaffnet in dem Gange stehen, hinaus, erobern, während diese die Flucht ergreifen, mehrere Geschütze und andere Dinge und besetzen den gegenseitigen Eingang so, daß den Feinden die Luft vergeht, dahin zurückzukehren. In der Stadt wird ein Dankfest gefeiert für die wunderbare Errettung, indem man nur Gott die Ehre gibt.

2. Der Sündenfall und Marienklage. Zwei niederdeutsche Schauspiele aus Handschriften der wolsfenbütteler Bibliothek herausgegeben von Otto Schönewann. Hannover, Kümpler. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der leider viel zu früh verstorbene junge Gelehrte hat sich durch die Herausgabe dieser beiden niederdeutschen Schauspiele ein wahres Verdienst erworben. Die Zahl der bis jetzt gedruckten geistlichen Spiele ist nämlich sehr gering, und zudem ist das erste der hier mitgetheilten deshalb schon merkwürdig, weil es alle Hauptstücke des Alten Testaments vom Sündenfall bis auf die Verheißung der Erlösung durch Anna's Verkündigung darzustellen unternimmt. Es übertrifft daher alle übrigen bekannten geistlichen Schauspiele des Mittelalters an Größe des Zeitraums und bis auf eins auch alle an Umfang. Als Verfasser des „Sündenfalls“ nennt das Altostichon der Vorrede Arnoldus Immeßen, welcher vermuthlich Rector oder Plebanus zu Gimbeck gewesen und aus dem in der Nähe gelegenen Dorfe Immensen an der Wisere gebürtig war. Sein Zweck bei diesem Schauspiel war, die Heilige Schrift dem Volke näher zu bringen; und so ist auch die ganze Darstellung einfach und volkstümlich. Merkwürdig ist namentlich das komische Zwischenspiel, in welchem Salomo sich mit seiner Frau zankt und danach mit seinen Dienern einbecker Bier trinkt.

Das zweite Schauspiel, die „Marienklage“ mit dem damit verbundenen Osterspiel und Christi Auferstehung stimmt in einzelnen Theilen mit hochdeutschen geistlichen Spielen überein, ja es finden sich sogar einzelne Verse wörtlich bei andern Spielen wieder. Mehrere mittelhochdeutsche Formen, die sich im niederdeutschen Spiel finden, weisen auf Benutzung älterer hochdeutscher Texte. Die Hand-

schrift, welcher die Marienklage und das Osterspiel entnommen sind, begleitet die eingeschalteten Gesänge mit Musikenoten, welche der Herausgeber in getreuer Nachbildung mittheilt, was um so nothwendiger erschien, als damit vielleicht ein Schlüssel zu den Notenzeichen der von Mone in den „Schauspielen des Mittelalters“ (I, 31) benutzten Handschrift des 13. Jahrhunderts gegeben wird.

3. Vergreien; eine Lieder Sammlung des 16. Jahrhunderts. Nach dem Exemplare der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar herausgegeben von Oscar Schade. Weimar, Böhlau. 1854. 8. 25 Ngr.

Es ist dies Buch ein höchst wichtiger und dankenswerther Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslieds, das sich in neuerer Zeit mit Recht so vielseitiger Theilnahme erfreut. Schade bietet uns nämlich einen correcten und getreuen Abdruck einer alten Lieder Sammlung, welche auf der Bibliothek zu Weimar aufbewahrt wird. Sie befindet sich in einem merkwürdigen und werthvollen Mißband, der meist alte, meist nürnbergische Liederbogen und eine andere zu Nürnberg durch Runegund Hergotin gedruckte Sammlung von zehn Liederbügeln enthält, aus der mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit geschlossen werden kann, daß auch die „Vergreien“ in derselben Druckerei, also zwischen 1528 und 1537 gedruckt worden sind. Es ist dies die älteste gedruckte Lieder Sammlung, die auf uns gekommen ist, und das weimarer Exemplar wahrscheinlich das einzige, das noch vorhanden ist, weshalb die Gabe Schade's noch werthvoller wird. Der Titel der Sammlung ist: „Vergreien. Eiliche Schöne gesänge, newlich zusamen gebracht, gemehret und gebessert.“ Daran ließe sich schließen, daß die Sammlung ein wiederholter Abdruck wäre, doch kann sich der Ausdruck „gemehret und gebessert“ auch bloß auf die einzelnen Lieder beziehen; auch wird überhaupt, wie der Herausgeber mit vollem Rechte bemerkt, auf dergleichen Titel nicht viel zu geben sein.

Der Name „Vergreien“ ist für die meisten Lieder der Sammlung unpassend.

Reie ist Tanz, Reigen, dann auch Tanzlied, wie Reithart seine Lieder reien nannte: Vergreien bezeichnet sie nicht etwa als auf Bergen oder von Bergbewohnern, sondern von Bergleuten gesungen, die also auch damals im Rufe besonderer Pflege und Bewahrung des Volksgesanges gestanden haben. Bergleute zu Verfassern haben in unserer Sammlung nur zwei oder drei Lieder, wenngleich noch andere in ihrer letzten Strophe sich als von ihnen gesungen oder gebichtet anzeigen. Aber auch von Vergreien im Sinne von Lieder, vollmächtigen und meisterfängerischen (sogenannten Gesellschaftsliedern), die von Bergleuten gesungen wurden, hat man bald abgesehen und damit im allgemeinen eben nur Lieder und Gesänge bezeichnet. Auch der Begriff von Reie als Tanzlied kann durchaus nicht weiter in Anspruch kommen.

Die Sammlung enthält im ganzen 58 Lieder, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts, ein einziges ist historisch, einige beziehen sich auf die Reformation. Mehrere derselben finden sich bei Uhland, im „Ambrasen Liederbuch“, in Nicolai's „Kleinem feinen Almanach“, bei Erlach, in Hoffmann's „Gesellschaftsliedern“, und in andern ältern und

neuern Sammlungen; aber da die Sammlung oft gute Varianten darbietet, ist ihre Veröffentlichung immerhin von Werth. Die meisten Lieder erscheinen hier jedoch zum ersten mal. In mehreren Stücken haben sich die Dichter genannt oder in Anstößen bezeichnet; sie heißen Andreas Gruber, Ludwig Heilmann, Balthas von Hayprunn und Heinrich Müller; in andern wird wenigstens die Heimat des Sängers angegeben. Manche haben auch culturhistorisches Interesse, wie der „Bergkreuz von mancherley Hütten“ (Nr. 16) und der „Fasnacht Reyen“ (Nr. 13). Einige sind offenbar viel älter als die Zeit des Drucks, ja man möchte in zweien oder dreien Anklänge an die Zeit des Minnegesangs erkennen.

Die vorliegende Ausgabe gibt, wie schon erwähnt, den alten Druck buchstäblich genau wieder, jedoch zur größern Bequemlichkeit mit abgesetzten Versen, während sie im Original, wie bei beinahe allen ältern Liederdrucken, in fortlaufenden Zeilen gedruckt und nur die Strophen abgesetzt sind. Auch hat der Herausgeber zum leichtern Verständniß Interpunction hinzugefügt, was nur gebilligt werden kann. Doch auch so bleiben manche Stellen dunkel, namentlich für solche, welche mit der ältern Sprache nicht vertraut sind. Daher sind am Ende Anmerkungen hinzugefügt, welche in populärer Darstellung die schwierigeren Stellen erklären. Freilich ließen sich manche nicht aufhellen, weil der überlieferte Text offenbar verdorben ist. In den Anmerkungen theilt der Herausgeber daher auch meist gelungene Vorschläge zu Verbesserungen des Textes mit, sowie er ferner die Varianten beifügt, welche andere alte Drucke oder neuere Sammlungen gewähren.

4. Niederdeutsche geistliche Lieder und Sprüche aus dem Münsterlande, nach Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert herausgegeben von B. Hölcher. Mit Anmerkungen, Wörterbuch und einer Musikbeilage. Berlin, Berg. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Herausgeber, der sich schon früher durch seine Schrift „Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation“ (Münster 1848) um die Hymnologie verdient gemacht hat, gibt uns in vorliegender Sammlung einen sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte und Literatur des Kirchenliedes im katholischen Deutschland, und wir sind ihm für dieselbe um so dankbarer, da sie auch für die Sprache von Interesse und Wichtigkeit ist. Die von ihm mitgetheilten Lieder und Sprüche sind verschiedenen Handschriften entnommen, über welche er im Vorwort die nöthige Auskunft gibt; die bedeutendste und reichste derselben, welcher die 62 ersten Stücke entlehnt sind (es sind deren im ganzen 70), stammt aus dem Nonnenkloster Niesing zu Münster und ist wahrscheinlich kurz vor 1588 geschrieben. Das Büchlein gehörte einer Nonne, Katharina Ties, welche auch die Lieder bis Nr. 55 geschrieben hat, während die übrigen von andern Händen sind. Natürlich hat die genannte Nonne die Lieder nicht selbst gedichtet, sondern nur abgeschrieben. Ueber den Ursprung derselben bemerkt der Herausgeber:

Der Umstand, daß von der Reformation und den Wiedertäufern gar keine Andeutungen darin vorkommen, läßt im allgemeinen ihre Entstehung in die Zeit vor diesen Ereignissen, also in den Anfang des 16. und in das 15. Jahrhundert versetzen.

Daß manche derselben aus frühern Zeiten stammen und noch älter sind, als der Herausgeber annimmt, ist wol nicht zu bezweifeln, andere aber, und wol die meisten, sind ganz gewiß spätern Ursprungs und mögen in der Mitte des 16. Jahrhunderts verfaßt worden sein.

Viele von den mitgetheilten Liedern sind auch holländisch vorhanden und sogar zum Theil nur Uebersetzungen aus dem Holländischen. Der Herausgeber gibt hierüber folgende Auskunft. Die Nonnen des Klosters Niesing lebten wie die Brüder des Gemeinsamen Lebens nach der Regel des heiligen Augustin und hatten stets einen Vater aus dem Orden dieser Brüder zum geistlichen Führer. Diese beiden Genossenschaften, die am Ende des 14. Jahrhunderts in Holland entstanden waren, hatten bald nach ihrem Entstehen am Niederrhein, im Bisthum Münster und durch das ganze nördliche Deutschland ihre Häuser bekommen, welche mit denen in Holland stets in genauer Verbindung blieben, wie denn überhaupt zu jener Zeit das Münsterland mit Holland in wissenschaftlicher und mercantiler Hinsicht in regem Verkehr stand, welcher auch auf seine der holländischen ohnehin schon so ähnliche Sprache Einfluß haben mußte, der übrigens auch jetzt noch immer besteht. So finden sich daher in den Texten natürlich vielfache Anklänge aus dem Holländischen, daneben aber auch aus dem Rheinländischen, Hochdeutschen und Mecklenburgischen. Hierzu bemerkt der Herausgeber mit vollem Rechte:

Deshalb aber darf man nicht, wenn nicht andere Beweise Gründe vorliegen, nach einzelnen Lauten und Formen gleich jedes Lied einem bestimmten Dialekte und einer bestimmten Gegend als seiner Heimat zuschreiben wollen; um so weniger, da in Westfalen (und wol nicht bloß in Westfalen, sondern überall) auch oft in benachbarten Ortschaften die Sprache des Volks bedeutend voneinander abweicht, namentlich in den Vocalen. Ebenso wenig darf man aus mangelhaften Reimen, deren in diesen Gedichten manche vorkommen, schon auf eine Uebersetzung aus einem andern Dialekte schließen. Auch in hochdeutschen, holländischen und lateinischen Gedichten des Mittelalters kommen dergleichen Reimfehler vor.

Es hätte wol noch hinzugefügt werden können, daß der unvollkommene Reim, die bloße Assonanz oft auf einen volksthümlichen Ursprung der Lieder hinweist, wenn die sonstige Haltung derselben damit übereinstimmt.

Der mystische Geist, der in vielen dieser Lieder herrscht und der oft unwillkürlich an Thomas von Kempen erinnert, die so oft wiederholte Klage über die Leiden des innern Menschen, über die Nothwendigkeit, auf dem Wege des Kreuzes dem Heiland nachzufolgen, durch Selbstverleugnung und Entsagung zur Liebe Gottes durchzubringen, mit einem Worte, die eigenthümliche Richtung, welche in einer großen Anzahl dieser Lieder unverkennbar ist, bewegt den Herausgeber anzunehmen, daß sie Personen aus jenen Genossenschaften zu Verfassern haben mögen. Es ist zwar richtig, daß die Vorliebe von den Brüdern des

Gemeinsamen Lebens gepflegt wurde, aber der mystische Zug und Ton ist nicht bloß diesen Genossenschaften eigenthümlich, er findet sich auch später bei Katholiken wie bei Protestanten wieder, und aus ihm allein kann der Beweis nicht geführt werden, daß die mitgetheilten Lieder ältern Ursprungs seien, wenn es auch bei manchen derselben aus andern Gründen unzweifelhaft ist.

Die Anmerkungen, welche der Herausgeber den einzelnen „Liedern“ beigefügt, erklären theils den Inhalt, theils die Sprache, immer kurz und gedrängt, aber auch immer genügend. Einige haben nicht bloß Interesse in Bezug auf den mitgetheilten Text. Wir führen nur eine an. Mehrere Lieder vermeiden das Wort „minnen“, das man wegen des Reims erwarten sollte und welches die holländischen Texte wirklich haben; statt desselben steht in der niederdeutschen Bearbeitung „leven“ (lieben). Das Wort „minnen“ war aber im 16. Jahrhundert in Westfalen noch gar wohl bekannt, wie es denn in den Predigten des aus Münster gebürtigen Johann Bege noch häufig vorkommt, obschon die Ausdrücke „lesde“ (Liebe) und „leven“ auch bei ihm schon vorherrschend sind. In der Handschrift der Nonne Katharina Tirk kommt das Wort überhaupt nur einmal vor, in dem übrigen Theile der Sammlung erscheint es nur in zwei Liedern. Die Vermeidung des Wortes „minnen“ hat aber ohne Zweifel darin seinen Grund, daß es mit der Zeit anstößig wurde und man je länger je mehr einen obsoleten Sinn damit verband, gerade wie sich ein anständiger Mensch in Frankreich des Wortes *laissez* nicht mehr bedienen darf.

So hat auch der Herausgeber der Schriften des Heinrich Suso, gedruckt zu Augsburg durch Hans Dithmar, 1512, das Wort „minnen“ und seine Ableitungen mit „Liebe“ u. s. w. vertauscht, weil, wie er im Prolog sagt, das Wort „minne“ in etlichen Sprachen (Dialekten) nicht mehr rechte, göttliche, ehrbare und ziemliche, sondern thierliche, viehische, unehrbare, unziemliche Minne anzeigt.

Bei dem neunten Liede, in welchem Christus mit einem Einhorn verglichen wird, hätte der Herausgeber auf ein ähnliches Lied bei Uhland (Nr. 339) verweisen können und sollen.

Sehr merkwürdig ist das einundzwanzigste Lied „Van den hilligen geiste“, dessen erste Strophe „Nu bitt wy den hilligen geist“ u. s. w. schon von dem Franciscaner Berthold (gest. 1272) erwähnt wird, während die drei letzten Strophen mit der Erweiterung Luther's übereinstimmen, woraus sich also ergibt, daß nicht alle mitgetheilten Gesänge vor der Reformation entstanden sind. Auch Nr. 41 spricht gegen des Herausgebers Meinung; es ist nämlich offenbar einem protestantischen geistlichen Liede nachgebildet, das selbst aus einem weltlichen Liede hervorgegangen war. Da die hochdeutsche Form mit Beziehung auf den protestantischen Lehrbegriff gebildet war, so hat der katholische Bearbeiter diese Beziehung vernichtet und auf diese Weise seinen Glaubensgenossen angepaßt. Endlich erwähnen wir noch das letzte Lied, eine sehr gelungene und ziemlich wörtliche Uebersetzung des lateinischen Hymnus des heiligen Bernhart: „Jesu dulcis memoria“,

von dem jedoch nur 21 Strophen übertragen sind, während es deren 48 hat.

Das Wörterbuch ist eine verbanfenswerthe Zugabe; es enthält, wie billig, nur diejenigen Wörter, welche im Hochdeutschen nicht vorkommen oder von der hochdeutschen Form bedeutend abweichen. Bei weitem die meisten waren dem Herausgeber aus der jetzt noch herrschenden Volkssprache bekannt; wo dies nicht der Fall war und die Bedeutung eines Wortes sich nicht auf andere Weise mit Sicherheit ermitteln ließ, ist die Uebersetzung nur als Conjectur angegeben, was ebenfalls durchaus zu billigen ist. So ist auch die Musikbeilage sehr willkommen. Die Handschrift der Nonne Katharina enthält nämlich auf den ersten 16 Blättern lateinische Weihnachtslieder mit Singnoten; drei derselben, die mit deutschen Worten unterwischen sind, theilt der Herausgeber in einer Anmerkung der Vorrede mit, die Noten zu den beiden ersten stehen in der Musikbeilage, welche auch die Noten zu zwei andern deutschen Gesängen enthält.

5. Pamphilus Gengenbach. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte der Reformationszeit. Herausgegeben von Karl Goedeke. Hannover, Rümpler. 1856. Gr. 8. 5 Thlr.

Die Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts ist allzu lange vernachlässigt gewesen. Es ist dies allerdings leicht zu erklären. Erstens wurde das literarische Studium unserer Literatur überhaupt erst durch die Beschäftigung mit der ältern Sprache angeregt und überhaupt möglich; es war eben für das Mittelalter und die Blüthezeit der Poesie so viel zu thun, daß man nicht eher weiter herabstieg, als bis die Ausbeute weniger reich und weniger lohnend zu werden anfing. Zweitens trug zur Vernachlässigung der spätern Denkmäler ohne Zweifel der Umstand bei, daß die Dichtungen des 15. und 16. Jahrhunderts an poetischem Gehalt und künstlerischem Werth denen der frühern Zeiten gar zu sehr nachstanden und man sich durch die allerdings oft rohe Form abgeschreckt fühlte. Bei alledem bietet aber die Literatur dieser Jahrhunderte viel Tüchtiges und für Geschichte, Sprache und Poesie Werthvolles dar, was nicht länger unbrachtet bleiben darf. Seit einiger Zeit wird denn auch diese Periode mehr berücksichtigt und wir haben schon manche treffliche Erscheinungen auf diesem Gebiete begrüßen können.* Zu den besten gehört die vorliegende, die um so mehr unsern Dank und unsere Anerkennung verdient, als

*) Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, unser tiefes Bedauern auszudrücken, daß der Verein zur Veröffentlichung älterer Drucke aus der bezeichneten Zeit seine Wirksamkeit noch nicht begonnen hat. In der Thätigkeit der Vereinsmitglieder, an deren Spitze, wenn wir nicht irren, Goedeke steht, kann es nicht fehlen, der rastlose Eifer und Fleiß dieses Gelehrten ist ja bekannt genug. Sollte die geringe Anzahl von ungefähr 150 Unterschriften (wenn wir nicht irren), die für den Beginn nothwendig war, nicht zusammengekommen sein? Dies wäre doch ein gar zu trauriges Zeichen von der Gleichgültigkeit, ich will nicht sagen des Volks, nicht einmal der Gelehrten, aber doch wenigstens der Bibliotheken, von denen doch mit Sicherheit zu erwarten gewesen wäre, daß sie den Verein in seinem lobens- und dankenswerthen Unternehmen unterstützen würden, zumal die jährlichen Beiträge äußerst gering sind.

sie und mit einem wackern Manne bekannt macht, von dem man bis dahin nur sehr wenig wußte.

Hampillus Gengenbach war Buchdrucker und Bürger zu Basel.^{*)} Ob er dort und wann er geboren war, ist unbekannt, wie überhaupt seine ganze Jugendzeit. Seine Wirksamkeit als Buchdrucker, über welche sich der Herausgeber mit gewohnter Gründlichkeit verbreitet, übergehen wir hier, da seine Bedeutung auf seiner schriftstellerischen Thätigkeit beruht, die mit der Zeit der Reformation zusammenfiel. Er hat eine Reihe von etwa 24 Schriften hinterlassen, deren Werth seine Zeitgenossen wohl zu würdigen verstanden. Wie es scheint, begann er mit Liedern, die als historische Gesänge wichtig sind, abgesehen davon, daß sie mit großer Anschaulichkeit und großer Entschiedenheit der Gesinnung gedichtet sind. Vordeke ist der allerdings sehr wahrscheinlichen Ansicht, daß Gengenbach ein Meistersänger war, jedenfalls schreinen die Meisterlieder, die aus seiner Druckerei hervorgingen, auch von ihm verfaßt zu sein.

Die Werke, welche Vordeke in neuem höchst getreuen Abdrucke vorlegt und mit bibliographischen, historischen, literarischen und sprachlichen Anmerkungen erläutert, sind folgende, und wir nennen sie, weil wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen hoffen, wenn wir sie mit einem Schriftsteller näher bekannt machen, der bis jetzt so ziemlich unbekannt geblieben ist.

1) „Der Welsch Fluß.“ Gengenbach stellt darin die französisch-italienischen Kriege unter der Form eines Kartenspiels dar, indem er die dabei Theilnehmenden als Kartenspieler auftreten läßt. Ueber den Titel des Gedichts ist nämlich zu bemerken, daß Fluß, Flüßli ein Kartenspiel war, das um jene Zeit erst aufgekomen, und namentlich am französischen Hofe sehr im Schwang war. Nach einer langen Einleitung kommt das kurze Spiel (Drama), in welchem jede der aufgeführten Personen drei Verse spricht, wie im Kartenspiel jeder Theilnehmer drei Karten hatte. Einige Stellen sind aus Brant's „Narrenschiff“ entlehnt, das auch sonst hin und wieder von Gengenbach benutzt wird.

2) „Der alt Eidgenos.“ Dies Gedicht, das von der wärmsten Vaterlandsliebe eingegeben ist, mahnt die Eidgenossen ab, mit den Fürsten sich einzulassen, wie die Vorfahren es gethan, die sich mit Räs und frischem Wasser begnügten und dabei glücklich und frei waren.^{**)} Das Gedicht wurde später, für den Volksgefang verkürzt, in Zürich gedruckt, was genugsam für seine poetische Kraft beweist.

3) „Der Bundschuh.“ Mit Ausnahme der gereimten Vorrede, welche zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, den Adel und die Priesterschaft auffordert^{***)}, ist die kleine

^{*)} Durch Zen verführt, hat Vordeke behauptet, das Geschlecht Gengenbach sei in Basel ausgestorben; dem ist aber nicht so.

^{**)} In den Anmerkungen über das „Reislaufen“, d. h. die Sitte, fremde Kriegsdienste zu suchen, um Geld zu gewinnen, wäre auch Zwilling zu erwähnen gewesen.

^{***)} „Diese Stände“, sagt Gengenbach, „kommen von Noe's frommen Söhnen Sem und Japhet, während der Bauernstand von dem

Schrift in Prosa abgefaßt. Sie enthält eine bis in die kleinsten Bestandtheile genaue Darstellung der unglücklichen Bauernverschwörung, sodaß es wol unzweifelhaft ist, Gengenbach habe bei der Abfassung amtliche Quellen benützt.

4) „Tod, Teufel und Engel.“ Dies Gedicht, das wie das nachfolgende, ein Meistergesang ist, erzählt die Geschichte von drei Bauern, welche, als Tod, Teufel und Engel verkleidet, einen Wirth in Berlin berauben wollten, aber, von der Tochter desselben entdeckt und hierauf gefangen und gehangen werden.

5) „Fünf Juden.“ Auch in diesem Stück zeigt sich Gengenbach als einen Sohn seiner Zeit. Den Inhalt bildet die Geschichte von fünf Juden, welche ein Marienbild schänden und dafür grausam hingerichtet werden.

6) „Die zehn Alter.“ Vordeke sagt darüber:

Mit diesem Spiel beginnt die Geschichte des neuern deutschen Schauspiels; es war der erste Versuch und als solcher in wunderbarer Weise glücklich. An der Reihe der zehn Alter schreitet der Ginsiedel und fragt jede Stufe nach ihrer Art und Meinung. Die Antworten sind sorglose, mitunter übermüthige Bekenntnisse von Fehlern und Schwächen, die der Ginsiedel mit Ermahnungen und Zurechtweisungen erwidert.

Das Spiel fand wegen seines treffenden Inhalts großen Beifall und zwar noch mehr in Deutschland als in der Schweiz; es wurde vielfach nachgedruckt, an mehreren Orten gespielt und öfters nachgeahmt oder bearbeitet.

7) „Der Nollhart.“ Unter Nollharten oder Pollharten, die manchem unserer Leser wenigstens aus Ischolt's „Freihof von Narau“ bekannt sind, verstand man eine Art von Laienbrüden, die zu vielen Spittereien Anlaß boten, da sie unter dem Scheine der Religion dem Müßiggange und manchem andern Laster heuchlerisch fröhnten, wenn es auch wol solche gegeben hat, denen es mit den religiösen Dingen Ernst war. Im Jahre 1488 war unter dem Namen „Nollhart“ ein Buch voll Prophezeiungen erschienen, das in Gengenbach's Spiel personifizirt wird. Gengenbach selbst gibt den Plan seines Spiels an. Wie er in den „Zehn Altern“ die Alternestufen vom Ginsiedel befragen und in der „Gouchmat“ die bürgerlichen Stände vom Narren ausmachen läßt, so führt er im „Nollhart“ die politischen Mächte und darunter auch den Juden vor. Sie fragen der Reihe nach den Bruder Methobius, Brigitta und die Sibylla von Cumä um ihre Zukunft. Es treten auf der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, der Bischof von Mainz, der Pfalzgraf, der Venediger, der Türke, der Eidgenos, der Landknecht (Bruder Welt) und endlich der Jude. Jedem Stande werden seine Fehler gesagt; beim Eidgenossen wird der Dichter warm in patriotischem Eifer, beim Venediger in Groll und Haß. Der Landknecht weckt seinen Humor. Unverkennbar ist in diesem Stücke des Dichters Vorliebe für das Kaiserthum und eine feindselige Erbitterung gegen

mit dem Fluch des Vaters beladenen Sam abstammt und daher zur Knechtschaft verdammt ist.“ Man sieht, daß Gengenbach damals noch ganz in den beschränkten Ansichten seiner Zeit befangen war.

Frankreich. Das Ganze ist ernsthaft gehalten, doch scheint mitunter ein Spott über den Bruder durchzubrechen, dessen leidenschaftliche Haltung nicht ganz ohne die Absicht ist, sie lächerlich zu machen. Diente doch der Teufel, vor dem man sich fürchtete, zur komischen Figur; warum sollte man über einen Nollhart, den alle Welt gering schätzte, unbeschadet des Glaubens an seine Verkündigungen, nicht gelacht haben? Die Weissagungen sind freilich dunkel und sogar unverständlich. Der Herausgeber hat es nach vergeblichen Bemühungen unterlassen, dieselben zu erklären; er hoffe, es werde sich vielleicht einmal jemand besser aufgelegt und besser ausgerüstet finden, um die Propheten- und Visionsliteratur im Zusammenhange gründlich und lichtvoll zu behandeln. Es ist dies freilich ein schweres Stück Arbeit, die vielleicht nicht einmal sehr belohnend ist, und wir können gar wohl begreifen, daß dem Herausgeber darüber die Geduld ausgegangen ist. Es ist wol möglich, daß sich jemand findet, der zu solchem Beginnen mehr Geduld besitzt, ob er aber dazu besser ausgerüstet sein wird, als der Herausgeber des Gengenbach, das möchten wir wol bezweifeln, wenn wir auch keinen andern Grund anzugeben hätten, als die Behandlung des vorliegenden Buchs selbst.

8) „Die Gouchmat.“ Die bisher verbreitete Meinung, als ob dieses Spiel gegen Murner's gleichartiges Gedicht gerichtet sei, ist unrichtig; vielmehr ist es gegen ein anderes kurz vorher erschienenen Gedicht gerichtet, das die Unkeuschheit für sündlos erklärt hatte. Gengenbach schildert darin, wie verschiedene Alter und Stände auf die Gouchmat laufen, d. h. sich an niederliche Weiber hängen und darüber arm und krank werden. Der Narr, der an der Fürsten Hofe nicht mehr gedeiht, weil alle Welt in sein Gewerbe greift, hütet die Gouchmat der Frau Venus und warnt die Heranbringenden: den Jüngling, den Ehemann, den Kriegsmann, dessen Euter Heiny Winkelried Frau Venus erst kürzlich betrogen und ihm Hof und Haus und all sein Vieh aufgerieben hat; ferner den Doctor, den alten Gouch von 90 Jahren, endlich den Bauer, dem die Bäuerin nachläuft und in die Haare fällt, worauf der Narr ihnen die Britsche schlägt und der Hofmeister zum Beischluß anzeigt, daß sich Frau Venus mit ihren Töchtern jung und alt zu Basel in der Malengasse, d. i. im Siechenhause niedergelassen habe. Wen es verdrießt, daß jung und alt, Mäddch und Pfaffe ihr zulaufe, der möge vom Ehebruch absehen, und nicht wie die Sau im Kotze liegen. Das Spiel zerlegt sich in sechs Abschnitte, in jedem wiederholt sich die Bitte um Einlaß; die Warnung des Narren, die bald geradezu ausgesprochen, bald spöttisch eingeliebt ist; die Liebeswerbung der Gouch um Venus oder ihre Frauen. Sie machen einen Tanz, werden ausgezogen und in Lumpen oder weiblicher Kleidung entlassen und mit dem Spotte des Narren abgeführt. Gengenbach hat versucht, die Charaktere zu individualisiren: der Kriegsmann pocht und prahlt; der Alte, der am Stabe einhereschleicht, fühlt sich auf der Gouchwiese vom Anblick der schönen Frauen entzündet, sein Herz gumpelt und rumpelt ihm im Leibe, er

will nichts mehr vom Steden wissen, seine Füße werden ihm leicht und sein ganzer Leib geht empor. Als ihm der Sadel leer geworden, schleicht er mit hängenden Backen wie der Tod. Bauer und Bäuerin spielen die Bügelszene der alten Fastnachtsspiele, die im ganzen Jahrhundert wiederkehrt. In den Reden der Narren und Weiber tritt wieder jene Sucht hervor, Beispiele und gute Lehren aus heiliger und profaner Literatur auszukramen. An lokalen Anspielungen scheint das Stück sehr reich zu sein.

In allen diesen Stücken erkennen wir leicht den Geist, der der Reformation vorging und sie hervorrufen mußte; die Spiele Gengenbach's, die wir bisher haben kennen lernen, sind von derselben Gesinnung durchdrungen, welche Brant's „Narrenschiff“, Murner's „Narrenbeschwörung“, „Schelmenzunft“ und andere Werke der Zeit charakterisirt. Sie decken die Gebrechen im bürgerlichen und religiösen Leben auf und bringen zum Bewußtsein, daß es anders werden müsse. Bei Gengenbach tritt als Bürger einer freien Stadt und als Schweizer auch das politische Element hervor, was bei den andern Dichtern seiner Zeit mehr oder weniger umbrachtet bleibt, oder wenigstens nicht in der nämlichen Fülle zur Erscheinung gelangt, wie bei Gengenbach. Mit solchen Gesinnungen mußte das kräftige Auftreten der Reformatoren bei ihm den besten Anklang finden, und so widmete er seine folgenden Schriften beinahe ausschließlich der großen Bewegung, die er durch dieselben nicht wenig förderte.

9) „Die Todtenfresser“ sind das erste Gedicht, mit welchem er auf die Seite der Reformation trat. Mit diesem Worte bezeichnet er die Geistlichen und deren Anhang, die von den Todtenmessen Unterhalt und Wohlleben gewinnen. Bekanntlich hat der berner Maler Niklaus Manuel ebenfalls ein Spiel unter dem nämlichen Titel geschrieben; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er dabei die Satire Gengenbach's vor Augen gehabt habe. Wie scharf dieser die Mängel des Papstthums aufgreift, wie vortrefflich er das Verwerfliche in dessen Lehren dem Volke zum Bewußtsein zu bringen sucht, ersieht man schon aus der kurzen Inhaltsanzeige des Herausgebers:

Der Papst verwirft des blinden Luther Tand und serbert die Seinen auf, sich nicht daran zu kehren; denn Christus habe für unsere Sünden genug gethan, so daß wir es nicht mehr zu thun brauchen. Der Bischof, der weltliche Priester, der Bernharden, der Bettelmönch, die Klosterfrau und die Pfaffen mögen leben das gute Leben, das sie von den Todtenmessen haben, das aber leider in Abgang zu kommen drohe, da kein Bauer mehr opfern wolle. Der Teufel freut sich seiner auserwählten Kinder, aber die Seelen der Bettler, der Pfarrer, Edelmann und Bauer klagen über die Todtenfresser, die ihnen das Ihre nehmen.

10) „Practica.“ Es ist dies eine Satire auf die Kalendermacher und ihre Prophezeiungen. Vergleichen Satiren wurden damals häufig gemacht; die von Fischart ist allgemein bekannt; nicht so bekannt ist, daß dieser zu derselben eine frühere seines Gegners Johann Naf benutzte. Die vier folgenden Schriften: 11) „Der Pfaffenpiegel“, 12) „Der Laienspiegel“, 13) „Der Ewangelisch Burger“ und 14) „Von vrien Christen“ gehören mehr in das

Gebiet der theologischen Literatur als in das der Literatur im engeren Sinne, sind jedoch wegen ihres entschiedenen Auftretens gegen das Papstthum von hohem historischen Interesse. Ob diese Schriften übrigens von Gengenbach sind, ist noch sehr zweifelhaft, vielleicht haben sie den rheinfelder Reformator Johann Eberlin von Günzburg zum Verfasser.

15) „Die Jakobbrüder“, eine Legende, die so vorzüglich ist, daß man mit dem Herausgeber bedauern muß, daß Gengenbach nicht noch mehrere gedichtet habe. Er benutzte dazu ein Gedicht eines sonst unbekannten Dichters, Kunz Ristener, der selbst wahrscheinlich aus einer älteren Quelle schöpfte, als welche Godeke den „Balläre“ Heinrich von Linau's vermuthet. *)

Das Gedicht erzählt die Geschichte zweier Freunde, die gen Camptostell wallfahrten. Der eine, ein Graf aus Baiern, stirbt, bevor das Ziel erreicht ist. Der andere, ein Schwabe aus Heigelsloh, der schon 20 Jahre fern von der Heimat gewesen, nimmt die Leiche mit zum heiligen Jakob, der die Freundschaft durch Erwählung des Todten belohnt. Unauflösbliche Freundschaft fettert die beiden aneinander und bewährt sich, als der Schwabe dem Ausfah verfallt und nur durch das Blut des Kindes seines Freundes geheilt werden kann. Der Freund bringt das Opfer, reinigt den Freund vom Ausfah, und will mit ihm entweichen, kann aber nicht scheiden, ohne Weib und Kellern noch einmal gesehen zu haben. Während des Abschieds bringt die Amme das Kindlein, das der heilige Jakob gesund gemacht hat. Voll Andacht gründet der Graf ein Kloster Gnadau für Frauen und Männer.

Der Herausgeber macht mit Recht auf die Ähnlichkeit dieser Legende mit dem „Armen Heinrich“ von Hartmann von Aue aufmerksam; noch näher aber lag es, auf Konrad's von Würzburg „Engelhart“ hinzuweisen, da auch hier die Freundschaft und das Opfer der Kinder zur Heilung von der „Wilsfuch“ den Mittelpunkt bildet, also in dem Wesentlichen mit Gengenbach's „Jakobbrüder“ übereinstimmt, während die Ähnlichkeit mit Hartmann's „Armen Heinrich“ nur in der Heilung des Ausfahs durch Menschenblut überhaupt beruht. Zwar ist hier auch Aufopferung, aber ihr Motiv ist Liebe, daher wesentlich von dem in den „Jakobbrüder“ verschieden.

16) „Novella.“ Ob diese gegen Murner gerichtete Satire von Gengenbach selbst herrührt, war nicht mit Bestimmtheit auszumitteln, denn daß sie aus seiner Druckerei hervorging, ist natürlich kein Beweis. Doch macht es der Herausgeber ziemlich wahrscheinlich, daß sie unsern Dichter zum Verfasser hatte. Die „Novella“ ist eine der launigsten Satiren jener an Satiren reichen Zeit. Der Herausgeber sagt:

Es gibt, die Manuel'schen Fastnachtsvielle mitgerechnet, in der Literatur der zwanziger Jahre kein Gedicht, das mit so lachendem Humor geschrieben ist. Der lahme, bodenrichtige Pfarrer, der sich auf seine Bibliothek auf dem Bret und im Kasten beruft, vor 30 Jahren auch wol der Prieſterche hold gewesen wäre und sich jetzt noch so lebhaft aufregen kann, daß er selbst

*) Ristener's Gedicht, das sich handschriftlich auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet, hat Godeke in 100 Exemplaren für Freunde abdrucken lassen, um weitere Forschungen über die ursprüngliche Quelle zu veranlassen. Uebrigens scheint Gengenbach eine andere Handschrift als die Wolfenbütteler benutzt zu haben.

nach Wittenberg laufen möchte, um mit Luther zu disputiren und ihn mit Allegaten in die Ange zu treiben, daß er weder aus noch ein wissen sollte — wenn nur leider das verfluchte Bodagra nicht wäre: diese Figur ist so vorzüglich angelegt und meisterhaft durchgeführt, daß sie jedem humoristischen Dichter Ehre macht. Es ist zu bedauern, daß die gute Laune und die sichere Hand, die hier walten, nicht auf das wirklich dramatische Gebiet gerathen sind. Es würde ein Spiel entstanden sein, das uns fast ein Jahrhundert vor Shakspeare den Ruhm des vollendeten Humors erworben hätte. Wie das Spiel jetzt liegt, fehlt ihm allerdings die innere Rundung des Stoffs. Nach dem Zwiegespräch mit dem Mesner geht der Pfarrer auf den eigentlichen Stoff über. In seiner Pfarre, erzählt er seinen Gästen, ist ein Bauer Karsthan's gestorben, der große Narr, der sich von Luther's Glauben durch nichts wollte abbringen lassen. Der Pfarrer möchte gern wissen, wie es jetzt um ihn stehe, ob ihn der Teufel hin habe oder ob er in den Himmel gekommen. Vierzehn Tage darauf erscheint Karsthan's dem Pfarrer als Gespenst. Auf Rath des Doctors Prediger Ordens wird Murner geholt, um den Geist zu beschwören. Murner kommt und geht zur bestimmten Zeit mit dem Meier, dem Doctor, Pfarrer und Mesner auf den Kirchhof, wo der Geist sich eingestellt hat. Die Beschwörung des Doctors hilft nicht. Da kriegt ihn der Murner dran und setzt ihm hart zu. Der Geist bekant, daß er zwar nicht Karsthan's, aber der große Narr sei, dem Karsthan's, als Murner ihm den Harn beisehen, im Hintern gefressen. Er habe seine Ruhe, weil er auf dem Todtenbette eine Beguine begehrt habe, und werde nicht eher gestillt werden, bis er wieder einen Narren verschluckt. Für den nächsten Morgen seine Wiederkunft verheißend, verschwindet er. Die Uebrigen haben keine Lust, dabei zu sein, aber Murner überredet sie; auch finden sie sich wieder ein. Der Geist hält dem Murner eine Rede, er habe Narren beschworen, Schelmen die Ohren gemolken und manchem einen strohen Bart geschnitten *), nun sei er alt geworden, habe kein Glück mehr auf Erden und gefalle mit seiner Weise niemand mehr. Obwohl Murner sich sträubt, wird er vom Geist verschluckt. Der Mesner stolcht und schlägt vor, ihm das Requiem zu singen: Requiescat in pace!

Verständlich wird das Ganze erst, wenn man Murner's Gedicht kennt, wie er den großen lutherischen Narren beschworen hat: eine Satire, in welcher der große Narr nichts anderes bedeutet als eben die Reformation. Murner, der diesen Narren beschworen hatte, wird berufen, den unbekannten Geist zu beschwören, der sich als jenen großen Narren kund gibt und ihn verschlingt. Der Dichter der „Novella“ hat recht, die große Bewegung der Welt ging über Murner hinweg und verschlang ihn und seinen veraltenden Humor.

17) „Der Gombist“ und 18) „Der neue deutsche Bileamsesel“, die beide ebenfalls gegen das Papstthum gerichtet sind, liegen nur in späterer Uebearbeitung vor, weshalb wir sie hier übergehen.

19) „Liber Vagatorum“, welches die damaligen Waggabunden in 28 Kapiteln schildert. Godeke hält die prosaischen Bearbeitungen dieses Stoffs für Auflösungen des Gengenbach'schen Gedichts. Wir kennen die Ausgabe mit Luther's Vorrede nicht, die Godeke in Händen gehabt zu haben scheint, dagegen eine andere frühere Ausgabe, die auch von Panzer nicht erwähnt wird. Nach Vergleichung dieses Drucks mit dem Gedichte Gengenbach's möchten wir beinahe glauben, daß das Verhältniß umgekehrt ist, daß nämlich die prosaische Redaction älter ist und daß Gengenbach diese erweitert hat, theils in den Betrachtungen, theils durch Anführung von Beispielen, die im Prosadruck

*) Alles dies sind Anspielungen auf Murner's Gedichte.

nicht stehen, und die darin sicherlich nicht fehlen würden, wenn der Bearbeiter das Gedicht vor sich gehabt hätte. Auch das rothwelsche Wörterbuch scheint für diese Meinung zu bürgen. Im Gengenbach'schen fehlt ein Wort, „sonnenboß“, das dieselbe Bedeutung hat wie das vorhergehende „strom“; es ist aber nicht anzunehmen, daß ein späterer Bearbeiter dieses eingeschoben hätte, vielmehr ist es glaublicher, daß es beim Druck des Gengenbach'schen Buchs ausgelassen worden ist, weil das deutsche Wort für „sonnenboß“ in den zwei unmittelbar vorhergehenden Zeilen schon steht, und der Setzer ebendadurch irre geführt worden sein wird. Auch kommen im Gengenbach'schen Drucke Fehler vor, die sich in der Prosaausgabe nicht finden, was wieder dafür zu sprechen scheint, daß diese älter ist. Referent beiläufig übrigens den Druck nicht selbst, sondern eine (hoffentlich genaue) Abschrift, die er vor vielen Jahren gefertigt hat. Sollte Goedeke glauben, dieselbe auf irgendeine Weise benutzen zu können, so steht sie ihm sehr gern zu Dienst.

Es wird aus unsern Bemerkungen hoffentlich ersichtlich geworden sein, daß sich Goedeke durch die Bekanntmachung von Gengenbach's Schrifften ein wahres Verdienst um die Geschichte der Literatur erworben hat. Dieses Verdienst stellt sich aber durch die beigelegten Anmerkungen noch viel bedeutender heraus, und wir stehen nicht an, mit Rücksicht auf dieselben das Buch meisterhaft zu nennen. Es zeugt von einer wirklich riesigen Belesenheit und von einer sichern Beherrschung der mit dem beharrlichsten Fleiß erworbenen Kenntnisse, die sich nicht häufig mit der geschmackvollen Behandlung vereinigt findet, die aber um so höher zu schätzen ist, als wir durch diese klare Behandlung mit dem Verfasser des massenhaften Stoffs Herr werden, den er uns darbietet.

Goedeke hat im Verlauf seiner Darstellung auch ein Wörterbuch zum Gengenbach versprochen, es würde dies eine höchst erfreuliche Zugabe zum schönen Werke sein, das übrigens, wie schon bemerkt, der werthvollen Zugaben viele enthält, die wir leider nicht mehr besprechen können.

6. Satiren und Basquille aus der Reformationszeit, herausgegeben von Oskar Schade. Zwei Bände. Hannover, Kümpler. 1856. 8. 4 Thlr.

Das vorliegende Werk schließt sich vortrefflich an Gengenbach's antipapistische Schrifften und füllt, wie Goedeke's Arbeit, eine wesentliche Lücke in der Geschichte der deutschen Literatur aus. Zwar ist schon vielseitig auf die Wichtigkeit der „Satiren und Basquille aus der Reformationszeit“ aufmerksam gemacht worden, namentlich von Johann Voigt in Raumer's „Historischem Taschenbuch“ und von Karl Hagen in seinem Werke „Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse“; auch ist manche hierhergehörige Schrift schon gedruckt worden (so finden sich viele in Scheible's bekannten Sammlungen), aber die vorliegende erscheint desvenungeachtet keineswegs als überflüssig, vielmehr als eine sehr dankenswerthe Gabe. Denn ohne zu erwähnen, daß die Scheible'sche Ausgaben nicht immer die nothwendige Correctheit des Textes darbieten,

sind diese Flugschriften in seinen Sammlungen so sehr zerstreut und mit andern untermengt, daß die so wünschenswerthe Uebersicht dadurch gänzlich verloren geht. Diese hat man natürlich in der vorliegenden Sammlung, die übrigens das näher Zusammengehörnde auch zusammenstellt. Zudem ist sie immerhin viel reicher als die Scheible'sche Sammlung, sie ist viel sicherer und correcter und gibt endlich noch eine Reihe von Erläuterungen, während Scheible sich mit dem Abdruck des Textes begnügt, und nicht einmal über die Drucke, die er zu Grunde gelegt, hinreichende Auskunft gibt.

Die Zeit der Reformation ist für Deutschland (wir wollen ihren universalhistorischen Charakter nicht einmal in Anschlag bringen) von so außerordentlicher Wichtigkeit, sie ist in religiöser, politischer, sittlicher, geistiger und literarischer Hinsicht von so hoher Bedeutung, daß eine Sammlung aller auf dieselben sich beziehenden Quellen und Urkunden gewiß höchst wünschenswerth wäre. Unter diesen nehmen aber die zahllosen Flugschriften, die meist von den Protestanten, zum Theil aber auch von den Katholiken ausgingen, eine bedeutungsvolle Stelle ein. Sie haben vorzüglich auf das Volk gewirkt und den Sieg der einen oder der andern Partei wesentlich mit begründen helfen. Viele sind freilich ganz lokaler Natur und beziehen sich auf die speciellsten Verhältnisse der Zeit, aber in ihnen findet man eben ganz vorzüglich die Erklärung, warum dieser oder jener Landestheil sich dieser oder jener Religionspartei angeschlossen hat. Aber auch die lokalsten Flugschriften blieben in ihrer Wirkung selten auf die Gegend beschränkt, für welche sie zunächst bestimmt waren; denn die religiösen Dinge waren damals zur gemeinsamen vaterländischen Angelegenheit geworden, durch sie wurde, freilich nur für kurze Zeit, das Nationalgefühl wieder in mannichfacher Weise geweckt, was der religiösen Bewegung eine noch durchgreifendere Bedeutung verleiht.

Eine solche Sammlung könnte aber freilich nicht die Aufgabe eines einzelnen sein, wie sie auch kaum von einem Verleger unternommen werden könnte, da ein solcher zu bedeutende Mittel und Kräfte darauf verwenden müßte und sich im glücklichsten aber kaum denkbaren Falle nur ohne wesentlichen Verlust herausziehen könnte. Dagegen wäre dies eine schöne Aufgabe für eine Regierung, namentlich für eine protestantische, die sich dadurch ein würdiges Denkmal setzen und der Sache der religiösen Freiheit auch in unsern Tagen einen wesentlichen Dienst erweisen würde. Denn wir sind überzeugt, daß dem immer mehr um sich greifenden Ultramontanismus und Jesuitismus auf der einen und dem verdüsternden Obscurantismus auf der andern Seite nichts Besseres und Wirksameres entgegengesetzt werden könnte als die Flugschriften aus der Reformationszeit; die bessern unter denselben würden auch jetzt noch auf das verständige Gemüth des Volks vielleicht die nämliche Wirkung hervorbringen wie vor 300 Jahren.

Doch sind dies nur fromme Wünsche und werden es wol auch bleiben. Daher müssen wir die Gabe, die uns

in dem vorliegenden Bänden vorgeordnet sind, um so dankbarer entgegenzunehmen. Sie enthalten im ganzen 39 größere und kleinere Stücke, unter welchen einige als Muster der Satire gelten können. Wie schon erwähnt, hat der Herausgeber auch das Verwandte zusammengestellt; so wird der erste Band mit sechs Stücken eröffnet, die sich im allgemeinen auf die kirchlichen Zustände zur Zeit der Reformation beziehen und theils die Mißbräuche überhaupt, theils einzelne Gebrechen ausdecken und verhöhnen, welche die christliche Kirche entehrten. Sechs andere Stücke beziehen sich auf den Herzog Heinrich von Braunschweig, den bekanntlich auch Luther selbst in seiner gewaltigen Weise bekämpfte; das letzte behandelt in einem „Gespräch des Herrn mit St. Peter“ ganz allgemein die sündlichen und gesellschaftlichen Zustände um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Der zweite Band beginnt mit drei Stücken, die sich auf die politisch und religiös so mächtige Sickingen'sche Angelegenheit beziehen. Das erste derselben: „Gesprächbüchlein Neuw Karsthans“, wird von vielen dem Ritter Ulrich von Hutten zugeschrieben; der Herausgeber bezweifelt dies aus allerdings nicht unwichtigen Gründen. Wie dem aber auch sei, so ist die Schrift ganz vortrefflich und entspricht ihrem Zwecke, die Bauernschaft für die politischen und religiösen Pläne des großen Sickingen zu gewinnen, auf das vollständigste. Eine damals sehr gewöhnliche Art von Pasquillen war in Form von Manifesten des Höllenfürsten Lucifer als fingirten Oberhauptes der päpstlichen Kirche; es werden fünf Stücke dieser Art mitgetheilt. Diesen folgen vier persiflirende Umdichtungen biblischer Stücke, welchen sich vier sehr charakteristische, wenn auch an innerem Werth ungleiche Dialoge anreihen, von denen der erste: „Ein schöner Dialogus Quonj und der Friß“, und der dritte: „Ein schöner Dialogus zwischen aim pfarrer und aim schultheiß, betreffend allen übeln stand der geistlichen, und böß handlung der weltlichen, alles mit geizigkeit beladen“, die Hand des Kenners verrathend, ungemein lehrreich sind. Es ist bekannt, daß der letzte Dialog auch literarhistorisch wichtig ist, weil darin einige anonyme Gedichte dem Wurner beigelegt werden. Unter den dann mitgetheilten fünf Stücken in poetischer Form zeichnet sich der „Triumphus voritatis. Sif der warheit, mit dem schwert des geists durch die wittenbergische nachtigall erobert“, wie durch seinen Umfang, so auch durch seine innere Bedeutsamkeit aus. Der Verfasser nennt sich Hans Heinrich Freiermuot, sagt, daß er zu Nürnberg auf dem Sande geboren sei und in der Schweiz wohne. Unter den Beweisen, daß das Gedicht nicht vor dem Jahre 1523 entstanden sein könne, hätte der Herausgeber vielleicht auch anführen können, daß sich der Titel desselben offenbar auf Hans Sachsens Gedicht „Die Wittenbergisch Nachtigall“, die man jetzt hört uherall“ bezieht, das am 8. Juli 1523 gedichtet wurde. Den Schluß machen „zwei recht harte und bößartige Satiren“ vom Tod der Seelenmesse und das papistische Handbüchlein.

Die Sammlung gewinnt noch höhern Werth durch die inhaltreichen Anmerkungen, die alles berühren, was

Erklärung bedurfte und sich über die hienachst. alten Drucke, den Inhalt und die historische Bedeutung der einzelnen Stücke verbreiten und vorzüglich die Sprache betreffen, wodurch das Verständnis auch für solche wesentlich erleichtert wird, welchen die alte Sprache unbekannt ist.

7. Andreas Gryphius. Das verliebte Gespenst, Gesangspiel, und die geliebte Dornrose, Scherzspiel, mit Einleitung herausgegeben von Hermann Palm. Breslau, Trevesdt. 1855. Gr. 8. 20 Mgr.

Der Herausgeber hat sich früher schon durch eine inhaltreiche Abhandlung über den in neuerer Zeit erst nach Verdienst wieder gewürdigten Christian Weise rühmlich bekannt gemacht; vorliegende Schrift schließt sich jener würdig an. In der Einleitung wird zuerst erzählt, bei welcher Veranlassung der große Dramatiker die beiden mitgetheilten Stücke dichtete, deren Wiederabdruck nicht bloß durch ihre innere Bedeutsamkeit, sondern auch dadurch gerechtfertigt erscheint, daß sie nicht in der Gesamtausgabe der Werke des Dichters stehen und darum sehr selten geworden sind. Der zweite Abschnitt entwickelt den poetischen Werth der beiden Stücke. Wenn der Herausgeber das erste, nämlich „Das verliebte Gespenst“, auch unzweifelhaft viel zu hoch stellt, so weiß er doch einzelne Seiten scharfsinnig hervorzuheben, die von frühern Beurtheilern unbeachtet geblieben sind und das Drama offenbar in ein günstigeres Licht stellen. Doch legt er auch den Hauptwerth nicht diesem, sondern dem zweiten Stücke, der „Geliebten Dornrose“ bei, welches „Scherzspiel“ Gryphius in die Acte des ersten als lustiges Intermezzo einfügte, womit er einer Sitte der Zeit folgte, welche offenbar auf dem mehr oder weniger bewußten Streben beruhte, das Volksschauspiel, dessen Verechtigung man fühlte, neben dem gelehrten Drama nicht ganz aufzugeben und dem verben, ungeschminkten Späße seine Bedeutung zukommen zu lassen. Der Dichter hat darin den glänzendsten Beweis für seine Befähigung zur komischen und insbesondere zur volkstümlichen Darstellung geliefert, und es steht das kleine Stück daher weit über seinen beiden größern Lustspielen („Herr Peter Squenz“ und „Horribilicribrifax“), deren Komik nicht volkstümlich und ohne gelehrte Bildung nicht zu verstehen ist. Auch gehören diese ihren Grundlagen nach nicht ganz dem Dichter eigenthümlich an, während die „Dornrose“ unzweifelhaft von seiner Erfindung ist. Die Charakteristik, die der Herausgeber von dem Stücke gibt, ist gründlich, erschöpfend und zeugt von Geschmack.

Man sehe die treffliche Charakteristik der einzelnen Personen, wie des ganzen Bauernlandes, dessen Wesen sich und heute in seinen Grundzügen noch ebenso darbietet wie vor 200 Jahren. Seine Schilderung bei Gryphius, die allerdings auch durch Darstellung des Standes, aber nicht seiner Noth allein ergötzen will, erhebt sich weit über ähnliche bei andern Dichtern durch das maßvolle Innehalten gewisser Schranken, deren Ueberschreiten z. B. bei Christian Weise und selbst bei Holberg dem Bauer alle Menschenwürde raubt. Ebenso vermeidet zwar Gryphius in der Sprachweise desselben keineswegs mit ängstlicher Scheu gewisse Ausrufwörter, die der Bauer unbedeutlich im Munde führt, ist aber fern von wohlgefälligem Ha-

schen nach schmeizigen und zottelhaften Lebensarten. In welchem schäner Contrast weiß er sodann die einfache, ungefärbte Liebe der Jungen zu dem Jank der Alten zu stellen! Wie sauber ist überhaupt die Figur der Dornrose gezeichnet, deren Lebenswürdigkeit der Dichter auf seine Weise dadurch erhöht, daß er sie allein hochdeutsch sprechen läßt, was ihr durch den häufigen Verkehr mit dem Edelhofe geläufig geworden ist. Welche köstliche Figur ist ferner die dem „Horribilicribrifax“ entlehnte Kapplerin, die hier einen weit vortheilhaftern Eindruck macht als dort. Trefflich schließt endlich auch der Arrendator den ganzen Proceß ab, dessen dictatorisches Gebieten zu der demüthigen Unterwürfigkeit der händelsüchtigen Bauern einen schönen wirksamen Gegensatz bildet, bei dem sich aber die in der Schlussscene entwickelte Klugheit und Umsicht schwer mit so beschränkter Wahrheit denken läßt, als ihm Gryphius bei seinem ersten Auftreten beilegt. Wenigstens wenig als die vor dem Arrendator einhergehenden, mit Heugabeln bewaffneten Leibwächter wollen auch die in beiden Stücken wiederkehrenden Verwörungen von Fremdwörtern unserm heutigen Geschmack zusagen; indeß sind dergleichen Ueberreibungen eben Eigenthümlichkeiten der Volkspoesie jener Zeit.

Es ist diese Darstellung im ganzen durchaus gut; doch in Einem Punkte ist dieselbe irrig. Wenn nämlich gesagt wird, daß Dornrose die einzige Person im ganzen Stücke sei, die hochdeutsch spreche, so ist dies nicht richtig; denn auch der Arrendator Wilhelm von Hohen Sinnen spricht hochdeutsch. Dadurch aber, daß der Herausgeber dieses unbemerkt gelassen hat, mußte er auch eine weitere Schönheit der Dichtung unberührt lassen. Obgleich nämlich der Arrendator und Dornrose hochdeutsch reden, so ist ihre Sprache doch durchaus verschieden; jener spricht pedantisch, geschnitten und gesucht, bringt gern, jedoch ohne widerliche Ueberreibung, fremde Wörter vor, die er verunstaltet, und dabei hat seine Sprache immer die Färbung des Dialekts, wodurch seine mangelhafte affectirte Bildung recht lebendig hervortritt, während Dornrose in durchaus reinem, aber durchweg einfachem und schlichtem Hochdeutsch spricht: eine Feinheit der Auffassung, die jedenfalls einen großen Dichter beurkundet. Die letzte Bemerkung des Herausgebers bezüglich der Verwörung der Fremdwörter scheint uns ebenfalls nicht begründet; die Verwörung von Fremdwörtern im Munde Halbgebildeter oder auch des Volks ist ein komisches Mittel, das nicht bloß eine Eigenthümlichkeit der Volkspoesie des 17. Jahrhunderts war, sondern von jeher von den Dichtern mit Glück und guter Wirkung gebraucht wurde und auch jetzt noch gebraucht wird, wie man sich, um nur Einen Dichter zu nennen, aus den Zauberspielen des trefflichen Raimund überzeugen kann.

Im dritten und vierten Abschnitt der Einleitung behandelt der Herausgeber die Sprache der beiden Stücke in sehr gründlicher und erfreulicher Weise; namentlich schenkt er den syntaktischen Verhältnissen gebührende Aufmerksamkeit, was um so mehr anzuerkennen ist, als diese Seite gewöhnlich nicht oder nur sehr oberflächlich in Betracht gezogen wird. Auch die Bemerkungen über die rhythmische Eigenthümlichkeit des Dichters gewähren manichfachen Interesse. Im letzten Abschnitt theilt der Herausgeber das Nöthige über die Originalausgaben der Stücke mit.

Diese sind getreu wieder abgedruckt, und hat der

Herausgeber, was sehr dankenswerth ist, die überaus schlechte und sinnentstellende Interpunktion des Originals verbessert. Wir wünschen mit ihm, daß das treffliche Lustspiel des größten Dramatikers des 17. Jahrhunderts in dieser guten Ausgabe, welche durch die gründliche und geschmackvolle Einleitung noch mehr Werth erhält, viele Leser finden und das Gedächtniß des trefflichen Dichters in vollem Sinne erneuert werden möge.)

Es sei uns unsern Bericht schließen, drängt es uns, einen Punkt zu berühren, der sich auf einige Aeußerlichkeiten mehrerer der angezeigten Schriften bezieht. Daß die Gelehrten, welche sich vorzugsweise mit der ältern deutschen Sprache beschäftigen, in Nachahmung Grimms ihre Schriften mit lateinischen Buchstaben drucken lassen, kann nur gebilligt werden. Die sogenannte deutsche Druckschrift ist bekanntlich nur eine geschmacklose Abart der lateinischen; sie ist eine Erfindung der Mönche, die ihre Zeit wahrscheinlich nicht besser als mit Anhäufung von Schnörkeln u. dgl. auszufüllen wußten. Es ist bekannt, daß sie keineswegs ausschließlich in Deutschland vorkam, und es ist daher irrig, sie als vorzugsweise deutsch bezeichnen zu wollen. Ohne sich vielleicht davon Rechenschaft zu geben, aber von der schönen Gestalt der lateinischen Schrift angezogen, hatte man schon im vorigen Jahrhundert und im Anfang des jetzigen angefangen, die deutschen Lettern mit lateinischen zu vertauschen. Zur Zeit der Reichthums- kriege wurde aber die lateinische Druckschrift gänzlich wieder zurückgedrängt, weil man in allem echt deutsch sein und nichts Gemeinlichkeits mit dem Erbfeinde haben wollte. Wenn wir uns nicht täuschen, so hat sogar Jakob Grimm gegen den Gebrauch lateinischer Buchstaben geistert, jedenfalls sind seine ersten Werke mit deutschen Lettern gedruckt, so „Die altheutschen Wälder“, „Der arme Heinrich“ u. s. w. Später kam er davon ab und gebrauchte ohne Ausnahme die lateinische Schrift aus dem oben angegebenen Grunde, daß sie schöner und die andere in der That nicht deutsch sei. Seine Schüler und Nachfolger haben ihm auch darin und vollkommen mit Recht nachgeahmt.

Wir können auch nichts dagegen einwenden, daß die Germanisten die Substantiva nicht mit großen Buchstaben schreiben, die unsern Wissend erst im 16. Jahrhundert aufkamen, aber nur gebraucht wurden, um irgendein dem Sinne nach bedeutendes Wort auch durch den Druck hervorzuheben; sie vertraten also zunächst nur die Stelle des Unterstreichens in der Schrift, oder der gesperrten, der fetten oder

*) G. Bengler's „Hausbuch der deutschen Humorsatire“ bringt dies auch von Cholebius sehr hochgestellte Gryphius'sche Schauspiel ebenfalls vollständig und führt es somit beim größern Publikum ein. D. Aeb.

**) Ganz anders verhält es sich mit der eigentlichen Schrift; diese hat sich wirklich eigenthümlich ausgebildet und unterscheidet sich wesentlich von der lateinischen, wenn sie auch aus ihr entstanden ist. Zudem gewährt sie den großen Vortheil, daß man mit derselben viel schneller schreiben kann als mit der lateinischen, weil sie aus lauter Strichen besteht, die leicht und schnell miteinander verbunden werden, während die lateinische auf dem Kursive beruht, der mehr Zeit in Anspruch nimmt.

der Kursive Schrift im Druck. In dieser Bedeutung finden wir den Gebrauch der großen Buchstaben zu jener Zeit auch bei den Franzosen und Engländern. Es wurden daher nicht bloß Substantiva, sondern auch andere Wörter, selbst Partikeln, mit großen Buchstaben geschrieben, wenn sie hervorgehoben werden sollten. Erst sehr spät, am Ende des 17. Jahrhunderts, wurde es in Deutschland Sitte, alle Substantiva mit großen Buchstaben zu schreiben. Wahrscheinlich kam es daher, daß man diese in durchaus fehlerhafter Auffassung Hauptwörter nannte, was sie gar nicht sind, da das Prädicat, das Verbum die eigentliche Seele des Satzes, also dessen Hauptwort ist. Die Franzosen und Engländer, sowie die Italiener, Spanier u. s. w. haben allmählich den Gebrauch der großen Buchstaben immer mehr eingeschränkt und sie endlich nur im Anfang der Sätze oder bei Eigennamen angewendet; selten kommt es noch vor, daß einzelne Wörter im Satze durch dieselben ausgezeichnet und hervorgehoben werden. Auch dies ist schon im vorigen Jahrhundert in Deutschland nachgeahmt worden, und wenn wir uns nicht irren, ist die erste Ausgabe des „Oberon“ von Wieland, obgleich mit deutschen Lettern, doch ohne Anwendung der großen Buchstaben bei Substantiven gedruckt. Da somit ein Grund nicht vorliegt, warum diese Wörter mit großen Buchstaben geschrieben werden sollten, so könnte man sich die Entfernung derselben allerdings noch gefallen lassen, obgleich diese Art zu schreiben vollkommen national ist, darum auf Beachtung und Beibehaltung Anspruch machen kann und sie überdem keineswegs unangenehm auf das Auge wirkt.

Während aber die Germanisten die alte Mönchsschrift verbammen und dieselbe zu verbannen suchten, ahmten sie dieselbe in anderer Weise nach. Die alten Handschriften haben bekanntlich große Buchstaben nur am Anfange der größten Abschnitte, nicht aber auch am Anfang der Sätze. Dies hat wol vorzüglich darin seinen Grund, daß die großen Buchstaben zu ihrer Ausführung sowohl viel Zeit als großen Raum erforderten und eine öftere Wiederholung derselben daher unthunlich war. Warum sollten wir aber auch dieses nachahmen wollen, da dieser Grund für uns nicht besteht? Dagegen ist der Gebrauch der großen Buchstaben am Anfang der Sätze durchaus gerechtfertigt, weil jeder Satz ein selbständiges Ganzes bildet, das vom vorhergehenden, wie vom nachfolgenden abgegrenzt werden soll. Geschieht dies durch einen bloßen Punkt, wie es die Germanisten thun, so wird das Lesen ungemein erschwert. Das Auge faßt denselben nicht schnell und sicher genug auf und er erfüllt daher seinen Zweck nur unvollkommen. Der große Buchstabe hat am Anfang der Sätze einen logischen Werth, der zur Deutlichkeit wesentlich beiträgt. Und nun fragen wir, warum soll er diesen nicht haben? Warum soll eher ein Eigennamen mit einem großen Buchstaben geschrieben werden, als das Wort, mit welchem ein neuer Gedanke beginnt? Offenbar ist dies rein willkürlich und unbegründet, und wir begreifen wahrlich nicht, daß dieser durch nichts begründete Gebrauch so viele Nachahmer hat finden können,

da nur wenige Germanisten, wie z. B. Wackernagel, der freilich in jeder Beziehung eine höchst selbständige Stellung einnimmt, sich davon frei gehalten haben.

Ebenso können wir uns mit der Interpunktion der Schule nicht befreunden. Die deutsche Interpunktion ist ihrer Natur nach wesentlich logisch, sie soll daher die Sätze, und zwar nicht bloß die Hauptsätze, voneinander trennen und unterscheiden. Nun wird dies aber von den Germanisten nicht beachtet, und sie trennen mehrere Arten von Nebensätzen nicht durch Unterscheidungszeichen, wogegen sie die französische Interpunktion annehmen, welche ihrer Natur nach wesentlich rhetorisch ist. Daß auch dies zur Undeutlichkeit beiträgt, ja selbst dem Stil einen fremdartigen Charakter ausdrückt, braucht kaum weiter ausgeführt zu werden.

Heinrich Kurz.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Dritter Artikel. *)

1. Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Von F. Schönwerth. Zweiter Theil. Augsburg, Rieger. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Lübed. Bilder und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart. Von Heinrich Asmus. Lübed, F. Köhsenfeldt. 1857. 16. 1 Thlr.
3. Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. Von Hermann Allmers. Gotha, Schönb. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Charakterbilder aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, den Hansestädten Hamburg und Lübed, wie dem Fürstenthum Lübed, betreffend das Land und seine Gestaltungen, das Volk und sein Werden, sein Leben, seine Sprache, seine Einrichtungen und Zierden, entworfen für das Volk von A. U. Hansen. Hamburg, Wüster. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
5. Die Insel Rügen. Reiseerinnerungen von Ernst Boll. Schwerin, Bärensprung. 1858. Gr. 8. 25 Ngr.
6. Bunte Bilder, das ist: Geschichten, Sagen und Gedichte nebst sonstigen Denkwürdigkeiten Ostlands, Livlands, Curlands und der Nachbarlande. Von Christian Eduard Pabst. Erstes und zweites Heft. Rerval, Wassermann. 1856. 12. 1 Thlr.

Der erste Theil des Schönwerth'schen Werks, der im ersten Artikel besprochen worden ist, war in jeder Beziehung geeignet, den Wunsch nach einer baldigen Fortsetzung anzuregen, obgleich die Aussicht hierauf durch den Verfasser selbst halb und halb abgeschnitten zu sein schien. Um so angenehmer wurden wir durch das Erscheinen des vorliegenden zweiten Theils überrascht, der dem ersten an Werth nichts nachgibt, mit dem aber auch das Werk noch keineswegs zum völligen Schlusse gelangt ist. Der Verfasser bricht vorläufig in der Beschreibung der Sitten und Gebräuche ab und beginnt mit der Sage. Er führt diese meist in recht sinniger Weise, auf die altgermanische Mythologie zurück und setzt auch den mit der letztern nicht speziell vertrauten Leser durch vorangeschickte allgemeine Bemerkungen, die mit Klarheit und Präcision abgefaßt sind, in den Stand, dem überall sich offenbarenden Zusammenhange zwischen Sage und Mythologie selbständig zu folgen. Wie sich nach der alten Einteilung der Elemente die Götter, die an ihnen und durch sie wirkten, bequem gruppiren lassen, zerfällt das gesammte dargebotene Material in die vier Hauptabschnitte „Licht und Feuer“, „Luft“, „Wasser“ und „Erde“. Greifen wir aus jedem dieser Hauptabschnitte einiges besonders Interessante heraus.

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 28 und 34 d. Bl. f. 1858. D. Rev.

Die Lichtträger, Sonne und Mond, eröffnen den Reigen. Die Götzen, nach dem Verfasser der Krasthamm der Oberpfalz, verehrten die Baueingötter. In grauer Vorzeit gerietten die Religionsysteme der Wanen und Aßen in Kampf. Der Friedensschluß kam dadurch zu Stande, daß von jedem Theil Glieder der Gegenpartei herübergewonnen wurden, wie z. B. die göttlichen Geschwister Freya und Freya, Mond und Sonne, von den Wanen zu den Aßen. Zwar konnten sie nun nicht mehr Lichtgötter vorstellen, da diese im Aßensystem bereits vertreten waren, sie bekamen aber ein verwandtes Gebiet, Liebe und Zeugung, Ehe und Fruchtbarkeit. An den Act der Aufnahme der Wanen unter die Aßen knüpft folgende Sage aus Neuenhammer an. Mond und Sonne sind Mann und Weib. Als sie Hochzeit hielten, that der Mond, der stets als etwas kalt und langweilig gilt, der feurigen Braut nicht zur Genüge, er hätte lieber geschlafen. Das verdross die Sonne, sie schlug dem Mann eine Wette vor, daß wer von ihnen zuerst erwachen würde, das Recht haben solle, bei Tage zu scheinen, dem Trägen gehöre die Nacht. Würden sie beide zugleich wach werden, sollten sie fortan nebeneinander am Himmel glänzen. Die Sonne ließ der Aegerer nicht lange ruhen. Schon um 2 Uhr wach, jündet sie der Welt das Licht an, weckt den frohigen Mond und hält ihm ihren Sieg vor und zugleich die Strafe, daß sie nun nie mehr mitkommen eine Nacht verbringen würden. Sie habe die Wette gesetzt und mit einem Eide bekräftigt, damit sie gebunden sei und nicht schwach werden könne. Nun kommt Neue und Sehnsucht. Die Möglichkeit einer Wiedervereinigung gewähren die Zeitpunkte der Sonnenfinsternis. Das Ehepaar beginnt aber stets mit gegenseitigen Vorwürfen, die Zeit zur Versöhnung läuft ab, die Sonne muß ihrem Schwur gemäß weiter wandern, blutroth vor Jorn macht sie sich auf den Weg. Wer denkt nicht hierbei an Heine's „Sonnenuntergang“?

Aber der trogige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglöh't er
In doppeltem Purpur.
Vor Jorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein kistenförmiges Wirtersbett.

Hätte Heine die deutsche Sage gekannt, so hätte er sein schönes Lied nicht von Luna, der Göttin, und Sol, dem Gott, zu fangen und die Introduction von Sonne und Mond im Beginn des Gedichtes nicht mit der Exposition im Fortgang desselben in Widerspruch zu setzen gebraucht. Wie nun eine Sonnenfinsternis um die andere erfolglos vorübergeht, ist die Sonne immer heiß von Liebesjorn, manchmal aber sieht sie ihr Unrecht ein, dann weint sie blutige Thränen und geht blutroth unter. So haben wir den „Jorn“ und den „Schmerz“. Der weitere Verlauf der Sage läßt aber keinen Vergleich zwischen ihr und dem Heine'schen Liebe mehr zu. Der Mond in seiner Sehnsucht nimmt ab, bis er zur kleinsten Sichel wird; wird er nach und nach voll, so hofft er; ist er voll und steht sich geträumt, so nimmt er wieder ab. Daher sein Licht so mild und melancholisch, daher klagen ihm unglücklich Liebende ihr Leid. Doch sollte der Mond nicht immer einsam bleiben. Eine arme Braut, eine Waise, muß sich in Dienst begeben, um ihre Aussteuer zu erschwingen; sie spinnt ihr Leinen, weil man ihr bei Tage keine Zeit läßt, nachts bei Mondschein, auch in den Samstagnächten, wo man nicht spinnen soll. Dabei macht sie das Fenster auf, der Mond scheint immer freundlicher, sie träumt, sie werde in den Mond hinübergetragen, und als sie erwacht, ist sie wirklich drin — die Spinnerin im Monde. Wenn sie müde wird, ihr Köpfchen sich neigt, und ihre Haare des Glases Haar streifen, wird der Mond verdunkelt; dann ist Mondfinsternis. Doch fährt sie bald wieder in die Höhe. Der Bräutigam, matt von Klagen, war im Walde hingefunken und entschlafen; die Sonne, als sie beim Niedergehen die Erde streift, nimmt ihn auf und zu sich empor. Die Brautleute sehen sich beim Auf- und Niedergange und sind voll Sehnsucht zueinander.

Der Mond trauert über die untrene Sonne und über die Maid, die auch nichts von ihm wissen will. Dann weint er, und seine Thränen sind die Sternschnuppen. Wo sie auffallen, findet man einen Kreuzer, der nicht weicht, so oft man ihn auch ausgibt, oder ein Bettelchen, welches in Versen die Zukunft des Finders enthält. Jedenfalls ist diese Sage von der Spinnerin im Monde interessanter und poetischer als die so häufig wiederkehrende vom Manne im Monde oder „die Treffelskeiner“, gleichfalls aus der Oberpfalz, wonach zwei Leute im Monde sitzen, „Mann und Weib, die sich gegenseitig Läuse suchen, was man ganz genau sieht, wenn der Mond voll ist“. Von der Spinnerin im Monde kommt übrigens der Altwiebersommer; sie läßt die Fäden fliegen, weil sie das Garn nicht zum Weber bringen kann. Mannichfaltig sind die Sagen von der Kraft, die der Mond auf die Erde ausübt. Er zieht an, bringt Gegenstände in Bewegung, macht daß die Decken vom Bett herunterfallen, bleicht mehr als die Sonne; wenn der Mond eine Schwangere beschaut, wird das Kind mondsüchtig; ebenso, wenn er auf das Ehebett scheint, daher die Bettstimmeln auch, als dies noch nicht genug half, die Bettvorhänge ritzten, ohne welche keine Ausstattung in der Pfalz vollständig ist; wer im Mondschein badet, wird vom Mond betrogen und ertrinkt; alles, was guten Fortgang haben soll, muß im „gungen laycht“ (jungem Licht) unterommen werden; was im Vollmond geschieht, bleibt auf gleichem Wege, was im abnehmenden, mislingt oder nimmt ab, daher das Versprechen der Schäden im abnehmenden Monde erfolgt. Auch die andern Himmelskörper berührt die Sage. Die Sterne sind Löcher, welche die Riesen mit Kugeln in das Himmelsgewölbe geworfen haben, und aus denen das Licht des innern Himmels herausfließt. Die Milchstraße nennen die Oberpfälzer die Witterungsstraße, weil es schon wird, wenn sie schon steht, oder die Landstraße, Herrstraße, Himmelsstraße: auf ihr jagen eilt die Götter in ihre himmlischen Burgen.

Beim Feuer führt die Sage theils auf den wohlthätigen Feuer Gott, den Donnerer, Donar, theils auf den zerstörenden, Zodi, zurück. Gegen diesen gebraucht man noch heute den Feuerbann, durch geweihte Opferbröte, und den Feuersegen; den ersteren verehrt man durch Hegung der ihm heiligen Thiere von röthlicher Farbe, als der Störche, der Feuerschwalben und Rothschwänze, durch Pflege der ihm geweihten Gewächse (Hauswurz und Donnersbart) und durch Verehrung des Bliges und des Ofens (Herdes); letzteres namentlich bei Sonnenfinsternissen, wo die Leute auf die Rale fallen, zum Ofen gewendet beten, Brosamen und geweihte Palmen in das Feuer werfen, die Fensterläden schließen und die Kinder in der Stube halten. Auch bei Pfänderspielen kniet das Mädchen, welches ein Pfand zu lösen hat, mit gefalteten Händen vor den Ofen und betet den Spruch: „Lieber Ofen, ich bet' dich an, du brauchst Holz und ich einen Mann!“ bis einer hintritt und sie erlöst. Unter den sonstigen feurigen Erscheinungen spielen vorzüglich die feurigen Männer oder Landoltschne, in Menschengröße, denen das Feuer aus dem Munde herausfließt oder die es im ausgehöhlten Rücken tragen, und die Irrlichter, die im Kleinen das sind, was die feurigen Männer im Großen, eine Rolle. Es sind arme Seelen, die die Grenzsteine verrückt haben und auf Erbsung harrten. Fluchen vertreibt sie, beten zieht sie an.

An der Spitze der Lustgötter stehen Wodan, der in der Wilden Jagd fortlebt, Frigga seine Gemahlin, Thor sein Sohn, und Sif, des letztern Gemahlin, die Regengöttin, von der der Verfasser das hier und da noch vielgebrauchte „Äßern“ für regnen ableitet und die er mit der Freya identificiert. Aber auch Donar, der Donnergott, reicht in dieses Gebiet herüber. In dasselbe fallen die atmosphärischen Erscheinungen Wind und Wetter, Regen, Hagel, Thau, Nebel. Wenn der Wind stark geht, stellen sich die Leute von Welburg unter die Thür, streuen eine Hand voll Mehl in die Luft und rufen: „Da Wind, hast du Mehl für dein Kind, aber aufhören mußt du.“ Der Wind ist klein, kugelförmig, hat einen großen Kopf und weiße Haare, kann nichts leiden, was groß ist, wie Berge, Thürme, Bäume,

ist immer mütterlich (bonawirri) und hat es besonders auf das „Weibervolk“ abgesehen, denen er das Haar zerzaust und andere Unbilden zufügt. Sein Weib, die Winbin, ist noch schärfer, aber verliebter Natur; sie reißt den Männern den Gut vom Kopf, daß sie ihr nachlaufen müssen. Oft geraten Wind und Winbin miteinander in Streit; dann gibt es Sturm und Wirbelwind. Die Alpenlandsage, daß sich einer erhängt habe, wenn starker Wind ist, findet sich auch um Amberg herum. In dieser Stadt „gerathen die Jungfern gut“, wenn der Wind im Frühjahr über die „Hollerstauben“ geht, ehe sie ausgeschlagen sind. Der Wind „orgelt“, „jammert“, „schläft ein“, „erwacht“.

Die alten Lustgötter wurden bei Ausbreitung des Christenthums zu Teufeln, ihre Priester und Priesterinnen zu Zaubern und Hexen umgewandelt. An dem letztern zeigt sich der Fluch der Unwahrheit durch die dunkeln Jahrhunderte hindurch im Großen. Auch die oberpfälzer Sage weiß in aller Naivität von den Greneln der Hexenverfolgung zu erzählen. Es wäre eine Aufgabe christlicher und humaner Forschung, zu ermitteln, ob irgendwo ein Winkeln christlicher Erde aufgefunden werden könnte, wo diese Schrecken nicht hingetragen sind. In Neuenhammer erzählt man: „Ein Mädchen von etwa zehn Jahren nahm einen Pfahl und rührte damit im Brunnen um einander. Fragt sie der Nachbar: „Was thust du da?“ „Ha“, erwiderte sie, „thut es meine Mutter auch, sie nimmt einen Stein und rührt damit im Brunnen herum und hinum, dann kommt das Wetter.“ Da wurden Mutter und Kind verbrannt.“ Und in Neustadt: „Ein Kaufmann fuhr mit seinem Kinde, einem Mädchen, in die Stadt; da kam ein Gewitter. Der Vater eilte. Das Kind aber suchte ihn zu beruhigen; sie konnte machen, daß das Wetter nicht schade, sie habe es von der Grala (Großmutter) gelernt, welche auch die Wetter machen könne. Der Vater zeigte es an, um die Tochter zu retten. Sie war aber schon Hexe und wurde mit der Großmutter verbrannt.“ Daß die Criminaljurisprudenz des Hexenhammers hauptsächlich gegen das schwächere Geschlecht wüthete, namentlich aber, daß sie die sonst allenthalben sacrosancte Kinderwelt in ihren Bereich zog, daß sie Kinder zu Anklägern auf Leben und Tod machte und Kinder auf den Scheiterhaufen schleppte, das ist der häßlichste Zug in diesem häßlichen Bilde, das uns in der That noch heute zum bittersten Kampfe gegen alle Sage auffordern würde, wenn wir nicht zwischen Gebrauch und Mißbrauch zu unterscheiden wüßten und uns der Hoffnung hingeben dürften, daß eine immer ausgebreitetere einsichtsvolle Bearbeitung der Sage nur dazu dienen könne, dem Volke einen Spiegel vorzuhalten, in dem es sich selbst erkennt und der es ihm offenbar macht, daß dasselbe Element, welches, in Aberglauben für Wahrheit genommen, sein geistiges Leben vergiftet, im Licht der Vernunft als Dichtung erfasst oder als Wahn erkannt, eine Fülle der fruchtbarsten Wahrheiten über dasselbe ausgießt. Nach dieser salvatio animi fahren wir fort, die Culturgeschichte der Oberpfalz an der Hand der Sage zu beleuchten. Zur Abwehr gegen die bösen Wetter dienen verschiedene Mittel, unter andern das Werfen eines Messers ins Gewitter — ein Prototyp des Bligableiters — oder das Schießen in dasselbe; ebenso das Läuten: die Hexen und bösen Geister können den Ton der geweihten Glocken nicht vertragen. Hier und da bläst man zu demselben Zwecke das Wetterhorn; so in Oberbernbach. Das wollen aber die Waldthurner nicht leiden, weil damit die Gewitter zu ihnen ins Thal heruntergeblasen werden. Auch gegen den Hagel gibt es mancherlei Vorkehrungen. In Neustadt stellen sie den Dreifuß, in Fronau das Weibsteifl auf den Miß, „und lassen die Schloßen hineinsinken, so schadet in diesem Jahre das Wetter nicht mehr“. Jedenfalls ist hier der Miß, als causa efficiens, für das gesammte Fruchtgefilde genommen und folgergestalt dieses symbolisch unter den Schirm des geweihten Wassers gebracht. Man begegnet dieser Symbolik in den Sagen häufig. Wenn es heißt: „Baden im Thau gibt den Mädchen die verlorene Jungfrauschaft wieder“, so sehen wir darin ein poetisches Bild für die schwer wieder zu gewinnende Rein-

heit des Herzens; in eine ähnliche Kategorie gehört „der abgehärtete Schnee, der für alles gut ist“; die zahlreichen Sagen vom Heben der Schätze, insofern dieses an bestimmte, selten wiederkehrende und flüchtig vorübergehende Zeitalterschnitte, z. B. zu Feiertagen, während des Vorlesens des Evangeliums, geknüpft ist, weisen darauf hin, daß die Gelegenheit schnell erfaßt werden müsse, und wiederholen des alten Cato: „Frons capillata est, post est occasio calva“ in anderer Form; die Darreichung von Gold und Kleinod unter dem anscheinbaren Außersich von Erbsen, Kohlen, Dünger u. dgl. symbolisirt in unzähligen Nuancen das alte Sprichwort: „Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht werth“, und selbst das so häufig vorkommende Verfluchen, welches, so unberechtigt der Fluch auch ausgesprochen werden mag, doch stets und augenblicklich in Erfüllung geht, wenn auch zumeist mit einem Rückschlag auf den Verfluchten selbst, läßt sich recht wohl symbolisch dahin deuten, daß der Fluch, als der entgegengesetzte Pol der Liebe, nothwendig nach allen Seiten hin vernichtend wirken muß und somit in seinen Folgen den unschuldigen Verfluchten und den Verflucher in gleicher Weise trifft. Die Sage symbolisirt nach der einen Seite hin die einfache Konsequenz, nach der andern die Vergeltung, die jede Schuld in sich selbst trägt.

Doch kehren wir von den Deutungen, die wir hier versucht haben, zu unserm Werke zurück. Die in den germanischen Ländern am meisten verbreitete geistliche Lusterspielung scheint natürlich auch in der Oberpfalz nicht: „s Wild Golt“, die Wilde Jagd. Es ist Wodan, auf dem weißen Schimmel, und sein Gefolge, das sich durch jene Christen vermehrt, welche über der Lust am Weibwerk Gottes und ihrer Mitmenschen vergaßen. Wer sich nicht niederwirft, wenn sie heranströmt, wird mit fortgenommen (nach Konstantinopel, Venedig oder sonst wohin), gewöhnlich aber kurz darauf unverfehrt an die alte Stelle zurückgebracht. Wer ruft: „Mir auch mein Theil!“ dem wird ein Stück von einer Menschenleiche zugeschlendert, welches, so oft er es auch wegwirft, immer wieder zu ihm kommt. Wirft er es aber fort, sobald die Wilde Jagd wieder erscheint, und ruft dazu: „Ohne Salz kann ich's nicht brauchen!“ so wird er davon befreit. Was die andern Lustgeister, die Holsheker, die Kallensegger und die Elben anlangt, so müssen wir auf das Werk selbst verweisen, um für Wasser und Erde noch Raum zu behalten. In der Oberpfalz bekommen die Gebämmen die neugeborenen Kinder nicht vom Storch, sondern aus dem Brunnen, vom Wassertmann. Trotzdem ist dieser den Menschen feind und zieht hinab, wen er kann. In der Regel steht allen mythischen Wesen etwas Häßliches an; sie wurden den ersten Christen häßlich gemacht, um diese von den falschen Göttern abzuziehen. Die weibliche Wasserbevölkerung theilt aber mit den Burgenfrauen das Vorrecht der Schönheit. Das Wassermädchen ist sehr schön, aber theilweise beschuppt. Die Sirene oder Meerfäule (Meersträulein) gehört ursprünglich der romanischen Sage an; sie ist oben Weib, unten Fisch oder Schlange. Die Nixe, das Wasserfäule, ist durchaus germanisch, ganz Weib, stets lieblich und anmuthig. Die Sirene sucht in der Männerliebe Erlösung, die Nixe Jügend, Schönheit und ein auf Jahrhunderte hinaus erneutes Leben. Endlich gibt es noch Geisterfische, theils fingerlang, theils nur nadelgroß; es sind verwunschene Leute und arme Seelen, die nach und nach erlöst und in den Himmel aufgenommen werden.

Weit reicher als das Wasser sind Berg und Wald mit sagenhaften Geschlechtern bevölkert. Der Verfasser stellt darüber seine eigenen Theorien auf. Die Niesen sind ihm die Ureinwohner, die Eschuden; zwischen diesen und den vorher zur Stelle gekommenen Gelfen schoben sich die Germanen wie ein Keil hinein. Die Gelfen wurden unterjocht und blieben als Besatz zurück. Die Sage gestaltete sie später zu Zwergen. Sie sind in den Künsten des Friedens, in Vereitung von Schmucksachen, Webereien, Waffen wohlverfahren und betreiben den Bergbau. Ihr Hauptstüb ist das Tichtelgebirge. Die Römer, als ebenbürtige Kämpfer, wurden, wie die Ureinwohner, zu Niesen, und

Anfichten seinen Tod als Gotteslästerer auf dem Schaffot. Höchst merkwürdig ist hierbei die freimüthige und rationelle Verwundung, welche der Superintendent Petersen zu Gatin ganz von freien Stücken für ihn einreihen ließ, sowie auf der andern Seite das den klüglichen Gegensatz zu dem Exposit Petersen's bildende Gutachten der theologischen Facultät zu Wittenberg, die sich selbst nicht entblödete, die ihrer Sphäre ganz fern liegende Frage von der Beweisraft der Zeugenaussagen mit in den Bereich ihrer Competenz zu ziehen und natürlich zu Ungunsten des Angeschuldigten zu entscheiden. Petersen war es gelungen den Bürgermeister Kerkring und andere einflussreiche Männer Lübeds für eine mildere Meinung zu stimmen. Sobald aber dies bekannt geworden, wurde von allen Ranzeln der Stadt mit solcher Heftigkeit gegen Günther gepredigt, die Obrigkeit so sehr der Saumlässigkeit und Gleichgültigkeit beschuldigt und dieselbe zur schleunigen Bestrafung so dringend aufgefordert, daß die milden Gesinnungen nicht durchbringen konnten. Günther wurde im Jahre 1687 enthauptet. Seine letzten Worte waren: „Du ewiges, wahrhaftes Licht, erbarme dich meiner!“ An wie schmalen Fäden in den alten guten Zeiten Leben und Freiheit des einzelnen hing, zeigen neben den Inquisitionen, Hexen- und Regengerichten und ihrer Schutzheiligen, der Tortur, auch die bis tief in das Mittelalter hinein in Gebrauch gebliebenen gottesgerichtlichen Criminalproceduren, wovon der Verfasser in dem Artikel „Das Barrecht“ ein Fragment gibt. Er beschreibt dasselbe nach den noch im Jahre 1566 im Herzogthum Bremen vorgekommenen Formen. Anstatt des Körpers des Entleideten, vor welchen anderwärts der Angeschuldigte zur Verhärterung seiner Unschuld geführt wurde, begnügte man sich mit einer vom Leichnam abgeschnittenen Hand. Diese aufbewahrte Hand oder der „Schein“ wurde zwischen zwei noch unbenutzten eisernen Schüsseln auf ein reines Papier gelegt, von dem Gerichtsvogt in Gegenwart der geschworenen Weisger in das Gericht gebracht und auf einen mit unbenutzter Leinwand bedeckten Tisch gesetzt. Der Angeschuldigte mußte hierauf, bis zu den Hüften völlig entblößt, dreimal unter Ausrufung des Namens Gottes an die aufgedeckte Schüssel treten, seine Finger auf die Hand legen und mit einem Eide seine Unschuld bekräftigen. Alsdann wurde der Schein mit der größten Sorgfalt untersucht; fand sich ein Zeichen, z. B. hervorquellendes Blut, so wurde der Angeschuldigte als überführt verurtheilt; fand sich keins, so wurde er freigesprochen. Daß die Schüsseln von Eschenholz sein mußten, ist übrigens nicht ohne Bedeutung; man erinnere sich nur an den wichtigen Platz, den der Eschenbaum in der altgermanischen Mythologie einnimmt, für deren zähes Fortleben in allen Phasen der Gesellschaft wir hier einen neuen Beweis vor uns haben. Ueber die Vorliebe des Deutschen für symbolische Zeichen haben wir uns bereits angeprochen. Eine Menge Beispiele dafür finden sich in dem Abschnitt „Geschichtliche Skizzen“ unter „Der Grünsoden-Eid“. Der Bauer schwur unter Berührung einer grünen Erde (eines Stück Rasens); der Soldat auf Schwert oder Degenknopf; der Kriese, dem das Haupthaar der größte Schmutz war, unter Anfassung des Kopfes (daher das Sprichwort, man könne einem Friesen trauen, wenn er die Haare in der Hand habe); die Frauen bei Brust und Hofs (Reckleid, Restleid); Schwangere auf ihren Gürtel; bei Grenzstreitigkeiten mußte sich der Schwörende bis auf das Hemde ausziehen, in eine zwei Fuß tiefe Grube knien und ein Stück Rasen auf das Haupt legen; der Fuhrmann trat mit dem einen Fuß auf das Rad seines Wagens, der Schiffer auf den Schiffsbord, der Reiter in den Steigbügel, der Fremde an das Stadthor, mit dem Blick nach der Heimat gerichtet; man nannte diesen letzten Eid den Glendeneid, weil im Mittelalter ein Fremder oder Auswärtiger ein elender Mann hieß.

Das heiterste Bild in der vorliegenden Sammlung gewähren die Volksfeste. Ehrend für die Lübeder ist es, daß sich eins der bedeutendsten, was mit allgemeiner Theilnahme von vornehm und gering, jung und alt gefeiert wird, an das Waifenkinderfest anschließt. Das Weihnachtsfest halten die Lübeder 14 Tage

lang, wie die Engländer, und namentlich spielt der Rathweinkel (der in der nächsten Zeit sein fünfshundertjähriges Jubiläum feiern wird) mit seinen weiten Räumen, dem Admiralitätsstisch, den Rosen, der Linde, dem Brautgemaße (wo die lübschen Jünger ihre „Brautlöste“ hielten), dem Magistrate und wie sie sonst heißen, eine große Rolle. „Tag und Nacht sind eins geworden: Eheleute, Jungfrauen und Jünglinge, elegante Damen und Herren, Dienstmägde und Knechte, Diener und medienburger Ammen statten in buntem Gemisch den unterirdischen Räumen Besuch ab, ohne daß sich eine Menschenseele darüber moquirt, was sonst leicht in einer kleinen Stadt der Fall ist; trinken aus grünen Römern Rheinwein, Malaga u. s. w., essen Confect, Marzipan oder Pfeffernüsse dazu, lassen die Becher laut und seelenvergnügt erklingen, singen, scherzen, lachen, ganz wie ehemals die lübschen Patricier und Junker, ohne sich den geringsten Zwang anzuthun. Wer uns nicht Glauben schenken will, der komme und sehe die Karavanenzüge, welche zum Rathweinkel im lübschen Carneval wallfahrten.“ Ein anderes Fest ist die Kriegelschö (Schö = Freude, Kriegel ein Badewort) der Stadtnisfahrer, der Schiffer, welche den Verkehr auf dem Stadtnisalan zwischen Trave und Elbe unterhalten; es zeichnet sich neben den andern gewöhnlichen Festlichkeiten durch die sogenannten Nachtwisten aus. Ueber Nacht wird nämlich im ganzen Quartier der Stadtnisfahrer jedes Haus zum Festhaus für jedermann. Gleichviel ob fremd oder einheimisch, jeder, weß Standes er sei, ist in jedem Hause eingeladen willkommen und wird mit Kaffee oder Kriegeln oder mit Schweinefleisch und Butat, sammt Spirituosen, tractirt, muß aber auch im Essen und Trinken gehörig Bescheid thun, wenn er nicht den Zorn der gastfreien Wirthe auf sich laden will. Finden die umherwandernden lustigen Gesellschaften die Bewohner eines Hauses schon zur Ruhe gegangen, so quartieren sie sich auf eigene Faust ein, thun sich aus den Vorräthen des Hauses gütlich, kochen und schmausen, bringen aber sodann alles Schönsens wieder in Ordnung und ziehen unter Lachen und Jubel weiter. Noch enthält das Werkchen interessante Notizen über Feste der Vorzeit, namentlich die Feier des Maitags, das Bekehrfest, welches fast ganz mit dem altdeutschen Jussfest übereinstimmt, dem feierlichen Transport eines lübeder Weindeputats nach Medlenburg durch den Mariensmann und eine Tischlerprocession vom Jahre 1725, wobei der Aufzug in drei „Corporalschaften“ eingetheilt war, deren jede fünf Waffanten und drei „kleine Knäbchen, die in ihren Händchen bloße Degen trugen“, an der Spitze hatte, während im Zuge selbst neben zahlreichen, dem Handwerksbetriebe, dem Verkehr mit fremden Nationen, den Jahreszeiten u. s. w. entsprechenden allegorischen Personen auch die Säulenordnungen personificirt erschienen, und zwar die „Toscana“ als Bauer, die „Donicar“ geharnischt als Ritter, und die „Jenica, Corinthia und Composita in schöne Frauenhabiller gekleidet, in denen sie gemächlich einherschritten“. Wir müssen es uns versagen, weiter auf das einzelne einzugehen, und gedenken nur noch, daß der Verfasser bei Abschätzung der Zustände in Gegenwart und Vergangenheit der letztern trotz ihres äußern Glanzes keineswegs den Vorzug einräumt, indem er davon ausgeht, daß diejenige Zeit für die beste zu halten, wo Wohlstand und Bildung möglichst gleichmäßig vertheilt seien, und die Bemerkung anknüpft, daß gegenwärtig in Lübeck mit unbedeutendern Mitteln weit mehr Gutes geschähe als zu jeder frühern Zeit mit viel größern Geldkräften.

Auch das „Marschenbuch“ von Allmers führt sich in seinem zweiten Titel „Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe“ als ein Werk ein, bei dem das Abscheu nicht auf eine streng wissenschaftliche Behandlung und systematische Vollständigkeit gerichtet gewesen ist; indeß bieten diese Bilder ein so umfassendes und erschöpfendes Gesamtbild dar, daß dem Leser, der die geschilderten Landschaften sammt ihren Bewohnern und den wichtigsten Momenten ihrer Geschichte kennen lernen will, wenig zu wünschen übrig bleibt; und was man an

Masse des Materials und der Menge von Daten, wie man sie in einem förmlichen geographischen Handbuch und in einer Specialgeschichte finden würde, entbehrt, das wird durch die Lebendigkeit der Darstellung und die praktische Hervorhebung der wichtigsten Momente, auf die es ja zumeist ankommt, mehr als aufgewogen. Uebrigens sind die Land- und Volksbilder keineswegs bunt durcheinander gewürfelte Skizzen, sondern eine wohlgeordnete Reihe ineinander greifender Darstellungen, die uns mit dem behandelten Stoff auf die angenehmste Weise vertraut machen. Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste bespricht in zwei Abschnitten das Land und Volk im allgemeinen, der zweite enthält das Wichtigste über die einzelnen Marschstriche an Weser und Elbe. Es sind dies die hannoverschen Gebiete Osterstade, Viefand, Land Wursten, Land Habeln, Land Rebin-gen und das Alte Land; ferner die oldenburgischen Marschen Land Wührden, Stedingerland, Stadland und Butjadingen; endlich ist dem an Viefand sich anschließenden Bremerhasen ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Neu für den mit den betreffenden Districten weniger Vertrauten sind die großen Verschiedenheiten, die sich trotz der Gleichförmigkeit der Hauptgrundzüge in den einzelnen Marschen geltend machen, und die man um so weniger voraussetzen möchte, je mehr die unmittelbare Nachbarschaft und der auf den ersten Anblick fast gar keine Nuancen darbietende Charakter einer flachen Strommündungs- und Meeresuferlandschaft auf völlig gleichmäßige Verhältnisse schließen lassen könnte. Der Unterschied wird aber theils durch die Stammverschiedenheit der Bewohner, hier friesisch, dort sächsisch, theils durch die Bodenverhältnisse, die auch bei den Marschen keineswegs durchgängig gleich sind, bedingt. Heben wir zuvörderst einiges aus dem Gemeinsamen hervor.

Des Holländers Sprichwort: „Deus mare, Batavus littora fecit“ gilt natürlich auch für die Weser- und Elbmarschen. Und dieses Wasser der Ufer ist in der That mächtig zu verstehen. Man denkt bei den Marschgegenden gewöhnlich nur an die Deiche, die zwar das Land schützen und somit die Bedingungen des Anbaus und die Träger der Cultur sind, aber doch nicht eigentlich Grund und Boden hervorbringen; allein dies letztere geschieht gleichfalls, man schafft sich erst den Grund und Boden und dann deicht man ihn ein. Das Mittel zu dieser Landgewinnung sind die Schlingen, Werke aus hoch übereinander gelegten und mit Weidenzweigen und Pfählen besetzten Haschwindbündeln, die gleich starken Wällen weit in den Strom hineintragen, so daß er sich an ihnen bricht und die Schlammtheile, die er führt, fallen läßt. Diese häufen sich zu beiden Seiten der Schlinge an und bilden ein Festland, welches unter der Benennung Vorland (Außendeich, Hülter) zuerst als Wiese oder Weide benutzt und, wenn es eine Größe, die zu den Ueideungsstellen in richtigem Verhältniß steht, erlangt hat, eingedeicht wird. Die Schlingen kosten bei nur mäßigem Umfang schon Tausende von Thalern, dienen aber gleichzeitig zur Veriefung des Stroms und zur Bewahrung der Ufer vor den raslos nagenden Wogen, während die Deiche das ganze Binnenland gegen die Hochfluten sicher stellen. Von welcher Wichtigkeit die letztern sind, läßt sich aus der Drafenischen Deichgesetzgebung früherer Jahrhunderte abnehmen. Nach dem städter Deichrecht von 1424 wurde derjenige, der sich an einem zum Schutze des Deichs gepflanzten Baume vergriß, mit dem Verlust der Hand bestraft; wer den Deich selbst dolose beschädigte, wurde verbrannt; wer ihn vernachlässigte, so daß ein Deichbruch erfolgte, wurde „mitsammt dem Holz und den Steinen seines Hauses bedeckt“, d. h. lebendig begraben. Die Deiche haben eine Höhe von 15 — 30 Fuß, eine Stärke bis 60 Fuß am Grunde und eine Krone (obere Deichfläche) von 6 — 12 Fuß; sie sind in der Regel mit Rasen, manchmal mit Haschwinden und in besondern betrachten Lagen mit Granit- oder Sandsteinquadern bekleidet, erstrecken sich viele Stunden hintereinander fort und bieten einen interessanten Spaziergang dar, indem sie die schmale Grenzschleife zwischen zwei völlig verschiedenen Welten anemachen: hier die üppige Marsch mit Fruchtäckern, blühenden Auen und stattlichen Gehöften und Dör-

fern; dort die öden Watten und darüber hinaus Strom und Meer. Was helfen aber alle Deiche gegen die periodisch eintretenden verheerenden Sturmfluten? Die Allerheiligenflut von 1570 legte von Holland bis Jütland alle Deiche unter Wasser und kostete über hunderttausend Menschen das Leben. Merkwürdig sind die Anstrengungen, mit denen man sich oft noch im letzten Augenblicke zu schützen sucht. Hier nur ein Fall aus neuer Zeit: „Am 21. October 1845 befand sich das osterstader Dorf Offenwarden in höchster Gefahr. Bereits fingen die hochgeschwellenen, unablässig heranbrausenden Fluten an, sich oben durch die Deichlappe einen Weg zu bahnen. Eine Kappenstürzung war mit jeder Minute voranzusehen und dann ein vollendeter Durchbruch unvermeidlich. Da warfen sich die Einwohner des Dorfs, an ihrer Spitze der Ingenieur Schröder, voll Muth mit ihren Leibern auf die Deichlappe. Jeder ein Bündel Stroh vor sich, lagen sie hier so lange im Sturm und Wogendrang, bis das Wasser gefallen und die Noth vorüber war. So retteten sie mit Gefahr ihres Lebens und unter der unfaglichsten Anstrengung ihr Heimatsdorf.“

Aber nicht blos den Fluten wird die nährende Scholle abgerungen. Gewöhnlich lehnen sich die Marschen unmittelbar an den Rand des höhern sandigen Landes, die Geest, an, manchmal aber liegt zwischen Geest und Marsch ein Strich Moorboden. Wo es die Verhältnisse gestatten, wird nun auch dieser durch Kanäle (Schne) zu fruchtbarem Ackerland umgeschaffen. Die Schne sind breit und tief, schiffbar, und gehen bis in den Strom oder ins Meer. Die Colonisten graben den Torf ab, verschaffen ihn in ihren Schiffen und bringen als Ruchfrucht Dünger und Marscherde. Bald bedecken sich beide Ufer des Seehns mit Häusern, Gärten, Aedern und Starelsplätzen. Der Verfasser entwirft ein reizendes Bild von diesen Colonien, wo nirgends concentrirter Reichtum, aber durchweg bescheidener Wohlstand herrscht, unter denen Bayenburg (seit 1675), mit 6000 Einwohnern, ansehnlichen Schiffswerften, mehreren Kirchen, einer Navigationschule und einer Handelskette von mehr als 130 kleinern und größern Seeschiffen die bedeutendste ist; alles sonst ein edes, der Cultur anscheinend völlig unzugängliches Moor. Besonders interessant unter den Mooren sind die schwimmenden, die infolge dieser Eigenschaft der Cultur und des Anbaus ebenfalls fähig sind. So existirt bei dem Dorfe Walsenhausen ein Landstrich, der, wenn das übrige Land umher überschwemmt wird, sich hebt. Er „schwimmt mit allem, was er trägt, mit seinen Wiesen und Tannen, Erlen und Birken und reichem Unterholz, mit Aedern und Gärten durchaus hoch und trocken auf den Fluten“. Nur die Häuser schwimmen nicht mit; sie sind auf festen Erds- und Sandwurzeln erbaut und zeigen recht deutlich das Steigen und Fallen des Landes umher, indem sie bald hoch auf ihren Hügeln hervorragen, bald, wenn das Moorland emporgetrieben ist, wie in der Ebene dasiehn.

Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, das Land im allgemeinen zu schildern, auch der Pflanzen- und Thierwelt sind ganz speciell eingehende Abschnitte gewidmet, bei denen wir uns aber nicht verweilen wollen, weil wir noch einiges vom Velle der Marschen mitzutheilen gedenken, das in seiner Culturgeschichte wie in seinen Unabhängigkeitskämpfen ein hohes Interesse in Anspruch nimmt. Bewunderungswürdig ist die Kraft und Ausdauer, mit der die Marschbauern, Sachsen und Friesen, so verschieden ihr Charakter sich sonst zeigt, hierin aber eins, ihre Selbstständigkeit zu wahren suchten, und wirklich, oft gegen bedeutende Uebermacht, jahrhundertlang gewahrt haben, bis sie endlich dem Andrang ihrer verbündeten Feinde, der Herzöge und Fürsten von Lauenstein, Braunschweig, Oldenburg, sowie des Erzbischofs von Bremen und der Stadt Bremen unterliegen. Fast immer kämpfen Frauen und Knaben mit, mehrmals haben wir das allgemeine Landespanier von einer Jungfrau getragen; die Kirchen, auf hohen Wurzeln aus massiven Granitblöcken erbaut und mit ansehnlichen Gräben umgeben, ursprünglich zum Schutz gegen die Fluten bestimmt, dienen später als letzte Bollwerke gegen den Feind und werden monatelang vergänglich be-

lagert; Zwingsburgen, die man ihnen nach periodischen Niederlagen in das Land gebaut, werden erlärmt und abgebrochen, und neue allgemeine Erhebungen knüpfen sich an ihren Fall. Dieser und manche andere Züge erinnern lebhaft an die Schweiz; allein die Erfolge des Marschenvolks reichten nicht über das Mittelalter hinaus, sie haben weder eine neue Geschichte, noch Geschichtschreiber und Dichter, und so wurden sie vergessen, bis in jüngster Zeit manches geschah, um die Erinnerung an ihre Vergangenheit wieder aufzufrischen. Am bekanntesten dabei sind die Stedinger geworden, die schon im 13. Jahrhundert durch die berühmtesten Kreuzzüge unter Papst Gregor IX. und Erzbischof Gerhard II. von Bremen unterlagen, und zwar Osterlade im Hannoverschen 1233, Stedingerland im Oldenburgischen 1234, letzteres mit einem Verluste von 6000 Friesen, die auf dem Walplage blieben, die Gefangenen, die man verbrannte, ungerchnet. Ebenso kräftig und theilweise glücklicher kämpften Stedingerland und Butjadingen in Oldenburg und besonders das Land Wursten in Hannover, das nie ganz unterworfen wurde und noch im 16. Jahrhundert einen billigen Vergleich mit dem Erzbischof von Bremen abschloß, der ihm gegen mäßige Steuern die alten Rechte, die eigene innere Verfassung und ungelränkte Freibehaltung des Luther'schen Bekenntnisses sicherte. Ueberhaupt hat sich in den Marschen viel von der alten Gemeindevorstellung erhalten, und hier und da wählt das Land selbst zu den höhern Gerichts- und geistlichen Behörden seine Mitglieder.

Daß nach Antecedenten wie die hier berührten der germanische bäuerliche Stolz mit seinem exklusiven Wesen, seinem Standesvorurtheil, seinen Selbstheirathen und seiner Schen vor Mesallianzen in den Marschen minder tiefere Wurzeln geschlagen haben sollte als anderswo, müßte man schon a priori bezweifeln, und der Verfasser gibt uns über das Vorhandensein aller dieser charakterisirenden Momente die vollste Aufklärung. Hierin sind sich die sämmtlichen Marschbauern gleich; ebenso findet sich fast allgemein, neben großer Vorliebe fürs Alte, eine stark hervortretende Selbstsucht und Rechthaberei, glühende Ehrliche, strenge Gesetzmäßigkeit (sobald Verbrechen fast gar nicht vorkommen), Redlichkeit und ein ehrbares patriarchalisches Familienleben. Die Hauptverschiedenheit bedingt die Nationalität; der Fries ist höchst phlegmatisch, der Sachse weit rühriger und lebendiger. Im übrigen findet man in einigen Marschen, wie in Osterlade, Wührden und Wursten, die größte bäuerliche Einfachheit in Hauseinrichtung und Lebensweise von alter Zeit her unverändert beibehalten, während in andern, namentlich im Land Habeln, was Kultur und Sitte anlangt, ein völlig modernes Leben Platz ergriffen hat. „Keine Marsch“, sagt der Verfasser, „die in schöner Frühlings- und Sommerzeit solch ein Bild mächtiger Fülle und Uppigkeit darbietet, keine, wo Kultur und modernes Leben, Luxus und Intelligenz derart ihren Sitz aufgeschlagen, keine, deren kräftiges Volk seit uralten Zeiten so viele Freiheiten und Rechte und eine so straffe Selbstständigkeit und Unabhängigkeit in der Verwaltung seiner innern Angelegenheiten zu behaupten mußte, als das Land Habeln, die nordlichste Marsch am linken Elbufer.“ Die Banart der Gehöfte ist der Beschreibung und Abbildung nach eine völlig bäuerliche, jedoch von andern Marschenhäusern dadurch unterschieden, daß das Hinterhaus bloß für Wohnzwecke bestimmt und von den Wirtschaftsräumen durch eine Wand mit Flügeltüren getrennt ist. Hier herrscht nun der moderne Luxus mit Teppichen, Tapeten, schweren Gardinenstoffen, Gemälden in Goldrahmen, reichem Porcellan- und Silbergeschirr, Mahagonitischen und feinen Damastgeweben, während der geräumige Vorplatz, der die schweren messingbeschlagenen Koffer und die alten funktlich geschmückten Schränke mit den Familienschätzen enthält, mit geschliffenen rothen Sandstein- oder Marmorplatten belegt ist. Hinter dem Hause liegt der Garten oder Park; die Equivage fährt der Antscher in Livree vor; man besucht Concerte und Bälle, spielt Pömbre und Whist, sehr hoch, und ergötzt sich in Hamburg an „den raffinirtesten und pikantesten Genüssen, welche die üppige Weltstadt nur zu bieten vermag“. Indessen widmen

sich die habelner Bauern auch Bessern und Höherem. Die meisten haben das treffliche Progymnasium des Landes zu Otterndorf oder die Rectorschule in Altenbruch besucht, und gern beschäftigen sie sich in Freistunden mit englischer und französischer Literatur. Bei alledem bleiben sie Bauern, und der junge Hauswirth oder die Söhne (denn wenn diese herangewachsen, zieht sich der Vater gern von persönlicher Arbeit zurück und beschränkt sich auf die Oberleitung) säen und pflügen in ihren alten kurzen Feldjaden mit und unter den Knechten ebenso gewandt, als sie sich Tags zuvor in Frack und Glacehandschuhen bei der Francaise unter den Damen des Balls bewegten.

Auf Otterndorf und seinen Rector Voß, der hier die Uebersetzung der Odyssee vollendet und einige seiner schönsten Idyllen (daneben auch viele Gelegenheitsgedichte, welche von den Inhabern als Reliquien hoch und theuer gehalten werden) gebichtet hat, ist das Land Habeln noch heute stolz. Der Verfasser theilt eine humoristische Ode auf den Wind, ein Abschiedslied, in dem Voß das Land trefflich charakterisirt hat, und manche Anekdote mit, namentlich von einer Voß'schen Tüte, welche der arme Rector (mit 300 Thaler Gehalt) nach zahllosen Einladungen, die er seinerseits erhalten hatte, zur Revanche zu geben sich endlich doch entschließen mußte und welche ebenfalls noch heute in gutem Andenken ist. Freilich fehlte es fast an allem; aber er und seine Ernestine, Voß's Schwester, wußten Rath zu schaffen. Zu Sofas und Stühlen z. B. mußten eine Menge alter Herranten dienen, und die geistige Speise, mit der Voß, neben der leiblichen und dem immer kreisenden großen göttinger Pösal, aus dem der Hainbund getrunken, in unerschöpflichem Humor seine Gäste regalierte, wirkte oft so erschütterndes Gelächter, daß „mehr als ein Bücherthron unter einem alten schwerwiegenden Schulteis zusammenbrach“.

Die Bevölkerung von Habeln ist unvermischt sächsisch. Von den Friesen, die sich in Osterlade, Wührden, Vieland und Wursten am stärksten vertreten finden, gilt das alte Wort: Frisia non cantat noch heute. Ihre einzige echte Lustäußerung ist das Lachen und die alleinigen Träger ihres Volksgesangs sind die Orgeldreher; dagegen ist der Fries als reiner Verstandesmensch wenig, namentlich in Sprichwörtern und Schlagwörtern, von denen der Verfasser mehrere zum besten gibt. Im Lande Wursten, der nördlichsten Weser- und zugleich Seemarsch, kultig man stark dem Bacchus; die Leute trinken sehr viel, aber ohne sich zu betrinken. Wir lesen von einem wurstener Hausmann (Großbauer), der an der Grenze mit 12 Flaschen Rum im Reiseswagen betroffen wird, die er „als Reiseproviant“ nicht versteuern will. Man läßt die Ausfuhr nicht gelten, er erbiethet sich zum Beweise, und der mißfahrende Steuerbeamte muß sehen, daß nach zwei Stunden die 12 Flaschen leer sind, „ohne daß er selbst auch nur ein Tröpfchen davon zu kosten bekommen hätte. Ergötzlich ist die Anekdote von den Landesvorstehern, die zu dreien einmal 48 Flaschen Wein auf einem Niederstige zu sich genommen hatten. Die Sache war weiter erzählt worden, und als später zwei der Jecher eine Steuerermäßigungs-Petition des Landesherrn persönlich bevorworteten, bemerkte der Minister, wenn drei Wurstener an einem Abend 48 Flaschen Wein daraufgeben ließen, könnten sie wol noch die alten Steuern tragen. Dabey wurden die Petenten außerst verlegen. Endlich sammelte der eine: „Ja, Herr Minister, aber es ist doch eld weil wat frullen“ (verschüttet). Das vieltrinkende Land Wursten hat auch einen solennen und officiellen uralten Trinkspruch, der bei feierlichen Gelegenheiten regelmäßig von einem der Landesvorsteher oder dem anwesenden Beamten ausgedrückt wird:

Gott bewahre Dam un Dölen (Weich)
Nicht (Schleuse) un Volkwerd un vergiffen.
Darto (dazu) unser Land un God (Gut)
Un en erlt Wurder Blo.

Ein ganz eigenthümlicher Schlag Menschen bewohnt das Alte Land, den nordöstlichsten Theil des Herzogthums Bremen, Landdrostei Stade, südlich der Schwinge; sie sind schlau, gewandt, vorsichtig, gegen Fremde mißtrauisch, außerordentlich

lebendig und rührig und bis zur Härte egoistisch. Ihr hauptsächlichster Erwerbszweig ist die Obstkultur; sie versenden die Ertragnisse ihrer Wäldungen von Fruchtstämmen nach England, Schweden und Rußland, und mancher Bauer löst jährlich 6—700 Thaler aus seinem Obst. Glänzend schildert der Verfasser die Schönheit der altländischen Frauen, die bei ihren großen äußeren Reizen auch ungemein milder, gütiger und liebenswürdiger als die Männer seien, sich sehr jung verheiratheten und dabei so trefflich conservirten, daß sie noch als Großmütter, hübsch und frisch, eine stattliche Erscheinung darbieten. Wir würden allen Heirathscandidaten empfehlen, nach Altland auf die Brautschau zu gehen, wenn nicht eben die Freier nach unabänderlicher Marschritze altländischer Bauersöhne sein müßten. Hier findet sich auch allein in der Marsch noch die Sitte, statt des Brautringes die Achte zu geben, d. h. einige alte Münzen oder besonders dazu geprägte Medaillen mit den Symbolen von Liebe und Ehe, die zu diesem Behufe in den Familien aus Jahrhunderten hinaus forterben. Auch tragen die Bräute als Brautkrone einen ganz merkwürdigen Kopfschmuck, welchen der Pfarrer hält. Es gehört das zu seinen Accidencien. Wenigstens würde man die Kosten der eigenen Anschaffung nicht scheuen, da ein altländischer Mädchen sonst auf seinen Brautkauf 6—700 Thaler verwendet. Ueberhaupt müssen die Kosten einer Hochzeit in den Marschhöfen sehr bedeutend sein, da 4—500 Gäste das Minimum zu sein scheinen, während man an manchen Orten die Einladungen nicht auf so viel Personen, sondern auf so viel Häuser berechnet, wonach die Zahl der Gäste bis auf 1000 ansteigt. Ebenso solenn sind die Leichenbegängnisse. Bei diesen findet in Osterlade ein viermaliger Schmaus statt: beim Einscheiden, beim Legen ins Holz (Einsargen), vor dem Begräbniß und endlich viertens nach dem Begräbniß. Bei diesem vierten Schmaus machen es die Osterlader wie die Zwerge in der Oberpfalz, sie jubiliren. „Herrschte vorher die größte Stille im Hause, wurde nur geflüstert und leise aufgetreten, so ist jetzt mit einem male jeder Zwang entfernt. Alles athmet auf, man ißt und trinkt nach Herzenslust, man raucht dermaßen darauf los, daß man vor Tabacksdampf kaum drei Schritte weit sieht. Alle Zungen sind gelöst, man schwätzt und scherzt, lacht und trinkt durcheinander, klingt sogar mit den Gläsern an und die Gemüthlichkeit steigt mit jeder Stunde. „Und warum“, sagte bei solchen Gelegenheiten stets ein alter osterlader Prediger, „sollten wir uns auch nicht freuen als gute Christen? ist doch auch unser verstorbener Mitbruder da eben mit den lieben Engleien gewiß recht fröhlich jetzt.““ An Sagen sind die Marschen arm und das Werk enthält in dieser Beziehung nichts besonders Interessantes. Im übrigen könnten wir noch vieles Bemerkenswerthe hervorheben, wollen aber davon absehen und machen nur noch auf die Charakteristik der braven lediger Matrosen, die sich namentlich als gute Ehemänner auszeichnen, und auf die Mittheilungen über das große Auswanderungshaus zu Bremerhaven, das, wie der ganze schnell aufblühende Platz, sehr anziehend geschildert ist, aufmerksam. Das Buch empfiehlt sich auch durch die dem Texte eingefügten, sehr schön ausgeführten Abbildungen von Häusern, Trachten, Grabsteinen u. dgl.

(Der Beschluß folgt in der zweisätzigen Uebersetzung.)

Deutsch-nordamerikanische Zustände.

Daß sich die denkenden Köpfe in Deutschland noch viel zu wenig um die Umtriebe des Radicalismus und Atheismus der deutsch-amerikanischen Presse kümmern, scheint uns eine ausgemachte Sache zu sein. Während daselbst allerlei dogmatische Flickerexperimente zur Wiederherstellung des tief erschütterten religiösen Lebens gemacht werden, scheinen die Hunderttausende von Deutschen in Nordamerika, von den Agenten des Atheismus ebenso energisch als geschickt bearbeitet, immer mehr und unrettbar dem entsetzlichen Radicalismus und Materialismus zu verfallen, und dies kann bei dem regen Wechselverkehre zwischen dem Mutterlande und der Emigration schwerlich ohne empfind-

liche Rückwirkung bleiben. In dieser Hinsicht erscheint uns namentlich Heinzen's „Pionier“ von Bedeutung, da in ihm die atheïstische Propaganda ihren Hauptstich aufgeschlagen hat und die Grundsätze dieser Richtung hier mit unübertreffbarem Talent und einer nichts schonenden kühnen Aufrichtigkeit in einer sehr faßlichen Sprache vorgetragen und auf ihre einfachsten Elemente zurückgeführt werden. Noch jüngst hat Adolph Douai für den „Pionier“ in Boston gegen hundert neue Abonnenten angeworben und es wagen dürfen, in einer Zuschrift an Heinzen auf bestimmte zu versichern, „unsere Bostoner theilen seine (des „Pioniers“) Ansichten großentheils“, wobei er zugleich den Wunsch ausdrückt, daß das Polemische mehr als bisher zu Gunsten des unterhaltenden Theils beschränkt werden möchte; denn nicht die darin zur Geltung gebrachten radicalen Ansichten, sondern die persönlichen Scandale, in die sich Heinzen unablässig verwickelte, waren es, durch welche der „Pionier“ viele seiner Gesinnungsgenossen abließ und seinen Abonnentenkreis beschränkte. Der „Pionier“ ist nun auch wirklich seit Anfang dieses Jahres aus Newyork nach Boston übergesiedelt, und in der That schielte seit dieser Ueberriedelung die persönliche Polemik und der religiöse Scandal nicht mehr so lange und so häufige Schmutzfurche durch die Spalten dieses Blattes zu ziehen wie früher. In dieser Hinsicht wird Douai wol einen günstigen Einfluß auf das Blatt üben, insofern er nämlich mit Heinzen, der allen Leibern seinen Kopf aufsetzen möchte, sich auf die Dauer vertragen sollte, was freilich kaum zu erwarten ist. In Bezug auf Religionsfachen steht Douai freilich mit Karl Heinzen auf ziemlich demselben Standpunkte. So enthielt der „Pionier“ in Nr. 49 des vorigen Jahrgangs eine hostiler Correspondenz von Douai, welche die Hoffnungen und Wünsche der Radicalen in höchst unverblümter Weise darlegte und mit den Worten begann: „Die Kirchlichkeit und scheinbare Religiosität der Deutschen ist uns Radicalen natürlich ein Dorn im Auge.“ Doch sei diese Kirchlichkeit nur scheinbar, denn die Geistlichen hätten so wenig politischen und socialen Einfluß, daß in ganz Neuengland der Grundsatz praktisch durchgeführt werde, nie einen von ihnen zum Mitgliede eines Schulvorstandes oder einer wohlthätigen Anstalt, einer politischen Parteiorganisation oder eines wissenschaftlichen und künstlerischen Vereins zu wählen; der Prediger sei überall, außer in der bischöflichen Kirche, so sehr von der Gemeinde abhängig, daß er lediglich das Sprachrohr ihrer theologischen Ansichten sei und abgesetzt werde, sobald er dieselben nicht ausdrücke; daher sei die Geistlichkeit gendthigt, überall selbst an die Spitze der Fortschrittspartei zu treten u. s. w. In dieser Betrachtung stoßen wir noch auf folgende bezeichnende Stelle: „Unsere aufgestellten Despoten, Friedrich der Große und Joseph II. und ihre vielen kleinen Nachfolger mußten den gelehrten Freidenkern Lessing und Schubart, Wieland und Herder, Schiller und Goethe, Kant und Fichte erst die Bahn religiösen Zweifels brechen; erst seitdem es bei Hesse Mode wurde, im Sinne Voltaires über Religion zu spotten, wagten die Vertreter der deutschen Wissenschaft und Philosophie freimüthig in Religionsfachen zu denken. Es ist wahr — wir Deutschen sind seitdem solgerecht im Zweifel und in der Kritik fortgeschritten, bis wir auf die gründlichste Weise in der Welt mit allem Glauben und aller Religion wissenschaftlich aufgeräumt haben, während die Engländer, Franzosen und Holländer in der religiösen Kritik längst wieder zurückgegangen sind. Allein wie religiös beschränkt zeigte sich die Masse der Deutschen noch zu Anfang der achtundvierziger Revolution. Und wie gering ist noch immer derjenige Bruchtheil der Deutschen, welche religiös emancipirt sind, im Vergleich zur Masse der Nation!“ In stillen blicken die radicalen Arbeiter, die „mit allem Glauben und aller Religion wissenschaftlich aufgeräumt haben“, auf so manche Zeichen der Zeit mit großer Befriedigung zurück, sie reiben sich vor Vergnügen darüber die Hände, daß z. B. in den so bänderreichen Briefsammlungen unserer größten Geister nicht ein einziger Zug kirchlicher Gesinnung, eher das Gegentheil zu finden ist, daß in einer deutschen Schullehrerverammlung von 400

Mitgliedern innerhalb drei Tagen nur ein einziger einmal das Wort „Religion“ in den Mund zu nehmen wagte, daß das auf die geistige und sittliche Bildung so einflußreiche Theater, welches bei den Griechen aufs engste mit dem religiösen Gultus zusammenhing, ausschließlich den allerweltlichen Impulsen folgt, daß einzelne Conventikel ausgenommen, aus unserer vornehmen wie niedrigen Gesellschaft fast jede religiöse Reminiscenz, aus unsern öffentlichen Bildungsinstituten, Hörsälen, Gerichts-, Beamten-, Polizeistuben und überhaupt öffentlichen Anstalten jeder Art meist jedes religiöse Emblem verschwunden ist, daß die Zahl der Kirchenbesucher und Communicanten stets abnimmt, während die Vergnügungssalale die Zahl ihrer Gäste oft kaum fassen können, und daß überhaupt die Hauptströmung der Zeit entschieden der Richtung materialistischer Erwerbs-, Gewinn- und Genußsucht zugewandt ist. Doch das alles ist ihnen immer noch nicht genug; das Volk ist immer noch zu „religiös beschränkt“, wie wir gesehen haben.

Diese Heingezisten und Douaisten sind allerdings innerlich davon überzeugt, daß die Mehrzahl der Menschheit und besonders ihrer Landsleute ihre Ansichten theilt, daß Religion und Kirchlichkeit sich im Herkenseßel der Kritik zu bloßem Rauch und Dunst aufgelöst haben, daß, wie dies ein gewisser Bähig aus Buffalo in einem Aufsatz des „Vionier“ ausspricht, „das Zeitalter der reinen Humanität allein auf- und herbeizuführen sei durch die allgemeine verbreitete und anerkannte Wahrheit: die Natur ist und außer der Natur ist nichts!“ Aber in dieser Ueberzeugung, und von ihrem Standpunkt eben nicht mit Unrecht, verlangen sie, daß sich die Menschheit auch offen zu diesen Ansichten bekenne, und sie werfen denen, die es nicht thun, Heuchelei, Scheinheiligkeit und Feigheit vor. Was nun aber das Zeitalter der „reinen Humanität“ betrifft, das sie durch ihre Grundsätze herbeizuführen versprechen, so muß man freilich leider bekennen, daß die Anfänge dieses Zeitalters der „reinen Humanität“, insofern sie sich in den die deutsch-amerikanische Presse verunstaltenden persönlichen Scandalen und Zänkereien darstellen, keineswegs sehr geeignet sind, uns auf Fortsetzung und Ende dieser neuen Humanitätsperiode begierig zu machen. Allerdings können sich die Apostel derselben darauf berufen, daß auch die Kämpfe auf dem Gebiet der Religion oder vielmehr der Theologie, und zwar besonders in Deutschland, häufig in die widerlichsten Klopffschereien und höchst persönlichen Verleumdungen und Anklagen ausgeartet sind, welche wesentlich dazu beizutragen, die Religion in den Augen der Menge zu entwerthen und ihrem geheiligten Ansehen Schaden zuzufügen; aber das ist doch sicherlich keine Entschuldigung für diejenigen, welche die Aera der neuen Humanität damit einweihen, daß sie die Anderdenkenden aufs inhumanste behandeln und verleunden und dadurch diese Humanität von vornherein in ein sehr zweideutiges Licht stellen.

Sobald freilich eine solche geistige Bewegung in die gebildeten Mittelklassen einzudringen beginnt, pflegt sie auch an Schroffheit und Einseitigkeit zu verlieren und dem Anstands- und Sittlichkeitsgefühl dieser Klassen die nöthigen Concessionen zu machen. So hat auch der „Vionier“, seit er sich unter „unsern Vostonen“ befindet, wie schon bemerkt, sich zu einer im ganzen anständigeren Haltung in den Formen bequemt. Kennt man ja doch Voston das „nordamerikanische Athen“, und die Frage ist nur, wie lange es der überhaupt an Stillsitzen nicht gewöhnte Heingez unter diesen nordamerikanischen Atheniensern aushalten wird. Es sind freilich nur wenige Nummern, die uns von diesem kostbaren civilisirten „Vionier“ vorliegen, da man sie und aber zugeschiedet hat, so läßt sich annehmen, daß gerade die Mittheilungen enthalten, auf welche ihr Redacteur besondern Werth legt. Wir dürfen dahin namentlich den von Heingez im December zu Neuyork gehaltenen Abschiedsvortrag rechnen, welcher in Nr. 6 abgedruckt ist. In dem besten moralischen Eigenschaft Karl Heingez's gehört ohne Zweifel die Unabhängigkeit und Unerkrochenheit, womit er nach allen Seiten hin die Wahrheit sagt, wenn es gilt, Stichwörter und Lieblingsphrasen der Zeit auf ihre wahre Beschaffenheit zurückzuführen. Er schont das Publikum nicht, er schmeichelt ihm durchaus nicht. Diesmal

hat er es mit der öffentlichen Meinung zu thun, und gewiß gehört gerade in Nordamerika einiger Muth dazu, gegen die Autorität dieses zur Herrschaft gelangten Parvenu anzukämpfen; ob es auch klug gehandelt ist, das freilich ist eine andere Frage. Heingez sagt: „Wenn der Teufel es auf die öffentliche Meinung abgesehen hat, datirt er sie her von «Gott» und macht sie zur «Stimme des Volkes». Will man alles, was unselbständig, launenhaft, wechselsüchtig und thöricht ist, in ein Wort zusammenfassen, so nehme man das Wort «öffentliche Meinung». Was ist die Mode? Sie ist ein Kind der öffentlichen Meinung und sie charakterisirt ihre Mutter genauer als irgendeine andere Erscheinung. Gibt es etwas Tyrannischeres und zugleich Servileres, etwas Räthselhafteres und zugleich Dummeres, etwas Hartnäckigeres und zugleich Wetterwendischeres als die Mode?“ Die öffentliche Meinung ist in Heingez's Augen auch nur ein Modesproduct. In Deutschland sei einmal zur Zeit der Censurherrschaft die „Pressfreiheit“ das Stichwort dieser Modemeinung gewesen; alles habe man geglaubt auf dem Wege der Pressfreiheit erreichen zu können. Nun, man möge nur nach Nordamerika blicken, um zu sehen, wie gering die Resultate dieser Pressfreiheit seien. Was helfe die Freiheit der Rede, wenn sich ihr die Ohren verschließen? Der Amerikaner habe eine erschreckliche Furcht vor der Tinte, „wenn sie die Feder eines Kritikers ihres Herrgotts und ihres Washington, ihrer Bibel und ihrer Constitution, ihrer Vornrtheiten und ihrer Autoritäten, ihrer Sitten und ihres Dünkels benezt“. Die „Conspiration des Ignorirens der Wahrheit“, versichert Heingez weiter, „des Umgehens der Kritik“ sei nirgendwo ausgebreiteter als hier, „wo Wahrheit und Kritik die größte Freiheit besitzen“, und die Deutschen ahnten hierin den Angloamerikanern bestens nach. Mit solchen Angriffen auf die Altherrenin „öffentliche Meinung“ wird sich Heingez freilich seinen Dank erwerben und sein Glück machen, wie auch bereits aus dem Umstande hervorzugehen scheint, daß er denselben Vortrag, „noch mehr für ein amerikanisches Publikum eingerichtet“, auch in Voston zu halten beabsichtigt, dazu aber „keine Ermuthigung“, auch das Terrain in Voston „noch nicht genug vorbereitet“ gefunden habe. Ueberhaupt erklärt Heingez, wenn nicht etwa ein wohlthätiger Zweck oder dergleichen eine Ausnahme bedinge, vor „Deutschen“ seinen Vortrag mehr zu halten, wenn man ihm nicht mindestens 200 Zuhörer garantire. Jeder der fünf Millionen Deutschen habe Geld „für Bier, für Taback, für schlechte Theater, für Vereinsfahrten, für Turnersfahrten und andere Nichtigkeiten“, er müsse also auch Geld haben für einen guten Vortrag; seien dennoch 25 Cents dem Herrn Landmann lieber als der Vortrag, so müsse dem Vortragenden der Stolz lieber sein als der Landmann. Hiermit im Zusammenhang steht in derselben Nummer eine Notiz, worin darüber Klage geführt wird, daß ein von A. Douai in Voston Anfang Februar gehaltener Vortrag so spärlich besucht gewesen, und weil nicht mit Unrecht wird der Grund des spärlichen Besuchs in dem Umstand gefunden, daß zu viele Vereine, deren jeder seine speziellen Zwecke verfolgte, unter den Deutschen in Voston beständen. Diese Klage paßt leider so ziemlich auf alle deutsche Städte; man vereinigt sich, wie es scheint, bei uns im Kleinen nur, um es zu keiner allgemeinen Einigung kommen zu lassen, weshalb auch die vielen kleinen Vereine im ganzen den Anblick einer allgemeinen Vereinigung gewähren.

In einer frühern Nummer, in der vom 29. Januar, besom:

*) Nicht alle denken übrigens in dieser Hinsicht wie Heingez, wie wir aus einer Notiz des „Vionier“ sehen, wonach im Laufe des Januar und Februar in Voston, dem bekannten Stadttheater Newyorks, eine Reihe deutscher Vorlesungen stattfand; und zwar las F. Kapp über „Die deutsche Einwanderung im vorigen Jahrhundert und die deutschen Gesellschaften“; F. Schüz über „Australien und Bandedienstland“; Gsell über „Ulrich von Hutten“; Löwe (aus Göttinge) über „Das Leben des Freiherrn vom Stein und seine Bedeutung für die gegenwärtige Gestalt Deutschlands“; Strauß über „Das Haus Habsburg“ und Dulon über „Glaube und Wissen“.

men auch wir und einige journalistische Kollegen in Deutschland unser Theil, und zwar in dem Artikel „Würdigung deutscher Bestrebungen in Amerika“. Heizingen bezieht sich darin auf die Worte der „Tribune“, eines in Newport erscheinenden englischen Blattes: „The German skepticism and German materialism are both things to be dreaded, but not tendencies calculated specially to affect our people. We can only pity the race, whose masses are so scourged by these two curses. But against all these and similar bad effects from the German immigration, we have one grand result, which is to make the presence of the Germans in this country a blessing to all succeeding times. We mean their influence on the question of Freedom and Slavery.“ Hier: von nimmt Heizingen eine Schwenkung zu der Behauptung, daß „das Urtheil der Presse in dem slavereihaffenden Deutschland über deutschen Radicalismus in Amerika mit dem Urtheil der gemeinsten Votoluden der Slavenhalterpresse dieses Landes“ zusammentreffe und fährt dann fort: „Was hier der gemeine Parteidienst der Slavenhalterei den Votoluden in die Feder dictirt, das dictirt in Deutschland den Hofrathen und Theetischliteraten, die dort jetzt die Presse beherrschen, die Polizei der Despoten. In den deutschen Radicalen dieses Landes sehen die Herren nicht Vertreter des deutschen Geistes, die hier den Ideen der Humanität Bahn brechen, sondern immer nur die Revolutionäre, die einst Hr. Majestät oder Hr. Hoheit, mit deren gnädiger Erlaubniß Herr Bruch, oder Herr Julian Schmidt, oder Herr Freytag, oder Herr Marzgraff ein Blatt redigirt, so viel Angst und Unruhe bereitet haben. Wo diese Mitglieder der teutischen Polizei einen deutsch-amerikanischen Revolutionär besprechen, geschieht es nur mit dem pflichtschuldigen Unterthanenabscheu, welcher vor allem den Verdacht einer Sympathie von dem Verurtheiler abzuwenden hat. . . . Wenn etwas die Erniedrigung constatirt, zu welcher der öffentliche Geist in Deutschland jetzt herabgebracht ist, so ist es das unangesehene Sittenrichteramts der literarischen Hofräthe und Polizeiknechte über dasjenige, was allein, neben unserer classischen Literatur, Deutschlands Ehre im Auslande rettet, nämlich über den Radicalismus.“ Liegt hierin nicht einiger Humor, besonders aber in dem Umstande, daß die Vertreter des deutschen Journalismus, unter denen so wenig Einigkeit zu finden ist, vor den Augen Heizingen's alle gleichviel werth, daß sie sammt und sonders „Theetischliteraten“, „literarische Hofräthe“ und „Polizeiknechte“ sind? In derselben Nummer gibt Heizingen wieder eine naive Probe jenes Radicalismus, „der Deutschlands Ehre vor dem Auslande rettet“. Er erwähnt eines „Jesuitenkreißes“, den Gustav Struve gegen Duloz begangen, indem er dessen Schulanstalt in Märcedit zu bringen gesucht habe und zwar aus Nothwendigkeit, weil Struve in der Geschichte und seine Amalie in der deutschen Sprache unterrichtete. Duloz habe nun in einem öffentlichen Vortrag, zu dem sich ein sehr zahlreiches Publikum eingefunden und zu dem Struve selbst eingeladen worden, diesen so abgeführt, „daß Hohn und Verachtung ihn nach Hause begleitet haben“. Hierzu macht Heizingen folgende für seinen „Radicalismus“ bezeichnende Note: „Er (Struve) hat nie den Verstand oder Muth gehabt, die Religion und den Herrgott über den Bord zu werfen. (!) Seine „Weltgeschichte“ steckt voll Christenthum, und Nazareth hat für diesen abgeschmackten und oberflächlichen Historiker mehr Interesse als das ganze Hellenenthum.“ Folgende Notiz Heizingen's in derselben Nummer erschien uns noch erwähnenswerth: „Die „Familienblätter“, welche schon früher die von uns vorgeschlagene Goethe-Feier in eine Schiller-Feier umgewandelt zu sehen wünschten, wiederholten ihren Vorschlag und sprechen die Meinung aus, man könne zur Ausführung das auch in Deutschland gefeierte Jubiläum benutzen. Es wäre erstens, wenn nur irgend etwas der Art zu Stande käme, obgleich es nicht gleichgültig ist, ob man dabei den Namen Schiller oder Goethe benützt. Sollte es sich aber, wie bei der Vurne-Feier, um eine jährliche Wiederholung handeln (die auch wir im Auge hatten), so würden wir entschieden an Goethe festhalten. Er ist ein mehr umfassen-

der, höherstehender, dauerhafterer Repräsentant des deutschen Geistes als Schiller. Daß er bei den Massen weniger „populär“ ist, darf nicht abhalten, muß vielmehr ein Grund sein, ihm den Vorzug zu geben. Man soll ihn populär machen, wo er es noch nicht ist.“ Bei einem „Radicalen“ erschien uns diese so offen und entschieden ausgesprochene Vorliebe für den von vielen als aristokratisch und antidemokratisch verschrienen Goethe mindestens interessant. Begreiflicherweise wird freilich eine solche Einzelstimme nicht im Stande sein, die Strömung der Sympathie für Schiller, die durch die Gegenwart hindurchgeht, in ein anderes Bett zu leiten. Das beweisen unter anderm auch die umfassenden Vorbereitungen, welche von den Deutschen in Nordamerika an verschiedenen Orten zu einem am 10. November zu begehenden Schiller-Feier getroffen werden, unter anderm in Philadelphia, wo sich zu diesem Zweck ein Comité gebildet hat und zum Anlauf des Schiller-Hauses in Barbach gesammelt worden ist.

A. M.

Aus dem Nachlaß der Frau Karoline von Holzogen.

An Karoline von Humboldt, geb. von Dacheröden.

Ich war in einem so wunderbaren Zustande, daß ich dir nicht früher schreiben konnte, beste Seele. Das Bad greift mich sehr an; doch erwarte ich gute Folgen. Deinen Brief empfing ich den Tag meiner Abreise von Weimar. Ich selbst habe ein Bedürfnis dir den Eindruck jener Stunden auf mein Wesen mitzutheilen, das ewig unauslöschlich sein wird. Ich hatte Hoffnung bis zum letzten Odemzuge — den Tod hatte ich nie gesehen, und Schiller schien mir nicht fränker, als ich ihn schon in fünf ähnlichen Fiebern gesehen hatte. Beängstigt war ich freilich über seinen Zustand, doch während der neun Tage keinen Moment hoffnungslos. Was das Schauerhafte des ganzen Zustandes vermehrte, war Start's *) Abwesenheit. Die Hoffnung, daß Schiller allein am besten wußte, was ihm diene, solange er bei Befinnung war, erhielt mich.

Ach, ich glaube wohl, die vorjährige Krankheit hat den Samen des Todes erzeugt; aber minder dumpf wäre mein Schmerz, wenn ich alle Hülfen der Kunst um ihn gesehen hätte! Niemand als ich hat das Gefühl, daß es wol hätte anders gehen können. Du weißt, ich kann mich über nichts verblenden. Lotte hat keine Ahnung darüber. Aber nie habe ich das Wissen des Schicksals, der Nothwendigkeit, die mir in meinen hellsten Momenten als ewige Güte erscheint, deutlicher gefühlt. Lange physischen Leiden ist er entgangen; denn die Zerstörung, die man in allen Theilen fand, ließ nichts anderes erwarten. Aber auch nur ein halbes Jahr für solch ein Wesen! Wie unendlich viel geht damit verloren!

Er war den ganzen Winter hindurch matt, oft traurig, aber unaussprechlich milde und leise empfindend. Er fiel von einem Katarrhfieber in das andere, und in seinen Zügen bemerkte ich eine sonderbare Veränderung. Er selbst hatte seinen Glauben an ein langes Leben, aber auch seinen Gedanken an so nahen Tod. Er war voll Projecte auf die nächsten Jahre, sprach von Reisen und von einem ruhigen Landaufenthalt. In seinem Kalender fanden wir alle Geburtstage der Familie angemerkt, und sogar seinen eigenen!

Hat dich denn auch ein so unaussprechliches Gefühl des Mitleids mit dem Entschlafenen verfolgt? Noch immer kann mich nichts erschauern; weder Natur noch Kunst, und eine Laß zieht mir das Herz hinunter, wo er kalt und lebenslos ruht, und Licht und Lust spielen über ihm vergebens.

Doch ich will dir zu erzählen suchen.

Wie zum höchsten Tag des Fiebers hatte Schiller seine völlige Besonnenheit. Er hatte ein Bad genommen und sich zu Bett gelegt, wo sich das Köpfchen auf der Brust legte. Am

*) Start, Geheimrer Hofrath und Professor der Medicin in Jena.

Abend war er so klar und heiter, und sagte, er hätte eine neue Ansicht seines Zustandes und wüßte nun, wie er seine Gesundheit behandeln müßte. Ich werde eine ruhige Nacht haben, sagte er sanft gerührt, wenn es Gottes Wille ist. *)

Schiller erzählte Lottin, daß in einer Nacht des Fiebers im Februar 1806, da H. Wof bei ihm gewacht, er in einem Anfall von Ohnmacht geglaubt habe todt zu sein, daß er sich allein, in Dunkel eingehüllt vor Gott geglaubt und die Rechenschaft seines Lebens vor dem Ewigen habe ablegen wollen — als er eben Vossens Gestalt über sich gebeugt gesehen und sich noch im Erdenleben gefunden.

Auch am letzten Morgen seines Lebens riß er sich einmal auf, sah edel in die Höhe und sagte einmalmal Judent. Am Abend vor seinem Tode sagte er einmal, nach oben sehend: „Ist das euer Himmel? ist das eure Hölle?“ und sah dann freundlich nach oben als hätte er eine liebe Erscheinung. Die tröstenden Worte, daß es immer besser und immer klarer in ihm werde, sagte er mir am Abend vor seinem Todestage.

Billet von Frau von Staël an Schiller.
Weimar 1804.

Müller**) part demain. Si vous venez dîner avec moi, nous irions de là ensemble à la cour; si vous me refusez, au moins songez, que vous m'avez promis la visite après dîner. Je suis dans le ravissement d'une pièce de vous, que je ne connoissois pas: le retour des Grecs**), et je me mets à la traduire. — Hommage, admiration et amitié. †)

Brief vom Grafen Schimmelmann an Schiller.

Kopenhagen, 6. März 1798.

Seien Sie, lieber Schiller, mein Fürsprecher bei Ihrer holden Schwägerin, die Verfasserin des schönen Romans „Agnes von Lilien“. Ich scheine zwar es nicht zu verdienen, einen solchen bei ihr zu haben. Doch ich bin nicht schuldig — nur aus Wohlgeleit darf ich ihr nicht selbst so spät meinen Dank bringen. Ich fühle so ganz den Werth ihres Geschenks und ihrer Erinnerung bei dieser Gelegenheit; ich schätze ihre seltenen Talente mit so wahrer Empfindung, daß ich für jede Entweihung der Worte mich fürchte. Wie könnte ich dies Buch so unbefangenen loben in einem Briefe an sie selbst gerichtet? — „Agnes von Lilien“ ist eine seltene neue Erscheinung unserer Zeiten, die nicht reich an solchen reinen Gestalten sind; auch ist das Gewand von reinstem Gewebe; Licht und Grazie überall. Die künstlich-einfache Gesellschaft an sich ist fast zu interessant für eine so herz- und geistreiche Einleitung. Es drängen sich oft die mannichfaltigen Begebenheiten zu gewaltig auf den Leser zu, der ruhig den schönen Sinn fassen und aufnehmen sollte. So schien es mir — ist dies die Schuld der Leser oder der Verfasserin? ist es Lob oder Tadel? — Ihre Sprache hat eine Originalität, die für mich wirklich reizend ist. Dieses Buch ist unmöglich das erste, und auch nicht — ich hoffe es — das letzte von einer so geübten Hand. Der Schluß gewährt einem die schönste Ueberraschung, indem wir die holde Agnes in der Gegend ihrer glücklichen Jugend wiederfinden und — verlassen. — Sagen Sie nun Ihrer Frau Schwägerin meinen herzlichsten, warmen Dank.

Ich hatte seit sechs Wochen meinen geliebten Bruder hier unter uns. Seit sieben Jahren hatten wir einander nicht gesehen — nun schickt ihn der König als Gesandten nach Spanien! Die Entfernung ist entsetzlich! der Abschied mir schwer — diese

*) Hier scheint etwas zu fehlen. Oben ich abschreibe, sind einzelne Blätter, die vielleicht auch nicht zusammengehören.

**) Johannes Müller, der auf seiner Reise nach Berlin einige Tage in Weimar verweilte.

**) Das Siegesfest.

†) Man sehe das Werk der Frau von Staël nach: „De l'Allemagne“, Bd. 2, Kap. 12.

Seite meines Herzens kann wol als Entschuldigung gelten, für ein solches Herz.

Mein Bruder, der Gesandter in Holland war, hat viel da unter den Neustranken seit vier bis fünf Jahren leben müssen. Ihre Krieger sind Titanen, ihre Pläne riesenmäßig und ihre Mittel zur Ausführung unbegrenzt. Dabei benutzen sie alles, und erlauben sich alles. Das Räthsel ihrer ungeheuern Macht ganz zu erklären vermag wol niemand. Wo und wie wird es aufhören? Es brausen die Stürme von außen und innen allen halben. Ob und wie lange der Norden frei bleibt, das wissen die Götter. Die Lage der Schweiz ist traurig. Auch dort hat mein Bruder die härteste Vöhrung in allen Gemüthern gefunden. Höflich ist ein kieberer, aufgestärkter, kluger Mann; er wurde damals nicht gehört; die Regierung von Bern war gewiß nicht ganz schuldlos.

Adieu. Verzeihen Sie einen so langen Brief. An Ihre liebe Frau meinen herzlichsten Gruß. G. Schimmelmann.

20.

Notiz.

Eine neue französische Zeitschrift.

Man schreibt uns über eine neue soeben in Paris gegründete Revue „Le quart d'heure. Gazette des gens demi-sérieux“, welche von vier jungen Schriftstellern Valéry Vernier, Zacharie Astruc, Arthur Lourvel und Stéphane Gaget geleitet wird, von denen sich Vernier bereits durch Aufsätze in der „Revue des deux mondes“ und einen veröffentlichten Roman „Aline, journal d'un jeune homme“, der in den Journalen „avec de grands éloges“ besprochen worden ist, und Gaget durch Kunstartikel im „Siccle“ und im „Artiste“ vortheilhaft bekannt gemacht haben. Die Redacteurs haben, wie uns unser französischer Gewährsmann mittheilt, dabei den Zweck vor Augen, für eine möglichst große Zahl von Lesern zu schreiben und deshalb die Langweile schwerfälliger Gelehrsamkeit zu meiden „comme la peste“; ihre Absicht sei „de présenter au public un recueil jeune, convenable, honnête, libre, joyeux, un recueil qui se respecte et qui respecte la langue si négligée de nos jours dans ces sortes d'entreprises“. Besondere Aufmerksamkeit soll darin den ausländischen Literaturen gewidmet werden, und zahlreiche Correspondenten in Deutschland, England, Italien, Spanien und Rußland werden regelmäßig die Leser über die Literatur- und Kunstbewegung in diesen Ländern unterrichten. Novellen, Romane, kritische Artikel über Theater, Malerei und Musik werden den Inhalt bilden, nur die Politik bleibt ausgeschlossen, „car c'est un fruit défendu dans le celeste empire de N. Bonaparte“. In den uns zugleich mit übersandten zwei ersten Bändchen interessirte uns namentlich eine heidelbergische Correspondenz von G. Seinguerlet, indem er darin ein Thema, welches unsere Blätter von jeher lebhaft beschäftigt hat, nämlich die Sympathie der Franzosen für deutsche Literatur und Wissenschaft behandelt. Er sagt darin unter anderm: die Zeit sei vorüber, wo der Herzog von Rovigo an die Frau von Staël bei Gelegenheit der Verschlagnahme ihres Werks „De l'Allemagne“ schreiben konnte: „Nous ne sommes pas réduites à chercher des modèles dans les peuples que vous admirez. Votre ouvrage n'est pas français“; man brauche nicht mehr zu fürchten, in Frankreich als ein schlechter Bürger zu gelten, wenn man Goethe, Jean Paul und Schiller lobe. Er hebt hervor, daß Revolutionen und Emigrationen wesentlich dazu beigetragen hätten, literarische Wechselbeziehungen zwischen beiden Ländern herzustellen, und wie infolge der politischen Ereignisse und Fluctuationen Frau von Staël, Benjamin Constant, Charles de Villers und Charles Vanderbourg, der „habile traducteur du Laocoon de Lessing“ nach Deutschland gekommen seien. so seien später Ludwig Börne und Heinrich Heine nach Frankreich verschlagen worden; wie endlich der französische Romanticismus dem literarischen Deutschland, so habe das junge Deutschland dem politi-

schen Frankreich die Hand dargereicht. Seinguerlet ist sogar so ehrlich, frei und offen zu gestehen, daß Frankreich von diesem gegenseitigen Austausch gegenwärtig den größeren Nutzen habe. Denn was führe Frankreich nach Deutschland aus? Vaubertilles, Romane, Producte der Demi-Monde-Literatur, kurz leichte literarische Waare, welche mit der Saison vergehe die sie entstehen ließ; „während (fährt Seinguerlet fort) wir Franzosen dafür historische oder philosophische Arbeiten, umfangreiche Studien über die vergleichende Sprachforschung, Lieder von unvergleichlicher Zartheit, Vorgeschichten und vortreffliche Opern erhalten. Für jeden Dealer, jede tiefbewegte, träumerische Seele ist die deutsche Literatur eine unerschöpfliche Fundgrube.“ Das bei gesteht er, daß alles, was bisher in Frankreich über deutsche Literatur geschrieben worden, von den „appréciations trop allemandes“ der Frau Baroin von Etail bis zu den „traductions trop peu françaises“ der Frau Baroin von Carlomix, von den philosophischen und poetischen Phantasien der beiden Victor, Goussin und Hugo, bis zu gewissen Producten der beiden Alexander, Dumas und Weiss, „dont l'un s'imagina savoir le français, parce qu'il comprend l'allemand, et l'autre comprendre l'allemand, parce qu'il écrit fort bien en français“ — daß alle diese Arbeiten, so zahlreich sie seien, doch nicht hinreichten, dem mit der Sprache Unkundigen einen vollständigen Begriff von der deutschen Literatur zu geben, auch nicht die Arbeiten Saint-René Taillandier's, die er früher selbst mit so großer Anbacht gelesen. „Oui“, ruft Seinguerlet aus, „l'Allemagne est grande, mais Saint-René n'est pas son prophète!“ Seinguerlet bespricht weiter die Bemühungen der „Revue des deux mondes“, der „Revue contemporaine“, namentlich deren Artikel über die münchener Kunst, auf die wir vielleicht noch zurückkommen, und der preiswürdigen „Revue germanique“, deren Mitarbeiter er ist, um Verbreitung der Kenntniß deutscher Literatur unter seinen Landsleuten, and verheißt am Schluß, demnächst eine Revue der neuesten und interessantesten Erzeugnisse der deutschen Literatur zu geben. Was Seinguerlet selbst betrifft, so ist dieser ein kaiserlich französischer Erpuls, der, nachdem er sechs Monate lang in den Kasematten von Troy „sur la fragilité des constitutions politiques“ nachzudenken Gelegenheit gehabt, seit sieben Jahren dem Studium der deutschen Literatur obliegt; die deutsche Sprache selbst hat er schon von Kindheit auf gesprochen. **G. M.**

Bibliographie.

Armand, Alte und neue Heimath. Breslau, C. Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — — Scenen aus den Kämpfen der Mexicaner und Nordamerikaner. Breslau, C. Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Asher, D., Arthur Schopenhauer als Interpret des Odysseischen Hais. Ein Erläuterungsversuch des ersten Theils dieser Tragödie. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 12 Ngr.

Bartsch, G., Deutsche Liebergestalten. Gefunden und gezeichnet. 1te Lieferung. Berlin, Brigl u. Kobel. Gr. Fol. 3 Thlr.

Baur, F. G., Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart. Tübingen, L. F. Aues. 8. 18 Ngr.

Behr, Julia, Was mir mein Klavier erzählt. Berlin, Behr. 16. 10 Ngr.

Brosch, F. K., Italien und die jetzige politische Lage des übrigen Europas. Einleitung zur Geschichte Italiens vom Beginne der ersten französischen Revolution bis zur neuesten Zeit. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 18 Ngr.

Gätzschmann, M. F., Sammlung bergmännischer Ausdrücke. Zusammengestellt und kurz erklärt. Freiberg, Craz u. Gerlach. 16. 10 Ngr.

Griesinger, L., Die alte Brauerei oder Criminalmythologie von New-York. Nach dem Leben erzählt. 1te Lieferung. Tübingen, Kling. 8. 4 Ngr.

Horn, F., Deutsche Blätter, Knospen und Blüten aus Jena. In Erwiderung des „offnen Sendschreibens aus Weimar“ und zur Erinnerung an die dritte Sakularfeier der Universität den Alten und Jungen dargebracht. Jena, Mauko. Gr. 8. 12 Ngr.

Lassalle, F., Franz von Sickingen. Eine historische Tragödie. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Le Grave, Agnes, Dichtungen. Berlin, Besser. Gr. 16. 25 Ngr.

Meerheim, R. v., Poeten-Welt. Dresden, Meinholt u. Söhne. Gr. 16. 1 Thlr.

Musikalische Parabe. Herausgegeben von Jeremias Querpfeifer. Berlin, Goldenberg. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Pohl, R., Gedichte. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 16. 25 Ngr.

Proudhon, P. J., Die Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche. Neue Principien praktischer Philosophie. Uebersetzt von Ludwig Pfau. 1ter Theil. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Hamburg, D. Meißner. 1858. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Putlig, G. zu, Badefuren. Lustspiel in einem Aufzuge. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 10 Ngr.

Reden über Freimaurerei an denkende Nicht-Maurer. Leipzig, Cypre. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Röscher, G. L., Kritiken und dramaturgische Abhandlungen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sardemann, G., Geschichte der Ersten Weisler Classe, oder der Reformirten Gemeinden des ehemaligen Herzogthums Cleve, besonders ihres presbyterialen Lebens, gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts. Wesel, Bagel. 8. 10 Ngr.

Schiltberger aus München, J., Reisen in Europa, Asien und Afrika von 1394 bis 1427. Zum ersten Mal nach der gleichzeitigen Heidelberger Handschrift herausgegeben und erläutert von A. F. Neumann. Mit Zusätzen von Hallmerayer und Hammer-Purgstall. München. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Siebert, C. G., Deutsche Abende. Vorträge über die ursprüngliche Religion der Germanen, ihren Nationalcharakter und die Geschichte ihres Uebertritts zum Christenthum. 1ter Theil. Barmen, Sartorius. Gr. 8. 1 Thlr.

Sloman, H., Rose Blätter gehestet in Frankreich. Meißen, Schwes. 8. 18 Ngr.

Sophocles, Antigone. Uebersetzt von H. Clemen. Lemgo. 1855. 8. 7½ Ngr.

Thieler, W., Der Familienschatz. Nach der dänischen Erzählung. Frei bearbeitet von J. Biegler. Zwei Theile. Kopenhagen. 1856, 57. 8. 2 Thlr.

Freitschke, H. v., Die Gesellschaftswissenschaft. Ein kritischer Versuch. Leipzig, Virgel. Gr. 8. 16 Ngr.

Tschischwitz, W., Lieder eines Verbannten. Bremen, Herse. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Meine Sache vor dem Landtage zu Malchin. Die betreffenden Actenstücke herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 10 Ngr.

Herrmann, C., Rechtsgutachten über die Entlassung des Professor Baumgarten in Hock. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

La Politique française devant l'Europe par un Allemand. Berlin, Behr. Gr. 8. 10 Ngr.

Preußen und die italienische Frage. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Klemann, R., Der Artikel XII der Preussischen Verfassung: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses — wird gewährleistet u. s. w.“ Seine Feinde und Freunde und der Stand seiner Entwicklung. Breslau, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs.

Dritte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Von dieser Schrift ist wenige Wochen nach ihrem Erscheinen bereits eine dritte Auflage nöthig geworden und sie hat namentlich in Oesterreich selbst große Aufmerksamkeit erregt. Ein bekannter, Oesterreich angehöriger Staatsmann spricht sich darin über die innern staatlichen Verhältnisse Oesterreichs aus. Er erachtet es als eine Nothwendigkeit für die äußere Machtstellung des Kaiserreichs, daß dessen verschiedene Volksstämme unter Bewahrung ihrer naturgemäßen Entwicklung durch eine Verfassung fester verbunden werden, und erblickt in der Erhaltung des Gesamtstaats das Hauptbedingnis für die glückliche Entwicklung der einzelnen Nationalitäten.

In der „Illustrirten Zeitung“ heist es darüber: „Eine mit gerechtem Scharfsinn und bedeutender Kenntniß der Verhältnisse verfaßte Schrift. Wir empfehlen das Buch als das Lesenswertheste, welches seit Jahren über Oesterreichs politische Verhältnisse erschienen ist.“

Publications for the study of the German and French Languages.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

A German Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With indications of the German Pronunciation. By Charles Graeser. 8vo. 8 Ngr.

A French Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With an Introduction to the French Pronunciation. By Charles Graeser. 8vo. 8 Ngr.

The Simplest Method of acquiring an Elementary Knowledge of the French Language. Adapted from Professor Ahn's Elementary Book. By Charles Graeser. Third edition, revised and corrected. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Graeser's Simplest Method of Learning the French Language. With a Characteristic of Ahn's Method. 8vo. 5 Ngr.

A Practical and Methodical Grammar of the French Language. By Charles Graeser. Two Parts. 8vo. 2 Thlr. 4 Ngr.

Graeser's „Simplest Method“ forms together with his „Practical and Methodical Grammar“ a graduated and complete course of the French Language.

Ahn (F.). A New, Practical and Easy Method of Learning the German Language.

First course. Fourteenth edition. 1859. 10 Ngr.

Second course. Eleventh edition. 1858. 12 Ngr.

Third course. Second edition. 1858. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Ahn's New Method of Learning the German Language. First and second Course. Sixth edition. 1859. 5 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon von Rotted und Welcker.

Dritte, ungearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welcker.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des einunddreißigsten Heftes:

Censur als Censurgericht in alter und neuer Zeit. Von Welcker. (Schluß.) Censur der Druckschriften. Von Welcker. — Censur. Von Rotted und Welcker. — Centralisation und Selbstregierung des Volks. Von H. von Gagern.

Inhalt des zweiunddreißigsten Heftes:

Centralisation und Selbstregierung des Volks. Von H. von Gagern. (Schluß.) — Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen. Von W. A. Lette. — Centrum und natürliche Abtheilung der Deputirtenkammern. Von Rotted und Welcker. — Session, f. Abtretung. — Chargé d'affaires, f. Gesandter. — Charta magna, f. Englische Verfassung. — Charta. Von Rotted und Welcker. — Chateaubriand (François August Vicomte von). Von J. Weigel und Welcker. — Chatham (William Pitt). Von J. Weigel. — Chatska. (Schatka.) Gut, Cabinetgut, bonum scutellae, Privatgenuß der Regentenfamilie. Von Ph. Vopp. — Chemie. Von F. H. Wächner. — Chiffren und Chiffreir Kunst. Von H. Marquardsen.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der frühern bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monographia heliceorum viventium.

Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Auctore L. Pfeiffer.

Vol. IV. Pars I. 8. Geh. 2 Thlr. 25 Ngr.

Auch unter dem Titel: *Monographiae heliceorum viventium supplementum secundum etc.*

Ein Supplement zu der ausgezeichneten Monographie Pfeiffer's über die Heliceen. Die frühern drei Bände erschienen 1847—53 und kosten 15 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Er scheint wöchentlich.

— Nr. 15. —

7. April 1859.

Inhalt: Heinrich Barth's Reisen in Afrika. — Schmidt-Weissenfeld, Charaktere der deutschen Literatur. — Kottgen. (Die Gesellschaft der Junggermanen; Ein satirisches Gedicht auf Lavater vom Jahre 1786) — Bibliographie. — Anzeigen.

Heinrich Barth's Reisen in Afrika.

Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55 von Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der britischen Regierung unternommenen Reise. Viertes und fünfter Band. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern. Gotha, J. Perthes. 1858. Gr. 8. Jeder Band 6 Thlr. *)

Mit den vorliegenden beiden Bänden, welche die vorhergehenden um ein Beträchtliches an Umfang übertreffen, ist das große Barth'sche Reiseverf zu seinem Abschlusse gediehen. Während der erste Band und ein, man darf wol sagen, durchaus neues und überraschendes Bild der Wüste mit ihrem charakteristischen Leben und Treiben vorführte, und der zweite und dritte Band und mit den östlichen Theilen des mittlern Sudan, soweit sich dieselben um den Tschadsee gruppieren, also mit Bornu, Adamaua, Kanem, Nufgu, Baghirmi und Wadai, näher bekannt machten, schildern die beiden letzten Bände die westlichen Theile des mittlern Sudan oder mit andern Worten das Flussgebiet des gewaltigen Nigerstroms, von dessen beherrschendem Einflusse nur ein verhältnißmäßig geringer Streifen der südlichen und westlichen Küste Centralafrikas ausgeschlossen bleibt. Bei dieser überwältigenden Stoffmasse versteht es sich wol von selbst, daß wir den Verlauf und die Ergebnisse der Reise Barth's nur in den gedrängtesten Zügen darzustellen im Stande sind. Wir gehen deshalb sofort zur Sache über.

Nachdem sich Barth vom Scheich und Vezir Bornus verabschiedet hatte, brach er am 25. November 1852 von Kukaua gen Westen auf. Sein Reisezug bestand aus vier Pferden, vier mit Mundvorrath und Geschenken beladenen Kameelen und acht eingeborenen Dienern, unter denen zwei von Oberweg freigelassene Sklaven, ein Haussa-knabe Namens Dyrregu und ein Marghiburische Namens Abbega, des halb von besonderem Interesse sind, weil sie Barth nach Europa begleitet haben. Beide sind zum Christenthum bekehrt worden und haben hübsche Fortschritte gemacht. Abbega ist Ende 1857 wieder nach Döruba abgegangen, der intelligentere Dyrregu dagegen noch einige Zeit unter der Leitung des Missionars Schön

geblieben, den er sehr tüchtig bei der Uebersetzung der heiligen Schrift in die Haussasprache und bei der Erweiterung seines Wörterbuchs dieser Sprache unterstützt hat. Bei einer für den Sudan ungewöhnlich niedrigen Temperatur — das Thermometer zeigte am Morgen nur $4\frac{1}{2}^{\circ}$ C. über dem Gefrierpunkte — durchzog die Reisegesellschaft die fruchtbare und auch an Weidegründen und Sumpfwaldungen reiche Provinz Koiam und setzte bei den Ruinen von Ghar-Ggomo oder Birni, der alten Hauptstadt des Bornureichs, über den Komadugu Waube, dessen Wasserstand sich von dem des Scheri und Benue durch die Eigenthümlichkeit unterscheidet, daß er im September ganz trocken ist und im November über seine Ufer tritt, der aber jetzt bereits im starken Abnehmen begriffen war. Die Expedition verfolgte nun, ziemlich parallel der von Barth auf seiner Herreise eingehaltenen Richtung, den nördlichen Arm dieses die Provinz Manga bewässernden Flusses, der, wie die meisten afrikanischen Flüsse, in seinem mittlern und obern Laufe eine ausgedehnte see- oder sumpfsartige Erweiterung bildet. Von Surrikulo aus schlug man eine fast nördliche Richtung durch die bis jetzt so gut wie völlig unbekannten gebirgigen Gebiete der äußersten nördlichen Grenzprovinz Munio ein, welche an dem höchst interessanten, ausgedehnten Natronsee bei Bune vorbeiführte. In Gure, der Hauptstadt Munios, stattete Barth dem tüchtigen und einflussreichen Statthalter dieser erst unlängst von den Tuareg zurückeroberten Grenzprovinz, Koffo, einen Besuch ab und wandte sich dann wieder westlich durch Sinder, die nordwestlichste Grenzprovinz Bornus, wo er mit frischangekommenen Geldmitteln seine Reiseausrüstung vervollständigte. Während seines Aufenthalts hier gelang ihm auch endlich die Befriedigung jenes eigenthümlichen Fußhüßels, dem fast alle Europäer im dortigen Klima ausgesetzt und infolge dessen oft die ganzen Beine vom Knie abwärts mit Wunden und Narben bedeckt sind. Neu gestärkt brach er am 30. Januar auf, um den ziemlich unsichern und gefährlichen Grenzgau zwischen dem Gebiete der unabhängigen Haussa und dem der Fulbe, den Sitz unabhängiger Feldensämme, zu durchziehen, und er gelangte glücklich über Tassaua und Gasaua in das Reich Sokoto. Nach einem längern Aufenthalte in Katsena, wo er für 660 spanische Thaler Einkäufe

*) Vgl. die Besprechungen der frühern Bände dieses Werks in Nr. 40 d. Bl. f. 1857 und in Nr. 7 d. J. D. Red.
1859. 15.

machte, reiste er in Begleitung des Ghaladima (oder Begier) von Sokoto durch die von einem Heere der Goheraua bedrohten Nordprovinzen des Reichs über Syrmai und die berühmte Wildniß von Gundumi und erreichte am 31. März das Dorf Gauassu am Rande der letztern, wo Aliu, der Emir el Mumenin von Sokoto, im Begriff einen Heerzug gegen die Goheraua zu unternehmen, sein Lager aufgeschlagen hatte. Der Emir empfing ihn mit großer Freundlichkeit und in bester Laune, versicherte ihm, daß er den Gang der Mission und besonders Barth's eigene Schritte mit größtem Interesse verfolgt, auch von seiner Reise nach Adamaua gehört habe, und willfährte rückhaltlos seinen beiden Gesuchen, ihm einen Freibrief zu geben, der allen englischen Kaufleuten bei einem Besuche seines Gebiets in Handelszwecken volle Sicherheit für ihre Person und ihr Eigenthum gewähre, und ihm seine Reise nach Limbuku, welche zur Zeit durch den Aufstand der Provinz Kebbi sehr erschwert werde, vermittlest seines weitreichenden Einflusses nach Kräften zu erleichtern. Barth schildert den Emir als einen untersehten Mann von mittlerer Größe und mit einem runden, vollen Gesicht, das deutlich eher die Züge seiner Mutter, einer Haussaflavin, als diejenigen seines Vaters Mohammed Bello, eines freien und edeln Pullo, zeigte. Seine Kleidung war überaus einfach und legte ebenfalls Zeugniß davon ab, daß er den reinen Pullocharakter aufgegeben hatte; denn sie bestand fast nur in einem Hemde von grauer Farbe. Auch sein Gesicht war unverhüllt, während sein Vater Bello selbst in seiner Privatwohnung, wenigstens vor einem Fremden, niemals verzehtelte dasselbe zu verhüllen. Barth verabschiedete sich vom Sultan, der mit seinem Heer gegen den Feind aufbrach, und verfügte sich nach Burno, der gegenwärtigen, hart an der Nordgrenze des Reichs gelegenen Residenzstadt der Herrscher von Sokoto.

Die Fulbe (Fula, Fellani, Fellata, Füllän), der intelligenteste aller afrikanischen Stämme, haben als Eroberer gänzlich verschiedene nationale Elemente in sich aufgenommen und besitzen daher einen etwas unbestimmten Charakter. Einzelne Stämme sind zwar nicht gänzlich in dem Hauptstamm aufgegangen, haben aber wenigstens ihr eigenthümliches Idiom ganz vergessen und die Fulsprache angenommen; so z. B. die Sissilbe, eine Abtheilung des zahlreichen Stammes der Wáloré, zu denen auch die sogenannten Wandingo gehören. Andere sind vollständig vom Hauptstamm verschlungen, wie die aus einer Mischung des Djelof-Elements hervorgegangenen Tórobo, die jetzt sogar für den edelsten Theil der Bevölkerung gelten. Andere Abtheilungen sind dagegen sehr erniedrigt, z. B. die Djanambe, die noch im 16. Jahrhundert ein selbständiges Reich am obern Niger bildeten, die Laube am Senegal, jetzt im allgemeinen zu dem Range von Fischern herabgebrückt, die nebst andern auf ähnliche Weise unterdrückten Stämmen dem Gemeinwesen der Fulbe den Charakter einer Kastenabtheilung geben. Das Verschmelzen dieser westlichen Stämme mit der Pullo-nation bildet, der gewöhnlichen Ansicht gegenüber, einen unum-

stößlichen Beweis dafür dar, daß der Eroberungszug der letztern sich von Westen nach Osten bewegte, obwohl ihr Ursprung in vorhistorischen Zeiten in der Richtung nach Osten zu suchen sein mag. Barth ist der Meinung, es werde sich mit der Zeit klar herausstellen, daß die Fulbe die Pyrrhi Aethiopes des Ptolemäus und die helle herrschende Bevölkerung von Ghanata waren. Schon im 16. Jahrhundert waren die Fulbe in den Landschaften östlich vom Niger stark und nicht ohne Einfluß und im nächsten Jahrhundert finden wir Fulbestämme selbst in verschiedenen Ortschaften Baghirmis ange sessen. Aber eben in dieser weiten Verbreitung lag der Grund, daß die Nation in den einzelnen schwachen Königreichen, wo sie eine neue Heimat gefunden hatte, mit Ausnahme von Baghena, machtlos blieb. Eine neue Epoche für sie eröffnete sich erst im Jahr 1802, als Báua, der Herrscher von Gohar, den Scheich Dthman und die übrigen Fulbehäuptlinge vor sich lud und die Ansprüche, welche sie zu machen anfingen, mit Strenge zurückwies. Dthman war zu jener Zeit im Dorfe Daghel unweit des heutigen Burno angeland, wo er bei seinen Landesleuten das Amt eines Imams verwaltete, und hatte schon früher angefangen, ihnen einen neuen religiösen Impuls zu geben, der sie über ihre kleinlichen Privatinteressen erhob. Damals aber mit Unwillen erfüllt über die Art, wie er, der große Gläubige, sich von jenen Heiden, den Goheraua, behandelt sah, ward er angepörrt, den Versuch zu wagen, sich und seine Stammesgenossen von der Gewalt des eingebornen Landesherrschers unabhängig zu machen. Nachdem er daher seine Landesleute versammelt hatte, die ihn unter diesen Umständen zum Scheich ernannten, erhob er die Fahne religiöser und politischer Genossenschaft seines Stammes. Seine Unternehmung war im Anfange keineswegs erfolgreich; aber der Fanatismus seiner Anhänger, die er fortwährend durch seine religiösen Gefänge (deren berühmtesten der Verfasser im Anhang mittheilt) zu frischer Energie begeisterte, war so groß, daß er zuletzt glücklich genug war, den Grund zu einem ausgedehnten Reich zu legen. Dabei ward er nach Kräften von seinem Bruder Abd-Allahi unterstützt, der, obgleich ihm an Jahren überlegen, der erste gewesen war, welcher ihm seine Huldigung darbrachte, sowie auch, und zwar ganz besonders, von seinem Sohne Mohammed Bello. Dthman nahm seine Residenz zuerst in Gando, wo er eine lange Zeit hindurch belagert wurde, später in Sissáua, bis er sein Leben in einer gewissen fanatischen Ekstase endete, wie dies Clapperton geschildert hat. Sein Sohn und Nachfolger Mohammed Bello war bemüht, mehr Ordnung in das befestigte Reich zu bringen. Er zeichnete sich nicht weniger durch seine große Liebe zur Gelehrsamkeit als durch seine kriegerische Gesinnung aus, und verdient überhaupt einen hohen Rang unter den afrikanischen Herrschern, wenn er auch in seinen kriegerischen Unternehmungen nicht immer glücklich war und ihm wie allen Fulbe das eigentliche Organisations-talent abging. Seine Kämpfe gegen die einheimischen Stämme sowie gegen seinen großen Nebenbuhler Mohammed-el-Kanemi von Bornu entschal-

digen die Art, wie er Clapperton bei dessen zweitem Besuche behandelte. Von der Regierung seines Bruders und Nachfolgers Atiku (1832—37) wissen wir weiter nichts, als daß während derselben volle Sicherheit geherrscht haben soll. Dagegen machte sich unter dessen Nachfolger Aliu, einem Sohne Bello's, der Geist nationaler Unabhängigkeit in einem weitgreifenden Befreiungskriege Luft. Da diesem Fürsten die meisten von den edeln Eigenschaften seines Vaters und zumieist dessen kriegerische Gesinnung abgehen, so befand sich das ausgebehnte Reich, das sich im Süden bis an den Benue und im Südosten fast bis an den Sferwele oder Schari erstreckte, bei der Ankunft Barth's in einer höchst trostlosen Lage, aus der nur ein kräftiger Herrscher es zu retten vermag.

Barth hatte während seines langen Aufenthalts in Wurno und in dem nicht weit südöstlich davon gelegenen, immer mehr verfallenden Sokoto, der eigentlichen Haupt- und frühern Residenzstadt des Reichs, hinlängliche Veranlassung, die traurigen Verhältnisse desselben kennen zu lernen. Endlich konnte er sich von Aliu verabschieden, der mit wenig Beute und ohne allen Ruhm von seinem Feldzuge zurückkehrte, und setzte am 8. Mai seine Reise fort. Ein neuntägiger Marsch in südwestlicher Richtung brachte ihn nach Gando, der Residenz Chalilu's, des Beherrschers des westlichen Vulkoreichs, dessen Provinzen beide Ufer des Niger einschließen. Chalilu ist ein Sohn des obengenannten Abd. Mahi, dem sein Bruder Dthman bei seinem Tode den westlichen Theil des weiten, von ihm beherrschten Gebiets abtrat. Er folgte seinem Bruder Mohammed Wani vor etwa 17 Jahren, lebt aber seit seinem Regierungsantritt in einem Zustande mönchischer Zurückgezogenheit. Dieser Umstand, welcher Barth dazu nöthigte, seine Geschenke durch eine treulose Mittelsperson überreichen zu lassen, verursachte ihm viel Schwierigkeiten; nur durch ein wiederholtes Geschenk brachte er es dahin, daß ihm Chalilu nicht bloß die Weiterreise gestattete, sondern ihm sogar einen eigenhändigen Freibrief für Engländer überhaupt gab. Durch den Aufstand Daub's, des aussländischen Häuptlings der Kabaua, befand sich das Reich in solcher Zerrüttung, daß Barth keinen Ausflug in die Umgegend der Stadt wagen konnte. Dagegen hatte er das Glück, von dem gelehrten Boshari, einem Sohne Mohammed Wani's, eine Handschrift des überaus schätzbaren historischen Werkes Ahmed Baba's zu erhalten, das ihm einen ungeahnten Blick in die frühere Macht des Sonthayereichs vermittelte, und daraus die im neunten Bande der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft“ veröffentlichten Auszüge zu machen. Am 4. Juni, nach bereits angebrochener Regenzeit, verließ Barth die von einem herrlichen Pflanzenschmuck umkleidete, aber äußerst düstere und todte Hauptstadt des ausgedehnten Reiches Gando, dessen herrliche Provinzen an jenem großen westafrikanischen Flusse, der einen so leichten Zutritt in diesen Erdtheil eröffnet, oder an dessen Armen gelegen sind, damals aber meistens in einen Abgrund von Anarchie versunken waren.

Die Straße führte längs der sumpfigen oder trocknen

Gabbama anfangs in westlicher, später in nordwestlicher Richtung durch die fruchtbare Provinz Kebbi, deren östlicher Theil noch zu Sokoto gehört. Hier sah der Reisende auch die schöne Stätte von Birni-n-Kebbi, deren einstige Größe jetzt nur noch durch die Größe der Mauer angedeutet wird. Während das Sonthayreich in Trümmern zerschmettert wurde, ward sie nicht nur der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels, sondern auch der Sitz eines mächtigen Königreichs, das zur Zeit seiner Blüte seine Herrschaft über alle benachbarten Länder am Niger ausbreitete und selbst mit dem mächtigen Bornureiche unter dem kriegerischen Mohammed einen nicht erfolglosen Kampf unternehmen konnte, aber endlich 1806 von den Fulbe erobert ward. Ein langer Tagemarsch durch eine gefahrvolle dicke Waldwildnis brachte die Reisenden in das Fogghal, die Grenzschleife zwischen den beiden großen Stämmen der Haussa und Sonthay, wo auf 30 Fuß hohen, fast regelmäßig viereckigen Schuttrassen nach Art der alten ägyptischen Städte Salzweiler erbaut sind, zu deren Füßen sich leichte schmutzige Büble salzhaltigen Wassers von fast schwarzer Farbe ausbreiten, welches den ganzen Thalboden mit seinem Salzgehalte durchschwängert und aus dem die kriegerischen Thalbewohner ein werthvolles Salz zu gewinnen verstehen.

Am 20. Juni erreichte endlich Barth das nächste Ziel seines rastlosen Forscherdranges, seiner heißen Sehnsucht: er hielt mit seinem Rosse der Stadt Ssay gegenüber an den Ufern des mächtigen Nigerstroms, der hier zwar nur 1000 Schritt breit ist, aber seine Fluten (bis auf einen einzigen kleinen Felsen) ungebrosen zwischen 20—30 Fuß hohen Felsaufern mit einer Schnelligkeit von ungefähr drei (englischen) Meilen in der Stunde dahinströmt. Wie alle centralafrikanischen Flüsse führt er in den Gebieten verschiedener Zungen verschiedene Namen: er ist der „Große Fluß“, der „Dhiuliba“ oder „Duli-ba“, der Mandingo (Duli) oder Wákore, der „Mayo“ der Fulbe, der „Eghirrèu“ der Imbsharh oder Tuareg, der „J-ssa“ oder „Sjai“ der Sonthay, der „Kuära“ der Kambori, der „Bali-n-rua“ der Haussa. Der Name „Niger“ kommt von dem Worte „n-eghirrèu“, ist also mit dem Ausdrucke der Tuareg identisch. Von Ssay aus, das ungefähr unter 13° nördl. Br. und 2½° östl. L. von Greenwich gelegen ist, erstreckt sich der Fluß aufwärts in fast gerader nordwestlicher Richtung bis in die Nähe des 18. Breitengrades, wo er im District Burrum (0° östl. L.) eine ziemlich gerade westliche Richtung bis Limbustu (3° westl. L.) einschlägt, um von hier wieder in südwestlicher Richtung bis zu der mit Ssay fast genau unter demselben Breitengrade gelegenen Stadt Djenni im Reiche Mässina hinaufzusteigen, von wo sich seine noch unerforschten Quellen weiter westlich in die Nähe der Quellen des Senegal hin verlieren. Denkt man sich daher die untere, größere Parallellinie hinweg, so stellt der Lauf des Niger zwischen den angedeuteten vier Punkten ziemlich genau die Form eines Paralleltrapezes mit beinahe gleichen Winkeln dar. Verlängert man sodann im Gedanken die östliche Seite um ihre eigene Größe,

also bis zum 8° nördl. Br., so erreicht man ziemlich den Punkt, wo der große östliche Nebenarm, der Venue, einmündet und mit dem Hauptarme vereint in ziemlich südlicher Richtung der Bucht von Benin zufließt.

Die Stadt Ssay ist ziemlich groß und trotz ihres erstaunlichen Mangels an Betriebsamkeit für die Europäer der bedeutendste Punkt in dieser ganzen Flusslandschaft, wenn es ihnen einmal gelingt die Flussschnellen weiter unten zwischen Nabba und Yauri zu passieren. Der dortige Statthalter war über die Ankunft Barth's — des ersten Christen, der diesen Platz je besucht hatte, da Mungo Park auf seiner ewig denkwürdigen Nig erfahrt hier ganz unbemerkt vorbeigeschifft zu sein scheint — höchlichst entzückt und hegte den ernstlichsten Wunsch, daß ein Dampfschiff oder anderes Fahrzeug der Europäer den Fluß hinaufkommen und seinen Markt mit europäischen Erzeugnissen versehen möge. Als er aber hörte, daß der Reisende keinen Handel treibe, fing er an, denselben mit Argwohn zu betrachten und seine Abreise zu betreiben. Barth verweilte auch nur wenige Tage. Da an eine Flussfahrt stromaufwärts fürs erste gar nicht zu denken war, so mußte er, den vom Niger zwischen Ssay und Timbuktu gebildeten stumpfen Winkel abschneidend, in möglichst gerader Richtung den Landweg nach letzterer Stadt verfolgen. Dabei zeigte sich aber ein Uebelstand, den Barth auf seinen blühenden Reisen noch nie verspürt hatte: er sowohl wie seine Begleiter waren der Sprache der Sonrhay, des Grundstocks der Bewohner der vor ihm liegenden Gegenden, unkundig und sein eigenes Studium war zunächst ausschließlich dem Fulfulda, der Sprache des erobernden Stammes, gewidmet. Er mußte am 24. Juni die Weiterreise antreten, ohne einen sprachkundigen Landeseingeborenen für seinen Dienst gewinnen zu können.

Der Weg führte zunächst durch die hügelige Landschaft Gurma, in deren Hauptstadt Tschampagore Barth den ausgezeichneten Häuptling Mohammed Galaidja besuchte. Er schildert denselben als einen Mann von ungefähr 70 Jahren mit einem überaus angenehmen, fast europäischen Gesichtsausdruck. Galaidjo folgte im Jahre 1815 seinem Vater Hambodjo, dem mächtigsten Häuptlinge Mässinas oder Melles am obern Niger, wo nach dem Sturze des Sonrhayreichs durch Mulai Hamed von Morokko viele kleine Königreiche entstanden waren. Nun ereignete es sich, daß durch die große religiös-politische Bewegung der Fulbe in Guber angeregt, sich auch unter deren Stammesgenossen am obern Niger ein Anführer erhob, welcher sich dasselbe Ziel der Verbreitung des Islams in seiner neuen gereinigten Form stellte. Dieser Anführer war Mohammed oder Hamed Lebbo. Bei seiner Ankunft in Mässina (1817) schloß er anfangs ein Bündniß mit Galaidjo, der selbst den Islam annahm, und eroberte mit ihm verbrüdernd das benachbarte Land. Als er aber später von seinem Verbündeten Unterwerfung und Anerkennung seiner Oberherrschaft verlangte, ward Galaidjo in einen dreijährigen Krieg mit ihm verwickelt und sah sich zuletzt genöthigt, mit dem Reste seiner Anhänger weiter östlich eine neue Heimat zu suchen, wo

ihn der Herrscher von Gando mit offenen Armen aufnahm. Dieser war nämlich mit dem unabhängigen Lebbos und seines Sohnes und Nachfolgers Ahmedu keineswegs zufrieden; denn jene Reformatoren gingen in ihrem puritanischen Eifer und ihrer Siegesüberhebung so weit, daß sie ihren Landesleuten in Sokoto und Gando eine Botschaft des Inhalts zuschickten, wenn sie sich nicht bequemen wollten, die Zahl ihrer Weiber auf zwei zu beschränken und ihrer weiten weiblichen Kleidung zu entsagen, so würden sie ihnen einen feindlichen Besuch machen. Aus diesem Grunde herrscht noch jetzt kein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Häufen von Sokoto und Gando einerseits und dem von Hamb-Allah andererseits; daher auch die von dem sonst in jeder Beziehung so bereitwilligen Aliu an Barth gestellte Bedingung, den letztgenannten Hof nicht zu besuchen. Die eingewanderte Gemeinde hat inmitten der Ummohner ihren eigenthümlichen Typus und ihre ursprünglichen Sitten fest bewahrt. Während alle Fulbe der Umgegend ein ziemlich schlanker Menschenschlag mit ausdrucksvollen und scharf geschnittenen Zügen sind und sich durchaus in weiße Farben kleiden, sind diese Einwanderer untersepte, kräftige Leute mit offenen, runden Zügen und langem, schwarzem, buschigem Haar, alle gleichmäßig in hellblaue Töden gekleidet und ohne Ausnahme mit Feuerwaffe, oft mit französischen Doppelflinten bewaffnet, einzelne in ihrer Haltung an den Charakter des Europäers erinnernd. Gurma enthält außerdem noch eine Reihe unabhängiger (mit den südwestlich davon wohnenden Mossi oder More und Tombo verwandter) Stämme unter einheimischen Häuptlingen, von denen namentlich die Torobe spezielle Erwähnung verdienen.

Bald nach dem Eintritte in die nordwestlich von Gurma gelegene Provinz Daghe setzten die Reisenden über die Sirba, einen hier fast 100 Schritt breiten und 12 Fuß tiefen Nebenfluß des Niger. Drei weitere mächtige Ströme, alle ebenfalls südöstlichen Laufs, welche sie weiterhin zu passieren hatten, ergossen sich wahrscheinlich in die letztere. An der Grenze von Libakso, der nordöstlichsten Provinz des Gondorreichs, war wieder ein bedeutender Waldstrom von wenigstens 600 Schritt Breite und 4½ Fuß Tiefe zu überschreiten. Ueberhaupt hatte man eine sehr wasserreiche Gegend betreten; der Boden hat nämlich zu wenig Neigung, um dem sich ansammelnden Wasser die Möglichkeit des Abflusses zu gewähren, so daß sich hier und da ansehnliche Wasserbeden, oft in der Ausdehnung eines ungeheuern Sees, bilden. Ein solches sammelt sich z. B. alljährlich an der Westseite von Dore, der äußerst verfallenen Hauptstadt der in einem völlig anarchischen Zustande befindlichen, von dem immer weiter südlich vordringenden Tuareg bedrohten Provinz Libakso, welche jedoch ein großer Verkehrspunkt für die Araber von Asauab, dem nördlich von Timbuktu gelegenen Wüstenstich, ist, deren verschiedene Straßen sich sämmtlich an einem großen seeartigen Hinterwasser des Niger, dem Ghalebleb, etwa 40 Meilen nördlich von Dore, vereinigen, dessen Wasser nach der Regenzeit mit der erwähnten

Ansammlung bei der Hauptstadt in Verbindung steht. Die Araber bringen hauptsächlich Salz, die östlichen Mandingo weiße Kolanüsse und Muscheln, die Einwohner von Mossi Esel und Baumwollenscheiben, die Uferbewohner des Niger Butter und Korn auf den Markt.

Barth hatte kurz zuvor einen Araber aus Walata (westlich von Timbuktu) in seinen Dienst genommen, der außer dem Arabischen auch Fulfulba, Sonrhay, Mossi, Bambara und Temäschirchi sprach; aber dieser verschlagene und treulose Mensch, der durch Barth's Erzählung eine schmachvolle Unsterblichkeit erlangt hat, war seinem Herrn in dem noch bevorstehenden gefährlichsten Abschnitte seiner Reise eher ein Hemmnis und ein Fluch, als eine Hilfe. Infolge der unaufhörlichen Regengüsse schwellen die zahlreichen Flüsse und Sümpfe so sehr an, daß ihr Uebergang mit vielfachem Aufenthalt und zahlreichen Schwierigkeiten verbunden war. Es war dem Reisenden vollkommen unmöglich, den Lauf dieser meist ganz zeitweiligen Waldströme und ihr Verhältnis untereinander näher zu bestimmen, und ebenso vermochte er später auf seiner Straße am Ufer des Niger herab nur wenige von den untern Stromläufen dieser Gegend mit den auf der Hinreise nach Timbuktu durchschnittenen obern Stromläufen in Verbindung zu setzen. Der bedeutendste dieser Ströme war der Duggoma in der Landschaft Aribinda, der erst nach vielen vergeblichen Bemühungen zur größten Noth an einer Stelle passiert werden konnte, wo er einen eine halbe Meile breiten Sumpf bildete. Während die Reisegesellschaft im Walde nach einer Furt suchte, stürzten plötzlich 150—200 halb nackte Menschen von wildem Aussehen, jeder mit ein paar Speeren und einem zerlegten Schilde aus dem Geste der Leukorix bewaffnet, aus dem Gebüsch hervor und umzingelten sie, ihre Waffen mit kriegerischen Geberden über den Köpfen schwenkend. Barth erzählt:

Es schien sich eine ernsthafteste Angelegenheit entwickeln zu wollen. Hierbei war nun das Geleit meines Walaters jedenfalls von Nutzen; denn als ich, von diesen kriegerischen Gestalten umdrängt, mein Gewehr anlegte, bat mich dieser schlaue Gefährte, ruhig gerade auf die Leute loszureiten. Während ich dies nun that, gab er den Eingeborenen durch Schreien zu verstehen, daß ich ein Scherif sei und ein Freund des Scheichs El Bakay, welchem ich eine Anzahl Wäcker aus dem Orient brachte. Infolge dessen ließen sie plötzlich ihre Speere sinken und umdrängten mich mit den dringendsten Bitten, ihnen meinen Segen zu verleihen. Die Umstände, in denen ich mich befand, zwangen mich ihren Wunsch zu erfüllen; aber es war keineswegs eine angenehme Sache, meine Hand auf alle diese schmutzigen Köpfe zu legen.

Die Gefahr wurde ungleich größer, als man die steinige, von dem Bomborigebirge mit seinen malerischen, burgartigen Felsenmassen durchzogene Provinz Dala erreichte, die von einem Statthalter regiert wird, der dem fanatischen, in Samd-Mlali residirenden Herrscher von Nassina in direkter Abhängigkeit unterworfen ist. Da der letztere nun nimmermehr einem Christen erlaubt haben würde, sein Gebiet zu betreten, und überdies gerade damals ein junger, ganz unerfahrener Prinz Namens Ahmedu an die Regierung gekommen war, so sah sich Barth gezwungen den Charakter eines Arabers anzunehmen und

hielt es unter diesen Umständen für das Beste, gleich als Scherif aufzutreten. Nichtsdestoweniger mußte er dem Statthalter noch unterwegs in einem Dorfe seine Aufwartung machen. Dieser steht mit seinem südlichen Kollegen und Nachbar, dem Statthalter von Gilogbi, fast beständig auf dem Kriegsfuße, wie das mit beinahe allen diesen Häuptlingen der Fall ist, obwohl sie die Lehnbedienten desselben Oberherrn sind. Später sollte ihn Barth unter ganz veränderten Verhältnissen wiedersehen, nämlich als Verbannten, wo er sogar genöthigt war, ihn um Schutz gegen seine eigenen Landsleute und Glaubensgenossen anzusuchen. Höchst eigenthümlich ist der zugleich mit dem Islam über diesen ganzen Theil des Sudan eingeführte Baustil: die hohen runden Thonhäuser mit ihren spitzen konischen Strohdächern und ihren Verbindungsmauern geben den Dörfern das Aussehen von Miniaturfestungen mit zahlreichen Bastionen, Thürmen und Courtinen, während die sie umgebenden einzelnen Stroh- und Rohrthürten sich oft wie Zispelmützen ausnehmen. Sonrhay und Fulbe wohnen hier mehr oder weniger vermischt untereinander.

Man betrat nunmehr dasjenige Gebiet, wo die Tuareg Irregnäten (d. h. die gemischten Stämme) ihre Zeltlager aufgeschlagen hatten. Barth mußte sich durch Geschenke die Freundschaft dieser nomadischen Viehzüchter zu gewinnen, die er als Leute von breitschulterigem Wuchse, unterseht und von schönem Ebenmaß der Glieder, mit einem gefälligen Gesichtsausdruck und einer weißen Hauptfarbe beschreibt. Unter dem Schutze dieser neuen Freunde, welche durch die Verührung mit den ungaslichen Sonrhay ihre alte Gastlichkeit nicht ganz verlernt hatten, setzte nun Barth unter fortwährender Angst vor Verrath von seiten des habgierigen Walaters, der diese seine Lage zu mannichfaltigen Expressungen benutzte, seine Reise weiter fort und traf am 18. August in der Stadt Bāmbare ein. In dieser kleinen, von räuberischen Fulbe bewohnten Dörfschaft mußte er unter so peinlichen Umständen mehrere Tage verweilen, während der Walater und ein anderer seiner Diener dem großen Tuareghäuptling Ssomki, dessen Lager sich in der Nähe von Sfaraināmo befand, von ihm ein ansehnliches Geschenk überbrachten, um sich seines Schutzes zu versichern. Bāmbare liegt an einem Arme oder vielmehr tohlen Hinterwasser des Niger, das während des höchsten Standes der Ueberschwemmung, d. h. 4—5 Monate im Jahre, auf doppeltem Wege einen directen Flußverkehr mit Timbuktu gestattet. Dieses flache Gewässer wird im Westen von einer Hügelkette begrenzt, welche das in südwestlicher Richtung 7—8 Meilen lange herrliche Seebecken des Nyngai davon absondert. Nach der Rückkehr seiner Diener brach Barth, der inzwischen den Bewohnern von Bāmbare auf deren Gesuch durch seine Fürsprache bei Allah Regen erwirkt hatte, wieder auf, passirte den erwähnten See und kam Tags darauf im Lager Ssomki's an. Obwohl hier und andernwärts einigemal nahe daran entlarvt zu werden, gelangte er glücklich nach Sfaraināmo, einer lieblich blühenden Stadt von etwa 5000 Einwohnern, deren Statthalter direct

unter dem Befehle des Herrschers von Hamb: Allahi steht. Barth mußte hier nicht nur vor einer Versammlung der Vornehmen das Eröffnungsgebet des Kuran herlesen, was er mit gleich günstigem Erfolge wie in Wámbare that, sondern auch dem Statthalter Dthman ärztlichen Beistand leisten und ihm sodann seinen Segen zu einer Reise nach der Hauptstadt erteilen, auch dies mit gleicher Wirksamkeit. Als der Statthalter später erfährt, daß der vermeintliche Scherif ein Christ sei, ward er sehr enttäuscht, weil er in dieser Beziehung nicht den leisesten Argwohn gehegt hatte. Dies machte nun dem Scheich El Wakán nicht wenig Vergnügen und er schrieb jenem zu wiederholten malen, er solle doch ganz zufrieden sein, daß ihm ein so böser Mensch wie ein Christ nicht allein Regen, sondern sogar eine gute Aufnahme bei seinem Oberherrn verschafft habe.

Weit über dieses ganze Land hin breitet sich ein Netz von Flußarmen, Hinterwässern und Kanälen aus, von dem man früher gar keine Vorstellung hatte, und das während einer gewissen Jahreszeit eine gewaltige Wasserverbindung eröffnet. In der Regenzeit reist man von hier auf einem westlichen Arme nach Timbuktú, während man zu Anfang der Flußschwelle eine östliche Abbiegung machen muß. Auf dem letztern Arme trat auch Barth, unter Zurücklassung eines Theils seiner Pferde und Kameele, in froher, gehobener Stimmung am 1. September seine überaus interessante Flußfahrt an. Der Fluß, bei Sarainámo 450—500 Schritt breit, ist bald offen, bald mit „Borgu“, einem reichhaltigen Grase, welches dort das Hauptfutter für Rinder und Pferde bildet und sogar den Menschen mit einem süßen Getränk und einer Art schlechten Honigs versorgt, sowie mit weißen Wasserlilien so dicht überwachsen, daß an vielen Stellen das Ruden gar nicht zu gebrauchen ist. Auch die Ufer sind bald mit hohem Rohrgras überwachsen, bald frei und mit zahlreichen Dumpalmen und Tamarinden geschmückt. Ein böser Uebelstand ist aber, daß die größern Boote in diesen seichten Hinterwässern nicht nahe genug ans Ufer herangefahren werden können und daher die Passagiere täglich zwei- bis dreimal durch das Wasser zu waten haben. Diese Ufer, einst belebt von dem Geräusch vieler größern und kleinern Dörfer der eingeborenen Sonrhay, sind jetzt auf große Strecken in Stille und Verödung begraben. Lebhafter wurden dieselben, als man sich am 4. September der Insel Kora näherte, um deren Nordspitze herum man in den majestätischen Hauptarm des Stroms einbog, der an dieser Stelle etwa eine englische Meile breit war. Der Verfasser sagt:

Es war mir recht interessant, hier die vom wohlverdienten französischen Reisenden René Gaillie auf seiner mühevollen und gefährlichen Reise durch den ganzen westlichen Theil von Nordafrika, von Sierra Leone nach Morollo, verfolgte Straße zu erreichen, und es ist mir eine angenehme Pflicht, die allgemeine Richtigkeit seiner Beschreibung zu bestätigen.

Er erklärt die Eifersucht der Engländer gegen ihn einfach dadurch, daß er hinzufügt, es sei den letztern ein unerträgliches Gedanke gewesen, daß einem armen, schutzlosen Abenteuerer, der sich unter dem schwächlichen Lügen-

netz verbergen mußte, ein Unternehmen gelingen sollte, dem einer der kühnsten und hochherzigsten Offiziere ihres Heeres, Major Laing, zum Opfer gefallen war. Am 5. September landete Barth in Kábára, der Hafenstadt Timbuktus. Leider war ihm bereits die unerfreuliche Nachricht geworden, daß der Scheich Ahmed El Whakán, auf dessen allgemein gerühmten edeln und zuverlässigen Charakter er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, zur Zeit abwesend sei. Barth empfand in dieser Lage wie schon anderwärts schmerzlich den Mangel eines directen Empfehlungsbriefts von Konstantinopel: er ward alsbald Gegenstand der Neugier, der Zuhilfenahme, des Argwohns, der Habgucht, ja selbst unzweideutiger Bedrohung. Am zweiten Tage darauf ritt er, begleitet von Sfidi Alauáte, einem jüngern Bruder des Scheichs, dem sein wahrer Charakter insofern mitgetheilt worden war, durch eine der Landschaft, die entschieden den Charakter einer Wüste hatte, dem langersehnten Ziele seiner Reise entgegen und hielt, von einer ihm entgegenkommenden Schar Leute aus der Stadt begrüßt, nicht ohne neue Gefahr bei dieser Gelegenheit sich zu verrathen, seinen Umzug in Timbuktú, wo er sich in einem dem Scheich gehörigen Hause der eigenen Wohnung desselben gegenüber einquartierte.

Timbuktú (ursprünglich Tumbutu) hat lange Zeit in Europa als der Mittelpunkt und die Hauptstadt eines großen Negerreiches figurirt, aber mit Unrecht; denn es hat zu keiner Zeit, und am wenigsten in der ältern blühenden Periode des Landes, mehr als eine untergeordnete Rolle gespielt. Freilich war von dieser Periode wie überhaupt von der Geschichte des westlichen Suban bisher soviel wie nichts bekannt. Jetzt dagegen ist uns durch den bereits oben erwähnten glücklichen Umstand, daß Barth Gelegenheit fand, die von Ahmed Waba, einem durch hohe Stellung, reiche Lebenserfahrung und große Gelehrsamkeit ausgezeichneten Manne, verfaßte und aus innern wie aus äußern Gründen durchaus glaubwürdige, vollständige Geschichte des Reichs Sonrhay von den ersten Spuren historischer Urkunden bis zum Jahre 1640 unserer Zeitrechnung durchzusehen, ein überraschender Einblick in die bisher dunkeln Zeiträume der Geschichte jenes ausgedehnten und wichtigen Landgebiets eröffnet worden. Leider konnte Barth diese Schrift nur theilweise excerptiren; aber diese Auszüge reichen hin, eine sehr fühlbare Lücke unserer historischen Wissens bis auf weiteres befriedigend auszufüllen, wie außer einer großen Menge in dem vorliegenden Reiseverke zerstreuten Notizen und einem der Geschichte des Sonrhayreichs und der Stadt Timbuktú eigens gewidmeten Kapitel ganz besonders die dem vierten Bande angehängten, 73 Seiten einnehmenden, Chronologischen Tabellen über die Geschichte von Sonrhay und der benachbarten Königreiche zur Genüge darthun. Wir würden unserer Aufgabe nicht gerecht werden, wenn wir nicht den Versuch machen wollten, dieselbe in ihren Hauptzügen kurz zu skizziren.

Das älteste Reich im Stromgebiete des Niger, von dem wir historische Kunde haben, ist das Königreich Ghana oder Ghánata, dessen centraler Theil die jetzige Provinz

Bághena südwestlich von Timbuktu (16° nördl. Br., 8° westl. L.) umfaßte. Dasselbe wurde um das Jahr 300 unserer Zeitrechnung von Walayamangha gegründet und bis zum Beginn der Hebscha von 22 Königen aus einer weißen (leukäthiopischen?) Dynastie beherrscht. Sechzig Jahre später finden wir in Ghánata bereits ein ausgebreitetes mohammedanisches Stadtviertel mit 12 Moscheen. Ueberhaupt streift die Verbreitung des Islam in jenen Gegenden an das Wunderbare. So bekannte sich zu Anfang des 9. Jahrhunderts Tilutan, der mächtige Wüstenhäuptling der Limtuna, zu der neuen Religion und bekehrte die benachbarten Negerstämme. Als der zweite Nachfolger desselben, Temim, 918 von den Senágha, welche um die Mitte des 10. Jahrhunderts über die ganze Nachbarschaft des Negerlandes mit Einschluß von Ghánata geherrscht zu haben scheinen, erschlagen worden war, theilten sich die Berberstämme an der Grenze der Wüste und des Negerlandes in die Herrschaft. Unter diesen werden Tin-Derutan, der König von Audaghosi, einer wichtigen Handelscolonie der Senágha westlich von Walata am Rodiagebirge, und Tinesua, dem 23 Negerkönige tributpflichtig gewesen sein sollen, namentlich erwähnt. Audaghosi, das später von Ghánata abhängig geworden war, wurde (1052) von Wáha Ebn Omar, dem Häuptling der Merabotin (Tuareg), der Schüler des Religionslehrers Abd Allah Ebn Bassin, erobert und geplündert. Dessen Bruder Abu Bekr (1056—88) unternahm einen Kriegszug im großen Maßstabe gegen die Negerstämme, eroberte Ghánata von den Senágha und zwang einen großen Theil der Einwohner sowie die benachbarten Districte des Negerlandes zur Annahme des Islam. Im Jahre 1204 überwältigte der mit den Wafare eng verwandte Stamm der Wandingo oder Djuli die herrschende Klasse von Ghánata und gründete auf den Trümmern ihres Staats das mohammedanische Reich Welle, dessen Einfluß sich über den ganzen mittlern Lauf des Niger erstreckte. Der größte aus der Reihe der Könige von Welle, Manssa Mussa (1311—31), entwickelte die ganze militärische und politische Macht dieses Königreichs, das nach Ahmed Baba's Worten „eine Stärke zum Angriff ohne Maß und Grenze“ besaß. Er unternahm das aus den Ueberbleibseln von Ghánata gebildete Bághena, Sagha, Timbuktu und Sonrhay mit seiner Hauptstadt Gogo, blieb aber im besten Einverständniß mit dem Sultan Abu'l Hassan von El Mághréb (Morocco). Im Jahre 1326 unternahm er eine Pilgerfahrt nach Mekka mit einer äußerst zahlreichen Begleitung, die einer ganzen Armee gleich, und mit großen Reichthümern, er nahm seinen Weg über Walata und Tawát und kehrte über Gogo zurück. Das eigentliche Welle scheint eine doppelte Regierungsform gehabt zu haben, eine politische und eine nationale. In ersterer Hinsicht war es in eine nördliche und eine südliche Provinz getheilt, die wahrscheinlich durch den Dhiuliba geschieden wurden; in der letztern aber bildete es drei große Provinzen mit je 12 Häuptlingen oder Statthaltern. Unter Manssa Mussa's Sohne scheint das Reich einige Verluste erlitten zu

haben; denn wir finden erwähnt, daß erst der Bruder des ersten und Nachfolger des letztern, Manssa Slimán (1335—59), seine Macht wiederhergestellt, Timbuktu abermals erobert und sogar das eigentliche Sonrhay zur Anerkennung seiner Oberherrschaft genöthigt habe. Nach seinem Tode schwächten lange Zeit hindurch innere Unruhen, Thronstreitigkeiten und schlechte Regierungen das Reich, das wir in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts unter fünf Parteien, nämlich unter die drei nationalen und die zwei politischen Statthalter getheilt finden; doch erscheint es noch in dem Bericht des Portugiesen Aloise Gada Mosto (1454) als das mächtigste Königreich des ganzen Negerlandes mit Einschluß von ganz Gambia und von großer Wichtigkeit für den Handel mit Gold über Rufia nach Aegypten und über Tumbutu nach Tawát und Wadan, dem damaligen Mittelpunkt des Sklavenhandels. Erst als infolge eines Thronstreits König Sfonni Ali von Sonrhay die Hauptstädte zerstörte, ging das seit lange geschwächte Reich auf immer zu Grunde.

Der Ursprung des Reichs Sonrhay ist auf Sa Alayámin zurückzuführen, welcher zu Anfang des 7. Jahrhunderts nach Rufia kam und die älteste (wahrscheinlich libysche) Dynastie der Sa gründete. Von der Lage Rufias wissen wir weiter nichts, als daß es 15 Meilen von Ghánata entfernt und um die Mitte des 11. Jahrhunderts ausschließlich von Mohammedanern bewohnt war, während alles ringsumher noch dem Götzendienste huldigte. Später verlegten die Herrscher der genannten Dynastie, deren funfzehnter, Sa Kassí (1009), den Islam annahm, ihren Regierungssitz nach Gáho oder Gárho, einer schon zu Ende des 9. Jahrhunderts blühenden und namentlich über Wárgela am Nordrande der Wüste (ebenfalls dem Bakallitis des Ptolemäus) im lebhaften Verkehr mit Nordafrika stehenden Handelsstadt, deren einer Theil von Mohammedanern, der andere von Heiden bewohnt war. Timbuktu wurde erst im Beginn des 12. Jahrhunderts von den Zwáschahy gegründet, war aber anfangs nur ein unbedeutender Marktplatz. Der Sonrhaystaat wuchs allmählich an Ausdehnung und Macht, gerieth aber nichtsdestoweniger, wie bereits oben erwähnt, in Abhängigkeit von dem großen Wellekönig Manssa Mussa (1326). Auch Timbuktu scheint sich demselben ohne Widerstand ergeben zu haben, erntete aber aus dieser Abhängigkeit von dem mächtigeren Königreiche bedeutende Vortheile, indem es nun gegen jede Gewaltthätigkeit der benachbarten Berberstämme geschützt war und bald ein Marktplatz ersten Ranges wurde, in welchen die angesehensten Kaufleute aus Miffé, Fesán, Ghadámés, Tawát, Tafilélet, Darah, Gáß, Esuf und andern Orten nach und nach von Witu oder Waláha überfiedelten. Allein schon wenige Jahre darauf wurde es durch den König von Mossi (welches bis zur jüngsten Zeit die Sache des Heidenthums mit Erfolg verfochten hat) mit Feuer und Schwert verwüstet und blieb nun sieben Jahre lang sich selbst überlassen, bis es (1337) wieder in die Abhängigkeit von Welle zurückfiel, in welcher es Ebn Batúta auf seiner Reise (1252) über Ba-

lata, Melle ober Mäli (der Hauptstadt an einem nördlichen Arm des Obiuliba), Mima und Sobann zu Flusse über Kabara nach Gogo vorband. Im Jahre 1433 wurde es von einem Stamme der Imbscharh unter Alil dem Volk von Melle entrißen und von den Groberern, die einen einheimischen Statthalter einsetzten, anfangs mit ziemlicher Milde regiert, später aber bedrückt und gemißhandelt.

Zu derselben Zeit, wo Timbuktü durch den Herrscher von Mossi erobert ward, entfloh der Sonrhayprinz Ali Kiliun von dem Hofe zu Melle, wo er als Geisel gehalten worden war, in sein Geburtsland nach Gogo und machte dasselbe durch die Stiftung der Ssonnidynastie in gewissem Grade von Melle unabhängig. Der sechzehnte König dieser Dynastie, Ssonni Ali (1464—92), „der große Tyrann und berühmte Bösewicht“, gestaltete die ganze Physisognomie dieses Theils von Afrika um, indem er das Königreich Melle niederwarf. Er zog auf Veranlassung des Statthalters Omar gegen Timbuktü, welches zuvor niemals zum eigentlichen Sonrhay gehört hatte, nöthigte Alil zur Flucht, verwüstete und plünderte die Stadt und richtete unter deren Bewohnern, besonders unter den Gelehrten, ein furchtbares Gemetzel an. Sodann unterwarf er nicht nur Bähena, sondern auch Djinni, welches nicht einmal von den Königen von Melle erobert worden war, begnügte sich aber damit die Häuptlinge dieser Länder tributpflichtig zu machen. Ssonni Ali war es jedenfalls auch, an den João II. von Portugal eine Gesandtschaft schickte und der den Portugiesen erlaubte, in Wadan eine Factorie zu errichten, die sie jedoch nicht lange unterhielten, da der Ort zu unfruchtbar und von der Küste zu weit entfernt war. Er erkrankte bei seiner Rückkehr von einem Kriegszuge gegen Gurma, nachdem er die Soghorän und die Gullän, deren Macht in dieser frühen Zeitperiode von höchstem Interesse ist, unterworfen hatte. Gegen seinen Sohn Abu Bekr Daud erhob sich einer seiner Offiziere, Mohammed ben Abu Bekr, ein Eingeborener von Sonrhay, der, anfangs zurückgeschlagen, zuletzt (1492) den König in einer höchst blutigen aber entscheidenden Schlacht besiegte und unter dem Namen Aläla oder Siffia mit dem Titel Emir el Mumenin und Chalifa el Moslemün den Thron bestieg.

Das erste, was dieser große Sonrhaykönig that, war, daß er seinen Unterthanen einige Ruhe gönnte, indem er einem Theil der Bevölkerung friedlichen Geschäften nachzugehen erlaubte. Nachdem er durch Eroberung der wichtigen Stadt Sagha und durch Unterwerfung des Wandlingho-Statthalters von Melle und des Herrschers von Djinni sein Reich befestigt und erweitert hatte, unternahm er mit seinen Prinzen und Gelehrten, mit den ausgezeichnetesten Männern aller ihm untergebenen Stämme und 1500 Bewaffneten eine Pilgerfahrt nach Mekka, welche ihn mit dem Osten in Berührung brachte und am meisten zur Verbreitung seines Ruhms beitrug. Ueberhaupt ein Freund der Gelehrsamkeit, suchte er in der heiligen Stadt die Belehrung der unterrichtesten und frommsten Männer und verwirklichte sein Andenken durch

freigebige Stiftungen. Nach seiner Rückkehr unternahm er einen Kriegszug gegen Mossi, dessen König er vergeblich zur Annahme des Islams aufgefordert hatte, brachte das bereits tributpflichtige Bähena unter seine unmittelbare Herrschaft und erschlug einen Häuptling der damals sowol im Süden (Gurma) als im Nordwesten und Südwesten schon sehr mächtigen Fulbe. Im Jahre darauf (1501) zerstörte er die Hauptstadt von Melle (vielleicht Ahmed Baba's Sillen oder Salna), damals die größte Stadt im Negerland mit fast 6000 Wohnhäusern, und legte dem Beherrscher dieses Landes einen so schweren Tribut auf, daß er diesem dadurch vollständig die Hände band. Hartnäckiger und langwieriger war der Kampf gegen Barbu, das zwischen Gurma, Worube und dem Niger eingeschlossene Land, dessen kriegerische Einwohner ihm einen verzweifelten Widerstand entgegensetzten. Während der nächsten Jahre beschäftigte er sich, wie es scheint, ausschließlich mit den innern Angelegenheiten seines ausgedehnten Reichs und hielt sich meist in der Nähe von Timbuktü auf, wo er sich auch während Leo's Anwesenheit (1506) befand. Im Jahre 1512 zog er, sein Reich immer weiter nach Westen ausbreitend, gegen den mächtigen Häuptling Allain und erschlug ihn in Saru. Dieser höchst interessante Zug übte gewaltigen Einfluß bis auf die Küste, wo die unternehmenden Portugiesen zu jener Zeit ihre Macht entfalteten. Als nämlich Kolli, Allain's ältester Sohn, der gerade damals auf einem Kriegszuge abwesend war, das Schicksal seines Vaters erfuhr, floh er mit seinem Heere nach Guta, welches damals dem König von Djolof gehörte, ermordete diesen und setzte sich in den Besitz der Hälfte seines Reichs. Schon im nächsten Jahre finden wir Hadj Mohammed auf einem Feldzuge gegen Osten, wo er nach Leo's Aussage nicht nur Katsena, Gohet (damals eine große Haupt- und Handelsstadt), Sanfeta, Segheg, Kano und beinahe ganz Hausa unterwarf, sondern sogar die Berberstämme von Agades vertrieb und eine große Anzahl seiner eigenen Leute dorthin verpflanzte. Dies war jedenfalls der Höhepunkt seiner Macht; denn nach seiner Rückkehr empöbte sich der Statthalter der Provinz Kebbi, schlug seinen Lehnsherrn und machte sich unabhängig. Es war aber auch der Höhepunkt seines Glücks: nach dem Tode seiner beiden treu ergebenen Brüder Omar Kumsaghü und Omar ben Tumbutukoy ward er ein Spielzeug in den Händen seiner übermüthigen, Söhne, bis endlich der mutmaßliche Thronerbe Mussa sich gegen ihn empörte und ihn (1529) zur Abdankung zwang. Ahmed Baba sagt, er sei zu mild gewesen, um ein unruhiges Land wie Sonrhay zu regieren. Innere Zerwürfnisse und unglückliche Kämpfe nach außen kennzeichnen die Regierung Mussa's und seines Neffen Mohammed Wankore, während der kräftige Ismaail, ein jüngerer Sohn Hadj Mohammed's, schon nach drei Jahren starb. Dessen Bruder Issak war der härteste König, der je über Sonrhay herrschte; er verschaffte sich aber auch bei seinen Feinden, selbst in den entlegensten Theilen seines ungeheuern Reichs, Achtung und wies die

unberechtigten Ansprüche des mächtigen Mulai Ahmed von Morokko mit Energie zurück. Sein Bruder Daüd (1553—82) war ein friedliebender König; dessen Sohn El Hadj Mohammed aber soll seinem Großvater an Tapferkeit und beharrlicher Ausdauer geglichen haben, obgleich er an erlangten Erfolgen weit hinter diesem zurückblieb und von Anfang seiner Regierung an in Bürgerkriege gerieth, die mit seiner Entthronung (1587) endeten. Zugleich hatte Mulai Ahmed ein 20000 Mann starkes Heer in der Richtung von Wadan ausgeschickt, mit dem Befehle alle Orte längs des Flusses — Senegal und Niger galten wahrscheinlich für einen Strom — zu erobern und gegen Timbuktu vorzurücken; aber die Gefahr ging für diesmal verüber, da die Größe der Armee selbst ihren Untergang durch Hunger und Durst herbeiführte. Auch unter der Regierung der beiden Brüder El Hadj's, Mohammed Wana's (gest. 1588) und Isshak's, zerrütteten innere Aufstände das Reich; doch erholte sich dasselbe unter dem letzten wieder. Er unternahm mehrere Kriegszüge, und er bereitete eben eine Expedition gegen die ferne Provinz Kala im Norden von Djinni vor, als er die Kunde erhielt von der Ankunft des Pascha Djodab, eines tapfern Eunuchen Mulai Ahmed's, mit einem Heere von 3600 Musketieren. Er traf mit diesem zusammen, ergriff aber die Flucht. Da Djodab den Reichthum von Garho seinen Erwartungen nicht entsprechend fand, so war er bereit, gegen die ihm von Isshak gemachten Anerbietungen das Land wieder zu räumen und berichtete deshalb an seinen Herrn, dessen Antwort er in Timbuktu abwartete. Allein der ehrgeizige Mulai Ahmed entsandte wuthentbrannt Djodab des Oberbefehls und entsandte den Pascha Mahmud ben Sarkub mit dem Auftrage den Askia Isshak aus dem Sudan zu vertreiben. Der neue Befehlshaber zog Isshak entgegen, der mit seinem Heere zum letzten Kampfe für sein Königreich und die Unabhängigkeit seines Landes herannahte. Allein die Tapferkeit der Sonrhay erwies sich den Feuerkräften des Feindes gegenüber fruchtlos (1591); der fliehende Isshak wurde von Mahmud bis Kufia verfolgt; Verrath und Uneinigkeit verzettelten den Versuch eines letzten Widerstandes und nach langem Umherirren mußte der letzte Sonrhaykönig, von seinen Freunden und nächsten Verwandten verlassen, von seinen Glaubensgenossen zurückgestoßen, bei seinen Feinden, den Heiden in Gurma, Zuflucht suchen. Anfangs freundlich aufgenommen, gab er ihnen wahrscheinlich Anlaß zur Furcht und wurde nach einiger Zeit nebst allen seinen Begleitern erschlagen. Der schon vorher vom Reste des Heers zum Askia ausgerufenen Mohammed Ragho ward verrätherischerweise verkleidet, sich der Gnade des Pascha zu ergeben und wider Treu und Glauben in Ketten geworfen und hingerichtet.

Pascha Mahmud regierte mit Strenge, hielt es aber anfangs noch für angemessen einen Schein von Nationalität aufrecht zu erhalten und stellte deshalb noch zwei Schein-Askia nacheinander auf. Aber der Geist der Unabhängigkeit war noch nicht erloschen. Zwei Jahre lang mußte Mahmud den Statthalter von Bantal, Mub, der

sich zum Askia in Dendi erklärte, bekämpfen, ohne daß seine wiederholten Siege jenen Geist völlig zu erlösen vermocht hätten. Dasselbe Nationalgefühl gab sich in Timbuktu kund, dessen Einwohner sich den ihnen auferlegten Beschränkungen ihrer Selbständigkeit mit Gewalt widersetzen, bei welcher Gelegenheit die Stadt in Flammen ausging, ohne dadurch einen dauernden Nachtheil zu erleiden. Erfolgreiche Züge gegen die Soghorän und gegen die heidnischen Bambara, welche Djinni beunruhigten, festigten die Herrschaft der Morokkaner, welche außer dem ganzen ungeheuern Sonrhayreiche auch noch die ganze Provinz Bombori im Süden des Flusses und sogar einen Theil von Tombo erobert hatten. Ihre Hauptbesatzungen lagen in Djinni, Timbuktu, Wamba, Garho und Kala in Dendi; ihre Hauptstärke aber bestand darin, daß sie sich durch Eirathen mit den Eingeborenen verbanden, wodurch eine besondere Klasse der Bevölkerung entstand, die noch heutigen Tags unter dem Namen der Gema oder Numa unterschieden wird und einen eigenthümlichen Dialekt der Sonrhayprache spricht. Natürlich fanden diese Mischlinge bald alle ihre Interessen in der neuen Form und kümmerten sich wenig um Morokko. Auch wurden die alten Einrichtungen größtentheils beibehalten, erwiesen sich aber bald als unwirksam. Der alte Ahmed Baba, der selbst als Gefangener ins Land der Eroberer geschleppt, aber aus Achtung vor seiner Gelehrsamkeit und Tugend wieder in seine Heimat entlassen worden war, schreibt:

Auf die friedliche Ruhe unter Askia el Hadj Mohammed war ein Zustand steter Furcht, auf das behagliche Leben Verwirrung und Leiden gefolgt; die Einwohner des Landes begannen überall den Kampf miteinander; Eigenthum und Leben waren fortwährend gefährdet. Dieser verderbliche Zustand griff um sich, wuchs an Kraft und erhielt endlich die Oberhand über das ganze Land.

Von jetzt an ist Sonrhay als eine Provinz Morokkos an die Geschicke dieses Staats geknüpft, deren Ausführung nicht hierher gehört. Wir erwähnen nur den bemerkenswerthen Umstand, daß Sultan Mulai Ismail (1672—1727) eine stehende Armee von Negern, besonders aus Sonrhay, bildete, die er mit morokkanischen Weibern verheirathete, um seine eigenen Unterthanen im Zaum zu halten. Allmählich lockerten sich die Bande zwischen beiden Reichen immer mehr; 1680 unternahm Esoba, der mächtige König von Guber, kriegerische Streifzüge jenseit des Kuara und in demselben Jahre soll Timbuktu von den Wandingo erobert worden sein; im Jahre 1770 endlich eroberte der Luaregastamm der Auelimiden das bisher von den Numa beherrschte Gogo und errichtete unter dem Häuptling Kāua (1780) am Nordufer des Niger das mächtige Reich Aussa, unter dessen Oberhoheit auch Timbuktu gestanden haben soll.

Eine wesentliche Umgestaltung erlitten alle diese Verhältnisse durch das erobernde Auftreten der Fulbe, dessen Ergebnisse wir hier nicht näher ausführen können, als dies bereits oben andeutungsweise geschehen ist. Wir fassen nur noch die neuesten Schicksale Timbuktus ins Auge. Wenn diese Stadt politisch von jeher nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt hat, so ist sie doch als der

Sitz mohammedanischer Gelehrsamkeit stets von hoher Bedeutung gewesen, und diese Bedeutung mußte noch steigen, als Wogo infolge der Eroberung durch die Morokkaner immer mehr sank und Timbuktu wegen seiner größern Nähe an Morokko allmählich den ganzen Rest des Handels in den zerrissenen Nigerlanden an sich zog. Während der auf die Eroberung folgenden Zeit der Anarchie freilich und infolge der Erpressungen von Seiten der Tuareg auf der einen, der Bambara und Fulbe auf der andern Seite mußte die Stadt natürlicherweise von ihrem frühern Glanze bedeutend herabsinken. Dennoch fristete sie ihr Dasein unter dem wechselweise vorherrschenden Einflusse des Heidenthums, wie ihn der kriegerische Stamm der Bambara am stärksten übte, und des von den arabisch-berberischen Stämmen vertretenen Islam. Da drohte die Einnahme der Stadt durch die Fulbe von Massina im Jahre 1826, wenige Monate nach der Zeit, als der unternehmende, aber unglückliche Major Laing nach ungeheuerem Misgeschick und großen Leiden endlich die Stadt erreichte, all ihrer Handelsbätigkeit auf einmal ein Ende zu machen. Diese fanatischen Feinde jedes nicht geradzum unumgänglichen Lebensgenusses, in deren Gebiet sogar Müssi und Tabakrauchen streng verpönt sind, bedrückten nicht nur die heidnischen Handelsleute aus Wangara und Mossi, welche den Handel mit den im Süden des Niger gelegenen Ländern vermittelten, sondern auch die mohammedanischen Kaufleute vom Norden, besonders die von Ghadames und Tawat. Infolge dieser Bedrücknisse vermochten die Ghadamster den Schrich el Muchtär, den ältern Bruder El Bakay's und Nachfolger Sidi Mohammed's, seine Residenz von Asauab nach Timbuktu zu verlegen. So trat in dieser zerrissenen Gemeinde eine dritte Macht zwischen den Fulbe und Tuareg auf und bediente sich der letztern, soweit es deren mangelhafter Zusammenhalt erlaubte, gegen die Anmaßungen der erstern. Infolge dieser unaufhörlichen Collision trieben die Tuareg die Fulbe um das Jahr 1844 völlig zur Stadt hinaus, worauf an den Ufern des Flusses eine Schlacht geschlagen ward, in der eine große Anzahl der letztern fiel oder erkrankte. Da aber Timbuktu wegen seiner Lage am Rande eines Wüstenstrichs stets von dem fruchtbaren Massina abhängig ist und dessen Gebiete die Kornausfuhr dorthin verbot, so ward 1846 durch die Vermittelung El Bakay's ein Abkommen dahin getroffen, daß Timbuktu den Fulbe unterworfen sein sollte, ohne militärisch besetzt zu werden; der Tribut, etwa 4000 Miskal Gold (7000 Thaler), sollte von zwei Kabbis, einem Vullo und einem Sonchay eingesammelt werden, diesen auch die Aufscheidung über alle Fälle von geringerer Bedeutung zustehen. Dennoch ist die Polizei der Stadt in den Händen eines oder zweier Sonchay-Amtleute mit dem Titel Emir, die aber sehr wenig Gewalt besitzen und sich den Fulbe gegenüber auf den beiden Kabbis und den Tuareg gegenüber auf den Schrich El Bakay zu stützen suchen. Die gerichtlichen Kladderellen gehen ins Unendliche. Daneben fordern die Tuareg täglich und lassen sich nicht von den einzelnen abweisen,

während die Regierung keine Kraft hat dieselben zu schügen; auch Bakay und seine Brüder müssen natürlich hübsch beschenkt werden. Diesem verwaarlosten Zustande kann nicht eher abgeholfen werden, als bis sich eine starke und einsichtsvolle Macht am obern Laufe des Niger wieder festgesetzt hat, um die vortheilhafte Lage zum Handel völlig auszubenten.

Die Folgen dieser Zerrüttung sollte auch Barth während seines langen Aufenthaltes in Timbuktu schmerzlich empfinden. Es konnte nicht fehlen, daß sein wahrer Charakter alsbald entdeckt wurde, und bereits am Morgen nach seiner Ankunft hörte er, daß Hammadi, der Nebenbuhler und Feind El Bakay's, die Fulbe davon in Kenntniß gesetzt und diese herrschende Klasse ihn zu tödten beschloßen habe. Maauite, der Bruder des Schrich, auf dessen einstweiligen Schutz er gehofft hatte, mißbrauchte seine bedrängte Lage zu Verleumdungsversuchen, die er jetzt wie späterhin vom Standpunkte eines rationalistischen Christenthums und einer humanen Religionsansicht aus mit Erfolg zurückwies, und zu Erpressungen, denen er sich, zumal bei seinem äußerst schwachen und fieberhaften Gesundheitszustande, fügen mußte. Endlich erhielt er einen erlautigenden Brief vom Schrich, den er auf eine Weise beantwortete, welche ihn die dauernde Achtung dieses ausgezeichneten Mannes gewann. Inzwischen benutzte er seine Zeit, um von dem hochgelegenen Dache seines Hauses aus den Plan und die Bauart der Stadt sowie das Thun und Treiben ihrer Bewohner, das freilich dem von Kano an Lebhaftigkeit weit nachsteht, so aufmerksam zu studiren, wie dies seine den Blicken derselben ziemlich aufgesetzte Stellung nur irgend gestattete; spätere gelegentliche kurze Ritte durch einzelne Theile der Stadt vervollständigten seine Beobachtungen. Timbuktu (nach Westermann's Combination der Barthschen Winkel und Distancen unter 10° 37' nördl. Br., 3° 5' westl. L.) liegt nur wenige Fuß über dem Niveau des Niger, von dessen Hauptarm es 7—8 Stemeilen entfernt ist. Die Stadt bildet jetzt ein Dreieck, dessen Basis dem Flusse zugelehrt ist und dessen Spitze nach Norden zeigt. Sie ist, namentlich im südlichen Theile, dicht bewohnt; die Häuser, etwa 980 Thonwohnungen und mehrere hundert runde Matrehütten, welche letztern mit wenig Ausnahmen auf der Nord- und Nordostseite die äußere Umschließung der völlig offenen Stadt bilden, sind alle in gutem Zustande; öffentliche Gebäude aber gibt es außer den drei großen Moscheen durchaus keine. Die Zahl der wirklich angesiedelten Bewohner beträgt etwa 13000, die der gelegentlichen Besucher zur Zeit des größten Handels und Verkehrs, besonders vom November bis Januar, durchschnittlich 5000 und unter günstigen Umständen 10000. Die Stadt selbst producirt nichts; die einzigen blühenden Gewerbe sind die der Grobschmiede und Leberarbeiter, obgleich sie sich früher auch durch Weberei und Färberei ausgezeichnet haben mag. Der auswärtige Handel hat vornehmlich drei große Straßen, den Handelsweg am Flusse entlang von Südwesten her und die Straßen von Morokko und Ghadames; seine Hauptartikel sind Gold,

Salz und Guro: oder Kolanüsse, die den Kaffee ersetzen, Reis, Negerkorn und vegetabilische Butter, sowie manichfache Gewürze, namentlich Pfeffer und Ingwer, auch etwas Baumwolle; das Haupttauschmittel, vorzüglich gegen Salz, ist der in Kano produirte einheimische Baumwollstoff. Die Haupteinfuhrartikel aus Europa sind rothes Luch und Calico, außerdem Messerschmiedearbeiten, alles dies von englischem Fabrikat, Matragen, Leibbinden, Spiegel, Thee und Tabak; letzterer wird auch aus Arabien bezogen und bildet nebst Datteln den Haupteinfuhrartikel aus Kauas. Die Ausfuhr beschränkte sich zur Zeit von Barth's Anwesenheit außer Gold auf etwas Gummi und Wachs; Sklaven und Elfenbein bildeten nur einen geringfügigen Bestandtheil derselben. Jedenfalls aber liegt hier ein großartiges Feld für die europäische Wirksamkeit offen, da die Lage Timbuktus an der Stelle, wo der große Fluß Westafrikas der weit vorgeschobenen und ausgedehnten Dase Nordafrikas am nächsten rückt, unter allen Umständen von der größten commerciellen Bedeutung ist.

Am 26. September kam der Scheich an. Barth beschreibt ihn als einen etwa fünfzigjährigen Mann von etwas mehr als mittlerer Größe und vollem Wuchse, gemüthreichen, klugen, beinahe europäischen Gesichtszügen, etwas schwärzlicher Hautfarbe, einem zwar nicht starken, aber ziemlich langen und schon etwas ergrauten Wadenbart und dunkeln Augenwimpern. Er verbürgte sich sofort aufs neue für die persönliche Sicherheit seines Gastes in der Stadt und versprach, ihn durch seinen treuesten Anhänger baldmöglichst auf seiner Rückreise bis zu den Tuareg geleiten zu lassen. Die Hoffnung auf eine baldige Abreise ward aber zu Schanden, als am 1. October eine ansehnliche Schar Bewaffneter von Hamd:Alahi eintraf und an den Emir einen Befehl zur Verzeihung des Christen aus der Stadt überbrachte; denn abgesehen von der Rücksicht auf die Sicherheit seines Gastes, vielleicht auch von eigennützigen Beweggründen, die ihm der treulose Walater eingeflüstert hatte, hielt es El Wadai jetzt für nothwendig, den Fulbe zu zeigen, daß er den Christen vollkommen gegen ihre Macht zu schützen im Stande sei. Hierzu war freilich sein Charakter nicht energisch und kriegerisch genug. Er besuchte indeß (am 11. October) in Barth's Begleitung sein sieben Meilen nordöstlich von der Stadt befindliches Zeltlager, um sich von da mit seinen Freunden, den Imoschari, in Verbindung zu setzen, kehrte aber schon zwei Tage darauf zurück. Während die beiderseitigen Parteien sich zu dem drohenden Kampfe zu verstärken bemüht waren, machte Barth einen unter diesen Umständen ziemlich kühnen Ausflug nach der meist von Fulbe bewohnten Hafenstadt Kabara. Unter dessen Flag die Aufregung in der Stadt immer mehr; man bemühte sich von verschiedenen Eiten, den Scheich in seiner Gesinnung irre zu machen, aber er wollte keinen Augenblick. Einen bewaffneten Angriff am 1. December im Zeltlager vermittelte Barth's Entschlossenheit. Es kamen dringendere Aufforderungen von Hamd:Alahi; aber auch die Macht des Scheichs wurde durch herbei-

gerufene Reitercharen vom Stamm der Labemket verstärkt. Einmal kam dem Reisenden auch ein glücklicher Zufall zu Hülfe. Ali, der Sohn des alten Scheich Hameh Uleld Abda, des Mörders des Majors Laing, der mit einer ansehnlichen Schar Bewaffneter eingetroffen war und seine feindselige Gesinnung gegen den Christen bei mehreren Gelegenheiten an den Tag gelegt hatte, ward plötzlich von einer Krankheit ergriffen und starb im Alter von etwa 40 Jahren. Sein Tod machte einen außerordentlichen Eindruck auf die Brute, da es eine allgemein bekannte Thatsache war, daß sein Vater der Mörder des Christen sei, welcher früher diese Stadt besucht hatte, und dieser Eindruck war um so größer, als man allgemein glaubte, daß Barth Major Laing's Sohn sei. In dieser ungewissen Lage schloß das Jahr 1853.

Das neue Jahr begann für Barth mit einem Ausflug nach dem Ueberschwemmungsufer des Niger, der infolge eigenthümlicher, noch nicht völlig aufgeklärter Verhältnisse gerade um diese Zeit seinen höchsten Wasserstand erreicht, und mit einer gefährlichen Erkrankung. Der Scheich, welcher, was er auch sonst für Tugenden haben mochte, keineswegs die der Zuverlässigkeit besaß, wußte theils aus politischen, theils aus Familienrücksichten die Abreise seines Gastes immer wieder zu verzögern. Inzwischen verschlimmerte sich durch die Ankunft eines andern Bulloanföhrers mit einer ansehnlichen Schar Bewaffneter von Hamd:Alahi die Situation immer mehr. Nach der Ankunft des ältern Bruders und anderer Verwandten des Scheichs kam es zu Unterhandlungen, die aber erfolglos blieben und ernsthafte kriegerische Vorbereitungen zur Folge hatten. Barth hätte jetzt unter dem Schutze der zu diesem Zeitpunkt eingetroffenen befreundeten Keillull seine Rückreise antreten können, allein El Wadai verließ sich auf die versprochene Ankunft des großen Tuareghäuptlings Alkuttabu, mit dessen Hülfe er einen entscheidenden Schlag gegen die Fulbe auszuführen gedachte. Unglücklicherweise wurde diese Hoffnung durch eine jener innern Stammesfehden, welche die Tapferkeit der Tuareg ihren Feinden gegenüber nutzlos und jeden einheitlichen Plan von größerm Maßstabe unausführbar machen, vereitelt und der Scheich sah sich endlich, als sich seine eigenen Brüder gegen ihn ins Mittel schlugen, am 17. März zur Annahme eines Vergleichs genöthigt, kraft dessen sein Gast die Stadt zu räumen, die Fulbe aber dessen Wohnung unangetastet zu lassen und ihre Streikräfte aus der Stadt zurückzuziehen hatten. Barth hatte nun den Tag seiner Abreise im Zeltlager seines Gastfreundes zu erwarten.

Nach unendlichen Verzögerungen fand dieselbe endlich am 19. April statt. Diese denkwürdige Reise, welche zum ersten mal den mittlern Lauf des Niger der geographischen Kenntniß eröffnet, ging bis nach Bornu, d. h. bis in die Nähe des 15. Breitengrades, am nördlichen, später östlichen, oder linken, dem sogenannten Aufsa-Ufer, sodann aber am westlichen oder rechten, dem sogenannten Aribieba- oder Gurma-Ufer des Stroms entlang. Während seines östlichen Laufs behält der Fluß im Durch-

schneidet die majestätische Breite, welche er bei Timbuktú zeigt, wird hier auch verhältnißmäßig am wenigsten von Inseln unterbrochen, obgleich dieselben noch immer zahlreich genug sind; kurz zuvor aber, ehe er sich in dem Districte Burrum nach Süden wendet, bildet er bei Tossane eine Flußenge von nicht mehr als 300 Fuß Breite. Seine größte Breite dagegen erreicht er auf dem ersten Theile seines südlichen Laufs bis Gogo, bald als gewaltiger offener Strom, bald mit zahllosen Inseln und Inselchen übersät, deren Gewirr das Auge des Wanderers von den Dünen oder Anhöhen des Ufers aus zu überblicken vergeblich unternimmt. Weiter hinab werden die Inseln immer gestreckter und die sie einschließenden Flußarme enger, bis der Fluß endlich, je mehr er sich der Stadt Esay nähert, desto mehr den Charakter eines fast inselreichen Stroms mit offenem Fahrwasser von ziemlich gleichmäßiger Breite annimmt. Den von Barth angestellten Beobachtungen und eingezogenen Erkundigungen nach, welche freilich nicht erschöpfend sein konnten, scheint der Niger auf seinem ganzen mittlern Laufe der Schifffahrt kein wesentliches oder schwer zu beseitigendes Hinderniß entgegenzustellen.

Die Reise ging, dank der gewohnten Saumseligkeit und Unentschlossenheit des Scheichs, anfangs langsam genug von statten; ja infolge der Aufsehnung Abdi's, des Häuptlings der Aguadaren, gegen Alkuttabu, das Oberhaupt sämmtlicher südwestlichen Tuareg oder Auelimiden, welche die politische Macht El Baká's bedroht und in der That nach Barth's Abreise den Ausbruch eines blutigen Kriegs zur Folge hatte, in dem ein großes Heer der Fulbe von Massina Timbuktú überzog (1855), infolge dieser Aufsehnung und der dadurch hervorgerufenen Vermittelungsversuche des Scheichs sah sich der Reisende sogar zu einer mehrtägigen rückgängigen Bewegung gezwungen. Erst am 17. Mai wurde die Rückreise wieder aufgenommen. Dieselbe führte an den häufig von breiten Sümpfen und mächtigen Hinterwässern durchschnittenen Dünen des hier und da mit Feigenbäumen, Tabak und Sykomoren geschmückten, meist mit giftigen Euphorbien, Dumbbüsch und namentlich mit Esirál (*capparis sodata*) bewachsenen, an einzelnen Stellen mit Tabak, Reis und Sorghum, ja selbst mit Weizen und Gerste bepflanzt, von zahlreichen Löwen und Giraffen belebten Ufer des krokodilreichen Flusses entlang durch die Gebiete verschiedener Auelimidenstämme, namentlich der Kel-n-Rokunder, der Kel-antsár und der Kel-r-Esá, in deren Zeltlagern man eine freundlichere Aufnahme fand, als in den Dörfern der ungaslichen Sonthay. Unsern Gogo, der berühmten Hauptstadt des alten Sonthayreichs, die jetzt zu einem Dorfe von 300 Hütten herabgesunken ist, nahm Barth am 8. Juli herzlichen Abschied von dem ebenso trefflichen und ehrenwerthen wie duldsamen und aufgeschärften Scheich El Baká, der ihm außer einem Empfehlungsbriefe an die mohammedanischen Herrscher von Gondo, Sokoto und Bornu mehrere seiner Schüler zur Begleitung mitgab. Barth konnte nun schneller vorwärts eilen und traf nach einer interessanten Reise längs des

von unabhängigen Sonthay oder Fulbe bewohnten, von breiten Nebenflüssen durchschnittenen westlichen Stromufers am 30. Juli wieder in Esay ein.

Was dieser ganzen Reise am mittlern Laufe des Nigers einen höchst eigenthümlichen, tiefer als die Großartigkeit der Flußlandschaften und der intensive Verkehr mit den wilden und tapfern Wüstenjähnen das Gemüth ansprechenden Charakter verlieh, waren die überall noch lebendigen Erinnerungen an den kühnen weißen Fremdling, der vor 50 Jahren (1805—6) dort vorbeigeschifft war. Barth, der im Zeltlager vor Timbuktú vielleicht mehr als einem Theilnehmer am Morde des Majors Laing die Hand gedrückt hatte, sprach mit mehr als einem Tuareg geist, der an den Angriffen seiner Landesleute auf den verwegenen Abenteurer theilhaftig gewesen war. Der oben erwähnte Häuptling Auab beschrieb ihm die Umstände, unter denen Barth von den Tuareg zuerst etwas oberhalb Kabara angegriffen worden sei, wo er einige Zeit mit der vergeblichen Bemühung verloren, habe einen Verkehr mit den Eingeborenen zu eröffnen, während die Fin-gebedsch mittlerweile ohne Verzug die Kunde von seiner Ankunft zu den Aguadaren gebracht hätten, die dann ihre Boote gesammelt und ihn zuerst bei Bamba, dann wieder an der Flußmündung von Tossane ohne Erfolg angegriffen hätten, indem der riesenhafte mythische Fremde hinter seinen Rindshäuten, womit er das Fahrzeug umgeben hatte, unablässig hervorschöpf. Endlich aber habe das Boot jenes verwegenen Unbekannten auf den Feldstrichen von Ensummo (wahrscheinlich die Insel Anssongo) festgesehen, wo dann die Tuareg jener Umgegend abermals einen wilden Angriff und mit mehr Erfolg gemacht, sodaß sie ihm gewaltige Noth verursacht und zwei von den Christen getödtet hätten. Die Verheerungen, welche Barth's Kugeln unter den Tuareg anrichteten, mögen allerdings, wie Major Laing in einem Briefe von Lauat an General Sabine ahnungsvoll ausdrückt, den Tod dieses Reisenden (1826) mit verschuldet haben; wurde doch selbst Barth, obwohl unter dem Schutze El Baká's stehend, von den Stammesgenossen der Gefallenen anfangs mit Mißtrauen betrachtet.

Von Esay aus verfolgte Barth mit einigen Abweichungen seine alte Straße über Gando, Sokoto und Burnu, wo ihn Aliu abermals mit großer Freundlichkeit aufnahm, schlug aber diesmal den Weg südlich über Kano, statt über Katsena, ein. Sein zweiter Aufenthalt in dieser Stadt war für ihn sehr unerquicklich, da er gänzlich von Mitteln entblößt, hier eine Menge Schulden zu bezahlen hatte und zu diesem Behufe Geld gegen wucherische Zinsen (100 Procent auf vier Monate) aufnehmen mußte, indem das von ihm in Sinder deponirte Vermögen während der Empörung Abd'r' Rahman's gegen seinen Bruder, den Scheich Omar von Bornu, in welcher auch Barth's Freund, der Begier, den Tod erlitten hatte, abhanden gekommen war und das auch nach Europa gedrungene Gerücht von seinem Tode in Timbuktú überall Glauben gefunden hatte. Unter diesen Umständen faßte Barth den Plan noch einmal, die schwierige Straße durch

Alt und mitten durch die Tuareg zu versuchen, ging aber auf die Nachricht von der Wiedereinfegung Omar's und dem kurz zuvor ausgebrochenen höchst blutigen Kampfe zwischen den Kelowi und Kelgeroß wieder davon ab. Er durchstieß also rasch die ziemlich unsichern Provinzen Gummel, Maschena und Bundi, und er hatte eben am 30. November früh die gleichnamige Hauptstadt der letztern verlassen und eine Waldwüdnis betreten, als er eine Person höchst fremdartigen Aussehens auf sich zukommen sah.

Es war ein junger Mann, dessen überaus helle, mir schneeweiß erscheinende Gesichtsfarbe auf den ersten Blick zeigte, daß seine Kleidung, eine Filzhaube, wie ich sie selbst trug, und der um seine reiche Wülge gewundene weiße Turban, nicht seine eigenthümliche Tracht sei. Da erkannte ich in einem seiner schwarzen berittenen Begleiter meinen Diener Nadi, den ich bei meinem Ausbruche von Kufaua als Aufseher im Hause zurückgelassen hatte, und sobald er mich sah, benachrichtigte er seinen weißen Begleiter, wer ich sei, und nun eilte Herr Dr. Vogel (denn er war es) vorwärts und wir hießen uns einander in höchster Ueberraschung vom Pferde herab herzlich willkommen. . . . Inmitten dieser ungasstlichen Wäldung stiegen wir nun vom Pferde und setzten uns nieder. Mittlerweile kamen auch meine Kameele nach und meine Leute waren höchst erstaunt darüber, einen weißen Landmann neben mir zu finden. Ich holte einen kleinen Vorrathsfack hervor, wir ließen uns Kaffee kochen und waren ganz wie zu Hause. Seit länger als zwei Jahren hatte ich kein deutsches oder überhaupt europäisches Wort gehört, und es war ein unendlicher Genuß für mich, mich wieder einmal in der heimischen Sprache unterhalten zu können.

Nach einer etwa zweistündigen Unterhaltung setzte Vogel seinen Marsch nach Sinder, Barth den seinigen über Surrikulo nach Kufaua fort, wo er am 7. December eintraf. Ueberzeugt, daß er den ihm durch die Verwendung seines Eigenthums zugesügten Schimpf nicht ungerügt hingehen lassen dürfe, drang er beim Scheich auf dessen Wiedererstattung. Die mit der Geldtendmachung dieser Forderung verknüpften Weitläufigkeiten, die auch nach der Zurückerlangung der gestohlenen 400 Thaler bleibenden pecuniären Bedrängnisse und das zwischen Vogel und dessen beiden Begleitern, dem Corporal Church und dem Gemeinen Macquire, insbesondere dem erstern, obwaltende Mißverhältniß verursachten ihm noch einen viermonatlichen Aufenthalt, dessen Unannehmlichkeiten ihm nur durch den zwanzigtägigen Verkehr mit seinem Landsmann versüßt wurde, welchen er am 20. Januar 1855 zur Stadt hinausleitete, nachdem er ihm zu seiner Reise nach dem bisher noch unerforschten Nákoba und nach Adamaua den Empfehlungsbrief des Herrschers von Sokoto eingehändigt hatte. Endlich am 4. Mai konnte er Kufaua verlassen und nebst dem Corporal Church unter dem Geleite einer kleinen Lebakasta in ganz erspößtem Gesundheitszustande seine Reise auf der großen östlichen Karavanenstraße durch das Gebiet der Tebu oder Teba antreten. Auf die interessante Schilderung dieser Wüstenreise specieller einzugehen verbietet uns der Raum; die von den Tuareg drohende Gefahr nöthigte ihn, namentlich auf der letztern Hälfte des Wegs, wo er lediglich auf seine eigenen schwachen Verteidigungsmittel angewiesen war, zu einer so rasstlosen Eile, daß beinahe jeden Tag ein oder mehrere seiner Kameele und Pferde den An-

strengungen des Marsches erlag. Nachdem er seinen Diener Mohammed den Gatroner, der ihm fünf Jahre lang treu gedient, in seinem Geburtsorte Madrussa entlassen hatte, hielt er am 20. Juli, vom Consul Werrington und einer großen Anzahl der Einwohner höchst ehrenvoll empfangen, seinen Einzug in Aursuf. Aber selbst hier waren noch nicht alle Schwierigkeiten zu Ende, da infolge der Bedrückungen der türkischen Regierung auf Anstiften eines aus seiner Haft in Trebisond entwichenen Häuptlings Namens Rhoma ein sehr ernsthafter Aufstand unter den mehr unabhängigen Stämmen des tripolitanißchen Paschaliks ausgebrochen war, der sich von Djebel über den gesamten Ghurian ausbreitete und allen Verkehr abschnitt. Erst als der Reisende den Kriegsschauplatz, zwar nicht unbelästigt, aber doch wohlbehalten, hinter sich zurückgelassen hatte und am 28. August 1855 bei seiner Ankunft in Tripolis nach 5½ Jahren mit unaussprechlicher Freude zum ersten male wieder die unermeßliche dunkelblaue Oberfläche des Mitteländischen Meeres erblickte, durfte er sich allen Gefahren glücklich entronnen glauben.

Noch müssen wir der zahlreichen Anhänge zu diesen beiden Schlussbänden kurz gedenken. Außer den meteorologischen Tagebüchern, den mit wichtigsten historischen und statistischen Notizen ausgestatteten zahlreichen Itinerarien und den oben erwähnten chronologischen Tabellen über die Geschichte von Sourhay enthalten sie zwei Gedichte des Scheich El Wakay in Urtext und Uebersetzung, dessen Empfehlungsbrief und Stammbaum, einen Gesang des großen Fulbereformators Othman Dan Fodie und ein ganz specielles Verzeichniß der mauritischen Stämme Westafrikas und sämmtlicher Abtheilungen und Familien der großen südwestlichen Gruppe der Imaschir oder Tuareg, denen sich die Erzählung vom verlorenen Sohne im Temaschir und ein 117 Seiten umfassendes Wörterbuch des Dialekts der Auelimiden anschließt. Aus den Vorbemerkungen des Professors Newman zu dem letztern geht hervor, daß das Temaschir in seinen Wurzeln wie in seinen Bildungsformen mit der kabyllischen Mundart wesentlich übereinstimmt und daß diese Sprachen sowie des Schilha (in Morokko), des Ghadamisid u. a. Töchter einer und derselben libyschen Muttersprache und untereinander nicht mehr abweichend sind als etwa das Portugiesische, Spanische und Italienische. Außer dem speciellem Reiserouten ist dem fünften Bande noch eine große Generalkarte in zwei Blättern über sämmtliche von Barth's Forschungen umfaßte Theile Nord- und Centralafrikas beigegeben, die von Petermann mit der rühmlichst bekannten Genauigkeit und Eleganz ausgeführt worden ist und die, obgleich ihren Ortsbestimmungen keine astronomischen Beobachtungen, sondern nur die von Barth aufgezeichneten Winkel- und Distanzangaben zu Grunde liegen, dennoch wegen der großen als gegenseitiges Prüfungsmittel und Correctiv dienenden Menge und Sorgfältigkeit der letztern auf lange Zeit hinaus ihren Werth behaupten wird. Das 47 Seiten starke Register am Schlusse des Werks hätte füglich drei bis viermal so umfangreich sein können, ohne daß damit des Guten zu viel geschehen wäre.

Unser Bericht, obgleich für den Raum d. Bl. fast schon etwas zu umfanglich, erscheint, an dem reichen Inhalte des Werks gemessen, doch nur als eine sehr kärgliche Skizze. Wer an dieser Farbe und Fülle vermisst, nun den müssen wir eben auf das Buch selbst verweisen. Es wird aber nicht jeder Mühe genug haben, um fünf starke Bände wie die vorliegenden mit der erforderlichen Sammlung durchlesen zu können, und wir glauben deshalb zu einer eingehendern Darstellung, namentlich der historischen Partien, verpflichtet zu sein, und dies um so mehr, je entschiedener sich nach allem, was wir anderwärts bisher darüber gelesen haben — die Aufsätze in „Unsere Zeit“ ausgenommen —, die Ueberzeugung und aufgedrängt hat, daß das Barth'sche Reisewerk mehr gelobt als gelesen und mehr gelesen als studirt wird. Es ist auch, wenigstens als Ganzes genommen, gar kein anziehendes oder unterhaltendes Werk im Geschmacke des großen Lesepublikums. Daß es freilich einen überaus reichen Schatz birgt, das erkennt auch das blödeste Auge auf den ersten Blick; ehe aber dieser Schatz vollkommen gehoben sein, ehe vollends die Anregungen zu weiteren Forscherthaten, die es in sich schließt, nachzuwirken aufgehört haben werden, werden Jahre und Jahrzehnde vergehen. Das aber eben sichert dem Buche und dem Manne, der es nicht bloß, wie irgendein anderer Autor, geschrieben, sondern im entschiedensten, schönsten Sinne des Wortes gelebt hat, seine Unsterblichkeit. Niemand haßt mehr als wir die Anbetung des rohen Erfolgs; aber es ist ein stolzer, ein erhebender Anblick, einen Mann auf demselben Wahlfelde triumphiren zu sehen, wo die meisten, ja fast alle Kämpfer in gleicher Sache vor ihm gefallen sind, wenn dieser Triumph der gerechte Lohn seines Verdienstes ist. Wohl fällt auch bei dem, was Barth errungen, die Gunst des Glücks schwer in die Waagschale; niemand erkennt dies bereitwilliger an, niemand ist von innigem Dank gegen die Vorsehung erfüllt als er selbst. Aber wenn er siegreich hinausführte, was so viele Männer von gleicher, ja vielleicht größerer Unternehmungslust, Kühnheit, Standhaftigkeit, Opferfreudigkeit und Begierde unvollendet ließen, so hat dies einen Hauptgrund darin, daß er sie an Mäßigung und Selbstbeherrschung, an Klarheit des Blicks und Sicherheit des Benehmens, mit einem Worte an echter Lebensweisheit übertraf. Nur der Umstand erscheint uns als ein glücklicher Zufall, daß der erste, dem das große Unternehmen so vollständig gelungen, ein Mann von vorwiegend classisch-humanistischer Bildung mit entschieden ausgeprägtem historischen Sinne war. Erst dadurch hat sein Werk den Stempel der Vollendung aufgedrückt erhalten und ist in der Wissenschaft zum Marksteine, seinem Verfasser zum Denksteine geworden. Aber nicht wir allein, auch die fernern Volkstämme, mit denen er verkehrt, unter denen er gesorcht und gelitten hat, werden sein Andenken bewahren. Die Erinnerung an seine friedliche Sendung wird, getragen von seinem Bilde und seinem Namen, lebendiger unter ihnen fortleben als die räthselhafte, blickartig vorübergegangene Erscheinung Mungo Park's, mancher Same der Cultur, den er

unter ihnen ausgestreut, wird im stillen fortkommen, und für manche Familie wird der Tag seines Verweilens in ihrem Honnhause, in ihrer Stroß- oder Mattenhütte oder unter ihrem Lederzelte eine bedeutungsvolle Erinnerung sein. Und wenn endlich nach mehreren Generationen auch diese Ueberlieferung zu erblaffen beginnt, dann werden, so hoffen wir, die Segnungen der Civilisation, denen er die Thore aufgethan hat, so weit in das Herz Afrikas vorgebrungen sein, daß jene Völker die verhallenden Klänge der Tradition mit eigener Hand in den Tafeln einer Nationalgeschichte fixiren werden, die ein ebenso integrierender Bestandtheil der Weltgeschichte wie ihre nicht am wenigsten durch sein Verdienst neuerrungene Bildung und Gesittung ein organisches, unablässbares Glied der Menschheitskultur sein wird. *)

7.

Charaktere der deutschen Literatur. Von Schmidt-Weissenfels. Zwei Bände. Prag, Kober und Markgraf. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.

Die deutschen Kritiker — und welcher Deutsche wäre kein Kritiker? — scheinen eine besondere Neigung zum Untersagen und Verbieten zu haben, wie es sich übrigens bei einem Volke, welches von der „Times“ ein „Volk von Schulmeistern“ genannt zu werden pflegt, im Grunde von selbst versteht. Was z. B. die dramatische Poesie betrifft, so möchte ihr der eine antiken Stoffe verbieten, der andere (z. B. Immermann) alle Stoffe, welche jenseit des Reformationszeitalters liegen, während ein dritter gar nur solche Stoffe für dramatisch verwendbar hält, welche der Gegenwart unmittelbar entnommen werden. Der eine behauptet, deutsche Geschichtsstoffe seien zu langweilig und spröde, um mit Vortheil dramatisirt zu werden, ein anderer will das Drama wieder ausschließlich auf rein vaterländische Stoffe beschränkt wissen. Stoffe aus der Geschichte gelten diesem überhaupt für ungeeignet, Stoffe aus dem modernen bürgerlichen Leben jenem für zu vulgär. Der eine behauptet: das Verderben des Dramas ist der Vers, weil er zu hohler Decla-

*) Wir theilen bei dieser Gelegenheit gleich noch mit, daß das Publikum dem Erscheinen einer kleineren Ausgabe des großen Barth'schen Reisewerks oder vielmehr einem Auszuge aus demselben entgegenzusehen hat, nachdem, wie es in dem betreffenden Prospekt der Verlagshandlung Jachst Verthes in Göttingen heißt, sich in weiteren Reisen das Verlangen nach einer Ausgabe kund gegeben, deren Umfang und Preis die Anschaffung einem jeden erlaubt, der Interesse an einer der merkwürdigsten Reisen unserer Zeit nimmt. Diese abgekürzte Ausgabe soll unter Barth's Mitwirkung von einem bewährten Gelehrten besorgt, die Form des Tagebuchs, in welcher das größere Werk abgefaßt ist, zwar nicht beibehalten, jedoch der reiche Stoff in der selbständigen Form eines des Selbstlesers nur in gedrängterer und deshalb um so lebentiger Weise schillernden eigenen Reiseberichts Barth's bearbeitet werden. Das in den Anhängen des größeren Werks enthaltene gelehrte Material soll in die Reiseerzählung selbst verwebt werden, jedoch nur insoweit als es dazu dienen kann, ein anschauliches Bild des merkwürdigen Landes zu geben. Außer dem Vorzug größerer Gedrängtheit und dadurch auch größerer Lesbarkeit wird diese kleinere Ausgabe noch das vor dem großen Werke voraushaben, daß sie mit manchen Einzelheiten, welche der Reisende verhindert war in der fünfbandigen Ausgabe mitzutheilen, wird bereichert werden können. Diese kleinere Ausgabe wird in zwei Bänden von zusammen 50—60 Bogen zum Preise von 3 Thlr. und zwar in zwölf Lieferungen à 7½ Bgr. erscheinen und mit dem Vortrakt des Reisenden, vier Ansichten in Farbendruck, vielen Holzschnitten und einer Uebersichtskarte von A. Petermann ausgestattet sein. Mit dem Mai beginnend soll das Werk bis Ende dieses Jahres vollständig in den Händen der Subscribenten sein. D. Red.

mation verfährt, der andere behauptet, das Verderben des Dramas ist die Prosa, weil sie uns aus der Sphäre des Idealismus zu sehr zu dem Niveau des Gewöhnlichen hinabzieht. Was weiter die Lyrik betrifft, so behauptet man von der einen Seite, daß Liebe, Wein, Frühling u. s. w. vollkommen verbrauchte Gegenstände seien, während andere gerade in ihnen das ewige und eigentliche Thema der Lyrik erkennen wollen; der eine erklärt zudem, alle politische und patriotische Lyrik sei jappig, der andere behauptet, alle Lyrik ohne politische oder vaterländische Tendenz sei inhaltlos; der eine erblickt die höchste Aufgabe der Lyrik in dem Aufbau ethischer oder doch moralisch-didaktischer Tendenzen, der andere findet letztere mit dem Wesen der Lyrik wie überhaupt aller Poesie gänzlich unvereinbar; dem einen gilt die Ballade als eine höhere Entwicklungsstufe der Lyrik nach der epischen Seite hin, dem andern nur als eine gereimte Erzählung, als ein vollkommen wertloses Zwitwergschöpf u. s. w. Kurz, wenn wir allen diesen Stimmen Gehör geben und Glauben schenken wollten, so würde sich kein einziger Stoff für poetische Behandlung eignen, und doch gäbe es auch wieder keinen, der sich nicht dafür eignen würde. Ebenso verhält es sich mit dem Roman. Eine Veranlassung zu diesen Widersprüchen erblicken wir freilich in den maßlosen Ansprüchen so mancher unserer schaffenden und dichtenden Autoren, welche das Genre, das sie gerade bebauen, als das einzige zur Zeit gültige zu empfehlen, alle übrigen aber durch journalistische Manöver außer Cours zu setzen und vom Markte zu verdrängen suchen.

So hat sich auch in Bezug auf das vorliegende Buch von Schmidt-Weissenfels eine vereinzelte Stimme dahin ausgesprochen, daß solche literarische Porträts und alle memoirenartigen Schriftten vom Uebel seien. Zur Zeit des Jungen Deutschland seien solche Bücher an der Tagesordnung gewesen; ein gesunderer Zustand der Dinge habe von ihnen Abstand genommen; jetzt scheine man geneigt, dieser verwerflichen Vorliebe für literarische Charakteristiken von neuem huldigen zu wollen. Wir unerseits sehen jedoch nicht ein, worin das Verderbliche solcher in Buchform auftretenden literarischen Charakteristiken beruhen soll. Aus den Journalen wird und kann man sie doch nicht ausschließen wollen, und was in Journalen zu thun nicht nur erlaubt, sondern selbst geboten ist, wird doch in Büchern zu thun nicht unzulässig sein. Sind diese Charakteristiken an sich mißlungen, finden sie keine Käufer und Leser, so mögen die Unternehmern den Schaden und Spott dafür tragen, der Verleger den Schaden und der Verfasser den Spott. Niemand ist ja verpflichtet, solche Bücher zu kaufen und zu lesen. Haben sie literarischen Werth und geistigen Gehalt, so wissen wir nicht, durch welche Eigenschaften und in welcher Richtung sie schädlich wirken sollen. Sicherlich gibt es Publicationen von viel verderblicherer Art, vor denen die Kritik nicht warnt, mit denen sie sogar oft nur zu säuberlich verfährt, ja denen sie nicht selten aus kameradschaftlichen Rücksichten nur zu sehr schmeichelt. Soll ein literarisch gebildetes und literarisch überaus thätiges Volk wie das deutsche keine Bücher mehr haben, welche über die Literatur und die Literatoren der Gegenwart handeln? Knüpft sich nicht an die zeitgenössischen Schriftsteller immer ein beträchtliches Stück des Nationallebens, des geistigen Lebens der Zeit überhaupt? Vertreten sie nicht Ideen, Tendenzen, Richtungen, und soll über diese keine Debatte in Büchern mehr stattfinden? Sind die literarischen Bestrebungen, und zwar gerade wie sie sich auf dem schönwissenschaftlichen Gebiete gestalten und ausprägen, nicht von äußerster Wichtigkeit? Denn Romane, Dramen, Dichtungen, Charakteristiken, literarische Pamphlete, Journale u. s. w. sind es zumeist, welche das allgemein gebildete Publikum, das keine streng wissenschaftlichen Bücher liest, mit Ideen speisen und mit seiner täglichen geistigen Nahrung versorgen. Zuweilen ist dieser Nahrungsstoff sehr ungesund, wir geben es zu, um so mehr ist es aber nöthig, darüber öffentlich zu sprechen und die schädlichen Bestandtheile darin nachzuweisen. Es mag richtig sein, daß zur Zeit des Jungen Deutschland das literarische Interesse, und zwar namentlich das persönliche Interesse der so-

genannten „Literaten“ ein zu bedeutendes Uebergewicht behauptete, daß die namhaftesten Schriftsteller zu sehr die große Trommel schlugen, zu viel Sassenlärm machten und zu viele literarische Gaminen, die dann wol ihr Hauptpublikum bildeten, bei ihren Straßenumzügen hinter sich herschleppten; aber in dieser Hinsicht wird man sich heutzutage nicht zu beklagen haben, und ich glaube auch nicht, daß jemals ein ähnlicher Zustand der literarischen Dinge wieder eintreten wird, weil nichts in derselben Form wiederkehrt und die Grundrichtung der Zeit eine andere geworden ist. Ob wir kann man darüber Klage führen, daß die Theilnahme an dem Wirken der Schriftsteller in weiten Kreisen nur zu sehr erloschen ist, daß andere Interessen, und zwar nicht immer gerade sehr ideale und geistige, an Stelle der literarischen getreten sind. Früher gaben wol einzelne Literaten auf den Plätzen der Journalistik Possenspiele zum besten, jetzt werden öffentliche Possenspiele oft von ganz andern Deuten aufgeführt. Jedemfalls wäre es eine höchst seltsame Erscheinung, daß Schriftsteller selbst, die von der Belletristik oder dem Urtheil darüber Brod und Ruf haben, die Theilnahme für literarische Interessen möglichst zu untergraben und zu erschüttern suchten, wüßte man nicht, daß dies in gewissen maßgebenden Kreisen, in denen die Schriftstellerei immer noch eine persona ingrata ist, und von einem nicht unbeträchtlichen Theile des Publikums selbst geraesehen wird. So verfolgen diese Detractoren bei ihren Anlässen und antiliterarischen Umtrieben nur ihr Einzelinteresse, ohne Rücksicht auf die Gesamtheit.

Gegen das von Schmidt-Weissenfels in vorliegendem Buche angebaute Genre haben wir also von unserm Standpunkte nichts, und es wird sich nun weiter nur noch fragen, ob seine Charakteristiken literarischen Werth und wie vielen sie beanspruchen dürfen. Wir sind nicht blind gegen die Schwächen des Verfassers, aber wir verkennen auch nicht seine Vorzüge. Schmidt-Weissenfels huldigt einem schönen, warmen Idealismus; er ist ehrlich und aufrichtig, oft bis zum Äußersten; er ist human, außer gegen den Inhumanen; er hat für die Lüge der Welt einen scharfen Blick; er kämpft und schreibt für die Zurückführung verschrobener Verhältnisse auf die Basis natürlicherer und menschlicherer Grundsätze. Aber obgleich diese angegebene Grundstimmung durch alle seine Charakteristiken geht, fehlt es ihm andererseits an logischer Consequenz, an scharfer Begrenzung und Beranschaulichung seiner Begriffe. Es finden sich im einzelnen viele Widersprüche; er hebt die Geschilderten durch sein Lob oft in die Wollen, daß sie sich unter die Götter verlegt wähen möchten, und gleich darauf stürzt er sie wieder durch seinen Tadel in den tiefsten Abgrund der Verdammten und Ruhslosen. So auch mit andern Erscheinungen. Er erblickt z. B. in den Salons die Hauptstegestätten des literarischen Geistes; er sagt: „Die Voesen Goethe's und Schiller's, Herder's und Klopstock's, Jean Paul's und Fouqué's; die Philosophen Kant's und Fichte's; die Schauspieler Isbrand, Glair, die Sophie Schröder, genug, alle diese und ihnen verwandte Erscheinungen verliehen dem Salonleben sogleich eine gewisse Mannichfaltigkeit und Klüsigkeit und riefen jene präziöse Kritik hervor, die mit möglichster Geistreichigkeit und meist mit einer solet-maliciösen Pointe über alle Gestaltungen des geistigen Lebens hinforttanzte. Es ist wahr, daß die Literatur in diesen Salons entschieden nur Modefache war; aber diese Mode war fruchtbar für das ganze intelligente und nationale Leben. In diesen Wirbeln stellte man gewissermaßen das Urtheil über ein Werk fest und zeigte hier fast ausschließlich eine Aufmerksamkeit für die Literatur, ein Interesse und eine anregende Theilnahme, die in der großen Masse des Volks noch keineswegs sich geltend machte. Erst als dieses Volk unter solcher Begiebung literarisch herangebildet hatte, ergriff es mit seinem gesunden Menschenverstand die Literatur“ u. s. w. Von denselben Salons, denen er eine nationale Bedeutung zuerkennt, die wir ihnen nicht in diesem Grade zugetheilen können, zumal da der Verfasser dabei nur die berliner Salons im Auge hat, heißt es dann einige Seiten später: „Die Triviolität und der Klatsch sind im Grunde die beiden Mächte, von denen aus

das Salonleben emanirt; aller Duff, mit dem sie sich umhüllen, aller Glanz, mit dem sie sich umgeben, alle Vortheile, welche sie offenbaren, verdecken doch nur den trivialen Kern. Die brillante Neußerlichkeit ist der Reiz der Salons und niemals der innere Gehalt; wird jene glänzende Neußerlichkeit, die sich mit aller Raffinerie zu spreizen weiß, starrt und weilt, so ist der eifrige Zauber mit einem male dahin und nichts bleibt zurück, als Hohlheit, Dürftigkeit und selbst Vaster. Die Solidität des Lebens wohnt dort nicht und Muth und Jugend, Patriotismus und alle jene dem Herzen entströmte Empfindungen sind noch niemals von Salons gekostet worden." Wir glauben, daß die erste Hälfte dieser Betrachtung über den Salon ihm mehr von außen inspirirt und zugeflogen ist, während die zweite seine wahre Meinung ausdrückt; denn von Widerwillen gegen die „Künstlichkeit, Verworfenheit und Heuchelei“ der Gesellschaft ist der Verfasser aufs tiefste durchdrungen, und wenn er auf diesen Punkt zu sprechen kommt, wird er ganz Feuer und Flamme und kann nicht genug Worte finden, um diese Gesellschaftskrankheit zu brandmarken. Ein bei ihm sehr hervortretender richtiger Instinct des Herzens läßt ihn meist das Richtige fühlen, aber durch die Wärme des Herzens läßt er sich dann auch leicht dazu hinreißen, das richtig Gefühlte im Ausdruck zu übertreiben.

Schmidt-Weissenfels ist ganz ein Kind der Gegenwart, das alle Leiden und Gebrechen der Generation aufs schmerzlichste mitempfündet; aber es fehlt ihm an Kenntniß der historischen Vergangenheit, an gründlichen Studien und literarischer Durchbildung. Wir trauten unsern Augen kaum, als wir bei ihm lesen mußten, daß Lessing ein Jude gewesen. Der Verfasser hebt vielleicht sehr treffend hervor, daß der germanische Geist wie kein anderer mit der Eigenthümlichkeit befaßt sei, „neben dem positiven Schaffen auch die Kritik auszuüben“ und „das ewige Wesen und die ewige Wahrheit herauszuholen“, daß diese angeborene Dialektik, „welche ihm eine Weltanschauung obnegleichen verschafft hat und ihn hoch über den Geist aller andern Rassen stellt“, ihn dem Geist des Judenthums vielfach verwandt mache, daß beide, der jüdische wie der germanische Geist deshalb auch in einer „wunderbaren Harmonie“ zusammengelagen, „sobald diese kritische Epoche sich geltend macht“, und er fährt dann fort: „So war es bei Esraja, so bei Lessing, so bei Börne und Heine“, und ein paar Seiten darauf sagt er: „Um den Gegensatz zu diesem Kampf binzustellen, führt Auerbach die auf der Höhe der Zeit Ideen stehenden Juden ein, nämlich Lessing und Mendelssohn.“ Der Verfasser, wenn er es sonst nicht wußte, hätte nur das Conversations-Lexikon aufschlagen dürfen, um in Erfahrung zu bringen, daß Lessing der Sohn eines protestantischen Predigers war. Von der Ironie, womit, wenn wir uns recht erinnern, Wolfgang Menzel in moralischer und geistlicher Beziehung Lessing einen Juden genannt hat, müssen wir Schmidt vollkommen freisprechen; Ironie ist ihm ein gänzlich fremdes Element; aber historische Gewissenhaftigkeit sollte ihm wenigstens nicht fremd sein. Des Verfassers Stil kennen unsere Leser aus seinen Beiträgen für d. Bl.; er ist gewandt, fließend, sehr lebhaft, oft glänzend, aber zuweilen phrasenhaft und zu bildreich, an Stellen, wo der einfachste Ausdruck auch der wirksamste sein würde; es fehlt ihm an Bestimmtheit und Correctheit; es finden sich nicht selten Verlöge gegen die deutsche Grammatik und Syntax und Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten, die selbst bei mangelhafter Kenntniß der Grammatik bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu vermeiden waren; die Satzbildung erinnert zuweilen an französische Constructions, an die der Verfasser noch von seiner langjährigen Beschäftigung an pariser Journalen her gewöhnt sein mag, die er aber abzuhan nun ernstlich bedacht sein sollte, seitdem er nicht mehr französischer, sondern deutscher Journalist ist.

Die Schriftsteller, welche der Verfasser in beiden vorliegenden Bänden charakterisirt, sind die folgenden: im ersten Bände Nikolaus Lenau, Gungl, Friedrich Vahn und Sternberg, im zweiten Auerbach, Meißner, Julian Schmidt und Brachvogel. Diese Charakteristiken waren zum großen Theil bereits in den

„Kritischen Blättern für Literatur und Kunst“, deren Redacteur der Verfasser eine Zeit lang gewesen, abgedruckt, aber von Haus aus nicht zu diesem Zwecke bestimmt, weshalb sie auch keineswegs als gesammelte Journalartikel gelten dürften, „wie sie denn überhaupt, da Raum und Umstände beim Abdruck in der Zeitschrift viele Auslassungen und eine eigene Redaction bedingten, durch Wiederherstellung des ursprünglichen Textes in vielfach ergänzter und veränderter Abfassung erscheinen und ihnen auch einige noch nicht abgedruckte zur Ergänzung beigegeben sind“. Der Verfasser macht, laut dem Vorwort, Anspruch darauf, in diesen Charakteristiken „ein vollständiges und einheitliches Gemälde von der geistigen Bewegung unserer Epoche zu liefern“.

Unter diesen Charakteristiken sind wol die Brachvogel's und des Freiherrn von Sternberg die abgerundeten oder doch pikantesten. Theils hatte der Verfasser Gelegenheit, die Individualität beider Männer an Ort und Stelle, d. h. in Berlin genauer zu beobachten und zu studiren, theils sind beider Talent und Eigentümlichkeit von der Gattung, zu deren Vertheilung Schmidt's kritisches Talent am besten ausreichen dürfte. Hierzu kommt bei Brachvogel, daß dessen „Narcis“ eine directe Kriegserklärung gegen jene Gesellschaft ist, gegen welche Schmidt nicht oft genug und nicht hitzig genug polemisiren kann. „Brachvogel“, sagt der Verfasser, „sprach durch den Mund des Narcis unbewußt einen Fluch gegen das Publikum aus, gegen diese logzettelnde, parfümirte, dufende und feine Gesellschaft, die im Parquet saß, ohne Schamröthe auf den Wangen, aber amüfirt durch die Grimassen eines vom Geschick condescendierten Menschen. . . . Und so wie diese Parquetgesellschaft des Hoftheaters in Berlin, so dachte die gesammte Gesellschaft. Narcis war der Narr einer faulen verdorbenen Rasse, die ihren neuen sentimentalen Narren erhalten hatte.“ Sicherlich, dieser Narcis würde als ein Charaktertypus unserer blasierten Zeit Anspruch auf Dauer haben, wenn es sich nur Brachvogel nicht hätte beilommen lassen, ihn zu einem Werkzeug der Geschichte selbst zu machen und zu diesem Zwecke mit einer Leichtfertigkeit, die selbst den Unwillen der in diesem Punkte es nicht gerade sehr streng nehmenden französischen Kunstrichter erregt hat, historische Verhältnisse und Persönlichkeiten wie einen Wandtschuh umzukehren. Bis jetzt hat noch die Gewissenhaftigkeit als eine Haupttugend der Deutschen gegolten, aber unsere neuern dramatischen Dichter, an deren Treiben sich freilich das Publikum mitschuldig macht, scheinen systematisch darauf hinzuwirken, uns auch in dieser Hinsicht vor dem Auslande zu prostituiren und uns im Lichte der feivelsten Geschichtsverfälscher erscheinen zu lassen. In der Einleitung zu dieser Charakteristik Brachvogel's bemerkt der Verfasser: „Die Poesie unserer Zeit, das läßt sich nicht leugnen, ist eine trostlose, flagente und ägende; beschuldigen wir deshalb nicht die Dichter, die von einer vorstellenden Zeit gesäumt, ihr um so gewaltiger zu fluchen (!) pflegen, je mehr sie mündig werden.“ Zur Ergänzung dieser Behauptung führen wir aus dem Schmidt'schen Buche noch folgende Stelle an: „Gerade diejenigen Naturen, welche man poetische zu nennen pflegt, und die der Fatalismus der realistischen Partei in Dausch und Bogen als Welterschmerzler, Träumer und Phantasten gerichtet hat, gerade diese Seelen, *«ces coeurs sensibles qui sont nés pour être malheureux»*, haben die Aufgabe unserer Zeit tief begriffen und mühen sich redlich ab, die Coincidenz des Realen und Idealen zu bemerkthelligen. Ihre anscheinende Schwärmerie ist häufig nichts anderes als ein Schwärmen in entfernte Gebiete, um die Welt der Stoffe nach allen Seiten hin zu erobern, und wenn sie die Verzweiflung überkommt, daß ihre Eroberung nicht die Lösung des Problems bewerkthelligen hilft, so ist dies die Folge der Krankheit, an der unsere poetischen Naturen nothwendig leiden müssen, weil ihnen die Harmonie ihrer ideellen Natur mit der praktischen des Lebens noch fehlt.“ Es war freilich eine andere Zeit, von deren Poeten Matthias Claudius sagen konnte, sie seien „helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen“. Während aber Schmidt die Dichter

und die Gesellschaft der Gegenwart so durch und durch krank findet, erscheint ihm das „Publikum“, das ja doch zu einem großen Theile von jener Gesellschaft gebildet wird, sehr gesund. Wenigstens sagt er in dem Aufsatze über Alfred Meißner: „Das Publikum im Leben will die Wirklichkeit; aber wenn sich das Publikum vor einem Werke der Kunst versammelt, um von der Prosa des Lebens auszuweichen, so lebt ein höheres Bewußtsein in ihm und es ist gesund idealistisch.“ Ist das richtig bemerkt und beobachtet? Sind es wirklich die idealen Gebilde der dramatischen Muse, welchen das Publikum seinen größten Beifall schenkt, und nicht vielmehr derb realistische, kunstsinnlos aus den heterogensten Elementen zusammengewürfelte Producte, wie „Therese Krone“ oder „Berlin wie es weint und lacht“, wie vor 1848 ein ähnliches Product: „Das Weib aus dem Volke“ es war, welchem das „Publikum“ die Prämie zuerkannte?

Den Vorgeschichten Auerbach's spendet der Verfasser großes und verdientes Lob. Diese Sympathie für das vorgeschichtliche Genre steht ihm, der gegen die gestirnte sogenannte gute Gesellschaft eine so gründliche Abneigung an den Tag legt und zu dem Rousseau'schen Naturerangelium geschworen hat, natürlicher als manchem andern Verehrer Auerbach's. Nur in der Behauptung Schmidt's, Auerbach habe sich dadurch eine „außerordentliche Ehrenstellung“ errungen, daß er für das „Volk“ geschrieben, und wer jemals in alten Dörfern und kleinen Städten, in Weilern und auf dem Lande, mit einem Worte bei diesem Volk der Bauern geforscht habe, der werde „die große und schöne Popularität Auerbach's vernehmen“, möchten wir einige Uebersetzung erblicken. Hat Schmidt wirklich diese Erfahrung in „alten Dörfern“ gemacht? Die Erfahrungen, die wir wenigstens auf dem Lande und zwar in der Nähe großer gebildeter Städte in dieser Hinsicht gesammelt, sind etwas anderer Art, was wenigstens den eigentlichen alten Bauer betrifft, für den in der Regel außer vielleicht Bibel und Gesangbuch, einige alte Volksbücher und ein althergebrachter Kalender (aber nicht der Auerbach'sche) die einzige Literatur bilden, mit der er sich beschäftigt. Möglich, daß Auerbach's „Gevattermann“ in einzelnen Landstrichen in Bauernhäusern zu finden ist und gelesen wird, aber schwerlich seine eigentlichen Vorgeschichten, durch die fast immer ein Geist philosophischer Betrachtung hindurchgeht und deren Sprache schon eine ganz andere ist als diejenige, welche der Bauer spricht und versteht. Die hier und da eingestreuten schwäbischen Provinzialismen thun es nicht, sind sogar den Bauern in andern Landstrichen, namentlich den plattdeutschen redenden, unverständlicher als das Hochdeutsche. Wenn Auerbach irgendwo sagt: „Die stetige und fast unbewegliche Nacht des Volkstums, des Volkseigenthums ist wie eine heilige Naturmacht; sie bildet den Schwerpunkt des Gelebens.“ Welchen unglücklichen Schwankungen wäre die Menschheit hingegeben, wenn alsbald jede stilkliche, religiöse und wirtschaftliche Bewegung die der Gesammtheit würde!“ so ist dies zwar sehr richtig und schön; aber es ist kein Bauerndeutsch, und es scheint uns sehr zweifelhaft, ob ein echter deutscher Bauer diese abstracte Sprache verstehen würde.

Ueber Guplow bemerkt der Verfasser unter andern: „Er charakterisirt unsere Zeit, welche ihre historisch bedingte Mission hat und deshalb nicht kleiner ist als alle andern, wenn sie im Verhältniß zu ihnen auch so erscheint. In Guplow kennzeichnet sich mit einem Zuge die doppelte historische und literarische Physiognomie unserer Woche, die, das darf man nicht verkennen, nur einen Punkt des Uebergangs für die Gesellschaft wie für die Dichtkunst bildet.“ Er hat am ausgedehntesten den Forderungen seiner Zeit durch vorläufige Darstellung Rechnung zu tragen vermocht; er hat jeden Kampf mitgemacht, der in ihr ausgefochten war; er hat jede Strömung wie Gegenströmung begriffen und zu zeichnen versucht; er hat am energischsten das noch verhäulste Ideal unserer Generation zu entschleiern unternommen.“ Freilich läßt sich fragen, ob mit so innerlich krankhaften Menschen, wie die meisten bei Guplow sind, dies „verhäulste Ideal“ sich erreichen läßt. So weit wir Guplow's

1859. 13.

neuesten Roman „Der Zauberer von Rom“, gelesen haben — und diese Eigenthümlichkeit macht ihn uns besonders interessant — begegneten wir seinem männlichen oder weiblichen Individuum, welches nicht irgendwie und irgendwo krankhaft wäre und eine faule Stelle hätte. Wir tabeln dies nicht. Ist es einmal mit unserer Generation so traurig bestellt, und es scheint wirklich so, so darf und soll sie ihr Chronikant auch so schildern, sagt uns über sie zu täuschen und irre zu führen. Von diesem Standpunkt war uns auch selbender Guplow'sche Ausdruck, welcher die Moral unserer Zeit kennzeichnet, von großem Interesse: „Wer immer mit dem Verstande vorauswählt, wohin er mit Hand und Fuß zur That nachschreiten soll, der verschüttet sich den Weg, wenn er plötzlich den Einsinn bekommt, nicht dem Verstande, sondern dem Herzen folgen zu wollen. Eins darf man nur festhalten, entweder den Ruhm oder die Ueberzeugung. Alles zugleich erheben, verbirgt eins das andere. Wer den Ruhm will, soll — die Weltphilosophie lehrt es — das Gewissen nicht hören; wer das Glück will, muß auf die Ueberzeugung verzichten.“ Es gehört Muth oder doch Aufrichtigkeit dazu, die Grundsätze, wonach die meisten in unserer Zeit handeln oder die Welt Dinge beurtheilen, mit dieser Entschiedenheit bloßzulegen. Das hilft wenigstens die Heuchelei der Zeit beseitigen.“)

Wir haben unsere gewissen Gründe, auf den von Eduard Schmidt gegen seinen Namensvetter Julian Schmidt gerichteten Aufsatze hier nicht weiter einzugehen; möge, wenn es daran liegt, ihn selbst lesen! Der Verfasser springt mit Julian Schmidt scharf, zum Theil erbarmungslos um, nur hätten wir gewünscht, daß er gerade diesem Gegner gegenüber jedes Wort, ehe er es niederschrieb, aufs scharfste erwogen und abgewogen und jede zweideutige Phrase sorgfältigst vermieden hätte. Was heißt das, wenn z. B. der Verfasser sagt: „Wir trachten nicht danach, einem solchen Schriftsteller ein einziges Lob zu verschümmen; er mag seinen Ruf behalten, aber er soll seine Autorität verlieren.“ Julian Schmidt würde in einem solchen Falle gerade umgekehrt verfahren, er würde zuvörderst erst den Ruf seines Gegners zu vernichten suchen, weil, wenn dies gelingt, die Autorität des Angegriffenen von selbst fallen muß. Daß der Verfasser an seinem Gegner auch einzelnes Gute anerkennt, können wir wohl mit an wenigsten tabeln, da auch wir an der Schwäche leiden, selbst an denjenigen, die uns nur Uebles zuzufügen suchen, zu loben, was an ihnen zu loben ist, selbst wenn wir davon überzeugt sind, daß wir das gleiche Verfahren von ihnen nicht zu erwarten haben.

Friedrich Halm's dramatische Verdienste führt Eduard Schmidt im ganzen auf ein sehr geringes Maß zurück, wenn er z. B. sagt: „In so glänzenden Triumpfen, wie sie Halm's Muse feierte, liegt noch etwas Trostreicher und Verständigeres, als wenn ein Dichter über jeden Mangel an Anerkennung seiner

*) In Alexander All's „Briefen über Guplow's „Zauberer von Rom“ — von denen wir erst, nachdem wir obige Worte geschrieben, Kenntnis genommen haben und deren Würdigung dem Verfasser des Berichts über den Guplow'schen Roman in Nr. 31 d. Bl. f. 1858 vorbehalten bleiben muß — heißt es unter andern: „Die Frau von Buschbeck ist eine ganz unnatürliche und unangenehme Caricatur.“ Daß diese Guplow'sche Figur „unangenehm“ sei, wollen wir zugeben, aber daß sie eine „unnatürliche“ Caricatur oder überhaupt „Caricatur“ sei, müssen wir in Abrede stellen. Mancher Leser des Romans wird sich wol dabei an diese oder jene Person ähnlichen Gepräges erinnern haben, die ihm auf seinem Lebenswege begegnet ist; und wer denkt nicht an jene Dame von Abel, die in Berlin vor Gericht stand, weil sie die ihrer Pflege befohlenen Kinder ihres Bruders auf empfindliche gemartert, ihnen Messen auf die Brust gebunden und sie sogar genöthigt hatte, Messen zu verschlingen? An diese Wirklichkeit reicht die angebliche Guplow'sche Caricatur bei weitem noch nicht. Wir sind überzeugt, daß Guplow diese Frau von Buschbeck wie auch die meisten andern Figuren des Romans im Wesentlichen nach dem wirklichen Leben gezeichnet hat, ohne sie zu cariciren.

Schöpfungen zu Grunde geht und das Glück hat, nach 50 Jahren für beiderndswürdig erklärt zu werden. In der Unsterblichkeit liegt gar nichts Schönes, wenn man nicht gelebt hat." Und weiter: „Wenn Halm's Bosken der Nachwelt verloren gehen, so haben sie doch reichlich der Mitwelt Gefallen verschafft, und das ist ein so schönes Verdienst, daß man dem Nachruhm gern entsagen kann, von dem man als Leiche im Grabe nichts hört und sieht." Derselben appetitlichen und mit den sonstigen idealistischen Tendenzen des Verfassers wenig im Einklang stehenden Ansicht war auch der Satiriker Piscow, wenn er in der Vorrede zu seinen 1739 erschienenen Schriften bemerkt: „Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber

*Un buste bien garni pendant cent ans de vie
Que mille autels après ma mort."*

Ueber eins müssen wir noch mit dem Verfasser rechten: er macht sich gern die Ansichten und Urtheile anderer zu Nutze, ohne seine Quelle zu nennen. In seinen Aufsätzen über Nikolaus Lenau und Friedrich Halm hat er, abgesehen von dem ganz ähnlichen Gedankengange im ganzen, einzelne Stellen fast wörtlich aus unsern Aufsätzen über Nikolaus Lenau (Nr. 47 d. Bl. f. 1856) und über Friedrich Halm (Nr. 35 f. 1857) entlehnt. Wir sagten in unserer Betrachtung über Nikolaus Lenau: „Diese Gesellschaft, die zu wirklichen Opfern nicht gerade leicht zu bewegen ist, gönnt ihren Lieblingen keine Ruhe, sie hegt sie ab und müde"; Schmidt sagt: „Die vornehme Gesellschaft ist überdies zu wirklichen Opfern nicht bereit; ihr Egoismus gönnt ihren Lieblingen keine Ruhe, sie hegt sie ab und müde." Wir sagten: „Die gebildete höhere Gesellschaft in Deutschland ist kaum je härter getroffen, ihre Schattenseiten sind kaum je greller beleuchtet worden, als durch Nikolaus Lenau's traurigen Ausgang"; Schmidt sagt: „Der traurige Ausgang Nikolaus Lenau's war ein Schlag für die ganze höhere Gesellschaft in Deutschland." Wir sagten: „Es ist aufreibend und erschöpfend, immer interessant erscheinen und mit den Geistreichen geistreich sein, sie möglichst an Geist überbieten zu müssen"; Schmidt sagt: „Es ist erschöpfend und aufreibend zugleich, immer interessant zu erscheinen und mit den Geistreichen geistreich zu sein, sie möglichst an Geist überbieten zu müssen." Wir sagten: „Frauen von gesund kräftigem, unverbildetem Gefühl werden dagegen auf den Dichter gewiß wie frisches Quellwasser wirken"; Schmidt sagt: „Da sehr selten Frauen von gesund kräftigem, unverbildetem Gefühl existiren, die auf den Dichter erquickend wie frisches Quellwasser wirken könnten..." Wir sagten: „Diese Abschwächung, dieses Diplomatisiren der Leidenschaften zeigt sich auch in Friedrich Halm's dramatischen Dichtungen"; Schmidt sagt: „Diese Abschwächung, dieses Diplomatisiren der Leidenschaften weisen alle dramatischen Dichtungen Halm's auf." Wir sagten: „Wir ist dabei (bei Ingomar) immer unwillkürlich ein durch die Liebe gezähmter Geminis eingefallen, der bei einer Sonntagspartie seinem Mädchen den Korb abnimmt, während sie seinen Spazierstock trägt"; Schmidt sagt: „So trägt er, weil Parthenia es für ein Zeichen der Eultur hält, am Schluß des dritten Actes ihr Körbchen, wie einer jener wohlzuerkennenden Handlungeshelfen, die Sonntags mit faustig gestrichenen Butterbremen und einigen Würsten im Pompadour am Arme einer geliebten Minna eine Landpartie machen." Wir sagten: „Kurz, es ist alles wie zu einer Travestie gemacht und es ist schwer, vergleichen im Stille ernüchter Kritik zu besprechen"; Schmidt sagt: „Die Travestie liegt in diesem seltsamen Stück so auf der Hand, daß es unmöglich ist, in einem andern Tone davon zu sprechen." Doch genug solcher Parallelen! Es freut uns, wenn man unsere Aussprüche und Urtheile der Benutzung für werth hält; wenn man sich aber dazu herbeiläßt, sie zu entlehnen, so sollte man sich auch nicht schämen, denselben zu nennen, von dem man sie entlehnt hat. Dagegen müssen wir an Schmidt durchaus rühmen, daß er auch in seinen schärfsten Polemiken niemals in einen persönlich gehässigen, grob insultirenden Ton verfällt, niemals zu Personalbeschreibungen, Strohrieselungen und andern verwerflichen Hülfsmitteln dieser Art seine Zuflucht nimmt,

sich auch niemals in eine hofartige aufgeblähte Attitude wirft, wie andere, welche den Angegriffenen immer zurufen zu wollen scheinen: „Thu' ich den Mund auf, rühr' sich keine Maus!" Der Verfasser ist überhaupt ein human gesinnter Mann, und er geht in seinen Humanitätsforderungen sogar so weit, daß er vom Liberalismus fordert, er solle die reine Humanität darstellen. Dies müßte der Liberalismus, um nicht mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, allerdings thun, wäre er allgemein menschlichen statt wie bisher rein politischen Charakters. Diese Forderung Schmidt's gehört, wie es uns scheint, nicht dem Idealismus sondern dem Utopismus an, in den sich sein Idealismus überhaupt nicht selten verläuft.

H. M.

Notizen.

Die Gesellschaft der Junggermanen.

Unsere Bemerkungen über das literarische Organ der Junggermanischen Gesellschaft, den „Teut", und über diese Gesellschaft selbst in Nr. 10 d. Bl. haben das Haupt derselben, F. J. Krüger, veranlaßt, uns eine nebenbei bemerkt klar und präcis stilisirte, umfangreiche Entgegnung oder Berichtigung einzusenden, für die wir dankbar sind, ohne uns deshalb verpflichtet zu fühlen, sie ihrer ganzen Länge nach in d. Bl. zum Abdruck zu bringen. Wäre der Raum, über den wir in d. Bl. verfügen, so unendlich wie der transcendente Raum Kant's, so würden wir gern ein Uebrigcs thun; da dies aber nicht der Fall ist, müssen wir den Chef der Junggermanen bitten, seine vollständige Erklärung in eine künftige Lieferung des „Teut" einzurücken, wohin sie viel besser paßt. Wir sind nicht das Organ der Junggermanischen Gesellschaft, noch irgendeiner andern Gesellschaft oder Colerie; wir suchen vielmehr unsere Ansichten mit den Ansichten desjenigen größern Gesellschaftskreises in Einklang zu setzen, der sich außerhalb aller politischen oder confessionellen Parteien, aller constituirten oder nichtconstituirten literarischen Gesellschaften oder Colerien bewegt. Ob unsere Ansichten dieser oder jener Partei, dieser oder jener gelehrten Kaste oder literarischen Colerie oder Gesellschaft gefallen, darauf kommt es uns weniger an als darauf, daß sie die Zustimmung des eben bezeichneten weitern Gesellschaftskreises haben. Nur einige mehr Thatsächliches enthaltende Angaben Krüger's mögen hier berührt sein. Krüger gibt zu, daß allerdings in diesem Augenblicke der Schriftstellerstand noch vorwiegend in der Gesellschaft der Junggermanen vertreten sei, daß unter nahezu 60 Mitgliedern sich wenigstens 40 befinden, „welche für die Desfentlichkeit arbeiten". Aber dies erklärt sich dadurch, „daß dieselben zunächst auf das Streben der Junggermanischen Gesellschaft aufmerksam worden mußten". Die Gesellschaft sei keineswegs abgeschlossen, sondern bilde vielmehr in ihrer jetzigen Gestalt erst den Grundstock eines Reges von Zweigvereinen und habe bereits in den wichtigsten Städten Deutschlands, vornehmlich in Hamburg als dem „Vorort", dann in Berlin, Wien, München und verschiedenen rheinischen Städten ihre Hauptpunkte, während die Gesamtzahl der Städte, in welchen sich Mitglieder befänden, bereits mehr als 20 betrage. Uebrigens zähle schon jetzt die Gesellschaft unter ihren Mitgliedern talentvolle Tonichter (i. B. in Hamburg Gatenhusen und Bollbach), Baukünstler, Maler, Kaufleute und überhaupt „Leute von Sinn für geistige und vaterländische Bestrebungen aus allen Ständen". Krüger gibt ferner zu, „daß allerdings die Gesellschaft mit Bewußtsein darauf hinarbeitet, hauptsächlich die jüngern Kräfte unter ihr Banner zu sammeln", was sich von selbst versteht, „wenn von einem Streben die Rede ist, das erst in der Zukunft seine hauptsächlichsten Früchte tragen soll". Denn, fährt Krüger fort, „die Zukunft der deutschen Nation beruht nicht auf den Schultern des absterbenden sondern des aufstrebenden Geschlechts". Doch das ist nicht viel mehr als Phrasen, so gut es auch klingen mag. In der geistigen Welt gibt es ja gar kein absterbendes Geschlecht, da jedes wirklich geistfruchtige Streben über Alter und Tod hinausreicht. Krüger beruft sich darauf, daß nicht die Stügen der hebräischen Gottesgelehrsamkeit, son-

der vor allem Schreiner, Fischer, Seidenmaler und Gerber, deren Ruhm vorher auch nicht weit her gewesen, die Gründer der christlichen Kirche waren. Nun freilich, Gerber, Fischer, Schreiner dieser Art mögen sich jetzt schwer austreiben lassen, und man muß statt ihrer nach „Literaten“, Lyrikern, Tonkünstlern, Handlungsbesessenen u. s. w. greifen! Im übrigen, bemerkt Krüger, sei ein vorgerücktes Alter keineswegs ein Hinderniß für die Aufnahme, falls mit demselben zugleich jugendliche Frische und Begeisterung für die Zielpunkte der Junggermanischen Gesellschaft verbunden seien, es stehe jedermann frei, sich ihr anzuschließen. Es steht ihnen also nur „frei“, sich ihr anzuschließen? Rein, man sollte sie, die beiden Grimm, Uhland, Arndt, Rückert u. s. w. in jeder Weise zu gewinnen trachten; ihre Namen und die Namen anderer im „vorergründeten Alter“ stehenden echten „Junggermanen“ würden uns erst die rechte, jetzt noch vermehrte Bürgerschaft gewähren, daß von der Junggermanischen Gesellschaft Früchte für die Zukunft zu erwarten seien. Mit Beziehung auf den junggermanischen Gegensatz gegen das Heine-Wörnerthum bemerkt Krüger: „Wir sind gegen jede Ausländerei, möge sich dieselbe die Franzosen oder die Engländer und Panzers oder die Alten, oder wie die Stodtheologie das auserwählte Volk Gottes zum Muster nehmen“, und mit Beziehung auf die Sprachreinigungsvorschläge, für die Krüger allein die Verantwortung auf sich nimmt: „Die mainzer Versammlung beschloß nur im allgemeinen, daß jeder Junggermane auf Reinigung und Fortbildung seiner Sprache hinarbeiten habe.“ Mit diesen beiden letztern Bestrebungen können wir uns nur vollkommen einverstanden erklären. Schließlich versichert Krüger, daß unsere in Nr. 10 d. Bl. ausgesprochene Vermuthung, der Verfasser der im ersten Heft des „Teut“ enthaltenen münchener Correspondenz sei der Junggermane Beithad, eine irrige sei. Auf den Juni ist eine Hauptversammlung der Junggermanischen Gesellschaft in Nürnberg festgesetzt; sollte sie wirklich bedeutsame Resultate zu Tage fördern, so werden wir sie sicherlich nicht unbeachtet lassen.

A. A.

Ein satirisches Gedicht auf Lavater vom Jahre 1786.

Durch Zufall gelangte ich in den Besitz eines handschriftlichen Gedichts, worin das pietistisch-mystische Treiben Lavater's bei seinem Besuche in Bremen im Jahre 1786 und die Wundercuren seiner Anhänger verspottet werden. Das Gedicht, von dem sehr wahrscheinlich viele Abschriften in Bremen umliefen, deren eine, ein ziemlich vergilbtes Blatt, in meine Hände gelangte, ist durchaus nicht ungeschickt gearbeitet, wenn auch nicht selten im Ausdruck etwas deß und cynisch; auch verräth sich einige Frivolität schon darin, daß der Verfasser das schöne Kirchenlied „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“ zur Grundlage seiner Parodie gewählt hat. Da wir glauben, daß das Gedicht nicht im Druck oder höchstens als jetzt vergessenes Flugblatt erschienen ist, sein Inhalt und Ton uns aber für jene Zeit charakteristisch zu sein scheint, so dürften vielleicht in d. Bl. folgende Strophen nicht ohne Interesse gelesen werden:

Ein Jungfräulein, soß frisch und roth,
Lag küßlos und in großer Noth;
Es konnt' im Schlaf nicht sprechen.
Als bald der theure Wundermann
Mit Hand und Mund das Weib begann,
Zu heilen ihr Gebrechen:
„Schau, trau, Gratiosa, dolorosa,
Auserlesen! Auf mein Wort, du sollst genesen!“

Mit diesem Trost er von uns wich,
Und einen Jünger wählte sich;
Das war ein Mann nach seinem Sinn,
Voll Glauben und voll Kinderkann:
Den that er instruiren:
„Glaube, treibe, was ich lehr, mir zur Ehre,
Dir zur Krone, der Vernunft zum Spott und Hohne!“

Der in Bremen zurückgelassene und von Lavater inspirirte Wunderdoctor macht nun seine magnetische Cur, und siehe, sie gelingt:

O Wunderschlaf, o Zauberei!
Das Meister in der Arzenei
Nicht zu ergründen taugen,
Lehrt kranken Jungfern Phantasie;
Durch dicke Wände sehen sie
Wohl mit verschlossnen Augen.
Kennen, nennen, was geschrieben, weil den lieben
Guten Dingen Augen sitzen an den Fingern u. s. w.

Daß dieses satirische Gedicht, welches mit den Worten beginnt: „Wie schön leucht' uns von Zürich her der Wunderthäter Lavater“, auf Lavater's Aufenthalt in Bremen im Jahre 1786 Bezug hat, geht aus den Worten hervor: „Also agiren sah man ihn in unserm lieben Bremen.“ Vielleicht könnte uns ein recht belehener Bibliophile sagen, ob das Gedicht schon irgendwo gedruckt und ob sein Verfasser bekannt ist. 13.

Bibliographie.

Abbeokuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen. Eine Schilderung der Mission im Lande Yoruba. Aus dem Englischen. Bis auf die Gegenwart fortgesetzt und wesentlich erweitert durch die Einleitung: Die Morgenröthe des tropischen Afrika von W. Hoffmann. Mit einer Karte von Yoruba und den angrenzenden Ländern. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 28 Ngr.

Bar, L., Zur Lehre von Versuch und Theilnahme am Verbrechen. Hannover, Hahn. Gr. 8. 12 Ngr.

Bruna, J., Im Heere Rubczy's. Skizzen aus den Jahren 1848 und 1849. Prag, Grebner. Gr. 8. 20 Ngr.

Corrodi, A., De Herr Professor. Jodil aus dem Züribiet. Winterthur, Steiner. 1858. 16. 20 Ngr.

— De Herr Bisari. Winteridyll usum Züripiet. Winterthur, Steiner. 1858. 16. 20 Ngr.

Eichrodt, L., Die Pfalzgrafen oder eine Nacht auf den Heibelberger Wäffen. Dramatisches Bild. Jahr, Geiger. 8. 18 Ngr.

Erinnerungen an Ernst Theodor Mosseus. Breslau, Kern. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fasse, Ursprung, Gegensatz und Kampf des Guten und Bösen im Menschen. Entwickelt aus der physischen Lehre des Euripides und nachgewiesen an einzelnen Charakteren seiner Dramen. Magdeburg, Heinrichshofen. 4. 10 Ngr.

Heerfloh, A., Janthe. Episode aus dem Ischerfessen-Kriege. Weissen, Klinitz u. Sohn. 1858. 16. 25 Ngr.

Das schweizerische Heerwesen und der Soldatengeist. Ein Rückblick auf Erscheinungen aus jüngst vergangener Zeit. Von einem schweizerischen Wehrmann. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 12 Ngr.

Henne, A., Histoire du règne de Charles V. en Belgique. Tome I. Bruxelles. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herzog, F., Der Idealist, oder eine Pastoral aus dem Leben in Form einer Novelle. Lindau, Sulzner. 8. 18 Ngr.

Lageeliteratur.

Amrein, J., Naturbetrachtung und Gotteserkenntnis. Vortrag, gehalten in der Marianischen Congregation zu Luzern, am Dreifönigensfest 1859. Luzern. Gr. 8. 3 Ngr.

Bekanntes. Zusammenge stellt von einem Zeitgenossen. Goblitz, Bacheler. Lex. 8. 4 Ngr.

Benzel's, W., Vertheidigungssrede gegen die Familie Ischolle. Gehalten am 22. Februar 1859 vor dem Königl. Criminalamt in Stuttgart. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 5 Ngr.

Napoleon III. und seine weltgeschichtliche Mission. Ein Mahnruf in der zwölften Stunde. Berlin, Verlags-Magazin. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von J. A. Brochhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères,

depuis 1763 jusqu'à nos jours.

Par **Léopold Neumann**,

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne.

Tome V. In-8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Theil I—III kosten jeder 3 Thlr., Theil IV 3 Thlr. 20 Ngr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den kompetentesten Seiten anerkannt worden, besonders auch in jüngster Zeit wegen der darin enthaltenen mittelalterlichen Verträge, von denen auch der soeben erschienene fünfte Theil mehrere mittheilt. Ueberhaupt wird darin eine grosse Anzahl früher noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der Wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. Mit dem bereits unter der Presse befindlichen sechsten Theile wird das Werk vollständig sein.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, **Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés.** Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—, **Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations.** 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de F. de Wegmann. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

—, **Causes célèbres du droit des gens.** Deuxième édition. Revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Tome I à III. In-8. 7 Thlr. 20 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, **Éléments du droit international.** Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Seit October vorigen Jahres erscheint vierteljährlich:

Jahrbuch

für

romanische und englische Literatur

unter besonderer Mitwirkung von **Ferd. Wolf** herausgegeben von **Dr. Adolf Ebert**, Professor an der Universität zu Marburg.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften (30 Bogen) 3 Thlr.

Aus den ersten drei Heften heben wir hier nur folgende Abhandlungen hervor: **A. Ebert:** Die englischen Mysterien. — **Karl Bartsch:** Die Reimkunst der Troubadours. — **Paulin Paris:** Le voyage de Charlemagne à Jérusalem et à Constantinople. — **Ferd. Wolf:** Ueber den realistischen Roman und das Sittengemälde bei den Spaniern in der neuesten Zeit mit besonderer Beziehung auf die Werke von Fernan Caballero. — **Lemcke:** Cinto dei Fabrizii. Ein Beitrag zur Geschichte der Monstrositäten der Literatur und der erzählenden Dichtung in Italien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung und A. Asher & Comp. in Berlin.

Verlag von J. A. Brochhaus in Leipzig.

Geschichte von Ost-Asien.

Für Freunde der Geschichte der Menschheit

dargestellt von **Dr. Johann Ernst Rudolf Kaeuffer**.

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In diesem auf drei Theile berechneten Werke stellt der als gründlicher Kenner der Geschichte Ost-Asiens bereits bekannte Verfasser zum ersten mal für einen weitem Leserkreis unter würdigen, für die Geschichte der Menschheit wichtigen Gesichtspunkten und nach bestimmten Perioden geordnet, alles das zusammen, was bis jetzt durch die meist schwer zugänglichen Arbeiten der eigentlichen Forscher auf diesem Gebiete über die Geschichte und Culturverhältnisse der ostasiatischen Völker ermittelt worden ist. Namentlich sind es ausser den Bewohnern des hohen und des nördlichen Asien die Culturvölker Vorder- und Hinterindiens, Chinas und Japans, deren Geschichte erzählt, deren politische, religiöse und literarische Cultur in ihrer historischen Entwicklung bis zur Gegenwart herab verfolgt wird. Bei dem sich fortwährend steigenden Interesse, welches diese weiten, von etwa zwei Drittheilen der gesamten Menschheit bewohnten Ländergebiete in ihren gewaltigen innern Bewegungen und ihren erfolglosen Bestrebungen und Kämpfen gegen das immer mächtiger andringende europäische Wesen in Anspruch nehmen, dürfte ein Werk, wie das vorliegende, gerade zur günstigsten Zeit erschienen und jedem Freunde des Fortschritts in der Menschheit willkommen sein.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 16. —

14. April 1859.

Inhalt: Bekenntnisse der Kaiserin Katharina II. — Neue Proben epischer Poesie. Von A. Jordan. — Schell's „Historische Zeitschrift“. — Ethnographisches und Culturgeschichtliches. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Kottj. (Zur deutschen Journalistik.) — Blöthle. — Angelen.

Bekenntnisse der Kaiserin Katharina II.

Memoiren der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Hannover, Kümpler. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir nehmen dies Buch mit Erwartungen zur Hand, die zunächst nicht ganz erfüllt werden. Es wird andern Lesern damit schwerlich anders ergehen. Ein Tagebuch der „nordischen Semiramis“, wie man Katharina II. von Rußland genannt hat, von ihr selbst geschrieben, beglaubigt und eingeführt von A. Herzen — welchen Geschichtsfreund sollte eine solche Schrift nicht lebhaft anziehen, ja, wen möchte nicht schon die Vorrede, die ohne Frage ein echt Herzen'sches Gepräge tragen wird, für diese Blätter mit Interesse erfüllen? Die Enttäuschung des Lesers beruht darauf, daß er, indem er eine Schrift von hohem historischen Interesse erwartete, zuvörderst nicht viel mehr antrifft, als das Tagebuch eines jungen Mädchens von vornehmerm Stande, in welchem die Masse mädchenhafter Bagatellen, kleinlicher Intriguen und geistlicher Hofmühsen weitaus die historischen und politischen Bünde der Zeit überwiegt und von den letztern nur einen unbedeutenden Niederschlag zurückläßt. Erst später erkennen wir, daß es diesen Blättern jedoch an rein menschlichem Interesse, an Seltsamkeit biographischer Anziehungskraft und theilweise an spannender Kraft für die Neugierde des Lesers keineswegs fehlt, und daß es zwar nicht gerade das historische, immerhin aber das anekdotische Interesse ist, das hier eine ungewöhnliche Befriedigung zu erwarten hat.

Was zuvörderst die Authenticität dieser Memoiren betrifft, so berichtet uns Herzen, daß die hier der Öffentlichkeit übergebenen Blätter sich unter den wenigen Stunden nach dem Tode der Kaiserin versiegelten Papieren derselben fanden; daß Fürst Kurakin, Kaiser Paul's Freund, eine Abschrift davon nahm, die vielfach circulirte, vom Kaiser Nikolaus später zwar unterdrückt wurde, jedoch in einzelnen Copien noch immer erhalten blieb, wie denn eine solche von der Hand des Dichters Puschkin in Odesa bekannt war. Seit 1855 traten wieder mehrere Abschriften dieser Memoiren an den Tag, die mit den ältern gleichlautend, keinen Zweifel an

ihrer Authenticität aufkommen lassen, wie wir denn auch dem Vorredner darin recht geben, daß der Inhalt der Memoiren auf jeder Seite ihre Echtheit ganz unverkennbar darguthun geeignet ist. Herzen sagt:

Indem man diese Blätter liest, sieht man sie werden, man sieht die Verfasserin sich zu dem heranbilden, was sie gewesen ist. Ein lebhaftes Kind von 14 Jahren, blond, coiffirt à la Moise, muthwillig, verlobt mit einem kleinen Idioten, dem Großfürsten, leidet sie schon früh an der Krankheit des Winterpalastes, dem Durst nach Herrschaft. Eines Tages, als sie mit dem Großfürsten auf der Fensterbank sitzt und mit ihm scherzt, sieht sie Graf Leszczynski kommen, der zu ihr sagt: „Vaden Sie Ihre Sachen — Sie werden nach Deutschland zurückreisen.“ Der junge Leier schien nicht sehr betroffen von dieser Trennung. „Auch mir war sie ziemlich gleichgültig“, sagt die kleine Deutsche; „aber die russische Krone war es mir nicht“, sezt die vierzehnjährige Prinzess von Zerbst hinzu.

Dies ist Katharina im Reime! Die Memoiren brechen im Jahre 1759 plötzlich ab: von den spätern Jahren bis 1762 sollen nur abgerissene Bruchstücke, wohlverwahrt, vorhanden sein, in diesem Jahre aber ergriff Katharina den russischen Scepter, als eine „res nullius“, verwandelte Rußland und machte es im wesentlichen zu dem, was es heute noch ist.

Der Vorredner gibt zunächst eine Skizze der geschichtlichen Vorgänge von 1729—51, dieser seltsamen Epoche, in der das Scepter des größten Reichs Europas wie ein unter Kindern streitiges Spielzeug, von Hand zu Hand ging, wo eine einzige Nacht dem ungeheuern Reiche einen neuen, ungeahnten Beherrscher gab, ohne daß von dem Volke hierbei im geringsten die Rede war. Dies Vorwort, in einem Geiste geschrieben, den der Leser sich leicht denken kann, leitet die Geschichte Katharina's ein, und erklärt denn auch, wie es kam, daß auch die geniale kleine deutsche Prinzessin von dem großen unbekannten Etwas, das man das russische Volk nennt, eigentlich gar keine Notiz nehmen konnte. In der That hat auch erst das Jahr 1812 ein solches Volk erschaffen oder doch in die Erscheinung treten lassen, und wir müssen, wolkend oder nicht, gestehen, daß für eine so junge Existenz wie diese dies Volk doch einen fast wunderbaren Aufschwung genommen hat!

Doch wir wenden uns zu unsern Memoiren zurück, die, wenn sie den lernbegierigen Geschichtsfreund auch nicht völlig befriedigen, doch des Interessanten genug darbieten, um ihre Veröffentlichung genügend gerechtfertigt zu finden, die den Leser angenehm genug zu unterhalten und was den allgemeinen Sitten- und Kulturzustand des Hofes und der Aristokratie Rußlands betrifft, auch mannichfach zu belehren im Stande sind.

Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Berbst, dieselbe, welche unter dem Namen Katharina II. die Begründerin der russischen Macht wurde, war im Jahre 1744 von der Kaiserin Elisabeth auf Empfehlung Friedrich's II. mit ihrer Mutter von Riel an den russischen Hof berufen, um mit dem Thronerben, Herzog Peter von Holstein, damals 16 Jahre alt, verlobt zu werden. Sie selbst zählte 15 Jahre und gab sich als ein kleines, schüchternes blondes Mädchen, voll Geist und Lernbegierde und mit allen Anfängen eines starken und festen Charakters. Mit ihrer Ankunft in Moskau beginnen ihre Memoiren und liefern auf den ersten Bogen ein lebhaftes Bild der ziemlich ärmlichen und kleinlichen Verhältnisse am kaiserlichen Hofe, wo die Partien — Schweden und Russen — in tausend kleinen Intriguen sich um Gunst und Einfluß streiten, ein Kampf, den die Memoiren mit der Feder eines lebhaften funfzehnjährigen Mädchens naiv genug darstellen. Die äußerst unliebenswürdige Gemüthsart ihrer Mutter, die es an gelegentlichen Ohrfeigen nicht fehlen läßt, die kindische Weise ihres Bräutigams, der nur am Spiel mit Puppen und mit Lakaien, die er einexerziert, Vergnügen findet, der bald mit ihr spielt wie ein Kind, bald sie brutal behandelt oder ihr von seinen Liebschaften erzählt; günstige und ungünstige Stimmungen der Kaiserin, die ihr jedoch im ganzen ebenso viel Neigung, als ihrer Mutter Haß bezeugt; Klosterbesuch, Krankheiten, Reisen nach Kiew und Petersburg, die auf großen Gesellschaftswagen mit Bänken versehen, zurückgelegt werden, dies und Aehnliches füllen die ersten Bogen. Wir sehen, wie die Mutter, welche niemand liebt, den künftigen Kaiser einen schlecht erzogenen „kleinen Jungen“ schildert, weil er unversehens ihre Geldbörse umwirft; wie sie die Kleiderstoffe, die ihr die Kaiserin schenkt, sich selbst zuwendet; wie eng und ungemüthlich die häusliche Einrichtung in Petersburg ist, wo Mutter und Tochter in demselben Zimmer schlafen und wohnen; wie alle Theile gegen sie aufstreten, als man erfährt, daß sie 17000 Rubel Schulden gemacht habe, für Geschenke an ihre Umgebung und den Großfürsten, sie, die nur drei Kleider und ein Duzend Hemden mit nach Rußland gebracht und das Bettzeug ihrer Mutter hatte benutzen müssen; wie man sie von ihren liebsten Gespielinnen trennt und um sie zu demüthigen, jeden grausam verfolgt, den sie bevorzugt und vergleichen mehr. Inzwischen gab man ihr doch gute Lehrer und sie lernte mit solchem Eifer russisch, daß sie oft nachts mit nackten Füßen aus dem Bette sprang, um die Aufgaben Adambrow's, ihres Sprachmeisters, zu memoriren, sobald die Kaiserin sie deshalb lobte und küßte, während ihr Verlobter nichts lernte und gegen alles Russische unversehens

Haß zeigte. Endlich machte sie denn die Bekanntschaft des schwedischen Gesandten, Grafen Gyllenborg, in dessen Umgang ihr höheres geistiges Leben erwachte. Der Graf nannte sie seine kleine Philosophin, und indem er von ihr ein „Porträt ihrer selbst“ verlangte, ihr den Plutarch und den Montesquieu zu lesen gab, warf er in Katharina's Seele den Zündstoff, der sie weit über ihre Umgebung, über ihre Zeitgenossen erheben sollte. Von nun an war zu lernen, zu lesen und zu schreiben ihre größte Lust, und indem sie ohne Unterlaß über sich selbst nachdachte, kam sie zu dem festen Entschluß, weder groß noch klein zu vernachlässigen, sich stets um die Gunst aller zu bemühen und sich zur Regel zu machen, zu denken, daß sie aller bedürfe. Dies Bemühen erwarb ihr denn auch die Gunst des ganzen Hofes: die Kaiserin lobte und liebte sie, nur die Mutter wurde ebendeshalb immer kälter gegen sie und der Großfürst sprang in fortwährendem Wechsel von Vertrauen zu Abneigung, Tobsucht und Gleichgültigkeit über. „So wurde auch mir seine Person gleichgültig“, sagt sie, „allein die Krone von Rußland war es nicht!“

Endlich am 21. August 1745 erfolgte die Vermählung mit aller Pracht, deren der russische Hof damals fähig war, in achtägigen Festlichkeiten. „Mein Herz“, sagt Katharina, „versprach mir kein großes Glück, aber der Ehrgeiz hielt mich aufrecht; ich empfand ein geheimes Etwas, das mich nicht zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveräne Kaiserin von Rußland sein würde.“ Die strenge Haltung, der Katharina bis jetzt unterworfen gewesen, nahm nach der Hochzeit nur noch zu. Eine tyrannische Hofmeisterin trat bei ihr ein: ihre heimlichen Gespielinnen zogen sich von ihr zurück; statt zu lachen, flüsterte man nur in ihrer Nähe; ihr Gemahl spielte fort mit seinen Lakaien, kümmerte sich nicht um sie und erzählte ihr nach vierzehn Tagen mit seiner gewohnten Discretion — discret wie ein Kanonenschuß, sagt Katharina launig von ihm —, daß er in Gräulein Gars (später Fürstin Galyzin) sterblich verliebt sei. Sie hörte dies ruhig an, beschloß aber bei sich, gegen diesen Mann, dem der gesunde Menschenverstand so völlig fehlte, gleichgültig und ohne alle Eifersucht zu bleiben. Sie hat diesen Entschluß durchgeführt. Inzwischen steigerte sich die Tyrannei der Kaiserin und die Brutalität des Großfürsten täglich gegen sie und Katharina's Lage war endlich nicht besser als die einer politischen Gefangenen. Der Grund dazu war Bestuschew's, des Großkanzlers, Mißtrauen und Argwohn gegen jedermann. Es wurde ihr befohlen, wenn sie ein Bad nehmen, zum Abendmahl gehen, welchen Anzug sie anlegen sollte; sie durfte weder Briefe schreiben, noch ausgehen, noch mit wem sie wollte sprechen, und jeder, dem sie die geringste Gunst zeigte, ward von ihr entfernt, verbannt, verfolgt. Als ihr Vater starb, erlaubte man ihr acht Tage lang zu weinen, am neunten ward ihr befohlen aufzuhören, da ihr Vater kein König gewesen sei, und es sich nicht passe, daß eine Großfürstin länger um einen bloßen Prinzen trauere. Dazu kam, daß die Noth ihres Gemahls täglich unerträglich wurde. Er hatte sich eine Meute von Jagdhunden angeschafft, die er, um

sie zu verstecken, in einem hölzernen Verschlage neben ihrem Schlafgemach unterbrachte, wo sie ihr Tag und Nacht durch Gehrul und Gestank die Ruhe raubten; dabei war er selbst fast immer berauscht, noch auf unerträgliche Weise nach Taback und sprach ohne Aufhören von ihrem Stolz und ihrer Schlechtigkeit. Die Verwirrung der holsteinischen Angelegenheiten, die er als Herzog leiten sollte, machten ihn unwirksamer als je; er sollte dies Herzogthum gegen Oldenburg vertauschen, was er nicht mochte, litt beständig Geldnoth und sann nur darauf, wie er von der Kaiserin Geld erhalten konnte. Als die letztere nach der Geburt des Thronerben Paul — 20. September 1754 — Katharina 100000 Rubel schenkte, wußte er sich in Besitz dieser Summe zu setzen, die er mit seinen Trinkgenossen und Kaskaden vergeudete. Die Geburt Paul's, welche unter den seltsamsten Umständen erfolgte — denn Katharina ward außer dem Bett zwischen zugigen Fenstern und Thüren davon überrascht und niemand wagte sie volle drei Stunden lang ohne Befehl der Kaiserin ins Bett zu tragen — verschlimmerte noch ihre Lage. Niemand bekümmerte sich um sie, während sie an den heftigsten rheumatischen Schmerzen infolge jenes Umstandes litt; der Großfürst zechte mit seinen Trinkgenossen, jungen Kalmücken, ihr Kind war zur Kaiserin gebracht, die es selbst pflegte, die Mutter durfte es nicht einmal sehen! Kein Wunder, daß Katharina bei solcher Behandlung zuletzt der tiefsten Melancholie verfiel. Völlig vereinsamt, wie sie war, suchte sie wieder in ihren Studien Trost und Erquickung. Sie las den Tacitus und Voltairre, und diese Beschäftigung, welche eine abermalige geistige Revolution bei ihr hervorrief, richtete sie endlich wieder auf, als die Kaiserin wieder anfang, ihr Günst und Wohlwollen zu bezeugen. Der Großfürst freilich blieb unverbessert; in seiner Thorheit hatte er sich aus Holstein ein Detachement Soldaten kommen lassen, die er exercirte, zu Generalen machte, um das Vergnügen zu haben, sie wieder zu degradiren, und wiewol er alle Russen sich mit der Bevorzugung dieser Menschen zu Feinden machte, erschien er doch selbst vor der Kaiserin in holsteinischer Uniform, was natürlich ihren Zorn erregte. Dann wieder bedrängten ihn seine verwirrten Angelegenheiten so, daß er bei seiner Gemahlin Rath suchte, sie Madame Hülsquelle nannte und ihr endlich die holsteinische Regierung fast ganz überließ. Dabei hatte er alle Monate eine andere Liebshast und machte seiner Gemahlin rohe Vorwürfe, wenn sie seine Maitressen kalt behandelte. Es scheint, daß dies halb wahnsinnige Benehmen auf Katharina endlich die Wirkung ausübte, sie zur Verzweiflung zu bringen, in der sie selbst zu tollen Streichen überging, Verkleidungen als Mann, nächtliche Besuche mit den Soldatows und Marischkin vornahm und sich zu maßlosen Intriguen für heitern Lebensgenuss verleitete ließ. Vergleichlichen Unternehmungen und das offene Bekenntniß, daß auch sie in dieser Zeit gerade keine Heilige war, erfüllen die Memoiren aus den Jahren 1755 und 1756. Nacheinander gewannen Soldatow, Marischkin, der schöne Potiatowsky und mancher andere ihre Neigung und viel-

leicht noch etwas mehr. In ihrer Lage war jedoch für diese Verirrungen sicher viel Entschuldigung zu finden, und da alle diese Verhältnisse mit ziemlicher Offenheit in den Memoiren berichtet werden, so kann der Leser leicht denken, daß es an Ueberraschungen, spannenden Ausritten und unterhaltenden Scenen in ihnen nicht fehlt. Ja, auch höchst komische Situationen tauchen ab und zu auf, wie z. B. da, wo das großfürstliche Paar im Bette liegend, während Peter mit seinen Drahtpuppen spielt, plötzlich von einer kaiserlichen Anmeldung überrascht wird und die Puppen eilig unter der Bettdecke verbirgt, oder wenn wir S. 114 lesen: wie der Großfürst im edeln Spiel des Weitschenkknallens vertieft, sich selbst die Wange aufschlägt und nun von Katharina die geschwinkt wird, damit die Kaiserin nichts merke; oder in Peterhof mit seiner Gemahlin aus L'Angewelle L'Hombre spielt, wenn er verlieert wüthend wird und seine Nachtmüge als Marke für 10000 Rubel benutzt. S. 219 heißt es:

In dieser Zeit und lange nachher war sein Hauptspielzeug eine enorme Menge kleiner Puppen aus Blei, Holz, Leig und Wachs, welche er auf sehr schmalen Tischen, die ein ganzes Zimmer einnahmen, aufstellte, sodas man sich kaum zwischen ihnen bewegen konnte. Er hatte diese Tische der Länge nach mit Messingbänden verbunden, an welche Schnüre befestigt waren, die, wenn man sie anzog, einen Lärm machten, der dem Kleingewehrfeuer glich. Mit diesen Truppen feierte er die Feste, indem er sie loschießen ließ. Täglich ludte er mit ihnen die Parade ab und ließ andere Truppen zur Wache aufziehen, wobei er stets in voller Uniform, gestiefelt und gespornt und mit Ringtragen und Schärpe zugegen war, indeß diejenigen seiner Diener, die zu diesen herrlichen Exercitien zugelassen wurden, ebenso erscheinen mußten.

Im Jahre 1758 besteht Katharina ihr zweites Wochenbett; die Geburt ihrer Tochter Anna Petrovna brachte ihr abermals ein Geschenk der Kaiserin von 60000 Rubel, was ihrer künftigen Apanage von 30000 Rubel jährlich sehr zu statuten kam. Die Schilderung, welche die Memoiren von der Kaiserin Elisabeth entwerfen, ist im allgemeinen dieser Tochter Peter's des Großen überhaupt nicht ungünstig. Abgesehen von kleinlicher Herrschsucht und eifersüchtiger Gewaltthat, treten doch Beweise eines wohlwollenden Gemüths und großer Treue für ihre Begünstigten und genug entgegen; es fehlt nicht an gutem Urtheil und selbst der endliche Sturz des Großkanzlers Bestuschew, der zuletzt in offener Ministersitzung erfolgte, wurde seinen vielen Feinden keineswegs leicht gemacht. Dagegen duldete Elisabeth allerdings nicht den geringsten Eingriff in ihre Herrschaft, und als Katharina nach dem Siege von Großjägerndorf den fliehenden Marschall Apraxin brieflich beschwor, umzukehren und die Befehle der Kaiserin zu erfüllen, wurde auch dies ihr von der Kaiserin lange nicht verziehen. Sie machte ihr vielmehr den Vorwurf des Stolzes und des Dünkels, die allein geistreiche Person am Hofe zu sein — und mochte damit auch nicht ganz unrecht haben. Die Art, wie Katharina sich gegen dergleichen Vorwürfe zu vertheidigen mußte, zeigte allerdings von ungemeinem Verstand, und so stellte sich ihr gutes Verhältniß zur Kaiserin, die an schlimmen Launen und an schlimmen Krämpfen litt, nach jeder

Störung immer wieder her. Dagegen verbitterte sich die Stellung zu dem Großfürsten immer mehr. Tiefes und tiefer in Trunksucht und Niederlichkeit versinkend, zeigte er im Jahre 1758 offen die Absicht, sich von Katharina zu trennen und Fräulein Woronzow, seine Maitresse, zu ehelichen. Es kam dahin, daß Katharina, die nicht blos ihre Gesundheit, sondern ihr Leben selbst bedroht sah, ihre Entlassung zu ihrer Mutter, die in Paris lebte, verlangte. Durch ihren Reichvater erlangte sie eine Unterredung mit der zürnenden Kaiserin, und eine spannende Scene zwischen ihr, dem Großfürsten und der Kaiserin endete damit, daß Elisabeth ihr ihr volles Wohlwollen zusicherte, ihren Flehen, wie oft geschah, zum Teufel wünschte und ihr eine neue Unterredung unter vier Augen zugesagt wurde. Obwohl Elisabeth über den Großfürsten ganz so dachte, wie Katharina selbst, und schon seit Jahren nicht ohne Zorn und Ekel in seiner Nähe sein konnte, so dauerte es doch lange, ehe diese zweite Audienz stattfand, denn die Kaiserin empfing oft wochenlang niemand und unterschrieb nichts; endlich kam der lange erwartete Tag für Katharina doch heran, den sie in ihrem Gemache verschlossen, in das Studium der „Encyclopädie“ vertieft, herankommen ließ und der über ihr Schicksal entscheiden sollte; da brachen mitten in dem Bericht über diese Unterredung die Memoiren — Sommer 1759 — plötz- lich ab!

Nachdem wir so den Inhalt derselben dem Leser im gedrängten Auszuge vorgeführt haben, wird er mit uns im Stande sein, ein Urtheil über ihren Werth zu fällen. Besteht auch ein großer Theil ihres Inhalts aus Nichtigkeiten und unbedeutenden Hofgeschichten, so ziehen und diese Memoiren doch durch eine gewisse Ueberlegenheit und Tiefe des Urtheils, wie dadurch, daß sie jene kleinlichen Verhältnisse unter sich und vom höhern Standpunkt aus beleuchten, fortdauernd an, und da sie zugleich durch Versionen und Charakterbilder in reichster Folge zu fesseln wissen und unterhaltende Scenen genug bringen, so bieten sie, neben mancher historischen Ausbeute, eine sehr unterhaltende Lectüre dar. Für eine Philosophin, wie sich die Schreiberin gern von andern nennen läßt, hätten wir zwar ein hervortretenderes, reflectives Element, mehr Beschaulichkeit und etwas weniger Eitelkeit, die sich selbst über die Reize ihrer Person vernehmen läßt, erwarten dürfen; indeß dürfen wir doch dabei nicht vergessen, in wie nützlicher und eitler Umgebung alle diese Vorgänge zu Tage treten und wie Katharina in dieser Atmosphäre immer noch als die ernsteste, charaktervollste und unterrichtete Persönlichkeit erscheint. Ihre Entschlüsse sind oft sittlich und würdig genug, ihre Reflexionen tief und ernst, ihr Benehmen immer fein, ihre Rathschläge klug und bedacht. Der Gram bewältigt sie oft, aber niemals dauernd; sie zeigt sich von Natur verständlich und nimmt gegen jedermann gern eine freundliche Stellung ein. Sie dachte: „Fühlst du dich unglücklich, so erhebe dich über dein Unglück und handle so, daß dein Glück von äußern Verhältnissen unabhängig werde. Es ist doch nur der Stolz, der das Gefühl des Unglücks unerträglich macht.“ Die-

ser Sag macht dem philosophischen Geiste Katharina's alle Ehre, und wenn sie auch von Eigenliebe sich nicht frei zeigt und über die Leidenschaft der natürlichen Liebe Gedanken hegt, die ihre Unwiderstehlichkeit beweisen sollen, so müssen wir doch im ganzen bekennen, daß ihre Grundsätze rein und ihre Entschlüsse achtbar sind. Freilich wird niemand leicht Verwerfliches über sich selbst dem Papiere anvertrauen; allein der Charakter dieser Selbstbekenntnisse ist doch im ganzen genommen der der Freimüthigkeit und Offenheit, welche auch dem Gegner sein Recht widerfahren läßt. Hiernach können wir dem Leser überlassen, an diesen Memoiren, deren Echtheit wir unsererseits nicht in Zweifel ziehen, sich nach Belieben zu erfreuen.

4.

Neue Proben epischer Poesie.

1. Der lustige Henschied. Ein Wanders- und Stromerleben aus früherer Zeit, in poetischen Bildern von G. Weiss. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. Gr. 8. 12 Mgr.
2. Hajade. Dichtung von Emille Emma von Hallberg. Trier, Treschel. 1857. 16. 18 Mgr.
3. Hannibal's Tod. Ein Gedicht von H. J. Willaghen. Bremen, Kühnmann u. Comp. 1857. 16. 15 Mgr.
4. Agnes Bernauer. Gedicht von Katharina Diez. Berlin, Decker. 1857. 16. 24 Mgr.
5. Die Schlacht bei Novara. Von Anton Heinrich aus Diebenthal. Wien, Manz und Comp. 1857. 16. 12 Mgr.
6. Abälard und Heloise. Ein Gedicht in fünf Gesängen von G. A. Ungerer. Leipzig, Wagner. 1857. 16. 10 Mgr.
7. Elsbeth. Ein Romanzenfranz. Lübeck, Dittmer. 1857. 16. 24 Mgr.
8. Schneewitchen vom Gral. Epos in zwölf Gesängen von Joseph Vape. Münster, Gagin. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Mgr.

Immer reichhaltiger strömen die deutschen Liebergaben zu und immer schwieriger wird die Arbeit des Kritikers, die Syren auszustäuben, zumal viele der auftretenden Sänger ihre erste Opfergabe auf den Altar der weit mehr genannten als empfundenen Poesie niederlegen. Der Kritiker hat es leider nicht nur mit dem Gegenstande der Opferrung, sondern auch in erster Reihe mit den persönlichen Ansprüchen der Opfernden zu thun, weil, wie wir schon oft erfahren haben, nur wenige Jünger der neuern Lieberkunst die Kritik ertragen mögen. Wir unsererseits waren immer, selbst für den herbsten Tadel, dankbar. Im allgemeinen wird unserer Meinung nach heutzutage viel versprochen und wenig gehalten, mit großem Sturm- laufe begonnen und hinkend geendet; Ueberschätzung auf der einen (des Dichters) und Unterschätzung auf der andern (des Publikums) Seite reißen die Klüfte zwischen beiden immer tiefer und breiter. Des leptern Ueberfätigung wird durch Ueberfüllung des Marktes immer fränk- fester.

Doppelte Freude ist es, wenn man auf dichterische Pro- ducte stößt, die, dem edeln Rheinwein ähnlich, hellglän- zend, rein und feurig die Seele erquickend, wie dieser Wein und Seele zugleich. Man begeistert sich dann einmal wie- der an dem „Engelsköpfchen auf dem Goldgrunde“. Al- les Uebrige außer diesem wenigen echten Gewächs ist künst-

liches Gebräu, dessen Bestandtheile gefärbtes und gebranntes Wasser bilden. Der Kaufmann preist seine Waare und die Waare verliert endlich ihren Werth. Sollte daher nicht auch der deutsche Buchhandel sich ermannen und sich bemühen, nur preiswürdige, d. h. echte Waare auf den Markt zu bringen? Sollte seine Intelligenz nicht die Kraft besitzen, den durch Pluten gebrochenen Damm wiederherstellen zu helfen?

Uns liegen einige neue Sangesproben aus dem deutschen Dichterwald vor; wir wollen ihre Stimmen prüfen.

Die Laufbahn eines Schmiedes (Nr. 7) zumal eines lustigen, kann, wie niemand leugnen wird, voll so heiterer Poesie sein, wie sie nur immer die Brust eines Dichters füllen mag, dem es Bedürfnis ist, sie in irgendeinen brauchbaren Stoff überfließen zu lassen. Unser lustiger Schmied aber ist nichts weniger als eine poetische Figur und der Inhalt seines Wanderlebens, in 46 Kapitel auf 119 Seiten vertheilt, ist ebenso prosaischer Art wie seine Sprache, deren sich täglich Tausende seinesgleichen bedienen. Es möchte keine nach einem frohen Wanderleben sich sehender, noch so überschwengliche Seele dem Schmied zu folgen wünschen, um, wie sie sich's getraut, in der poetischen Ueberfülle von Ungebundenheit und Sorgenlosigkeit, von täglich, stündlich wechselnden Scenen heißer Lust und süßen Leidens recht selig schwelgen und einen köstlichen Jugendtraum einmal wirklich leben zu dürfen. Hätte Weiss diesen Zauber über uns walten lassen, so wäre ihm Größeres gelungen. Valentin, so heißt der Held seines Gedichts, hat des Vaters Handwerk erlernt und soll, nach rechtem Brauch, einige Zeit wandern, um an Erfahrung und Geschick reicher nach Hause zurückzukehren. Am ersten Morgen seiner Wanderschaft schaut er, wie alle vor und nach ihm, nochmals zurück, dann aber nur vorwärts und wohin das Leben ihn locken mag. Mit seinesgleichen trifft er auf der Landstraße und der Herberge zusammen, wir lernen die Formen des Arbeitsmenschen bis zum Kleinlichsten kennen, begegnen dem Wanderburschen im Amtsefale der hohen Polizei in höchst unpoetischer Rede: „Ein Mensch mit Backsteinen, die Nase wie eine Gerte dick“, folgen ihm geduldig in die Dorfchenke, wo die Fuhrleute eine bevorzugte Klasse bilden (weil sie sich anständiger aufführen), und erleben es endlich, daß er sich in Mädchen verliebt, seines Meisters Tochterlein, das, als der Vater dem wandernden Gesellen, der in Liebeseligkeit die Pferde vernagelt, die Thür weist, sich schier zergrämt. Doch

Gewiß, was immer wird geschehn.

Neue Liebe kann nicht untergehn.

Spricht Valentin, sein Mädchen tröstend, das schreibend mit ihm flüstert:

Wie mild und labend

War doch dieser wunderschöne Abend!

und der Schmied wird aus Verzweiflung ein Strömer, d. h. ein Vagabund, der „sechtend“ von Ort zu Ort an allen Werkstätten vorüberwandert. Aber das gute Princip siegt, als er auf einem Jahrmarkt den Gegenstand seiner Liebe wiederfindet und der ehrbare Meister, nachdem er ihn vor den Verführungen eines Werbers gewarnt, ihm sein Tochterlein sofort übergibt, worauf dann ein starker Klepper das Akerblatt nach Hause führt, um die Mutter mit einem glücklichen Pärchen zu überraschen. Welch hohe Poesie! Natürlich wird daraus eine Hochzeit, Valentin ein Schmiedemeister und nach dem durch ein Naturgesetz bedingten Zeitraum glücklicher Vater eines Sohnes, der nach 20 Jahren thut, wie der Alte gethan — und wer das Lieb nicht weiter kann, der sang' es wieder von vorne an!

Was das Formelle des Gedichts betrifft, so möchten wir dem Dichter rathen, etwas sorgfamer zu seilen und mehr Respect vor der Form zu haben, der geradezu Troß geboten ist.

Emilie Emma von Hallberg muthet dem deutschen Publikum viel zu, wenn sie von ihm verlangt, daß es einer Dichtung wie dieser, in der eigentlich nur von ihres Herzens Liebeskummer die Rede ist, seine volle Theilnahme schenke. Das Märchen „Najade“ (Nr. 2) ist nur dem mit romantischem Literath geschmückten Bilderrahmen ähnlich und ist nicht das Bild selbst; dieses stellt das Herz der Dichterin dar, in welchem ein, wie sie behauptet, heroischer Kampf ausgefochten wird. Wir haben diejenigen, welche von ihrer Seele poetischem Schwunge viel reden, selten als echte Poeten erfunden und waren auch in diesem Falle versucht, unsere Zweifel walten zu lassen, als wir lasen, daß „die Poesie die Seele (ihr) umstride“. Indessen haben wir uns gern dahin befehrt, daß wir die Dichterin der „Najade“ günstiger zu beurtheilen hoffen dürfen — wie wir es nur wünschen können — wenn sie sich entschlossen haben wird, sich mehr mit der ihrer Dichtung zu Grunde gelegten Idee als mit sich selbst zu beschäftigen, und Phrasen zu vermeiden, die als Schale gedacht dem Fruchtkern gar wenig Raum übrig lassen. „Des Ritters Brautsahrt“ erinnert leider sehr an Goethe's „Erlkönig“, und wer verliert in diesem Falle? Viel schlimmer aber sind die eingestreuten Sonette als „Zwischenspiele“ (darin die Dichterin die Hauptrolle übernimmt), in deren einem sie beginnt: „Ein Weib zu sein, kann es Trostloseres geben?“ Mit diesem Verse würde sie ganz mit uns gebrochen haben, wenn wir nicht gern um des Frauengemüths willen, das fast durchweg rein vorwaltem, vergehen möchten, daß sie sich also vergehen und das, was sie zu heben sucht, das Weib, so freventlich schmähern konnte. Vielleicht ist das Schlusssonett das Beste im Büchlehen, vielleicht auch gelingt ihr eine neue Schaffung besser als diese, von der sie selbst sagt: „Doch was ich wollte, ist mir nicht gelungen.“

„Hannibal's Tod“ von P. J. Willagen (Nr. 3) haucht uns stärfend und erfrischend an nach hier Poesie, dort Inhaltlosem. Wir fühlen in dem kleinen epischen Gedichte die Größe der Idee, welche den Dichter bewegt, gerade solchen Stoff zu dem poetischen Gewande, das er vor dem Leser ausbreitet, in dieser ver schwimmenden, an Kraft und Wahrheit so armen Zeitperiode auszuwählen. Er zeigt uns das sinnenderauschende Leben des Ueberflusses im König von Bithynien nur, um einen desto schärferen Gegensatz in Hannibal's, seines Schütlings und Gastfreundes, edler, stolzer, unabhängiger Kraft zu zeichnen. In dem gerächten Vespiger der stolzen Roma sehen wir diese Kraft in ihrer unverfälschten moralischen Würde und diese wieder in voller Herrlichkeit ihres Arels. Wir fühlen uns tief verletzt durch die unmännliche Feigheit des Königs, aber stiegreich gehoben durch Hannibal's Sterben, der hierdurch die menschliche Feigheit im Burdur überwindet und zum Verbrechen stempelt. So ist das Göttliche im Menschen, das durch seine Unterordnung unter sinnliche Reizungen zum Thierischen erniedrigt wurde, vollkommen gesühnt, und Willagen hat die sich gestellte Aufgabe poetisch befriedigend gelöst, wenn wir das „ich“ in dem übrigens nicht lebenswerthen Verse: „Dann bin ich gerächt! dann bin ich gerächt!“ nicht auf Hannibal's Person, sondern auf die durch ihn vertretene Menschheit beziehen, wie es der Dichter auch wol gemeint hat.

Nur die vierfüßigen Jamben, in denen das Gedicht geschrieben ist, wünschen wir correcter und die Sprache fliegender; Verse, wie: „Und endlich vollends ihn befreit“, oder: „Wann's haßt, dann haßt es ohne Raß!“ u. dgl. m. würden dann ebenso gut verschwinden, wie die vielen Aposiopisierungen, lauter lebende Zeugnisse noch nicht überwundener Sprachschwierigkeit.

Katharina Diez (Nr. 4) ist durch ihre frühern „Dichtungen nach dem Alten Testament“ in weitem Kreisen bekannt geworden. Möglic, daß die eigenthümliche Construction ihres Gemüths sie diesen Stoffen eben zugeführt hat, in denen Großartigkeit und höchste Einfachheit der Rede und Handlung neben tiefer und natürlicher Unterordnung unter das unmittelbar verkündete göttliche Gesetz einen mächtigen Einfluß auf sie ausübten. Wir sagen möglic, daß es so sei, doch in der neuesten ihrer poetischen

Schaffungen verräth sich wenig von der aus dem Duell des Alten Testaments sich ergebenden Mächtigkeit, vielmehr scheint Katharina Diez, indem sie sich auf ein neues Gebiet gewagt, sich selbst in ihrer Mächtigkeit überschätzt zu haben. Die Dichterin hat uns durch ihre frühern Leistungen berechtigt, größere Anforderungen an sie zu stellen, als an manche ihrer Schwestern, und an ihr war es, das zu erkennen und dem zu genügen oder aber ihr Saitenspiel innerhalb der sie umgebenden Kunstphäre zu üben. Das Alte Testament ließ ihr schon fertige Stoffe, auf denen sie gleichsam Tapissierarbeiten ausführte; doch aus der Geschichte eine Handlung herauszugreifen und die darin verflochtenen Reihe von Erscheinungen zum Ganzen, zum vollkommenen Bilde des menschlichen Lebens zu vereinen, erfordert eine selbständige poetische Kraft, welche die zu Grunde gelegte Idee zugleich sicher beherrscht. Zur Hervorbringung eines Epos scheint aber die poetische Kraft unserer Dichterin denn doch nicht auszureichen. Fast alle in dem uns vorliegenden Gedicht „Agnes Bernauer“ zu rügenden Fehler entspringen aus dem Irrthum, dem die Dichterin über sich selbst verfallen ist. Selbst das, was wir als Nachlässigkeit der Form rügen müssen, ist eine böse Frucht dieses Irrthums, und nur Mangel an Kraft verführt die Dichterin, es nur gereimte Phrasen an Stelle poetischer Wahrheit, die aus der sich entwickelnden Handlung immer frischer hervorquellen mußte, flüchtig zu setzen. Schönheiten des Gedichts, deren es viele darin gibt, werden auf diese Weise vollständig maskirt und vielen Dank muß uns Katharina Diez wissen, daß wir mit gespannter Aufmerksamkeit ihre Dichtung in der Absicht, die Blüten ihrer Dichtung aus dieser Maskirung zu lösen; von Anfang bis zu Ende durchforscht haben. Weil wir die poetische Gabe eines Frauengemüths vor uns hatten, fühlten wir die Verpflichtung, dem Gemüthsleben des Weibes auch Rechnung zu tragen, und wenn auch von „Galanterie des Kritikers“ keine Rede sein kann, so wird doch Schonung in gewissen Grenzen geboten. Gehen wir auf das Gedicht selbst etwas näher ein.

Albrecht von Baleru, Sohn des Herzogs Ernst, kommt nach Augsburg, in dessen Mauern die Jungfrau lebte, nach welcher das Gedicht benannt worden ist. Dürfen wir dem Gemälde glauben, welches Katharina Diez von der Agnes Bernauer sich zu entwerfen bemüht, so finden wir nirgends mehr ein solch menschliches Engelbild wieder und sind nicht überrascht, daß Albrecht, den die Dichterin schildert: „Schön, wie Künstler die Erzengel malen“, sich um die Liebe der Agnes bewirbt. Die von der Stadt Augsburg veranstalteten Festlichkeiten geben den Liebenden noch nicht Veranlassung genug, sich einander zu nähern. Albrecht sendet ihr auch zierliche Verse, welche der Mutter indessen die Pflicht auferlegen, die Tochter zu warnen:

Weist du, daß schon die schlimme Stadt
Des Herzogs saile Buhle dich nennt?

Da schwört Agnes voller Entsetzen das Wiedersehen des Geliebten ab, stürzt in ihre Kammer, tritt stolz daraus hervor, wirft einen weißen Blumenstrauß, der an ihrem Busen geruht, zum Fenster hinaus und sinkt elend wieder zusammen. Wir halten die Schilderung dieser Scene für durchaus verunglückt. Doch weiter. Albrecht in seiner Liebesnoth sucht Zerstreuung und beschließt im Forst eine Jagdpartie; Agnes, von ihren Gespielinnen aufgefordert, schließt sich dieser auf einem Lustgange nach demselben Walde an und trennt sich unbewußt von den übrigen wie Albrecht von den Seinigen, um die Fährte des Wildes zu spüren, oder wie es im Gedicht heißt:

Die spornen die Kleinen zum eiligen Lauf
Und machen ihnen die Stunden bitter.

Nach kurzer Einsamkeit finden sich die Liebenden in des Waldes heiliger Ruhe. Doch Agnes denkt der Mutter Warnung:

O, schone mich, ich darf ja nicht
Als Weib in deinen Armen liegen,

und endet mit dem Ausruf:

Ich liebe, liebe, liebe Dich!
Drum liehe, liehe, liehe mich!

Die ganze Situation wird durch diese bequeme Manier zu reimen fast ebenso lächerlich, wie sie unschön ist durch die vorläufig ganz unbegründete Abwehr seitens der Jungfrau, weil wir an die Unschuld ihrer Liebe nun nicht mehr so festhalten glauben dürfen. Das Urtheil erscheint hart, ist aber gerecht. Als wir bis zu dieser Stelle gekommen waren, hatten wir Mähe, uns zum Weiterlesen zu bewegen, und nicht nur der Verse wegen, sondern weil wir den Hergang, wie ihn die Dichterin gedacht und ausgeführt hat, für durchaus unpoetisch halten. Ist das die Poesie der Liebe, daß der Priester im Hintergrunde lauert, um zwei Herzen in irdische Fesseln zu schlagen? Gibt es sonst keine reine unentweihete Liebe? Glärchen hätte ihrem großen schönen Egomont nicht mit dem Sakrament der Ehe gedroht. Doch Glärchen ist eine durch die Poesie geweihte, rein menschliche Natur, so ganz Weib, daß sie das Unreine nicht einmal ahnt. Agnes Bernauer aber ist ein Engel, der sich seiner himmlischen Berufspflichten ebenso wohl bewußt ist, wie er den fleischlichen Körper kennt, daran die mit der Erbsünde behaftete Creatur sich fängt. Katharina Diez hat sich in ihrer Ueberschwenglichkeit verirrt; der Engel mit dem Heiligenschein ist ihr unter den Händen verwandelt in ein achtsames Mädchen, das dem Geliebten nur in der Gestalt eines Ghemanns den Riegel öffnet.

Es ist uns nicht möglich, die Erzählung zu Ende zu führen ohne vielleicht entstellende Abkürzungen. Genug, Albrecht nimmt Agnes als eheliches Weib aus sein Schloss, wird von seinem Vater verflucht und enterbt, sengt und brennt aus Rache in dessen Gauen und gibt endlich der Versöhnung Raum, als er an der Leiche der gemordeten Geliebten geblendet.

Agnes ist durchweg im leidenden Zustande, in Albrecht aber keineswegs die Leitung der Handlung. Welche von beiden Personen ist nun die Hauptperson? Der Held sollte siegreich sein, sollte es in der Idee wenigstens sein, doch er ist nirgends und erweckt sich nicht einmal die nothwendige Theilnahme. Die Form des Gedichts ist fast auf keiner Seite frei von Fehlern und Nachlässigkeiten, mit so großer Fertigkeit die Reime auch gehandhabt sind. Die Dichterin hat vieles wieder gut zu machen; jedoch mit einiger Strenge gegen sich selbst, mit weniger Empfindlichkeit und mit ernster Vertiefung in die Poesie des Lebens wird es ihr gelingen, den Leser wieder zu verführen.

„Die Schlacht bei „Novara“ von Anton Heinrich (Nr. 5) ist ein in Hexametern abgefaßter Schlachtbericht, ein Beispiel echter Militärvorrede, die in ihrer Ausschließlichkeit an uns seinen Vortrager findet. Wären die Verse so gut, wie des alten Helben Nadeßky satirische Züge, wir hätten genug zu loben; doch jene bleiben hinter diesen zu weit zurück, und der österreichische Doppeladler muß auf seinen Ruhmeschwüngen andere Sänger zu den Höhen tragen, auf welchen die poetische Begeisterung unverweilliche Kränze sticht. Der Dichter hätte übrigens wohl daran gethan, den Leser in die Arena einzuführen und des blutigen Kampfs Veranlassung und Zweck zu verrathen, anstatt ihm ohne weiteres einen Platz im Zuschauerraum anzuweisen. Daß er im vierzehnten Gesang ein „Scheißenschießen“ auf den sardinischen Heerführer Bissolati in den Kreis der Verherrlichung des österreichischen Heeres zieht, zeugt für seinen Mangel an echt poetischem Gefühl; wohl ihm! daß er dem Heldegreife Nadeßky seine menschliche Größe nicht auch verunahmpft, sondern ihn zeigt, wie er inmitten der zerstörenden Wuth des Kampfes sich noch „menschlich faßt“ und dem Morde Schranken setzt. Des Dichters poetisches Talent scheint uns nicht unbedeutend zu sein, doch sehr der Durchbildung zu bedürfen. Hoffentlich reicht er uns werthvollere Gaben, zu denen wir ihm Stoffe von allgemeinerem Interesse aus dem großen Gebiete der Geschichte empfehlen.

G. A. Ungerer hat in „Abälard und Heloise“ (Nr. 6) die bekannte Geschichte der beiden Liebenden in Verse gekleidet, ohne ihren poetischen Werth erhöht zu haben.

Das Wort ist tot und kann nur wiedergeben
Die Schattenbilder von dem schönen Leben —

fragt der Dichter, ohne zu bedenken, daß er sich selbst von vorn herein das Urtheil hiermit spricht: denn das Wort, das „lobte“, soll des Dichters Geist befeelen und Gestalten schaffen, würdig, im höchsten Glanze des schönen Lebens verklärt zu wandeln. Als Heloise, ihrer Jungfräulichkeit beraubt, vor Frau Genoveva tritt, schilbert sie der Dichter:

Denn Heloise blühte lieblich zwar,
Doch blühte sie wie die „gefüllte“ Rose,
Und bald ward das Geheimniß offenbar,
Das eingeschlossen lag in ihrem Schoße.

Ob dieses Gleichniß gerade zart gedacht sei, überlassen wir gern dem Leser zu beurtheilen und schließen unsere Besprechung mit dem Wunsche, daß uns der Dichter recht bald Gelegenheit geben möge, mit ungetheiltem Lobe auf sein Talent hinweisen zu können.

Ob der Romanzenzyklus „Gleibeth“ (Nr. 7) eine anonyme Gabe aus weiblicher Hand sei, wissen wir nicht, möchten es aber fast vermuthen. Das Gedicht scheint ein Erstlingswerk und als solches zugleich eine Frage an den Kritiker: welche Hoffnungen läßt du mir? Wir glauben durch Aufrichtigkeit einen größeren Dienst zu erweisen als durch ausweichende Entschuldigungen, und so gestehen wir denn vorläufig unsere Hoffnungsarmuth. Möglicherweise, daß derselbe Baum, mit echtem Pflanzfreis veredelt, in der Folge rechte Früchte tragen werde, doch für jetzt, und davon kann nur die Rede sein, halten wir den Romanzenkranz „Gleibeth“ für eine Dilettantenarbeit, die in Privatsirkeln mancherlei Anerkennung finden wird, während sie vor dem öffentlichen Gerichte der Kritik, welches zarte Rücksichten nicht zu nehmen pflegt, weber der Anlage, noch der Diction, noch dem Vererbau nach Gnade finden dürfte. In liebenswerther Unbefangenheit tritt uns die Dichterin in jeder Zeile entgegen und mit so naiver Anschauung und so kindlicher Wilderemalerei, daß wir gern das gestrichene Urtheil zurücknehmen möchten, um nur überhaupt nicht zu tadeln. „Singe, wenn Gesang gegeben“, ruft unser verachtungswürdiger Uhlant, und in allen Zweigen hat er Stimmen erweckt, zu viel, um ihnen Schwestern zu gebieten: es zwitschern die Jungen mit den singenden Alten um die Wette, und selbst das Zwitschern heißt Gesang. Wenn wieder der Fenz erwacht, dann lauschen wir unserm Sänger vielleicht mit größerem Vergnügen.

Wir stehen vor einem ansehnlichen Gebäude, im mittelalterlichen Stil aufgeführt, und zwar auf deutschem Grund und Boden. Joseph Pape, der Verfasser von „Schneewittchen vom Gral“ (Nr. 8), ist ein treuer Jünger der romantischen Schule und weiß mit vieler Kraft und großem Talent die ihn durchdringende Idee, daß der Triumph des Glaubens mit dem der deutschen Einheit in eins zusammenfalle und daß der Kampf um diese nur durch den Sieg des Glaubens gewonnen werde, nach seiner Weise glücklich darzustellen. Der Dichter ist hiervon so lebhaft durchdrungen, daß wir an die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen glauben dürfen, wenn wir auch nicht mit ihm einverstanden sein können. Sein Standpunkt ist nicht der unserer, selbst abgesehen davon, daß seine Poesie der katholischen Kirche so dienlich ist, wie die des Dichters der „Amaranth“, und wie wir die Muse des letzteren eine „anfreie“ nennen, so müssen wir auch hier bedauern, daß eine so schöne dichterische Begabung sich wiederum bei in Fesseln schlagen lassen. Wir möchten den Dichter einen Schwärmer heißen, der in der heutigen Zeit ein Fremdling ist, der, hingerissen von der poetischen Wirkung, welche der Glaube seiner Kirche auf die Sinne zu üben versteht, jene anfängliche Zeit des Glaubens an die Wunder der Kirche wieder lebendig und Deutschland in keiner andern Gestalt sieht, als in der es vor so und so vielen Jahrhunderten sich darstellte: in roher, opferfreudiger Kraft, ein blutender Knochentrost, der die Wunden seiner zerrissenen Kleider

durch den Balsam zu heilen hofft, welchen die Kirche — Arzt und Apotheker zugleich — allein zu bereiten und zu reichen versteht. Glückt es ihr, diese Hoffnung als Ueberzeugung zu fixiren, so ist ihr Triumph unzweifelhaft und Deutschland einig. Es ist ein politischer Kampf, dessen Ende in „Schneewittchen“ prophezeit wird. Die Vollendung des Münsters, dessen Bau sich durch das ganze Gedicht hindurchzieht, ist die Erlösung vom Streite und die Erfüllung der deutschen Herrlichkeit. Es ist des Grales König, der erwartet wird, der hehre Kaiser, dessen Krönung wir betwohnen.

Was Wolfram von Eschenbach uns gesungen von des Grales Herrlichkeit ist wahre Poesie, jener Zeit durchaus zugehörig, und mehr als das, von jener Zeit untrennbar, wenn ihr nicht jede Poesie genommen werden soll. In einem herrlichen Buntergarten wallen wir und reichen Herzens und mit friederfüllter Seele lehren wir daraus zurück. Was Joseph Pape gesungen hat, ist in sich unwahr; in seinem Buntergarten blüht nicht das Leben; die Anklage der Todten sind mit Karmen gefärbt, sie werden uns nur als Lebende gezeigt. Dennoch ist das Gedicht reich an Schönheiten und oft wirkungsvoll in seinen Theilen. Ist auch die alte Nibelungenstrophe nicht immer glücklich beherrscht, so fühlten wir doch ihr Verhältniß durch und freuen uns über höchst gelungene Verse, machen aber den Dichter auf Härten aufmerksam, die er leicht hätte vermeiden können:

Sie tanzten um Schneewittchen, im Jubel maßlos

oder:

So sagt' er schelängig. Da sprach sie n. s. w.

und

Seine süße Traute der Held, bevor er schied,

Wer singt Liebender Jammer? Drum geschweige denn das Lied.

Wortbildungen wie „Ungewinn“ und Beiworte wie „Aurwillig“ erinnern zu sehr an die Sprache der Nibelungen, als daß wir uns des Gedankens an eine mehr mechanische Nachbildung jener Sangesweise erwehren könnten, zumal die heutige Sprachweise, welche uns geläufig und ein Ergebnis der Kämpfe ist, welche die Sprache durchlebt hat, nichts mehr von jenen Idiomen weiß.

Gewänne der Dichter die Kraft, seine Muse von den sie lähmenden Fesseln zu befreien, träte er selbst frei in den Kampf für deutsche Hoheit und Einheit, so möchte er Größeres vollbringen als das bisher Geleistete, das nur für enge Kreise einen Werth erringt. Form und Geist würden gewinnen. Wir suchen Deutschlands einheitliche Größe auf ganz andern Wegen und gewiß ein großer Theil des deutschen Volks mit uns. Das vorliegende Gedicht ist uns keine Leuchte. A. Jordan.

Sybel's „Historische Zeitschrift“.

Alle Verehrer und Freunde der historischen Wissenschaft werden sicherlich mit Vergnügen ein Unternehmen begrüßen, das eine bisher bestandene wesentliche Lücke im Organismus der historischen Wissenschaft auszufüllen bestimmt ist; wir meinen die von Heinrich von Sybel in der Literarisch-artistischen Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung zu München herausgegebene „Historische Zeitschrift“, wovon uns das erste Heft vorliegt. Georg Waig sagt in Bezug auf dieses Unternehmen in einem noch weiterhin zu erwähnenden Aufsatz: „Die Unternehmung der „Historischen Zeitschrift“ kann niemand mit größerer Theilnahme begrüßt haben als ich. Seit Jahren habe ich beklagt, daß wir eines solchen Organs für unsere Wissenschaft entbehren, daß, während alle möglichen Fächer mit Zeitschriften reich gesegnet waren, während auch für einzelne Seiten und Zweige der Geschichte, für Hülfswissenschaften solche bestanden, und Historikern ein periodisches Blatt abging, in dem wir Gelegenheit hätten, uns über wichtige Fragen zu verständigen und zugleich zu den weiteren Kreisen zu sprechen, die für geschichtliche Wissenschaft Interesse haben.“ Der Herausgeber selbst spricht sich im Vorwort dahin aus, daß diese Zeitschrift nicht eine antiquarische und nicht eine politische sein solle. Sie gehe nicht darauf aus,

schwebende Fragen der heutigen Politik zu behandeln oder sich zu einer speciellen politischen Partei zu bekennen. Die dem politischen Urtheil der Zeitschrift zu Grunde liegende Auffassung schliesse den Feudalismus aus, „welcher dem fortschreitenden Leben abgehörbene Elemente aufstößt“, den Radicalismus, „welcher die subjective Willkür an die Stelle des organischen Aufbaus setzt“, den Ultramontanismus, „welcher die nationale und geistige Entwidlung der Autorität einer äußern Kirche unterwirft“. Gleichwol wünsche man, „vorzugsweise solche Stoffe oder solche Beziehungen in den Stoffen zu behandeln, welche mit dem Leben der Gegenwart einen noch lebenden Zusammenhang haben“. Es soll daher im allgemeinen den Stoffen der modernen Geschichte ein größerer Raum als jenen der ältern, und den deutschen ein größerer als den ausländischen vorbehalten werden. Die einzelnen Gebiete des historischen Studiums sollen der Aufgabe der Zeitschrift gleich nahe stehen, und es sollen daher auch Beiträge aus der Rechts- und Verfassungsgeschichte, aus der Literatur- oder Kirchengeschichte, soweit sie den allgemeinen Grundfragen der Zeitschrift entsprechen, ebenso wie Arbeiten aus der politischen Geschichte im engern Sinne gegeben werden. Zur allgemeinen Orientirung wird jedes Heft der Zeitschrift eine bibliographische Uebersicht der neuen Erscheinungen der historischen Literatur Europas bringen, begleitet, soweit es möglich ist, von kurzen Bemerkungen über den Inhalt, die Art und den Standpunkt der erheblichen Schriften.

Nicht immer, meinen wir, tritt eine neue Zeitschrift mit so geliebten und werthvollen Abhandlungen und mit so hervorragenden Namen auf den vielbestrittenen literarischen Kampfplatz wie diese neue historische. Zuvörderst bringt sie mehrere Aufsätze von Giesebrecht, Waig, Ranke, Berg und Droysen unter der Gesamtüberschrift: „Zur Charakteristik der heutigen Geschichtschreibung in Deutschland.“ Der erste dieser Aufsätze: „Die Entwicklung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft“, ist die Rede, mit welcher sich Wilhelm Giesebrecht am 19. April 1858 als Professor der Geschichte an der Universität Königsberg habilitirt hat. Man höre nicht selten die Behauptung, sagt Giesebrecht unter anderm, daß wir Deutsche erst neuerdings eine historische Literatur gewonnen hätten, welche sich der der Engländer und Franzosen ebenbürtig zur Seite stellen könne. Auch besitze Deutschland allerdings nicht so lange Geschichtschreiber, „welche in glänzender Kunst der Darstellung mit den Franzosen wetteifern“, noch kaum historische Werke, „welche, gleich denen der Engländer, von dem frischen Hauche eines nationalen Staatslebens durchweht, eine männliche Gesinnung kräftigen und heben“. Nichtsdestoweniger liege doch eine äußerst mannichfaltige und reiche historische Literatur hinter uns, und eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte datire in gewissem Sinne in Deutschland bereits von den Zeiten der Reformation. Eine erschöpfende Darstellung der deutschen Historiographie von Rastow, J. Möser und Schlözer an bis auf unsere Tage würde eins der rühmlichsten Denkmale sein, welche dem deutschen Geiste gesetzt werden könnten. Trotz vieler und wesentlicher Mängel dieser Historiographie, „welche ihren Sitz vor allem auf den Universitäten hatte und einen gewissen Kunstzwang älte“, habe sie doch auch große und schöne Vorzüge, die ihr gerichte Anerkennung selbst außerhalb Deutschlands erworben; vor allem habe sie ein unermüdlicher Fleiß im Ansammeln des Materials, Ernst und Gründlichkeit der Forschung, Wahrheit und Unparteilichkeit der Gesinnung ausgezeichnet! Wer die Geschichte der Völkerwanderung studire, dem seien Rastow's Arbeiten noch heute unentbehrlich, während das damals sehr bewunderte Buch des Abbe Dabois fast verschollen sei, und selbst Montesquieu's geistreiche *Aperçus*, so wichtig sie für die Entwicklung der politischen Anschauungen waren, kaum noch für die gelehrte Forschung irgendwelches Interesse hätten. Niemand werde an schriftstellerischer Kunst Schlözer einem Voltaire zur Seite stellen, aber an Gründlichkeit der Forschung und Wahrheitsgefühl sei der göttinger Professor dem Schöngesist von Fernex weit überlegen. Mit diesen Vorzügen der deutschen Histori-

graphie habe es zum Theil zusammengehungen, wenn sie schon damals mit großer Beharrlichkeit die Richtung auf die Universalhistorie verfolgte. Andere Völker seien dadurch unserer Wissenschaft manchen Dank schuldig geworden und wol auch schuldig geblieben. Giesebrecht führt dann weiter aus, wie das Trachten nach der Wahrheit der Geschichte, das kräftigste Ringen nach der Erkenntniß derselben und Gründlichkeit der Forschung die edeln Kennzeichen unserer Historiographie bis heute geblieben. Während aber die gelehrte Geschichtsforschung und die ihr folgende philosophirende Historiographie kein sonderliches Interesse für die Geschichte des deutschen Volks gezeigt, herrsche jetzt namentlich seit der Herausgabe der „*Monumenta Germaniae*“ eine Thätigkeit auf dem Gebiet der deutschen Geschichte, wie nie zuvor. Zwar eine den Ansprüchen der Wissenschaft auch nur von fern entsprechende allgemeine Geschichte unsers Volks gäbe es noch nicht, und es sei sehr zu bezweifeln, ob für den Augenblick oder die nächste Folge selbst dem glänzendsten Genie unter den günstigsten äußern Verhältnissen ein solches Werk gelingen werde. Man sehe vielmehr noch im Stadium der vorbereitenden Arbeiten; die wissenschaftliche Bewegung setze sich vornehmlich durch monographische Bearbeitungen fort, die aber durch den Gedanken an das Ganze durchdrungen seien.

Der zweite dieser Aufsätze von Georg Waig, derselbe, dem wir schon oben einige Worte entlehnten, trägt den Titel „Falsche Richtungen“ und die Form eines an den Herausgeber gerichteten Sendschreibens. Er bekämpft darin unter andern den unkritischen, unwissenschaftlichen Dilettantismus, von dem vielleicht keine Wissenschaft so sehr zu leiden habe, als gerade die Geschichte; den „falschen Conservatismus“, welcher sich, im Gegensatz zu der eigentlich kritischen Methode, jetzt namentlich auf dem Gebiet der alten Geschichte einseitig geltend zu machen sucht, welcher „vor dem geschriebenen Wort einen Respekt wie der Bauer vor dem gedruckten“ hat, welchem Rollin lieber ist als Niebuhr und welcher nicht haben will; daß man das Gewebe der Anekdoten, Sagen und Mythen „mit unheilgem Finger trenne, um nachzusehen, ob die einzelnen Bestandtheile vielleicht brauchbar sind“; endlich die Sucht zu combiniren, „in Zeiten und Begebenheiten Tendenzen hineinzulegen, von denen ein unbefangenes Auge nicht die geringste Spur zu entdecken vermag, die Lücken der Uebersetzung mit den Gebilden eigener Phantasie auszufüllen oder die vereinzelten Trümmer derselben willkürlich zusammenzufügen oder zu einem Ganzen von modernem Eitel und Geist zu ergänzen“. Da sei ihm, bemerkt Waig, die alte naive Geschichtschreibung doch noch lieber, und im Vergleich mit solchem Zurechtmachen der Dinge erschienen ihm ihre trockenen und langweiligen Relationen vergangener Zeiten wahrhaft erheuerlich; auch der oft geschmähte Pragmatismus des vorigen Jahrhunderts und die ästhetische Schönfärbung, die sich mit ihm verband, seien noch lange nicht so gefährlich, „wie diese sich für geistreich und wahrhaft wissenschaftlich haltende Manie“ u. s. w. Die sich diesem Sendschreiben anschließenden Aufsätze sind die Denkschriften von Ranke, Berg und Droysen, welche von ihren Verfassern am 30. September 1858 in der von König Maximilian II. gegründeten historischen Commission vorgelesen wurden, um von verschiedenen Seiten her die Aufgabe und künftige Thätigkeit derselben zu beleuchten.

Der nächste Aufsatz: „Macaulay's Friedrich der Große. Mit einem Nachtrag über Carlyle“, von Ludwig Häusser, einem Geschichtschreiber, der mit patriotischer Wärme und Geradsinnigkeit eine Natürlichkeit, Unmittelbarkeit und Klarheit des Stils verbindet, wie sie bei deutschen Geschichtschreibern eben nicht allzu häufig angetroffen werden, ist eine so gründliche Abfertigung der Macaulay'schen Schrift über Friedrich den Großen, wie man sie diesem Pamphlet immer nur wünschen kann. Sollte Macaulay einmal die Anfangsgründe der deutschen Sprache und Grammatik getrieben haben, so würden wir ihm sehr rathen, diese Studien trotz seines höhern Lebensalters wieder aufzunehmen, um noch vor seinem Lebensende diese Häusser'sche Antikritik seines Essay über Friedrich im Original lesen

zu können. Macaulay's Schmähschrift, denn anders wird man diesen Essay nicht nennen können, ist nicht nur voll absichtlicher, töchterlicher Entstellungen, die sich allenfalls dann einigermaßen erklären ließen, wenn Friedrich den Engländern Böses zugesagt hätte und er ihr Feind statt ihr Bundesgenosse gewesen wäre, sie ist auch ohne jene Gewissenhaftigkeit, ohne jene Kenntnis und jenes Stadium der Quellen gearbeitet, welche die ersten und nöthigsten Erfordernisse eines Geschichtsschreibers sind. Nichts erscheint Hässlicher unter den vielen Widerlichkeiten des Macaulay'schen Libells so widrig, als die eilfertige Kürze, womit Macaulay alle großen historischen Momente Friedrich's abfertigt, verglichen mit der behäbigen Breite, womit er dessen Handel mit Voltaire ausmalt. Macaulay macht sich mit Vorliebe lustig über Friedrich den Versemacher und Schriftsteller, während doch z. B. die Briefe dieses „Tyranen ohne Furcht, ohne Glauben und ohne Vornehmigkeit“ einen Schatz von treffenden und staatsklugen Bemerkungen enthalten und nicht nur den König und Staatsmann in glänzendem, sondern auch vielfach den edeln, die Leiden seines Volks und des menschlichen Geschlechts auf tiefste mitempfindenden Menschen und Humanitätsphilosophen in liebenswürdigem Lichte zeigen, ihn bewundern und lieben lehren. Diese Briefe sind ein Denkmal seiner Größe so gut wie seine Schlachten und staatsmännischen Leistungen, ein Denkmal einzig in seiner Art, ein Denkmal ganz anderer Art, als Napoleon sich in seinen im theatralischen Schwulst geschriebenen Bulletins aufgerichtet hat. Wenn uns etwas mit dem meist in Schmutzarten ausgeführten Macaulay'schen Wille Friedrich's des Großen verfehlt, so ist es der Umstand, daß es einem deutschen Geschichtsschreiber Gelegenheit gab, des Königs Lebensbild nur strahlender daraus hervorgehen zu lassen; uns Deutschen war es aber schon recht, daß uns die übertriebene Verehrung, die wir jeder im Auslande gefeierten Notabilität, mithin auch Macaulay entgegenbrachten, mit diesem Pamphlet aus der historischen Falschmünzerei Macaulay's heimgezahlt wurde. Um so willkommener müssen wir Carle's großes Werk über Friedrich heißen, an dessen Mittheile Häuffer zwar manches anzusetzen hat, dem er aber nachrühmt, daß es nicht leicht und flüchtig gearbeitet sei, daß es dem Verfasser um Wahrheit zu thun gewesen, und von dem er unter anderem bemerkt: „Manch hartgesottenes Verurtheil zu widerlegen und der insularen Selbstgenügsamkeit von gar vielen Dingen; die sie nicht kennt aber verurtheilt, einen deutlicheren Begriff beizubringen, überhaupt ein trefflicher Anti-Macaulay zu werden, dazu hat der Autor vollkommen das Zeug, und wir können nur wünschen, daß sein Buch im eigenen Vaterlande eine recht große Ausbreitung finde.“

Nächst diesem Häuffer'schen Aufsatz dürfte wol des Herausgebers Aufsatz über Joseph de Maistre das meiste Interesse für das große Publikum haben und der von G. Zeller mit der Ueberschrift: „Der platonische Staat in seiner Bedeutung für die Folgezeit“, verdienen, letzterer deshalb, weil er nachweist, wie viel von der griechischen Philosophie in das spätere Judenthum, namentlich in die Lehre der Essäer und Abeniten eingeklossen ist, wie auch der Apostel Paulus sich in seiner Vaterstadt Tarsus diesem Einfluß der griechischen Bildung nicht zu entziehen vermocht habe, und wie auch Spuren davon in seinen Briefen, dann auch im Hebräerbrief und im vierten Evangelium zu finden seien. Plato hat es ja zuerst ausgesprochen, daß die sichtbare Welt nur die Erscheinung und zwar die unvollkommene Erscheinung einer unsichtbaren sei und daß der Mensch aus dem Daseiße ins Jenseits flüchten und das gegenwärtige Leben als eine Vorbereitung für ein künftiges betrachten solle. Somit ist Plato „der erste Urheber oder wenigstens der bedeutendste Vertreter jenes Spiritualismus, welcher, nicht blos den Griechen, sondern auch den Juden ursprünglich fremd, in den letzten Jahrhunderten vor Christus sich allmählich der Gemüther bemächtigt und durch das Christenthum in weiten Kreisen die Herrschaft erlangt hat“. Aber noch mehr: auch in den politischen Idealen der modernen Utopisten von Thomas Morus an bis auf Cabet berab lassen sich die bekannten Züge der „platonischen

Republik“ ganz deutlich wiedererkennen. Plato wollte ja auch einen Staat, in welchem für die höhern Stände die Ehe, die Familie, das Privateigenthum aufgehoben seien, die Kinder, ohne zu ihren Vätern zu kommen, von ihrer Geburt an in öffentlichen Anstalten erzogen, die sämtlichen Activbürger auf Staatskosten gemeinschaftlich gespeist, die Mädchen ebenso wie die Knaben in Musik und Gymnastik, in Mathematik und Philosophie unterrichtet, die Weiber wie die Männer zu Soldaten (aber wohlberest zu Reserveloldaten!) und Beamten verwendet werden sollten u. s. w. Also lauter Communismus und Weibermancipation, sodaß unsere modernen Communisten sich nicht einmal auf die Originalität ihres Systems viel zugute thun dürfen. Freilich findet auch ein wesentlicher Unterschied statt; denn wie Zeller bemerkt: „Plato will das Privatinteresse aufheben, seine modernen Nachfolger wollen es befriedigen; jener strebt nach Vollkommenheit des Ganzen, diese nach Beglückung der Einzelnen; jener behandelt den Staat als Zweck, die Person als Mittel; diese die Personen als Zweck, den Staat und die Gesellschaft als Mittel. Die meisten unserer Socialisten und Communisten sprechen dies offen genug aus: Möglichst viel Genuß für den einzelnen, und deshalb gleich viel Genuß für alle ist ihr Wunsch.“ Wie weit hinauf gehen doch die Zusammenhänge in der Geschichte, wie wenig ist da, was nicht schon, wenn auch in anderer Form, einmal dagewesen! Wir klagen über das in manchen despotisch regierten Staaten eingeführte Abservungssystem, und doch haben es die Spartaner in dieser Hinsicht viel ärger getrieben. Da waren, wie Zeller gelegentlich hervorhebt, gegen Einschleppung fremder Sitten, gegen Neuerungen aller Art die strengsten Maßregeln ergriffen, da waren Reisen ins Ausland untersagt, da wurden Lehrer und Dichter, von denen man einen übeln Eindruck fürchtete, des Landes verwiesen, da wurden sogar einem Musiker, welcher die herkömmliche Zahl der Saiten an der Lyra vermehrt hatte, die überzähligen abgeschnitten!

So weite geschichtliche Perspektiven bietet der Aufsatz Sybel's über de Maistre, dem dessen 1858 in Petersburg erschienene „Lettres inédites“ und A. Blanc's Werk „Mémoires politiques et correspondance de J. de Maistre“ (Paris 1858) zu Grunde gelegt sind, allerdings nicht; dagegen greift sein Inhalt noch directer in die politisch-religiösen Bewegungen unserer Zeit ein, und außerdem ist die Persönlichkeit, deren Wesen und Wirken darin in klaren Umrissen charakterisirt ist, jedenfalls eine höchst merkwürdige und interessante. Wie bewundernswürdig ist die Energie und Fähigkeit, womit de Maistre in Petersburg seine politischen und ultramontanen Pläne betrieb! Welche Entbehrungen legte sich der Graf längere Zeit auf, da sich sein Gehalt bei den Ansprüchen des russischen Cursus als völlig unzureichend erwies! Sybel erzählt: „Den Besucher empfing auf der dunkeln Treppe des kleinen Quartiers der einzige Diener mit der bescheldenen Fellempfe; statt des unerschwinglichen Pelzes that auch im russischen Winter der alte sardinische Mantel seinen Dienst; es kam endlich so weit, daß der Gesandte, ohne Mittel, um standesmäßig zu speisen, für mäßiges Kostgeld am Tische seines Bedienten aß und eine Zeit lang dessen Stelle einem entsprungenen Verbrecher anvertraute, welcher das Asyl des Gesandtenhauses sich anstatt der Löhnung anrechnen ließ.“ Freilich sein abenteuerlicher Plan; Kaiser Alexander zu einem Werkzeug des Jesuitismus zu machen, ihn vielleicht gar zum Uebertritt zu bewegen, scheiterte und mußte scheitern. Da klagte Joseph de Maistre im Jahre 1819: der Kaiser habe das Christenthum auf den Tod getroffen, indem er Genf, den Sitz aller Rebellionen, beschütze, indem er die Völkergesellschaft, dies ganz unchristliche Unternehmen, befördere und das deutsche Gift einer allgemeinen Religiosität in sich sauge u. s. w. „Wer soll“, schloß er seine Klagen, „ihm diese Fänge eröffnen? Wenn man sich fragt, durch welches Organ die Wahrheit bis zu einem Kaiser von Rußland dringen möchte, so lassen sich unter allen Geschöpfen nur zwei entdecken: ein Engel oder eine Dame!“

Der speciellste Aufsatz, der aber trotzdem bisher die größte öffentliche Aufmerksamkeit erregt hat, ist der von M. Büdin-

ger: „Die Königinhofer Handschrift und ihre Schwestern“, worin die Unächtheit der so berühmten Königinhofer Handschrift wie es scheint aufs Unwiderleglichste nachgewiesen ist; wenigstens bedarf es zur Widerlegung dieses Nachweises ganz anderer Beweise als leidenschaftlicher Ausrufe und Weherufe der Gelehrten, öffentlicher Ausfälle und Prozesse. Wir können hier auf Einzelheiten nicht näher eingehen, und wollen nur bemerken, daß, während die zahlreichen erhaltenen altdöhmischen Dichtungen aus dem 14. und zum Theil wol auch aus dem Ausgange des 13. Jahrhunderts ausnahmslos in der Form und ohne Zweifel nach dem Muster der deutschen Reimpaare verfaßt sind, sich in den Helldengedichten der Königinhofer Handschrift das zehnsilbige unge reimte Metrum der Serben findet, weshalb auch schon der verstorbene Kopist die neue böhmische Entdeckung schlechtweg für eine Fälschung und für eine Nachahmung der Serbenlieder erklärte. Da aber dieser ausgezeichnete Mitbegründer der slavischen Philologie seinen Anspruch nicht weiter zu erklären für gut fand, so mußte er sich von den Verteidigern den Vorwurf gefallen lassen, es seien nicht wissenschaftliche Gründe, die ihn zu seiner Beschuldigung veranlaßt hätten, sondern Neid gegen die Böhmen und ihre Literatur. Böhlinger sucht nun nachzuweisen, daß das Gedicht der Königinhofer Handschrift ein maffer Auszug aus der armseligen Chronik des Hajek sei, „in welchem, bei nur unwichtigen Zusätzen, alle wesentlichen Momente beibehalten sind“. Auch stellt Böhlinger die bezeichnendsten Stellen aus Hajek und dem Gedichte zur Vergleichung gegenüber und bemerkt dann: „Die Lüge ist zu Tage; ein großartiger altslawischer Mythos ist von armseligen Scribenten platt geschlagen und dann von Fälscherhand mit Blittergold behängt worden, Dobner mußte für Jaromir's Wiedereinfegung herhalten und den serbischen Volksliedern entstrang das Vermaß.“

Wir haben diesem ersten Hef der Sydelschen Zeitschrift, dessen letzter von Muchhorn besorgter Theil eine beträchtliche Anzahl meist kurzer Bücheranzeigen unter dem Titel „Uebersicht der historischen Literatur des Jahres 1858“ enthält, aus Rücksicht auf die Bedeutung und Neuheit der Erscheinung ausnahmsweise eine längere Besprechung gewidmet, während wir im allgemeinen den Grundsatz festhalten müssen, periodisch wiederkehrende Wochen-, Monats- und Vierteljahrschriften nicht im Detail zu besprechen; auch werden wir den fernern Hefen der „Historischen Zeitschrift“ nur in besondern Fällen, wenn wir durch irgendetwas in ihnen enthaltene Abhandlung oder Mittheilung von hervorragender Bedeutung und dazu aufgefordert fühlen sollten, in d. Bl. unsere Aufmerksamkeit widmen können.

J. M.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Dritter Artikel.

(Schluß aus Nr. 14.)

Der ausführliche Titel von Hausen's „Charakterbildern aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg“ u. s. w. (Nr. 4) gibt den Inhalt des Buchs desselben schon ziemlich erschöpfend an. Was noch fehlt, um hierüber vollständigen Aufschluß zu ertheilen, wollen wir mit des Verfassers eigenen Worten aus der Vorrede hinzufügen und damit zugleich eine Probe von seiner Schreibweise geben. „Noch eine Statistik?“ fragt er. „Nein. Was denn? Aus der Statistik, aus Chroniken, Monographien, Correspondenzen, Gesprächen, aus den eigenen Anschauungen und Erfahrungen des Verfassers eine Zusammenstellung über unser Nordalbingen, d. h. das Land vom rechten Elbufer (Lauenburg bis Brunsbüttel) nordwärts, mit Rücksicht auf die jütische Grenze hinaus ohne auf die Inseln an Sund und Belt zu übergehen. Wer sein Volk liebt, der muß auch wünschen, daß es sich selbst, sein Land und dessen Vorden, Hab und Gut, Vorzeit und Gegenwart, Sprache und Sitten, Gesetz und Ordnungen, Kirche und Schule, Naturproducte und Kunstleiß, Bedürfnisse und Ziele der Zukunft erkenne, vom verdammenden und verbitternden Verurtheil und Particularismus lassend, die neue Zeit versuche und ihren edlern

Bestrebenungen sich einreibe, ohne leichtfertig andankbar der Väter, ihrer Kämpfe und Geschicke oder der Stätten, wo diese bestanden wurden, zu vergessen. Für diese ideologischen und thatkräftigen Patrioten ist dies Buch geschrieben, darum wird die Politik nicht berührt, die andere Ziele verfolgt und statt zu binden meistens entzweit.“ Hiernach liegen Inhalt und Tendenz klar vor. Das Werk enthält eine ausführliche und recht befriedigende nordalbingische Vaterlandeskunde und gibt in dem einen allerdings sehr compact gedruckten Bande, bei äußerst gedrängtem Stil, gewiß ebenso viel, als man anderwärts in zwei oder drei Bänden zu finden haben würde. Von der brennenden Frage der Gegenwart hält er sich fern; er ist, nach dem ganzen Geiste des Buchs zu schließen, ein Mann des Centrums, nationell, unabhängig, und macht abwechselnd nach allen Seiten hin Fronte. An manchen Stellen erinnert der Stil in seiner volkreichen, eifrigen, sich fast überstürzenden Kernhaftigkeit an den alten Jahn, namentlich an die Weise, wie dieser in mündlicher Aussprache sich zu ergöhen pflegte. Unter den „ideologischen und thatkräftigen Patrioten“, für die das Buch bestimmt ist, sind übrigens keineswegs bloß die sogenannten Gebildeten zu verstehen, vielmehr wendet sich der Verfasser an seine Landsleute ohne Ausnahme, mit dem Schlusssatze, daß sie sich in Randbemerkungen über Land und Leute ergöhen und sich und ihm zur Freude aus dem Buche selbstthätig ein Volksbuch schaffen möchten. Dies ist die rechte Art, Volksbücher zu schreiben; Verfasser und Leser müssen zusammenwirken, der eine soll zu denken aufgeben, der andere denken, ausbeuten und mit der Ausbeute zu Ruh und Fortkommen kleinerer Kreise weiter wirtschaften. Natürlich muß das Verhältniß auch dem Nichtvorgebildeten ohne Zuziehung anderer Hülfsmittel möglich sein, und wir finden es daher ganz in der Ordnung, daß dem Buche, über dessen zahlreiche Fremdwörter ein Sprachreiniger wol den Kopf schütteln würde, ein Verzeichniß derselben, sowie ein plattdeutsches Vocabularium beigelegt ist; nur hätten diese beiden Hülfsmittel mit dem Werke selbst mehr in Einklang gebracht, und es hätte bei der Auswahl der zu erklärenden Wörter etwas sorgfältiger verfahren werden sollen. Denn wenn z. B. die Worte „Eremit“, „Guirlande“, „Grammatik“ im Fremdwörterbuche Aufnahme gefunden haben, während sich für die Ausdrücke „meucheliches“ (Dret), „Gros“ (der Edwenzahn dient als große gegen Unterleibssteckungen), „Stouts“ (Fabrication von Stouts), „Caleobäderei“, „Furunkel“ und dergleichen nirgends eine Erläuterung vorfindet, so scheint auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig gethan worden zu sein. Auch hätten ganz ungewöhnliche fremde Ausdrücke besser vermieden werden sollen. Anstatt „diegruiren“, um nur einen hervorzuheben, würde auseinanderlaufen, womit es im Wörterbuche verzeichnet ist, weit zweckmäßiger gleich im Texte seinen Platz gefunden haben.

Werfen wir nun einige Blicke in den reichen Inhalt selbst. Die Hauptbestandtheile der Bevölkerung von Nordalbingen sind Friesen, Sachsen und Wenden. Auch hier findet es sich bestätigt, daß die Sachsen geistig reger sind als die Friesen. Die allgemeinen Grundzüge des Nationaltypus sind ein rechtschaffenes, herzogtreues Wesen, Wahrheitsliebe, Besonnenheit, Ordnungsliebe, Arbeitsfreude, Zufriedenheit, Heimaufbau und ehrliche frommige Trümmigkeit. Fanden sich aber schon in den reinen Marschgebieten eine Menge Charakteranzeichen je nach verschiedenen Gebieten, so sind sie hier bei weitem zahlreicher, weil zu den Marschen noch die Geest, das höher gelegene Wald-, Wiesen- und Ackerland, die Seergegenden und die großen, mittlern und kleinen Städte hinzukommen. Adel und Leibeigenschaft bildeten sich vorzüglich in den wendischen Districten aus; die Dithmarschen haben sich von letzterer ganz frei zu erhalten gemußt. An Schwächen, denen in den Ost- und Westermarschen fast ganz entsprechend, fehlt es auch in Nordalbingen nicht. Merkwürdig in dieser Beziehung ist die Mittheilung, daß in früherer Zeit für den „Strandsegen“ in den blankeneser und helgoländer Kirchen Gott nicht nur inkränzlich gedankt, sondern sogar gebeten wurde.

Alles was in Sitte und Sage an den Aberglauben anstreift,

behandelt der Verfasser mit großer Indignation. Er schließt den betreffenden Abschnitt mit den Worten: „Und so mag es des Unsinns genug sein, womit die Leute sich da und dort schmeicheln, in Schlaf wiegen oder erschrecken, oder woran sie ihren Argwohn oder Haß gegen andere in Flammen setzen.“ Jedenfalls sehr beherzigenswerthe Worte, doch darf man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten; oft verbirgt sich unter dergleichen Bild und Form ein guter Kern, was sich allerdings von dem hier Mitgetheilten nicht behaupten läßt. Ueber seine physischen Zustände scheint sich der Nordalbingier nicht zu beklagen zu haben. Wie er stark in Tafeltrinken ist (die der Herren übergehen wir, wie wohl es aber mitunter den Dienstkräften wird, ersieht man daraus, daß einer an einem Osterabende 33 Stüd hartgefottene Eier verzehrte), so kann er auch große Kraftproben aufzeigen, fünf Tonnen Weizen tragen (eine unter jedem Arm, zwei auf dem Rücken, die fünfte in den Zähnen) und eiserne Nägel mit den Fingern zu Korziebern drehen. „Guten und Drinken mit für Lief und Seel ein ibern Band.“ Dieses alte Sprichwort klingt stark an das Materialistische an; indeß, lassen wir das Essen und Trinken dahingestellt, so viel ist gewiß, daß Nordalbingien auch an geistigen Größen reich ist. Der Verfasser zählt ihrer eine Legion auf, wobei er freilich nicht bloß die Eingeborenen, sondern auch diejenigen, die längere Zeit ihren Wohnsitz im Lande gehabt, oder die nur da geboren sind und sich auswärts Ruhm gemacht haben, berücksichtigt, und wobei Hamburg, Lübeck, Altona und Kiel ein großes Gewicht in die Waage legen. Da begegnen wir den Märtyrern, Marquard, Anhänger von Fuß, der im Jahre 1466, und Heinrich von Jütphen, der in der Nacht vom 10/11. December 1524 wegen seiner protestantischen Lehre verbrannt wurde — der letztere durch einen von den Dominikanern aufgeregten Volkshaufen —; dann, um ein paar Jahrhunderte zu überspringen, den Dichtern Hagborn, Johann Andreas Cramer, Klopstock, Claudius, Boje, Schenck, Gebrüder Stelberg, Gerstenberg, Schmitt von Lübeck, Campe, Prägel, Walcorde, Gribel, Hebbel, Groth, Strodtmann, Gndrulat, Willkomm, Wehl, Heinrich Zeise; auch Lessing, Noß und J. S. Jacobi werden wegen ihres längeren Aufenthalts zu Hamburg und Gutta in die Liste mit aufgenommen, vieler andern zu geschweigen. An sonstigen Notabilitäten sind die herverstellenden die beiden Minister Vernorff, Niebuhr Vater und Sohn, Bich, Archenholz, Harms und Dräsele, die hiesigen Professoren: Thibaut (1788—1802), Feuerbach (bis 1804), Welter (1814—16), Schweppe (1805—18), Reinhold (1794—1823), Dahlmann (1813—21); die Astronomen und Mathematiker Schuhmacher, Weber, Hansen (aus Tonbern) und Dase (aus Hamburg); der Naturforscher Schleiden, auch aus Hamburg; der Schauspieler Schröder und der Buchhändler Perthes daselbst; die Tonbichter Romberg und Maria von Weber und die Maler Adinus Carlens, Fischlein, Spreiter und Doerbeck. Auch das Andenken an den edeln Theodor Preuser, der bei Rettung der Dänen aus dem brennenden Schiffe Christian VIII. seinen Heldentod fand, wird mit Recht wieder aufgefrischt. Allen hier genannten und neben ihnen vielen andern verdienten Männern unter seinen Landsleuten, deren Namen nach außen hin mehr oder weniger bekannt geworden, hat der Verfasser einen längern oder kürzern Paragraphen gewidmet. Dabei läuft manche Anekdote mit unter, von denen eine hier Platz finden möge. Der Propst Reinbeck in Berlin wurde 1736 als Hauptpastor nach Hamburg berufen und hätte gern angenommen; allein die Unterhandlungen zerschlugen sich an höherm Willen. Friedrich Wilhelm I. rescribte eigenhändig: „Mein Platz absolute abge schlagen! Was haben die Hamburger, meine braven Prediger zu werben; sie wollen ja nicht leiden einen Lumpenfeil werden, und sie wollen meine Stüge aus'm Land debauchiren. Ist nicht Manier.“

Winter erschöpfend als der biographische ist der geschichtliche Abschnitt; auch leiden einzelne der hier dargebotenen aphoristischen Rückblicke an Unklarheit. Brevis esse laboro, obscurus fio. In höchst praktischer Weise sind dagegen die Zoologie und Botanik behandelt, theils was die Schilderung anlangt, wo oft

mit wenig Worten viel gesagt wird, z. B.: „Die reizende Heidepflanze leidet den Boden, wo Menschenhand nicht ackert, arbeitet dieser still vor, verleihet der Landschaft sentimental-heitern Ernst, reichet der Biene Honig, der Armuth Heizung“; theils im Hinblick auf die überall mit eingestreuten Bemerkungen über die nützliche Verwendung der geschilderten Producte. Die Abschnitte: „Zur Physiognomie des Landes“ und „Für Touristen“, welcher letztere auf sechs Seiten eine Fülle interessanter Notizen enthält, zeichnen sich durch gute Charakteristik aus und erfreuen uns mit manchem ausdrucksvollen Landschaftsbild; so S. 163: „Durch die freundliche Propstei nach Altona vorübergehend besuchen wir zuerst den Schloßthurm, wo die holsteinischen Reize wie eine Rose sich entfalten, der große und der kleine See mit vielen Nachbarn das glänzende Auge uns zuwenden, die kleine bosauer Kirche uns an die mittelalterlichen Siege des Christenthums mahnt, das prächtige Gut Ascheberg (im Winter sieht der mit Buchen bespante Hügel wie ein Aschenfeg aus, nach andern soll die Höhe vulkanischen Ursprungs sein) uns zum Besuch laden, unter uns das Städtchen in einem Frieden schläft, der nur unterbrochen wird, wenn hier der Landesherr Riesa hält.“ Die lebendigen Schilderungen von Hamburg, Kiel, Altona und andern Städten sind zu umfassend, als daß wir näher darauf eingehen könnten. Alle erlöschende und erotische Industrie wird hier mit Heftigkeit vom Verfasser bekämpft, dagegen die naturgemäße, welche sich auf die Verarbeitung der Landesproducte wirft, bevorwortet. In dem Abschnitt über Civil- und Criminalrecht und den beiderseitigen Proceß, bei dessen Bearbeitung dem Verfasser juristische Freunde zur Seite standen, findet sich manches allgemein Interessante. Auch in Holstein haben sich noch Ueberreste der alten vollkommigen Dinggerichte erhalten; und als eine heutzutage wol sehr seltene Erscheinung heben wir die Gönobialgerichte der adelichen Klöster hervor, in welchen Frauen, die Abtissin und zwölf Conventualinnen, unter Aufsicht des rechtskundigen Klosterpropstes, über die innerhalb der Mauern des Klosters vorkommenden Streitigkeiten zu Gericht sitzen und die Urtheile „mit keinem Rechtsgeföhle“ fällen. Groß ist aber die Menge der in Nordalbingien beziehentlich neben- und übereinander gültigen Rechtsbücher, als: das Jütische Lov oder Landrecht, das Dithmarsische Landrecht, das neue Lübsche Recht, der Sachsenspiegel, das Dithmarsische Stadtrecht, das Stadtrecht von Gdamsförde, Schleswig, Hensburg, Appenrade und Labersleben, das Alstriedische, Nordstrand, Eiderstedt, Fehmarnsche Landrecht; daneben Gewohnheitsrechte, Lokalsatute, Privilegien und zur Aushilfe das gemeine Recht. Culturhistorisch merkwürdig ist es, daß das Jütische Lov Testamente im allgemeinen nicht anerkennt. Nur „Seelengaben“, Verfügungen über kleinere Theile des Nachlasses zu Gunsten frommer Stiftungen, sind gestattet. Auch in Hamburg ist die Fähigkeit zu testiren sehr eingeschränkt. Das Criminalrecht beruht in der Hauptsache noch auf der Carolina, jedoch unter mehrfachen specialgesetzlichen Abänderungen.

Einen vortheilhaften Eindruck machen die außerordentlich zahlreichen gemeinnützigen und wohlthätigen Stiftungen, mit denen namentlich Hamburg und Altona gesegnet sind. Unter den vielen hier aufgeführten rühmt der Verfasser mit Recht an der des Schröder'schen Ehepaars, daß die Stifter bei Lebendzeit Hand ans Werk gelegt, die nach Zweck und Einrichtung klar durchdachte Stiftung ohne Beirung ins Leben gerufen und für die Aufnahme in die Anstalt die Grenzsteine ignoriert, nämlich auch sogenannte Fremde derselben mit theilhaftig gemacht haben. Der Fond dazu soll eine Million Mark betragen, und die Anstalt gewährt 50 bedürftigen Familien anständige Wohnung, mit besonderm Gärtchen für jede einzelne und dem nöthigen Lebensunterhalt.

Es führt uns dies auf die Innere Mission, deren im Schlussschnitte gedacht wird, mit gebührender Anerkennung für alle diesfälligen praktischen Bestrebungen durch Warte- und Kleinkinderschulen, Kindergärten, Asyle, Vereine, Krankenhäuser, Stiftungen, jedoch nicht ohne als Disquisit der Betrachtungen

den Satz hinzustellen, „daß alles Redefressen und Nachhaken-
wollen Stüchwert und Nothbehelf bleibe“, dagegen „die häus-
liche Charaktererziehung in unzertrennlichem Bunde mit der Schule
auf religiös-sittlichem Fundament“ die Hauptsache sei. Er macht
auch hier nach zwei Seiten Fronte, theils gegen diejenigen, die
„in Sitte und Brauch, Lebensweise und Genuß der jämmerlich-
sten Afsucht huldigen, dagegen auf Sittlichkeit und wahre
Menschenwürde, als der Jetztzeit angehörig, mit Verachtung
hinabblicken“, theils gegen diejenigen, die „in überschwenglicher
und stolzer Gläubigkeit das einzige Geldungsmittel suchen und
das Wesen des Menschen schon in den Augen des Kindes de-
grabiren, statt der Erziehung das Princip: Denke, von Herzen
dankebar gegen deinen Gott, groß von dir und deiner Bestim-
mung, um sündliche Erniedrigung zu haßen! zu Grunde zu
legen“. Auf diesem Bewußtsein, so verlangt er, solle sich dann
„in freudigem Gehorsam, reger Arbeit, zeitiger Entfaltung,
mächtiger Selbstbeherrschung, kindlicher Einfalt, reiner Lust an
Gott und Natur, an Mensch und Beruf, an Wissenschaft und
Kunst, an Recht und Gewissen das Reich Gottes ausbauen“. Damit
wollen wir uns von dem Verfasser unter herzlichster
Anerkennung des vielen Guten, was sein Werk enthält, verabs-
chieden.

Ernst Bell's Reiserinnerungen: „Die Insel Rügen“
(Nr. 5), sind die Frucht eines wiederholten, oft längern Auf-
enthalts, den der Verfasser daselbst genommen, wobei er es, unter
Berücksichtigung fremder Forschungen, an sorgfältigen eigenen nicht
hat fehlen lassen. Die letztern erstrecken sich vorzugsweise auf die
geologische, botanische und zoologische Ausbeute der Insel und
liegen demnach dem Zwecke des gegenwärtigen Artikels fern; sie
verbreiten sich aber auch vielfach über Geschichte und Stati-
stik und bieten in den betreffenden Abschnitten sowie in den Na-
turschilderungen reiche und neue Einblicke in diese eigenenthümliche
und mit Recht vielbesuchte Insel dar. Ganz besonders reich
ist dieselbe an vorhistorischen Denkmälern, und zwar namentlich
auch aus den beiden ersten menschlichen Zeitaltern, wie sie jüngst
ein Gelehrter in der „Revue des deux mondes“ klassificirt hat,
dem Steinernen und dem Kupfernen. Der Verfasser sagt: „Die
ganze Insel steckt voll von Denkmälern des slawischen und vor-
slawischen Heidenthums; es gibt dort nicht allein Tempel-
und Burgwälle, Opfersteine und Dinghätten, sondern hohe, langge-
streckte, mit Steinen umkränzte Hünengräber und freierunde,
glockenförmige Regelgräber zu Tausenden. In welcher großen
Menge ferner dort Waffen, Geräthschaften und Schmuckgegen-
stände aus Stein, Bronze und Eisen (oft sehr mühsam und zier-
lich gefertigt) gefunden werden, zeigt z. B. die lehrreiche
Sammlung rügenischer Alterthümer, die der Herr Staatsan-
walt Rosenberg in Bergen besitzt, und die nach seinem vom
24. Januar 1854 datirten Berichte über dieselbe damals schon
aus 800 gut erhaltenen, zum Theil sehr seltenen Stücken bestand,
welche alle von ihm in dem kurzen Zeitraum von 2½ Jahren
zusammengebracht waren und seitdem mit unablässigem Eifer
vermehrte worden sind... Welchem Volke die ältesten dieser
Denkmale und Ueberreste, namentlich die Hünengräber, die
Dinghätten, die Steinernen und bronzernen Waffen und Geräth-
schaften angehört haben mögen, darüber schweigt die Geschichte.
Schon die Slawen wußten nichts Bestimmtes mehr über den
Ursprung derselben; dies erhellt daraus, daß sie z. B. die Hünengrä-
ber schon mit den unbestimmten Ausdrücken „Gräber der Alten“
(1174) und „Hiesenhügel“ (1234) bezeichneten.“ Wie die ersten
unbekannten Bewohner sind auch die Slawen, die unter dem
Namen der Ranan oder Rusanen als keutelustiges Seeräuber-
volk die Insel gefürchtet machten, sich aber später, nachdem das
Christenthum im Jahre 1168 Eingang gefunden, der Völkentum-
sur zuwandten, seit Jahrhunderten schon von der Insel verschwun-
den, wenigstens in der Sprache; denn im Jahre 1404 starb
nach Rangow's Erzählung auf Jasmund eine alte Frau, Na-
mens Guligin, „welche, nebst ihrem Manne, die letzten Leute
auf Rügen gewesen wären, die wendisch hätten reden können“.

Derselbe Rangow schildert das Volk von Rügen um das Jahr
1540 in folgender Weise: „Die Einwohner dieses Landes sind
ein sehr zänkisch und mortlich Volk, daß sich an ihnen schier
das alte lateinische Sprichwort bewahrheitet: omnes insulares
mali. Denn im ganzen Lande Pommern werden kein Jahr
soviel vom Adel und andern erschlagen, als allein in dieser klei-
nen Insel. Es gibt auch bei diesem Volke so viel Rechtsgang,
als im halben Lande zu Pommern. Denn alle Sonnabende
hält der Landvogt sammt den Aeltesten vom Adel des ganzen
Landes zu Bergen Gericht; da hat er von früh Morgens bis
spät an den Abend genug zu thun... Es ist kein Edelmann
oder Bauer im Lande so schlecht, daß er sein Wort nicht selbst
redete und daß er nicht das gewöhnliche Landrecht wissen sollte.
Und aus solcher Vermessenheit will einer dem andern in nichts
weichen und es kommt daraus viel Hader und Wort, sonderlich
gerathen sie in den Krügen und Wirthshäusern leichtlich aneinan-
der, und wenn einer von ihnen sagt: „Dat waltte Gott, un em
solt Isen“ (Eisen), so mag man ihm wol auf die Häuse sehen
und nicht auf's Maul, denn er ist bald an einem.“ Er bemerkt
dann weiter, daß sie nie anders als mit Schweinepfäh-
len und Keuling (Jagdmesser) gingen; auch bei Hochzeiten, Begräbnis-
sen und beim Besuche der Kirche trügen sie die Wehre. Wirt-
würdig sind die Vorkehrungsregeln, die gegen dieses „mor-
tliche“ Wesen für nöthig befunden worden, denn wir lesen
an einer andern Stelle, bei Gelegenheit eines Reserats aus dem
alten rügenischen Straßengericht, daß alle Todtschläger, Jung-
frauenräuber und andere Uebeltäter, alle Verfeindete und die
Bauern, die mit einem Edelmann in Zwist waren, vor der ge-
schwächten Person, vor dem, der sie verfeindet hatte, und dem,
mit welchem sie im Zwiste waren, die Wege und Stege, die
Krüge, Mühlen, Märkte und Schmieden meiden mußten, so lange
die Sache noch unvertragen war, damit eine Begegnung der
feindlichen Parteien nicht zu neuen Rechtsverletzungen führe.
Hand aber ein zufälliges Zusammentreffen statt, so mußten jene
sich umwenden und einen andern Weg ziehen, oder doch, wenn
Platz war, so weit ab vom Wege treten, als man mit einem
Steinwurf reichen konnte, oder, wenn auch dies nicht möglich,
wenigstens das Gesicht von ihrem Widerspart abkehren, der sich dann
bei hoher Strafe nicht an ihnen vergreifen durfte. Es erinnert
dies an mittelalterliche veronesische oder an corsekanische Zu-
stände; indeß dürfte ein Schlüssel zu den Gewaltthaten gegen
den Adel vielleicht auch in dem Umstande gefunden werden, daß
gerade um die gedachte Zeit (1540) die ersten Fälle von „Ver-
gung der Bauerdröser“, „willkürlicher Verjagung der Bauern
durch ihre Grundherren“ und allmählicher Einführung der bis da-
hin unbekannten „Leibeigenschaft“ vorkamen, welche letztere sich
bis zum Jahre 1806 erhielt, ehehin einzelne besser denkende
Grundherren seit der Mitte des 18. Jahrhunderts angefangen
hatten, ihre Bauern zu emancipiren. Wie wenig Werth übrige-
gens auf Menschenleben gelegt wurde, geht daraus hervor, daß
nach dem „wendisch-rügenischen Jagdrecht“ von 1546 das
Schießen oder Werfen nach Hasen, „wenn se em schon in den
Kohlgarden gingen“, bei „Vön des Halses“ verboten war.
Auch das Halten von Jagdhunden war bei Todesstrafe verboten,
und allen andern Hunden mußte der eine Vorderfuß abgehauen
werden; in England, um dies beiläufig zu erwähnen, die Ver-
derben von 3 zu 3 Jahren, während auf das Hasenjagen nach
im 18. Jahrhundert ebenfalls Todesstrafe gesetzt wurde.

Was der Verfasser für die Gegenwart über die Zustände
der Bewohner berichtet, beschränkt sich in der Hauptsache auf eine
Schilderung der primitiven Vadeorte Krampas und Sassinß und
einige allgemeine Bemerkungen. Das Zeugniß, das er den Ein-
wohnern dieser beiden Dörfer ausstellt, ist ein günstiges. Er
rühmt ihre Sittlichkeit, Mäßigkeit, Ehrlichkeit und Frickfertigkeit
und schildert sie, wenn sie auch gegen Fremde infolge ihres
großen Völkema nicht zuvorkommend seien, doch als böslich,
uneigennützig und dienwillig. Durch viele Wechselheirathen gleich-
sam eine einzige große Familie bildend, ohne Ausnahme ansässig
und mit einem ihren geringen Bedürfnissen entsprechenden Lebens-

unterhalte versehen, hätten sie sich einen sehr unverdorbenen Charakter erhalten; was leider auf andern Dörfern der Insel nicht der Fall sein sollte, namentlich nicht auf den großen Höfen, wo die Wirtschaft theils durch zahlreiche, auf dem Hofe selbst lebende Knechte und Mägde, theils durch Tagelöhnerfamilien, welche getrennt vom Hofe in kleinen Dörfern (also ohne unmittelbare Aufsicht) zu wohnen pflegten, betrieben werde. Damit müssen wir uns für die Charakteristik der Bewohner Mühen begnügen, finden uns aber nicht veranlaßt, den abfälligen Bericht de auditu über die andern Dörfer ohne weiteres zu unterschreiben, wenigstens nicht auf die in der Parenthese ausgedrückte Motive hin; denn die unmittelbare Aufsicht, welche die Sittlichkeit einer Gemeinde allein genügend verbürgt, kann keine andere sein, als die von innen heraus kommt, aus der Brust jedes einzelnen.

Werthvoll für den Botaniker und Zoologen sind des Verfassers ganz detaillierte Angaben über Flora und Fauna, die antebulvarianische mit eingeschlossen, und das um so mehr, als die Standort- und Fundorte mehrfach genau beschrieben sind. Wo die Darstellung das mehr wissenschaftliche Gebiet verläßt, namentlich an denjenigen Stellen, wo sie mit Reminiscenzen aus Dichtern und eigenen und fremden poetischen Gaben in das belletristische Gebiet hinübergreift, ist sie minder glücklich. Wir begegnen hier einem jedenfalls innerlich recht poetisch gestimmten Gemüthe, dem es aber — vielleicht, weil das trodene gelehrte Moment zu überwiegen aufdrückt — nicht recht gelingen will, das Gefühlte formell entsprechend zu gestalten. Auch scheint es der Verfasser manchemal zu vergessen, daß er zum größeren Publikum spricht, indem er unnötigerweise erzählt, was er nicht gesehen und warum er es nicht gesehen, und daß er ebendeshalb darüber nichts weiter mittheilen könne. Diese Negativen machen den Leser nicht satt und nicht froh; im Gegentheil, sie lassen es ihn empfinden, daß er da mit leeren Händen abziehen muß, wo er etwas hätte erwarten können. Die angedeuteten Mängel der Form beziehen sich indess nicht auf die Naturschilderungen, die das Charakteristische scharf und gut hervorheben; doch sind die interessantesten landschaftlichen Punkte der Insel Rügen so bekannt, daß wir nicht näher auf dieselben eingehen wollen. Nur die Bodenbildungen der Insel sollen uns nach Anleitung des Verfassers noch einen Augenblick beschäftigen. Das Meer arbeitet auch hier, und selbst die steilen Nord- und Ostküsten sind der Veränderung unterworfen und nicht gefest genug, um den vereinten Angriffen von Regen und Frost, die von oben her in den Spalten wirken, und vom unterwühlenden Wellenschlag der Meeresfluten, die, wenn auch die Ostsee von Ebbe und Flut nur unmerkliche Spuren zeigt, durch die Stürme gegen die Kalkwände gepeitscht werden, widerstehen zu können, jedoch man angefaugen hat, selbst solche steile Uferabfällungen an ihrem Fuße, hier und da bis zu einer ansehnlichen Höhe hinauf, mit großen Felsblöcken zu besetzen. Die südlichen Küsten dagegen nehmen durch Alluvien zu; es haben sich auf diesem Wege lang ausgebreitete Landzungen angelegt, und die dadurch entstandene Gesamtbildung der Insel ist so eigenthümlicher Art, daß sie bei 60 Meilen Ausdehnung noch nicht 17 Quadratmeilen Fläche enthält, während dieselbe Ausdehnung in ein reines Quadrat gelegt, 225 Quadratmeilen Fläche einschließen würde. Auch über die Ostsee selbst, ihre in mehrfacher Beziehung nur halbmarine Beschaffenheit, ihre Vegetation und ihre bestockten und bemannten Bewohner in der Umgegend der Insel Rügen findet sich am Schluß noch manches Interessante, rüchentlich dessen wir die Leser auf das Buch selbst verweisen.

Die „Bunten Bilder“ von Pabst (Nr. 6), die uns immer weiter nach Osten, in die russisch-deutschen Provinzen, führen, sind ein Quodlibet von Mittheilungen aus alten Historiographen und Chronisten, Berichten aus alten Lokaltältern, Sagen und eingestreuten Gedichten, theils von berühmten Namen, als Fleming, Herder, Chamisso, theils anonym, alles ohne bestimmten Plan zusammengereicht, ein Quodlibet, welches neben manchem Werthvollen auch manches Werthlose enthält. Zu letztem ge-

hören mehrere prosaische Gelegenheits- und andere Gedichte, ein paar Nekrologe ohne Interesse für weitere Kreise, der Bericht über die Seeschlacht bei Neval (1790), was Form und Darstellung anlangt, und einzelnes aus den kleinern prosaischen Aufsätzen. Die Anecdote von Michaelis zu Göttingen und dem tollen Hinde im Auditorium liegen wir uns, etwas kürzer erzählt, gefallen, da der muthige Professor den flüchtigen Studenten gegenüber eine ganz stattliche Figur macht: nur ist sie unter den Denkwürdigkeiten der Ostseeprovinzen nicht am Plage. Denn fragen wir nach dem Zusammenhang, so ist das kein anderer, als daß der Student, dem der Hund gehörte, ein Livländer war.

Interessant ist die Zusammenstellung der verschiedenen Sagen, welche Seitenstücke zu der Dido-Sage bilden. Mittels eines geschnittenen Kalbsfells erlangt der Schwedenkönig Byrge von den Bürgern zu Wisby auf Gotland den Platz zur Erbauung einer Königsburg; mittels einer Stierhaut Hengist den Platz zum Schlosse Kaercorei in England; ebenso erlangen die Sachsen die Stätte zur Erbauung der Dissenburg; zwar der Däne zur Lundunaburg oder nach Soro mittels einer Pferdehaut den Platz zur Erbauung von Vork; Raimund vermittelt einer Hirschhaut den Platz zur Erbauung des Schlosses Lusnier in Frankreich; endlich die Deutschen mittels einer Ochsenhaut den Platz zur Erbauung der Stadt Riga. Der Verfasser führt diese Sagen auf alte sächsische Ueberlieferungen zurück und schließt sich an Grimm an, der es für unrichtig erklärt, wenn man dieselben aus der Dido-Sage ableiten wolle, da die ihnen zu Grunde liegenden Bestimmungen dem Geiste jugendlicher Völker überhaupt angemessen seien.

Aus der esthnischen Sage vom Blockberge auf der Insel Desel erfahren wir, daß dort für die Deutschen separat gesucht wird. Die Aussätze: „Das Herzogthum Livland um das Jahr 1700“ von Friedrich Christian Weber und „Die litauische Landschaft Samaiten“ von Herberstein geben Bemerkenswerthes über Wohnung, Kleidung und Gebräuche der Livländer und Litauer. Herberstein erzählt: „So findet man noch bis heute viel Abgötterei in den betreffenden Einwohnern; denn etliche das Feuer, etliche Bäume, die Sonne und Mond anbeten. Andere haben ihre Götter wie Veneten in ihren Häusern. Das sind Würmer wie die Gidschen, aber größer, mit vier kurzen Füßen, schwarz und dick, nicht mehr als drei Spannen lang; sie haben ihre bestimmten Tage, da reinigen sie das Haus, setzen eine Milch inmitten ihrer Wohnung und knien auf den Bänken, so kommt der Wurm hervor und pfeift die Leute an, wie die jornigen Gänse, dann so ehren und beten sie mit ihrer ganzen Familie den mit Furcht an, bis er sich gesättigt hat und an seinen Ort zurückkehrt.“ In Livland aber, an der litauischen Grenze, gehen die Bauern, wenn es donnert, mit entblößtem Haupte auf ihren Acker, tragen auf den Schultern einen gewichtigen Schinken und rufen: Verkune (Gott des Donners) enthalte dich und thue dem Weinigen keinen Schaden, ich will dir auch diesen Schinken geben. „Aber laum“, fährt Weber in seiner Erzählung fort, „ist das Gewitter vorüber, so setzt sich der Bauer mit den Seinen um den Schinken und frist ihn selbst auf.“

Kulturgeschichtlich wichtig sind ein paar Stücke dieser Sammlung, beide aus dem 17. Jahrhundert, in denen die Aufklärung mit dem herrschenden Aberglauben halb und halb zu brechen beginnt, aber noch tief darin stecken bleibt. Das erste ist: „Ein klein Bauer-Prophezeien für Livland von Salomon Gubertus“, wie sich aus dem Inhalt ergibt, nach 1643 geschrieben; es enthält Wetterregeln, theils nach atmosphärischen Erscheinungen, theils nach den Vorzeichen (z. B. nach einem strengen Winter pflegt ein weicher zu folgen), theils nach Wahrnehmungen an Thieren oder nach Anzeichen, die sich aus Beobachtung der Beschaffenheit anderer Naturgegenstände ergeben, also im ganzen nach richtigen meteorologischen Grundlagen zusammengestellt, widerlegt manche Irrthümer der Zeit, z. B. die Behauptung, daß es vor der Sündflut keinen Regenbogen gegeben, daß das Schaltjahr unglücklich sei (denn das beruhe ja nicht auf der Natur, sondern auf des Julianischen Kalenderschreibers Gutdünken), gibt

aber dabei noch manches Curiosum zum besten, z. B.: „Wieviel Stunden die Sonnenfinsternis währt, soviel Jahre währt ihre Wirkung. . . Wenn es bei klarer Nacht das Ansehen hat, als thue sich der Himmel auf, so folgt sehr trocken Wetter. Es verursacht in dem Menschen Aufwallen der Galle, das macht Jörn, Zwietsch, Krieg. . . Wenn der Donner einschlägt, das geschieht gar selten durch einen Donnerkeil, sondern der Donnerschlag geschieht öfter durch einen feinen subtilen Spiritum, der von Salpeter und Schwefel ist. . . Der Donnerkeil benimmt den giftigen Dingen das Gift, wenn er sie schlägt, welche nicht giftig sind, die vergiftet er (liegt nicht hierin eine Ahnung der im Blitze sich ausgleichenden positiven und negativen Electricität?) . . . Auf Martinsabend unterstehen sich viele aus der Gänse Brustknochen des Winters Beschaffenheit anzudeuten; solches wird von vielen Gelehrten verworfen. . . Viele verwundern sich darüber, daß der Hahn nach Mitternacht gegen Morgen kräht. Die Philosophen haben in dieser Sache ungleiche Meinungen; ich lasse mir die nachfolgende gefallen. Die Sonne ist der König unter den Planeten und Sternen, mit dem, daß sie alle von ihr den Schein haben, gibt sie ihnen zugleich das Command, wie sie des Himmels Influenz moderiren, d. i. wie sie mit dem Gewitter (Witterung) den Creaturen auf und in der Erde, auch im Meer heerspringen sollen. Wenn nun diese Heerkrüge, in welcher animo mundi vernehmlich residirt, von dem Horizont, welchen die antipodes einhaben, merklich anfängt abzurücken und sich zu unserm Hemisphärio zu nahen, das merkt der Hahn durch sein sonderlich Temperament und verkündigt es seinem Herrn, daß er die Vortagesgeschäfte danach richten könne.“ Mehr noch gilt die obengedachte Erscheinung, jenes Gemisch von Aberglauben und hereinbrechendem Licht, von dem zweiten der erwähnten Stücke, einer Herenpredigt, welche der Pastor und Superintendent M. Hermann Samson im Jahre 1626 in der Domkirche zu Riga gehalten hat. Im ersten Theile wird bewiesen, daß alle Prediger schuldig seien, die Zauberei als eine abscheuliche Sünde und Laster ihren Zuhörern vor Augen zu stellen; im zweiten wird auseinandergelegt, wie die weltliche Obrigkeit mit den Herenleuten procediren solle. Dieser Theil ist in der That ein Herenhammer in nuce, in welchem aber durch die tiefe Finsterniß schon manche erfreuliche Lichtstrahlen hindurchblicken. Auf die Pflicht der Obrigkeit, von Amts wegen einzuschreiten, wird unbedingt gedrungen; auf einen Kläger könne nicht gewartet werden, publica fama genüge, um eine fleißige Forschung eintreten zu lassen. Nun werden die Mittel der Forschung geprüft. Verbotene (verwerfliche) Mittel sind, wenn man gebeut den Heren die Kleider zu ändern, ferner das Haarabschneiden, das Begießen mit Weih- oder Taufwasser, das Suchen nach einem Teufelsmal, die Wasserprobe (wenn man ihnen die rechte Hand an den linken Fuß an die große Zehe und die linke Hand an den rechten Fuß bindet und wirft sie also dreimal ins Wasser, schwimmen sie dann, so sind sie Zauberinnen): eine Probe, deren Trüglichkeit der Prediger nachweist und dabei den Mißbrauch tadelt, daß Aeltere ihre Kinder auf gleiche Weise zu probiren pflegten und dabei viel unschuldig Blut erzwürgen; er tadelt dann ebenfalls als ein verbotenes Mittel das heiße Eisen und siedende Wasser und besonders auch noch das Erzwingen des Bekenntnisses durch die Tortur. Dies ist für 1626 sehr viel, und der rigauer Superintendent zeigt sich seiner Zeit sehr weit und was die Tortur anlangt um anderthalb Jahrhunderte vorausgeschritten. Endlich rechnet er sehr vernünftigerweise zu den Stücken der falschen Probe auch „die Bekenntnis auf diese oder jene Person, die oftmals ganz und gar unschuldig sind“. Als zulässige Mittel, „damit man die Zauberer ihrer Uebelthat fana und mag überweisen“, erkennt er nur folgende drei: 1) Beweisung durch zweien oder drei Zeugen; sie müssen gottfürchtig, redlich und unparteiisch sein, das Herenwerk mit eigenen Augen gesehen haben und ihre Aussage beider; 2) eigenes Bekenntnis, in Güte gethan, „und dabei die Person bestrafen, obschon die Werke, die sie bekant, ihr als einem Menschen zu thun unmöglich gewesen sind, sondern vom Teu-

sel ihren Ursprung gehabt; 3) „die klare helle That, welche zeuget wider den Menschen“. Rücksichtlich der Zurechnungsfähigkeit unterscheidet er zwischen den „in Melancholie Erkranken“, die sich das Herenwerk nur einbilden; denen, die in Wahrheit mit dem Teufel einen Bund geschlossen, aber weder Menschen noch Vieh Schaden gethan; und denen, die den Bund mit dem Teufel abgeschlossen und auch wirklich Schaden gethan haben. Die ersten will er ganz freigesprochen wissen (im Gegensatz zu den Jesuiten und Calvinisten, die der Meinung sind, „daß man das Herenwerk nicht soll leben lassen schlechterdings“), „denn Melancholie und Phantasie ist kein Laster, sondern des Herzens und des Hauptes Krankheit“; die zweiten sollen nur aus der Gemeinschaft der Christen „ausgemußert“ werden, „da dies mehr ein geistlich und theologisch Laster als politisch und weltlich, und mehr in die Kirche als aufs Rathhaus gehört“; die dritten endlich, „die machen kein Bedenken, denn hiervon hat Gott der Herr einen ausdrücklichen Ausdruck gethan: die Zaubereyen sollst du nicht leben lassen“. Dies führt er weiter aus, bemerkt in Bezug auf die Modalität, daß man nach dem Alten Testament solch Volk gesteinigt habe, daß aber die Christen nicht so genau an die Cerimonien desselben gebunden seien, und schließt: „Darum observiren wir das genus, nämlich wir verurtheilen die Zauberer zu Tode, die Art aber und Weise der Strafe verändern wir aus christlicher Freiheit und verbrennen sie lebendig.“ Es erregt ein ganz eigenenthümliches Gefühl, wenn wir wie hier Vernunft und Wahn in engem Bunde nebeneinander hergehen sehen. Es muthet uns an wie ein geistiges Blindenmannspiel; der Suchende tappt geradein Schritts auf die Wahrheit los, schon steht er vor ihr, wird fast von ihrem Hauche berührt, tastet links und rechts und — schreitet vorüber; oder er ergreift sie und sieht sie doch nicht. Denn die Binde ist das unerlässliche Gesetz des Suchens, und wenn sie fällt, ist seine Rolle ausgespielt. So der einzelne, so Generationen; nur glücklicherweise mit dem Unterschied, daß der Schleier, der auf dem Gesamtange der letztern liegt, dem Lichte zugänglicher ist als jede individuelle Binde. 18.

Notiz.

Zur deutschen Journalistik.

Es thut uns immer weh, von dem Gelingen älterer oder neuerer Literaturblätter Kunde zu erhalten, da man daraus fast die Ueberzeugung gewinnen könnte, daß die eigentliche literarische Gemeinde, wie sie in Deutschland bisher bestand, immer mehr zusammenschmilzt und daß es den vorzugweise der Kritik gewidmeten Blättern immer schwerer wird, neben dem alles und noch etwas in ihren Kreis ziehenden, die mannichfaltige Reiz nur in kleinen Appetitstücken dem Publikum vorsehenden illustrierten Zeitungen, den politisirenden Wochenschriften und den bunten Zeitungsfeuilletons ihre Existenz und ihren Einfluß zu bewahren. Aber niemals werden illustrierte Blätter und Zeitungsfeuilletons für eigentliche Literaturzeitungen genügenden Ersatz leisten können, aus Gründen, welche hier aufzuzählen zu weit führen würde. Seeben sind wieder zwei Literaturblätter, eins der ältesten und eins der jüngsten, von der literarischen Arena mit gesenktem Schwert und verhängter Fahne abgetreten: die „Hamburger kritischen und literarischen Blätter“ und die von Weidinger in Frankfurt a. M. vor Jahresfrist gegründeten „Kritischen Monatshefte“, jene mit der letzten Märznummer, diese mit einem am 31. Januar gratis ausgegebenen Supplementheft; jene mit der Bemerkung, daß sie durch die Ungunst der Zeit dazu genöthigt sind und mit dem leidigen Trost, daß sie sich ihre Wiederaufnahme vorbehalten, diese mit der Ankündigung, daß sie sich „als Monatshefte nicht die Theilnahme erwerben konnten, welche ihr Fortbestehen sicher gestellt hätten“, und ebenfalls mit dem halben Trost, daß die Verlagsabhandlung „den Gedanken, der in diesen Heften lebte, in Verbindung mit andern antregenden und allgemein bildenden wissenschaftlichen und literarischen Mittheilungen in anderer Form demnächst wieder aufnehmen werde“. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob und

wie weit das Eingehen dieser Blätter einzig und allein der „Angunst der Zeit“ zur Last zu legen ist, jedenfalls kann sich aber das hamburgische Blatt auf seine 35 Jahrgänge und auf seine durchweg anständige Haltung berufen, und dem Meibinger'schen Blatt, das mit so sanguinischen, von uns allerdings gleich nicht getheilten Hoffnungen und so zuversichtlichen Verheißungen auf den Kampfplatz trat, standen zum Theil recht tüchtige kritische Kräfte zur Verfügung.

Allerdings tauchen auch immer wieder neue kritische Blätter auf, aber freilich oft nur, um so schnell wieder zu verschwinden, als sie gekommen sind, wie z. B. Krüger's „Nordische Blätter“. Der von dem talentvollen Lyriker Bernhard Endrulat zu Hamburg im Bürger'schen Verlage ins Leben gerufenen Wochenchrift „Blätter für deutsche Dichtung“ wollen wir herzlich gern ein besseres Los wünschen. Dieses Blatt soll eine „Freistatt sein für die mit Unrecht abgewiesenen, mit Unrecht so gering schätzig angesehenen Erzeugnisse deutscher Lyrik und Epik“, und wird daher im ersten Theile lyrische und epische Beiträge in sorgfältiger Auswahl enthalten; ein zweiter Theil soll Schilderungen, Abhandlungen, Charakteristiken, Biographien von deutschen Dichtern und Schriftstellern u. s. w., ein dritter kritische Besprechungen neuer Erscheinungen aus dem ganzen Umfange der schönen Literatur, ein vierter und letzter eine literarische Rundschau oder Tagesgeschichte der Literatur bringen. In der uns vorliegenden Nr. 13 ist namentlich ein Aufsatz unter dem Titel: „Aus Wolfgang Menzel's sogenannter Geschichte der deutschen Dichtung. Keine Blumenlese“, aus der Feder des Herausgebers interessant. Es werden darin die oft höchst merkwürdigen, in ihrer zelotischen Wuth fast komischen Urtheile Menzel's über Ernst Schulze, Immermann, Platen, Heine (der „kleine Jude Heine“), Börne (der „Jude Baruch“), Weisfogel, die Jungdeutschen, Eschke, Titus Ulrich, Herwegh, Kinkel, Ernst Willkomm, und selbst (nämlich über das Inhaltsverzeichnis) zu unserm „Friszbeutel“, worüber man Nr. 14 d. Bl. vergleichen möge) und andere zusammengestellt. Man müßte dergleichen halbwire Urtheile eigentlich mit gutem Humor hinnehmen wie die Sprünge und Wähe eines Arlequin, der dabei grimmige Gesichter schneidet, fänden sie sich nicht in einem Feuilleton in einer angeblichen Literaturgeschichte, die vielleicht doch einer gewissen Partei für ein paar Jahre Vergnügen machen wird, und zeigte sich nicht, wie auch Endrulat besonders hervorhebt, namentlich in der Art und Weise, in welcher Menzel den Inhalt der einzelnen von ihm besprochenen Werke angibt, ein zu empörender Mangel an aller kritischen Gewissenhaftigkeit, als daß man dazu still schweigen könnte. Endrulat schließt seine Abfertigung mit den kräftigen Worten: „Wir wissen nicht, ob sich in der deutschen Presse schon eine Stimme gegen das Menzel'sche Schmähbuch erheben hat, das aber glauben und hoffen wir, daß sie bei dieser Gelegenheit durch ein einmüthiges „Hinans!“ beweisen wird, daß es ihr an Gefühl für Anstand und Ehrenhaftigkeit in Besprechung literarischer Dinge noch keineswegs so sehr gebricht, wie die Menzel'sche Schamlosigkeit vorauszusetzen scheint.“ Aus der den Schluß der Nummer bildenden „Literarischen Tagesgeschichte“ heben wir die interessante Notiz hervor, daß der jetzt in Heidelberg sich aufhaltende französische Gelehrte Seinguerlet, von dem schon mehrmals in d. Bl. die Rede war, damit beschäftigt ist, Lessing's sämtliche (?) Werke ins Französische zu übersetzen.

Aus Nr. 14 des Endrulat'schen Blattes erfährt man, daß Hedder Wehl mit dem Beginn dieses Vierteljahres die Leitung des Feuilletons der „Reform“, des in Hamburg erscheinenden, „in einer Auflage von 20000 Exemplaren über den albingischen Norden verbreiteten Volksblattes“ übernommen hat, ohne daß deshalb, wie es scheint, seine Stellung zu den „Jahreszeiten“ eine Aenderung erleidet. Gleichzeitig ist die Redaction des seit Jahren von Julius Hammer geleiteten Feuilletons der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung“ an Robert Gieseke, Herausgeber der „Novellenzeitung“ und die Redaction des Feuilletons der „Dresdener Zeitung“ an unsern Mitarbeiter Rudolf Gottschall übergegangen. H. M.

Bibliographie.

- Neschelus, Die Sieben vor Theben. Uebersetzt von H. Clemen. Lemgo. 1855. 8. 7½ Ngr.
 Heyne, H., Ursprung und Geschichte der Bezeichnungen „reformirte“ und „lutherische“ Kirche. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.
 Heyden, G., Gallerie berühmter und merkwürdiger Neu-senländer. Eine biographische Sammlung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1858. 8. 24 Ngr.
 Längin, W., Gedichte. Lahe, Geiger. 1858. 16. 8 Ngr.
 Mousson, A., Ein Besuch auf Korfu und Cefalonien im September 1858. Vortrag gehalten den 10. Februar 1859. Nebst speciellen Zusätzen. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 12 Ngr.
 Philippson, L., Das Ich. Ein Lehrgebieth. Besondere Ausgabe. Leipzig, Baumgärtner. 8. 9 Ngr.
 Schwarz, C., Predigten aus der Gegenwart. Leipzig, Brodhans. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
 Speyer, D., Bilder Italienschen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomie Italiens und seiner Bewohner. In zwei Bänden. 1ster Band. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Stahr, A., Aristoteles und die Wirkung der Tragödie. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 15 Ngr.
 Sutermeister, D., Drei deutsche Sprachen. Literarisch-pädagogische Skizzen. Zürich, Drell, Hügli u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.
 Voigt, G., Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
 Vorberg, K., Auf Vorposten. Lebens- und Campagnebilder aus Schleswig-Holstein. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 16. 10 Ngr.
 Wartenburg, K., Die Väter der Stadt. Roman. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 3 Thlr.
 Weber, K. v., Zur Chronik Dresdens. Leipzig, J. Tauchnitz. Gr. 8. 28 Ngr.

Tagesliteratur.

- Deutschlands und Frankreichs Nachj. Eine Schuß- und Trugschrift von einem Deutschen Officier a. D. Potsdam, Riegel. 16. 10 Ngr.
 Entwurf einer neuen Heeres-Gestaltung. Berlin, Riegel. 8. 10 Ngr.
 Friedemann, D. B., Kaiser Napoleon III. und die Revision der Verträge. Zur Beleuchtung der Kriegs- und Friedensfrage. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 3 Ngr.
 Haß, W., Das Erachten des hochwürdigsten Großherzoglichen Consistoriums von Mecklenburg über die theologischen Schriften des Professor Dr. Baumgarten. Greifswald. Gr. 8. 7½ Ngr.
 Vorbell, J. W., Ueber die Einheit Italiens. Vortrag gehalten zu Düsseldorf am 1. März 1859. Bonn, Henry u. Cohen. 12. 6 Ngr.
 Der Ministerwechsel im November 1858. [Ein Programm für 1859.] Berlin, Grinisch. 8. 2½ Ngr.
 Rom und die Nationen. Von einem Laien. Bremen, Schünemann. Lex. 8. 9 Ngr.
 Zeugnis aus der evangelisch-lutherischen Kirche Nordamerikas in Beantwortung der Frage: Warum hängen wir so fest an der lutherischen Kirche? Nebst einem kurzen Vorbericht über den Stand der lutherischen Kirche daselbst. Hildesheim, Gerstenberg. Gr. 8. 6 Ngr.
 Die Zukunftskarte Europas im Jahre 1860. Nach den Beschlüssen der Pariser Konferenz. Lithographirt. Mit Text. Stuttgart, H. Köhler. Qu. gr. Folio. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.

Von A. A. Barnhagen von Ense.

Achter Band. Geh. 4 Thlr.

Dieser lang erwartete, aus dem Nachlasse Barnhagen von Ense's erscheinende achte Band seiner „Denkwürdigkeiten“ enthält unter andern Mittheilungen über seinen Verkehr mit Fürst Metternich, wegen derer der Verfasser die Veröffentlichung dieses Bandes auf seinen Tod verschob. Der reiche Inhalt des Bandes erhellt aus folgender gedrängten Uebersicht: I. „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“ (Ungarn, 1809; Nach dem Wiener Frieden, 1809, 1810; Wien und Baden, 1834); II. „Personen“ (Voltaire; Bernhadi; Karl Müller; Freiherr v. Brindmann; Tieck; Goethe beim tollen Hagen); III. „Kritiken“ (eine fortlaufende Revue der interessantesten literarischen Erscheinungen bis auf die neueste Zeit); IV. „Nahel“ (wichtige Nachrichten zu den frühern Veröffentlichungen über Barnhagen's Gattin).

Von diesem achten Band sind zwei Ausgaben veranfaßt worden, wovon die eine, in Octav, an die erste Auflage des Werks (1837–42), die andere, in Duodez, an die zweite Auflage (1843) sich anschließt, was von den Besitzern derselben zu beachten ist.

Die frühern Bände sind zu folgenden Preisen zu beziehen:

- I–III. (1843.) Denkwürdigkeiten. Drei Theile. 6 Thlr.
- IV–VI. (1843.) Vermischte Schriften. Drei Theile. 6 Thlr.
- VII. (1846.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Erzählungen. Kritiken. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Prescott's historische Werke.

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. 8. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Mexico. Mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit zwei lithographirten Tafeln. 8. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Peru. Mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inca's. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit einer Karte von Peru. 8. 5 Thlr.

Diese drei Werke des kürzlich verstorbenen berühmten amerikanischen Historikers gehören anerkanntermaßen zu den werthvollsten, jedem Gebildeten Genuß und Belehrung bietenden Erzeugnissen der neuern Geschichtsliteratur und liegen hier dem deutschen Publikum in deutschen, von dem Verfasser selbst für trefflich erklärten Uebersetzungen vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4–5 Bogen.

Inhalt des siebenundzwanzigsten Heftes (Bogen 10–13 des dritten Bandes):

Die Handelskrisis in den Jahren 1857 und 1858. Erster Abschnitt. — Die deutsche Einwanderung und Aufsehung in Ungarn. — Marshall Pellier, Herzog von Malakow.

Kleinere Mittheilungen: Koteau (William Gemonstoune). — Aubergs-Bennighausen (Roman, Freih. von). — Everett (Alexander Hill). — Goldschmidt (Hermann). — Hamilton (Sir William). — Hilbreth (Richard). — Kobatschewskij (Nikolai Iwanowitsch). — Montferrand (Augustin Ricard, genannt de). — Prescott (William Hilding). — Riven (Frederik John Roblason, Graf von). — Rosterschin (Gräfin Gmroska Petrowna).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der erste und zweite Band (die gewissermaßen den 16. und 17. Band des Conversations-Lexikon bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Handatlas.

Unter diesem Titel ist vor kurzem die erste Lieferung eines neuen Kunst- und Prachtwerks erschienen, im Verein mit E. Leeder und H. Leutemann von Th. Schade herausgegeben und für Freunde der Erdkunde wie zum Gebrauch beim Unterricht bestimmt. Das Werk wird 25 Blätter in Stahlstich (in Gross-Folio) nebst erläuterndem Texte enthalten und in 6 Lieferungen zu 4–5 Blatt erscheinen. Subscriptionspreis 12 Ngr. für jedes Blatt nebst Text.

Die erste Lieferung (1 Thlr. 18 Ngr.) ist nebst einem Prospect in allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen vorrätig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 17. —

21. April 1859.

Inhalt: Völkerstudien von Bogumil Goltz. Von Hermann Starggraf. — Wischer über Inhalt und Form. Von Adolf Seifrag. — Zur Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie. — Kottjen. (Marquis de la Grange; Emil Altershaus.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Völkerstudien von Bogumil Goltz.

Der Mensch und die Leute. Zur Charakteristik der barbarischen und der civilisirten Nationen. Von Bogumil Goltz. Fünf Hefte. (Erstes Heft: Die Großmächte und Mysterien im Menschenleben. Zweites Heft: Der wilde und der civilisirte Mensch oder Natur und Geist. Drittes Heft: Zur Charakteristik der Türken, Russen, Polen und Juden. Viertes Heft: Zur Charakteristik der Spanier, Italiener und Franzosen. Fünftes Heft: Zur Charakteristik der Engländer.) Berlin, Besser. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich Schlegel war es unser Wissen, der von dem Menschen behauptete, er sei eine ernsthafte Bestie. Ebenso gut könnte man sagen, er sei eine sehr komische Bestie, die höher organisierten Geschöpfen vielleicht gerade dann am lächerlichsten erscheinen würde, wenn sie sich am ernsthaftesten geberdet. Das Resultat der von Bogumil Goltz in seiner obengenannten Schrift angestellten Beobachtungen scheint dagegen das zu sein, daß der Mensch es im besten Fall zu einem civilisirten Raubthier bringt, dem immer ein Maulkorb angelegt bleiben muß, um es zu hindern, unablässig um sich zu beißen. Nur bei einigen wenigen Bevorzugten hat die fortdauernde Dressur und Selbstdressur so guten Erfolg, daß man sie auch ohne Maulkorb herumlaufen lassen kann. Es ist ein schlimmes Dilemma, in welches der Mensch so versetzt wird: befindet er sich im rohen Naturzustande, so bemächtigt er sich seines Opfers mit brutaler Gewalt, ist er civilisirt, so umkreist er es schleichend und lauernd, bis er seiner Beute sicher ist; der Naturmensch zeigt seine Krallen unverhüllt, der civilisirte zieht einen Handschuh drüber; jener gleicht dem traditionellen, wilden und leidenschaftlichen Teufel, der sich auf die Attribute seiner diabolischen Natur etwas zugute thut; dieser dem Mephistopheles, der den Cavalier spielt und beim Tanzmeister die nöthigen Pas eingelehrt hat, um trotz seines lahmen Teufelsfußes sich in anständiger Gesellschaft mit Grazie bewegen zu können. Diese Grazie ist doch aber wieder nur eine verlogene Caricatur der natürlichen Anmuth und daher im Grunde widerlicher als jeder noch so natürliche Gestus. Nun gibt der Verfasser zwar zu, daß einige wenige

Männer (nicht Frauen, denn diese bleiben nach Goltz immer Naturkinder, wenn sie nicht etwa durch affectirte Bildung in unauslöschliche Aeffinnen verwandelt werden) sich auf dem Wege religiöser Vertiefung und indem sie sich der höchsten Denkergebnisse bemächtigen und selbst ein denkendes Leben führen dem Ideal wahrer Bildung und Geiltung nahe kommen können, aber diese werden vereinsamt stehen wie einzelne Sterne in sonst stockfinsterner Nacht, die sie mit ihren Strahlen nicht zu durchdringen und aufzuhellen vermögen; als seltene Ausnahmen beweisen sie nur um so mehr für die Generalregel, daß der Mensch im natürlichen Zustande gar nicht zur höhern Reife kommt, in der Treibhauswärme der Civilisation aber in Fäulniß übergeht.

Wir verkennen nicht, daß der ganze Zustand unserer geistigen und socialen Bildung dieser verzweifeltsten Ansicht Vorschub leistet. Dieser Zustand ist so überreizt, so verkünstelt, so affectirt und so voll ungesunden Raffinements, daß wol die meisten sich im Stillen nach natürlicheren und einfacheren Zuständen zurücksehnen, und er birgt zugleich so viele Elemente nur schlecht verhüllter und überfärbter Barbarei in sich — denn der maskirte Egoismus des civilisirten Menschen ist so gut Barbarei wie die gewaltthätige Selbstsucht des Wilden —, daß wir uns von allen Seiten von Gefahren umgeben wissen und der denkend Umschauende in dieser precären Lage sich gerade nicht sehr behaglich fühlen kann. Außerdem findet die Vermehrung der civilisirten Menschen zumeist und in erschreckenden Proportionen gerade in denjenigen Schichten statt, welche mehr oder weniger dem Proletariat angehören und in deren Massen das Licht der Civilisation nur schwach oder nur in schiefer Richtung einzudringen vermag, die, bei vieler Genußsucht und wenig Glauben, ihren Appetit durch den Anblick üppiger Fische fortdauernd gereizt fühlen, ohne ihn doch befriedigen zu können. Auf der andern Seite sind aber die Segnungen der Civilisation wieder so bedeutend, daß man der Ueberlegenheit, die sie verleiht, sich erst dann in vollem Maße bewußt wird, wenn man diesen Zustand mit dem Zustande roher Naturvölker vergleicht. Es wäre leichtsinnig, wegen der mit

jeder hochentwickelten Civilisation unzertrennlich verbundenen Auswüchse und Gefahren diese Civilisation selbst preisgeben zu wollen, und es wäre Selbstentwürdigung, wegen gewisser Vorzüge, die der Naturmensch vor dem civilisirten Menschen voraushat, die Menschheit in ihren Urzustand zurückversetzen zu wollen.

Die bezeichnete zwieträchige Stimmung und Anschauung zieht sich recht deutlich durch des Verfassers obengenannte Schrift, ja selbst seine Denk- und Schreibweise spielt in dieser Doppelfärbung. Goltz denkt auf der einen Seite raffiniert und schaufrirt, wie nur ein Autor des 19. Jahrhunderts denken kann, der sich an der reichbesetzten Tafel der Civilisation satt und übersatt gegessen hat; andererseits ist er aber auch eine urzuständige originelle Natur, die durch die ihr angeborene Energie vor der bloßen Blasiertheit geschützt wurde und an den Genüssen der Civilisation nur unter fortgesetzten Protestationen theilnahm. Ebenso die Schreibart. Er braucht Worte, Bilder, Zeichnungen, wie sie nur die höchste Bildung gewähren kann; es ist ein Deutsch, das in seiner Mischung mit überzahlreichen philosophischen rein literarischen Ausdrücken und Fremdwörtern ebenfalls nur ein Resultat moderner Bildung ist; dabei läßt sich dieser Stil ins Wilde gehen, er gehorcht keinem Jügel, er schweift nach rechts und links aus; er ist um in ein anderes Bild zu fallen, seinem Wesen nach ein Culturzeugniß, gleich einem modernen Garten, der aber verwildert ist, in welchem die Kulturpflanzen, weil sie nicht mit sorgfamer Hand beschnitten, in Ordnung gehalten werden, sich ineinander verwickelt und verflochten haben. Die reine Natur schafft, wenigstens unter unsern Breiten, einfacher. Der Stil des Verfassers geht überhaupt zwischen Kunst und Natur seinen eigenen Weg, wie unser Autor selbst; dieser Stil ist wenigstens individuell ausgeprägt und das Prädikat der Originalität und Eigenartigkeit wird man ihm wol lassen müssen. Es ist ein durchaus männlicher Stil, der die ehrliche Gesinnung des Verfassers genau ausdrückt, seine diplomatischen Winkelzüge macht und nirgends mit dem Rippenstecher der Zeit kokettirt. Gerath der Verfasser in Hitze, so entströmt seiner Feder oft ein so unerschöpflicher heißer Sprudel von charakteristischen Ausdrücken, daß man darüber erstaunen möchte. Namentlich entwickelt er einen verschwenderischen Ueberfluß an malezischen Beiwörtern und oft nur zu drastischen Kraftausdrücken, wenn er die innere Unruhe, die Zerkahrenheit, die Widersprüche unserer Zeit, die Fragen der Civilisation oder im Gegensatz dazu die Unarten barbarischer Völkerschaften gelfelt. Zuweilen, wenn er, von seinem Naturinstinct geleitet, in die Tiefen des Lebens blickt, ist seine Schreibweise sehr schön; dann hat Goltz etwas von einem Weissager; an eine Methode ist bei ihm freilich nicht zu denken, daher sind auch seine Schriften reich an Wiederholungen, Breiten und Widersprüchen.

Noch wir wollen fortan mehr den Verfasser selbst sprechen lassen, und wenden uns nun direct zu seiner Schrift, und zwar zunächst zu den ersten Hefen, dessen Specialtitel „Die Großmächte und Mysterien des Lebens“

etwas Gesuchtes und Dunkles hat, was bei Titeln besser zu vermeiden ist. Der Verfasser betrachtet darin unter anderm „Natur und Civilisation“ in ihrem gegenseitigen Verhältniß und in ihren Gegensätzen, wobei er sich, so Treffendes er auch im einzelnen bemerkt, doch in manche freilich zum Theil vielleicht nur scheinbaren Widersprüche verwickelt. Er gibt zu, daß man unter den wilden oder weniger gebildeten Völkerschaften, bei Negern und Otaheitern, bei Malaien und Kaukasiern, bei ägyptischen Nilchiffen und Eselungen, bei den Bazzaroni, bei Serben, Kroaten, Ungarn und Dalmatinern viel Harmloses, Lebenswürdiges, Boetisches und Natives finde, aber wer sich wilde und civilisirte Barbaren näher angesehen und mit ihnen Geschäfte gemacht, der wisse, „daß ihnen alle Lebenswürdigkeiten und Fatalitäten, alle Tugenden und Trennlichkeiten der elementaren Natur eigen sind“. Und ein andermal bemerkt er:

Das wilde Leben ist nur aus Augenblicken, Eingebungen, Epifeden und Improvisationen zusammengesetzt, die aller Norm und Ausgeglichenheit entbehren. Unter Barbaren muß man mitten in aller Lebenswürdigkeit und Nainenheit auf Betrug, Verrath und Bestialität gefaßt sein.

Dagegen preist er die Segnungen der höhern Bildung und behauptet: nur mit dem geschulten und gebildeten Menschen sei in allen Fällen Verständigung möglich; nur er begreife Billigkeit, Maß und Recht; nur die Reibung in Schule, Stadt und täglichem Verkehr erhalte den Geist und das vernünftige Bewußtsein. Der Verfasser, der unser Wissen lange Jahre Landwirth war und Seligenheit hatte, das Bauernvolk genau kennen zu lernen, klagt über die auf dem Lande herrschende Verwilderung und „Verbauerung“, denn der Naturalismus verzehre nicht nur den Geist, sondern „ersäufte auch Seele und Gemüth“. Dann aber eifert er wieder in den stärksten und oft übertriebensten Ausdrücken gegen unsere Civilisation, gegen diese „Dresslichkeit, Vergesellschaftung, Massenbewegung, Uniformität, Naturwissenschaftlichkeit, Seelenleugnung, Säkularisation aller Heiligthümer“, gegen diesen ganzen „Nivellirungs- und Auslöthungsproceß“. Er klagt dann weiter über uns „tintenwüchsiges Epigonat des unkräftigen Pantheismus“, über die ganze „literaturbetrunkene, literaturobservirte und literaturpolleirte Zeit“, wo es „mehr Tintenfässer als Weinfässer, mehr Tinte als Lebenswein“ gibt. Wenn das Volk ganz und gar seinem Naturalismus und Instinct überlassen bleibe, so sinkt es (nach des Verfassers Worten)

nicht bloß in ein unschuldiges Pflanzenleben zurück, sondern in Bestialität; wenn man aber den gemeinen Mann wiederum mit encyclopädischer, mit formaler Bildung und mit Zeitschriften, mit Eisen und Dampf, mit Industrie und mit Materialismus, und anstatt des Christenthums mit Astronomie und Sternentrost zu Leibe geht, so wickelt man ihm mit diesem Culturhaspel die Seele aus dem Leibe heraus.

Dies zugleich als Beispiel von der drastischen Schreibart des Verfassers. Er behauptet ferner, die Berliner „mit sich selbst kokettirende Miserabilität“ müsse die „Ausmündung jeder Volkscultur“ sein, „deren Recept allein aus Industrie und Naturwissenschaft, aus sublimirter Kannegießerei, aus Meinungsöffentlichkeiten, aus Religions-

kritik, aus telegraphischen Nachrichten, aus Fortschritten in Eisen und Dampf, aus Wechselgeschäften, aus Speculationen à la hausse und à la baisse und aus Kirchengeschäften zusammengefasst ist". Von der Literatur behauptet er einerseits, daß sie es ist, „durch welche die menschliche Naturgeschichte zu einer Kulturgeschichte veredelt wird"; andererseits aber, daß sie es überall gewesen, „durch welche die Helden- und Gottesgeschichte bei allen Nationen vor ihrem Untergange Flasco gemacht hat". Diesen Auswüchsen und Gefahren gegenüber geht der Verfasser so weit, plötzlich wieder zu behaupten, „nicht alles sei unmächtig und schlimm an der Dummheit, an den Heiden und Barbaren und an den Thieren, welche die Wüste zengt und ernährt". Sollen wir nun zum Naturzustande und zur Unbildung zurückkehren? Doch nein; denn an einer andern Stelle meint Volz: „Was man von der Natur und der Harmonie gewöhnlicher Menschenfinder, z. B. von den in Romanen und Dramen traditionell gewordenen Dekonomen, Forstleuten, Matrosen und ausgedienten Soldaten zu halten hat, das wissen diejenigen am besten, die mit solchen harmonisch organisierten Naturmenschen einmal in Conflict gekommen und vor Gericht gewesen sind." Eine traurige Alternative! Jeder Naturzustand ist abscheulich und Volksbildung und Aufklärung führen nothwendigerweise zu einer „mit sich selbst kollektirenden Miserabilität"! So viel müssen wir freilich zugeben, daß die Civilisation, wenn sie sich von den nöthigen Grundlagen der Gemüthsbildung, der Pietät und der Sittlichkeit losreißt und sich dem Gottseibeiuns des Materialismus verschreibt, mit den größten Gefahren verbunden ist, zuletzt in eine nur überflürniste Barbarei ausartet und den innerlich entarteten Nationen Verderben und Untergang bereitet. So stürzte die schöne hellenische Welt in sich zusammen, so die ganze antike Welt. Darum steht jeder nach seinen Kräften darauf, daß die Civilisation nicht auf diese abschüssige Bahn gerathe; denn bewegt sie sich erst einmal auf dieser schiefen Ebene, dann ist es schwer, vielleicht unmöglich, sie in ihrem Gange nach abwärts aufzuhalten, dann hilft alle Klugheit und alle Philosophie und alle Poesie nichts mehr, und aller Geist eines Plato oder Aristoteles zeigt sich gegen das Verhängniß ohnmächtig.

Den Kapiteln „Die Natur und der Mensch" und „Natur und Civilisation" folgen nun in unmethodischem Aufeinander die Kapitel: „Das Reisen", „Die Wüste", „Erziehung und Liebeshwürdigkeit", „Die Pädagogie und die Pädagogen", „Römische und christliche Romanistik", „Die Musik und die Leute" (worin der Verfasser unter anderm gegen die „Beethovenbegeisterungen", die „Musikfiscaltelwirtschaft" und die „Fingerverrenkungs-gymnastik" u. s. w. eifert), „Liebe und Ehe", „Einsamkeit und Geselligkeit", „Irrsinn", „Arbeit", „Reiz, Geld und Armuth", „Religion, Glaube, Begeisterung" u. s. w. In allen diesen Betrachtungen fehlt es neben manchen excentrischen oder einseitigen Behauptungen, den brodelnden Aufwallungen des Augenblicks, auch nicht an treffenden und anregenden Gedanken, die von reicher Er-

fahrung wie von eigenthümlicher und selbständiger Beobachtungsgabe zeugen und manche Nothwendigkeit zu berücksichtigen geeignet sind. So bemerkt der Verfasser in der Betrachtung, die er der Arbeit widmet, sicherlich sehr richtig:

Ein tugendhaft und frei in die Welt blickender geschickter Mensch wird durch Arbeiten noch tugendhafter, heiterer, gescheider und freier werden; ein Dummer verdammt und verthiert durch übertriebene Arbeit zur Maschine und zum Thier. Die Arbeit allein gibt keine Würde und Intelligenz, und am wenigsten thut dies die mechanische und übertriebene Arbeit, ohne die Zugabe der Schule, der Wissenschaft, Kunst und Religion. . . . Welchen thierischen Ausartungen der productive Fabrikarbeiter und der Knecht auf dem Dorfe unterliegt, ist allbekannt.

Der Verfasser macht hiervon auf die Rolle, die man jetzt die Arbeit auch in der Dichtung spielen läßt, folgende Anwendung:

Die liebe moderne Literatur hat freilich ein schlechtes Arbeitsbewußtsein und simulirt sich also zu einer einseitigen und absoluten Heiligung der Arbeit, die ebenso unwahr, übertrieben und forciert ist wie alle andern Ideen, auf die nach und nach der Literaturaccent gelegt wird. Denn weil man nachgerade nichts Neues mehr in Stoff und Formen auffinden kann, so sucht man es in outrirter Emphase und nagelneuer Accentuation.

In der Betrachtung über Einsamkeit und Geselligkeit behauptet der Verfasser, daß sich in der Einsamkeit mehr der poetische Sinn, im herausfordernden Verkehr mit der Welt mehr die sittliche Kraft stähle, obgleich die jegliche lärmhafte Geselligkeit und Oeffentlichkeit auch corrumpire das Volk sei zugleich lustig und melancholisch; nur der Geist des Gelehrten, des gebildeten Künstlers und Weltmanns verhalte sich auch im höchsten Lebensalter (aber doch wol nicht immer) von jener Traurigkeit frei, welche dem alten Bauersmann, dem Jäger, Fischer, Schiffer und Häuptling eigen sei; Melancholie sei die Diagnose schwerer Verbrecher und blutdürstiger Tyrannen, suche aber auch die edelsten und schuldlosesten Menschen und die junge Liebe heim, und er bemerkt dann sehr wahr:

So viel habe ich in Erfahrung gebracht, daß Personen ohne alle Melancholie und Gewissensbeschwerden keine gemüthstiefen Menschen sind. Ohne allen Krenk können nur flache und alberne Leute sein.

Schön sind die Worte, womit er einen der Gründe für die dem Alter anhaftende Betrübniß und Schwer-muth erklärt:

Die jugentlichen Gestalten, die einst um uns wandelten, sind von den Grazien, vom Liebeszauber verlassen. Aus den alten vertrauten Gesichtern, aus der Gattin Antlitz, aus unserm Spiegelbilde sprechen fremde Geberden und fremde Geister ein schreckliches Geheimniß ohne Worte mit guten alten Mienen und treuen Augen aus; es lautet auf Alter, Verwandelung, Vergänglichkeit und Tod.

Ueberhaupt stehen dem Verfasser da, wo er sich in die Geheimnisse der Gemüthswelt, des Naturlebens und des Naturgefühls versenkt, ebenso schöne als mächtige Worte zu Gebote, wie in den folgenden Stellen:

Oben heute wo alles Leben an die Oeffentlichkeit gebracht, der Verstand auf den Thron der Welt gesetzt ist und die im Parteienlampe ausgebrochene Verwirrung durch Literatur und Eisenbahn zum Nord- und Südpol getragen wird, da schmachtet das Menschengemüth nach einer Abgeschlossenheit, in der es

sich auf seinen Urgrund, auf seinen Schöpfer besinnen, in der es wieder die Stimmen der Natur und Uebernatur hören kann, die es seit der Kindheit, den inspirierten Unschuldtagen nicht vernahm, wo die Sehnsucht des Herzens mit dem Blau des Himmels verschwimmt, das Ungewitter den Jörn der Gottheit verkündet, das Raufchen der Waldbäume in Geisterstimmen und der Wasserfall in Parabeln zu uns spricht. . . .

Erst auf dem hohen Gebirge, auf dem Meere und in der Wüste fühlt der Mensch seine Vereinsamung, seine Hülflosigkeit, die Größe des Erdballs, die Unermesslichkeit des Weltalls und die Ueberlegenheit der elementaren Natur. Hier ist Schweigen, hier ist der Ernst des Lebens und des Todes; hier hat die Herrschaft des Menschenwißes ein Ende, sobald die Natur von ihren uralten Gewalten Gebrauch machen will; hier retten das Menschenkind nur seine natürlichen geistigen Kräfte im Verein; hier hilft keine Abstraction und Convenienz, hier bringt sich nur der ganze Menschenwiß durch, wenn Gott mit ihm ist. Im Meeressturm lernt man beten; die Wüste ist die Geburtsstätte der Religionen; Gebirgsvölker halten getreulich an ihrem alten Herrn und Gott.

Was das Reisen betrifft, so meint der Verfasser, daß man im Winkel, im kleinsten Ort, bei andauernder Beobachtung und Geduld mehr lernen und für sein Heil gewinnen könne als in der weiten Welt; der lebenslängliche andauernde Verkehr mit wenigen Menschen und Dingen gebe einen geübtern und tiefern Blick in die ganze Welt als ein Herumflitzern und Herumflanzen in ganzen Welttheilen. So meinte auch Theodor Hippel, der wie so manche unserer größten Denker: Kant, Schiller, Jean Paul u. s. w., nicht viel in die Welt hinausgekommen ist: „Reisen ist nicht die Art, die Menschen kennen zu lernen. Zu den meisten Reisenden könnte man sagen: Bindet ihm die Füße und werft ihn ins Vaterland!“ Es kommt freilich darauf an, wie und zu welchen Zwecken man reist und wie lange man sich in den besuchten Localitäten aufhält. Wer z. B. nur flüchtig unsere dem Reisenden nur ihre Glanzseiten darbietenden Hauptstädte besucht, rennt sich leicht in Illusionen fest, die sicherlich nicht Stich halten würden, wenn er eben dort und namentlich zu Christenzzwecken längere Jahre lebt.

Treffend äußert sich auch der Verfasser über den Einfluß, welchen die Verhältnisse auf den Menschen ausüben, wenn er bemerkt: der Mensch sei zwar seines Glückes Schmied, gleichwol üben die Verhältnisse eine Reaction auf ihn aus; sie hämmerten ihn zusammen, daß ihm (nach des Verfassers Worten) „Hören und Sehen vergeht“ oder modellirten ihn allmählich und ohne daß er es merke; der größte Mensch hänge nicht bloß durch eine oder durch tausend Schwächen mit der Zeit zusammen, sondern sein Geist müsse den Proceß der Culturgeschichte ganz so mitmachen, wie sein Körper die Bewegung des Erdballs theile. Der Mensch sei und bleibe nothwendig Product der Verhältnisse und Elemente, welchen er angehöre, wenn ihn auch Freiheit und Bildung in Stand setzen könnten, „sich den schlimmsten Einflüssen und Einseitigkeiten des Geschlechts, der Rasse, des Klimas, der Erziehung, der Nationalvorurtheile, der Schule und Sitte oder des religiösen Dogmas zu entziehen“. Doch ist der Verfasser der Ansicht, daß man das, was man durchaus sein müsse, auch in der Regel sei; die rechten Nothstände riefen überall

„die Nothwehr ins Dasein und die rechten Kräfte ins Gewehr“. Der Verfasser erzählt, er habe einen Ehrenmann gekannt, der zu sagen gepflegt: „Wenn ich morgen Dachbeder werden soll, habe ich heute keinen Schwindel mehr“, und dieser Mann habe sein Dictum durch sein Leben bewahrheitet.

Auf den Besitz legt Gold einen großen Werth; er findet, daß der Charakter nicht nur auf den Besitz, sondern der Besitz und insbesondere der große Geld- und Grundbesitz noch mehr auf den Charakter zurückwirke: „Geld und Besitz gibt nicht nur die Macht, die damit verknüpft ist, sondern die Sicherheit und Dreistigkeit, welche eine Grundbedingung alles Verstandes sind: aude sapere.“ Das ist so wahr, daß es z. B. wol nur sehr wenige bedeutende und einflußreiche öffentliche Sprecher gegeben hat, die aus wirklich ärmlichen gebrückten Verhältnissen hervorgegangen wären; denn gerade zu der Function eines öffentlichen Sprechers gehört eben vor allem „Dreistigkeit“ und „Sicherheit“. Fortgesetzter Lebensdruck legt sich nicht bloß auf die Seele, sondern auch auf die Lippen und macht jene wie diese verschlossen. Der Härte, die sich so oft mit dem Reichtum verbindet, und dem dummen Geldstolz kann natürlich ein Mann wie Gold das Wort nicht reden wollen; ja er findet sogar, daß „wer in Geldsachen schmutzig, unzuverlässig und gaunerisch“ sei, auch „kein grundguter, kein grundnobler Mensch“ sein könne.

Der Verfasser schließt diesen mehr allgemeinen Theil seiner Schrift mit einer Betrachtung über die Religion und verwandte Gegenstände, in der er unter anderm bemerkt:

Betrachtet man den Weltzustand, wie er war und ist, so sind wir, um auf eine sinnlos getteslästerliche Lebensart der Jüngstzeit zu antworten, so wenig über das Christenthum hinaus, daß vielmehr alles Volk (keine Schicht der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen) in das Christenthum hineinwachsen muß, bevor das alte und neue Problem der Volksbildung, der Menschenerziehung und in Folge dessen das Problem des vollkommensten Staats- und Erdenbasins auch nur entfernt, geschweige denn nur annäherungsweise gelöst werden kann.

Dieser ersten Abtheilung der Schrift folgen in den übrigen Hefen Betrachtungen über Charakter und Geist der verschiedenen barbarischen und civilisirten Hauptstämme und Hauptvölker. Zuvörderst charakterisirt der Verfasser unter der Ueberschrift „Der wilde und der civilisirte Mensch oder Natur und Geist“ die Neger und Kaffern, die Insulaner im Stillen Ocean, die amerikanischen Indianer, die Eskimosen und Jakuten, die Chinesen und Japanesen, die Indier, die Araber in Aegypten. Da diesen Skizzen meist bekannte Reiseberichte, wie die von G. Forster, Wrangel, W. Heine u. s. w. und dem Kapitel „Arabische Lebensarten und Lebenswürdigkeiten aus Aegypten“ des Verfassers früher erschienenen Buch „Der Kleinstädter in Aegypten“ zu Grunde gelegt sind, so brauchen wir auf diese ethnographischen Skizzen nicht weiter einzugehen.

Es folgt nun eine Charakteristik der Türken, Russen, Polen und Juden, nebst einigen einleitenden Kapiteln mit den Ueberschriften „Der Naturalismus und die Barbarei im Schoße der Civilisation“, „Der Muth und das Frei-

heitsgefühl barbarischer Nationen" u. s. w., die manches Merkwürdige und Eigenartige, um nicht zu sagen Capriciose enthalten. Wie der Verfasser mit den alten Griechen umspringt, das ist in der That erstaunenswerth. Es ist zwar bis zu einem gewissen Grade richtig, wenn der Verfasser sagt, daß ein Volk in seiner Kunst und Literatur nur den idealen Factor, nicht die Werkstoffnatur abspiegelt, insofern der Verfasser hier nur die Literatur und Kunst versteht, von denen allein unsere Aesthetiker, Kunstkenner und Literaturgeschichtschreiber Notiz zu nehmen pflegen; doch wird man zugeben müssen, daß Kunst und Poesie bei den Griechen ein viel wesentlicheres Element der Volkscultur selbst waren als bei uns Hyperboräern und bei den Modernen überhaupt. Aber selbst was die nachhellenischen Völker betrifft, wird man doch, wenn man sie erschöpfend charakterisiren will, unmöglich die Art, wie sie Literatur und Kunst trieben, so gänzlich beiseite lassen dürfen, wie der Verfasser dies durchgehends thut. Es ist keineswegs gleichgültig, daß wir Deutsche keinen Rafael oder Murillo, aber einen Albrecht Dürer, keinen Dante, aber den Dichter der Nibelungen, keinen Shakespeare, aber einen Hans Sachs, keinen Rembrandt oder Palladio, aber einen Erwin von Steinbach, keinen Calderon, aber einen Schiller, keinen Byron, aber einen Goethe haben; daß ferner die Niederländer keinen Leonardo da Vinci oder Correggio, aber einen Teniers, Rembrandt und Ostade haben. Aber unserm Verfasser sind Kunst und alle höhern Gattungen der Literatur ziemlich gleichgültige Dinge, für ihn hat der alte Spruch „Artes molliunt mores“ keine Gültigkeit, und daher sind ihm die alten Griechen nur „ästhetische Idealisten“, welche „die verschlossen gehaltene und zeitweise explobirende Phantasie der nordischen Schulmeister, Antiquare und Kunstenthüsiasten bis zur Absurdität idealisirt hat“; er findet, daß „nur aus der naiven selbstverleugnenden Auffassung junger und liebenswürdiger Gelehrten, die jedem schönen Schein entgegenschmachten, sich ihre Apologien über Griechen und Spanier erklären lassen“. Den Spartanern, die wir alle auf der Schule wegen des Thermopylenkampfes bewundern mußten, wirft er „scheußlichen Communismus“ vor, und nicht ganz mit Unrecht, wenn man bedenkt, daß bei den Spartanern ein bejahrter Mann seiner Frau einen jüngern Freund zuführen, ein kinderloser von einem andern dessen Gattin sich leihen durfte u. s. w. Von dem „ostentibeln Geschwätz von Kalokagathie“ will er gar nichts wissen; nicht durch die ästhetische Verfeinerung in Künsten und Wissenschaften könne die Menschennatur zur wahren Humanität entwickelt und potenziert werden, sondern „nur mit Hülfe der Uebernatur, der transcendente gewordenen Seele, der Gemüthsentwicklung im Christenthum“. Zu gleicher Zeit erklärt er aber wieder der Naturität ungebildeter Völker und Menschen den Krieg; er behauptet, daß der naive Mensch dem Triebe der Selbsterhaltung „bis zur gefühllosesten, bornirtesten Selbstsucht“ folge; daß ihm für alle Wesen, die nicht ganz so organisiert, situirt, gebildet und beschäftigt sind wie er selbst, jede Mitleidenschaft fehle, was allerdings richtig zu sein scheint. Die „Culturfragen“ seien es, behauptet

er weiter, die den Dichter und Denker in barbarische Länder treiben, und wenn er dann einen „extraordinären“ Tataren oder Araber oder einen „vermaaserten Solowischen“ finde, so nehme er ihn für einen Goethe, Sokrates oder Horaz (welchen letztern der Verfasser, beiläufig bemerkt, niemals für etwas anderes gehalten hat als für einen „Salonschwäger, einen flachen und zweideutigen Charakter und einen gebildeten Sklaven“), und präparire sich der Poesie und seinen Bedürfnissen zu Liebe eine Mirza-Schaffo-Philosophie, die „fatal und nützlich“ werde, „wenn man ihre Aftündchen zu pulsirenden Herzpunkten machen und diese gar zu Weltkreisen expandiren will“. Auch der Bewunderung für den Heroismus barbarischer Nationen sucht er einen Stoß zu versetzen, indem er bemerkt, daß ja auch gerade die gefühl- und gewissenlosesten Verbrecher oft Muth und Tapferkeit zeigten und mit Fassung zu sterben wüßten; der Heldemuth und die Freiheitsliebe barbarischer Völker seien mit Rohheit, Herzenshärte, Despotismus und Selbstsucht gepaart. Er wirft dann einen Blick auf die Corsen und Neugriechen, welche letztern nach ihm den „ränfewollen, sophistischen, perfiden und lügengrüßten Parteigeist der alten Griechen“ geerbt haben sollen. An den Türken erkennt er, gegenüber unserer affectirten Bildung, manches Gute an, kommt aber zu dem Schluß: „Wer alte Naturalisten, wer alte profane Weiber gründlich studirt hat, weiß, wie leer und trostlos, wie stupid und abscheulich es um ihr Inneres aussieht. Nur dem vernunftgebildeten Geist, dem durchgeistigten Christen ist ein glückliches, trostreiches, erhebendes Alter beschieden.“ Das Thier, behauptet der Verfasser sehr zuversichtlich, sei keuscher als der Mensch (!), der Südländer sei in seinen Ausschweifungen lange nicht so brutal und cynisch als die intelligenten Nordländer; gleichwol gehöre selbst ein brutaler englischer oder amerikanischer Matrose nicht selten einer höhern Potenz der Menschenbildung und des Menschengenius an, als der frugalste, enthaltsamste und liebenswürdigste Lazzarone oder als ein venetianischer Gondelführer, welcher Strophen aus Ariost und Tasso singe.

Den Russen nennt der Verfasser in seiner drastischen Weise einen „Culturbankert“ und spricht ihm Ideenreichtum, Tiefinn, Begeisterung, Charakterwürde, Seelenschmelz, Humor und Witz vollkommen ab; den Witz wol mit Unrecht, denn an Talent für satirische und komische Auffassung der Zustände und Personen und namentlich für beißende Raustik scheint es dem Russen keineswegs zu fehlen. Der Russe, sagt er, sei das eigentliche Ideal eines Handelsmenschen im größten und kleinsten zugleich, Engländer, Juden und Italiener kämen ihm darin nicht gleich. Für des Russen etwas weites Gewissen in Bezug auf das Dein und Mein ist es bezeichnend, daß der Russe alles, was er stiehlt, nur „gefunden“ hat; stiehlt er z. B. ein Pferd, so versichert er ganz treuherzig, daß er es „gefunden“ habe. Goltz hebt dann weiter die merkwürdigen Gegensätze im russischen Charakter hervor; der Russe sei weicher wie irgendeine andere Nation, und doch wieder aufs äußerste gefühllos, er sei nachsichtig und voll

Härte, bequem im Umgange und an die zwangvollste Subordination gewöhnt u. s. w., dabei von Natur lebenswürdig, langsam, hingebend; für Familienleben und geselligen Verkehr geschaffen; doch habe er wenig Anlage für Poesie und Philosophie. Indes ist es doch bezeichnend, daß gerade die Hegel'sche Philosophie unter der jüngern russischen Generation so zahlreiche Anhänger zählt. In Betreff der Polen, die er besonders genau zu kennen scheint, behauptet der Verfasser, daß es keine andere Nation gebe, die so herzlich, so wetterwendisch, so lebenswürdig, so natürlich und unabhängig, so leichtsinnig und leichtfertig sei wie die Polen, und er fügt hinzu: „Polen, Weiber und Kinder sind lebenswürdige Barbaren.“ Er stellt den feurigen, graziösen, polnischen Länger dem deutschen gegenüber und behauptet dabei von dem deutschen, daß er sich beim Tanze „wie ein Oekonom“ gebe. Der Verfasser schildert weiter die berühmte „polnische Wirthschaft“, rühmt aber, dem knauserigen Deutschen gegenüber, doch dem polnischen Edelmann nach, daß er freigebig und generös sei. Nun sind sicherlich Freigebigkeit und Generosität vortheilhaftere und lebenswürdigere Eigenschaften als Knauserie, nur ist zu bedauern, daß der polnische Edelmann sein Geld meist nicht an edle und große Zwecke wendet, sondern es im prahlerischen Reichthum fortwirft, „wenn es namentlich gewisse Ostentationen und noble Lebensarten gilt“. Bei den Polen herrsche, bemerkt Goltz weiter, ein bequemer Comfort, während der Deutsche und Engländer ihn mit einer Bedanterie und Gründlichkeit etablierten, daß er dadurch nicht nur unromantisch, sondern auch lästig und unbequem werde. Für die Polinnen aus der aristokratischen Klasse schwärmt der Verfasser förmlich, und findet daher auch die Galanterie der stattlichen polnischen Männer gegen die Frauen sehr begreiflich. Er gesteht, daß der Deutsche sich in einem polnischen Familienkreise wie von einem Zauber umstrickt fühle und dann wenigstens auf Stunden seine deutsche Förmlichkeit, Schmerzhaftigkeit und Bedanterie vergesse; freilich vermißt er später die Grundlage an stillchem und religiösem Fundament, an solider Intelligenz und wissenschaftlicher Bildung.

Hieran schließt sich ein langes Kapitel über die Juden, in welches manche anziehende Genrebilder eingestrichen sind. Er kommt unter andern auch auf das Verhältniß der Juden zu den Künsten und der Literatur zu sprechen und behauptet, daß man unter ihnen wenige Künstler, Musiker und Dichter finde, wol aber zerfetzende Kritiker und „Widersacher mit Virtuosität“; im ganzen aber zeige die Literatur mehr „geistreiche“ Juden als Christen auf, und wenn es eine Schönheit und Grazie des Stils gebe, so habe sie Wörne dargelegt. Indes haben die Juden in jüngster Zeit auch auf musikalischem Gebiete sich sehr ausgezeichnet, freilich meist nur Söhne reicher Aeltern und Bankiers, die ihnen die Mittel zu ihrer Ausbildung und zur Förderung ihrer Erfolge im reichlichsten Maße gewähren konnten, was in unserer Zeit, wo sich mit Geld so viel erreichen läßt, von äußerster Wichtigkeit ist. Auch im Gebiete der Poesie haben sie in neuester Zeit Hervorragendes geleistet, dagegen mag es richtig sein, daß sie,

trotz Wendemann und Magnus, im allgemeinen für Malerei, Sculptur und Baukunst weniger ursprüngliche Anlage oder Neigung besitzen. Schon die alten Hebräer waren wol ein hochbegabtes Literatur- aber ganz und gar kein Kunstvolk. Goltz versichert auch, daß es den Juden an Empfindlichkeit für die Natur fehle, und er beruft sich dabei auf Kompert, welcher es auffällig findet, daß schon die jüdischen Kinder von Blumen nicht viel wissen wollten. Goltz meint auch, der Jude (zumeist doch wol nur der eigentliche Handelsjude) sei durch und durch profan und spreche schon beim Hinausgehen aus der Synagoge vom Geschäft. Den Jüdinnen rühmt er nach, daß sie, in jüdischer Gesellschaft wenigstens, unbefangener als die jüdischen Männer und bei weitem natürlicher und unaffectirter als die Christinnen seien, wobei er wol vorzugsweise an deutsche Christinnen denkt; unter den Christen seien sie aber oft nicht wiederzuerkennen. Christliche Männer bewegten sich übrigens gern in jüdischer Damengesellschaft, weil sie dort mehr Gefühlstiefe, Leidenschaft und Beweglichkeit des Geistes zu finden meinten. Die Jüdinnen (aber auch wol die jüdischen Schriftsteller, Dichter, Musiker u. s. w.) zeigten sich merkwürdig allem Morden zugethan, im Guten wie im Schlimmen, und an keinem Geschöpf zeigten sich die Einflüsse der Zeit so sichtbar als an den jüdischen Frauen.

Den größten Widerwillen offenbart Goltz gegen die romanischen Völkerschaften, gegen die Spanier, Italiener und Franzosen. Was die Spanier betrifft, so rühmt er ihnen „Eleichgültigkeit gegen äußere Lebensgüter“ als eine Nationaltugend nach, nennt sie aber „Ungeheuer und Kind in einem Athem“, und „Prototyp eines mit sich selbst zerfallenen verlumpten Genie“. Eigentlich interessant war uns unter seinen Bemerkungen über die Spanier, die er wol schwerlich aus Autopsie kennt, nur die über die Asturier, die sich ihrer rein gothischen Abkunft rühmen und in ihrem Mangel an Artigkeit im gesellschaftlichen Umgange, in ihrem habersüchtigen und wenig lebendigen Wesen wol noch ihre deutsche Abstammung verrathen. Noch viel heftiger entladet sich sein Zorn gegen die Italiener, an denen er auf seinen Reisen keine guten Erfahrungen gemacht zu haben scheint; doch waren dies eben nur Reiseerfahrungen, die nicht sehr geeignet sind, um ein Volk gründlich kennen zu lernen. Er sucht alle Illusionen zu zerstören, welche der Gelehrte, der Künstler in Betreff der Italiener hegt, meint, „Aesthetik ist die zweitdeutigste Diagnose von einem Volke“ und zählt die Italiener selbst den „lebenswürdigen und ästhetischen Hundsfott“ bei. Er bemerkt: „Der italienische Schmutz gehört, ohne Wiß gesprochen, zur Naturgeschichte des italienischen Menschen“, und verstreigt sich sogar bis zu der maßlosen Behauptung: „Forterbende potenzirte Ehrlosigkeit und Nichtsnutzigkeit, ein unverkümter, zeugungsunkräftiger und schuftiger Naturalismus macht die italienische Durchschnittsphysiognomie von Venedig bis Sicilien aus.“ Selbst für ihre bestechendern Eigenschaften weiß er nur schlimme Motive aufzufinden. „Man muß italienische und spanische Weiber im Zorn gesehen haben“, sagt er, „um

sich zu überzeugen, was für ein erbärmliches, indignirendes, die Menschheit entwürdigendes Ding diese süßliche Grazie ist." Dabei meint er aber doch, daß das gemeine Volk in Italien unendlich besser und bildkräftiger sei als die gebildeten Klassen. Selbst die schöne italienische Sprache erregt seinen Widerwillen. Sie gilt ihm nur als eine „weibliche, weichliche, mit lauter Vocalen ver-
buhlte und verschnittene" Sprache, als eine Ausartung der „gesackten" (!) Römersprache.

Nachdem der Verfasser schon früher gelegentlich in Betreff der Franzosen bemerkt, daß ihnen „die Lüge, die Affectation, die Manier und Komödie und der sittliche Schematismus" zur zweiten Natur geworden seien, wogegen ihnen das Gewissen, das Gemüth, die Religion für eine „Schauspielerei" oder für eine „naïve Illusion" gelte, widmet er ihnen im vierten Heft ein eigenes Kapitel, dessen Inhalt sich in den einzelnen Ueberschriften: „Culturbarbareien bei den Franzosen", „Die französische Unpersönlichkeit, Mechanik, Abgeschmacktheit und Schamlosigkeit" u. s. w. genugsam kennzeichnet. Inbeß, bemerkt er, die Welt liebe nun einmal die Leichtfertigkeit, den sinnlichen Schaum, den schäumenden Witz, die Jungengewandtheit, die gefällige Façon, das declamatorische Pathos und den Komödienthraler, den Modewechsel, die Taschenspielererei mit Worten und Werken wie nichts in der Welt, und für alle diese Liebhaberei sei der Franzose der Perlenmeister, der Tausendkünstler ohnegleichen. Ein andermal sagt er von ihnen, sie seien „trotz aller Culturschleifereien und historischen Metamorphosen die verlogenen prahlerischen, ostentibeln, gleisnerischen, immer schlag- und redefertigen, vielgewandten, leicht beweglichen, oberflächlichen und leicht zusammengerotteten Gallier geblieben". Dabei gesteht er freilich, daß der Franzose mehr materiellen Instinct, mehr graziösen Verstand und unendlich mehr politischen und socialen Geist besitze als der Deutsche, und daß er bei tausend Gelegenheiten mehr sittliches Fundament, mehr Ehrliche, Ritterlichkeit, Wiederherzigkeit und Gemüthlichkeit zeige als der Italiener. In diesem Kapitel kommt er auch auf Voltaire und Rousseau zu sprechen, und nennt letztern einen bloßen „Raisonneur und Declamator", einen „bornirten und querköpfigen Naturphilosophen". Er zieht unter anderm ferner einen Vergleich zwischen der russischen und französischen Sprache und findet, daß beide von einem Mechanismus regiert seien und sich in ihrer Construction wie eine Mosaik darstellten. Hieran fügen wir noch unsererseits, weil sich gerade Anlaß dazu bietet, eine Bemerkung über den von vielen der französischen Sprache nachgerühmten Wohlklang. Dieser beruht ja aber durchaus nicht in dem Material der Sprache selbst, sondern wird nur dadurch künstlich hervorgebracht, daß die Franzosen gewisse Buchstaben und ganze Silben gar nicht, andere anders aussprechen als ihr natürlicher Tonlaut ist, wieder andere durch die Nase schnarren, oft halbe Worte verschlucken oder am Gaumen zerdrücken, die Betonung willkürlich auf Ableitungssilben legen u. s. w. Bei unserer deutschen Sprache würden wir am Ende einen ähnlichen Wohlklang, wenn er Wohlklang ist, erreichen,

wenn wir in der Aussprache unserer deutschen Worte mit ähnlicher Willkür verfahren wollten. Sehr wahrscheinlich wird im Laufe der Jahrhunderte die Kenntniß der Regeln, wonach die Franzosen ihre Sprache accentuiren und prononciren, verloren gehen; nachkommende Völker werden dann das Französische vielleicht nach den natürlichen Regeln aussprechen, wie wir unser Deutsch, und sie werden dann gar nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß eine Sprache von so ungefügtem Material die Lieblingsumgangssprache aller Völker unserer Zeit werden konnte. Noch eine wie es uns scheint ziemlich sinnreiche Bemerkung des Verfassers wollen wir hier anführen; er meint nämlich, wenn der Franzose kein besonderes Wort für den Begriff „Mann" besäße, so könne dies nur daher kommen, weil bei ihm der männliche Geist nicht nachdrücklich genug entwickelt und prononcirt sei.

Man wird uns nicht vorwerfen wollen, daß wir die Franzosen überschätzten; wir haben immer vor der französischen Politik gewarnt und immer nachdrücklich darauf hingewiesen, daß unsere Literatur niemals in ein tieferes Elend versank, als wenn sie ausschließlich und zu slavisch französische Muster copirte, daß der deutsche Geist niemals so sehr entartete, als wenn er dem französischen Geist tributär wurde, daß die deutsche Nation überhaupt sich niemals vor andern Völkern und den Franzosen selbst so lächerlich machte, als wenn sie äußerlich ein Zerrbild französischer Sitte darstellte wie Holberg's Jean de France. Aber die Franzosen, die wenigstens eine Nation sind, welche sich niemals zum Spielball ausländischer Intriguen und Willkür hergab und ihre Einheit niemals trotz aller inneren Revolution zersprengen ließ, besitzen auch so manche löbliche Eigenschaften, die vielleicht von unsern Urteutonen nur deshalb gering geschätzt werden, weil sie fühlen, wie weit wir selbst davon entfernt sind. Erst jüngst schrieb uns ein politischer Flüchtling, der, obgleich ihn ein deutscher Bannstrahl traf, eine kaiserliche Anstellung in Frankreich erhielt:

Die Franzosen sind in Fieberkriegen doch viel anständiger und humaner und gegen Parteigenossen von einer Rücksicht und Hingebung, die musterhältig ist. Auch die Freundschaft, selbst da wo sie nur formell ist, bestimmt sie zu Acten der Aufopferung, wovon ich hundert Beispiele anführen könnte. Man spricht viel von der Unstetigkeit ihres Charakters; nicht einmal die Hälfte ist davon wahr. Nachdem ich von den meisten Freunden und Bekannten volle neun Jahre getrennt gewesen war und zwar ohne ihnen je geschrieben zu haben, fand ich sie mit gleich wohlwollenden Gesinnungen wieder. Manche hatten ihre Fahne gewechselt, trotzdem bestand aber doch die Achtung vor dem früheren Verhältnis noch fort. Du weißt, wie aufrichtig ich an Deutschland hänge, aber nichtsdestoweniger muß ich gestehen, daß französischer Takt und französisches Partgefühl (*délicatesse*) probatlicher als deutsche Gemüthlichkeit sind, die beim leuchten Mondschein und blendenden Lampenschimmer oft nach etwas aussteht, am Sonnenlicht und im Tagesverkehr aber schwächlich verbläßt. Zudem sagt und schreibt der Deutsche: „In Weißfähen hört alle Gemüthlichkeit auf!" u. s. w.

Ähnliche Ansichten fanden wir vor einiger Zeit in der Wochenschrift „Das Jahrhundert" ausgesprochen. In dem betreffenden Aufsatz hieß es unter anderm, daß es namentlich den Deutschen sehr schwer werde, den Charakter der Fran-

josen zu begreifen; hierzu müsse man sehr lange in Frankreich gewesen sein, mit Personen aus allen Ständen Umgang gehabt und namentlich, was vielleicht das Schwierigste sei, sich mit dem Geiste ihrer Sprache vollkommen vertraut gemacht haben. Unbeständig seien die Franzosen nur in Dingen, die ihrer Natur nach oberflächlich und veränderlich seien, z. B. in den äußern Formen des geselligen Lebens. Was dagegen die eigentliche Seele, das Princip dieses Lebens, den Standpunkt der Humanität betreffe, da sei der Franzose beständiger, als man bei oberflächlicher Beobachtung geneigt sein möchte zu glauben. Der Verfasser des Artikels versichert, daß er nirgends, bei alt und jung, dauerndere Ueberzeugungen, tiefer wurzelnde Gesinnungen gefunden habe als bei den Franzosen, und er fährt nach dieser freilich vielleicht zu bezweifelnden Versicherung fort: „Die französische Urbanität ist keine bloß äußerliche Höflichkeit, wie sie denen erscheint, welche die leichte Erregbarkeit und Beweglichkeit der Franzosen für Leichtsinns und Unbeständigkeit, ja für Falschheit und Treulosigkeit halten. Sie ist vielmehr der unmittelbare Ausdruck ihrer echten Humanität. Es gibt gewiß kein gutherzigeres Volk als das französische.“ In demselben Sinne äußerten sich gegen uns auch andere Landesleute, welche längere Zeit in Frankreich domicillirten, und jedenfalls bleibt die Thatsache bemerkenswerth, daß sich so viele Tausende von Deutschen in Frankreich und namentlich Paris aufhalten, welche sich dort so wohl befinden, daß sie nur zu bald ihr Vaterland vollständig vergessen, was man von Franzosen, die nach Deutschland kommen — und sie thun dies nicht ohne große Noth — weniger sagen kann. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ bemerkte in Bezug auf die Ausfälle unsers Verfassers gegen die romanischen Nationen, nachdem es darauf hingewiesen, daß jedes Volk sein Gemüth, nur jedes in seiner eigenen Weise habe:

Wenn den Franzosen und Italienern nichts bleibt, so haben sie das Verdienst, dem barbarisch gewordenen Europa die antike Tradition der griechischen Urbanität und Humanität vermittelt zu haben. Allen Respekt vor den Tugenden und der gesunden Kraft unserer deutschen Vorfahren, aber Bildung, Humanität und Achtung vor der Menschenwürde haben sie nicht erfunken — wir sind sehr gemüthlich, solange wir gut gekaut sind —; aber Höflichkeit, Takt, Zartgefühl wird selbst heute noch der größten Zahl unserer Landesleute herzlich schwer. Dieses Zartgefühl, der Takt, was unangenehm sein und beleidigen könnte, die Discretion in peinlichen Verhältnissen, die Achtung vor der äußern und innern Würde des Nebenmenschen, dieses Kennzeichen echter Humanität, die eine tiefe geistige Quelle haben müssen, gebühren, man mag sagen, was man will, den Franzosen und damit machen sie noch heute Propaganda bei Russen und Polen, ja bei deutschen Bauern. Gott bewahre uns vor der deutschen Nieberkeit, Treue und Aufrichtigkeit in ihrem formlosen Naturzustande, wie er noch ziemlich häufig selbst bei Gelehrten und Männern „von Bildung“ angetroffen wird.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß, wie die Geschichte beweist, der Franzose in Augenblicken leidenschaftlicher Aufwallung seine Urbanität und selbst seine Galanterie gegen Frauen vergessen kann; aber diese Aufwallungen sind dann doch immer mit einem imponirenden oft freilich auch theatralischen Pathos verbunden, dem Verbrechen gefällt sich die

Größe, und Scenen rührender Aufopferung und Noblesse bilden fast immer die versöhnende Aichseite zu so dunkeln Schatten. Was Italien betrifft, so hat auch dieses seine große Geistesepoche in Kunst und Literatur gehabt, ohne die wir schwerlich ganz das wären, was wir sind, und Personen, die sich unter ihnen längere Jahre aufgehalten haben und nicht bloß gewinnstüchtige Facchinos, Vetterinos und Ciccones und unverschämte Bettler kennen lernten, wissen auch von ihnen viel Nähnliches zu erzählen. Der Oesterreicher G. von Goernig erkannte in einem aus den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften auch einzeln abgedruckten Vortrage über die „Ethnographie Oesterreichs“ (Wien 1867) den Italienern und besonders den Lombarden viele sehr löbliche Eigenschaften zu, und Paul Heyse bemerkte jüngst in einem Vortrage über die italienische Volksepoeie laut der „Neuen Münchener Zeitung“:

Als Resultat für den Volkscharakter der Italiener muß man, so gering sonst unsere Meinung sein mag, das Ingefühlsmaß machen, daß sich in ihnen bei der Abwesenheit aller Züge männlicher Reife, eine Idealität, eine Zartheit und Gefügigkeit der Leidenschaft erhalten hat, die nur der Jugend eigen sind. Der Augenblick ist ihnen alles, die Vergangenheit nichts. Das Herz und die Natur bleiben die einzigen Quellen ihrer Poesie, in welcher bei aller Freiheit und Leidenschaft dennoch eine gewisse Grenze nie überschritten wird. Jene ewige Jugend bleibt immer ein Rahm.

Es ist, wie schon bemerkt, ein großer Mangel der Volk'schen ethnographischen Untersuchungen, daß er Kunst, Literatur und Poesie der Völker gänzlich unberücksichtigt läßt, sonst würde er z. B. auch in Betreff der Spanier haben zugeben müssen, daß ein Volk, welches einen Calderon, Lope de Vega, Cervantes, Moreto, einen Murillo, Velasquez, Zurbaran u. s. w., also Dichter und Künstler von höchster Noblesse hervorgebracht, nicht bloß „Prototyp eines mit sich selbst zerfallenen verlumpten Genies“ sein könne. Die Spanier liegen jetzt danieder, aber nicht ärger oder nicht so arg, als wir Deutsche zu Zeiten daniederzulegen haben.*) Güten wir uns, durch

*) Es sind in letzter Zeit so manche Reiseberichte in Deutschland erschienen, welche geeignet sind, unsere Ansichten über die Spanier in einem ihnen günstigen Sinne zu berichtigen; dahin gehören die Schriften von Moriz Willemsen, Altag Stolz, Delzogen u. a. ferner Lamont's Reisebriefe aus Spanien, welche das „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung“ im vorigen Jahre brachte. Lamont wohnte unter anderm in Madrid einer öffentlichen Universitätsfeierlichkeit bei, und er schreibt auf Anlaß derselben: „An den Professoren bewunderte ich die Fertigkeit des feinen Vortrags: wo ich Gelegenheit hatte mit Fachgenossen in Verkehr zu treten, war ich von dem Umfange und der Gründlichkeit ihres Wissens, sowie von der trefflichen Einrichtung und Ausstattung ihrer Institute um so mehr überrascht, als ich den in Deutschland ziemlich allgemein verbreiteten Ansichten zufolge keine besonders günstigen Erwartungen davon gehabt hatte. Alles was ich auch sonst in dieser Beziehung wahrgenommen habe, war geeignet den vortheilhaftesten Eindruck hervorzubringen.“ Besonders muß ich hervorheben, daß eine Bekingung erfüllt wird, welche ich als das Kriterium des wahren wissenschaftlichen Sinnes und als unablässig für höhern Erfolg betrachte, ich meine die Vermeidung des Particularismus, den man bei mehr als einem Volke antrifft. Was in Frankreich, in England, in Deutschland angestrebt und erzielt wird, findet ebenso viel Beachtung wie das Einzelne. Französische und englische Literatur ist, man darf sagen, allgemein verbreitet; aber auch eine ziemliche Anzahl von Professoren trifft man an, die deutsch zu lesen, mehrere die in dieser Sprache geläufig sich auszudrücken im Stande sind.“

solche Ausfälle wie die Goltz'schen zu Repressalien herauszufordern! Vielleicht möchten wir dann doch nicht so vollkommen siegreich bestehen, als Goltz sich einzubilden scheint.

Der Charakteristik der Engländer, die er in der allgemeinen Einleitung ein „Gemengsel von Noblesse und Brutalität, von Spleen und Trivialität, von Weltbürger-sinn und Philisterhaftigkeit, von Großmuth und Gewissenlosigkeit“ u. s. w. genannt, ist ein eigenes Fest, das fünfte, gewidmet, und er bemerkt darin unter anderm: „Schon im Gange, in der Miene und Haltung des Engländers, im Ton der Stimme, in seinem zungenbequemen Dialekt drückt sich eine Negligence und Natürlichkeit aus, die nur aus dem stärksten Selbstgefühl und aus einer persönlichen Sicherheit hervorgehen kann.“ Es ist richtig, daß dieses Auftreten andern oft sehr unangenehm werden kann, aber wir für unser Theil lieben diesen festen, breiten Gang des Nationalengländers, indem sich dadurch selbst in dem Individuum das Bewußtsein ankündigt, einer weltherrschenden Nation angehören; wir lieben diese nämliche stolze Gleichgültigkeit, die aber auch wieder nichts von dem französischen Eckenhochmuth oder jener nicht sehr männlichen burlesken deutschen Renommisterei hat, die zu der sonstigen deutschen Schüchternheit einen eigenthümlichen aber keineswegs sehr erfreulichen Gegensatz bildet; wir lieben diesen geradabaus gerichteten, kaum nach links und rechts absehbenden Blick, während der Deutsche so gewohnt ist, den an ihm Vorüberschreitenden neugierig ins Gesicht zu sehen oder sich gar noch umzuwenden, um auch möglichst noch von der Rückseite des ihnen zufällig Begegnenden Kenntniß zu nehmen. Diese Neugier hat ja ebenso wenig mit Wohlwollen etwas zu thun, als die stolze Gleichgültigkeit des Engländers mit Mißwollen. Zu dieser großartigen Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt werden freilich die Engländer förmlich abgerichtet. So erzählt der Kanzler Niemeyer, daß, als er die Schule von Eton besuchte, ein Jüngling derselben bestraft wurde, weil er auf der Straße mit einem ihm befreundeten Hamburger gesprochen habe; denn die Schüler durften nur mit einander und mit ihren Vorgesetzten verkehren und mit niemand sonst sich unterhalten. Der Gymnasialrector Brandes, der dies in einer seiner Schriften mittheilt, bemerkt dazu: „Wir schreien oder spotten über solche Härte, und doch sind die Engländer nicht allein kluge, sondern auch praktische Leute, die wohl wissen, was sie thun.“ Der englischen Herzlichkeit widmet der Verfasser ein eigenes Kapitel, in dem er unter anderm versichert: „Die Verle der Liebe und Freundschaft ist in England zu Hause.“ Nach seiner Ansicht hängt diese Herzlichkeit mit dem englischen Verstande aufs innigste zusammen, und sicherlich wird jeder, der mit Engländern näher zu verkehren Gelegenheit hatte, zugeben, daß es in dem Herzen des verständigsten Engländers eine Stelle gibt, wo er lindlicher Gemüths Mensch ist. Freilich kann der Britte auch aufs äußerste gefühllos sein und gleichgültig gegen Nebenmenschen wie gegen die leblose Schraube an einer

Maschine, wenn es sich um Erwerb und Gewinn und um die Erreichung eines Nationalzwecks handelt; doch hat sich auch hierin viel gebessert, obschon Bogumil Goltz nicht anzugeben weiß, „wie viel Ambition und Klugheit, wie viel Menschlichkeit in den Reformen steckt“. Der Verfasser macht auf Anlaß der englischen Herzlichkeit die bis zu einem gewissen Grade richtige Bemerkung, daß man wahrhafte Herzlichkeit oft gerade bei solchen Menschen antreffe, die wenig Phantasie und Sentiment besäßen und noch weniger von schönen Künsten und Wissenschaften verständen. Künstler und Dichter wie alle Gebildeten gewöhnlichen Schlags hätten nicht so viel Herz als die Geschäftleute (diese aber doch wol nur dann, wenn das „Geschäft“ gänzlich aus dem Spiele bleibt), Handwerker, Soldaten und Arbeiter; nur der Genius conservire in allen Culturprocessen auch noch die Fähigkeit, zu lieben und zärtlich zu sein. Den englischen „Vollblutugenden“ ständen, bemerkt Goltz weiter, freilich auch die englischen „Vollblutlaster“ gegenüber; einen consequentern, gewissenlosern Bösewicht gäbe es nicht als einen vom englischen Blut; die deutsche Sünde sage sich selten ganz und gar von Scham und Gewissen los; sie löse sich in Neue noch während der Missethat auf und breche der Bosheit die Spitze ab. Wir möchten fast glauben, der Verfasser habe nicht hinlänglich Criminalgeschichte, z. B. den „Neuen Pitaval“ studirt; er würde sonst schwerlich die letztere Behauptung niedergeschrieben haben. Der Verfasser stellt auch eine Vergleichung zwischen der englischen und deutschen Schulerziehung an und meint, daß die deutschen gelehrten Schulen den Idealismus des künftigen Gelehrten erzögen und mit dem Allgemeinmenschlichen den Grund zum besondern, zum künftigen Beruf legten. Die Engländer gingen direct auf die Praxis los. Daher arbeite sich der Engländer auch nicht leicht zu einem Weltbürger, zu einem harmonisch gebildeten Menschen durch; aber unser idealistisches Princip verführe zu Prätensionen und erziehe eine Unmasse von „taugenschüssigen“ Literaten, Kestheißern und unfruchtbaren Ideologen; dagegen leiste der englische Realismus dem dortigen Materialismus zu viel Vorschub. Er gelangt zu dem Schluß, daß die Dekonomie der Menschengeschichte ohne die deutsche Universalität und Idealität, ohne die deutsche Versöhnung, Mäßigung und Ausgleichlichkeit ebenso wenig bestehen könne als ohne die englische Charakterkraft, Thatkraft und Einseitigkeit. Wie bekannt hat sich eine deutsche pädagogische Autorität, L. Wiese, im ganzen mehr für das englische Erziehungsprincip ausgesprochen; und allerdings kann man dem deutschen Erziehungsweisen wol vorwerfen, daß es die Gemüther unruhig und unstill macht und erzhigt, daß es nur zu oft zum Dünkel und zur Phrasologie verführe, an der wir Deutschen so gut wie die Franzosen leiden, während sie dem Engländer fast ganz unbekannt ist. Was hilft die Universalität, der Idealismus, das Weltbürgerthum innerhalb der vier Wände? Dieses Weltbürgerthum ist sehr wohlfeil und schützt nicht gegen Härte und Lieblosigkeit. Zum Schluß gibt der Verfasser eine kurze Schilderung

der Irländer, wonach dieses Volk leicht als das liebendwürdigste Volk der Erde erscheinen könnte. Indes schöpft dabei der Verfasser aus einer sicherlich nicht ganz unparteiischen Quelle, aus Torrequer, der unsern Wissens selbst ein Irländer ist. Gelegentlich wüthet er, wie früher schon gegen die italienische und französische, so auch gegen die englische Sprache, der er „regelhasige Zungen-, Lippen-, Gaumen- und Nasencommobilitäten“ vorwirft und überhaupt Injurien sagt, für die sie ihn vor Gericht belangen könnte.

Den Deutschen hat Goltz keine eigene Betrachtung gewidmet, doch finden sich über sie eine Menge Notizen im Buche verstreut, welche das Widersprechendste über diese Nation aussagen. Dies liegt überhaupt in der Methode des Verfassers, wozu noch allerdings kommt, daß das deutsche Volk an innern wie äußern Eigenschaften überaus reich ist und daher auch dem Auslande als eine Art Räthsel erscheint. Goltz sagt von ihnen z. B., es sei ihnen der Naturstolz und Nationalstolz, den der Engländer in seinem Blute bewahre, durch Grübelerei, Schulmeistererei, Gemüthlichkeit und Philosophie abhandeln gekommen; der Deutsche sei ein „Kästerer, Krafthler und Klugloser“; er wirft ihm „Schwerfälligkeit und Ungrazie“ vor, während es wenigstens den Bewohnern mancher süddeutschen und österreichischen Gebirgsländer, denen allerdings ihre fleißigere Tracht zu Hülfe kommt, nicht an natürlicher Grazie und Elasticität fehlt; er bemerkt, daß den Polen an dem Deutschen folgende Eigenschaften mifsällig sind: „Phlegma, Knausererei, Höflichkeit, Schulmeistererei, Unschönheit, Unnatur, Mangel an conversationaler Bildung, an Grazie, an Gewandtheit; in Summa: Schwerfälligkeit und Bedanterie.“ Der Verfasser gibt den Deutschen an Grazie zu, aber er motivirt ihn in folgender, den andern Völkern nicht sehr schmeichelhafter Weise:

Die Flachheit, die Borntheit, die Trivialität, die Gemeinheit und Gewissenlosigkeit haben andern Nationen, Franzosen, Italienern, Polen die freie, d. h. graziose Entwicklung belassen, während das deutsche Gewissen und die deutsche Geistestiefe die natürlichen Grazien und Liebendwürdigkeiten absorbiert.

Ein andermal versichert er,

daß man nur bei dem deutschen, gebildeten und reifen Manne auf die charakteristischen Eigenschaften des wahren Menschen: auf Gleichmuth und Uebermaß, auf Ausgeglichenheit und Deonomie, auf die Harmonie aller Kräfte, auf Selbstkontrolle und Selbstbewußtsein, auf objectiven und förmlichen Verstand, auf Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, auf Scham und Ehrgefühl, auf Pflicht und Gewissen, auf Treue und Glauben, auf freie Unterwerfung unter ein absolutes Gesetz, auf künstlerisch und wissenschaftlich freie Handhabung von Ideen und Normen rechnen darf.

Das ist nun freilich alles Mögliche. Weiter versichert Goltz, daß „nur das deutsche Antlitz ein Menschenthum wie kein anderes verbürgt“, daß ferner, was manchem zu lesen überraschend sein wird, „so fein, so verständig, so delicat zugleich, wie ein deutscher Mensch alle leinsten Schattierungen, Rhythmen und Metamorphosen des Geistes und Herzens in der Stimme und Gesticulation wiedergibt, es ihm nicht einmal der Italiener und Spa-

nier, geschweige der Franzose nachthut“. Ein Theil dieser Lobeserhebungen wird freilich von einer Autorität bestätigt, die keine geringere ist als Friedrich der Große, dessen Urtheil wir anführen, weil Friedrich vielen, aber mit Unrecht, als ein Verächter der Deutschen und alles deutschen Wesens gilt. Friedrich schrieb einmal an Voltaire:

Es fehlt uns die liebenswürdige Lebendigkeit der Franzosen, allein wir haben als Ersatz gefunden Sinn, Offenheit, Wahrhaftigkeit.

Und ein andermal:

Der Fehler der Deutschen ist nicht Mangel an Geist; gesunder Sinn ist ihnen eigen, ihr Charakter nähert sich dem der Engländer. Die Deutschen sind arbeitsam und tief; haben sie einen Stoff ergriffen, so werden sie Meister. Könnte man ihre Schwerfälligkeit bessern und sie mit den Grazien etwas vertrauter machen, so zweifle ich nicht, daß auch meine Nation große Männer hervorbrächte.

Als Friedrich diese Worte schrieb, lebten zwar keine eigentlich großen Männer in Deutschland, aber frühere Zeiten hatten deren schon, trotz mangelnder Grazien, viele hervorgebracht und Friedrich selbst sollte eine neue Reihe großer Männer eröffnen.

Wir fügen noch einige eigene Bemerkungen an. Es gibt mutthliche Traditionen wie die von der deutschen Gemüthlichkeit, gegen die schwer anzukämpfen ist. In der Oppositionszeit zwischen 1830—48 war es Brauch, diese Gemüthlichkeit, mit der ein Volk überhaupt so wenig coquettiren sollte wie eine Jungfrau mit ihrer Unschuld, als einen wirklich vorhandenen Gegenstand zu betrachten, den man zuvörderst zu beseitigen trachten müsse, ehe es gelinge könne, die Deutschen zur richtigen politischen Thatkraft zu beflügeln. Alles sollte diese Gemüthlichkeit verschulden! Wie aber, wenn das, was man unter dem Namen Gemüthlichkeit bekämpfte, gar nicht vorhanden war? Denn was versteht man in Deutschland eigentlich unter Gemüthlichkeit? Viele verstehen darunter nur die Wirtschaftsgemüchlichkeit, ein bloßes Sichgehenlassen im Gespräch, möglichst formlos und zwanglos, möglichst geistlos; Andere verstehen darunter sogar das Privilegium, recht gründlich grob sein zu dürfen, und die sehr unedliche Leidenschaft des Geflatsches und Geträllsches, des Aufziehens, „Schraubens“, „Ugens“ und „Krafthens“, und sie befinden sich da, wo sie dieser Leidenschaft nicht nach Herzenslust fröhnen können, im höchsten Grade „ungemüthlich“. Andern ist schon da nicht recht wohl, d. h. nicht gemüthlich, wo es ihnen nicht gestattet ist, in ihrem Provinzialdialekt möglichst ungenirt zu plaudern, und in manchen deutschen Landstrichen rücken die „Autodithonen“, wenn sie jemand mit scharfem preussischen Accent oder überhaupt reines Hochdeutsch sprechen hören, schrei hinweg; denn dieser Mensch erscheint ihnen „sehr ungemüthlich“. Derselben Art Gemüchlichkeit huldigt das weibliche Geschlecht in Kaffee- und Theegesellschaften. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Nun, sind die Klopfschereien unserer Gelehrten und literarischen Haudegen, die Anzüglichkeiten und anonymen Ausfälle und die geschmacklosen und rohen Späße in dem den öffentlichen

Inseraten gewidmeten Theile unserer Lokalblätter, die vielen Familienhäfeleien und brotneidischen Intriguen und die zahlreichen Proceffe und Verdictshändel die süßen Früchte, an denen wir diese Gemüthlichkeit erkennen sollen? Und ist nicht vielleicht gerade diese auch auf den Universitäten gepflegte rohe Gemüthlichkeit die Hauptursache, daß bei uns die „Grazien“ nicht recht gedeihen wollen? Keineswegs wollen wir hierdurch in Abrede stellen, daß es unter den Deutschen eine große Anzahl wirklich und nicht bloß scheinbar gemüthvoller Menschen gibt und zwar mehr in den untern und mittlern als in den höhern Ständen, wo es wenigstens nicht zum guten Ton zu gehören scheint, sich auch äußerlich gemüthlich darzustellen. Aber wer auf seinem Lebensgange solche reine Gemüths-menschen hat kennen lernen, der wird auch wissen, daß sie mit ihrem Gemüth nur sehr schlechte Geschäfte machten und die Concurrenz mit den bloß berechnenden Verstandes-menschen und den bloß egoistischen Intriguanten nicht bestehen konnten, weshalb auch Gupkow in seinem neuesten Roman als Lebensregel den Satz aufstellt, daß, wer im Leben sein Glück machen und ein großes Resultat erzielen wolle, dem Gemüth den Lauspaß erteilen müsse. Es sind dies nicht seine Worte, aber es ist der Sinn der betreffenden Sentenz.

Dagegen möchten wir die Deutschen gegen einen Vorwurf in Schutz nehmen, der ihnen, wie uns scheint, mit Unrecht gemacht wird, nämlich gegen den Vorwurf unpraktisch zu sein. Man nennt sie unpraktisch, weil so und so viel Gelehrte sich unpraktisch zeigen, so und so viel Philosophen ins Blaue des Transcendentalismus hinein speculiren, so und so viele Lyriker ihren Träumen nachhängen, so und so viel Talente oder Genies zu Grunde gegangen sind, oder endlich weil die Deutschen auf politischem Gebiet nichts Rechtes zu Stande zu bringen wußten, was aber viel mehr im Eigensinn, in der Rechthaberei, in der in Deutschland so verbreiteten kritischen Zweifelsucht und im gegenseitigen Stammeshaß seinen Grund hat. Dagegen, wo es die kleinen Interessen der eigenen Existenz betrifft, da zeigen sich die Deutschen im allgemeinen wol sehr praktisch, indem sie auch den kleinsten Vortheil wahrzunehmen wissen, geschickte und thätige Arbeiter und meist auch ein wenig Auauser sind. Man lasse einen Deutschen und einen Irländer, Polen, Ungarn, Spanier u. s. w. mit denselben Geldmitteln in die weite Welt wandern, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß es der Deutsche weiter bringen wird als die andern. Viele, die mit sehr wenigem ausgewandert sind, haben es in der Ferne zu angesehenen Kaufleuten und wohlhabenden Farmiern, manche, wie Astor, selbst zu großen Reichthümern gebracht. Diese praktische Umsicht erstreckt sich auch auf das weibliche Geschlecht; ein deutsches Mädchen wird sich sicherlich viel eher an den Mann zu bringen wissen, als eine Französin, Spanierin oder Italienerin, die zu stolz sind, um sich einem Manne aufzubringen, wenn er ihnen zu viele Umstände macht. Gelingen trotzdem viele bei allem Fleiße, aller Erfindungsgabe in Deutschland zu nichts, mußten so manche mit ihren Ideen und Plänen

ins Ausland wandern, um sie hier, wenn sie überhaupt ausführbar waren, in Ausführung zu bringen, so liegt dies eben an ganz andern nur zu bekannten Verhältnissen. Mit diesem praktischen Gesichts, das wir dem Deutschen, wie bemerkt, nicht wie so manche andere Eigenschaften abschreiben möchten, verbindet sich bis auf den heutigen Tag noch bei den meisten ein Geist der Solidität und Reclität, obschon wir doch niemand rathen möchten, sich auf die mündlichen Zusagen selbst deutscher Ehrenmänner zu sehr zu verlassen, denn der alte Volkspruch: ein Mann, ein Wort! hat sich auch bei uns dahin mobilisirt, daß man für „ein Wort“ lesen muß „ein Contract“.

Der Verfasser hat in diesem Werke vorzugsweise die gröbere Hälfte des Menschengeschlechts, die männliche, im Auge gehabt, aber seitdem auch eine Schrift über die Frauen erscheinen lassen, welche als ein Supplement zu dem vorliegenden Buche zu betrachten ist und vielleicht im Verein mit dem Michelet'schen, jetzt in deutscher Uebersetzung erschienenen Buche über die Liebe einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben muß. Nur gelegentlich kommt er in dem Buche, welches Grundlage und Object gegenwärtigen Verichts bildete, auch auf die Frauen bei den verschiedenen Völkern zu sprechen. Im allgemeinen betrachtet er sie, wie wir gesehen haben, wie die Kinder und die Polen als „liebenswürdige Barbaren“. Daher stellt er sie in der Betrachtung über den „Muth und das Freiheitsgefühl barbarischer Nationen“ auch in Betreff ihres Muths mit den Barbaren zusammen. Er bekennet zwar bei dieser Gelegenheit, daß die Frauen oft mehr Muth zeigten als die Männer, aber dieser Muth der Frauen gelte selten einem Princip, einer Wahrheit, er wechsle mit Verzagtheit und flieherhafter Anstrengung, er sei „der Muth der Schwäche, sehr oft der Feigheit, der Unwissenheit, des Blödsinns, der Unvernunft und der Furcht“; das Weib kenne in seiner Leidenschaftlichkeit weder Maß noch Selbstcontrole oder Gerechtigkeit und ruhiges Urtheil. Man sieht hieraus, wie aus dem Vorstehenden überhaupt, daß es der Verfasser, welcher sich den Menschen recht eigentlich zum Gegenstande seiner Forschung aufersuchen hat, in seinem Buche an excentrischen Behauptungen und an Aufstellungen, welche Widerspruch und Anstoß zu finden geeignet sind, keineswegs fehlen läßt; nichtsdestoweniger ist es ein sehr anregendes und lesenswürdiges Buch, das neben vielen Einseitigkeiten auch eine große Anzahl richtiger und dabei selbständiger und furchtloser Beobachtungen enthält, welche dazu beitragen werden, den gegenüberstehenden Einseitigkeiten die Wage zu halten und manchen vulgären, zuweilen schädlichen Missionen ein Ende zu machen. In der Reihe der vielen glatten und unterschiedslosen literarischen Physiognomien unserer Zeit tritt Bogumil Goltz wenigstens, wenn auch nicht als ein schöner, doch als ein individuell ausgeprägter Charakterkopf bedeutsam hervor.

Hermann Marggraff.

Bischof über Inhalt und Form.

Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst.
Von F. Bischof. Zürich, Meyer und Zeller. 1853.
Ver. 8. 6 Mgr.

Die Frage nach dem zwischen Inhalt und Form bestehenden Verhältniß ist ohne alle Frage eine der wichtigsten, aber auch eine der schwierigsten im ganzen Gebiete nicht nur der Kunstwissenschaft, sondern der Wissenschaft überhaupt. Soll ihre Beantwortung keine einseitige und oberflächliche sein, so setzt dieselbe einerseits eine umfassende und sorgfältige Beobachtung sämtlicher Erscheinungen, die sich nach Form und Inhalt unterscheiden lassen, d. h. der ganzen innerhalb unsers Gesichtskreises liegenden Welt, andererseits eine speculative Versenkung in die verborgenen Tiefen der Metaphysik, in die innersten Mysterien des Seins voraus: denn es gilt ebenso sehr, über die unendlich verschiedenen Modificationen, in denen sich jenes Verhältniß zu manifestiren vermag, wie über die Urs- und Grundbeziehung, aus welchen sich alle diese Modificationen entwickeln, eine den Thatsachen entsprechende und in sich haltbare Vorstellung zu gewinnen. Obschon Bischof in der vorliegenden Abhandlung das gedachte Verhältniß nur mit spezieller Beziehung auf die Kunst zu erörtern sucht, so hat doch auch er sich der Nothwendigkeit, dasselbe auch von seinen Seiten in der Natur und innerhalb der reinen Begriffssphäre zu betrachten, nicht ganz entziehen können; ja er stellt sogar die Ideen, welche er über das Verhältniß von Inhalt und Form in diesen Gebieten hegt, in den Vordergrund und sucht, was er über dasselbe Verhältniß in der Kunst zu sagen hat, erst nach ihnen, theils durch Angabe der Analogien, theils durch Hervorhebung der Unterschiede zu bestimmen. Obschon wir uns nun aber mit der Art und Weise, wie Bischof die Sache angegriffen hat, im allgemeinen einverstanden erklären müssen, vermögen wir doch den Kern und die Summe dessen, was er über das Verhältniß selbst aufgestellt hat, noch nicht als befriedigend zu erkennen. Es befinden sich unter seinen einzelnen Gedanken sehr viel richtige und seine Bemerkungen, auch seine Grundansicht trifft im Wesentlichen das Wahre; aber trotzdem entbehrt seine Darstellung der vollen wissenschaftlichen Klarheit und innern Konsequenz, sie läßt eine tiefere und schärfere Erfassung des besprochenen Verhältnisses vermischen und macht in einzelnen Partien den Eindruck, als habe sich der Autor mehr von momentanen Einfällen und einem Verhagen an stilistischen Effecten, als von einer gründlichen, nur die Sache ins Auge fassenden Durchdenkung des Gegenstandes leiten lassen.

Daß sich der Autor um einer bequemen oder wirksamen Wendung willen hier und da zu Behauptungen fortreißen läßt, die nicht ganz dem Thatbestande entsprechen, kann man sogleich aus seinem ersten einleitenden Gedanken erkennen. „Solange es eine Kunst gibt“, lautet derselbe, „wird das Kunsturtheil in zwei einseitige Richtungen auseinander laufen, welche trennen, was im wahren Wesen der Sache und im einzelnen Werke, das ihm entspricht, untrennbar eins ist, und das eine der losgerissenen Elemente des Ganzen für das Ganze halten: die eine wird alles Gewicht auf den Gehalt, die andere auf die Form, die eine auf das Was, die andere auf das Wie legen.“ Ist dem wirklich so? Hat wirklich zu allen Zeiten — um von der Zukunft zu schweigen — ein derartiges Schisma in der Beurtheilung der Künstler und Kunstwerke stattgefunden, daß die einen nur den Gehalt, die andern nur die Form zu würdigen gewußt hätten? Wir meinen, die Zahl so durchaus einseitiger Beurtheiler dürfte zu allen Zeiten nur eine sehr geringe gewesen sein, und was sich ohne Uebertrieb behaupten läßt, ist jedenfalls nur das, daß es unter allen Umständen selbst dem besonnensten und unbefangenen Kritiker äußerst schwierig, ja fast unmöglich ist, bei der Beurtheilung eines einzelnen Kunstwerks dem Inhalt und der Form vollkommen gleich gerecht zu werden und daß daher bei den kritischen Abwägungen in der Regel eine mehr oder

minder bemerkbare Bevorzugung des einen oder des andern Elements stattfindet. Dies ist aber von dem, was der Verfasser behauptet, sehr wesentlich verschieden. Wäre es so, wie er sagt, so wäre die gesammte bisherige Kritik und Aesthetik auch nicht einen Schuß Pulver werth: denn sie hätte in diesem Falle geradezu gegen das eine oder gegen das andere der beiden nothwendigen und unentbehrlichen Elemente Stocktaub und Stockblind sein müssen. So aber, wie es in der That nur steht, ist die Sache keineswegs so furchtbar, sondern sogar besser, als wenn es nicht so wäre: dann sände jenes Schwanken nach der einen oder der andern Seite schlechterdings gar nicht statt, legten Künstler und Kunstbeurtheiler dem Gehalt und der Form stets ganz genau den nämlichen Werth bei, so wäre überhaupt eine Bewegung, ein Fortschritt, eine Ausbreitung der Kunst nach verschiedenen Seiten und Richtungen geradezu unmöglich, Kunst und Kritik müßten sich gleichsam steif und kerzengerade wie auf einer Schnur oder auf der Schärfe eines Schermessers fortbewegen, und es fragt sich, ob nicht in diesem Fall die thatsächliche Einheit von Inhalt und Form erst recht in zwei völlig auseinander fallende Hälften zerspalten würde.

Daß der Verfasser seinen ersten Satz selbst nicht so hyperbolisch, wie es die Worte verlangen, gemeint hat, glauben wir gern; daß er aber seine Abhandlung sogleich mit einer so übertriebenen und unhaltbaren Behauptung beginnen konnte, ist eben ein Beleg dafür, daß er es nicht immer mit dem, was er bringt, so genau nimmt, wie es die wissenschaftliche Entwicklung verlangt, und daß er sich auch wol, wenn es ihm paßt, ein Paar von Reißfeilenen Gegnern in eine ganze Schar vermanbelt, wäre es auch nur um mit gutem Grund seiner schlagfertigen Klinge zu möglichst viel Scharten zu verheizen. Doch lassen wir das. Wir werden ihn sogleich seine Fiebe nach einer Seite hin austheilen sehen, wo dieselben mit mehr Recht angebracht sind, als den imaginären Größen, den Windmühlencricen träbhornirter Substantialisten und Formalisten gegenüber. Nachdem er sich nämlich zunächst über das „heitere Völkchen“ der Hegelianer von wegen ihrer substantialistischen Kunstphilosophie und Kunstkritik mit jenem Humor, der auch die eigenen Kameraden preisgibt, lustig gemacht hat, kommt er darauf zu sprechen, daß sich seit dem leidigen Bankrott, den die Hegel'schen Ideen mit dem Umschlag der Revolution auf ästhetischem wie auf politischem Gebiet gemacht hätten, die Kunstkritik auf das andere Extrem, auf den formalistischen Standpunkt, geworfen habe; der Formalismus der Kunsttheorie sei aber in seiner Sphäre dasselbe, was der Materialismus in der Philosophie oder Naturwissenschaft sei, dergestalt daß man ihn auch wol als den ästhetischen Materialismus bezeichnen könnte. So bietet sich dem Autor Gelegenheit dar, in und mit dem artistischen Formalismus zugleich den naturwissenschaftlichen Materialismus zu geißeln, um sodann ihnen gegenüber die Ansprüche und Rechte des Substantialismus und Idealismus geltend zu machen. So sehr wir hier in dem, was er gegen den Materialismus als solchen und gegen den Formalismus als solchen sagt, mit ihm in den Hauptsachen übereinstimmen, so will es uns doch scheinen, als ob die Parallelisirung beider mehr ein pikantes Paradoxon als eine stichhaltige Wahrheit sei und als ob durch dieselbe die Erkenntniß des Verhältnisses, welches in Natur und Kunst zwischen Inhalt und Form besteht, eher irregeleitet und verwirrt, als belehrt und aufgeklärt werde. Bischof fählt selbst, daß er hiermit nichts Geringeres als das Bestehen eines diametral entgegengesetzten Verhältnisses von Inhalt und Form in der Natur einerseits und der Kunst andererseits behauptet, und hält daher eine Rechtfertigung seines Gedankens für nothwendig. „Man darf sich“, sagt er, „in der Ziehung dieser Parallele nicht dadurch stören lassen, daß ja der Materialist gerade die Form für blos anhängendes Attribut des Stoffes, diesen für das Wesen der Welt erklärt, der Kunstformalist aber nicht das Material an sich, sondern die künstlerisch-technische Behandlung desselben für das Wesen der Kunst. Denn dieser vergißt, will nichts davon wissen, daß diese Behandlung ihren wahren Grund in einer inhaltsvollen Bewegung der Seele

hat, daher ist sein Begriff von Form ein sinnlicher, obwohl er nicht rohes, sondern gebildetes Material im Auge hat, und entspricht dem philosophischen Materialismus, dem die Form, welche in den höhern Reichen des Lebens zur Seele wird, als das posterius, als ein Ergebnis einer Atomverbindung erscheint, für welche er im Atom selbst, das ihm doch Princip ist, seinen Grund finden kann." Und noch deutlicher explicirt er sich weiter unten, wenn er sagt: „Wie der Materialist den Stoff, so erklärt der Kunstformalist die sinnliche Erscheinung des Inhalts im Kunstwerk für das ganze Wesen derselben. Wie jener nicht erkennt, daß es einen Stoff, der nicht bis in sein Innerstes hinein Form wäre, gar nicht gibt, so erkennt dieser nicht, daß es eine bloße Form in der Kunst gar nicht gibt." Das Hintersich der Vergleichung ist leicht zu erkennen. Der Materialist und der Kunstformalist sollen sich darin gleichen, daß beide die sinnliche Erscheinung als die Hauptsache betrachten, obwohl jeder von beiden unter der sinnlichen Erscheinung etwas anderes versteht, nämlich der Materialist den Stoff und der Kunstformalist die Form. Wir können zugeben, daß dem so ist. Was aber folgt daraus? Daß in der sinnlichen Erscheinung bereits eine Vereinigung von Stoff (Inhalt) und Form vorhanden sein muß: denn wäre dies nicht der Fall, so wäre es schlechterdings unmöglich, daß sie der Materialist nur als Materie, der Formalist nur als Form auffaßt. Was that nun aber der Verfasser, um die Analogie des Kunstformalismus mit dem Materialismus zu beweisen? Er that, als ob „die sinnliche Erscheinung für die Hauptsache halten“ vollkommen dasselbe wäre, wie „die Materie für die Hauptsache halten“, trotzdem daß es in der That heißt: „die Verbindung von Materie und Form für die Hauptsache halten“. Offenbar beruht die ganze Beweisführung des Verfassers nur auf einer Amphibolie, indem er dem Begriff der sinnlichen Erscheinung plötzlich den Begriff der Materie, der ihn doch nur zur Hälfte ausfüllt, unterschiebt. Minder anstößig würde diese Begriffswertauschung dann sein, wenn der Kunstformalist ebenso wie der Materialist in der sinnlichen Erscheinung den Stoff, die Materie als die Hauptsache und die Form nur als das Anhängende, Hinzutretende betrachtete; so aber ist er ja gerade dadurch Formalist, daß ihm nicht der Stoff, sondern die Form als die Hauptsache gilt. Es ist also in der That schlechterdings nicht einzusehen wie er gerade als Formalist dem gerade umgekehrt verfahrenenden Materialisten entsprechen soll.

Daß Wischer auf diese schiefe Zusammenstellung kommen konnte, hat seinen Grund darin, daß er sich überhaupt das Verhältnis von Stoff und Form, wie es in der Natur und Kunst besteht, nicht vollkommen klar gemacht hat. Darin zwar, daß er gegen den Materialismus einerseits und gegen den Formalismus andererseits geltend macht, es gebe weder einen Stoff mit bloß anhängender Form, noch eine Form mit bloß anhängendem Stoff, sondern nur eine Einheit beider, hat er recht; hiermit ist aber das Verhältnis beider zueinander doch nur sehr einseitig und unvollständig bestimmt: denn bestände nicht zwischen ihnen neben jener Einheit auch eine Verschiedenheit, so würde man nie dazu haben kommen können, beide als Gegensätze zu denken. Gerade ihre Verschiedenheit aber und die beiden inwohnende Fähigkeit, miteinander in die mannichfaltigsten und verschiedenartigsten Verhältnisse zu treten, ist es, was zu den Streitigkeiten über die größere oder geringere Wichtigkeit beider Anlaß gegeben hat, und will die Wissenschaft jene Streitfragen einer Lösung näher führen, so wird sie nicht bloß die ursprüngliche Einheit beider, sondern auch ihre Unterschiede und Gegensätze bestimmen müssen. Hieran hat es aber der Autor fehlen lassen; höchstens bringt er über diesen Punkt vereinzelte Bemerkungen; nach einer gründlichen, aus der Tiefe schöpfenden Erörterung dieser Frage sieht man sich vergeblich um. Versuchen wir, ihn wenigstens andeutungsweise zu ergänzen.

Um den Gegensatz von Inhalt und Form, Stoff und Form, oder nach allgemeiner gedacht, von Wesen und Form in seiner Ursprünglichkeit zu erfassen, muß man in seiner Betrachtung durchaus auf den höchsten und universellsten aller Begriffe, den

Begriff des Seins, zurückgehen. Selbst an diesem, in dem sonst alle Unterschiede aufgehoben erscheinen, läßt sich deutlich inmitten ihrer Einheit und Untertrennlichkeit der Gegensatz von Wesen und Form beobachten; denn das Sein stellt sich, wie ich erst kürzlich in zwei längern Abhandlungen, welche sich unter dem Titel: „Kritik der höchsten Begriffe“ in den „Kritischen Monatsheften“ befinden, ausführlich nachgewiesen habe, stets und notwendig in drei verschiedenen Grundformen dar, nämlich einmal so, wie es als völlig in sich eins und gleich, als Begriff in unserm Innern existirt, d. h. als Sein; sodann wie es als in sich unterschieden und auseinander gelegt, als Erscheinung in der Außenwelt existirt, d. h. als Seiendes; und endlich drittens, wie es die Einheit in die Verschiedenheit und die Verschiedenheit in die Einheit aufhebend, als lebendige Entwicklung und thatsächliches Geschehen in dem Wechselverkehre der Innenwelt mit der Außenwelt existirt, d. h. als die unendliche Summe und Reihe des in jedem Momente und auf jedem Punkte sich immerfort aufs neue legenden Ist. Daß das Sein als „Sein“, das Sein als „Seiendes“ und das Sein als „Ist“ nur drei verschiedene Formen eines und desselben sind, und daß sich diese drei Formen von dem Begriffe des Seins nicht trennen lassen, lehrt uns schon die Sprache; es ist also klar, daß selbst der höchste und allgemeinste Begriff neben dem, was sein Wesen ist, auch Formen zeigt, ja daß sein Wesen gerade darin besteht, diese Formen zu haben oder sich in diesen Formen zu zeigen. Demgemäß erscheinen Form und Wesen schon in dem einfachsten und ursprünglichsten aller Begriffe und untrennlich miteinander verbunden, dergestalt daß sich der eine nicht ohne den andern denken läßt; aber gleichwohl erscheinen sie nicht als völlig indifferent und unausscheidbar, sondern im Gegentheil als etwas einander Entgegengesetztes: denn als Wesen des Seins fassen wir das in allen Formen sich Gleichbleibende, als Form dagegen die in Einheit des Wesens nicht aufhebende Veränderungsfähigkeit. Da wir schlechterdings keinen Gedanken zu produciren vermögen, welcher nicht das Sein in allen drei Formen, als Sein, Seiendes und Ist, d. i. als Prädicat, Subject und Copula, enthielte, da wir also das Sein niemals bloß seinem Wesen nach, sondern stets auch in seinen Formen denken: so bleibt für uns die Frage, ob die ursprünglichere Seite des Seins das Wesen oder die Form sei, schreithin unbeantwortbar, sie sind für uns stets und überall mitammen da. Trotzdem ist es unserer Vorstellungsweise geläufig, sich insofern das Wesen als das Ursprünglichere zu denken, daß sie annimmt, das Wesen habe die Form, das Wesen sei das selbständig Existirende und die Form das bloß Abhängende, und diese Vorstellungsweise hat wenigstens insoweit eine Berechtigung, als das Bleibende leichter als ein Selbständiges und das Wechselnde leichter als ein bloß Hinzutretendes gedacht wird, als umgekehrt. Diese Anschauungsweise erhält noch dadurch eine Unterstützung, daß das Bestehen von Formen vorzugsweise an der zweiten Form des Seins, d. h. im Reich des Seienden, im Gebiet der Erscheinungen erkannt wird und sich scheinbar aus ihr ableiten läßt. Man kann sich nämlich sagen: Wenn nur die erste Form ohne die zweite, nur das einheitliche „Sein“ ohne das unterscheidbare „Seiende“ bestände, so würde auch die dritte Form nicht existiren können, und gäbe es überhaupt nur eine Form, so würde sich dieselbe in nichts vom Wesen des Seins unterscheiden, es würde also der Begriff einer Form dem Begriff des Wesens gegenüber gar nicht haben entstehen können. Nach dieser Art zu schließen scheint allerdings die Form minder ursprünglich als das Wesen zu sein, aber es scheint auch nur, denn man vergißt dabei, daß ja schon eine Form als bestehend angenommen wird, indem man die Entstehung der Formen aus der zweiten Form des Seins abzuleiten sucht. Alle diejenigen Vorstellungen also, welche die Form dem Wesen gegenüber als das Secundäre, Accessorische betrachten, haben nur eine scheinbare, nur eine im obigen Sinn festzuhaltende Gültigkeit; in der That besteht zwischen Wesen und Form nur der Unterschied, daß wir uns unter dem Wesen das Bleibende, unter der Form das Wechselnde des Seins denken, und dieser

Unterschied muß als der Haupt- und Grundunterschied von Wesen und Form betrachtet werden.

Wie aber verhält es sich mit dem Unterschiede von Stoff und Form? Substanz und Form? Inhalt und Form? Um dies klar zu machen, müssen wir vor allem zeigen, wie sich die Begriffe „Stoff“, „Substanz“ und „Inhalt“ zu dem Begriffe „Wesen“ verhalten. Ist das Sein, sofern es als Stoff, Substanz u. s. w. gedacht wird, mit dem Sein, sofern es als Wesen gedacht wird, schlechthin identisch? Nach dem vulgären Sprachgebrauch, der alle drei zu Gegenständen der Form macht, sollte man es denken; trotzdem verhält es sich anders. Derjenige unter diesen Begriffen, welcher dem Begriff des Wesens noch am nächsten kommt, ist der der Substanz. Trotzdem ist die Substanz weit entfernt das ganze Wesen des Seins zu sein, nur eine Form desselben, nämlich die zweite, d. h. das Sein als Summe und Inbegriff des unterschiedlichen Seienden gedacht. Während und nämlich das Sein als Sein, das Sein in seiner Allgemeinheit und Unterschiedlosigkeit, nur als das allgemeine Prädikat, als die allgemeine Eigenschaft des Seienden gilt, fassen wir das Seiende in seiner Verschiedenartigkeit und Mannichfaltigkeit als das in dies Prädikat Hineinfallende, als das diese Eigenschaft Tragende und Ausfüllende oder mit einem Worte als die Substanz des Seins. Unter der „Substanz“ verstehen wir mithin alles dasjenige, was als Seiendes an der Dualität des Seins partizipiert; sie wird also als solche von der Dualität als solcher unterschieden, dieser Unterschied ist jedoch kein wesentlicher (denn im Wesen sind ja „Sein“ und „Seiendes“ gleich), sondern nur ein formaler, d. h. die Substanz ist, ebenso wie die Dualität selbst nur eine Form, und zwar eine von den drei Grundformen, in denen sich das Wesen des Seins überhaupt denken läßt. Hieraus folgt, daß Substanz und Form eigentlich keinen ursprünglichen Gegensatz zueinander bilden, sondern daß alles, was uns als Substanz erscheint, im Grunde selbst schon als eine Form betrachtet werden muß. Nun liegt es aber im Begriffe der Substanz, daß sie das Sein in seiner Verschiedenheit und Zersplitterung ist. Es stellt sich mithin die Substanz nicht als eine Einheit, sondern als eine unendliche Summe vieler und verschiedener Substanzen dar. Diese verschiedenen Substanzen sind in ihrem eigentlichen und ursprünglichen Wesen sämtlich einander gleich, darin nämlich daß sie sämtlich sich, sämtlich an der Dualität des Seins partizipieren. Wenn sie also trotzdem voneinander verschieden sind, können die Unterschiede zwischen ihnen abermals nur formale sein, d. h. sie können keine ewigen, bleibenden, sondern nur wechselnden, veränderlichen sein. Dies wird denn auch durch unsere Erfahrung bestätigt. Wir sehen wie die verschiedenen Substanzen fließen und immerbar in einem Fluß, in einem Austausch gewisser Eigenschaften begriffen sind, wie sie sich miteinander verbinden und wieder voneinander trennen, wie sie sich in immer neuen Combinationen und Mischungen darstellen, kurz einem ununterbrochenen Wechsel unterworfen sind. Die einzige Dualität, welche sich in allen diesen Veränderungen als die durchaus konstante und bleibende erweist, ist diejenige, in der sie alle einander gleich sind, nämlich die des Seins; alle übrigen kommen und gehen, verschwinden und scheinen wieder, werden andere und stellen sich wieder her. Insofern erscheinen uns sämtliche Substanzen als etwas Vergängliches, als bloß austauschende und wieder verschwindende Formen des sie alle durchbringenden Wesens, nämlich des Seins. Daneben aber bieten uns gewisse Substanzen auch Gesichtspunkte dar, nach denen wir geneigt sind, sie als etwas Bleibendes und Dauerndes anzusehen, freilich nicht dem ewigen, beharrlichen Sein gegenüber, sondern nur in Vergleich mit solchen Substanzen, die sich noch minder konstant erweisen. Wir bemerken nämlich, daß manche Substanzen trotz aller Veränderungen, die sie erleiden, doch immer wieder zu einem gewissen Grundbestande zurückkehren und in allen Modifikationen gewisse Eigenschaften festhalten, während sie andere wechseln. Dies macht uns geneigt, den Complex dieser wenn auch nur scheinbar bleibenden Eigenschaften als das Wesen der Substanz, dagegen die

wechselnden Eigenschaften nur als die Formen derselben anzusehen, und indem wir das Wesen der Substanz als die Substanz selbst betrachten und kurz als „Substanz“ bezeichnen, kommen wir auf diese Weise dazu, auch von einem Gegensatz zwischen Substanz und Form zu reden, d. h. gewisse formale Seiten der Substanz als wesentliche, andere dagegen als wirklich nur formale zu betrachten. Im Gegensatz zu irgendeiner bestimmten einzelnen Substanz gedacht bedeutet also die Form jeden beliebigen der Zustände, in welchen sich diese Substanz vorübergehend befinden kann und durch welche sie ihr Wesen in seiner Variabilität und Modifikationsfähigkeit an den Tag legt. Der Gegensatz zwischen Substanz und Form ist also in der Hauptsache derselbe wie der zwischen Wesen und Form, nur daß er das eine mal auf die Sphäre des gesamten Seins, das andere mal nur auf irgendein größeres oder kleineres Bruchstück desselben angewandt wird und daß er da eine absolute, hier nur eine relative Geltung hat.

Ganz ebenso hat man sich natürlich auch den Gegensatz von Stoff und Form zu denken, sofern man unter „Stoff“ genau dasselbe wie unter „Substanz“ versteht. Nimmt man dagegen Stoff in einem engeren Sinne, versteht man z. B. nur das darunter, was die Naturwissenschaft unter „Materie“ versteht, nämlich nur die greifbaren und ponderablen Substanzen und schließt demgemäß die imponderablen Substanzen wie Wärme, Elektrizität, Licht u. s. w. unter dem Namen von „Äthern“, und noch mehr die überfinnlichen, geistigen Substanzen, den Inhalt des Denkens, Fühlens und Wollens oder mit einem Worte des Bewußtseins vom Begriffe des Stoffs aus, so erhält der Gegensatz von Stoff und Form einen beträchtlich andern Sinn, und zwar einen solchen, der mir nicht mehr haltbar, wenigstens mit der Grundbedeutung des Gegensatzes nicht mehr verträglich erscheint und der um so sorgfältiger vermieden werden sollte, als er bereits zu sehr vielen und sehr nachtheiligen Begriffsverwirrungen Anlaß gegeben hat. Faßt man nämlich Stoff in dem oben erwähnten engeren Sinne als ponderable Materie und betrachtet gleichwohl die Form als ergänzenden Gegensatz des Stoffs, so ist man dadurch genötigt, nicht bloß die Erscheinungen der Wärme, Elektrizität u. s. w., sondern auch alle geistigen Erscheinungen, namentlich die Gefühle, Gedanken und Willensakte als bloße Formen zu betrachten und sie den Stoffen, die als das Wesentliche und Bleibende gefaßt werden, als das Unwesentliche und Bestandlose gegenüberzustellen. Dies ist denn auch bekanntlich von den Materialisten in mehr oder minder consequenter Durchführung geschehen, und so sehr auch die Vertreter des Idealismus und diejenigen Philosophen, welche Idealismus und Materialismus zu vermitteln suchten, gegen die Schlussergebnisse des Materialismus protestiert haben, so sind sie doch nicht energisch genug darauf bedacht gewesen, die Schiefeit und Unhaltbarkeit jenes Gegensatzes klar ans Licht zu ziehen und die Form nur als Gegensatz zur Substanz im vollen Sinne des Wortes, d. h. sofern sie nicht bloß die greifbaren, sondern auch die imponderablen und geistigen Erscheinungen umfaßt, gelten zu lassen.

Auch der Verfasser der vorliegenden Schrift ist über die Nothwendigkeit dieser Begriffsfeststellung nicht mit sich ins Klare gekommen. So sehr er auch gegen den Materialismus eifert, adoptirt er von ihm doch die Vorstellung, als sei der Geist mit seiner Thätigkeit nur „die Form auf dem Gipfel ihrer Organisation“ und seine Bausteine gegen den Materialismus besteht nur darin, daß er aus eben dieser Annahme den Schluß zieht: wenn die Form zuletzt als Geist zu erscheinen vermag, so könne das Wesen, das auf seiner höchsten Organisationsstufe solches vermöge, das Wesen, welches man Materie nenne, an sich und schon auf seinen niedrigsten Stufen kein bloßer Stoff sein, sondern müsse auch hier bereits Form, Seele, Geist in sich tragen. Hiernach gilt also auch ihm der Geist nur als die Form der Materie, und er unterscheidet sich von den Materialisten nur insofern, daß er auch die niederen z. B. die sinnlichen Formen schon als einen der Materie inwohnenden, mit der Materie un-

trennbar verbundenen Geist betrachtet, während die Materialisten nur die von der Gehirnmasse producierten Formen als Geist gelten lassen. Diese Ansicht genügt aber keineswegs, um des Materialismus wirklich Herr zu werden. Wäre der Geist wirklich nur Form, wenn auch von Anfang an mit der Materie vereinigte Form, so würden wir ihn unter keiner Bedingung als ein inmitten der Veränderungen Bleibendes, Beharrliches, mithin auch nicht als etwas Wesentliches, sondern nur Ab- und Zugewandenes, Zufälliges, Accidentelles betrachten können und der Materialismus hätte darin, daß er den greifbaren Stoff als das allein Bestehende und Unvergängliche ansieht, also gerade darin, was wir am wenigsten zugeben dürfen, unbestreitbar recht. Kann man sich zu diesem Zugeständniß nicht entschließen und sprechen nicht wenig Thatsachen, namentlich das in allen Entwicklungsstadien und Veränderungen sich stets als ein und dasselbe Ich erfassende Selbstbewußtsein des Individuums dafür, daß auch inmitten der geistigen Veränderungen ein Constantes und Unveränderliches existirt, so bleibt nichts übrig, als auch den geistigen Erscheinungen ein nicht bloss formales, sondern auch substantielles Dasein zuzuschreiben und den Unterschied der imponderablen Kräfte, der Gefühle, Gedanken und Tendenzen von den ponderablen Stoffen nicht als einen so specifischen, wie er zwischen Wesen und Form besteht, sondern nur als einen graduellen zu betrachten, d. h. die ponderablen Stoffe als gröbere und schwerere, die Imponderablen und Geisteserscheinungen dagegen als subtilere und leichtere Substanzen anzusehen, dergestalt daß von jenen zu diesen eine ununterbrochene Stufenleiter besteht, etwa wie vom höchsten Grad der Kälte bis zum höchsten Grad der Wärme, sodas von irgendeinem in der Mitte liegenden Punkte die einen noch als ponderabel und materiell, die andern schon als imponderabel und immateriell, die einen gleichsam als Minus-, die andern als Plusgrade der Wärme und Beweglichkeit, oder umgekehrt die einen als Plus-, die andern als Minusgrade der Kälte, Schwere und Unbeweglichkeit erscheinen. Nur durch diese Annahme wird dem Reiche des Geistes wie auch dem der höhern Sinnlichkeit eine selbstständige, substantielle Existenz neben dem der greifbaren Materie gesichert, nur durch diese Annahme wird zugleich der Unterschied und Gegensatz, wie die Einheit und Gültigkeit beider Reiche zu einer ebenso geistig begreifbaren als sinnlich anschaulichen Vorstellung erhoben und nur durch diese Annahme wird endlich auch der Standpunkt gewonnen, von welchem aus sich das Verhältniß zwischen Substanz und Form sowohl im materiellen wie im immateriellen Gebiete mit Klarheit erkennen läßt.

In welches dieser beiden Reiche nämlich wir auch unsern Blick richten, wir finden in beiden, daß sich überall da, wo sich Formen entwickeln, auch ein Bleibendes oder wenigstens Bleibenderes erkennen läßt, an oder aus welchem sich die Formen entwickeln, daß die Formen nichts anderes sind als die verschiedenartigen Entfaltungen eines im Innersten sich gleichbleibenden Wesens. Als der Grund dieser Entfaltungen zeigt sich aber nirgends ein schlechthin Einfaches, etwa ein rein Geistiges oder rein Materielles, vielmehr geht jede Formerscheinung aus dem bald einmüthigen, bald conflictartigen Zusammenwirken zweier Einzelfunktionen, hervor, von denen die eine dem materiellen, die andere dem geistigen Gebiete angehört, wenigstens dem einen oder dem andern näher liegt. Alle Formerscheinungen lassen sich daher mit den Processen vergleichen, welche infolge von chemischen Mischungen entstehen, sie sind die Effecte der unendlich verschiedenartigen Combinationen, in welche mehr oder minder materielle, mehr oder minder geistige Substanzen miteinander treten können. Insofern ist die einzelne Form in der That, wie die Materialisten behaupten, ein Product, ein posterius, aber nicht, wie diese wollen, bloss des materiellen, ponderablen Stoffs, noch auch, wie Wischer im Widerspruch mit seiner oben mitgetheilten Ansicht, welche die Form als etwas dem Stoff gegenüber Selbständiges und als die Urquelle des Geistigen ansieht, an einer andern Stelle ausspricht, ein Erzeugniß des Geistes, sondern vielmehr ein Product des gemeinschaftlichen Zusammenwirkens beider, der-

gestalt daß die eigenthümliche Beschaffenheit jeder einzelnen Form einerseits durch die eigenthümliche Beschaffenheit der sie in der Verbindung mit dem Geist empfangenden Materie, andererseits durch die eigenthümliche Beschaffenheit des sie in Verbindung mit der Materie erzeugenden Geistes bedingt ist. Geist und Materie haben also an der Entstehung einer Form mit gleicher Nothwendigkeit Antheil, sie verhalten sich zu ihr gleichsam wie Vater und Mutter, und die Mitwirkung des Geistes bei dieser Production erscheint nur insofern als die höhere, als seine Thätigkeit mehr activen, dagegen die der Materie mehr passiven Charakters ist.

Dies gilt ebensowol für die Formen der Natur wie für die der Kunst und an eine so verschiedenartige Bedeutung der Form, wie sie nach Wischer in diesen beiden Gebieten bestehen soll, dergestalt daß in dem einen Formalismus sei, was in dem andern Materialismus ist, kann auch nicht im entferntesten gedacht werden. Naturformen wie Kunstformen entstehen beide nur dadurch, daß eine immaterielle Substanz auf eine materielle Substanz einwirkt und sie nach Maßgabe des zwischen Action und Reaction bestehenden Verhältnisses gestaltet. Die Entstehung der Kunstformen unterscheidet sich von der Entstehung der Naturformen nur dadurch, daß bei diesen das active, geistige Princip nur insofern nachweisbar ist, als es noch im Bereich der imponderablen physikalischen Kräfte, z. B. der Wärme, der Electricität, des Lichts u. s. w. liegt, dagegen nur indirect von uns erschlossen und geahnt werden kann, sofern es als eine rein geistige, formbestimmende Idee zu denken ist, während wir rückblicklich der Kunstformen aus unmittelbarer Selbstbeobachtung wissen, daß wirklich der active, impulsgebende Factor stets in einem rein geistigen Princip, in einer vorbildlichen Idee besteht. Dieser Unterschied hat seinen Grund darin, daß die geistigen Substanzen, welche die Entstehung von Naturformen bewirken, noch unentwickelte, urzuständige sind, noch die Formationsfähigkeit der Materie zur Kräftigung und Ausbildung ihrer selbst benutzen müssen, während diejenigen geistigen Substanzen, welche zur Entstehung von Kunstformen Veranlassung geben, sich selbst bereits durch Assimilation der ihnen homogenen und diensthwilligen Materie dergestalt gekräftigt und ausgebildet haben, daß sie mit Bewußtsein nicht nur die ihnen assimilierte Materie, sondern auch die ihnen ferner liegenden Stoffe nach vorbildlichen Ideen zu gestalten vermögen. Die Bildung der natürlichen Formen erfolgt daher unter vorherrschendem Einfluß der in der Materie waltenden Gesetze, indem die mit der Materie in Verbindung tretende geistige Potenz sich begnügt, dieselbe je nach seinem eigenthümlichen Bedürfnis und Wesen auf sich wirken zu lassen oder die Einwirkung womöglich abzulehnen; die Bildung der künstlichen Formen dagegen erfolgt unter dem dominirenden Einfluß des Geistes, indem der Geist die Materie so, wie er will, gestaltet und sich den Naturgesetzen dabei nur insofern fügt, als sie sich nicht abweisen lassen oder insofern es seinen eigenen Zwecken entspricht. Nur eine Folge hiervon ist es, daß im Bereich der Kunst der Idealismus eine höhere Berechtigung hat als der Materialismus und Naturalismus, d. h. der Künstler muß seine Formen zunächst und vorzugsweise nach seinen Ideen gestalten und hat sich nur zu hüten, daß er hierbei nicht einer bestimmten Materie Formen abzugewinnen sucht, die sie unter seinen Händen, so wie es die Idee verlangt, nicht anzunehmen vermag. Zum Materialismus sinkt die Kunst herab, wenn sie nur oder hauptsächlich durch das Material als solches, z. B. durch blendende Stoffe, glänzende Farben, schön klingende Worte u. s. w. zu wirken sucht und hierbei die Darstellung einer Idee als Nebensache betrachtet. Diesen Materialismus als Formalismus zu bezeichnen hat nur insofern einen Sinn, als man bei ungenauer Ausdruckweise zuweilen alles, was zur Darstellung der Idee dient, auch das Darstellungsmaterial, als Form ansieht. Formalismus im strengern Sinne des Wortes ist in der Kunst nur diejenige Richtung zu nennen, welche bei der Schöpfung ihrer Formen weder der Idee noch dem Material die Bedeutung des formbestimmenden Princips einräumt, sondern lediglich oder haupt-

sächlich durch die Formen als solche Effect zu machen sucht. Daß auch diese Richtung häufig gefunden wird, daß sie namentlich in solchen Zeiten dominiert, in welchen die künstlerische Technik eine bedeutende Höhe erreicht hat, während die Gedankenproduction bereits mehr oder weniger erschöpft ist, dafür liefert die Geschichte der Kunst und Poesie nur zu viel Belege, und leugnen läßt sich nicht, daß auch unter den Leistungen der Gegenwart gar manches von formalistischem Charakter gefunden wird. Gleichwohl scheint es uns eine einseitige Auffassung unserer heutigen Kunst und Poesie zu sein, wenn Vischer den Formalismus geradezu als die Haupt- und Grundrichtung derselben bezeichnet. Im Gegentheil scheint mir das vorherrschende Streben der Jetztzeit darin zu bestehen, der künstlerischen Darstellung neue Gebiete der Ideenwelt zu erobern und sich namentlich auch solcher Sphären zu bemächtigen, die man sonst der prosaischen Behandlung überließ, so z. B., um nur eins zu nennen, die Kulturgeschichte, die neuerdings nicht nur von der Poesie, sondern auch von der Malerei und Tonkunst ausgebeutet wird. Politische und religiöse Tendenzgedichte freilich, wie sie vor dem Jahre 1848 im Schwange waren, tauchen jetzt nur ausnahmsweise noch auf; aber kann es schon Formalismus genannt werden, wenn man die Stoffe lieber aus andern Gebieten als aus dem politischen und kirchlichen Desiderien schöpft? Wenn man sich in der Sculptur und Malerei jetzt mehr und mehr von dem früheren Idealismus einem sogenannten Realismus zuwenden sucht, so liegt auch hierin mehr eine Beseitigung als Förderung des Formalismus, denn der Realismus beihängt sich hauptsächlich darin, sich von den als Muster übernommenen, typisch gewordenen Formen zu emanzipiren und dergestalt den Inhalt als Hauptsache zu betrachten, daß dieser seine Formen sich selbst erzeugen muß. Selbst in der Musik, unstreitig der formellsten aller Künste, ist die jüngste und neueste Richtung gerade diejenige, welche im Kampf gegen die früheren, vorzugsweise nach Formenscönheit strebenden Richtungen, die Darstellung wirklicher Ideen und Gedanken als die Hauptaufgabe betrachtet wissen will, und wenn daneben auch solche Stimmen laut werden, welche aus Widerspruch gegen die Formverachtung in die Formüberschätzung verfallen und fälschlicherweise sogar zu behaupten suchen, die Musik könne gar nichts anderes als reine, inhaltslose Formen darstellen, so können wir es zwar nur billigen, wenn Vischer derartige Einseitigkeiten und Extravaganzen zurückweist, aber wir können darin durchaus keinen Grund finden, die gegenwärtige Kunstrichtung als eine vorherrschend formalistische zu betrachten.

Sodann nun die Vischer'sche Abhandlung hauptsächlich auf der ungegründeten Voraussetzung beruht, als thue es jetzt vor allem noth, dem Ueberhandnehmen des Formalismus entgegenzuwirken, hat sie, wie uns scheint, von vornherein zu dem in ihr erörterten Thema eine schiefe Stellung eingenommen und ist dadurch verhindert worden, die wichtige Frage über das Verhältniß der Form zum Stoff in unbefangener und umfassender Weise zu beantworten. Im Einzelnen findet sich manches Treffliche, aber eine nur annäherungsweise befriedigende Lösung des Problems, eine nur einigermaßen innerlich begründete und praktisch anwendbare Abgrenzung der Ansprüche und Rechte, welche der Inhalt der Form und die Form dem Inhalt gegenüber hat, haben wir darin nicht entdecken können. **Adolf Zeising.**

Zur Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie.

Schopenhauer's philosophisches System, dargestellt und beurtheilt von Rudolf Seydel. Geprägte Preisschrift. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1857. Gr. 8. 15 Mgr.

Das Interesse, welches die vorliegende Schrift wegen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes erregen muß, wird noch erhöht durch den Grund ihrer Entstehung: sie wurde durch eine von der philosophischen Facultät zu Leipzig für das Jahr 1856 aufgestellte Preisfrage veranlaßt.

„Bei allem Bemühen, gerecht zu sein“, ist der Verfasser „in

den Fall gekommen, das eigentliche Verdienst Schopenhauer's für die Auffindung philosophischer Wahrheit sehr gering anschlagen zu müssen“, ja er vermag „ein solches Verdienst, durch welches wir in der Geschichte der Philosophie mit dem Namen Schopenhauer ein Stadium des Fortschritts bezeichnen könnten“, gar nicht zu erkennen. Mit dieser Versicherung eröffnet er sein Buch, und fügt hierzu noch die Warnung, nicht zu willig dem „unmittelbaren Eindruck“ bei der Lectüre Schopenhauer's zu folgen, und sich wol zu hüten vor einer leicht verstrickenden „belletristischen Zauberkraft“ seiner Schriften. Wenn irgendjemand durch die Vorzüge der Schopenhauer'schen Darstellungsweise nicht geblendet worden ist, so gebührt dies Lob Seydel, der sein Auge deshalb im voraus mit schwarzen Gläsern bewaffnet zu haben scheint.

Das Hauptwerk Schopenhauer's, berichtet Seydel, war schon bei seinem Erscheinen (im Jahre 1818) hinter dem unaussprechlichen Drange der philosophischen Wissenschaft zurückgeblieben. „Die Philosophie, welche es enthält, . . . hat weder Hegel, noch Schleiermacher, noch Herbart an sich erlebt.“ Das gegen soll es ein Stadium sichter'scher Philosophie sein, das sich vollaufzueigiger, obwohl freilich auch nicht in Bezug auf Aesthetik und Ethik, in Schopenhauer's System abspiegelt. Dieses Stadium bezeichnet dem Verfasser Fichte's „Bestimmung des Menschen“, eine Schrift, welche, beiläufig gesagt, sich selbst für nicht mehr ausreicht, als eine popularisirende Darlegung der damaligen Resultate der Fichte'schen Philosophie, und daher nicht einmal Anspruch darauf macht, für „Philosophen von Profession“ bestimmt zu sein. Hier aber soll mit ihr sogar eine ganz neue Periode in der Geschichte der Philosophie seit Waco und Cartesianus beginnen. Will man durchaus mit Fichte einen neuen Zeitraum eröffnen, so sollte man ihn wenigstens von Fichte's Wissenschaftslehre datiren, und zwar von dem Tage an, wo Fichte jenen denkwürdigen Brief an Reinhold schrieb, der den ersten Vertreter der Kant'schen Philosophie in sein Heerlager hinüberzog; denn hiermit war das Schicksal der Philosophie in Deutschland für ein halbes Jahrhundert entschieden. Aber gern lassen wir es dahingestellt sein, inwieweit gerade diesem Zeitraume der „Cultus des Genius“ in der Philosophie nachzurühmen sei, für welchen Seydel in die Schranken tritt, Schopenhauer und dessen Anhänger des Sacrilegiums beschuldigt.

„Fides praecedit intellectum“ — dieser Grundsatz charakterisirt die neuere Methode zu philosophiren und hiermit den Standpunkt unserer Verfasser. „Ein Urprincip wird mit Begeisterung erschaut, von dessen Wahrheit man nicht so wol durch stringente Schlüsse (!), als durch die Aussicht überzeugt werden ist, welche es auf eine systematische Totalerkenntniß der Welt mit einem male eröffnet, und durch welche es im Gemüthe des Forschenden mehr, als bei dessen Vernunft, die vorläufig zurückgeschoben ist (!), den unmittelbarsten Widerklang findet.“ Diese Methode befolgt nicht Grundsätze, sondern Maximen, die sich natürlich nicht durch die Vernunft prüfen, sondern lediglich ins Gewissen schieben lassen. „Jedes Paar von Gegensätzen in höherer Einheit zu versöhnen, wird Maxime.“ Es wird nicht mehr geoligert, sondern ohne weiteres gesagt. „So wird die Einheit, Identität der Formen und Gesetze des Denkens und Seins unmittelbar gesagt, gesagt, weil man sie sagen mußte, weil man erkannt hatte, daß sie schon stillschweigend gesagt sein mußte, ehe sie gesagt werden, ja auch, ehe sie geleugnet werden konnte.“ Erst zur „consequenten Durchföhrung des Systems bedarf es wieder der“ (vorläufig zurückgeschobenen) „Vernunft“!

„Fichte, Schelling und Schleiermacher haben den Uebergang“ zu dieser Speculationsmethode „in sich erlebt“; „Schopenhauer dagegen . . . ist im Uebergange selbst“, und zwar auf dem Standpunkte, den „die Bestimmung des Menschen“ bezeichnet, „stehen geblieben“. Er verhält sich zu den Lehren jener Philosophen nur als ein verpörrerter Vorkote. Sogar sein Stil soll, vermuthlich nach Abzug der „belletristischen Zauberkraft“, verkündigend auf die Erscheinungen hinweisen, welche die neuere philosophische Literatur uns brachte.

Der Verfasser gibt uns ~~manche~~ eine Darstellung der Schopenhauer'schen Philosophie, der sich sogleich bei den einzelnen Abschnitten seine Begutachtung anschließt. Wir müssen hervorheben, daß diese Darstellung äußerst wenig Liebe für den Gegenstand bekundet. Sie ist nicht nur in die sparsamsten Abtheilungen gefaßt, die sich seltsamerweise oft bis auf die Silben und Buchstaben erstrecken, sondern zerstückelt und zerlegt auch den Stoff in der willkürlichen Weise, und nimmt die einzelnen Belegstellen, in dem ungerechtfertigten Eifer, Widersprüche aus den meist durch Jahrzehnte in ihrer Entstehungszeit getrennten und daher natürlich auch manche Verschiedenheit in der Form und Darstellungsweise an sich tragenden Schriften Schopenhauer's zu erfassen, oft aus allem für das Verständniß nothwendigen Zusammenhang heraus. Die Punkte, wo der Verfasser sich auf die Priorität Fichte's bezieht (S. 25, 61, 65, 66), bitten wir, da ein Vergleich hier zu weit führen würde, den Kenner selbst in Erwägung zu ziehen, und dabei die betreffenden Stellen in der „Bestimmung des Menschen“ nachzuschlagen: er wird finden, daß auch nicht eine einzige der von Seydel hervorgehobenen, vereinzelten und zufälligen Aehnlichkeiten die Vorgängerschaft Fichte's zu behaupten berechtigt. Eine Verwandtschaft zwischen Schopenhauer und Fichte ist überhaupt nur insoweit anzuerkennen, als beide gemeinschaftlich auf dem Boden der Kant'schen Philosophie stehen. Dieser gemeinschaftliche Ursprung ihrer Lehren wird von denen, welche mit dem Vorwurfe der Priorität auftreten, völlig außer Acht gelassen.

Der Verfasser bringt die Schopenhauer'sche Philosophie unter drei derselben ganz fremde Fächer: Logik, Physik und Metaphysik. Die Bezeichnung „Logik“ für Erkenntnistheorie überhaupt würden wir, als eine bloße Wortverschiedenheit, gern hingehen lassen, wenn uns nicht mit dem Ausdruck zugleich die Sache untergeschoben würde. Diese Logik aber, welche der Verfasser aus einigen Spänen der Schopenhauer'schen Philosophie zusammensetzt, ist keine andere als die Hegel'sche mit ihren unsterblichen Fundamentalsätzen: Sein = Nichts, und: Sein + Nichts = Werden. Die Anerkennung des Identitätsatzes (oder Satzes vom Widerspruch) als eines absolut gültigen, auch auf „andern Eternen“ einheimischen Gesetzes der Wahrheit muß das wichtige tertium comparationis abgeben zwischen Schopenhauer und der Philosophie des absoluten Wissens. An diesem einen Satz aber hängen, nach Seydel, alle übrigen Erkenntnisformen so fest, daß wenn nur er mit richtigem Fuß über die Grenze gelangt ins überschwingliche Reich der Noumena, auch Zeit, Raum und Causalität sich nicht länger aufhalten lassen und von ihrer subjectiven Nützlichkeit emancipiren. Daß der Identitätsatz eine absolute Wahrheit sei, hält der Verfasser für gar keiner Ausführung bedürftig. Wer dies verneinen wollte, behauptet er, gleiche dem, der da sagt, er könne nicht reden. Dies Gleichniß ist nicht ohne Absicht von der Sprache hergenommen. Der Verfasser will uns nämlich glauben machen, daß alle Erkenntnis nur abstract sei, aus bloßen Begriffen bestehe, und daher der Form der Mittheilung unterliege; Goethe aber sagt sehr wahr: „Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren.“ Der Verfasser bedenkt nicht, daß die Anschauung, welche der feste, ruhende Hintergrund ist aller Abstraction, von einem Widerspruche gar nicht behaftet sein kann, und daß daher der Satz des Widerspruchs in der Anwendung auf sie gar keinen Sinn hat, man müßte ihn denn, was Kant als unästhetisch nachweist, durch die Zeitbestimmung „zugleich“ beschränken. Erst im Gebiete der Abstraction begegnen wir dem Widerspruch. Wenn unser Erkennen nun überhaupt nur Form ist, so betrifft der Satz des Widerspruchs lediglich die Form einer Form.

Wir können, ohne langweilig zu werden, uns nicht der Bemühung unterziehen, die Argumentationen speciell zu widerlegen, durch welche der Verfasser mit dem selbstergehalt als aeterna veritas habilitirten Identitätsatz alle andern Erkenntnisgesetze, insbesondere das Causalitätsgesetz und den (in der Mathematik herrschenden) Satz vom Seinsgrade, identificiren und somit alles in den Topf der Einerleiheit zusammengießen will. Er

gelangt zu der exorbitanten Behauptung, daß es keine Wahrheit gebe als die logische, und daß nur analytische Urtheile den Charakter der Nothwendigkeit haben können. Dana freilich ist Kant's berühmte Frage nach der Möglichkeit synthetischer Sätze a priori, weil sie deren Wirklichkeit als ausgemacht voraussetzte, eine sehr unbedachte und verkehrte gewesen. Der Grundgedanke der Vernunftkritik ist ein falscher und deren Reich sinkt auf Null herab. Aber anstatt aller Widerlegung rathen wir dem Verfasser, Kant's Schrift „über eine Einleitung, nach der alle Kritik der Vernunft entbehrlich werden soll“, zu lesen, und die Zurechtweisungen, welche ein jetzt längst vergessener Quindan dort erfährt (vgl. S. 328, 332, 350, 387 fg. der Hartenstein'schen Gesamtausgabe, Bd. 3), auf sich angewenden, wozu er sich manche Belehrung versprechen darf. Er beherzige besonders den Ausspruch Kant's, daß man nie den Unterschied zwischen synthetischen und analytischen Urtheilen gehörig einsehen kann, „wenn man ihn auf dem Gebiete der Logik erklären will, denn wir müssen eben schon aus der formal-discursiven Erkenntnis heraus und zur Anschauung (reinen oder empirischen) übergehen, um zu wissen, was ein synthetisches Urtheil sei“.

Wir würden aber Seydel gewiß sehr unrecht thun, wenn wir diese Unlust zu Distinctionen und diesen Gang, die philosophischen Fragen auf das Gebiet der Logik zu versetzen, ihm allein zurechnen wollten: es sind dies vielmehr die Grundgebrechen der neuern deutschen Speculation überhaupt. Man suchte der Anstrengung empirischer Forschung zu entgehen, und glaubte, der zu wahrer philosophischer Productivität (die auf Intuition, d. h. anschaulicher Auffassung der realen Welt, beruht) nothwendigen Stimmung und Energie des Geistes entgegenrathen zu können, indem man das beschwerliche Erfahrungsgesetz überhäupte und sich in den leichten Aether der inhaltslosen Vernunft erhob. Hier befindet sich jeder zu Hause, und keiner ist reicher als die andern. So begründete diese Geistesrichtung eine Art von geistigem Socialismus und gab jedem die metaphysische Wunschelruthie an die Hand. Denn wenn alle Erforschung der Wahrheit nicht mehr ist, als die Zubereitung und Verschmelzung dessen, was a priori schon in unserer Vernunft lag; so gibt es wenig Arbeit, und wir brauchen, um uns zum Wahl zu setzen, nur unser „Eiseln, deck' dich!“ anzurufen.

Der Verfasser der Schrift scheint es für seine Aufgabe zu halten, jede auch noch so einfache, verständliche und durch sich selbst einleuchtende Behauptung Schopenhauer's schief aufzufassen oder zu verdrehen und deren Gegentheil mit Gründen zu unterstützen. Die Art und Weise, wie dies geschieht, fällt oft ins Komische. Wir begnügen uns mit zwei Beispielen, könnten aber deren mehr als ein Duzend bringen. Schopenhauer führt (mit Kant) als einen Beleg dafür, daß räumliche Verhältnisse begrifflich gar nicht zu fassen, sondern nur mittels der Anschauung verständlich zu machen sind, den Unterschied zwischen dem rechten und linken Handschuh an. Hierauf entgegnet Seydel: der Umstand, daß der linke Handschuh nicht an die rechte Hand passe, habe lediglich darin seinen Grund, daß die Wirkung auf die Finger beim unpassenden Handschuh eine hemmende sei, und dies ergebe sich (durch ein analytisches Urtheil) aus dem Begriffe des Unpassenden. Fast ebenso seltsam lautet eine andere Entgegnung. Schopenhauer belegt die Behauptung, daß die Zeit nichts den Dingen Immanentes sei, unter anderm durch das Gesetz der Trägheit, welches die apriorische Einsicht enthalte, daß die Zeit keine physischen Veränderungen hervorbringe. Dem stellt Seydel entgegen: das Gesetz der Trägheit sei nirgends völlig realisirt in der Natur (!) und ein Perpetuum mobile nicht zu construiren, weil die Zeit wirklich physische Veränderungen hervorbringe. Vortrefflich! So ist es also die Zeit, welche z. B. einen rollenden Gegenstand endlich zum Stillstehen bringt, und man schmiert die Wagenräder vermuthlich deshalb ein, um den störenden Einfluß der Zeit auf ihre Bewegung zu verringern.

Wenn Lessing irgendwo sagt, daß es ein leichtes Geschäft sei,

einem Schriftsteller Widersprüche vorzuwerfen, so möchte dies bei Schopenhauer doppelt leicht sein, nicht nur aus dem schon angegebenen Grunde, weil die Resultate seiner Forschungen aus sehr verschiedenen Lebensaltern herrühren, sondern auch darum, weil er bei seinen Untersuchungen stets unmittelbar auf die (innere oder äußere) Erfahrung zurückgeht und die Uebereinstimmung zwischen den Erfahrungen nicht macht, sondern sucht. Wer nichts zu sagen weiß, wird keine Gefahr laufen, sich zu widersprechen. Wer aber bei jedem Anlasse, auf jeder Seite seiner Schriften so viel sagt wie Schopenhauer, wird wenigstens den Schein des Widerspruchs nicht immer vermeiden können, und wer ihn ernstlich zu verfechten bemüht ist, wird diesen Schein durch Nachdenken entfernen. Ohne uns daher auf die unzähligen Inconsequenzen einzulassen, welche der Verfasser aus Schopenhauer's Werken herausgeholt zu haben glaubt, machen wir für den Kenner der Schopenhauer'schen Philosophie noch folgende Bemerkung. Die mit einiger Scheinbarkeit geführten Angriffe gegen den Beweis der Apriorität des Causalgesetzes (§. 19 fg.) gründen sich lediglich auf das Mißverständnis, daß die Empfindung von Schopenhauer als ein ursprünglich Unräumliches und Unzeitliches (als ideeller Punkt im ideellen Augenblicke) aufgefaßt werde (was allerdings Richte thut, wenigstens in Bezug auf die räumliche Beschaffenheit; vgl. „Bestimmung des Menschen“, neue Auflage, Berlin 1825, S. 75 und 100), welches nun erst durch die Anwendung des Causalgesetzes seine zeitliche und räumliche Qualität erhalte, woraus folgen würde, daß gar kein denkbarer Stoff der erkennenden Handlung untergelegt sei. Allein Schopenhauer ist weit entfernt von dieser Annahme. Vielmehr folgt er der Ansicht Kant's, wonach die Empfindung schon ursprünglich in Raum und Zeit (oder, wie beim Gehör, wenigstens in der Zeit allein) empfangen wird. Aus diesem Grunde eben nennt Kant Raum und Zeit Formen der Anschauung, und befaßt er sie unter dem Ausdruck „reine Sinnlichkeit“. Nur den Nachweis, durch welche Handlung des Subjects die und so gegebene Empfindung zur Vorstellung einer raumerfüllenden wirkenden Masse werde, welche Function also der Empfindung die Materialität verleihe, diesen Nachweis gibt Schopenhauer. Die Gesichtsempfindung ist also schon ursprünglich ein in räumlicher Ausbreitung gegebenes Reale, aber erst durch das Juthun des Verstandes erwächst aus ihr die Vorstellung eines den Raum in seinen drei Dimensionen erfüllenden, bestimmt begrenzten Gegenstandes. Wir müssen bei dieser Gelegenheit dem Verfasser auch den Rath ertheilen, sich künftig bei Citaten mit Anführungszeichen einer größern Sorgfalt zu befeßigen. Der Ausdruck: „die Retina empfindet den Eindruck verkehrt“, findet sich in keiner Schrift Schopenhauer's. Alle Polemik, selbst die heftigste, betrifft nur die Ueberzeugungen des Angreifenden, aber ein Verfechten der genannten Art erregt Mißtrauen gegen seine Gesinnung.

Mit dem Grundprincipe der Schopenhauer'schen Metaphysik bekennt sich der Verfasser in der Hauptsache einverstanden; nur polemisiert er gegen die Bezeichnung „Wille“ und will das Wesen der Welt als ein absolutes Werden, als einen ewigen, teleologischen Proceß aufgefaßt wissen. Welche Würdigung Schopenhauer's Theorie des Schönen und die Lehren seiner Ethik, dieser vielleicht tiefinnigsten Partie seines Systems, durch den Verfasser erfahren, wollen wir unerörtert lassen. Es wird uns lieb sein, wenn die vorliegende Schrift eine allgemeinere Beachtung und der von ihr behandelte Gegenstand dadurch eine vermehrte Theilnahme findet; denn auch wir sind der frohen Ueberzeugung, daß „zu einer unparteiischen Beurtheilung der Schopenhauer'schen Philosophie in unsern Tagen alle Bedingungen erfüllt seien“. Aber diese Zeit der unbefangenen Beurtheilung würde noch fern, sehr fern für uns liegen, wenn die Ansichten des Verfassers dieser Schrift die heute geltenden wären.

36.

Notizen.

Marquis de la Grange.

Schon bei Gelegenheit einer Besprechung des von dem Marquis de la Grange herausgegebenen Reisewerks des Seigneur Gaumont (Nr. 32 d. Bl. f. 1858) benachrichtigten wir unsere Leser, daß der Marquis mit der Ausarbeitung einer „Histoire littéraire d'Allemagne“ beschäftigt sei, auf die man um so gespannter sein darf, da sie wol die erste alle Perioden der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten an umfassende deutsche Literaturgeschichte ist, welche man der Feder eines Ausländers verdanken wird. Jetzt theilt man uns mit, daß der erste und vielleicht schon der zweite Band derselben bereits in die Oeffentlichkeit getreten sein würde, wenn der Verfasser nicht seit fünf Monaten an einem rheumatischen Uebel gelitten hätte. Auf dieses Leiden deutet Marquis de la Grange auch in einem Discours hin, der unter dem Titel „Discours de réception prononcé par M. le marquis de la Grange le 9 novembre 1858 à l'académie impériale des sciences, belles lettres et arts de Bordeaux“ (soeben in Bordeaux bei Gounouilhou, „imprimeur de l'académie“, erschienen ist. Er spricht nämlich im Eingange der Schrift sein Bedauern aus, daß der Zustand seiner Gesundheit ihn verhindert habe, früher der freundlichen Einladung der Academie Folge zu leisten, sodas zwischen seiner Wahl zum Mitgliede und seinem Eintritt bereits drei Präsidenten einander gefolgt seien. Die Schrift war uns schon deshalb interessant, weil sie zu den sich mehrenden Beweisen gehört, daß auch in den französischen Provinzen ein regeres wissenschaftliches und literarisches Leben erwacht, daß sich die Provinz, a wenigstens in dieser Hinsicht von der drückenden Monarchie der Hauptstadt loszuretzen streben. Der Marquis wirft die Frage auf, wie es komme, daß Gaperne, welches in alten Tagen schon als Aquitanien eine so bedeutende Rolle gespielt, dieses „pays privilégié“, berühmt durch seine Troubadours, das Vaterland eines Montaigne und Montesquieu, eines Vergniaux und Desfize, in neuester Zeit so zurückgeblieben sei. Bordeaux sei ja immer noch „la ville la plus spirituelle du monde“, seine Bewohner hätten noch immer denselben lebhaften Geist; aber ihre Thätigkeit habe eine andere Richtung eingeschlagen. Doch das liege nicht an einer lokalen Ursache; dieselbe Ursache habe überall und nicht bloß in Frankreich dieselben Folgen gehabt; die Tendenzen der Zeit müßten angeklagt werden. In allen Ländern nehme man mit Bedauern die Erscheinung wahr, daß, je weiter sich der handwerksmäßige Unterricht ausbreite, um so mehr der Gipfel der höhern Studien einzusinken sageine, daß die Zahl der Unwissenden zwar sich verringere und die der Capacitäten zweiten Rangs in bedeutendem Grade wachse, daß dagegen aber auch der überragenden Geister weniger würden, gleich als ob das Licht nur in der Finsterniß leuchten könne; schon fange es den Regierungen an schwer zu werden, Männer zu finden, welche den Anforderungen der Zeit gewachsen seien. Man vernachlässige die Studien, welche das Herz veredelten und den Geist erhöhen; und indem man sich auf die Specialstudien und die sogenannten positiven Wissenschaften beschränke, gewöhne sich der Geist, die Welt nur von dem Winkel aus zu betrachten, auf den man sich eingeschränkt habe, also vom engsten Gesichtspunkt. In Deutschland theile man die Studien in ein wissenschaftliches und in ein Broctudium („études qui servent de gague pain“); dieser Unterschied sei sehr bezeichnend. Wollten sich die Geister in Frankreich „specialisiren“, so würde die Wissenschaft in ein bloßes Handwerk mit kastenartiger Einteilung entarten, und die Zahl der an der Scholle der materiellen Interessen lebenden Menschen, „que les Allemands qualifient encore de Philistins pour les séparer du peuple de Dieu“, würde in schredenerregender Weise zunehmen. Die schärfsten Epochen der Geschichte seien aber diejenigen gewesen, in welchen der Glaube des Zweifels Herr geworden, aber ein Glaube, hinlänglich erleuchtet, um auch dem Bewußtsein und der Vernunft genugszuthun. Was nütze es, wenn jeder lesen und schreiben

Idnee, niemand aber gesund zu denken im Stande sei? Am Schlusse seines Discours hebt de la Grange hervor, daß der Kaiser ein Decret erlassen habe, welches die Veröffentlichung der französischen Gedichte seit dem 12. bis zum 14. Jahrhunderte verordne, „um nicht den deutschen Gelehrten und den englischen Bibliophilen die Ehre zu lassen, die Denkmäler altfranzösischer Dichtkunst zu veröffentlichen“; es sei auch in der That überraschend, welche Lebenskraft in diesen Dichtungen: „Les quatre fils Aymon“, „Fierabras“, „Huon de Bordeaux“, „Jourdain de Blaye“, „Amis et Amiles“ verbergen sei; diese und „Jean de Paris“, „Mélusine“, „Le chien de Montargis“, „Pierro de Provence“, „Robert le Diable“, „Valentin et Orson“, „Gallien le restauré“ würden noch heute als Volksbücher gedruckt und gelesen, und nicht nur in französischer Sprache und in Frankreich selbst, sondern in allen europäischen Sprachen und Ländern. Wir erwähnen noch, daß dieser Discours wirklich ausgezeichnet schon geschrieben ist, mit jener Anmuth, Bestimmtheit und spiegelklaren Durchsichtigkeit, wie sie in deutschen wissenschaftlichen Schriften zur Zeit nur äußerst selten angetroffen werden, sodaß englische Kritiker behaupten, reines Deutsch finde man gegenwärtig nur noch in unserer von den Gelehrten so verachteten Poesie. Wirklich schrieb man zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland im allgemeinen eine reinere, natürlichere und anmuthigere Prosa, ohne doch vielleicht denselben Geist und dasselbe Wissen zu besitzen, wie sie heutzutage so häufig angetroffen werden.

Emil Rittershaus.

Im Jahre 1855 trat ein junger Dichter aus dem Wuppertale, Emil Rittershaus, zuerst mit einer Sammlung von Gedichten auf, die sich bald Freunde erwarb und sich jetzt in zweiter, stark vermehrter Auflage (Breslau, Treves, 1858) um neue Freunde bewirbt. Gedichtsammlungen dieser Gattung sind jetzt überhaupt beliebt; große weltgeschichtliche Aufgaben werden darin nicht behandelt, metaphysische Räthsel nicht zu lösen gesucht; dämonischen Regungen und stürmischen aufregenden Leidenschaften wird vorsichtig aus dem Wege gegangen; von Witz, Humor und Ironie findet sich keine Spur, obschon vielleicht ein Anflug von anacronistischer Länderei (wie bei Rittershaus in der Abtheilung „Wein“); auch das epische Element, zeige es sich auch nur in dem engen Rahmen der Ballade, und die gestaltende Phantasie haben in ihnen keine Stätte mehr. Um so mehr handelt es sich in ihnen um sinnige Lebensbeobachtung, um bürgerlich-sittliches Wohlverhalten, um sokratische Weisheit im modernen Gewande, um den Trost, den man einer Welt gegenüber, welche für die Unklugheit einer Handlung in weltlichem Sinne ein sehr scharfes Auge hat, aber feins für die tiefsten sittlichen Motive einer Handlung, in der eigenen Brust suchen muß, um die Beherrschung des Familienlebens: kurz um die Feststellung des innern Glücks, um die Beruhigung und Verschwichtigung des Herzens, um das Gleichgewicht der Seele und die Mittel, wie es zu erringen ist, trotz der Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit der Welt, gegen die mit Energie anzukämpfen schon deshalb nicht rathsam wäre, weil man das Gleichgewicht der Seele, den innern Frieden, dieses höchste Lebensziel, dadurch ja nur stören würde. Wer wollte leugnen, daß eine Poesie dieser Art und Tendenz nicht ihre volle Berechtigung habe, zumal in unserer Zeit, wo so viele Unruhe in den Gemüthern und so viele Vermirrung in den sittlichen Bezügen herrscht? Nur hüte man sich, dieses Genre der Poesie für das allein berechnete oder für das höchste zu halten; es ist eben nur für diejenigen Gemüther, welche nach überstandenen Herzensleiden zuletzt im unbewegten Frieden ihr Glück suchen und finden, aber nicht für die starken Herzen, die von Kampflust geschwellt sind, die handeln, wagen und kämpfen müssen, um sich im richtigen Gebrauch ihrer Kräfte wohl zu fühlen; hüten wir uns vor einem Quietismus, der unsere Kräfte lähmen und uns zuletzt in träumerisch-müßige Fatirs verwandeln würde. Zu den lebenswürdigsten Vertretern jener didaktischen Gemüths-

poesie gehört nun Emil Rittershaus, und wer auf dem gleichen Wege, auf dem er sie fand, Trost und Frieden sucht, wird nicht umsonst an dem durchaus lauteren Quell seiner Poesie seine Seele zur Tränke führen. Uebrigens verweisen wir auf Gottschall's Bericht über die erste Auflage seiner Gedichte in Nr. 45 d. Bl. f. 1856. Die Gedichte, um welche diese neue Auflage vermehrt ist, speciell zu berücksichtigen und zu kritisiren, dürfte deshalb nicht nöthig sein, weil Ton und Stimmung in ihnen dieselbe ist wie in seinen frühern. Nur in formeller Hinsicht möchten wir noch etwas rügend bemerken. Des Verfassers Gedichte haben im ganzen eine sehr leichte flüssige Form, aber sie sind nicht frei von harten Clisionen vor Consonanten, namentlich nicht die längern. Wir finden deren z. B. in dem sonst schönen Gedicht „Friedrich von Borsel“ (S. 184—192) folgende: „Wer möcht' sich mit dem Greis besassen“; „Ich hab' geschlummert“; „Ich werd' Soldat“; „So hab' die Freuden ich ans Herz gepreßt“; „Und hab' zu mir gesaßt“; „Und dacht' der Heimath“; „Halt' getrieben“; „Ich dacht' des Parls“; „Ich raff' mich auf“; „Mein Träumen war zu End“ (als Reim auf „kennt“); „Was ich in jener Stund' gelitten“; „Ich hab' nicht mitgesungen“; „In der lezten Stund“ (als Reim auf „Rund“) u. s. w. Wir gehören nicht zu den kritischen Kleinmüllern, welche sich ein Vergnügen daraus machen, Verstöbe dieser Art in Gedichten aufzusuchen; aber wenn sich solche Härten auf dem Raum weniger Seiten in so großer Zahl wiederholen, so ist es klar, daß dadurch der Genuß auch des besten Gedichts wesentlich beeinträchtigt wird. Es sind dies Nachlässigkeiten, die der Dichter bei der Gewandtheit, womit er sonst die Form beherrscht, ohne große Mühe vermeiden oder beseitigen konnte.

H. M.

Bibliographie.

Bachelade. Oder wundersamliche Schicksale und Wanderungen und was ihme sunken Abenteuerliches bei seinen Kämpfen mit Schlangen und Mäusen, Dänen und Preußen u. a. aufgestossen sei, ihme, dem Bachel u. a. Würzburg. 8. 12 Ngr. Hoffmann von Fallersleben, Hinkelinge. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. 18es Heft. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Kalisch, D., Anton steh' den Degen ein! oder: Der weibliche Raryp. Gastnachts-Burleske. Berlin, Falkenberg. Gr. 16. 5 Ngr.

Patriotische Klänge von 1859. Ein Liederfranz gewunden dem deutschen Volke. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 16. 10 Ngr.

Kolenati, F. A., Reiseerinnerungen. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Bereisung Circassiens. Mit 16 Holzschnitten. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 25 Ngr.

Krauß, S., Die große Synode, ihr Ursprung und ihre Wirkungen. Historischer Versuch über das erste Jahrhundert des Thalmudismus von Herrn Rabbiner Löw, kritisch beleuchtet. Pest, Pfeifer. Gr. 8. 12 Ngr.

Wahlmann's, A., sämtliche Schriften. Nebst Wahlmann's Biographie und Portrait. 1ter Band. Leipzig, Fries. Gr. 16. 15 Ngr.

Martcher, F. A., Karl Martell. Tragödie in fünf Acten. Berlin, Decker. 8. 22½ Ngr.

Sander, Die Katastrophe im Orient und ihre Rückwirkung auf den Occident. Berlin, W. Schulze. 1855. Gr. 8. 16 Ngr.

Weillepp, J., Markgraf Johann von Rastlin. Eine poetische Schilderung als Nachlese zum Reformationsfest. Halle, Friede. 16. 6 Ngr.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von M. Lazarus und O. Steinthal. 1ter Band. Sechs Hefte. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 4 Hefte 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes.

Dichtungen von
Karl Egon Ebert.

8. Heftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Nach längerem Schweigen tritt der durch seine in dritter Auflage erschienenen Gedichte (Stuttgart, Gotta), durch sein Gelbengericht „Blatta“ und mehrere andere Werke bekannte Dichter mit dieser ausgewählten Sammlung vor das Publikum. Das Auffuchen des Guten und Rechts und der Kampf gegen das Unrechte und Unrecht bildet den Grundton der „Frommen Gedanken“, die der Verfasser in praktischer Anschauungsweise zum größten Theile aus der Welt, wie sie eben ist, aus den Zuständen und Richtungen der Gegenwart herausgegriffen hat.

Vorabgaben von Eise, dem diese Dichtungen im Manuscript bekannt wurden, schrieb über dieselben kurz vor seinem Tode unter anderem: „Gleich die Hauptsache berührend, erkläre ich unumwunden, daß ich der Richtung und Tonart der „Frommen Gedanken“ aufrichtigst beistimme. Es ist hier ein Dichtungsgebiet eröffnet, wo die Phantasie nicht in wilden Schwärmungen, sondern begleitet von Verstandesklarheit, in weisen Betrachtungen sich ergeht. Der Leser dieser Gedichte muß die innigste Hochachtung für den Dichter fühlen und in sich selber bald eine wohlthunende Einwirkung von ihnen wahrnehmen; dies kann ich wenigstens von mir rühmen, und ich denke, vielen andern wird es ebenso ergehen. Ein stiller Kern, wie hier überall zu Grunde liegt, vom Schmutz der Dichtung umgeben, in blühender und reicher Sprache, hat von jeder dem deutschen Gemüth entsprochen, Beifall und Zustimmung angeregt. Auch diese Gabe darf meines Urtheils mit Gewißheit auf dankbare Empfänger hoffen.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts von Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld.

Gezeichnet von Pecht gestochen von Raab und Fleischmann.

Imperial-Folio. Separatabdrücke aus der „Schiller-Galerie“.

Ausgabe auf feinstem Kupferdruckpapier: jedes Blatt 16 Ngr.
Prachtausgabe auf chinesischem Papier: jedes Blatt 20 Ngr.

Diese beiden in Stahl gestochenen Porträts, die Pendants bilden, zeichnen sich durch geistvolle Auffassung wie durch künstlerische Vollendung vor andern aus, und werden jedem Verehrer Schiller's willkommen sein. Sie sind der

„Schiller-Galerie“ von F. Pecht und A. von Ramberg entnommen, jedoch in bedeutend vergrößertem Format. Von diesem Prachtwerk liegt jetzt mit den fünf ersten Lieferungen (zu 1 Thlr. 6 Ngr.) die erste Hälfte vor; die noch fehlenden fünf Lieferungen werden in etwa monatlichen Zwischenräumen erscheinen, und das Werk wird somit noch vor Schiller's hundertjährigem Geburtstag vollendet sein.

Vorräthig in allen Buch- und Kunsthandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon von Rottke und Welter.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welter.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des dreizehnteiligen Heftes:

China. Von R. F. Neumann. — Christenthum im Verhältnis zum Staat. Von Welter. — Christlicher Staat, christlich germanisches Staatsrecht. Von Welter. — Cicero (Marcus Tullius). Von R. Schwenk. — Cisalpinische Republik, f. Italien. — Städte. Von J. von Theobald. — Civilgerichtsordnung, f. Gerichtsordnung und Proceß. — Civiljustiz, f. Justiz. — Civilrechte. Von Welter. — Civilrecht, f. Gesetzgebung und Gesetzbuch. — Clay (Henry). Von F. Rapp.

Inhalt des vierunddreißigen Heftes:

Colibat, f. Celibats. — Collecten, Collectoren. Von Welter. — Collegium. Von Welter. — Collision der Gesetze und Rechte. Von Welter. — Collision. Von Ph. Vopp. — Comitatus, f. Lehnwesen. — Communismus. — Von W. Schulz-Pöbner. — Communismus und Socialismus seit 1848. Von W. Schulz-Pöbner.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der früheren bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Baugesetze

und baupolizeilichen Bestimmungen des Königreichs Sachsen.

Ein Handbuch für Ingenieure, Architekten, Maschinenisten etc., für Techniker, die sich der Staatsprüfung als solche unterwerfen wollen, sowie zur Selbstbelehrung für jeden, der mit dem Bauwesen in Berührung kommt.

Von Rudolf von Trautzschen,

Ingenieur und Königl. Sachs. Finanz-Verwaltungsg.-Conducteur.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die praktische Wichtigkeit dieses Werks für alle mit dem Bauwesen in Berührung kommende Kreise in Sachsen, also auch für alle Grund- und Hausbesitzer, bedarf keiner weiteren Begründung. Es enthält zum ersten male alle darauf bezüglichen Bestimmungen, die bisher schwer zugänglich waren.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 18. —

28. April 1859.

Inhalt: Bronn's Theorie der Schöpfungsgeschichte. Von Maximilian Verto. — Zur biographischen Literatur. Von Adolphus Pau. — Ein literarisches Album. — Kollj. (Poeten und Künstler.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Bronn's Theorie der Schöpfungsgeschichte.

Untersuchungen über die Entwickelungsgesetze der organischen Welt während der Bildungszeit unserer Erdoberfläche. Von H. G. Bronn. Eine von der französischen Akademie im Jahre 1857 gekrönte Preisschrift, mit ihrer Erlaubniß deutsch herausgegeben. Stuttgart, Schweizerbart. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Der durch seine paläontologischen Forschungen in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Verfasser hat in diesem Werke ein neues Zeugniß seines unermüdelichen Fleißes, seiner tiefen und umfassenden Kenntnisse gegeben, daß nur diejenigen in vollem Umfange zu würdigen wissen, denen ein Einblick in die unendliche Fülle der Thatfachen nicht nur, sondern auch in die Schwierigkeiten ihrer Beurtheilung und Sichtung vergönnt ist, und welche allein es möglich machte, auf sie eine befriedigende, auf allen Punkten gestützte Theorie zu gründen. Ist schon an sich der Gegenstand, der hier behandelt wird, von hohem wissenschaftlichen Interesse, so wird dieses noch durch die Lösung und die daraus gezogene Schlussfolgerung gesteigert. In der That hängt das Problem der Entstehung und Entwickelung der organischen Schöpfung der Erde nicht bloß mit der Naturwissenschaft zusammen: es ist geeignet, auch von der Philosophie, selbst der Theologie in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen zu werden. Ist nämlich, wie eine erst in jüngster Zeit aufgetauchte Richtung sich zu erweisen bemüht, alles von jeher so gewesen wie jetzt, haben die Haupttypen des Thier- und Pflanzenreichs, auch die vollkommensten, von jeher existirt, so erscheinen uns die verschiedenen Hypothesen der organischen Natur in den verschiedenen Perioden des Lebens der Erde lediglich durch die äußern Umstände veranlaßt, kehren mit den gleichen Umständen immer aufs neue wieder. Existirt aber, wie Bronn bewiesen zu haben scheint, auch ein progressives Gesetz, so ist damit ein Plan offenbar geworden, nach welchem die organische Schöpfung sich im Einklang mit den äußern Umständen nach der in ihre Reime gelegten Prädestination von einfachern und relativ unvollkommenen Formen zu dem Reichthum und der Fülle von Gestalten aller Vollkommenheitsgrade entwickelt hat, welche die gegenwärtige Periode mit dem Menschen an der Spitze

auszeichnet. Jene, welche Bronn's Gesetz der successiven Entwickelung vom Niedern zum Höhern umstoßen wollen, haben dem feintgen ein gleich allseitig gestütztes System entgegenzustellen oder wenigstens so viele widersprechende Thatfachen beizubringen, daß die — bis jetzt so vereinzelt — Ausnahmen von jenem Gesetze zur Regel werden. Der Verfasser sagt:

Die Erdrinde ist ein großes Buch; ihre Schichten sind die Blätter desselben, Versteinerungen die Buchstaben des Alphabets und der Inhalt ist die Geschichte der Schöpfung. . . . Aber jene Blätter liegen unvollständig, zerrissen, durcheinander geworfen und verblühen vor uns, wir müssen sie zu ordnen und zu ergänzen suchen, die Interpretation findet weiten Spielraum. . . . Das Alphabet, worin das Buch geschrieben, war uns lange fremd; man hatte es verkannt und begann es erst zu entziffern, als man anfing, den Schlüssel dazu in unserer heutigen Natur zu suchen. . . . Der Verfasser dieses Buchs besitzt die größte Glaubwürdigkeit, denn er war Zeitgenosse der Begebenheiten, die er uns beschreibt, er war der Baumeister unserer Erdrinde selbst, welcher viele Ereignisse jener Zeiten durch Autobiotypie darge stellt hat. . . . Nicht leicht hat irgendein bedeutenderes Ereigniß in der Geschichte der Erdoberfläche eintreten können, das uns nicht durch die Art, den Zustand, die Berggesellschaftung und den Wechsel der schillen Reste verrathen würde.

Welche Schwierigkeiten ergeben sich aber, wenn es das Ordnen und Bestimmen dieser zerstreuten und oft kaum kennbaren Reste früherer Organisationen gilt! Neben den jetzt vorhandenen, gesammelten und größtentheils auch schon beschriebenen 100000 Arten von Pflanzen und 120000 von Thieren sind bereits gegen 30000 Arten fossiler Organismen aufgefunden, deren Einordnung in die verschiedenen Perioden, Schichten und Terrains eine mehr oder minder verwickelte Arbeit erfordert, abgesehen von den Schwierigkeiten, welche eine sich immer mehr häufende Synonymie mit sich bringt. Nachdem der Verfasser im ersten Theil die Einleitung gegeben, in welcher man einer ziemlich scharfen Kritik d'Orbigny's begegnet, welcher in seinem „Prodrome de Paléontologie stratigraphique“ und in seinem „Cours élémentaire de Paléontologie et de Géologie“ die „Wissenschaft aufs neue mit einer ebenso üppigen als flüchtigen Synonymie übersättet hat, statt sie zu fördern“, liefert er eine Reihe von Tabellen als Belege für seine spätern Ausführungen, eine wahre

Niesenarbeit, auf die mühsamsten Zusammenstellungen und Zählungen gegründet. Im zweiten Theil untersucht der Verfasser vorerst das Problem der Entstehung der Organismen. Die physikalischen und chemischen Gesetze reichen hin, auch jene Bewegungen und Veränderungen zu veranlassen und fortzuführen, welche die Erde und deren Rinde gestaltet haben, aber es entstehen keine neuen Organismen mehr. Der Naturforscher kann sich schwer entschließen, die Erzeugung der Organismen als unmittelbaren Ausfluß göttlicher Schöpferthätigkeit anzusehen, weil durch eine solche sonst nichts in der Natur, alles vielmehr durch allgemeine Kräfte bewirkt und geordnet wird; er nimmt daher lieber eine noch unbekannte Kraft an, welche die Organismen hervorgebracht hat und in seltenen Fällen nach Eyll noch jetzt hervorbringt. Manche Naturforscher lassen die einfachsten Organismen durch spontane Erzeugung entstehen und die zusammengesetzten aus wenigen Urformen durch Wirkung eines innern Bildungstriebes unter sich fortwährend verändernden äußern Umständen im Laufe der Zeiten hervorgehen (de Lamarck, Geoffroy St.-Hilaire, Oken, Grant, d'Alton, Unger u. a.) Nun aber wurde die spontane Ergänzung immer mehr beschränkt und zweifelhaft und es liegen keine Erfahrungen von dem Uebergang einer Species, Sippe oder gar Ordnung und Klasse in andere vor. Die allerfrühesten organischen Wesen waren Pflanzen, Pflanzenthiere, Weichthiere, Krebse, vielleicht auch schon Fische, welche alle gleichzeitig auftraten, daher nicht durch Umbildung aus frühern entstanden sein konnten. Jede Art entstand sogleich in einer mehr oder weniger großen Zahl von Individuen und nahm daher schon uranfänglich einen gewissen Bezirk ein; manche Arten mochten wol auch in nicht zu entfernten Zeiten mehrmals nacheinander entstanden sein. Die unbekannte, die ersten Organismen erzeugende Kraft hat in gesteigertem Maße durch die ganze geologische Zeit fortgewirkt bis zum Erscheinen des Menschen und wir sehen nirgends eine allmähliche Umgestaltung älterer Arten und Sippen in neue. Zugleich zeigt sich in der Aufeinanderfolge der Organismen ein Plan und stetiger Gang; alte Arten gingen unter und gaben eben dadurch Raum für sie ersiehende neue, gewöhnlich vollkommeneren, und immer standen die neuen in Beziehung zu den äußern Umständen und Lebensbedingungen; zuletzt als alles für ihn vorbereitet war, erschien der Mensch. Entweder war diese planmäßige Entwicklung das Werk eines bewußten Schöpfers, der alles bis ins kleinste selbst ordnete oder einer bis jetzt unbekannten allgemeinen Naturkraft, woraus sich erklärt, daß die Entwicklung der unorganischen und organischen Natur stets gleichen Schritt hielt. Der Verfasser entscheidet sich dafür, daß alle Pflanzen- und Thierformen durch eine unbekannte Kraft ursprünglich geschaffen, nicht aus einigen wenigen Urformen hervorgegangen seien, sagt aber dabei:

Eine solche Kraft, obgleich wir sie nicht kennen, würde nicht nur mit der gesammten übrigen Einrichtung der Natur vollkommen in Einklang stehen, sondern es müßte uns auch der Schöpfer, welcher die Entwicklung der organischen Natur durch eine solche in sie gelegte Kraft leitete, wie er die der unorgani-

schen durch bloße Zusammenwirkung von Attraction und Affinität leitet, weit erhabener erscheinen, als wenn wir annähmen, daß er auf die Einführung und den Wechsel der Pflanzen- und Thierwelt auf der Oberfläche der Erde fortwährend dieselbe Sorge verwenden müßte, wie sie ein Gärtner täglich auf jedes einzelne Pflänzchen bei Bestellung seines Gartens verwendet.

Ist es einerseits undenkbar, daß ohne Regelung durch eine unendliche Vernunft eine geordnete Welt hätte entstehen können, so muß man andererseits zugeben, daß diese Regelung sich allerdings nicht so auf alle einzelnen Geschöpfe beziehe, daß das Leben eines jeden Individuums ihre directe Einwirkung erfährt; es scheint vielmehr die Vorstellung der Wahrheit nicht zu fern zu sein, daß allein die das Weltall überhaupt und die Entwicklung der Erde und ihrer Organisation insbesondere normirenden (nach menschlicher Anschauung unveränderlichen) Gesetze als directer Ausfluß jener höchsten Intelligenz, jenes allumfassenden Willens zu betrachten seien. So entsteht für das nachbildliche Denken und die sinnliche Wahrnehmung der Schein, als ob alles sich nur nach blinder Nothwendigkeit bewege und gestalte, während ein auf den Ursprung zurückgehendes Denken immer wieder auf eine alles vorausbestimmende Vernunft gelangen wird. Und man sage nicht, daß die Annahme einer solchen die Naturforschung hemme, deren Aufgabe eben die ist, jene ewigen Gesetze und ihre Wirksamkeit zu erkennen, wie sie sich in der Entstehung der Organismen, ihrer Entwicklung und Aufeinanderfolge geltend macht. Unser Verfasser, dessen Ansicht hierüber mit der unserigen im wesentlichen übereinstimmen dürfte, hat sich nun bemüht, auf der Grundlage der Thatfachen eine Folge solcher Gesetze aufzustellen, deren hauptsächlichste hier angeführt werden sollen.

Nach seinem ersten Gesetz traten die beiden organischen Reiche bald nach den ersten neptunischen Niederschlägen in Typen und Massen auf, wie sie den äußern Existenzbedingungen angemessen waren. Damals war die Centralwärme der Erde auch auf deren Oberfläche noch sehr fühlbar, die Beschaffenheit der Atmosphäre eine von der jetzigen sehr verschiedene; Pflanzen- und Thierreich wirkten auf ihren Kohlen säure- und Sauerstoffgehalt wesentlich ein. Pflanzen und Thiere waren anfangs und noch lange Zeiten hindurch in allen Breiten sich sehr ähnlich, mehr tropischen Charakters, und eine zonenweise Verschiedenheit derselben wurde erst von der Mitte der Tertiärzeit an deutlich, wo die Abkühlung von den Polen, an welchen die Organisation des Landes immer spärlicher wurde, gegen die tiefern Breiten fortschritt. Die Veränderungen in der Bevölkerung der Erde, geschahen nicht durch Umnandelung der zuerst vorhandenen Arten, sondern durch Aussterben dieser und Entstehen neuer. Die frühesten Arten nicht nur, sondern selbst Sippen und Familien waren den gegenwärtigen am unähnlichsten; die Uebereinstimmung mit letztern breitete sich allmählich von den Familien und Sippen auch über einen Theil der Arten aus. Die topographisch verschiedenen Floren und Faunen, den ungleich gearteten Stationen und Höhenbürteln der Berge und Meere entsprechend, wurden allmählich zahlreicher und scharfer geschieden, die Gruppierung der Organismen man-

nichtstüßiger, ihre Zahl immer größer. Höchst eigenthümliche, kaum mit etwas andern vergleichbare Stationen waren die unermesslichen Stigmarienfünipfe zur Zeit der Steinkohlenbildung; die Stigmarien, baumartige Pflanzen, den Nadelhölzern verwandt, bildeten nach ihrem Absterben und Zerfallen eine Unterlage für andere Vegetabilien und verwandelten sich unter dem Wasser von der Luft abgeschlossenen allmählich in Kohle, so die mächtigen Steinkohlenlager erzeugend, durch welche der Atmosphäre ein so großer Theil ihres Kohlenstoffs entzogen wurde. Die Uebereinanderlagerung der Steinkohlen mit Sandstein- und Schieferthonsschichten zwischen ihnen deutet auf viele Jahrtausende währende Senkungen des Bodens infolge platonischer Vorgänge in der Erde, verbunden mit Ausströmen kohlensauren Gases aus dem Erdinnern, welches stets wieder durch neue Stigmarien Generationen absorbiert und in Kohle gebunden wurde. Während der Kohlen-säuregehalt unserer jetzigen Atmosphäre $\frac{1}{10000}$ ist, berechnet Bischof denselben vor der Steinkohlenperiode auf $\frac{1}{100}$, ein Verhältniß, bei welchem das Bestehen der jetzigen Thierwelt ganz unmöglich wäre. Zahlreiche Arten von Pflanzen und Thieren konnten nur entstehen, nachdem andere, von denen sie abhängig sind, schon vorhanden waren: so die meisten Landinsekten, Vögel und Säugethiere, die in Nahrung und Aufenthalt auf bestimmte Pflanzen und Thiere angewiesen sind, ein Verhältniß, welches Bronn die sociale Beziehung der Organismen nennt. Die hauptsächlichste Veränderung in den äußern Existenzbedingungen der lebenden Wesen bestand sicherlich in der Theilung des Ozeans in mehrere Meere und Buchten, dem Auftauchen von Inseln, die allmählich in Continente zusammenfloßen, auf welchen sich Gebirge erhoben. Die primordiale Meeresbevölkerung, eine nur schwimmende und rein pelagische, wurde zum Theil litoral; ihr gesellte sich eine Küstenbevölkerung, endlich eine continentale Bevölkerung bei: ein Proceß, welchen der Verfasser „terripetale Bewegung“ nennt und denselben wol auch als von einem eigenen Gesetz, dem der terripetalen Entwicklung abhängig sein läßt. Im allgemeinen sind aber die Landbewohner auch höher organisiert als die des Wassers; die allerersten Pflanzen waren Meerestalgen; die Reste der ersten Landpflanzen und Amphibien erscheinen in den Devonischen, die ersten wahren Landthiere und Luftathmer in den Steinkohlenschichten, von wo ab die Landbevölkerung immer mehr das Uebergewicht über jene der See erlangte.

Neben diesen Gesetzen der äußern Existenzbedingungen und terripetalen Bewegung besteht ein selbstständiges positives Schöpfungsgesetz, das sich durch die Einfachheit und Planmäßigkeit der gleichzeitigen wie der sich folgenden Veränderungen in der organischen Natur bethätigt. Infolge dieses Gesetzes und im Gegensatz zu der durch das erste und zweite bewirkten Complication und Ungleichförmigkeit nimmt man strenge Einförmigkeit in der jedesmal gleichzeitig nebeneinander existirenden Schöpfung über die ganze Erde wahr; gleichzeitig entstehen und vergehen überall Stippen und Arten; auch das Gleichgewicht zw:

ischen Pflanzen und Thieren und bei diesen letztern wieder zwischen Pflanzen- und Fleischfressern ist eine Folge dieses Gesetzes. Ebenso, daß die organische Welt von unvollkommenen zu vollkommenen Formen fortgeschritten ist, zwar nicht in dem Sinne, daß sie etwa in Thierreiche mit den Pflanzenthieren begonnen habe und von da zu den Strahlthieren, Weichthieren, Gliedthieren fortschreitend zuletzt zu den Wirbelthieren gelangt wäre, aber doch so, daß im ganzen und großen eine progressive Bewegung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen stattgefunden hat. Der Verfasser stimmt hierin mit Sedgwick, Hugh Müller, Ad. Brogniart, Agassiz im Gegensatz zu Owen, d'Orbigny, G. Bravosi, Quell, Forbes überein, welche letztern einen solchen Fortschritt leugneten. Es entstanden allerdings gleich anfänglich schon mehrere Haupttypen, mehrere Unterreiche, nämlich jene, die bei den damals herrschenden äußern Bedingungen bestehen konnten und zwar zuerst mit ihren unvollkommenen Wasserbewohnern, die im ganzen den Landbewohnern derselben Gruppe nachstehen, und während im Laufe der Zeiten die höhern Typen und Unterreiche nachfolgten, schritten auch jene früher entstandenen niedrigeren zu den höhern Formen in ihrem Bereiche fort. Noch deutlicher als im Thierreiche ist dieser Gang im Pflanzenreiche zu erkennen, dessen höchste und reichste Kreise infolge des Progressivgesetzes erst lange nach den niedrigeren erscheinen, obgleich die äußern Bedingungen es schon früher gestattet hätten. So sehen wir namentlich die Dikotyledonen (wir fassen diesen Begriff immer mit Ausschluß der Nadelhölzer) erst in der Kreidezeit auftreten, womit wieder das Erscheinen der meisten landbewohnenden Thiere, besonders der Säugethiere, dann der meisten Insekten und Vögel zusammenhängt. Und hier mußten wieder die Pflanzenfressenden Arten den fleischfressenden und beide den parasitischen Formen vorgehen, die auf und in ihnen leben. Das Progressivgesetz wirkt sich jedoch nicht nur in der Erzeugung vollkommener Grundformen neben den unvollkommenen, sondern auch in der Unterdrückung eines Theils der vorhandenen aus, die nachdem sie einen Culminationspunkt erreicht, sich vermindern und endlich verschwinden, um höhern Formen Raum zu geben. Gewisse, gewöhnlich unvollkommenere Gruppen reichen hingegen in etwa gleichbleibender numerischer Stärke durch alle Perioden hindurch.

Alle wichtigen Erscheinungen in der Aufeinanderfolge der organischen Wesen lassen sich mit einigen untergeordneten Ausnahmen durch diese drei Hauptgesetze erklären. Zu diesen Ausnahmen gehören z. B. das spätere Erscheinen mancher Knochenfische und das frühe einiger Landreptilien vor den Wassersauriern, sowie das schnelle Aussterben der sehr vollkommenen Riesensaurier beim Erscheinen der Säugethiere. Agassiz hatte mehrere Arten von Typen unterschieden, unter welchen die sogenannten embryonischen die meiste Anerkennung gefunden haben; die unvollkommenen Formen einer Reihe oder Gruppe verhalten sich hiernach zu den höhern, wie die Embryonen dieser letztern zu den ausgebildeten Individuen. Bronn findet diese Lehre zwar oft, aber nicht überall bestätigt,

indem nicht alle Charaktere, welche die aus der Metamorphose eines embryonischen Typus entstehenden Geschöpfe annehmen, Zeichen höherer Vollkommenheit, sondern vielmehr Variationen über einen Grundgedanken, über ein Organisationschema sind.

Bekanntlich theilt man die ganze seit dem ersten Auftreten der Organisation verstrichene Zeit in drei Hauptperioden: die paläolithische als die älteste, von den silurischen Schichten bis zum Zechstein reichend, in welche die Bildung der Steinkohlen fällt; die mesolithische, in welcher die Trias-, Jura- und Kreideschichten niedergeschlagen wurden; und die känoolithische oder Tertiärperiode mit ihren Unterabtheilungen des Eöken, Mioken, Plioken, vom Nummulitenkalk bis zum Diluvium, an welches sich die Alluvialzeit oder die gegenwärtige, welche aber bereits schon Hunderttausende von Jahren währen mag, anschließt. Im ganzen sind alle Erscheinungen, die sich aus den angeführten Gesetzen ableiten lassen, durch alle geologischen Perioden gleichmäßig fortgeschritten, mit Ausnahme zweier Wendepunkte, wovon einer an das Ende der paläolithischen, der andere vor dem Anfang der känoolithischen Zeit fällt. Mit erstem hörte das allgemeine Vorkommen der Stigmariensümpfe und der mit ihnen verbundenen Erscheinungen auf und es verschwanden zahlreiche paläolithische Thier- und Pflanzengestalten; am zweiten Wendepunkt starben die Ammoniten und Belemniten aus, es erschienen zuerst oder doch in großer Zahl die Dicotyledoneen, die Knochenfische, die baumbewohnenden Vögel und die Säugethiere und das früher über die ganze Erde gleichmäßig warme Klima begann sich nach Zonen zu unterscheiden.

Hinsichtlich des Erscheinens und Verschwindens der Organismen scheint erwiesen zu sein, daß das Entstehen neuer und Vergehen alter Arten im ganzen ununterbrochen fortwährte, mit Ausnahme des plötzlichen gewaltsamen Endes, welches eine Anzahl von Arten gleichzeitig durch geologische Katastrophen nahm, und daß die Lebensdauer der einzelnen Arten sehr ungleich war, so daß die einen die Bildung von zwei und mehreren geologischen Terrains überlebten, während die andern nicht so lange Zeit dauerten, als die Bildung eines einzigen erforderte. Ein geologisches Terrain ist aber der Inbegriff aller während einer gewissen Zeit rund um die Erde gebildeten Gesteinsschichten, mögen sie auch nach den Gegenden verschiedenen Charakter zeigen, und eine geologische Fauna oder Flora nennt man die Gesamtsumme aller in einem gewissen Zeitraum existirenden Thier- und Pflanzensorten, mögen dieselben diesen Zeitraum ganz ausgefüllt oder die Grenzen der Terrains zeitlich überschritten haben. Wegen der überall stattfindenden Uebergänge gibt es weder streng abgeschlossene Terrains noch streng abgegrenzte successiver Thier- und Pflanzenschöpfungen, obwohl manche untereinander besser abgegrenzt erscheinen als andere; aus dem angeführten Grunde haben auch zwei aufeinanderfolgende Terrains, Floren oder Faunen, gewöhnlich einige Arten miteinander gemein. Selbst lithologisch abgegrenzte Stagen und Perioden werden von manchen Arten überschrit-

ten. Die markirteste dieser Grenzen, jene zwischen dem Permian und dem Buntsandstein, also zwischen der paläolithischen und mesolithischen Periode, wird jedoch, soweit bis jetzt bekannt, von keiner Art überschritten; auch Trias und Dolith haben soviel wie nichts miteinander gemein, wol aber ziemlich viele Species Dolith und Kreide, noch mehrere Kreide- und Tertiärschichten, also mesolithische und känoolithische Periode. Zahlreiche Arten sind aus der Tertiärperiode in die Alluvialzeit oder die gegenwärtige übergegangen, wie denn nach Göppert viele Pflanzpflanzen von Schopfnitz in Schlesien und viele in Bernstein eingeschlossene mit noch jetzt lebenden Pflanzen identisch sind. Im allgemeinen ist die Verschiedenheit gleicher Schichten desto größer, je weiter ihre horizontale Entfernung voneinander; die Silurischen Böhmens, Scandinaviens, Großbritanniens und Nordamerikas gleichen sich weder im Mineralcharakter, noch in Mächtigkeit, Gliederung u. s. w., so daß ihr Wiedererkennen nur noch durch den paläontologischen Charakter, durch die in ihnen eingeschlossenen organischen Reste erkannt wird. Es ist klar, daß wenn die Bildung identischer Niederschläge aus dem Meere in einer Gegend länger als in der andern gedauert hat, weil in ersterer der Zustand des Meeres sich längere Zeit gleich blieb, auch die Beschaffenheit der lebenden Wesen eines solchen Meeres und ihrer Reste in den aus ihm niedergeschlagenen Schichten länger als andernwärts gleich bleiben mußte. Fanden in einer Gegend stürmische Vorgänge, z. B. Erschütterungen des Bodens statt, oder Erhitzung desselben und Ausströmen tödlicher Gasarten, wodurch die Organismen zerstört wurden und deren progressive Entwicklung eine Unterbrechung erfuhr, so wird nothwendig die Uebereinstimmung eines so heimgesuchten Terrains mit den folgenden geringer sein als bei ruhiger Entwicklung.

Wol dreißig- bis sechsunddreißigmal wurden alle vorhandenen Organismen durch neue verdrängt. Um die Zeit einigermaßen schätzen zu können, welche darüber verfloßen ist, untersucht man, unter Zugrundelegung der plutonischen Hypothese von der Erdbildung, die Abkühlungsgeschwindigkeit flüssiger und heißer Massen. Auf jeden Fall sind nun während des Erscheinens dieser verschiedenen Organisationsmillionen von Jahren verfloßen und eine noch viel längere Zeit, bis es überhaupt zur Bildung von Organismen gekommen war. Wahrscheinlich wurden die Zeiten gleicher Abkühlung immer länger und verfloßen allmählicher ineinander als im Anfang. Wie die frühern geologischen Perioden untereinander, so ist auch die jetzige nicht streng von der nächstvorigen geschieden, sondern geht unmerklich in dieselbe über. War eine Gruppe von Organismen am Ende der vorigen in Ab- oder Zunahme begriffen, so setzte sich die eine oder andere in die gegenwärtige Periode fort. In den frühesten Zeiten hatten Pflanzen- und Thierreich einen ganz fremdartigen Charakter durch die jetzt ganz verschwundenen Ordnungen oder Familien der Asterophylliten, Sipillarien, Stigmarien, Lepidodendren u. s. w. unter den Pflanzen, die Graptolithen, Krinoideen, Ammoniten, Trilobiten, Labyrinthodon-

ten, Apterostomen, Arthropoden u. s. w. unter den Thieren; von den jetzigen Sippen existirten nur 1 — 3 Procent. Deren Anzahl wurde allmählich größer und stieg im Laufe der Zeiten bis 90 Procent und darüber; von der Gekältheit bis zur Gegenwart gestalteten sich die Floren und Faunen nach den Zonen immer verschiedener und zugleich lokal. In der Miocän- und noch mehr in der Diluvialzeit lebte schon ein bedeutender Theil der jetzigen Arten in den gleichen Gegenden wie heutzutage, so daß z. B. die versteinerten Conchylien der englischen Tertiärschichten mit denen der jetzigen Nordsee, die italienischen mit denen des Mittelmeeres, die westindischen mit denen des dortigen Meeres größtentheils identisch sind und die diluvialen Knochenhöhlen meist Säugethierreste solcher Arten enthalten, welche noch jetzt in den bezüglichen Ländern leben. In den sogenannten Alluvialschichten endlich, jenen, deren Bildung noch jetzt fortwährt, findet man nur Reste noch jetzt lebender Arten. Das Taxodium distichum, eine Cypressenart, welche häufig im Ueberschwemmungsgebiet des Mississippi wächst, ein Baum, welcher bis 6000 Jahre alt wird, bildet in Louisiana mit seinen unzählbaren fossilen Stämmen zehn durch Erblager getrennte und übereinander liegende Schichten, deren Bildung nach der Berechnung Dowlers 158400 Jahre erfordert hat, welche wahrscheinlich sämmtlich in die gegenwärtige oder Alluvialperiode fallen: eine verhältnißmäßig kurze Zeit, wenn man bedenkt, daß die Bildung der Steinkohlenlager wol eine Million Jahre erfordert hat. Nun findet sich aber das Taxodium fossil bereits in den Miocänschichten, den obersten der tertiären Zeit, und liefert somit einen weiteren Beweis des Uebergangs beider Perioden ineinander. Diejenigen, welche eine feste Grenze zwischen beiden finden möchten, haben wol auch das erste Auftreten des Menschen als solche annehmen zu dürfen geglaubt, aber in den letzten Decennien sind fossile Ueberreste des Menschen mit solchen diluvialer Thiere unter Umständen zusammengefunden worden, die kaum einen Zweifel gestatten, daß der Mensch gleichzeitig mit einigen derselben lebte. Will man auch von den noch etwas zweifelhaften fossilen Backenzähnen in Bohnerzen der württembergischen Alp absehen, so scheinen doch die Schädel und andern menschlichen Skelettheile, welche Lund in Knochenhöhlen Brasiliens mit Gebeinen von *Platonyx chlamydothorium* u. s. w. zusammenfand, ganz auf gleiche Weise versteinert und mit Eisenorod durchdrungen wie diese, kaum hierüber einen Zweifel zu lassen. In der vierten (von oben gezählt) jener Taxodiumschichten Louisianas, welche nach Dowler vor 57600 Jahren gebildet worden wäre, fand sich 16 Fuß tief im Boden, unter der Wurzel eines Cypressenstammes, ein Schädel, der die Charaktere der amerikanischen Menschenrasse an sich trägt. Mit dem Erscheinen der dikotyledonischen Pflanzenwelt am Anfang der tertiären Zeit ist der wichtigste und folgenreichste Schritt zu der jetzigen organischen Schöpfung geschehen, deren Veränderungen von da an bis zur Gegenwart ganz allmählich und ohne scharfe Uebergänge erfolgt sind.

Referent konnte in dieser Angelegenheit nur die hauptsäch-

lichsten Momente des reichen Inhalts der vorliegenden Schrift herausheben. Der Verfasser selbst bezeichnet als neue Ergebnisse derselben die Aufstellung des obersten Gesetzes, nämlich der Anpassung der successiven Organizationen an die äußern Existenzbedingungen einer jeden Zeit; die Leistung des Beweises einer höhern Temperatur der Erde am Anfang der organischen Schöpfung durch das allgemeine Vorkommen organischer Reste schon in den ältesten neptunischen Schichten; die Gleichzeitigkeit des Auftretens von Pflanzen- und Thierreich. Sind diese Annahmen auch sonst in der Geologie gebräuchlich, so hat doch der Verfasser die paläontologischen Nachweise hierfür gegeben. Er widerlegt zugleich die alte Vorstellung von abgegrenzten Floren und Faunen in abgeschlossenen Terrains, erweist die ungleiche Dauer der Arten und den mächtigen Einfluß des Territorialgesetzes. Er stellt ferner das immanente Gesetz progressiver Entwicklung auf und erkennt als bedeutungsvollste Existenzbedingung für die Landthiere das Auftreten der Dikotyledoneen. Er macht aufmerksam auf den Zusammenhang der Senkungen des Bodens und des Ausströmens von kohlensaurem Gase mit der die Atmosphäre wieder reinigenden Function der Stigmarienwälder. In seinem Werke sowol als in dem über diese Gegenstände in der Naturforscherversammlung zu Karlsruhe 1858 gehaltenen Vortrag hat der Verfasser nicht unterlassen zu bemerken, daß die aus den Thatfachen gezogenen Schlüsse auf dem gegenwärtigen Bestand der erslern ruhen, daß neue Entdeckungen manches zu modificiren, aber kaum eins der aufgestellten Gesetze anzustoßen vermöchten. Immer jedoch wird unsere Kenntniß von den organischen Resten, die einst in die Erdrinde bezogen wurden, nur Stückwerk bleiben.

Wenn Geologie und Paläontologie in diesem Jahrhundert zu solcher Bedeutung gelangt sind, so allgemeines Interesse zu erwecken vermochten, so ist dieses noch mehr als in ihren glänzenden Leistungen in der Größe und Wichtigkeit ihres wissenschaftlichen Objectes begründet. Die Entstehung und erste Bildung der Erde erscheint uns nicht mehr als ein isolirter Schöpfungsact, sondern als ein Theil der Gestaltung und Entwicklung des Sonnensystems selbst. Mag auch nach neuern Beschränkungen die Gewalt und Wirksamkeit des plutonischen Elements bei der Bildung der Erdrinde nicht so allgemein und ausgedehnt gewesen sein, wie früher angenommen wurde, mögen manche Gesteine, denen man sonst feurigen Ursprung zuschrieb, einen wässerigen haben, — so scheint doch in Beziehung auf den ersten Zustand der Weltkörper, der bei den Sonnen immer am längsten währt, der alte Heraklit im Rechte und das Feuer ihre Mutter zu sein. Erst als seine Macht gebrochen, ins Innere zurückgebrängt war, konnte sich Wasser bilden, die Erde sich mit Meer bedecken, das etwas früher sie als Dampfhohlfugel umgeben hatte. Dem Flüssigen aber entspringt das organische Leben, das allmählich an allen Punkten der vielgestaltigen Erde hervorbrach und nach vielfachen Umgestaltungen endlich seine gegenwärtige Physiognomie annahm. Die Wissenschaft hat nicht bloß diese zu erkennen und zu

begreifen, sondern sie hat mit epimethesischem Blick das große Drama in seinen Acten und Scenen nachbildlich zu construiren, durch welches die Gegenwart geworden ist. Wenn unser Verfasser in erste Linie das Gesetz der Anpassung an die äußern Existenzbedingungen und erst in die zweite das mehr ideale Gesetz der progressiven Entwicklung stellt, so möchte er zu dieser Anordnung in den Thatfachen ihn bestimmende Gründe gefunden haben; und will es bedünken, daß das Gesetz progressiver Entwicklung an Rang und Bedeutung das erste, das wahre Urgesetz sei, ähnlich wie in der Geschichte der Geist und die Anlage eines Volks oder auch nur eines Individuums das primitive Regulativ für seine Geschicke ist, mag es auch durch die äußern Verhältnisse in seiner Manifestation oft bis zum Verkennen gestört und zurückgedrängt werden. In Wahrheit stehen allerdings sämtliche Gesetze in Uebereinstimmung und sind nur verschiedene Ausdrucksweisen der sich offenbarenden schöpferischen Idee.

Begreifen uns in dem vorliegenden Werke oft Wiederholungen, so sind diese in seiner Bestimmung begründet; es schien nöthig, bei jedem Abschnitt immer wieder das Ganze zusammenzufassen und so immer neue Grundlagen für die weiteren Folgerungen zu gewinnen. Es handelt sich bei einer Preisarbeit nicht bloß um die einmalige Auszählung der Thatfachen und Erscheinungen, sondern um die Verbindung aller zu einem sich stets aufs neue zusammenschließenden beweiskräftigen Ganzen, um actenmäßige Darstellung, welche geeignet ist, die angestrebte Ueberzeugung bei den Richtern und auch bei dem aufmerksamen, gründliche Belehrung suchenden Leser hervorzurufen. Auch verliert der letztere bei der Reproduction der frühern Ausgaben nicht nur nichts, sondern gewinnt durch deren präcisere Zusammenfassung, die ihm zugleich das Nachschlagen der allegirten Stellen meistens erspart. Referent begt die innige Ueberzeugung, daß die gediegene Arbeit des Verfassers dem objectiven, ungeschminkten Wahrheit suchenden wissenschaftlichen Publikum aufs beste empfohlen werden darf und daß das Interesse, welches jeder Denkende an der Erkenntniß des in derselben behandelten hochwichtigen Gegenstandes nimmt, durch sie auf das treueste gewahrt wird.

Maximilian Perlg.

Zur biographischen Literatur.

1. David Epleiß, weiland Antistes der Schaffhauserischen Kirche, nach dessen schriftlichem Nachlaß und mündlichen Nachrichten geschildert von C. Stolar. Basel, Bohnmaier. 1858. Gr. 8. 27 Ngr.
2. Ludwig und Edeltrudis oder Bilder aus der Kirche im 12. Jahrhundert von H. J. Holzwarth. Erster Theil. — A. u. d. L.: Der heilige Bernhard. Eine Erzählung aus dem kirchlichen Leben des 12. Jahrhunderts. Tübingen, Laupp. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
3. Die vorarlbergischen christlichen Glaubenshelden am Rhein und deren Zeit. Nebst einem Anhang über Siegfried den Drachentöchter. Nach den Quellen dargestellt von L. Heber. Frankfurt a. M., Voemel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Johann Furmann, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des bairischen Volks. Nach seinem Leben und seinen Schriften

dargestellt von Theodor Wiedemann. Ahring, Dattener. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

5. Henricus de Laugenstein dictus de Hassia. Zwei Untersuchungen über Leben und Schriften Heinrich's von Langenstein. Von Otto Hartwig. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

6. Wicliß als Verläufer der Reformation. Antrittsvorlesung von Gottfried Victor Lechler, gehalten zu Leipzig den 9. Juli 1858. Leipzig, C. F. Neisner. 1858. 16. 10 Ngr.

Gegen Vagelichlag und Wasserenth, gegen Feuer und Schiffsbruch, gegen alle möglichen Gefahren gibt es Asscuranzen; daß auch gegen die Gefahr, einem ungeschickten Biographen in die Hände zu fallen, eine Asscuranzgesellschaft gebildet werden möchte, den Wunsch erregt recht lebhaft das Buch, welches der Diaconus Stolar über David Epleiß (Nr. 1) geschrieben. Stolar weiß es ganz gewiß und spricht es mit Bestimmtheit in der Vorrede aus, daß seine Arbeit eine solche ist, die von den meisten ignoriert und von den wenigen, die sie betrachten, gelächelt werden wird: trotz dieser ganz richtigen Selbsterkenntniß und Selbstschätzung hat er den Gelächern nicht widerstehen können, sein Zeugniß dem Preßbengel zu überliefern. Das Zeugniß ist eine hochst verfehlte Arbeit, an der nur zu bedauern, daß sie sich einen Gegenstand zum Verwurf gewählt, der es verdient hätte, einer geschicktern Feder Verwurf zu sein. David Epleiß gehört zu den Männern, für welche unsere Sympathie allerdings eine geringe ist; dieses individuelle Gefühl kann jedoch die Anerkennung nicht ausschließen, daß er eine kräftige, kerngesunde Natur war, die in ihrer Weise ihren Zwecken und Zielen mit dem gewissenhaftesten Eifer und einer außerordentlichen Berufstreue zustrebte. David Epleiß ist eine verwandte Natur von Jung Stilling. Ein achtbarer religiöser Mysticismus ist der Mittelpunkt seines Seins. Der Biograph macht aus diesem Manne einen Pietisten nach dem modernsten Zuschnitt eines efficiellen Kirchenthums; er verfeichtigt und verwässert in einer Darstellung, durch die sich hindurchzuschlagen eine wirkliche Qual ist, die kräftigen und gesunden Elemente in dem Manne zu ungesunden Auswüchsen; er verzerrt sein Bild geradezu zur Caricatur. Die Unähnlichkeit seines Porträts sehr wohl kennend, versucht Stolar einen dahinjehenden Verwurf damit abzulehnen, daß Epleiß ein Mensch gewesen, dessen Wesen sich nicht recht in den Rahmen einer Schrift und des Buchstaben einzwängen läßt. Wir fragen, wie der Verfasser das weiß, weshalb zwingt er trotzdem Epleiß in das Prokrustesbett seiner Schrift und seines Buchstaben, und dient er der Wahrheit oder der Unwahrheit, wenn er ein Buch veröffentlicht, von dem ihm bekannt, daß sein Inhalt nicht der Inhalt des Lebens, welches jenes beschreibt? Zur Signatur der Darstellung in stilistischer Hinsicht mag gleich die erste Periode dienen, mit der das Werk anhebt: „Es hat eine mehr als oberflächliche Bedeutung, wenn von dem Gewebe des menschlichen Lebens gesprochen wird; denn gleichwie jegliches Gewebe aus zwei Factoren sich bildet, aus den festgespannten Fäden des Zettels, woraus die Grundlage des Stoffs entsteht, und aus den bunten Fäden des Eintrags, welche das bewegliche Webeschifflein dazwischen nicht und woraus die Farbe und der Charakter des Stücks erwächst, so gestaltet sich auch das Leben eines Menschen vorzugsweise aus zwei Factoren: Vaterstadt, Familie, mit einem Wort der natürliche Boden, aus dem ein Menschenleben entsproßt, sie reichen in den gegebenen Anlagen, Gemüths- und Geistesrichtungen die Grundlage, den Grundstoff zu dem Gewebe dar, während das freie Regieren und Bewegen des individuellen Geistes, seine Treue oder Untreue und in letzter Linie die Einwirkungen göttlicher Gnade und Geistes diesen Stoff gestalten und ihm seinen wirklichen Werth aufprägen.“ In derartigen breitfräugigen und langathmigen Sätzen, welche auf die Dauer einen ästhetisch gebildeten Geschmack in unerträglicher Weise anwidern müssen, hält sich die gesamte Darstellung, deren Reize sicher dadurch nicht erhöht werden, daß der Verzicht der unscheinbarsten und kleinlichen Nichtigkeiten mit einem wässrigen Ueberunüberladen von Bibelcitaten begleitet wird, Citate, die sich mit alljährlicher Offen-

tation vortragen. Zur Charakteristik des materiellen Inhaltes der Darstellung nur ein paar Züge. David's Mutter, erfahren wir in dem zweiten Kapitel, war einst in der Küche beschäftigt und die fromme Frau sang bei ihrer Arbeit ein geistliches Lied. Das dreijährige (!) Kind gerieth über die Klänge des schönen heiligen Liedes vor Entzücken fast außer sich, so daß es herumjappelte und seine kleinen Hände und Füße in lebhaftester Bewegung hin- und her- und auf- und niederwarf. Madame erkannte aus der Scene, daß in ihrem Kleinen ein lebendiger, freudiger Geist schlummere, der sich einst „Gottes, seines Heilands“ freuen sollte. Noch unerquicklicher ist der süßlich frömmelnde Ton, in dem die Bekanntschaft von Spleiß mit seiner nachmaligen Gattin und der Verlauf der ganz alltäglichen Liebesgeschichte erzählt wird: wie Spleiß angefangen, „dieses zarte Blümlein zu begießen“ u. s. w. Von welcher Art die Composition des Buches, mag man daraus entnehmen, daß die Biographie des am 13. Februar 1786 einem Buchbinder geborenen David Spleiß mit einer heraldisch-genealogischen Untersuchung über die ältesten Spuren des Geschlechtes der Spleiß beginnt. Wir werden belehrt, daß die „Spreß“ auf das Landstädtchen Dießenhofen am Rhein hinweisen, wo sie ums Jahr 1311 als Edelknechte und Dienleute der „Fürsten von Oesterreich“ (!) lebten. Bei den Verbaltern des Helden des Buches sollen sich „besondere mathematische und physikalische Triebe“ bemerkbar gemacht haben, denn — man höre! — „merkwürdigerweise zählt die Familie Spleiß während der beiden letzten Jahrhunderte nicht weniger als zwölf Buchbinder“.

Aus der Jugendgeschichte David Spleiß' erfahren wir, daß der Anblick einer Lilie über seine ganze Richtung bleibend entschieden: „Sein Auge fiel auf eine Lilie, die in einem Gärtchen am Bache blühte; es geht ihm ein Licht auf über die Liebe Gottes, die dies arme Blümlein am Bache so herrlich kleidet; er steht diese Liebe Gottes anfangen in dem vor seinen Augen verklärten Blüthen, sie leuchtet ihm so hell und so freundlich in sein inneres Herz hinein“ u. s. w. Daß der Knabe aufgeweckten Geistes und kein gewöhnlicher Schüler gewesen, beweiß das Zeugniß seines ersten Lehrers, des Predigers Manter: „Gaben: vorzügliches Verstandes- und Gedächtniß, vorzügliche Fassungs- und Denkraft, erstaunliche Leichtigkeit in Erlernung fremder Sprachen. Charakter: unübertrefflicher Fleiß, anhaltende Arbeitsamkeit, Reizung zum Ernst selbst in den Erholungen, angeborenes religiöses Gefühl, welches er durch Nachdenken zu unterhalten und zu befestigen suchte.“ Der Vater bestimmte ihn zum Kaufmann; mit seinem sechzehnten Jahre trat er Okt. 1802 auf ein Gymnasium. Der Beruf behagte ihm nicht; die Biographie berichtet: „penser c'est vivre für mich, vita sine litteris mors est“ sei sein täglicher Gedanke gewesen. Welche verhaßte Schreibart, penser c'est vivre u. s. w.! Wir lesen die Gebete, welche David Spleiß niedergeschrieben; „der, ohne des Willens kein Sperling vom Dache fällt, ließ die Gebete nicht unbeachtet.“ Durch die Vermittelung des Professors J. G. Müller, eines Bruders des bekannten Historikers, konnte David Spleiß zur Vorbereitung auch das theologische Studium des collegium humanitatis in Schaffhausen besuchen. Sein akademisches Studium machte er auf der Universität Tübingen. Nach der Beendigung desselben lebte er mehrere Jahre in verschiedenen Häusern als Hauslehrer; im Februar 1812 erhielt er die Berufung zum Professor der Mathematik an dem schaffhausenschen Collegium, dessen Schüler er selbst gewesen. Er nahm die Stelle an, um sie gegen eine Pfarre zu vertauschen, nachdem sich seine „religiöse Erweckung“ vollzogen. Die Stelle in einem eigenen Abschnitt des Breitesten darlegt. Nicht sowol aus Stolz, sondern trotz Stolz ersieht man, daß Spleiß, der schließlich in gerechter Anerkennung seiner Verdienste um die Erweckung und Beförderung des kirchlichen Bewußtseins zum Antistes der schaffhausenschen Kirche berufen wurde, eine höchst segensreiche Thätigkeit im Verlaufe seines vielbewegten Lebens entwickelt hat. Er starb am 14. Juli 1854.

Einem Vortragskonventikel mag Stolz's Arbeit zur öff-

ziellen Genugthuung und zur aufrichtigen Langeweile gereichen; für einen andern Kreis oder zu einem andern Zweck kann das Buch schwerlich dienen.

Ueber den „Heiligen Bernhard“, welcher den ersten Theil von Volzwarth's „Ludwig und Edeltrudis“ (Nr. 2) bildet, können wir uns kurz fassen, obgleich dieser Tendenzroman mit seinen 36 Bogen didleibig genug ist. Das eben gebrauchte Wort bezeichnet ausreichend den Charakter des Buchs. Lieft man den Titel und das Verwort, so erwartet man eine wissenschaftliche Biographie; die Erwartung wird sehr gründlich enttäuscht; man erhält einen Tendenzroman zu Gunsten der ultramontanen Hierarchie in der katholischen Kirche. Bei einer literarischen Kritik pflegen wir zunächst nach dem materiellen Inhalt einer Tendenz weniger zu fragen; diese Untersuchung gehört unserm Bedürfnis mehr in eine politische, als in eine Literaturzeitung. Wir halten uns bei solchen Erscheinungen an die formelle Lösung der Aufgabe. Und da müssen wir denn gestehen, daß wir in Verlegenheit gerathen, falls man uns auffordert, ein Buch zu nennen, das an schriftstellerischem Ungeheiß mit der Leistung von Volzwarth sich messen könnte. Eine so einformige und trübe Leere, eine so vollkommene Gedankenjahara, eine so entschiedene Geschmacklosigkeit und Trivialität ist uns lange nicht vorgekommen. Nur einen Vorzug können wir dem Verfasser einräumen: er versteht die Kunst, das Nichts in das Unendliche auszuspinnen und auszuwickeln, wie schwerlich je ein Autor vor ihm. Wir haben uns gefragt und keine Antwort gefunden, wie es überhaupt möglich, mit einer so dürftigen und armseligen Handlung, wie sie der Inhalt des Romans bietet, mehr als 36 Bogen anzufüllen. Daß der Leser bei dem Genuß dieser Lectüre einschläft, ist natürlich und erklärlich; durchaus unnatürlich aber und unerklärlich bleibt es, daß der Autor selbst über und während seiner Production nicht faßt einschläft. Zwei Mitter, durch innige Freundschaft vereint, hegen den Wunsch, ihre Freundschaft möge auch auf ihre Kinder übergehen. Zu dem Ende verlobt Graf von Berg seine Tochter Edeltrudis schon in der Wiege mit Ludwig, dem Sohne des Grafen von Helfenstein. Der letztere ist in Schwaben begütert; Graf von Berg haust am Rhein. Die Weltloben haben sich nie gesehen oder gesprochen. Die Zeit ist erfüllt und die Abmachung der Väter soll in Kraft treten. Da predigt der heilige Bernhard in Deutschland das Kreuz, und in dem Grafen Ludwig entsteht plötzlich ein innerer Seelenconflict, ob er der Stimme des Gewissens folgen solle, die ihn an dem Kreuzzuge theilnehmen heiße, oder ob er seiner Liebe folgen und Edeltrudis heirathen solle. Das Fräulein hat mit einem ähnlichen Conflict zu kämpfen; sie möchte ihre Liebe zu Ludwig bestrebt sehen, andererseits aber sagt ihr die Stimme des Gewissens, daß sie den Verlobten nicht von einem so frommen und Gott wohlgefälligen Werke abhalten dürfe. Die 567 Seiten des Romans beschäftigen sich mit der Darstellung dieses Conflicts; auf 567 Seiten legen sich die Betreffenden fortwährend die Frage vor: was soll ich thun? Die Entscheidung erfolgt endlich: das religiöse Gefühl trägt den Sieg über die „fleischliche Neigung“ davon und wird verherrlicht. Edeltrudis schickt sich an, in ein Kloster zu gehen und Graf Ludwig nimmt das Kreuz. Ganz abgesehen von der unerträglichen Breite, mit welcher der Conflict ausgemalt wird, ist ein Interesse für denselben von vornherein schon dadurch untergraben, daß man an die Leidenschaft und Stärke der beiden Gefühle, die miteinander ringen, nicht glauben kann, wenigstens nicht an die gleichmäßige Stärke und Leidenschaft. Die Liebenden kennen sich ja gar nicht; sie sind sich beide bisher vollkommen gleichgültig gewesen. Der Conflict entsteht nicht etwa, nachdem sie die gegenseitige Bekanntschaft gemacht; die gegenseitige erste Zusammenkunft erfolgt am Ende des Buchs, nachdem bereits bei dem Mitter wie bei der Dame der Entschluß feststeht. Außerdem hat die Ausmalung des Conflicts etwas geradezu Absurdes, weil der beschränkteste Verstand sich sofort sagen muß, daß der Conflict höchst einfach seine befriedigende Lösung erhalten könnte, wenn Graf Ludwig Edeltrudis als

Gattin auf die Burg seiner Väter heimführte, und sich alsdann dem Kreuzherre, das noch gar nicht einmal versammelt ist, sondern erst gerufen werden soll, anschloß. Hinsichtlich der Anlage ist es so verkehrt als möglich, daß die erwähnte Liebesgeschichte sich überall in den Vordergrund drängt und derjenige Gegenstand, der nach der ursprünglichen Intention des Verfassers die Hauptsache sein sollte, daß Bernhard der Heilige nur in allerdings zahlreichen und häufigen, immer aber doch nur gelegentlichen und untergeordneten Episoden auftritt. Vor dem Heiligen wird ein Weihrauchfaß widerlicher Adulation geschwungen. Er verrichtet Wunder, nicht bloß moralische, wie die Ueberredung des Königs Konrad und anderer Großen zum Kreuzzuge; auch eine Blinde wird durch ihn sehend und ein Lahmer erhält durch ihn den Gebrauch der Füße wieder, nicht etwa durch chirurgische Operationen, sondern allein durch die Heiligkeit und Wunderthätigkeit seines Wortes. Ueberhaupt werden der Phantasie des Lesers starke Dinge zugemuthet. Es wird als historische Thatfache unter andern eine Geschichte erzählt, daß ein Königssohn die Krone ausgeschlagen, nach Deutschland gekommen und dort bis an sein seliges Ende als heiliger Einsiedler gelebt habe. An der Wahrheit der Erzählung, fügt der Verfasser hinzu, dürfe kein frommer Christ zweifeln, er dürfe nicht neugierig nach dem Namen des Bringen fragen, das wäre unförmlich und unchristlich. „Ein treues Bild der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des 12. Jahrhunderts“, wie es das Buch sein will, ist dasselbe nicht im entferntesten; schon die geschätzte Beurtheilung der Hohenstaufenpolitik schließt die geschichtliche Treue aus. Einzelne charakteristische Eigenthümlichkeiten des Mittelalters sind allerdings herausgegriffen und ziemlich anschaulich colorirt, aber stets nur solche, welche dem Autor zur Tendenz pakteten. Sehr oft begnügt sich die Darstellung lediglich mit dem Extraciren von Quellschriftstellern, natürlich kirchenfreundlichen, die seitenslang Wort um Wort ausgeschrieben werden. Wie wenig Verstandniß Holzwarth von dem wirklichen historischen Geiste des 12. Jahrhunderts besitzt, mag die Thatfache zeigen, daß in seinem Roman Edeltrudis sich mit der blinden Schwester über Gegenstände der modernen Philosophie unterhält, daß die Blinde eine solche Unterredung mit einem Deputat abschließt, daß die Urtheile der Schwester sich nicht mit der Logik vereinbaren ließen.

Der Verfasser stellt noch zwei weitere Bände in Aussicht, in denen der Kreuzzug von 1147 und die ersten Zeiten des Kaisers Friedrich I. beschrieben werden sollen. Wir rathen ihm, er spare sich die Mühe, wenigstens unserer Ansicht nach scheint ihm das *operam et oleam perdidit* als Lohn gewiß zu sein.

Es ist eine wahre Herzstärkung und Erquickung, wenn man nach der Lectüre zweier so ungenügenden Bücher, wie es die von Stekar und Holzwarth sind, auf eine so fleißige, gründliche und achtbare Arbeit stößt, wie sie Ph. Heber in seinen „Vorarlbergischen christlichen Glaubenshelden“ (Nr. 3) geliefert hat. Auf das sorgfältigste ist der Verfasser den ersten Spuren der Verkündigung des Evangeliums im Rhein- und im Donaugebiet nachgegangen, und die bemerkenswerthe Ergebnisse sind das Resultat dieser umfassenden und eindringenden Quellenstudien. An der Hand des Verfassers durchwandern wir jene Gauen während der ersten Jahrhunderte der christlichen Aera; wir sehen gewaltige Persönlichkeiten bald einzeln bald in der apostolischen Tröbzahl auftreten und, unabhängig von der römischen Kirche, allein gestützt auf das laute Wort Gottes, Einrichtungen gründen, deren Lebensfähigkeit ebenso wenig bezweifelt werden kann als die der christlichen Kirche überhaupt. Diesen Persönlichkeiten die ihnen gebührende Achtung zu verschaffen und die Lebensfähigkeit ihrer Pflanzungen nachzuweisen, ist die Aufgabe, deren Lösung Heber unternimmt. Er zeigt uns, daß die vulgäre Ansicht, als ob Bonifatius (Winfried) der erste bedeutende und fast alleinige Pflieger und Pflanzter des Christenthums am Rhein und im übrigen Deutschland gewesen sei, der wirklichen Geschichte widerspricht. Die angestrengte und erfolgreiche Thätigkeit der vor- Winfried'schen christlichen Apostel und Genossenschaften am Rhein

und bis ins Innere Deutschlands hinein wird nachgewiesen; wir sehen, wie infolge der Ungunst äußerer Verhältnisse die Früchte der Saat, die eben angefangen hat, eine schöne Ernte in Aussicht zu stellen, und deren Erfrüchte schon eingetriben sind, plötzlich von fremden Schnittern gewonnen werden. Und noch mehr. Diese fremden Schnitter stellen die früheren Arbeiter als unverständige, nachlässige, ja sogar unästhetische Arbeiter dar. Die Beweegründe sind klar. Winfried ist der erste, welcher die ersten Christengemeinden in Deutschland für die römische Tradition gewinnt. Er hatte am 30. November 723 die Bischofsweihe empfangen und bei der Gelegenheit auf Petri Reliquien geschworen, daß er die römische Tradition lehren und soweit er es vermögen werde alle Gemeinden in Deutschland unter den römischen Stuhl bringen wolle. Daher seine päpstlichen Empfehlungsschreiben an den Hausmeier Karl Martell, daher die später mit Erfolg in Hurs gesetzte Darstellung, daß Winfried der erste Apostel in Deutschland gewesen. Den Irrthum der Darstellung legt Heber auf das Klarste dar, und indem er es thut, verhilft er den vor-Winfried'schen Aposteln zu ihrer rechten geschichtlichen Bedeutung.

Zwei Abhandlungen über die alten Bewohner des Rheinlandes und über die Naturreligion der alten Deutschen leiten das Buch ein. Dann wird mit dem dritten und vierten Kapitel der Beweis beigebracht, daß schon während der Römerzeit das Christenthum zahlreiche Befenner auf der rechten Rheinseite hatte. Im Jahre 87 zog die 22. Legion in einer Stärke von 6800 Legionären und 5400 Auxiliaren als Besatzung in Mainz ein, von wo aus abwechselnd einzelne Kohorten über den Rhein, z. B. in den Oberrhein und nach Oberheffen abgeschickt wurden. Die 22. Legion war bei der Zerstörung von Jerusalem mit verwandt worden; sie sowol, als die erste Kohorte der 21. Legion, welche in Oberheffen ihr Standquartier hatte, rekrutirte aus Damascus und dem übrigen Syrien, d. h. aus einer Bevölkerung, die zahlreiche Befenner der neuen Lehre zählte. Es begreift sich, wie auch unter den Rekruten Christen waren, die sich später in Deutschland ansiedelten und ihrem Bekenntniß Anhang gewannen; den Beweis liefern die vielen christlichen Inschriften und Grabsymbole aus der Römerzeit, welche oft bei Häuserbauten u. s. w. aufgefunden worden sind. Wie verbreitet am Rhein, und zumal in den römischen Legionen, das Christenthum im 4. Jahrhundert gewesen, zeigt die blutige Strenge, mit welcher Julian Apostata, als er 365 im Auftrage des Kaisers Constantinus zur Armee am Rhein kam, diejenigen, welche sich als Christen bekannten, als Feinde gegen den Militärgeschorsam verurtheilte. Es war bei dieser Gelegenheit, als bei einer angelegten Musterung der Legionen zu Worms ein junger Centurio aus den Reihen vor den Kaiser trat: „Bisher habe ich dir gedient. Gestatte, daß ich von nun an in Gottes Dienste trete. Ich bin ein Christ.“ Der so sprach und sich mit den Worten dem Todesurtheil aussetzte, war Martin, nachmals der berühmte Bischof von Tours und der erste unter den Aposteln in Deutschland. Aus dem biographischen Material, das Heber über ihn beibringt, seien ein paar Mittheilungen erwähnt. Als Martin noch Kriegsmann war, sah er einst bei einem Ritt um das Stadthor zu Amiens einen Armen, der bei der herrschenden Kälte vor Frost zitterte. Sogleich zog Martin sein Schwert, durchhieb seinen Weitermantel und warf die eine Hälfte dem Armen zu, damit er sich darein hüllen und erwärmen könne. Die Handlung ist, durch viele Bilder an und in den Kirchen dargestellt, endlich zum Symbol der christlichen Milde gegen die Armen geworden. Gleich ehrwürdig erscheint Martin in seinem Benehmen und Urtheil über die sogenannten Keger in der christlichen Kirche. Um 383 waren die Priscillianer wegen einer abweichenden Meinung in Glaubenssachen verurtheilt und hatten an den Kaiser Maximus appellirt. Auf Befehl des Kaisers wurde Priscillian und sechs von dessen Anhängern zu Trier hingerichtet. Auf die Kunde von dem Prozesse war Martin eiligst von Tours aufgebrochen, um es durch seine Vermittelung nicht zum Blutvergießen kommen zu lassen. Er kam zu spät, machte indeß die Behauptung

tung mit Nachdruck geltend, „es sei genug, ja mehr als genug, wenn die für Keger Erklärten aus der Kirche verstoßen würden“. Die Regel ist denn auch 350 Jahre lang im Abendlande befolgt worden; Winfried war der erste, der von ihr abwich und Bestrafung der Keger durch den weltlichen Arm verlangte. Für Keger aber erklärte er alle, welche die römische Tradition nicht annehmen und dem römischen Papste nicht gehorchen wollten. Endlich ist Martin von Tours für das ganze Abendland dadurch höchst wichtig geworden, daß er das Mönchsleben in dasselbe all-gemein verpflanzte.

In ähnlicher Weise wie die Wirksamkeit Martin's behandelt Heber die Missionsthätigkeit einer großen Anzahl anderer Männer, unter denen die wichtigsten der Frankenapostel Remigius, Fridolin, der Apostel Alemanniens, Chrotold in Wimpfen, der Aquitaner Coar, Rupert von Worms, Gallus und der Schotte Columban; ferner der Schotte St. Wedel, der Friesenapostel Willibrod, der Bischof Pirmin, der Abt Dinar u. s. w. Es gewähren die einzelnen Kapitel nicht allein die reichsten Einblicke in den kirchlichen Entwicklungsproceß jener Tage, auch die politische und Culturgeschichte ist überall von dem Verfasser mit Berücksichtigt werden, überall erkennt man den Ernst und die Gründlichkeit, mit der diese Studien angestellt worden. Der Nachweis, daß der deutsche Nationalstolz, daß die Reinheit und die Ursprünglichkeit der deutschen Kirche durch die Veränderungen, welche innerhalb ihrer Kreise durch das Aufstreben Winfried's bewirkt wurden, nicht ungeschädigt geblieben, spricht sehr berechtigt aus dem ganzen Buche, aber stets hält sich der Verfasser von jeder Leidenschaftlichkeit fern, er fällt seine Urtheile mit der besonnenen Ruhe und Würde, wie dieselbe dem Verfasser der historischen Wahrheit wohl ansteht. Eben deshalb muß selbst bei dem strengsten Katholiken, dem die geschichtliche Wahrheit mehr gilt und höher steht als die Einseitigkeit und das Vorurtheil ectioneller Parteitrabitionen, Heber's Arbeit die günstigste Aufnahme finden. Freunden literarhistorischer Forschung wird das Werk außerdem durch den Anhang willkommen sein, welcher sich mit Untersuchungen über die christgeschichtliche Seite der Nibelungen und der Siegfriedsage beschäftigt. Wir machen aus dieser Partie, für welche bereits die neuesten Forschungen von Hoffmann benutzt sind, namentlich auf die Abhandlung über die Quellen der Sigurdsage aufmerksam.

Wie mitunter gewisse diplomatische Noten und Aktenstücke die Anerkennung finden, daß sie ein schätzbares Material enthalten, dann aber für immer beiseite gelegt werden, so fürchten wir, wird man an Wiedemann die wahrhaft ameisensartige Schultät anerkennen, mit der er in seiner Schrift „Johann Aventin, genannt Aventinus“ (Nr. 4) jedes Sanftmüthigen zusammengetragen, man wird für das schätzbare Material danken, aber man wird es beiseite legen. Und verarrgt kann eine solche Handlung niemand werden, der an seine Lectüre selbst nur sehr mäßige und bescheidene Forderungen nach der ästhetischen Seite hin zu stellen gewohnt ist. Die Form des Buchs muß als eine höchst ungenießbare bezeichnet werden; bei dieser einformigen, todten und seelenlosen Darstellung, bei der man das Gefühl der Eere und des Nichts auf das peinlichste empfindet, überfällt uns die unerträglichste Langeweile. Dürre und trockenere als Wiedemann kann nicht der dürrste und trockenste Chronist des Mittelalters erzählen. Die Vorrede ließ etwas anderes erwarten. Sie schlägt einen sehr kühlen Ton an, der so burschliches und herausfordernd klingt, wie man es einem ehemaligen Papst jenseit des Oceans gar nicht zutrauen sollte. Den „Verdächtigungen, Hindernissen und Anständen“, die Wiedemann bei der Veröffentlichung (wir können uns nicht entschließen mit ihm zu schreiben: in der Veröffentlichung) seiner Arbeit zu bekämpfen hatte, wird ein Fußtritt verfehlt, dann die Versicherung ertheilt, der Verfasser schreibe nicht, „um den Häufteufel und den Lebensabschub des ganzen Werkes in der Vorrede abzulagern“, auch will er sein Buch weder geneigten Lesern noch gelehrten Herren empfehlen, obschon dasselbe auf doppelten Blättern, doppelten Personen, einem Lebenden und einem Todten,

bedeiert ist, er weiß es: „habent sua fata libelli. Dem sein Stil und seine Ausdrucksweise nicht gefallen, der möge bedenken, daß in seiner Tinte kein Jucker, sondern scharfer Essig und Seewasser sich befunden; Zucker in die Tinte zu thun, habe er für überflüssig gehalten, da er, derselbe Mann, der zu seinem Namen auf dem Titel in vier langen, eingedructen Zeilen seine Titel, Würden und Ehrendiplome herzählt, von Rindschneien an Lob, Anerkennung, Auszeichnung u. s. w. nie gesucht. Solche Versicherungen regen ganz natürlich die Erwartung an, man werde wunder welche scharfe und geharnischte Darstellung zu lesen bekommen. Statt dessen erhält man eine Darstellung, die auf ein Haar der Darstellung auf einer zu bezahlenden Rechnung oder in einem gerichtlichen Protokoll gleicht. Es ist von Aventin ein Tagebuch vorhanden, ein „Hauskalender“; Wiedemann begnügt sich meistens, in dem biographischen Theil seines Helten die Daten aus jenem Hauskalender zu excerpieren. Wir greifen die nächstbesten Stellen heraus, um dem Leser eine Darstellung von der Art dieser biographischen Kunst zu geben. S. 12 heißt es: „Im Monat März 1504 erhielt nun unser Geschichtschreiber das Magisterium der sieben freien Künste. Diese Würde wurde ihm bei einem zweifachen Ceremoniale ertheilt. Das erste ging an dem 24., der ein Sonntag war, das zweite am Mittwoch darauf, den 27. März vor sich. Am 30. März verließ er Paris und begab sich geradewegs nach Albenberg, wo er im Juni eintraf. In seiner Vaterstadt verweilte er bis in den November, begab sich dann nach Straubing, und verweilte hier vom November 1504 bis Ende März 1505. Ende März 1505 begab er sich zum zweiten mal nach Wien, um durch den Umgang und Unterricht der dort versammelten Gelehrten seine Kenntnisse zu mehren. Hier verweilte er bis Februar 1507“ u. s. w. Ober S. 17: „Das Jahr 1512 verlebte er theils in München, theils in Landshut. Am 29. October 1512 starb seine Schwester Margaretha in einem Alter von 27 Jahren (es ist wirklich ein Wunder, daß nicht auch die Tage und Stunden berechnet werden), am 6. December wurde er von Landshut aus von dem Landesherrn mit Dr. Sebastian Usung, Leonhard von Eck und Augustin Kötner als Commissar zur Schlichtung entstandener Zwiespalte an die Universität Ingolstadt gesendet; das Jahr 1513 verlebte er ganz in Landshut und das Jahr 1514 in München. 1515 machte Aventin mit seinem erlauchten Böglinge eine Reise nach Italien, hier lernte er mehrere treffliche Gelehrte, auf welche dieses Land Ursache hatte stolz zu sein, kennen, sah die Ueberbleibsel der classischen Vorzeit und mochte wol Gelegenheit finden, manches werthvolle Material für seine historischen Studien zu sammeln“ u. s. w. Vermehrt werden die Reize der Darstellung dadurch, daß sie jeden Athemzug durch Noten und Anmerkungen Unterbrechung erfahren; mit solchen ist mindestens der vierte Theil jeder Seite regelmäßig bedeckt.

Wenn wir der ersten Abtheilung des Buchs, welche sich mit den äußern Lebensverhältnissen und Lebensgeschickalen Aventin's beschäftigt, die annalistische Dürre und die Bedanterie in minutiösen Details zum Vorwurf machen, so veranlaßt die zweite Abtheilung „Aventin als Geschichtschreiber“ zu noch andern Bemerkungen. Die 17 Kapitel dieses zweiten Buchs (manches Kapitel umfaßt nur zwei bis drei Seiten, ja das Kapitel „Aventin's Philosophie“ beschränkt sich auf nur eine einzige Seite) würfeln die verschiedenartigsten Dinge zusammen; man hat einen Haufen Mosaik vor sich, aus dem gar vieles füglich ganz hätte fortbleiben können, ohne daß man es vermist haben würde. Die Charakteristik Aventin's als Geschichtschreiber beginnt ab ovo; eine Auseinandersetzung der gesammten Entwicklung der deutschen Historiographie vor Aventin leitet die Charakteristik ein, und wiederum diese Auseinandersetzung selbst beginnt mit Tacitus, mit dem Nachweis, wie abgeschmackt die Mittheilung des Römern, daß die historische Uebersetzung der Deutschen in Liedern bestehe, denn, wie mit dem Aufwand zahlreicher Citate und Belege bewiesen wird, das Gleiche gelte von allen Völkern ohne Ausnahme: „Die Sage ist überall zuerst da, mit Mühe gelingt es der Geschichte, ihr einen

Vorrang abzugewinnen, sie lehrt wieder, behauptet nicht nur ihren Platz neben der Geschichte, sondern wird ihr oft vorgezogen oder wenigstens als notwendiger Schmuck bezeichnet" u. s. w. Im allgemeinen zeigt das zweite Buch etwas mehr Colorit als das erste, doch ist festzuhalten, daß die lebhaftere Färbung und Haltung zum großen Theil dadurch gewonnen ist, daß die polemischen Stellen aus Aventin's Schriften ausgeschrieben sind. Aventin gehörte zu den Humanisten und lag wie diese alle mit der Geistlichkeit in bitterer Fehde. Seine Ausfälle auf den römischen Klerus sind scharf und schneidend; möglich daß Wiedemann ebendeshalb bei der Ausarbeitung seines Werks mit den „Verdächtigungen, Hindernissen und Anständen“, von denen er spricht, zu kämpfen hatte. Wir sind der Ansicht, dem Verfasser wären schwerlich Hindernisse bereitet worden, wenn diejenigen, welche jene in den Weg legten, den Commentar gekannt hätten, mit dem Wiedemann die Polemik Aventin's gegen die Geistlichkeit begleitet. Wiedemann versichert, nach „Leb, Anerkennung, Ausichten“ u. s. w. nie gestrebt zu haben; wir wollen, um dieser seiner Versicherung nicht direct und geradezu zu widersprechen, uns geographisch ausdrücken: die Art und Weise seiner Beurtheilung Aventin's und jural des Kampfes, den dieser Geschichtsschreiber mit dem Klerus zu bestehen hatte, scheint es fast außer Frage zu stellen, daß Wiedemann durchgehends stark nach München schielte und jural nach der dort einflußreichen ultramontanen Partei. Aventin's Kampf gegen den Klerus ist nach dem Verfasser eine fortgesetzte Kette von niedrigen Handlungen, er hat sich der unedelsten Waffen bedient, zu den schändlichsten Verdächtigungen gegriffen, Haß und Ingrimm haben seine Feder geführt, er ist des Anstandes uneingedenk gewesen und Schmähungen und Schimpfen waren ihm willkommen. Auf diese Sätze folgen Belege aus Aventin's Schriften: „Wenn die Mönche in dem Chöre beten, so find sie den herumstehenden Feiern gleich. Bettelstrolcher und Vordelle sind vor Gottes Augen ein und derselbe Greuel. Die Gabsier der Priester wird nur übertroffen durch ihre Unwissenheit. Auf der Kanzel erzählen sie die lächerlichsten Dinge voll Unverschämtheit, wie z. B. daß Despaßan seinen Namen daher erhalten habe, weil ihm die Nase voll Wespen gewesen, davon er nicht eher befreit werden konnte, als bis er ein Gelübde gethan, den Tod Jesu zu rächen“ u. s. w. Das Sündenregister schließt Wiedemann mit dem Bemerkten: „Daher dürfte es ganz klar sein, warum nach seinem Tode die Sage ging, der Teufel peitschte jede Nacht unsern Geschichtsschreiber mit eisernen Ketten auf dem Gottesacker von St. Emmeran herum, seine historischen Werke verbot, seine Versen als auctor haereticus primas classis von Rom aus bezeichnet wurde, Baronius ihn eine Bestie und der Abt Stephan von Scheuern einen Lutheraner, Calvinisten und Verleumder ersten Ranges nannte.“ Alsdann schickt sich der Verfasser an, die gänzlich Grundlosigkeit der Angriffe Aventin's auf den Klerus zu erhärten: „Wenn Aventin den Klerus der Unwissenheit und Vornirtheit beschuldigt, so ist hier Leidenschaftlichkeit am ersten Blase. Baiern hatte von jeher das Glück, in seinen literarischen Leistungen verkannt zu werden. Baiern besaß damals sehr wissenschaftlich gebildete Kleriker.“ Welch ein Beweis! Aventin hat sich nach Wiedemann in seiner Polemik zu einem ungentlemanlichen Schmähungen und Schimpfen fortsetzen lassen; ist es aber gentlemanlike und etwa kein Schmähungen und Schimpfen, wenn der Anstandswächter Wiedemann selber des Anstandes so bar und ledig, daß er im Stande ist, das Folgende niederzuschreiben: „Aventin und die Humanisten beschuldigen den Klerus der Schwelgerei und zügelloser Ausschweifung in der Liebe. Zugabe, daß dieses Uebel unter dem Klerus damaliger Zeit stark wüthete, doch wer waren die, welche dem Klerus dieses Laster vorwarfen und ihn heilen wollten? Es waren Menschen, die noch sittenlos waren, denn die reisenden Humanisten streiften nahezu an vollendete Vagabunden. Gatten, dieses echte Bild eines Lumpen in seiner vollkommensten Ausbildung, Geltes, Weibel, dem die kräftige Gestalt der schwarzwäulder Mädchen sein größtes Vergnügen war, von dem Wimpeling sagte, er besäße von ihm sehr schmutzige Ge-

dichte, Hermann von Buse, Hieronymus Balbus, Mutian, dieses glauben- und sittenlose Unthier, Coban Hess, der größte Säufer seiner Zeit, waren die Aergste.“

Auf S. 204 lesen wir, daß „Aventin keinen bairischen Patriotismus kannte“. Sehr einfach, damals war noch nicht die Entdeckung von der dritten Großmacht in Deutschland gemacht. Auf S. 138 heißt es: „Wer bei Aventin die Motive der modernen Geschichtsschreibung als Geld, Befriedigung eigener und fremder Eitelkeit und Parteizweck suchen wollte, dürfte irre gehen.“ Wir danken für die Belehrung über die Motive unserer Geschichtsschreiber, Herrn Theodor Wiedemann, weiland Pastor in Petropolis, natürlich ausgenommen. Die Anthologie solcher und ähnlicher Stellen könnte leicht vermehrt werden, wäre indess Raumverschwendung.

Die dritte und letzte Abtheilung des Buchs beschäftigt sich mit den einzelnen Schriften Aventin's. Die größte Sorgfalt und der wahrhaftige Fleiß in dem Zusammentragen des Materials sind auch hier wieder unverkennbar.

Als einer der geistreichsten unter den berühmten Theologen des 14. Jahrhunderts gilt Heinrich von Langenstein. Die Bearbeitung seines Lebens hat indess mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es gibt nämlich zwei Theologen, die beide unter dem Namen Heinrich von Langenstein oder Heinrich von Hessen, der letztere Name ist der gebräuchlichere, bekannt sind. Beide waren angesehene Lehrer und Vorfände deutscher Universitäten, der eine war ungefähr 25 Jahre jünger als der andere, beide standen in Verbindung mit Worms, auf dessen Bischofsstuhle gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein edler Hesse saß, beide stammten sehr wahrscheinlich aus ein und demselben Dorfe und gehörten ein und demselben Geschlechte an, beide behandelten in ihren zahlreichen Schriften, die man früh untereinander mengte, ganz nahe verwandte Gegenstände. Ist nun die durch die Verwirrung dieser beiden Männer entstandene Verwirrung schon groß genug, so wird sie durch die Sucht der Mönchsorden, berühmte Männer unter die Zahl der ihnen Angehörigen zu rechnen, noch gesteigert, und eine unkritische Geschichtsschreibung weiß deshalb bis auf den heutigen Tag bald von drei, bald von fünf Heinrich von Hessen zu berichten. Es ist das Verdienst von Otto Hartwig, daß er das Chaos dieser verwirrten und vermischten Nachrichten verständlich geordnet und Ordnung in dasselbe hineingebracht hat. Ernst und Begierde der wissenschaftlichen Forschung ist das charakteristische Merkmal seiner gründlichen Abhandlung: „Henricus de Langenstein dictus de Hassia“ (Nr. 5). Durch Vorzüge der Darstellung will er eben nicht glänzen; auch widerspricht wol einer eleganten Darstellung die natürliche Sprödigkeit des Stoffes. An hervorragenden äußern Ereignissen und Vorgängen ist das Leben Heinrich's von Langenstein arm; für seine Thätigkeit kann, so rastlos und umfassend sie immerhin gewesen sein mag, ein allgemeineres Interesse weder vorausgesetzt, noch erweckt werden; die scholastische Theologie und die Controversen, die aus der Beschäftigung mit ihr entsprangen, dürfte ein für allgemein anziehende Schilderungen wenig ausgiebiger Gegenstand sein. Die Abhandlung zerlegt sich in zwei Theile. Der erste bietet Untersuchungen über das Leben Heinrich's von Langenstein. Die Dürftigkeit der Quellen für einzelne Partien schließt eine gleichmäßige Bearbeitung von vornherein aus, und man hat demgemäß für diesen Mangel nicht den Verfasser verantwortlich zu machen. Soweit überhaupt Ermittelungen möglich sind, wurde Heinrich von Langenstein im Jahre 1325 geboren. Von seiner Jugendzeit ist uns nichts bekannt und über seine Vorbildung zur Universität lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Er studierte in Paris. Die sehr eingehende und übersichtliche Darstellung der Zustände an der pariser Hochschule, wie sie sich damals entwickelt hatte, bildet geradezu den Glanzpunkt in unserer Abhandlung. Namentlich ist die oppositionelle Haltung der Universität gegen die päpstliche Curie sehr anschaulich und gründlich entwickelt. Im Jahre 1376 erlangte Langenstein nach zehnjährigem Studium den Grad eines

Elektanten der Theologie. Eine Schrift astronomischen Inhalts, die er veröffentlichte, lenkte die Aufmerksamkeit des Kanzlers Johannes von Salore auf ihn, der ihn zu seinem legitimen Vizekanzler ernannte. In dieser Stellung verblieb er bis in den Herbst des Jahres 1382, wo er Paris verlassen mußte, weil die Universität sich mit Clemens VII. ausöhnte, gegen den Langenstein in dem Schisma Partei genommen hatte. Nach mannichfachen Wanderungen wurde er als Professor nach Wien im Jahre 1384 berufen. Bis zu dem genannten Zeitpunkte hatte nämlich Wien einer theologischen Fakultät entbehrt; Albrecht III., der die Universität seiner Hauptstadt in Blüte bringen wollte, wußte die Genehmigung einer zu begründenden theologischen Fakultät zu erwirken, und da ihm sein Kanzler Berthold von Freisingen Heinrich von Langenstein warm und dringend empfohlen hatte, gab er dieser Empfehlung nach. Der Herzog hatte die Berufung nicht zu bereuen; bis zu seinem Todestage, den 11. Februar 1397, genoß Langenstein in der ganzen gelehrten Welt des höchsten Ansehens; Urban VI. bot ihm sogar das Bisthum Oesel in Livland an. Vorzüglich wies Langenstein als Schriftsteller; mit Untersuchungen über diese seine Schriften beschäftigt sich der zweite Theil der Abhandlung. Der Verfasser sondert in einem ersten Kapitel die Werke aus, die weder von Heinrich von Langenstein, noch von dem in der Einleitung erwähnten Heinrich von Hessen verfaßt sind; in ein zweites sind diejenigen Schriften verwiesen, von denen es zweifelhaft, welchem von beiden Männern sie angehören; ein drittes endlich umfaßt die große Anzahl der ungewisslich echten Werke Heinrich's von Langenstein. Das zweite Theil seiner Aufgabe nur annähernd gelöst sei, gesteht der Verfasser selbst zu; die Benützung der handschriftlichen Schätze der Wiener Bibliotheken war ihm nicht vergönnt.

Veitler's Vortrag „Wiclif als Vorläufer der Reformation“ (Nr. 6) richtet sich in seinem Kern gegen Heinrich Leo und diejenigen Historiker, welche dem letztern folgend behaupten, daß Lutherner den Wiclif nimmermehr unter die rechten Zeugen zählen könnten. Diese Ansicht als eine irrige zu widerlegen, Wiclif als einen wirklichen und echten Vorläufer der Reformation darzustellen, ist die Aufgabe, welche Veitler sich stellt. Zu dem Ende beginnt er mit einer summarischen Zusammenfassung der Momente aus der äußern Lebensgeschichte des Engländer, in welcher wir Neues und Unbekanntes gerade nicht viel gefunden haben; dann schildert er schon eingehender und ausführlicher Wiclif's Persönlichkeit nach ihrem innern Gehalt und Wirken. Er erblickt in Wiclif einen Vertreter des sächsischen Elements gegenüber dem normannisch-romanischen. Es ist bekannt, daß mit der Eroberung Englands durch Wilhelm, mit der neuen Dynastie und dem fremden Adel auch das romanische Wesen nach England verpflanzt wurde. Ebenso bekannt ist es, daß diese Verpflanzung auf eine sehr entschiedene und selbstbewußte Reaction stieß und bald offener, bald stiller ein Wettkampf des germanischen und romanischen Elements statt hatte. Gerade das 14. Jahrhundert, in welches Wiclif's Lebenszeit fällt, zeichnet sich in der englischen Geschichte als ein Zeitraum kräftiger Erhebung und frischen Lebens aus, eine Folge des Kampfes der Geister. Durch die Kriege mit Frankreich hob sich das britische Nationalgefühl, wuchs die Selbständigkeit der Parlamente; und indem der niedere Adel, der Kaufmann in den Städten, der Landmann, kurz der angelsächsische Stamm an Gewicht in politischer und staatsökonomischer Beziehung zunahm, drang auch die angelsächsische Sprache, auf Kosten sowohl der französischen als der lateinischen, wieder empor, und in demselben Zeitraum taucht auch mit Chaucer, dem Vater der englischen Poesie, eine englische Nationalliteratur auf. Der erwachende, wesentlich germanische Nationalgeist regte sich mit besonderer Kraft auf dem kirchlichen Gebiete. Und eben hier greift die Persönlichkeit Wiclif's ein. Allerdings ist er nicht selbst Reformator geworden, aber ein wirklicher und echter Vorläufer der Reformation ist er wegen seines Kampfes gegen die Engherzigkeit der Kirche seiner Zeit und weil er die heilige Schrift, die er selbst aus der Vulgata in das

Englische übertrug, als Grundlage und Regel christlichen Glaubens und Lebens aufgestellt hat. Ferner ging das ganze Streben Wiclif's auf kein anderes Ziel, als Reinigung und Erneuerung der Kirche, Wiedergeburt der Christenheit zum apostolischen Christenthum. Man hat endlich, was den Erfolg betrifft, festgehalten, daß Wiclif in der That eine ungemein anhaltende Wirkung hervorgebracht hat, nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch auswärts, namentlich in Böhmen, wo Hieronymus von Prag und Johannes Hus aus seinen Schriften geschöpft haben. In England selbst hat sich die evangelische Anregung, welche Wiclif gegeben, trotz Schreiterhaufen und Gefängnissen, nachweislich anderthalb Jahrhunderte lang bis zur Reformation forterhalten. Der Vortrag zeichnet sich durchgehend durch die Klarheit der Disposition aus. Es ist in ihm alles anschaulich und übersichtlich zusammengestellt und geordnet.

Thaddäus Lau.

Ein literarisches Album.

Von unserm Bericht über die diesjährigen Albums in Nr. 12 d. Bl. hatten wir ein Album ausgeschlossen und für eine besondere Beschreibung zurückgelegt, weil uns einige darin enthaltene Beiträge eine Bedeutung zu haben schienen, welche weit über das gewöhnliche Albuminteresse hinausreichte; es ist dies das

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1859. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1859. Gr. 8. 18 Ngr.

Der uns vorliegende Jahrgang ist bereits der sechzehnte dieses Albums, welches, wie Julius Herz, der Gründer und Vorstand des Vereins, in dem kurzen Vorwort bemerkt, „seit seinem Erscheinen im Jahre 1844, durch alle Jahrgänge, in vielen Privatbibliotheken, in Lesekreisen und besseren Leihbibliotheken Aufnahme gefunden“. Mit Recht spricht Herz die Erwartung aus, es werde „der heutige Jahrgang nicht minder freundlich aufgenommen und seinen Vorgängern angereicht werden, und zwar um so mehr, als er geeignet scheinen dürfte, nach verschiedenen Seiten hin anzuregen und auch wol zu befriedigen.“

Wir nehmen zuvörderst einen kleinen Auszug heraus: „Ueber Albrecht Dürer“ von J. Maat, weil es gerade in unserer Zeit, in welcher die Zierlichkeit und Eleganz der Form und die Virtuosität in der Ausführung über alles geschätzt zu werden pflegt, doppelten Dank verdient, wenn es ein Kenner unternimmt, das oft nur zu vergessliche, gegen manche seiner größten Geister nur zu andankbare deutsche Volk an den Werth Dürer's, dieses ebenso genialen und vielseitigen als urdeutschen Künstlers in kräftigen Worten zu erinnern. Wir halten es für ein glückliches Zusammenreffen, daß dies auch von Professor Gubel jüngst geschehen ist, der in Berlin eine Reihe von Vorträgen, mit deren Ertrage das Germanische Museum in Nürnberg unterstützt werden soll, mit einem Vortrage über Dürer eröffnete und darin, wie die Zeitung „Berlin“ berichtete, Albrecht Dürer als denjenigen Maler schilderte, „in welchem die deutsche Kraft sich concentrirte und ihren höchsten Ausdruck fand, und dies bei den beengenden rürgerlichen und häuslichen Verhältnissen Dürer's, ungleich denen der gleichzeitigen großen italienischen Künstler, die mit Ehren und Gütern überhäuft wurden und mit Fürsten und Päpsten befreundet, selbst wie Fürsten lebten“, welchen Worten der Berichterstatter die Bemerkung hinzufügt, er habe die Vorlesung verlassen, „aus neue von der Bedeutung Albrecht Dürer's und der Sitte Deutschlands überzeugt, seinen genialen Söhnen jeden Schritt zu der Höhe zu erschweren, von welcher aus sie mit der Glorie ihres Ruhms das andankbare Vaterland überstrahlen“. Maat behauptet: „In der That, wenn es mit der innern Entwicklung unsers nationalen Geisteslebens nicht wirklich noch kümmerlich aussähe, so müßte Dürer der Liebling seiner Nation sein. Freilich die moderne Placitheit, der alles bekannt scheint und die doch nichts kennt, die alles überwinden zu haben meint, hat auch Dürer überwunden. Er bietet auch eine zu gesunde

und kräftige Nahrung für dieses Geschlecht." Einige Zeiten weiter bemerkt er: „So ist die Kraft und Wahrheit des Ausdrucks; die Großartigkeit und Unmittelbarkeit der Empfindung, welche uns in diesem Geiste entgegentritt, daß sich keiner weder vor noch nach ihm mit ihm vergleichen läßt. Das Göttliche in der Kunst ist die Kraft, und eine so seltene Eigenschaft, daß sie viele Fehler vergessen läßt, auch die Ermangelung der das Auge beschönigenden Grazie. Geschmack und Grazie können bei einiger Anlage ausgebildet, angelehrt werden die Kraft ist nur den Herrlichsten verliehen." Hierin sind wir mit dem Verfasser vollkommen einverstanden, aber er wird so gut wissen wie wir, daß man mit solchen Ansichten gegenwärtig beim großen Publikum kein Glück macht. Man darf nicht vergessen, daß Albrecht Dürer, der, wie Maar bemerkt, an Feuer der Einbildungskraft und an Originalität der Gedanken selbst den gewaltigen Buonarroti übertraf und selbst von dem Franzosen de Vitto als das begabteste und fruchtbarste Genie unter allen Künstlern anerkannt wurde, aus der Unmittelbarkeit seines religiösen Gefühls heraus seine Christus-, Marien- und Heiligenbilder schuf, einzig und allein „zur Ehre Gottes“, wie der auf andern Kunstgebieten vielleicht gleich große aber nicht so vielseitige Sebastian Bach. Die gleichzeitigen großen italienischen Meister, die freilich tiefer in das Allerheiligste der Schönheit und Keuschheit, aber auch nur der Schönheit und Keuschheit, nicht des Gemüths und der Innigkeit eingebungen waren, stellten dagegen in ihren Madonnen meist eben nur majestätische oder reizende Frauen und Jungfrauen, in ihren Aposteln schöne imponirende Greise, in ihren zum Theil nackten Heiligen herrliche Jünglingsgestalten dar, weshalb auch der heilige Sebastian einer ihrer Lieblingsgegenstände war. Selbst der nackte Leib des Heilandes wurde oft nur dazu benutzt, um schöne Körperformen, quellendes Fleisch und kräftige Muskulatur zur Anschauung zu bringen. Die Kirche, in deren Dienst sie arbeiteten, merkte es freilich nicht oder wollte es nicht merken, wie viel Heidenisches, Weltliches und Verführerisches damit in die Kirchen, in Klöster und Nonnenklöster einzog, wie Mystik und Askese da nur ein heuchlerisches Scheinleben führen konnten, wo Kirchen und Klöster in Tempel für den Kultus des Schönen umgewandelt wurden. Die Reaction blieb denn freilich nicht aus, wenigstens nicht bei dem nüchternen, Feis nur auf das Wesen dringenden niederdeutschen Volke. Die ganz anders würde sich übrigens Dürer's ebenso tiefer als umfangreicher Geist entwickeln haben, wenn er unter günstigen Verhältnissen gelebt hätte. „Ihm war es nicht gegönnt“, bemerkt Maar, „in einer Reihe von Schöpfungen als Maler sich voll und rein auszudrücken. Für ihn gab es keinen Vatican, keinen Julius II. und keinen Leo X. Keine der Ermuthigungen, durch welche sonst der Genius zu den höchsten Leistungen gesteigert wird, wurde ihm zu Theil. . . . Denken wir uns Rafael in seiner Villa, mit fürstlicher Pracht, mit Bildung und Schönheit umgeben — und unsern Dürer in dem engen düstern Hause an der Ecke der Zieselgasse; Rafael, überschüttet mit Kunst und Reichthum und großartigen Aufträgen — Dürer hinter seinen Kupferplatten, eine mühselige Technik treibend, weil sein Auskommen dadurch gesichert war!“ Die nürnbergischen Patricier waren zu der Zeit bereits knauserig geworden, und ein kunstliebendes Publikum gab es damals in Deutschland nicht, wie es auch jetzt noch keine gibt, welches den Künstler zu großen Werken, die nicht blos Genre- und Landschaftsbilder sind, ermuthigte; das zu thun, bleibt auch jetzt noch einzelnen Fürsten überlassen, die zugleich prachtliebend, ehr- und kunstliebend sind. Dürer hatte über mangelhaften Absatz seiner Werke, über schlechte oder gar keine Bezahlung leider viel zu klagen. „Ich machte viele Sachen“, schreibt er einmal in seinem Tagebuche, „den Leuten zu gefallen; aber das wenigste wurde mir bezahlt“ u. s. w. Dagegen bezweifelt der Verfasser die alte Tradition, wonach Dürer's Frau eine unaussprechliche Kantippe gewesen; Dürer selbst habe sich in seinen Schriften über sie niemals beklagt (was jedoch, wenn er auch dazu Grund gehabt hätte, von einer so edeln, ritterlichen Natur auch nicht zu erwarten war); nur ein-

mal nenne er sie scherzend seine „Rechenmeisterin“; der bekanntesten Viehheimer'schen Bemerkung in seinem Briefe an Johann Escherte sei nicht zu trauen, weil er der persönliche Feind von Dürer's Frau gewesen, und Viehheimer habe zu den Männern gehört, in deren Gesellschaft etwas eifersüchtige Frauen ihre Männer nur ungern sähen; doch müsse auch er einräumen, Agnes sei eine „ehrbare, gottesfürchtige und fromme Frau“. Indes das ihr von Dürer selbst erteilte Prädikat einer „Rechenmeisterin“ läßt doch darauf schließen, daß sie wenigstens sehr, vielleicht bis zum Extrem genau und haushälterisch gewesen und nach Art solcher wie überhaupt wol der meisten Frauen den Genius ihres Mannes nur so weit geschätzt haben mag, als Küche und Keller davon Profit hatten. Was half es ihrem Ansehen unter den nürnbergischen Patricierfrauen und vornehmen und nichtvornehmen Klatschschwestern, daß Bellini und Rafael unsern Dürer bewunderten? daß der berühmte Marc Anton Dürer's Passion nachmachte? daß die Maler von Bologna dem deutschen Meister den Vorzug vor allen Malern in der Welt gaben und ihm versicherten, sie wollten jetzt freudiger sterben, nachdem ihr so lange gehegter heißer Wunsch, Albrecht Dürer zu sehen, in Erfüllung gegangen? Ja, hätte man damals nur unsere Titel gekannt, mit denen wir trotz alles Aßerns gegen die deutsche Titelwuth mehr als je überschwemmt sind, hätte sie unter ihresgleichen als „Frau Professorin“ oder „Frau Directorin“ auftreten können, so hätte sie doch etwas von dem Ruhme ihres Mannes gehabt! So aber war sie einfach Frau Dürer und ihr Gatte — Kupferstecher und Holzschnelzer! Und wie fleißig war dieser Mann, um sich wie ein anderer ehrlicher Philister durchzubringen! Außer seinen überallhin verstreuten großen Malerwerken, von denen eins der herrlichsten bei einem Brande in Wien zu Grunde ging, sind von ihm nahe an 200 Kupferstiche, die jetzt mit Gold aufgewogen werden, über 100 Holzschnitte, ferner noch viele Schnitzereien in Holz und Speckstein u. s. w. vorhanden. Die Kupferstecherkunst, die vor ihm gleichsam nur noch stammelte, lernte durch ihn sprechen und wurde von ihm zu einer „bis jetzt noch unübertroffenen“ Höhe gebracht. Dürer war es, der die Kunst des Messens und Kubirens und die Kunst, Holzschnitte in zwei Farben zu drucken, erfand und der zuerst die Linienperspective nach den Regeln der Mathematik in Deutschland lehrte; er verfaßte vortreffliche Schriften und Unterweisungen über das Befestigungswesen, über die Messung, über die Proportion des menschlichen Körpers und über die Proportionen und Stellungen der Pferde, welche letztere Schrift jedoch leider verloren gegangen ist. Der Verfasser bemerkt: „Napoleon sagt in seinem Werke über Artillerie, daß der größte Artillerist der deutsche Maler Albrecht Dürer sei, und anderweitig rühmt er die so zweckmäßige Erfindung der Kanonenvertheilung von demselben“; und er versichert ferner, daß die neue bairische Festung Ingolstadt in der Hauptsache ganz nach dem Dürer'schen Systeme konstruirt sei, und daß die berühmtesten Ingenieure der Neuzeit, Carnot, Montalembert u. s. w. Dürer zum Muster genommen hätten. Und über einen Mann von so unermesslichen Verdiensten und vielseitigen Talenten spricht das elegante, blasirte, charakterlose Völkchen unserer Zeit meist nur mit verächtlichem Achselzucken; wogegen Maar von ihm behauptet: „Wir brauchen nicht patriotisch, sondern nur gerecht zu sein, um ihn als den größten christlichen Maler, als das universellste Genie, das Deutschland je gesehen, und — als den besten Menschen zu bezeichnen. Seine titanenhafte Größe ist die eines Shakespeares, die Erhabenheit seiner Phantasie die eines Dante! Solange die ewigen Gesetze der Kunst gelten, wird er bestehen als ein leuchtender Stern. Als ein echt nationaler Künstler aber ist sein Verdienst nicht hoch genug anzuschlagen, weil es ja eine so seltene Tugend geworden, daß der Deutsche deutsch ist.“ Ja, es ist eine Schmach für Deutschland, daß dieser seltene und so echt deutsche Mann im ganzen im Auslande geschätzter ist als in seinem Vaterlande selbst; und noch in neuester Zeit wurde ihm in England ein schönes und ehrendes Denkmal gesetzt, indem man eine neue Auflage der kleinen Passion (wovon die Holzschnitte in London

sich befinden) veranfaßt hat, und zwar überaus billig, um das herrliche Werk dem Volk zugänglich zu machen. „Das ist schön und verdient Nachahmung!“ fügt Maar hinzu. Es ist übrigens fraglich, ob eine Nation, die ein Genie nicht anders behandelt und belohnt als etwa einen Handwerker oder Lohnschreiber und ihm kein Opfer bringt, sondern nur von ihm verlangt, vollkommen besagt sei, mit seinen der ganzen Menschheit zugute kommenden Leistungen sich zu brüsten, als habe sie den nächsten und meisten Antheil daran, zumal wenn nur ein sehr geringer Theil der Nation sie zu würdigen versteht.“)

Sehr dankbar sind wir für einen längern Aufsatz von G. Arnold: „Rundschau über die neuern holländischen Dichter“, da der Deutsche von der Stammverwandten holländischen Literatur im Grunde weniger weiß als von der chinesischen oder malabarischen. Und doch gab es eine Zeit, wo berühmte deutsche Dichter bei den Holländern in die Schule gingen, wie Andreas Gryphius bei Vondel. Höchstes Lob verdienen diese holländischen Dichter namentlich wegen der feurigen patriotischen Gesinnung, die sie alle durchweht und von der sie fast alle in That und Wort Proben abgelegt haben. Der Verfasser des Aufsatzes theilt einige dieser patriotischen Gedichte in Uebersetzung mit: „Die Niederlande“ von H. A. Spandaw (geboren 1775) und „Volksslieb“ von G. Koets (geboren 1764), letzteres mit dem Anfang:

Wilhelmus von Oranien,
So sang der Vater Sang,
Trog sei dir, künft'ges Spanien,
Und Alba's eh'rnem Zwang!
Ein Volk, so fromm als kräftig,
Pflanz auf den Speer und Gut:
Wilhelmus von Nassauen!
Das war der Name gut.

Auch einige Proben komischer Poesie, in welcher sich früher unter andern Veder, Voet und Lucas Rotgans, in späterer Bilderdijf und Elisabeth Wolff auszeichneten, bringt der Verfasser in deutscher Uebersetzung, darunter ein Gedicht von J. van Oosterwijf Deulijn, eine echte Schilbbürgergeschichte, unter dem Titel: „Der Thurmbrand.“ Der Mond strahlte nämlich einmal in einer holländischen Stadt so sonderbar in ein Thurmfenster, daß der Wächter diesen Schimmer für eine angehende Feuerbrunst hielt und „Feuer! Feuer!“ rief. Die ganze Stadt kommt in Aufruhr, man rückt mit Spritzen heran, man beginnt das Löscharbeitswerk. Endlich erkennt man, daß man nur Mondschein löscht. Folgenden Tags läßt ein hoher Rath aus Stadthaus die Verordnung schlagen:

Von nun an soll bei Montenschein
Alhier bei uns kein Brand mehr sein,
Und wer nicht fügt sich dem Beschlus,
Sogleich die Stadt verlassen muß.

An dieser Kalengeschichte erkennt man recht deutlich, wie sehr die Holländer unsere Vettern und Blutsverwandten sind. Ein anderes Gedicht behandelt die Geschichte von einem Sterngucker, dem, während er in die Sternennwelt vertieft ist, ihn ein besuchender Gelehrter eine gebratene Ente verzehrt. Dieser will sich eben entfernen, als der Astronom endlich erscheint, den der Gelehrte zum Entenschnause einladet und ihn nöthigt, wieder mit ihm in das Zimmer zurückzukehren, worauf der Astronom den Deckel von der Pfanne hebt und zu seinem Erstaunen nur das Gerippe der Ente vor sich erblickt. Er staut her und hin, wie dies geschehen; da wendet er sich zu seinem Besucher entschuldigend mit den Worten:

*) Uebrigens scheint die Zeit gekommen zu sein, wo auch bei dem größten Publikum in Deutschland Dürer's Verehrte wieder mehr Würdigung finden dürfen, als dies längere Zeit der Fall war; so trachten auch jüngst die „Unterhaltungen am blauen Herd“ einen biographischen Artikel über Dürer, worin in kurzen Zügen dessen Verdienste, als Künstler und Schriftsteller, wie sein ganzes sittlich reinet, neidlos und echt künstlerisches Leben dargelegt werden.

Verzeiht, spricht er, ich bin vergessen.
Ich dachte traun, ich müßt' noch essen,
Und hab's doch allbereit' gekostet!

Der Verfasser dieser Schnurten lebt noch als Kaufmann in Amsterdam, als schon bejahrter, aber noch sehr rüstiger Mann, allgemein geachtet und als anspruchslos heiterer Gesellschafter beliebt. Auch Koets war ein Hangungsbesessener. Ueberhaupt scheint die Poesie in Holland gar nicht in dem Grade wie in Deutschland ein Monopol der gelehrten Klasse zu sein. Der Verfasser des Aufsatzes theilt auch ein Gedicht von Bilderdijf „Der Lorbeer“ mit, welches uns jedoch nur eine ziemlich getreue Copie der von Höltz bereits 1770 verfaßten Ballade „Apollo und Daphne“ zu sein scheint. Bei Höltz lauten die Anfangsverse:

Apoll, der gern nach Mädchen schielte,
Die Dichter thun,
Sah einst im Thal, wo Schatten kühle,
Die Daphne ruhn.

Er nahte sich mit Stagerritten,
Mit Ach und O!
Als Daphne schnell mit Zephyrschritten
Dem Gott entflo.

Bei Bilderdijf lauten sie in Arnold's Verdeutschung:

Der Gott und Großfürst der Poeten
Sah Venus' Kind,
Wie sie im weichen Gras des Oden
Ein Kränzchen bind't.

Er ging, sie lieblich zu begrüßen,
Und sprach sie an,
Doch sie mit Flügeln an den Füßen
Ihm schnell entrann.

Nur fehlt bei Bilderdijf die schalkhaft witzige Pointe, worin das Höltz'sche Gedicht schließt.

Zwei Aufsätze von J. E. Hoffmann „Das deutsche Volkslied“ und „Die deutschen Volksbücher“ ergänzen einander. Namentlich der letztere enthält manche sehr richtige Bemerkungen, so wenn der Verfasser hervorhebt, daß es, von den komischen Volksbüchern abgesehen, gerade Rittergeschichten sind, welche zumeist die Literatur der Volksbücher bilden, so die Geschichte von der heiligen Genoveva, von der Griseldis, der schönen Magelone, der Hircanda u. s. w. Der Verfasser bemerkt hierzu: „Es liegt einmal im Volke, sich vom äußern Schimmer bleiden zu lassen und das, was großen Herren begegnet, weit wichtiger und anziehender zu finden, als was der Sphäre seines eigenen Lebens entnommen ist.“ Wir sind überzeugt, daß dieser Gang noch besteht und daß daher die jetzt in den gebildeten Kreisen beliebten Dorfgeschichten von den Bauern gerade am wenigsten gelesen werden. Dem Humor und der Volkskomik widmet der Verfasser, der es als ein Zeichen eines guten Naturels und gesunden Zustandes der Seele erkennt, wenn Grastes und Heiteres neben- und miteinander gedeiht, einige sehr freundliche Worte. Er sagt z. B.: „Jede Lehre kann man in komischer Weise aussprechen, und es fragt sich sehr, ob die Weisheitsprüche Salomo's oder die derben Antworten, mit welchen ihn sein Narr Markolf bedient, lehrreicher sind.“ Und ferner: „Die Schilbbürger sind keine vorübergehende Erscheinung, sondern leider von unsterblicher Dauer; jede Gegend und jede Zeit hat ihr eigenes Schilba.“ Der Verfasser behauptet mit Recht, daß unser Volk einen sehr glücklichen Humor besitze, ist aber der Ansicht, daß sich die Deutschen in dieser Gattung in frühern Zeiten verhältnismäßig weit mehr hervorgethan als jetzt, und daß leider die durch alle Stände sich verbreitende Cultur vollends allem Volkswitz zu erlöchen drohe. Ueber die Volkskomik und die humoristischen Volksbücher finden sich in dem Aufsatz in der That manche ganz vortreffliche Andeutungen. Für das Volkslied, das so viel dazu beigetragen, unsere Lyrik aufzufrischen und ihr ein innigeres nationaleres Gepräge zu ertheilen, zeigt sich der Ver-

fasser mit Recht sehr begeistert. Nur muß man zwischen Volks- und Volkstied einen Unterschied machen. Es befinden sich unter den deutschen Volkstiedern sehr viele von äußerst sinnlichem, Ueberlichem, cynischem und frechem Charakter, wie deren sich in der Volkspoesie keiner andern Nation finden, und wenn man sich für diese Sorte deutschen Volksgefanges begeistert, bios weil sie „Volkstieder“ sind, so begeistert man sich vielleicht für die Impromptus irgendeines Altkens und zuchtlosen Strolchs und Sausbruders. Wenn z. B. der Verfasser ein Zechlied anführt, in welchem es unter anderem heißt:

Mein Gut ist viel zu klein . . .
Es muß verschlemmet sein —

so ist dies ein Lied, in welchem wir weder viel Humor und Poesie, noch irgendeine empfehlenswerthe Lebensweisheit zu finden vermögen, obgleich es leider bei weitem nicht das schlimmste ist. Der Verfasser bemerkt: „Die Trinallieder sind von gar glücklicher Sorglosigkeit. Sie kümmern sich nicht

ums Römische Reich;
Es steht' heut' oder morgen,
Es gilt ihm alles gleich.“

Nun ja, wir kennen diese deutsche Blaucmontagsstimmung, der „alles gleich ist“, selbst ob das „Reich“ darüber zu Grunde geht; ob man aber diese Sorglosigkeit eine „glückliche“ zu nennen habe; erscheint uns doch sehr zweifelhaft. Werthvoller und der Beachtung der Literaturhistoriker zu empfehlen ist desselben Verfassers längerer Aufsatz: „Alexander im Lichte des Mittelalters, mit besonderer Berücksichtigung von Lambrecht's Alexanderlied“, welcher mit den Worten schließt: „Der in Lob und Tadel vorsichtige Gervinus hat recht, wenn er im Preise dieses Werks einen höhern Ton anstimmt, mag er auch andere zum Widerspruch reizen; nur daß wir seit Auffindung der Fragmente des Aubry von Befaugon den größten Theil jenes Lobes nicht mehr dem Deutschen zu spenden haben, sondern dem Franzosen.“ Die übrigen Aufsätze: „Die deutschen Burgen“, von K. A. Barak; „Die Liebe des Mönchs Gdehard und der Herzogin Hadewig nach Schefel“, von E. Lösch, welcher Schefel's „Gdehard“ neben das Ausgezeichnetste, was die deutsche Literatur auf dem Gebiete des Romans aufzuweisen hat, zu stellen erklärt; „Einiges über und von Charitas Pirtheimer“, von J. K. J. Engelberger und die interessante Verbrechergeschichte „Aus dem Leben“, von L. Marx können wir einfach nur nennen, da der Raum d. Bl. doch auch einige Rückfichten fordert, und auch die den Schluß des Albums bildenden Gedichte von G. Arnold. K. Eberberger, Euse Hoffmann, L. Marx, J. Merz, A. Pichler, A. Trabert, G. Weiß u. s. w. müssen wir ihrem eigenen Schicksale überlassen. **H. M.**

Notiz.

Porten und Musiker.

Im vierten diesjährigen Heft der „Anregungen“, die in der That ihrem Titel sehr genau entsprechen, stellt Franz Brendel eine Vergleichung zwischen den Musikern und Dichtern in Bezug auf Wohlverhalten und Lebensstellung an, die nicht eben sehr zu Gunsten der letztern ausfällt. Brendel ist zwar zugleich auch Schriftsteller und Journalist, zunächst allerdings auf musikalischem Gebiete; sonst aber bewegt er sich in einem gesellschaftlichen Kreise, der mit dem Kreise der eigentlich literarischen Gesellschaft nicht oder nur an wenigen Punkten zusammenfällt, und wenn er vertritt, der Schriftstellerstand sei in den Augen des Publikums degradirt und letzteres beachte und schätze nicht mehr die Personen, sondern nur das sich documentirende Talent, so fällt dieses Urtheil aus solcher Feder schwer ins Gewicht. Dabei darf man freilich nicht vergessen, daß aus Gründen, die alle hier anzuführen zu weitläufig sein würde, vielleicht gerade in der Metropole des deutschen Buchhandels, trotz des dort gepflegten „Cultus des Genies“ in der Person Schiller's, der Schriftstellerstand als solcher im allgemeinen einer geringern Achtung genießt als

wahrscheinlich an irgendeinem andern Orte Deutschlands! Freilich scheinen an dieser zur Schan getragenen Misachtung auch Affertation, Mißgunst oder banale abspreekende Raisonneren einen starken Antheil zu haben. Eine Hauptveranlassung zu dem Mißcredit, in den sich die Schriftsteller gebracht haben, erblickt Brendel in ihren taaklosen Kämpfen und Klopffechtereien, „die noch immer ein geistiges Faustrecht bei uns aufrecht erhalten, nur mit Verbannung aller Ritterkiste, wie einmal Chr. F. Weiße sehr treffend bemerkt“. Wenn solches geschieht, so weiß man in der That nicht, wo da der „gesunde Menschenverstand“ geblieben ist; denn diesen wenigstens verlangen wir, wenn auch nicht die edlern Impulse angeborener oder erworbener Humanität und Urbanität. Es gab eine traurige Zeit in Deutschland, wo auch die Gelehrten im allgemeinen, die Theologen insbesondere aufs tiefste verachtet und ein Spott und Stichblatt aller waren; das war die Zeit der gelehrten Kämpfereien, die Zeit, wo jeder auf den andern die maßloseste persönliche Schmach zu häufen suchte und zwar in den größten und fleghafsten Ausdrücken, ohne daß diese gelehrten Kämpfhähne einsehen wollten, daß jeder in demselben Grade an Achtung einbüßte, in welchem es gelang, der persönlichen Achtung, die sein Gegner etwa genoss, Abbruch zu thun. Seitdem die Gelehrten sich mehr und mehr daran gewöhnt haben, bei ihren Disputen, die ja oft sehr nöthig und durch das Interesse der Wissenschaft geboten sind, wenigstens das äußere Decorum zu beobachten und mehr die Sache als die Person und deren persönlichen Verhältnisse im Auge zu behalten, seitdem hat sich der Gelehrtenstand, unter dem zunächst der Stand der betheilten Universitätsgelehrten zu verstehen ist, sicherlich in der öffentlichen Meinung außerordentlich gehoben. Brendel bemerkt: „Die alte Robet und Bärenhaftigkeit der Deutschen spielt noch immer eine Rolle bei uns, wenn schon etwas verfeinert und von dem Gebiet des äußern auf das Gebiet innerlichen Lebens verlegt. Allerdings soll man der Sache gegenüber nicht mit Glacchandschuhen aufzutreten; wollte man dabei indeß alle Rücksichten des Anstandes und der feinern Sitte aus den Augen verlieren, so wäre dies das andere Extrem. Sehr geschadet in dieser Beziehung hat, wie die „Blätter für literarische Unterhaltung“ vor einiger Zeit bemerkten, Goethe's und Schiller's Xenienkampf. Ein Ton wurde damals angelimmt, der noch immer fortklingt, und so auch die spätere Generation zu Mißgriffen verleitet hat. Fehlt es doch der Nation überhaupt in diesen Dingen noch ganz an dem rechten Takt und ist demzufolge selbst das allgemeine Urtheil zurückgeblieben und verheißt derartige Uebergriffe nicht mit der gebührenden Indignation zurückzuweisen.“ Schiller's und Goethe's „Xenien“ finden, wie wir hinzuzufügen, noch heute viele Bewunderer, und doch war dieser Kampf gegen kleinere, aber oft sehr verdiente Männer nicht viel mehr als ein literarischer Skandal, und man frage sich, ob die großen musikalischen Meister, ein Sebastian Bach, Mozart, Gluck, Haydn u. s. w. je fähig gewesen wären, solche öffentliche Austritte an geringere Musikmeister auszuheilen. Zwar bedauert Brendel, daß in neuester Zeit auch auf musikalischem Gebiete „pöbelhafte Angriffe“ (nämlich auf die sogenannte „Zukunftsmusik“) vorgekommen seien, die aber wol nur selten von eigentlichen Fachmusikern herrührten, daß man von Männern, „die auf ihrem Gebiet die hervorragenden sind durch Geist, Genie und Kenntnisse“, wie von den „elendesten Muschern“ gesprochen habe; im ganzen aber findet er bei den Musikern mehr moralischen Kern als bei Literaten und Poeten; sie litten nicht an jener „lächerlichen Eitelkeit und kleinlichen Empfindlichkeit, jener Neigung zum Selbstverherrlichen oder Emperschraubenlassen durch gute Freunde“; man suche weniger auf Kosten der andern sich hervorzuhelfen, man respectire die Kollegen; es seien unter den Musikern im ganzen doch nur wenig unklare Köpfe, die so sehr ihre Stellung verkannten, um in der bezeichneten Weise aufzutreten. Sicherlich gibt es übrigens auch unter den Dichtern einzelne kesselhohere selbst heutzutage noch; nur leider hilft in dieser Welt die Tugend der Weisheit viel weniger rasch zu Glück und Ansehen als die Untugend der Unbescheidenheit. **H. M.**

Bibliographie.

- Alt, A., Briefe über Guplow's „Zauberer von Rom.“ 1. 2. 3. Prag, Bellmann. Br. 8. 10 Ngr.
- Alt Müller, G. W., Jerusalem nach seiner irdischen Lage und bedeutungsvollen Geschichte. Kassel, Fischer. 12. 6 Ngr.
- Andrásy, Graf E., Reise in Ostindien, Ceylon, Java, China und Bengalen. Aus dem Ungarischen übersetzt. Mit Holzschnitten und 16 colorirten Gemälden nach den Originalskizzen in lithographirtem Farbendruck ausgeführt. Pest, Geibel. Imp.-Folio. 30 Thlr.
- Baltisch, F., Armuth und Reichthum. Kiel, Schwes. Gr. 8. 12 Ngr.
- Basilar, F., Ausgewählte volkswirtschaftliche und politische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt von G. J. Bergius. 1ter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Bannmann, W. B. v., Die militärische Verordnungsart dargestellt in Erörterung und Beispiel. Dresden, Runge. 8. 20 Ngr.
- Behrend, F. J., Geschichte der Gefängnisreform. (1ster Theil.) Vereinigte Staaten; Grossbritannien; Irland. Berlin, Brill u. Lobeck. Gr. 8. 25 Ngr.
- Bernhard, F. J., Der alte Georg. Eine christliche Erzählung. Leipzig, Breit. 8. 12 Ngr.
- Bilder aus der Länderei und Völkerei. 1tes Bändchen. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.
- Biel, F. G., Hamburgische Alterthümer. Beitrag zur Geschichte der Stadt und ihrer Sitten. Hamburg, Verthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.
- Carnier, R., Der heutige Materialismus vom ättlichen, rechtlichen und socialen Standpunkte. Würzburg, Göttinger. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.
- Dem Anbeken Christian Friedrich Wurms, Professors der Geschichte am akademischen Gymnasium in Hamburg. Hamburg, Verthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.
- Dittmer, G. W., Die Lübeckischen Familien Greverade und Warneböke im 16. Jahrhundert; ein Beitrag zur Culturgeschichte dieser Zeit. Lübeck, Dittmer. Gr. 8. 6 Ngr.
- Ebert, R. C., Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes. Dichtungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.
- Edardt, R. G., Otto Victor Fürst von Schönburg-Waldenburg in seinem öffentlichen Leben und Wirken geschildert. Waldenburg. Gr. 8. 6 Ngr.
- Gedanken über die Restauration der Kirche in Deutschland. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Gedichte und Scherz in jüdischer Mundart. Nr. 1. Berlin, Laffar. 8. 2½ Ngr.
- Geyer, H., Historische Gemälde aus dem Leben der alten Deutschen. 1tes Heft: Die alten Pommer-Wenden. Kassel, Fischer. 12. 7½ Ngr.
- Gosche, R., Ueber Chazzals Leben und Werke. Berlin, Dümmler. 1858. Gr. 4. 24 Ngr.
- Gregorowitsch, R., Die Fischer. Ein Roman. Aus dem Russischen. Nebst Einleitung von A. Herzen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Gundling, J., Abvocat Schönbekes. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben. Zwei Bände. Leipzig, Perbig. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Gesefiel, G., Lilienbanner und Tricolore. Kleine Geschichten aus Frankreich. Leipzig, Violet. 8. 22½ Ngr.
- Hundeshausen, G. W., Der babilische Agerdenstreit. Mitentwürfe sammt einem erläuternden Vorwort. Frankfurt a. M., Brönnner. Gr. 8. 15 Ngr.
- Kalewiporg, eine Finische Sage, verdeutscht von G. Reinthal. 1te und 2te Lieferung. Dorpat. 1857—58. Gr. 8. a 20 Ngr.
- Kaysersling, M., Ein Feiertag in Madrid. Zur Ge-

schichte der spanisch-portugiesischen Juden. Berlin, Springer. Gr. 8. 12 Ngr.

Deutsches Leben. Eine Sammlung geschlossener Schilderungen aus der deutschen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte und der Beziehungen zur Gegenwart. 3ter Band: Die Geschichte des deutschen Handels. Von J. Falke. 1ter Theil. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr.

Feßing, G., Torso und Korso. Aus dem alten und neuen Rom. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Michelot, J., Die Liebe. Deutsche autorisirte Ausgabe. Uebersetzt von R. Spielhagen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rahden, W. Baron v., Miguel Gomez. Ein Lebensbild. — A u. b. L.: Supplement zu: Wanderungen eines alten Soldaten. 3ter Theil. Aus Spaniens Bürgerkrieg. 1833—1840. Mit 1 Facsimile. Berlin, Decker. Gr. 8. 15 Ngr.

Robbe, F., Dben. 1tes Buch. Dresden, Runge. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, J., Uebersicht der englischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. Sondershausen, Neuse. 8. 1 Thlr.

Schubert, G. H. v., Erinnerungen aus dem Leben Ihrer Königl. Hoheit Helene Louise, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Nach ihren eigenen Briefen zusammengestellt. Mit einem Portrait. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Stredfuß, A., Hohenzollern. Historische Bilder. 1ter Halbband. Friedrich der Erste und die Ditzower. Berlin, Springer. 8. 12½ Ngr.

Stricker, G. L., Vom Herzen zum Herzen. Strassburg. 16. 15 Ngr.

Tirka, Louise, Gedichte. Prag, Bellmann. Br. 8. 1 Thlr.

Wiese, L., Ueber den Mißbrauch der Sprache. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Eine deutsche Antwort auf die italienische Frage. Prag, Bellmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutschland und die italienische Frage. Zur Verständigung zwischen Nord und Süd. Nordlingen, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Frauk, R., Die Politik der Zukunft vom deutschen Standpunkte. Würzburg. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Italien und die Karte von Europa. Deutsche Antwort auf La Guéronniere's Napoleon III. und Italien und G. de Girardin's Europa im Jahre 1860. Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Der bevorstehende Krieg und das deutsche Volk. Halle, Fischer. Gr. 8. 5 Ngr.

Kaiser Napoleon III. und Preußen. Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Nur Deutschland ist der Friede! Des deutschen Volkes und Gottes Stimme in vaterländischen Liedern. Dem deutschen Fürsten- und Volks-Bunde gewidmet von einem deutschen Bundesoldaten. Frankfurt a. M., Gebhard u. Röder. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsche Reime entgegen ausländischen Ungereimtheiten. Nr. 1—3. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Ngr.

Rupp, J., Die Grenzboten, der paritätische Staat und die freien Gemeinden. Königsberg. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Schutzzoll-System in Oesterreich. Eine Denkschrift in der zwölften Stunde. Dresden, Türk. Gr. 8. 3 Ngr.

Wagener, H., Was wir wollen. Ein Wort zur Verständigung. Vortrag gehalten in der Fraction von Blandenburg. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 5 Ngr.

Wuttke, A., China's religiöse, stitliche und gesellschaftliche Zustände mit Beziehung auf die neuesten Bewegungen daselbst. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 15. Januar 1855. Berlin, W. Schatz. 1855. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Entwaffnung oder Krieg.

Eine Denkschrift für den italienischen Congress.

Ingleich ein Nachtrag zu der Schrift:

„Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der
Militärherrschaft.“

Von Wilhelm Schulz-Bodmer.

8. Geh. 8 Ngr.

Diese kleine aber höchst interessante Flugschrift enthält gewissermaßen die praktische Anwendung der in der frühern erst unlängst erschienenen bedeutsamen Schrift des Verfassers entworfenen Grundsätze auf die gegenwärtige Situation und namentlich den beabsichtigten Congress. Sie verdient deshalb in hohem Grade die Beachtung aller, die an der gegenwärtigen Weltlage Interesse nehmen.

Jene frühere Schrift des Verfassers erschien in demselben Verlage unter folgendem Titel:

Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirtschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Gefahr einer Friedensstörung von neuem den unheilvollsten Einfluß auf alle Verhältnisse ausübt, besonders wichtige Schrift des bekannten Publicisten, deren Widmung Freiherr v. Bunsen angenommen hat, behandelt die von den erleuchtetsten Staatsmännern anerkannten, mit der jetzigen Organisation des Militärwesens verbundenen Uebelstände, die das ganze Staatsleben und alle bürgerlichen Verhältnisse gefährden, und erblickt das beste Heilmittel dafür und die beste Garantie einer dauernden Erhaltung des Weltfriedens in einer Reorganisation des ganzen Heerwesens und einer allgemeinen entsprechenden Reduktion der Armeen. Das Werk ist sonach durch aus nicht blos für Militärs (welche ihr wahrscheinliches Urtheil gegen die Vorschläge des Verfassers wol fallen lassen werden, wenn sie erfahren, daß er selbst Militär war), sondern für alle Kreise von dem höchsten Interesse, namentlich für Staatsmänner, Volksovertreter, Staatsbeamte, Nationalökonomien und überhaupt jeden Gebildeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der christlichen Kirche.

Lehrbuch von Dr. Chr. Wilh. Niedner.

8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Der berühmte Verfasser dieses Lehrbuchs ist bekanntlich unlängst zum Professor der Kirchengeschichte an der Berliner Universität ernannt worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Causés célèbres du droit des gens.

Rédigées

par le baron Charles de Martens.

Deuxième édition.

Revue, corrigée et augmentée par l'auteur.

Tome III. In-8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Der erste und zweite Theil kosten 5 Thlr.)

Eine zweite Auflage des bekannten Werks, die vielfach verbessert wie durch Neues bereichert ist und sowol dem diplomatischen Publikum als allen für die wichtigen völkerrechtlichen Zustände sich Interessirenden eine willkommene Erscheinung sein wird.

In demselben Verlage erschienen folgende
wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—, Phases et Causés célèbres du droit maritime des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de F. de Wegmann. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consuls qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par Léopold Neumann, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome I à V. In-8. 16 Thlr. 10 Ngr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, Éléments du droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 19. —

5. Mai 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Neue humoristische und satirische Romane. Von Hermann Marggraf. — Herzog Ferdinand von Braunschweig. Von Karl Gustav von Berner. — Reisebriefe eines Wirtsofen. — Wilhelm Göttinger. — Notizen. (Goethe's Gedichte und Balladen in neuer englischer Uebersetzung; Eine Ferienreise nach Schweden.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue humoristische und satirische Romane.

Es ist eine eigene Sache mit der Empfänglichkeit für den Humor. Sobald er, statt in den Impromptus des „Kladderadatsch“ oder der „fliegenden Blätter“ in größeren geschlossenen Compositionen und ohne illustrierende Holzschnitte auftritt, hat er auf allgemeine ihm entgegenkommende Theilnahme zur Zeit nicht sehr zu rechnen. Man wird vielleicht sagen, die Schuld davon liege an unsern zeitgenössischen Humoristen und nicht am Publikum. Nur gibt es leider eine große Menge von Personen, denen alle Empfänglichkeit entweder für den Humor überhaupt oder doch für diese oder jene Gattung des Humors versagt ist. Die Zahl derer z. B., welche dem Humor Shakspeare's, dieses tiefsten aller Humoristen, keinen Geschmack abzugewinnen vermögen und seine Scherze frostig, gesucht, geschraubt, geschmacklos, und seine komischen Figuren plump oder monströs und übertrieben finden, ist ungemein groß, namentlich unter den Frauen, wenigstens den deutschen. In England mag das Verhältniß allerdings ein günstigeres sein; haben wir doch das Verhältniß einer englischen Dame schwarz auf weiß: der Humor sei „but little understood by the general class of German writers and readers“; es ist dies die Ansicht einer Dame, die im Gegensatz zu den meisten deutschen Frauen gerade an humoristischen Dichtungen ihr besonderes Wohlgefallen findet. Wir sind überzeugt, daß es unter den deutschen Frauen wenige gibt, welche den „Don Quixote“ mit wirklichem Behagen und Interesse lesen, dagegen viele, welche für Jean Paul's Sentimentalitäten schwärmen, wogegen sie sich von seinen rein komischen Schnurren sicherlich mit Widerwillen abwenden, wie sie auch in Immermann's „Münchhausen“ die rein komischen Partien überschlagen. Aber auch unter den deutschen Männern wird es so manchen geben, der z. B. mit Schiller vollkommen übereinstimmt, wenn derselbe von Holberg's Lustspielen behauptet, daß sie den Leser in den tiefsten Schmutz herabziehen, so

manchen, der an „Reineke Fuchs“ keinen Geschmack findet, die mit Recht so beliebte „Johstade“ ein triviales Product nennt und Kogebue's „Kleinstädter“, mit denen Kogebue selbst ein „gutes Lustspiel“ geliebt zu haben mit Recht glauben durfte, als ein ordinäres Nachwerk verurtheilt. Man weiß, daß es der Frau von Staël gänzlich unbegreiflich erschien, wie die Deutschen an gewissen komischen Partien in Goethe's „Faust“, z. B. an dem in Deutschland berühmten Flohliede, Gefallen finden könnten. So kann auch dem einen der Humor nicht sein, keusch und ätherisch, dem andern nicht grob, cynisch und körperlich genug sein. Kurz, der Geschmack zeigt sich nirgends so verschieden, so eigenwillig und eigenartig als gerade dem Humor gegenüber. Was die Kritik anlangt, so kann man von ihr behaupten, daß sie für den Humor eine wahre Rabenmutter ist, daß sie keine Gattung der Production so verächtlich, so wegwirschend, so schändlich behandelt oder so vornehm ignorirt als die humoristische. Der Vorwurf, den man ihr von so vielen Seiten macht, daß sie nämlich die Production einschüchtere statt zu fördern, paßt ganz besonders auf ihr Verhalten gegenüber der humoristischen Production, indem sie das Dogma nicht oft genug wiederholen kann, daß unsere Zeit keinen Stoff für den Humor biete und keine Empfänglichkeit dafür besitze. Nach diesem Dogma wird dann natürlich jedes humoristische Product ignorirt oder von vornherein verworfen, und ein großer Theil des Publikums läßt sich dies Dogma gefallen, denn es ist allerdings für die Denksaulen und die nicht für den Humor Organisirten sehr bequem. Wer das Theater nicht gern besucht, hört es ja auch mit Vergnügen, wenn man es einen verlorenen Posten schmäht, und wer für Musik kein Gehör hat, nicht Weisfall, wenn man die Musik als eine untergeordnete oder verwerfliche Kunst bezeichnet. Es ist wahr, unsere Zeit hat viel Altkluges und Grämliches; aber hat nicht auch dieses Grämliche sein Komisches? Freilich möchte ich niemand rathen, einen neuen Eulenspiegel, ein neues Palenbuch, eine neue

Münchhausbade im Geiste der alten naiven Schnurren zu schreiben, da gewisse Leute sofort behaupten würden, dieser Humor sei trivial, inhaltslos und antiquirt, ich möchte aber auch niemand rathen, solchen Producten Zeitbeziehung und satirische Tendenzen zum Grunde zu legen, denn ganz dieselben Leute würden sofort sagen, diese Tendenzen machten den Humor zunichte und brächten ihn um den höchsten Reiz, der jene alten Schnurren so drollig mache, um den der Naivetät. Es hilft also alles nichts: „Der Jude wird verbrannt!“

Trotz dieser Ungunst, unter welcher humoristische Producte gegenwärtig im allgemeinen zu leiden haben, sind solche Producte und besonders komische Romane doch gar nicht so selten, als es scheinen könnte, wenn man den Zustand unserer Literatur nur nach den Referaten unserer kritischen Blätter beurtheilen wollte. Ebenso wenig erhebt unser Reichthum an humoristischen Romanen aus unsern Literaturgeschichten. Wenn in diesen — um nicht bis auf den „Sinkenritter“, den „Simplicissimus“ und „Philander von Sittewald“ zurückzugehen — Wieland wegen seines „Don Sylvio“ und seiner „Abderiten“, Nicolai wegen „Sebalduß Nothanker“, Hippel, Jean Paul, Thümmel, Musäus, vielleicht auch noch Knigge, Wezel und J. W. Müller (wegen des „Siegfried von Lindenberg“) genannt sind, so kann man schon sehr zufrieden sein. Aber es haben noch viele andere schon in früherer Zeit humoristische Romane geschrieben, die, wenn sie auch von ästhetischem Standpunkt werthlos erscheinen, doch als Spiegelbilder damaliger Sitte und Cultur von großem Interesse sind. Werden ja doch in unsern Literaturgeschichten Hunderte von Werken ernster Gattung aufgezählt, die auch nur für ihre Zeit Bedeutung hatten, aber nicht einmal den sittengeschichtlichen Werth wie jene humoristischen Romane haben und daher mit viel weniger Recht in unsern Literaturgeschichten verewigt sind. J. W. Müller, von dem noch 1808 Jörrens sagte, er sei ein Romanchriftsteller „vom ersten Rang“, er sei ein Kenner der Welt und des menschlichen Herzens, habe Witz und Laune und namentlich, was so vielen fehle, einen richtigen Begriff von dem Werthe und dem Verufe des Volkschriftstellers — dieser „Müller von Iphoe“ schrieb außer seinem berühmten „Siegfried von Lindenberg“ noch eine ganze Reihe von komischen Romanen wie „Die Herren von Waldbheim“, „Emmerich, eine komische Geschichte“, „Geschichte des Herrn Thomas“ u. s. w. Wenn diese Romane es auch nicht zu der Beliebtheit brachten, wie sein in zahllosen Exemplaren über Deutschland verbreiteter „Siegfried von Lindenberg“, so waren sie doch sehr geschätzt und gelesen, wie schon daraus hervorgehen mag, daß mehrere derselben sogar ins Holländische und Dänische übersetzt wurden. J. F. Jünger wird in unsern Literaturgeschichten wol als Lustspieldichter genannt, während man ihn als Verfasser früher viel geleserter komischer Romane wie „Guldreich Wurmsamen von Wurmsfeld“ und „Fritz“ (dem nach Jünger's Tode von anderer Hand ein fünfter und sechster Band hinzugefügt wurde, was wol als Beweis seiner damaligen Beliebtheit gelten

mag) kaum noch zu kennen scheint. Lafontaine's „Quincius Haymeran von Flaming“, in dem unter anderm die lächerlichen Stammbaumprätensionen einer gewissen Adelsklasse mit Erfolg parodirt sind, war ebenfalls seinerzeit ein berühmter Roman, und noch der Freiherr von Stierberg lernte, wie er in seinen „Erinnerungsblättern“ erzählt, einen in Deutschland reisenden Lord kennen, der diesen Roman als eins der vorzüglichsten deutschen Bücher rühmte; unsere Literaturgeschichtsfreiber scheinen von Lafontaine nichts weiter zu wissen, als daß er bloß weinerlich-empfindsame Romane verfaßt habe. Von Heinrich Gottfried von Bretschneider, dem Freunde Nicolai's und wie dieser ein Vorkämpfer der Aufklärung gegen Obscurantismus und Jesuitismus und deshalb in Oesterreich vielfach verfolgt, scheint man gar nichts zu wissen, obschon sein Roman „Waller's Leben und Sitten“ Schilderungen voll Laune, Witz und seiner Ironie aus dem Gesellschaftsleben seiner Zeit und namentlich der wiener Welt enthält, auch manche andere seiner Schriften und Romane ihn den besten Satirikern und komischen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts anreihen. Auf einer unvergleichlich tiefern Stufe stehen die komischen Romane von Gramer und von Lauthard, z. B. von jenem „Paul Psop, Geschichte eines reducirten Hofnarren“, „Fräulein Runkunkel“ und „Baron Sturmbrang“; von letzterm, dessen wüthendes Leben noch jüngst Robert Prug im „Deutschen Museum“ unter dem Titel „Aus dem Leben eines Taugenichts“ geschildert hat, besonders die „Annalen der Univerität Schilda“; dennoch sind auch sie als Quellen zur Kenntniß der damaligen Sittenzustände keineswegs zu verschmähen, namentlich sind Lauthard's Schilderungen aus dem theils lieberlichen theils verwilderten und halbbarbarischen Leben der damaligen Garnisons- und Universitätsstädte nicht ohne Werth. Die Geschmacklosigkeit, welche in diesen Producten herrscht, übersteigt zwar alle Begriffe, aber wenigstens an Lebenserfahrung und Menschenkenntniß fehlt es darin nicht, und jedenfalls ist es ein nicht in Abrede zu stellendes Factum, daß sie einen zahlreichen Leserkreis hatten und daß mithin die Vorwürfe, die man diesen Scribenten zu machen hat, zugleich auch auf einen ansehnlichen Theil des deutschen Volks selbst zurückfallen; denn wie St.-René Taillandier mit Recht bemerkt: „Les peuples sont toujours responsables de la littérature qu'ils approuvent ou qu'ils subissent“, nicht immer ihrer Gesamtheit, aber doch einem beträchtlichen Bestandtheil nach.“) Freilich, wenn man solche Producte ignorirt, so ist dies immer noch bei weitem entschuldbarer, als wenn man den Inhalt eines so hochstehenden humoristischen Erzeugnisses wie Immermann's

*) Die oben erwähnten Unterlassungsfünden sind jedoch noch nicht die schlimmsten. In Gervinus' kleinerem „Handbuch“ finden wir z. B. Abraham a Sancta Clara nicht einmal erwähnt, und den Namen Karl Heinrich's Ritter von Lang, den wir zu den wichtigsten Köpfen Deutschlands zählen möchten und dessen „Hammelburger Reisen“ schwerlich ohne Einfluß auf Heinrich Heine's „Reisebilder“ geblieben sind, wird man wahrscheinlich in allen deutschen Literaturgeschichten vergebens suchen oder etwa nur wegen seiner Memoiren kurz erwähnt finden.

„Münchhausen“ bei einem neuern Literaturgeschichtschreiber, Wolfgang Menzel, durch folgenden Auszug verfälscht findet: „Ein Enkel des großen Lügners Münchhausen hält vor einem einfältigen Edelmann, seiner schwachen Tochter und einem Schulmeister, der, obgleich halb verrückt, noch den meisten Verstand hat, eine unendlich lange ironische Rede, worin er aus dem Hundersten ins Tausendste kommt, vorzugsweise über die damals neueste deutsche Literatur, und kühlt sein Müßchen an seinen Gegnern eßlig, grämlich, verbittert, ohne Witz und gesundes Urtheil“, und wenn es dann weiter heißt: „Welche Verwirrung im Kopfe des Dichters läßt das voraussetzen! Wie weit entfernt ist er von Tieck's heiterer Unbefangenheit und Grazie, die er krampfhaft zu erkünsteln strebt!“

Wenn nun ein Deutscher in einer sogenannten Literaturgeschichte über unsern hervorragendsten humoristischen Roman neuerer Zeit, an dem man freilich die gänzliche Zusammenhanglosigkeit zwischen den ernsten und humoristischen Partien mit Recht zu tadeln hat, ein so schönes Urtheil fällt, dann allerdings kann man es verzeihlich finden, wenn es zu den fixen Ideen des Auslandes zu gehören scheint, daß die Deutschen überhaupt keine Anlage für den Humor hätten oder wenigstens keine humoristischen Romane besäßen. So äußerte noch jüngst St.-René Taillandier in dieser Beziehung: „Le roman satirique, humoristique est à peu près inconnu chez nos voisins, ou du moins les oeuvres de ce genre, consultées seulement par les historiens littéraires, ont laissé peu de traces dans le souvenir du pays“, ein Urtheil, dem er selbst freilich anerkennende Worte über die komischen Partien, namentlich über die diplomatische Fehde zwischen den Fürstenthümern Schnauzlingen und Schnüßlingen in Streub's Roman „Deutsche Träume“ folgen läßt. Sind wir wirklich so arm an humoristischen Romanen, wie der Franzose meint? Wir sind es selbst heutzutage nicht, wie ja auch der Umstand beweisen dürfte, daß uns zu gleicher Zeit fünf Romane mehr oder weniger humoristischen, satirischen und komischen Charakters vorliegen und von uns in Folgendem besprochen werden sollen. Es mag richtig sein, daß sich unter ihnen kein Werk von classischem Werth und epochemachender Bedeutung befindet; aber auch unter den neuern Romanen ernster Gattung gibt es, wenn überhaupt einen, doch sicherlich nur äußerst wenige, denen man ein solches Prädikat zuschicken oder eine durchgehende Vortrefflichkeit nachrühmen könnte. Wir gehen jetzt zu der Besprechung der uns vorliegenden Romane über, wobei wir von denen, welchen eine bestimmte Zeitendenz und eine entschieden lehrreiche Absicht zum Grunde liegt, zu denen fortschreiten wollen, in denen der Unterhaltungszweck den belehrenden überwiegt und der Humor im Wege des freien Schaffens mehr sich selbst als einer Tendenz zu genügen sucht.

1. Die Väter der Stadt. Roman von Karl Wartenburg. Drei Bände. Leipzig, Herbst. 1859. 8. 3 Thlr.
2. Advocat Schnoboles. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben von Julius Gundling. Zwei Bände. Leipzig, Herbst. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

3. Wollensakulstheim. Humoristisches Genrebild von Hermann Preßler. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Herr Rentier Rosentypfel und seine beiden Nissen. Komischer Roman aus den harmlosen Tagen des goldenen Berlin von Heinrich Schmidt. Berlin, Janke. 1859. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
5. Die Kinder von Finkenrode. Von Jakob Corvinus (W. Raabe), Verfasser der „Chronik der Sperlingsgasse“ und von „Ein Frühling“. Berlin, Schotte u. Comp. 1859. Gr. 16. 1 Thlr.

Der Roman „Die Väter der Stadt“ von Karl Wartenburg (Nr. 1), in welchem sich die ernsten und komischen Partien so ziemlich die Wage halten müßen, spielt in einer deutschen kleinen Stadt, nämlich in der Residenzstadt eines kleinen deutschen Staats. Der Verfasser bemerkt über seinen Roman in der Vorrede, daß derselbe keinen Anspruch darauf mache, zu den vollständigen Tendenzromanen gezählt zu werden, trotzdem daß sein Inhalt öffentliche Dinge zum Gegenstande der Darstellung habe. Er schildere in leichten Zügen zeitgeschichtliche Kämpfe, deren Mittelpunkt der Streit um eine altpreußische Einrichtung sei, die nur deshalb vielen revolutionären Ursprungs zu sein scheine, weil das Jahr 1848 ihr lange Zeit verdrängt, wahres Wesen wieder zur Geltung gebracht: die freie Selbstverwaltung der Gemeinde. Den Vorden Kleinstaatlicher Verhältnisse habe er deshalb gewählt, weil das Gemeindeleben während der letzten acht Jahre gerade in den kleinern deutschen Ländern die verhältnißmäßig freieste Entwicklung gehabt — man brauche nur an jene treffliche Gemeindeverfassung der thüringischen Länder, insbesondere an die des Herzogthums Sachsen-Koburg-Gotha zu erinnern. „Die Arbeit“, fährt er fort, „wurde während jener trüben Zeit begonnen und vollendet, die, als die Periode der Umkehr, noch frisch im Gedächtniß aller sein wird. Daß dem Humor hier und da einiger Spielraum vergönnt, lag in der Natur der Sache und der Umstände. Wenn der Humor aus dem Leben verdrängt wird, so flüchtet er ins Reich der Dichtung.“ Er gesteht zwar selbst, daß der Stoff „an und für sich frohe und ungefüßig“ sei, erachtet ihn aber doch einer „nationalen dichterischen Behandlung nicht ganz unwerth“. Und sicherlich nicht; spiegelt sich doch, wie der Verfasser selbst bemerkt, im Mikrokosmos der Makrokosmos wider. Nun ist zwar der Verfasser kein eigentlicher Dichter, aber er ist ein treuer, sorgfältiger und verständiger Beobachter des Lebens und der Menschen; er copirt lehtere genau so wie sie sind, mit ihren Vorzügen und Schwächen, nur daß die Mängel bei den meisten Personen seines Romans überwiegen, wie dies leider in der Wirklichkeit wol auch der Fall sein mag. Insofern ist der Verfasser allerdings der ausbündigste Realist, den man sich denken kann; aber der löbliche Zweck, menschliche Mängel lächerlich, Laster und Untugenden verhasst zu machen und dadurch veredelnd und bessernd auf seine Mitmenschen zu wirken und besonders Rationalisinn und Gemeinnut in ihnen zu wecken, adelt diesen Realismus. Die Handlung ist sehr einfach, indem eine simple Bürgermeistereiwahl ihren Mittelpunkt bildet, um den sich alle übrigen Personen und Verhältnisse gruppieren. Bürgermeister der Stadt ist Dr. August Rothe, der sich durch seine gewandte Junge in den Jahren der Bewegung einen großen Anhang unter der Bürgerschaft verschafft hatte. Von seinem Unversitätsleben her hatte er noch ganz jene barockhaften Manieren, „die man bei einem Studenten am Ende ganz in der Ordnung findet, während sie bei einem ins bürgerliche Leben eingetretenen unangenehm werden können“. Aber er wußte den Spießbürger zu imponiren und ihnen den nöthigen liberalen Dunst vorzumachen, bis sie ihn zum Bürgermeister wählten. Als nun die Epoche der „Umkehr“ kam, lehnte auch Rothe um und schwamm mit der Gegenströmung, solange es ging. Er liebte den Wein und die Weiber, und grundlos und haltungslos wie er war, ergab er sich dem Trunk bis zum Exceß, ließ sich auch Nachlässigkeiten im Amt und selbst Veruntreuungen zu Schulden kommen, über die jedoch die herrschende

pletistifche Partei, von der uns einige verächtliche Exemplare vorgeführt werden, deshalb fürs erste hinweglah, weil sie ihn gerade dieser Vergehungen wegen in den Händen zu haben und in ihm ein willenloses Werkzeug ihrer Pläne zu erblicken glaubte. Aber die neue Bürgermeisterwahl rückt heran, und es werden ihm drei Mitbewerber gegenübergestellt: Senator Drossel, Senator und Kaufmann Pfeiffer und Doctor Heinrich Hagen, ein Mann von edelster und humanster Gesinnung, aber, gesehen wir es offen, zu doctrinär, um eigentlich interessant zu sein. Es ist überhaupt ein Unglück, daß gerade Tugend und Rechtschaffenheit in den meisten Romanen langweilig erscheinen, weil nur wenige Romanschriftsteller die Kunst verstehen, den Trägern dieser Tugend originelle Charakterzüge beizumischen, wie dies Dickens versteht und wie es auch Heinrich Smidt in seinem „Rentier Rosenkissel“ gelungen ist. Auch leiden die vorbereitenden Partien an zu großer Breite, wegen die mit der Bürgermeisterwahl unmittelbar verbundenen Vorgänge durch viele ergötzliche Jüge bezeichnet sind. Dahin gehören die anonymen Annoncen, womit in der „Stadt- und Landtrompete“ die verschiedenen Candidaten von ihren Gegnern lächerlich gemacht werden. So fand sich gegen Drossel die Anspielung: „Wer gesonnen ist, sich zu hängen, warte noch vier Wochen, wo in unserer guten Stadt eine allgemeine Drosselerei stattfinden wird. Unentgeltlich und von Amts wegen“; hinter dem Wahlspruche Pfeiffer's „Wahrheit und Ehrlichkeit“ hatte sich folgendes Inserat eingeschlichen: „Und richtiges Maß und Gewicht und unter 1 Pfund Kaffee nicht 1/4 Pfund Steine“; gegen Rothe: „Ein altes Bierfaß wird wegen Mangels an Raum zu verkaufen gesucht. Offerten bittet man unter der Chiffre Dr. A. R. in der Expedition dieses Blattes abzugeben“; Hagen: „Nur seine gelehrten Fledersucher, sondern einen Bürgermann, der weiß immer, wo uns der Schuh drückt. Mitbürger, wir brauchen keinen Studirenden.“ Witten darunter fand sich das pletistifche Inserat: „Mitbürger! habt Acht! Der Erbfeind geht um. Zwietracht säet er unter den Weizen. Bloß in dem HUKM ist das Heil. Siehe, er suchet einen, den er verschlinget. Hebe dich weg, Versucher“ u. s. w. Doch man kennt diese meist ebenso beschaffen als wisslosen anonymen Expectorationen deutscher Gemüthlichkeit, Offenheit und Bildung, deren Tummelplatz unsere Lokalblätter zu sein pflegen. Indes es half dem Candidaten Pfeiffer nichts, daß er in den letzten Tagen vor der Wahl seine Waaren für den halben Preis verkaufte; es half dem Senator Drossel nichts, daß er in den letzten acht Tagen alle Welt in den Wirthshäusern freihieß; beide fielen durch, und Drossel tröstete sich mit den Worten: „Sei's darum — das ganze Nest verderbe! Ist doch der Pfeiffer auch durchgefallen“; ebenso fiel der frühere Bürgermeister Rothe durch, den jedoch noch zu rechter Zeit der Schlag traf, ehe seine Veruntreuungen in die Öffentlichkeit gelangten. Der wackere Hagen wird natürlich gewählt, und in einem Augenblicke, wo, wie es am Schlusse des Buchs heißt, „das helle Morgenroth, das in Deutschlands größtem Staate nach langer Nacht angebrochen und das seinen Lichtschimmer über das ganze große Vaterland wirft, mit seinem Glanze auch die Schwertschneiden der Kämpfer für das alte deutsche Recht der Gemeinde, sich selbst zu regieren, vergoldet“! Eine ergötzliche Figur des Romans ist unter andern der gelehrte Rector, der über die römischen Comilien zehnmal unterrichtet ist als über die Gemeindeverfassung der Stadt, von der er nicht ein Wort kennt, der um alle Liebchäften des Alterthums weiß, aber nicht bemerkt, daß seine Tochter Optativa sich in ein Liebesverhältniß verstrickt, ja, den eine Werbung um ihre Hand in Erwägen setzt, weil er kaum bemerkt hat, daß sie inzwischen in ein Alter getreten ist, wo Liebes- und Heirathsgedanken sich beim weiblichen Geschlecht von selbst einfinden. Auf den Taufnamen Optativa war er aber verfallen, als er gerade an seinem dritten Programm über die Partikelnärr und el schrieb und dabei von neuem auf die Bedeutung des griechischen Optativs gerieth. Seine Frau opponirte gegen diesen heidnischen Namen und schrieb auf den Beitel, den sie zum Superintendenten behufs der Taufe schickte, die

Namen Marie Elisabeth, zu gleicher Zeit lief aber auch ein von des Schulmanns Hand beschriebener Beitel mit dem Namen Optativa Eusebia ein. Der Superintendent mußte nun nicht, wie er das kleine Mädchen taufen sollte; aber die Frau Superintendentin, die im Hause mit großer Energie das Scepter führte und deshalb im herzoglichen Schlosse ein „Papst im Unterrode“, vom Schulrath Mantius aber „Frau Confessorium“ genannt wurde, bestimmte ihren Mann, das kleine Wesen auf den ihr höchst lächerlich vorkommenden Namen Optativa zu taufen, weil sie wußte, daß damit der Mutter Optativa's, die sie nicht leiden konnte, ein Pössel geschähe. Solcher kleinen ergötzlichen Jüge finden sich viele im Buche. Unter den ernstesten Partien ist besonders die Epilode ergreifend, welche den greissen französischen Sprachlehrer Dubois betrifft. Als die Februarrevolution losbrach, rührte sich in ihm der alte französische Republikaner; er feierte sogar im Lokalblatt die „liberté“ in französischen Reimen, machte sich aber dadurch nach eben so mißlieblich, daß er seiner Stelle an der Landeschule entbunden wurde. Nun fielen seine Gläubiger in Massen über den „alten französischen Lump“ her, wie sie in einer Anwandlung süßer deutscher Gemüthlichkeit ihn nannten, bis er in seiner Verzweiflung, als gerade die Klänge der Marseillaise „Aux armes, oh citoyens!“ ihn berührten, zum letzten Mittel griff und er unter dem Ausrufe: „Tout perdu! Anissons cela! Oh mes pauvres enfants!“ seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Wie es im Leben so geht, so auch hier; seine Freunde bedauerten, nichts Ordentliches für ihn gethan zu haben, und doch hätte die Hälfte der Summe, die sie nun für seine Hinterlassenen aufbrachten, vielleicht hingereicht, ihm eine bessere Lage zu bereiten und ihn seiner Familie zu erhalten. Selbst ein wohlgenährter Fleischer rief: „Gott, wenn ich das hätte ahnen können, ich hätte ihm noch eine Kalbsleule geschickt und den Beitel geschenkt. Wer konnte sich auch solches Elend denken!“ Indes war es dem Fleischer doch keineswegs sehr angenehm, als ihn ein habseistender Nachbar beim Wort nahm und bestimmte, die Kalbsleule der Witwe und ihren acht Kindern zu schicken. Das sind so Jüge, wie aus dem Leben gegriffen! An beachtenswerthen Reflexionen fehlt es dem Roman keineswegs; doch führen wir hier nur eine über die Schriftstellerei an. Der Candidat Oppermann, wegen seiner freiständigen Grundsätze von oben her verfolgt, gibt, dieser Verfolgungen überdrüssig, seine Lehrstelle auf und beschließt, sich fortan durch schriftstellerische Arbeiten zu ernähren: „Es ist entschieden“, schreibt er einem Freunde, „ich werde Schriftsteller. Lebensfalls ein ebenso ehrenwerther Beruf wie jeder andere. Der Unterschied besteht vielleicht nur darin, daß der Schriftsteller außer der Bernagsgeschicklichkeit auch noch ein gut Theil Aufassungsfähigkeit braucht. Aber eben das ist es, was mich anzieht.“ Der Advocat Karsten erregt diese Gelegenheit, in Abrede zu stellen, daß der Schriftstellerstand in Deutschland misachtet sei; diese Misachtung sei in den meisten Fällen eine affectirte oder entspringe aus Neid; denn es gäbe jetzt mehr als einen Richelien, der allen staatsmännischen Ruhm für ein Vorberblatt aus dem Kränze Gournelle's hingeben würde. Er kenne einen Professor, der neulich, als man für die Schiller-Stiftung sammelte, ganz erschrecklich gegen die „Literatenbände“ losgezogen sei. Inzwischen halte sich dieser Professor für eine poetisch organisirte Natur und habe über ein Duzend Novellen geschrieben, von denen leider keine in die Öffentlichkeit gedrungen. Vor 14 Tagen endlich sei ihm der große Wurf gelungen, eine Novellette in ein stuttgarter Unterhaltungsblatt einzuschmuggeln; seitdem habe er nicht wieder von einer „Literatenbände“ gesprochen. Welcher Stand könne auch die Berechtigung haben, „dem Schriftstellerstande, dem „Literatenenthum“, um die landläufige Schimpfbeneennung zu gebrauchen, Misachtung zu zeigen“? „Ich bin“, fährt Karsten fort, „Freund von einer gewissen socialen Statistik und sammle mir allerlei darauf bezügliche Notizen. Da fand ich denn, daß es verhältnismäßig unter jedem andern Stande mehr räubrige Schafe gibt, als unter den Schriftstellern. In meiner funfzehnjährigen Praxis

habe ich vier Beamte, die wegen Malversation, drei, die wegen Corruption, fünf, die wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt; acht Kaufleute, die wegen Wechselfälschung, funfzehn, die wegen Waarenfälschung; fünf Geistliche, die wegen Libells; drei Mädchenschullehrer, die wegen Incests; acht Handwerker, die wegen Betrugs, fünf, die wegen Weinreißs; drei Rentiers, die wegen Wuchererei; zwei Militärs, die wegen Landfriedensbruchs, einen, der wegen Gotteslästerung; zwei Advocaten, Kollegen von mir, die wegen Unterschlagung anvertrauter Gelder; neun Handwerksburschen, die wegen Tumults und Schlägerei und acht Fabrikarbeiter, die wegen schwerer Körperverletzung angeklagt waren, von Amts wegen verteidigen müssen. Der einzige Schriftsteller, den ich in diesen 15 Jahren zu verteidigen hatte, war ein gewisser Doctor Georg Hummel, damals Mitarbeiter an dem in unserer Nachbarstadt erscheinenden „Eulenspiegel“. Die Sache war einfach die, daß Hummel in seinem Blatte dem Magistrat des Städtchens Schlechterwitz, welcher eine lächerliche und ungrammatisch falsche Bekanntmachung erlassen, den Rath gab, bei dem Privatlehrer Schnabele, der einen Kursus für Recht- und Schönschreiben eröffnet, schleunigst Unterricht zu nehmen.“ Wir bemerken hierzu, daß die officiellen Tabellen über die vor den pariser Affären zur Verhandlung gekommenen Criminalfälle für jeden andern Stand bei weitem ungünstigere Resultate ergeben als für den Stand der Künstler, Schriftsteller und Schriftstellergesellen.

Wir haben uns gerade bei diesem Roman länger aufgehalten, weil er, ohne unter den vorliegenden Romanen der poetischste oder humoristischste zu sein, doch die größte Fülle von Charaktertypen, von Zeitbeziehungen und praktisch anwendbaren, vielfach die scharfe Auffassung eines Juristen verathendenden Lebensbeobachtungen enthält. Höhern Kunstforderungen genügt er freilich nicht, und in seinem Streben nach Wahrheit überschreitet der Verfasser zu oft die Grenzlinie des Geschmacks. Warum müssen wir Deutsche so oft roh sein, wo wir wahr sein wollen? Wie der Schuft Schippmann mit seinem ewigen „Hä hä!“ wie die Liebeszene zwischen dem heuchlerischen lasterhaften Katecheten Schamvogel und Babette, wie der Bürgermeister Rothe, dem „ein Stück englisches Pfaster die Hälfte der Nase bedeckte, während sich längs der gleichfalls verlegten Unterlippe ein Streifen angefeuchteter Hausenblase hingog“, in seinem „Ragenjammer“ dargestellt wird, das sind doch Schilderungen, die alles billige Maß überschreiten. Den Hoffmeister Braun schildert der Verfasser als einen Mann mit „rothem Gesichte, dessen Wangen einer frisch gedöpften Blutwurst gleichen und dessen Hände wie mit Speck eingerieben glänzen“, und in ähnlicher Weise beschreibt er uns den Postbater Ketter „mit den kurzen, dicken, spreizelartig gebogenen Fingern“ und den Hofdresdler mit den „Storchbeinen“. Cui bono? muß man hier fragen: was oder wem glaubt man mit solchen abstoßenden Signalen zu nützen? Wer das Publikum an häßliche Vorstellungen gewöhnt, verdirbt auch sein sittliches Gefühl. Man schildere uns solche Personen in ihren moralischen Häßlichkeiten und ihr äußeres Bild wird sich dann der Leser schon von selbst machen. Auch die Engländer, selbst Shakespeare, haben in dieser Richtung viel gesündigt, und solche Personalbeschreibungen sind z. B. an Dickens' Romanen nicht die Seite, die wir besonders rühmen möchten; aber auch Dickens führt selbst im Groben seiner und geistreicher aus. Es ist leider nicht zu leugnen, daß die Deutschen schon in den ältesten Zeiten diesem Gange mit Vorliebe fröhnten, wie z. B. die wahrhaft elsthaften Vortrats Aesop's, Markolf's u. s. w. in den alten Volksbüchern beweisen; aber nachdem wir durch die Schule griechischer Schönheit gegangen sind und nachdem wir Goethe und Schiller, der freilich in seiner Jugend in der Zeichnung Franz Moor's auch ein Uebrigcs that, gehabt haben, sollten wir uns doch hüten, in diese eines gebildeten Volks durchaus unwürdigen Widrigkeiten zurückzufallen; denn rücksällige Sünder sind doppelt strafbar, wie der Verfasser als Jurist am besten weiß.

Die „Geschichte aus dem Alltagsleben“ von Julius Gumbeling: „Advocat Schnobeles“ (Nr. 2), gehört genau genommen nicht zu der Gattung der eigentlich humoristischen Romane; er ist weder im ganzen noch episch von komischer Tendenz und Wirkung; das Komische darin ist mehr nur ein Spiel des Zufalls, insofern an der Gattung von Personen, mit denen es gerade dieser Roman zu thun hat, auch einzelne komische Züge zu Tage zu treten pflegen; denn wo gesellte sich nicht dem modernen Alltags- und Kleinleben und zumeist auch wol den jüdischen Eheverhältnissen von selbst ein Anstrich des Komischen? Indes fehlt es dem Roman nicht an satirischen Beziehungen und auch die Willkür in der Form, welche diesem Roman eigen, ist für den komischen Roman überhaupt charakteristisch. Ganz besonders aber gehört er hierher, weil darin ebenfalls auf Sittenschilderung und Darstellung des Wirklichen hingearbeitet ist, womit der Verfasser wie Wartenburg eine sehrreiche Tendenz verbindet. Nur bewegt er sich in einem kleinern Ausschnitt der Gesellschaft und in der bestimmten Richtung, die Gefahren des modernen Wuchers und Schwindelwesens darzustellen, zu welchem Zweck es dem Verfasser gefallen hat, besonders jüdische Männer als Repräsentanten dieses Treibens zu wählen. Somit erscheint dieser Roman mehr warnend, ablehnend, während der Wartenburg'sche Roman dadurch, daß er die freie Selbstverwaltung der Gemeinde zur Geltung bringen will, einen mehr positiven Inhalt bietet. Gumbeling schildert in seinem Roman den Lebenslauf eines jüdischen Advocaturgehilfen, Schnobeles, der es durch glückliche und pssige Ausbeutung und Benützung der Umstände und Personen wie durch energische Fähigkeit und seine Vermählung mit Sarah, Tochter des reichen jüdischen Wucherrers Kaiser zum Wohlstand bringt und um den armen Schreiber Schnobeles bei den Leuten vergessen zu machen, sich den Namen eines „Doctor Schneeball“ beilegt. Indem er aber eine Menge gewagter Speculationen in seiner Hand zu concentriren sucht, geht es mit ihm immer mehr abwärts, bis er endlich gänzlich verarmt ist. Hierzu kommt ein Proceß mit seinem Schwiegervater. Sarah, liebebedürftig wie sie ist, kann es neben dem stets rechnenden, sorgenvollen und verdrießlichen Manne nicht aushalten, verläßt ihn heimlich und kehrt wieder zu ihrem Vater zurück. Schnobeles oder Schneeball, mehr noch ehrgeizig und großmannsüchtig als eigentlich gewinnfüchtig, erhebt einen Proceß gegen den Schwiegervater, und als dieser ihm 30000, sage 30000 Gulden bietet, wenn er freiwillig auf Sarah Verzicht leisten will, schlägt er diese Summe aus, denn er sieht in den nächsten Tagen der gerichtlichen Entscheidung entgegen, wonach Sarah von Vesepe wegen genöthigt werden wird, zu ihm zurückzukehren. Seine Rachsucht gegen seinen Schwiegervater kennt inzwischen keine Grenzen. Hierzu benützt er einen Verwandten, Namens David Knorpeles, der die Wuchergeschäfte des reichen Kaisers besorgt. Dieser steht im Rufe eines vollkommenen Ehrenmannes; aber das Wuchergeschäft Knorpeles ist nur eine Filiale des Kaisers, der ihm dazu die Gelder gibt und 10, 12 und 20 Procent von den Darlehen zieht. Schnobeles und Knorpeles wissen es nun so zu veranlassen, daß ein von Knorpeles entrichtes betrügerisches Geschäft zur Kenntniß des Criminalgerichts gelangt und Kaiser selbst in die wegen übertriebenen Wuchers eingeleitete Criminaluntersuchung mitverwickelt wird. Noch schwebt diese über Kaiser's Haupt, als Sarah, die trotzdem plötzlich entdeckt haben will, daß Schneeball „ein Herz wie ein Kind“ habe, beschließt, freiwillig und ehe noch das Verge gegen sie entschieden, zu ihrem Vatten zurückzukehren, was sie wirklich auch thut, obschon ihr der Vater seinen Fluch mit auf den Weg gibt. Schneeball arbeitet nun wieder in der Kanzlei des Advocaten Falkenlau als Amanuensis, um sich und Sarah zu ernähren, im Innersten geläutert und von seiner „Großmannsucht“ geheilt, schämt sich auch nicht einmal seines ursprünglichen Namens Schnobeles mehr. Wir brauchen dem Leser wol kaum zu sagen, daß dieser Schluß ebenso unnatürlich als unbefriedigend ist. Sarah hat den Schnobeles, wie sie selbst bekennet, nie geliebt, und er hat in der That für ein weibliches Wesen auch gar nichts Anziehendes; wie kann sie ihn nun lieben,

Wische, die ihm vorher in das Leben eines Lehrlings zu werfen vergönnt war, schreckten ihn zurück. Er begegnete nämlich eines Tages einem alten Schulfreund und er schreibt über diese Begegnung in seinem Tagebuch: „Ich erkannte ihn kaum wieder, so fein und verlockend war sein Auszug. Im runden Hüthen und Glacéhandschuhen, das Haar und die ganze Gestalt buslig, stand er vor mir, reichte mir die Spitzen der Finger, und sprach in seltsamen, gutgewählten Worten. Die Idee, welche ich dadurch von der Handlung Brenzel und Comp. erhielt, war sehr bedeutend. Was mußte das für eine Beschäftigung sein, die einen Menschen so umzuwandeln konnte! Unglücklicherweise für meinen hohen Begriff vom Kaufmannsstand sah ich den jungen Handelsbesessenen auch am Morgen und zwar in der ersten kaufmännischen Thätigkeit, mit welcher er die Woche eröffnete. Er stand am Pulle des Principals, hatte einen Staubbesen in der Hand und war eifrig bemüht, abzuschaben und zu reinigen. Dabei glänzte sein Rock in den mannichfaltigsten Farben, nur war die des Schmuckes vorherrschend. Er suchte sich rasch meinen Blicken zu entziehen; aber an demselben Tage sah ich ihn in noch erschreckenderem Götium zwischen Del- und andern Kästern einerschreitend, die Heber hinter dem Ohre und fast von jedem Handelsartikel des Hauses Brenzel und Comp. ein Abbild und Muster auf seinem Rock, sodas er eine sichere und unnahbare Vogelscheuche hätte abgeben können. Diesmal konnte er sich meinem forschenden Auge nicht verbergen. Ja, er kam, als ich gar nicht weichen wollte, auf mich zu und sprach einige durchaus angewählte und natürliche Worte. Dabei wollte er mir auch beim Abschiede die Hand reichen, die ich zu ergreifen Bedenken trug.“ Wir führen diese Stelle an, weil sie wenigstens ein Stück von der Rehrseite des glänzenden Gemäldes zeigt, in welchem andere Romanschriftsteller aus das Leben der Handlungslehrlinge und Commis vorgeführt haben. Ganz besonders gelungen sind in diesem Tagebuche die Schilderungen, welche das Revolutionären betreffen, womit die Spießbürger der Hauptstadt Windich die großen geschichtlichen Vorgänge auf dem Welttheater parodierten. Da ist alles voll Leben, Anschaulichkeit und Wahrheit. Weniger genießbar würde uns das Liebesverhältnis zwischen dem Helden und der jungen Schauspielerin erscheinen, wenn es nicht durch einen Geist der Selbstironie erträglich würde, womit die Thorheiten, die ein siebzehnjähriger Mensch in solchen Zuständen zu begehen pflegt, recht ergötzlich verspottet werden. Es fehlt dem Verfasser überhaupt nicht an Talent für Groteskmalerei, noch an Redtheit und Wichtigkeit der Beobachtung, aber noch gar sehr, wie dies auch sein früherer Roman „Ideal und Kritik“ bewies, an ästhetischer Erkenntnis und an künstlerisch ordnendem und organisierendem Verstande, zu dem er wohl noch gelangen wird, wenn er sich ernstlich zusammenzunehmen die Kraft und den Willen hat.

Heinrich Smidt's komischer Roman „Herr Rentier Rosentippel und seine beiden Nissen“ (Nr. 4) macht unter den vorliegenden Romanen noch am meisten den Eindruck einer geschlossenen Composition, während er an Fülle fruchtbarer, in die Zeit unmittelbar schlagender Beobachtungen hinter manchem derselben zurückbleibt. Heinrich Smidt hat ganz und gar nichts von der tendenziösen Schärfe, womit Wartensburg und Gumbling in das Fleisch der Zeit schneiden und ihre Schaben äßen, und wenig von der freilich auch nur mit der Jugend verbundenen selbstbewußten Redtheit, womit Presber seine Erfahrungen, Meinungen und Erlebnisse ordnungslos vor den Leser hinschüttet, unbekümmert, ob alles das, was ihm interessant ist, es auch dem Leser sein werde. Heinrich Smidt, der jedenfalls die größere Virtuosität und Kunstvarieté vor den andern voraushat, verfaßt seine Romane ausschließlich und ausdrücklich zu dem Zwecke, seine Leser zu unterhalten und zu spannen. Er sucht daher wirklich romanhafte Intriquen und Situationen zu erfinden, die man nicht gerade auf der Straße auflesen kann; er schilt, aber er raisonnirt nicht, und wenn es schon auch in diesem Roman einzelne Episoden gibt, die nicht genau in die Handlung eingreifen,

so sind sie doch nur flüchtiger Natur und drängen sich nicht zu Hart auf Kosten der Haupthandlung hervor. Rosentippel ist ein gutmüthiger Rentier, wie nicht eben alle Rentiers sein sollen, ein Jungsgeßell voll Besonnenheit, der sein Glück nur darin findet, daß er andern Glück bereitet. Namentlich hängt sein Herz an seinen beiden Nissen, den Söhnen einer Schwester, die sich aus jugendlichem Leichtsinne mit einem Menschen verheiratet hat, welcher, ohne sittlichen Fonds, immer tiefer und tiefer sinkt, bis er zuletzt auf der untersten Stufe der Demoralisation und des äußern und innern Glends angelangt ist, worüber er sich durch frivolen Witz hinwegzuhelfen sucht. Er hat eine tödliche Erkrankung seiner Frau dazu benutzt, dem Rentier vorzuspiegeln, daß dieselbe gestorben sei, und wiederum seiner Frau, daß die beiden Söhne, die dann von Rosentippel adoptirt werden, während ihres Krankenlagers von derselben Krankheit ergriffen und dahingerafft worden seien. Auf dieser allerdings ziemlich gewagten Erfindung beruht die Romanintrigue. Gelastas Piepenbringer muß allen Scharfsinn aufwenden, um Schwager und Frau in ihrem Wahn zu erhalten, und eine persönliche Begegnung beider zu verhindern, damit er in der Lage bleibe, die ihm auf Anlaß des angeblichen Todes der Gattin und der Verzichtleistung auf seine Söhne von Rosentippel ausgesetzte Rente fortzu beziehen und ihn immer wieder von neuem schreyen zu können. Natürlich kommt die Lüge zuletzt dem doch ans Tageslicht; Rosentippel sieht seine so schmachlich betrogene Schwester wieder, freilich als eine Sterbende, doch noch rechtzeitig genug, um ihr den letzten Augenblick durch den Anblick ihrer todtegeglaubten Söhne versüßen zu können. Am anziehendsten im ganzen Buche ist der Charakter Rosentippel's selbst, durch den der Verfasser bewiesen hat, daß Tugend, Bravheit und Uebelmuth in Romanen nicht notwendig langweilig zu sein brauchen, wie sie dies in Werken dieser Art so häufig sind. Der Verfasser hat dies dadurch erreicht, daß er Rosentippel nicht doctrinär, moralisierend oder seinen Umgebungen geistig sehr überlegen dargestellt hat, sondern als einen Mann voll Gemüths und frohlichen Sinns, der mit den Menschen aufs angenehmste verkehrt, sich ihren Eigenthümlichkeiten fügt, lebt und leben läßt, dabei aber in allem Thun und Treiben gesunden Menschenverstand und richtige Beurtheilung aller Verhältnisse offenbart. Die Liebe, die ihn für seine Nissen beseelt, hat etwas Rührendes, zumal da sie ihm durch manche verkehrte Handlungen zuweilen große Noth machen. Gelungen sind auch dem Verfasser die Schilderungen aus dem berliner Volksleben, das er aus dem Grunde kennt, in denen die berliner Art zu sein und mit Witz und Wortspielereien selbst bei den ernstesten Ereignissen um sich zu werfen, treffend zur Erscheinung gebracht ist. Es gibt freilich an diesem Romane auch manches auszusetzen. Auf die Unwahrscheinlichkeit der Handlung haben wir schon hingewiesen, doch weiß der Verfasser damit wenigstens zu spannen und manche interessante Verwickelungen herbeizuführen. Für die Nissen, die sich unnöthigerweise bis zum Verwechseln ähnlich sehen, wels der Verfasser kein rechttes Interesse zu erwecken, und was der Verfasser damit bezweckt, daß er den zum Kaufmannsstande Bestimmten eine Zeit lang dem Pietismus, den Gelehrten aber der Genussucht huldigen läßt, sehen wir nicht recht ein; es fehlt hier die tiefere Motivirung, die überhaupt nicht des Verfassers Sache ist. Auch erscheint uns die Vorführung von Persönlichkeiten, die wirklich in Berlin gelebt und gewirkt haben, besonders aus den schriftstellerischen Kreisen, dann auch anderer stadtkundigen Personen eher störend als anziehend, ausgenommen die Erscheinung Ludwig Derricnt's im Weinhaufe, wo er dem vom Wein etwas betäubten Rentier dessen eigene Person in so täuschender Weise vorsührt, daß dieser selbst an sich irre wird und in die komischste Verwirrung geräth. In der That hat Berlin seine Zeiten gehabt, wo es ihm an poetischen Elementen nicht fehlte; „aber Berlin ist nicht mehr das goldene“, seufzt der Verfasser am Schluß im wehmüthigen Hinblick auf diese vergangene Herrlichkeit.

Der Verfasser des letzten Romans: „Die Kinder von Finkenrode“ (Nr. 5), Jakob Corvinus (B. Raabe), hat sich schon durch seine früheren Romane, namentlich aber durch seinen ersten „Die Chronik der Sperlingegasse“ einen Namen erworben und in weiteren Kreisen schnell beliebt gemacht, und auch der vorliegende spricht durch einen lebenswürdigen Humor, durch seine Ironie und durch Delicateſſe in der Beobachtung wie in der Ausführung gemüthlich an. Unter den von uns eben genannten Romanverfassern beſitzt er wol das innerlichſte poetiſche Gemüth, während ihm die gleiche Energie wie manchem von ihnen nicht zu Gebote ſteht. Er hat manches von Jean Paul, freilich ohne deſſen große, weittragende Gedankenflüge und leuchtende Geistesblitze, und manches von Waſhington Irving, von letztem namentlich die mikroſtopiſche Feinheit und Sauerkeit in der Detailmalerei, die eigentlich den Hauptreiz an vorliegender Erzählung bildet, aber im Grunde mehr nur für bloße Skizzen wie die Irving'schen ausreicht. Dies beweist ſich auch an dieſen „Kindern von Finkenrode“, die anfangs durch ihre feine Genremalerei in nicht gewöhnlichem Grade ſeſeln, während dieſes Intereſſe inſolge der hoch zu einfachen Erfindung allmählich eher abnimmt als ſich erhöht. Auch ſcheint der Verfaſſer zuletzt etwas häſſig gearbeitet zu haben, ſodaß ſelbſt der Still, der überhaupt hier und da an Manier leidet, und nicht bloß die Stimmung des Verfaſſers in eine etwas krampfhaſte Unruhe geräth. Die Perſonen der Erzählung ſind, wie man uns verſichert, ſämmtlich erfunden und aus der Phantaſie des Verfaſſers hervorgegangen; um ſo mehr überrascht und die Kunſt, womit er ſie ſo darzuſtellen weiß, daß man glaubt, ſie ſeien der Hauptſache nach Porträts wirklich exiſtirender Individuen. Redacteurs gehören ihrer ganzen Beſchäftigung nach wol ſchwerlich zu den ſehr poetiſchen und intereſſanten Figuren, und welche eine intereſſante Figur hat der Verfaſſer trotzdem aus dem Redacteur Weitenweber zu machen gewußt! Die Erzählung an ſich iſt ſo einfach, daß ſie ſich kaum wiedererzählen läßt. Der Held, urſprünglich Mitarbeiter an der in einer großen Stadt erſcheinenden Zeiſchrift „Kamäleon“, erhält die Kunde, daß er in ſeiner Vaterſtadt Finkenrode eine anſehnliche Erbschaft gemacht hat, und reißt nun in dieſer Angelegenheit nach Finkenrode, und was er auf der Reiſe dorthin und in Finkenrode ſelbſt erlebt, bildet den Inhalt der Erzählung. Zuletzt ſehen wir den Helden, ſehr unerwartet, wieder in dem Redactionszimmer des „Kamäleon“, wo ihm „ſehr weh und übel“ zu Muth iſt. Wiſſte der Verfaſſer, wie es ſo vielen deutſchen Romaniſtiſtellen geht, die einen Roman zu ſchreiben anfangen, ohne über das Weitere genügend nachgedacht zu haben, kein Ende zu finden? Oder ſoll darin eine gewiſſe Ironie liegen, daß der poetiſch fühlende Held der Erzählung wieder zum Schluß Journaliſt wird, während der trodene ironiſche Weitenweber, der ſo ganz zum Journaliſten geboren zu ſein ſcheint, in Finkenrode zurückbleibt, um dort zu heirathen? Als Probe von des Verfaſſers Art und Weiſe möge hier nur folgende Stelle angeführt ſein. Der Held des Romans kommt ſpät Abends bei ſchlechtem Regenwetter in Saulingen an und ſucht nach einem Unterkommen; da erblickt er den Nachtwächter und fragt ihn nach dem Goldenen Hahn. „Er beſchaute mich“, erzählt der Held, Wöſenberg, „von der Spitze des Hutes bis zu den Ueberſchuhen, examinierte meinen Regenschirm in der Linken und meine Reiſetaſche in der Rechten, und ließ nach einigen bedächtigen Bügen aus ſeiner kurzen ſchwarzen Weiſe die tröſtende Antwort erſchallen: „Erſt muß ich den Herrn Bürgermeiſter und den Herrn Rämmerer anſingen!“... Wir ſangen den Herrn Bürgermeiſter an und ermahnten ihn und ſeine Gemahlin, das Feuer und Licht zu bewahren; dann begaben wir uns vor die Wohnung des Herrn Rämmerers, und die Hände in den Taſchen, den Reiſefack zwifchen den Füßen, lauſchte ich den offenkundigen Tönen des Wächters der Nacht, der mein Schickſal in den Händen hatte. O ihr romanleſenden zarten Seelen, Frauen und Jungfrauen Saulingens, hat in dieſer Nacht, während ihr euch auf weichem Blaum, in den ſüßeſten Träumen wieget,

nicht ein ſchiller, ſchneidender Wehlaut dieſe Träume geſtört? Was hättet ihr begonnen, wenn ihr gewußt hättet, daß der ſo arühmlich bekannte Verfaſſer der „Verirrhagebanen“, der Dichter der „Frommen Liebeslieder“ u. ſ. w. unter euren züchtig verhüllten Kämmererſtern zähnelappernd ſein Schickſal erwünſchte? Hand aufs Herz, Bürgerinnen im Reich des Schönen und Sentimentalen, wäret ihr liegen geblieben oder wäret ihr aufgeſprungen, die Mama zu wecken, Thee zu kochen, dem kurronden Papa die Stellerſchlüſſel zu ſtehlen, Kränze zu winden aus den blühendſten Ranken eurer Fenſtergärten? Antwortet, deutſche Mädchen! die ſtrengſte Diſcretion wird zugeſichert!“ Das heiſt freilich dieſe „Bürgerinnen im Reich des Schönen und Sentimentalen“ auf eine ſtarke Probe ſtellen!“

Wir haben nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Von dem Kalenbuche oder dem Schilbbürgergeſchichten bis zu Wieland's „Abderiten“ und von dieſen wieder bis zu den „Kindern von Finkenrode“ herab war von jeher namentlich die Kleinſtädtere, dieſes Gemenge von lächerlichem Dünkel, dumaſtolzer Aufgeblaſenheit, gutmüthiger Beſchränktheit und boſhafter oder unüberlegter Klatscherei, die unerſchöpfliche Fundgrube, woraus in Deutſchland der Humor und die Satire ihre Stoffe zu entnehmen pflegten. So auch in den eben beſprochenen Romanen; denn auch Gumbſing, dem ſich die Gelegenheit bot, das Schwindelweſen bis in die höchſten Kreiſe der hauptſtädtiſchen Geſellſchaft und bis in die unmittelbare Nähe der politiſchen Machthaber zu verfolgen, beſchränkt ſich doch weſentlich auf den Umkreis einer kleinen oder mittelgroßen Stadt und auf das Ghetto, und der Smidt'sche Roman ſpielt zwar in einer großen Hauptſtadt, bewegt ſich aber doch auch nur in Kreiſen von theils Kleinbürgerlichem, theils plebejiſchem Zuſchnitt. Lieſt man Romane dieſer Art, ſo wird man doch an der vielfach wiederholten Behauptung, daß die Deutſchen vorzugsweiſe eine idealiſtiſche Nation und helleniſchen Geiſtes ſein, gar ſehr irre, und man erinnert ſich unwillkürlich an Johanneſ Ball's ſatiriſche Verſe:

Auch wir vergleichen uns mit Rom und Griechenland,
Statt Bürger haben wir — Commis und Krankenwärter;
Statt Caſar — Suwarow, ſtatt Cato einen Werther.
Wir lohnen das Verdienſt! — der ſtrege Cato war'
In Deutſchland — kam' er nur — längſt Tabackſcontrolleur.
Geliebte Cleero ſtatt Tuleulum den Proter,
Die Wiener machten ihn, Gott weiß, zum Auscultater;
Und wenn Homeros ſelbſt in unſrer Mitt' erſchien,
In kurzer Zeit ſo war' er — Rector in Eutin.

Sicherlich bedürfen wir der idealiſtiſchen Dichtung, um und an ihr von Zeit zu Zeit über dieſen kleinlichen Wuſt in höhere Regionen zu erheben und uns an das Göttliche in der menſchlichen Natur wie an unſern Zuſammenhang mit den erhabenſten Genien der Menſchheit zu erinnern; gleichzeitig werden uns aber auch ſolche ſatiriſche Sittenromane aus dem Alltagsleben ſtets ſehr heilſam

*) Zu früh, um ſein Erſcheinen hier ganz zu übergehen, zu ſpät, um ſeine Beſprechung obigem Aufſatz noch einverleiben zu können, wird ſehen ein neuer Roman von Jakob Corvinus angelündigt unter dem Titel: „Halb Wahr, halb mehr!“ Wir behalten uns eine beſondere Beurtheilung deſſelben vor, und denken bei dieſer Gelegenheit auch auf einen früher erſchienenen, hieher in d. Bl. noch unbeſprochenen Roman des Verfaſſers: „Ein Frühling“, zurückzukommen.

sein, indem sie uns die Welt um uns zeigen wie sie ist und doch nicht sein sollte, uns die Wahrheit vor Augen stellen, statt uns bloßen Schein vorzugaukeln, und uns mahnen, in Demuth in uns zu gehen und zur Befestigung der mancherlei bestehenden moralischen und socialen Gebrechen eifrig mitzuwirken. Hermann Marggraf.

Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Ferdinand Herzog zu Braunschweig und Lüneburg während des Siebenjährigen Kriegs. Aus englischen und preussischen Archiven gesammelt und herausgegeben von G. von dem Knebeck. Zwei Bände. Hannover, Hildring. 1857. Gr. 8. 5 Thlr.

Der Krieg von welthistorischer Bedeutung, welchen der Volks- und Schriftgebrauch vorzugsweise den Siebenjährigen genannt hat, ist in neuester Zeit wieder vielfach in seinen einzelnen Theilen ein Gegenstand literarischer Arbeiten geworden, wozu jedenfalls das hundertjährige Gedächtniß seiner Eroberer den Anlaß vorherrschend gegeben hat. Von den Monographien, welche die Literatur des Siebenjährigen Kriegs neuerdings vermehrt haben, sind auch in d. Bl. besprochen worden: das treffliche Werk von Ruken (Nr. 15. f. 1858) und die beiden kleineren Schriften von Wüller (Nr. 28). Außerdem haben wir sehr wichtige Materialien für die pragmatische Geschichte des Siebenjährigen Kriegs erhalten durch Veröffentlichung von Correspondenzen leitender Persönlichkeiten, wie z. B. von Schöning die des Königs Friedrich mit dem Prinzen Heinrich seinem Werke zum Grunde gelegt, wie von Gelling die des Ministers Brühl mit Niebels herausgegeben hat (vgl. Nr. 15 d. Bl. f. 1857). Ein neues, sehr verdienstvolles Werk dieser Art ist das vorliegende, welches die amtliche Correspondenz des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber der allirten Armee im nordwestlichen Deutschland enthält. Der Titel des Werks scheint wol etwas anderes, nämlich eine Geschichte und Charakteristik dieses erlauchten Feldherrn zu versprechen, indessen klärt uns der Verfasser sogleich über den Anlaß und Zweck seiner Arbeit auf und wir erkennen deren hohen Werth für die politische und militärische Geschichte des Siebenjährigen Kriegs ebenso vollkommen an, als wir die unendliche Mühe und Schwierigkeit des Unternehmens, aus Archiven umfangreiche Actenstücke zu sichten und zu sammeln, hinlänglich zu würdigen wissen.

Eine kurze Einleitung spricht sich über jene Zeit und ihre Begebenheiten aus, zu denen sich trotz der gewaltigen Erschütterungen einer späteren Periode der denkende Geschichtsfreund, wie der sein Fach studirende Militär mit immer neuem Interesse wendet, weil sie des Lehrreichen und Wunderbaren so unendlich viel enthalten. Für denjenigen, welcher sich zum Feldherrn oder Staatsmann ausbilden will, wird der Siebenjährige Krieg stets ein fruchtbringendes Studium bleiben. Der Verfasser gibt dann eine gedrängte biographische Skizze, in welcher die Abstammung und Laufbahn des Herzogs Ferdinand bis zu dem Zeitpunkt dargestellt wird, wo König Georg II. ihn zum Anführer der allirten Armee erbat. Er war der nachgeborene Prinz eines kleinen Fürsten, sorgfältig erzogen, auf Reisen gebildet; sein älterer Bruder, Anton Ulrich, ist bekannt durch sein tragisches Ende in Rußland, wo er, als Regent für seinen unmündigen Sohn Ivan, durch Elisabeth gestürzt, in Sibirien starb; zwei andere Brüder standen in kaiserlichen Diensten und es ist wahrscheinlich, daß auch ihm dazu vortheilhafte Anerbietungen gemacht wurden, aber die Anhänglichkeit seines ältesten Bruders, des regierenden Herzogs Karl, für das Haus Brandenburg bestimmte ihn, in Preußen sein Heil zu versuchen. Der Verfasser fügt die Bemerkung hinzu: „Welche Folgen würde es gehabt haben, wenn Ferdinand seine welthistorische Laufbahn, statt Preußens Zwecke zu fördern, im österreichischen Interesse

durchgeführt hätte!“ Wir meinen nur, dort hätte Herzog Ferdinand nicht so leicht die Stellung gewonnen, die ihm gehoffet hätte, sein Feldherrntalent in so ruhmvoller Weise zu entwickeln.

Herzog Karl kam mit Friedrich II. 1740 überein, ein Infanterieregiment für den preussischen Dienst zu werben, dem sein Bruder als Oberst und Regimentschef vorstehen sollte. Dieser wurde von seinem königlichen Schwager freundlich empfangen, übernahm sein Regiment in Prenzlau, begleitete aber den König ohne dasselbe 1741 nach Schlessien und wohnte hier zuerst der Schlacht von Molwitz bei. Als der König das Schlachtfeld auf dringende Vorstellungen Schwereins verließ, machte Herzog Ferdinand mit ihm reiten — beide später die ausgezeichnetsten, mit Ruhm gekrönten Feldherren ihrer Zeit! Die Schlacht von Gzadlau, wo Friedrich bereits als solcher auftrat, machte der Herzog in seinem Erfolge mit, wie er ihn auch nach dem Frieden an mehreren Reisen begleitete. Als sein Regiment die erste Revue bestanden hatte, wurde er zum Generalmajor ernannt und führte dasselbe dann im Zweiten schlesischen Kriege nach Böhmen, wo er sich des Königs volle Zufriedenheit erwarb. Zum Beweise derselben übertrug ihm Friedrich das Commando des Regiments Garde. Bei Gehenfriedberg befehligte er eine Brigade, die Regimenter Garde und von Hase, mit welchen er den Angriff von Thomaswaldbau siegreich ausführte; bei Soor kämpfte er gegen seinen eigenen Bruder Ludwig, welcher ihm gegenüber eine österreichische Truppenabtheilung befehligte; beide wurden hier verwundet und ein jüngerer Bruder, Albrecht, der als Zuschauer den Feldzug mitmachte, getödtet. Der eifrigste Frieden, welcher dem Zweiten schlesischen Kriege folgte, war der Entwicklung der kriegerischen Talente des Herzogs sehr förderlich. Nicht allein durch Studien, sondern auch durch den Umgang mit ausgezeichneten Männern gebildet, strebte er dem Ideal eines Feldherrn nach, und der König, der ihn gewissermaßen wie seinen Zögling ansah, führte ihn mehr und mehr in die höheren Mystiken der Kriegskunst ein. Im Jahre 1750 wurde er zum Generalleutnant, 1755 zum Gouverneur von Magdeburg und Chef eines Infanterieregiments ernannt. Bald darauf berief ihn der ausbrechende Krieg zu neuer Thätigkeit. Beim Einmarsch der preussischen Armee in Sachsen 1756 führte er die rechte Flügelcolonne, die sich bei Halle vereinigt hatte, bei Lomowitz den rechten Flügel der Infanterie, der aber nicht zum Gewehrfeuer kam. Auch bei Prag 1757 befehligte er auf dem äußersten rechten Flügel, wo er die verschanzten Höhen bei Kleupetin erkämpfte; der Schlacht von Kolin wohnte er nicht bei. Der Verfasser bemerkt, daß es ohne diese Niederlage dem König vielleicht gelungen wäre, den Krieg mit einigen großen Schlagen schnell zu beendigen und setzt hinzu: „Für die Kriegsgeschichte ist es ein großer Gewinn, daß es nicht dazu kam, denn sie würde dadurch um einige der lehrreichsten Feldzüge und wichtigsten Schlachten ärmer sein.“ Eine Bemerkung, welche die Friedensfreunde, wenn sie überhaupt ein verwerfliches Buch vom Kriege läsen, mit stiller Entrüstung erfüllen würde. Nach dem Rückzuge aus Böhmen und der eingegangenen Nachricht von der Capitulation von Kloster Zeven wurde Herzog Ferdinand mit einem kleinen Detachement in das Halberstädtische entsendet, um die französische Armee unter Richelieu zu beobachten, dann aber, als der König gegen die zweite französische und die Reichsarmee sich wandte, nach Leipzig gezogen, um theil an der Schlacht von Rossbach zu nehmen. In dieser commandirte der Herzog wieder den rechten Flügel der Infanterie, welcher jedoch, wie bei Lomowitz, nicht zum Schuß kam.

Dies war die letzte Kriegshandlung, welcher Ferdinand unter dem Oberbefehle Friedrich's II. beizuhohnte. Schon vor der Schlacht war der hannoversche General Graf Schulenburg in Leipzig angekommen, um im Auftrage Georg's II. den Prinzen Ferdinand zum Oberbefehlshaber der allirten Armee zu erbitten. Der König gab seine Einwilligung. Nach einer zusammenhängenden Darstellung der Ereignisse in Westfalen und Niedersachsen, welche der Übernahme des Commando von seiten des Herzogs voraus

gungen, schließt der Verfasser die Geschichtserzählung und läßt nun die Correspondenz des Herzogs mit den Königen Georg II. und Friedrich II. und dem englischen Ministerium den Gaden weiter fortführen, ohne die Depeschen durch erklärende Bemerkungen miteinander in Verbindung zu bringen. Sie sprechen auch in der That durch sich selbst, und da die Sammlung nur für den Geschichtsforscher und Freund der Kriegsgeschichte bestimmt ist, bei denen die Kenntniss der Begebenheiten bis zu einem gewissen Grade des Details vorausgesetzt werden kann, würde eine dazwischen eingeschaltete Kette von Erläuterungen eher störend als angenehm sein.

Die Depeschen sind nach Jahrgängen chronologisch mit einer für jedes Jahr durchgehenden Nummer geordnet. In der ersten wird Licht über die Verhältnisse verbreitet, unter denen der Herzog den Oberbefehl übernahm. Er fragt den König Friedrich II.: „Werde ich die hannoverschen Truppen als General von Gw. Majestät commandiren oder werde ich eine besondere Bestallung vom König von Großbritannien erhalten?“ Er bittet in diesem Falle um Erlaubniß, sich nicht eher auf seinen Posten begeben zu dürfen, als bis er diese Bestallung erhalten habe, die aber der Art sein müsse, daß er nicht der Spielball des hannoverschen Ministeriums werde, sondern mit dem König in derselben unmittelbaren Verbindung stehe, als mit Friedrich II.; er wünscht, daß man sich über die Vollmacht erkläre, welche er über die Kriegsoperationen und die Kriegslasse erhalten würde. Dann legt er dem König Friedrich den mit dem englischen Gesandten Mitchell und dem Grafen Schulenburg vereinbarten Operationsplan dar, welchen der König zwar durchsicht findet, aber doch modificirt wünscht. Dem König Georg meldet er, daß er den Wünschen seines deutschen Ministeriums nachgebend, ohne weitere Befehle von ihm zu erwarten, an den Ort seiner Bestimmung abgegangen ist; gleiche Meldung richtet er an Friedrich II., und beide Könige sind damit einverstanden; ein Schreiben von Lord Holburne drückt noch die ganz besondere Befriedigung aus, den Herzog an der Spitze des Heeres zu sehen. So weit die Klärung seines Verhältnisses. In Nr. 10 bittet er Friedrich II. um eine Verstärkung an leichten Truppen, deren Mangel er empfindet, der König sagt ihm zehn Schwadronen Dragoner und fünf Schwadronen Husaren zu. Die folgenden Schriftstücke sind den Operationen gewidmet. Der Herzog stellt dem König vor, wie groß die Vortheile für seine eigenen Angelegenheiten sind, wenn der Feind gezwungen wird, die Weser zu verlassen, und bittet ihn, weil der entscheidende Moment naht, dessen günstigen Erfolg zu sichern. Wir sehen überall die Entstehung der Operationspläne, die Einflüsse, welche sie gestaltet haben, und eben darin liegt der hohe Werth ähnlicher Veröffentlichungen. Mit Nr. 14 beginnen die Berichte über den eingeleiteten Feldzug und die ersten glücklichen Ereignisse von 1758. Der König warnt vor einer Ueberschätzung durch den Feind von Bremen her und rath, „gerade auf ihn zuzugehen und ihn anzugreifen“: stets der Offenherzigkeit seiner Kriegsführung, der sich besonders klar in Nr. 18 ausdrückt. „Was die Operationen im Felde betrifft, so wage ich mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß Gw. Durchlaucht von der Wahrheit meiner Ansichten, die ich Ihnen mitgetheilt, überzeugt sein werden, daß nämlich derjenige, welcher offensiv vorgeht, leichter seinen Zweck erreichen wird.“ Höchst charakteristisch ist die eigenhändige Nachschrift des Königs zu der Antwort auf die Meldung der Einnahme Minde: „Je vous félicite mon cher de tout mon coeur de vos heureux succès. Puissiez vous fleurdeliser (Anspielung auf Voltaires's „Pucelle“) tous les français en leur imprimant sur le cul les initiales de la paix de Westphalie et les recharger ainsi au delà du Rhin. Frédéric.“ So stets die Unterschrift. Der Herzog erhielt mit einer bald darauf folgenden, fast ganz in Schiften geschriebenen Depesche zugleich das Patent als General der Infanterie. Er wird angewiesen, die preussischen leichten Truppen bei weiterem Vorrücken in die Länder der Kurfürsten von Köln und Pfalz und auch in das Münsterische zu entsenden, um diese Fürsten, welche sich mit äußerstem Unan-

gegen ihn benommen, durch tüchtige Contributionen und Requisitionen etwas mitzunehmen. „Voyez-vous“, fügt er hinzu, „l'offensive vaut mieux que la défensive. Vous accablez de tout cela Cumberland qui avec les mêmes troupes n'a fait que des cojoneries.“ Wie klar die Ansichten des Herzogs über Kriegsführung im allgemeinen waren, geht schon aus Nr. 28 hervor; man hat unter den Militärschriftstellern Bülow (vgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1854) als den ersten genannt, der den Begriff einer Operationsbasis einleuchtend dargestellt habe, hier finden wir ihn schon bei Ferdinand von Braunschweig vollkommen ausgebildet, die Theorie kann aber auch nur das Resultat der Praxis sein. Dem König Georg sagt er in Nr. 88 sehr bestimmt auseinander, warum es unmöglich gewesen, von den Erfolgen der Armee diejenigen Vortheile zu erlangen, welche der König erwartet hat. „Die Entfernung vom Kriegsschauplatz läßt diese Art von Schwierigkeiten etwas in den Hintergrund treten und macht auf den Geist fast den nämlichen Eindruck, wie gewisse Gegenstände in der Perspective, welche die Natur der Dinge gewöhnlich anders erscheinen lassen.“ Ebenso bestimmt nimmt er sich des Landgrafen von Hessen gegen das britische Ministerium an, das ihm die rückständigen Forderungen und neue Subsidien verweigert. Wir lesen ein paar Schreiben dieses Fürsten voll bitterer Beschwerden. Beim Rheinübergange wurde das Gebiet der Republik Holland verlegt, worüber die Stände bei der Statthalterei Beschwerde führten; der Herzog erklärt es für Zufall und schiebt die Schuld auf die Wegweiser, welche die Grenzlinie nicht genau gekannt hätten. Mit Freuden begrüßt er die Nachricht von der Expedition der Flotte gegen St. Malo, wodurch es möglich sein werde, den Krieg in Frankreich selbst fortzuführen. König Friedrich wird fortwährend in Kenntniss über den Fortgang der Operationen erhalten; der Meldung über den Sieg bei Grefeld an Georg II. liegt eine Relation der Schlacht, verfaßt vom Generaladjutanten von Reben, bei. Nr. 50 stellt Lord Holburne vor, daß Verstärkungen dringend nothwendig sind; die Auszüge aus den Schreiben des Lords, obgleich von früherem Datum, hätten vielleicht jenen nachgestellt werden sollen, da der Herzog sie doch erst später erhalten hat und die Verstärkung, wenn auch nicht in der geforderten Zahl, ihm darin schon zugesagt ist. Der Herzog kommt auf jene Zahl von 10000 Mann zurück, besonders „weil die Operationen des Königs von Preußen in Mähren weniger vom Glück begünstigt scheinen und der Feind sich daher bald wieder von seinem Schreden erholen und seine Ueberlegenheit benutzen werde“. In große Verlegenheit geräth er durch die Abberufung der preussischen Cavalerie, zu der sich Friedrich durch den Anmarsch der Russen veranlaßt sieht; er macht dagegen Vorstellungen und sucht auch durch den König von England Friedrich zu bewegen, diese Cavalerie ganz bei seiner Armee zu lassen, da ihm besonders der Mangel der Husaren fühlbar werden müsse, „welche so nothwendig für eine Armee sind und deren Gw. Majestät nur eine einzige Schwadron besitzt“. Friedrich II. will ihm dann wenigstens die Husaren lassen, aber auch die Dragoner hält der Herzog, der unterdessen wegen der Niederlage des Fürsten von Hohenhausen wieder den Rhein überschritten hat, noch zurück. Eine Verwendung des englischen Gesandten bewirkt, daß der König, wenn seine Expedition gegen die Russen günstig sei, ganz auf die Abberufung verzichten will. Hier findet sich, wie auch der Verfasser bemerkt, eine Lücke, den Sieg bei Zorndorf betreffend. Das nächste Schreiben des Königs ist vom 6. September und spricht nur von dem Marsche gegen Daun. Das vom 1. September, auf welches der Herzog Bezug nimmt und womit er ihm zugleich einen gefangenen Kosaken zur Ansicht geschickt hat, fehlt. Unterm 8. September genehmigt der König dann die Annahme der Pension von 2000 Pfund Sterling, welche Georg II. dem Herzoge ausgesetzt hat. Die eigenhändigen Nachschriften sind vom Verfasser in ihrer französischen Orthographie unverändert wiedergegeben. „So com-mence à croire, qu'il nous faut une bataille tous les 15 jours de meme que l'on purge reguillierement des corps

spongieux.“ Er hat aber seine Absicht über die Cavalerie geändert und verlangt sie zurück, da Ferdinand ja ohnehin seinen Vortheil aus ihr ziehen könne, wenn man sich, ohne zu schlagen, nur beobachtend gegenübersteht; nur, wenn er eine Schlacht liefern wolle, möge er sie erst nach derselben entlassen. In der Nachschrift: „Je vous prie de m'envoyer dans la place du Calmouk un petit maître françois bien ridicule et amusant“, gewiß nicht ohne Absicht, die zu bekämpfenden Feinde den Truppen lächerlich zu machen. Aber der Herzog gibt die Dragoner nicht her und verteidigt sich gegen die Mahnung des Königs, daß er nicht nur als englischer, sondern auch als preussischer General handeln möge, indem er anführt, daß er zugleich die preussischen Gebiete in Westfalen und Niedersachsen bedeckt. Damit scheint sich die Sache verblutet zu haben. Der Herzog legt später dem König seinen Plan für den folgenden Feldzug vor; der König billigt denselben im allgemeinen und fügt hinzu: „Doch hindert uns unsere Winterzahl sowohl jetzt als auch in Zukunft, allen unsern Feinden zu gleicher Zeit Widerstand zu leisten und über dieselben erhebliche Vortheile zu erringen. Nehmen wir uns daher immer die in dem diesjährigen Feldzuge beobachteten Grundsätze zur Richtschnur, d. h. gehen wir immer offensiv zu Werke und beharren wir nur so lange auf der Defensiv, als wir nicht eine bedeutende Stärke besitzen oder der Feind sich nicht durch Diversionen schwächt. Wir dürfen uns immer glücklich schätzen, wenn wir jede Campagne so zu Ende führen wie die letzte.“ Eigenthümlich ist, wie der König die Aufnahme eines jungen Prinzen von Osnabrück in seinen Dienst ablehnt: „Ich habe keine große Lust, mich mit Prinzen zu belästigen, da man dieselben nur zur Plage hat.“ Den Herzog er nennt er am Schlusse des Jahres zum Generalfeldmarschall.

Aus dem Jahre 1759 ist gleich das erste Schreiben von großem Interesse. Friedrich II. stellt darin die Verhältnisse tiefer eingehend dar, welche ihn bestimmen alle seine Kräfte vereinigt zu halten, und die Ereignisse erst abzuwarten, ob dieselben vielleicht zu seinem Vortheil ausfallen. Er hofft, daß der Tod des Königs von Spanien in der Politik eine Einziehung seiner Gegner herbeiführen werde. Die Diveschen, welche für 1758 mehrere Lücken hatten, kommen nun mehr in Fluß, besonders die Berichte an das englische Ministerium werden ausföhrlicher. Der Herzog thut alles, um vor Eröffnung des Feldzugs für seine Artillerie, welche zu schwach ist, Verstärkung zu erhalten, überhaupt aber um sich gegen die Pläne der Feinde, von welchen er durch Abschrift eines Schreibens von Choiseul Kenntniß erhalten, gehörig zu rüsten. In England beschränkte man sogar eine französische Invasion. Ferdinand legt Holberness die Gründe vor, aus welchen er eine Expedition gegen Frankfurt unternehmen will, um dem bedrohten Osnabrückischen Corps zu Hülfe zu kommen und eine Diversion zu Gunsten Hessens zu machen. Anfangs glücklich, endigte dies Unternehmen bekanntlich mit dem nachtheiligen Treffen bei Bergen, worüber der König ihn in einem eigenhändigen, in der Originalfassung mitgetheilten Schreiben tröstet. Er nennt diese Schlacht nur eine *affaire de hibus* — wozu Ferdinand geschrieben: „Je ne connais ce terme sous rais (sous raye)“. Auch andere würden nachschlagen müssen: hibus, triv. Lumpen. Wiederum macht er ihn auf grebes Geschütz aufmerksam, an dem es ihm fehle, und „ohne davon einen großen Traun zu besitzen“ es in diesem verfluchten Kriege unmöglich sei Vortheile zu erreichen“. Der Herzog hatte jedoch 21 Geschütze groben Kalibers, sie waren nur wegen der damaligen Unbeweglichkeit der Artillerie nicht zu rechter Zeit da, wo sie gebraucht wurden. Er legt dem König seinen fernern Operationsplan vor, den dieser billigt. „Die Hauptsache, sowohl für Sie, wie für mich, besteht gegenwärtig noch immer darin, wie man sich eines Feindes entledigen könne, um dann zum Angriffe eines andern überzugehen.“ In diesen wenigen Worten liegt der Schlüssel seiner ganzen Kriegsführung. Durch den Prinzen Karl von Bevern läßt er dem Herzoge die Instruction für die Generalmajors der Infanterie überreichen,

welche er erlassen hat. Die allgemeinen Grundsätze derselben sind trotz der veränderten Taktik von bleibender Geltung. Die lehrreich in ihren strategischen Combinationen sind überhaupt alle die Briefe des Königs an Ferdinand! Die Idee, über die Weser zurückzugehen, wird von Friedrich auf das lebhafteste bekämpft; wir empfehlen Nr. 31 besonders der Aufmerksamkeit unserer militärischen Leser. Er schreibt darin: „Lassen Sie sich um des Himmels willen nicht aus der Fassung bringen und sehen Sie die Dinge nicht zu schwarz, der erste Schritt, den man nach rückwärts that, macht einen schlimmen Eindruck auf die Armee, der zweite ist schon gefährlich, der dritte aber wird immer verderblich sein. Allein dies alles hängt vom Terrain ab und ich wette, daß Sie den Feind, wenn derselbe sich unvortheilhaft postirt hat, schlagen werden.“ Eine Diversion zu Gunsten des Herzogs kann er wegen seiner eigenen bedrängten Lage nicht machen. Dagegen ist Georg II. geneigt, seine Armee um 10000 Mann, die er in Sold nehmen will, zu verstärken und will deshalb an die Höfe von Stuttgart und Mannheim Vorschläge ergehen lassen; Friedrich zweifelt an der Bereitwilligkeit, weil sie Frankreich zu nahe, um dasselbe nicht zu fürchten, er glaubt auch nicht, daß Baiern, der Nachbar Oesterreichs, zu gewianen sei, und rath dagegen einen Versuch mit Dänemark, der ohne Zweifel der beste Allirte wäre, zu machen. In einem spätern Schreiben erkennt er die Verlegenheit, in welcher sich Ferdinand befindet, vollkommen an, äußert aber: „Das Schlimmste von allem ist jedoch immer, zu keinem Entschlusse kommen zu können.“ Er drängt immer zur That, obgleich er doch früher eingestanden, daß er „wie der Blinde von der Farbe“ urtheile, indem er von dem dortigen Terrain nicht mehr lenne, als die Hauptstraße „von Berlin nach Wesel“. Auch in spätern Schreiben (Nr. 43, 45) tadelt er den Rückzug des Herzogs nach der Weser sehr entschieden, nennt den Entschluß einen uneligen und glaubt ihn schon in Stade zu sehen: „Vergessen Sie nur nicht, daß Sie 1757 und 1758 mit einer Hand voll geschlagener Truppen große Thaten verrichteten, während Sie jetzt mit einer trefflichen und zahlreichen Armee sich auf eine Weise benehmen, die von Leuten, welche des Kriegs kundig sind, unmdglich gebilligt werden kann.“ Er begreift nicht, „wie der Herzog eine so große Furcht vor den Franzosen haben kann“ und „es kommt ihm höchst sonderbar vor, daß der Feind, allenthalben unangreifbare Stellungen aufsucht und er nie!“ Der Herzog rechtfertigt sein Verfahren dadurch, daß der Feind, chuehin um 30000 Mann stärker, ihm nie eine Gelegenheit zum Schlagen gegeben habe und meint, der König werde einräumen, daß es eine sehr große Frage sei, ob man überhaupt eine Schlacht liefern sollte, wenn die obwaltenden Umstände, wie dies bei ihm der Fall, auch nicht die geringste Hoffnung auf Erfolg geben. Er stellt zugleich seine fernern Operationen dar und den Tag nach diesem Schreiben, am 1. August, erringt er den glorreichen Sieg bei Minden. Ueber diese Schlacht finden wir einige Relationen, unter denen Nr. 49 die schriftliche Aussage des Herzogs über das Verhalten Lord Sackville's enthält, welcher bekanntlich die Cavalerie rechten Flügels mit Nichtachtung wiederholter ihm zugegangener Befehle nicht vorrücken und in die Schlacht eingreifen ließ. Er wurde, als er obenein wegen der lobenden Erwähnung eines andern Offiziers, in welcher er einen indirecten Tadel für sich erblickte, Beschwerde führte, auf die vom Herzoge erhobene Klage jurückberufen und vor ein Kriegsgericht gestellt; König Georg rüch ihn eigenhändig aus der Armeeliste. Es mag dem Herzoge zu nicht geringer Genugthuung gereicht haben, dem König Friedrich auf dessen Vorwürfe mit einer siegreichen Schlacht antworten zu können, welche Nachricht in 48 Stunden — bei 70 Stunden Entfernung — zu ihm gelangte und zwar auf dem Marsche zur Schlacht von Kunersdorf. Der König ist sehr erfreut darüber, rath ihm, das Eisen zu schmieden, solange es warm ist, und beschränkt sich auf wenige Zeilen, „weil er in wahren Kindesdünken liege“. Den Ueberbringer der Divesche, Kapitän von Bülow, den der Herzog für den brauchbarsten Offizier der ganzen Armee erklärt, befördert er zum Major.

Wenige Tage später mußte der König den Verlust der Schlacht von Kunersdorf mittheilen, der Eingang dieses Schreibens (Nr. 58) ist ausgelassen. In der Antwort des Herzogs können wir seinen seinen Takt bewundern, mit welchem er alles vermied, was verletzen konnte. Für den Sieg von Minden hat er mittlerweile die Insignien des Hofenbandordens erhalten. Ein zweites Schreiben Friedrich's vom 24. August aus Fürstentum, wo er seine Truppen nur fünf Meilen vom Feinde wieder gesammelt hat, athmet schon freier, weil die Russen ihren Sieg nicht benutzten; er ersucht Ferdinand, ihm durch eine Diversion gegen Merseburg und Leipzig Luft zu schaffen, was dieser jedoch ablehnen muß, weil er nur 3 Bataillone, der vor ihm weichende Feind aber immer noch 120, wenn auch sehr geschmolzene Bataillone besitzt; er verspricht aber zu thun, was in seinen Kräften steht, sobald er Münster genommen hat. Der Fall von Dresden veranlaßt den König zu einer wiederholten Aufforderung, ihm zu Hülfe zu eilen: „Wozu werden Ihre Vortheile helfen, wenn Sie mich hier durch die Uebermacht erdrücken lassen?“ Aber die Verhältnisse gestatten dem Herzog noch immer keine Möglichkeit, eine Detachierung zu unternehmen. An Lord Holdernesse berichtet er, daß der Kurfürst von Erlau den Franzosen gütwillig Ehrenbreitstein eingeräumt hat und fürchtet, daß der Kurfürst von Mainz diesem Beispiele folgen werde. „Es ist höchst schmerzhaft sehen zu müssen, wie sich die Franzosen in Besitz aller festen Plätze am Rhein setzen und wie die deutschen Fürsten thöricht genug sind, ihr eigenes Interesse zu verkennen und den Franzosen hierzu die Hand zu bieten. Die Beschützung der deutschen Fürsten, welche sie allenthalben zur Schau tragen, ist nur ein nichtiger Vorwand; sie halten es im Gegentheil für anständig, auch nur einen einzigen Grenadier zu entsenden, um den mit ihnen verbündeten deutschen Fürsten zu Hülfe zu kommen. Wäre es nicht von Vortheil, diesen Fürsten begreiflich zu machen, daß sie nur von Frankreich hintergangen werden und demselben zum Spielball dienen?“ Es ist eine alte, traurige Geschichte, welche sich nur zu oft wiederholt hat! An der Lahn standen sich die beiden Heere dann lange gegenüber, bis die Capitulation von Münster, welche die dort verwendeten Truppen disponibel machten, und eine Bewegung des Herzogs in die rechte Flanke des Feindes diesen zum Rückzug bewogen. Dies und ein glückliches Unternehmen des Erbprinzen gegen Fulda, wo die Truppen des Herzogs von Würtemberg zurückgeworfen werden, macht endlich die von Friedrich oft erbetene Diversion nach Sachsen möglich. Das letzte Schreiben vom 25. December hofft, daß der Erbprinz mit seinem abgeschickten Corps am 26. December bei dem König eintreffen werde.

In den ersten Depeschen aus dem Jahre 1760 tauschen beide Fürsten gegenseitig ihre Ansichten über die Kriegslage aus. Daraus Stellung in Sachsen ist für unangreifbar befunden worden, der König hält daher den Erbprinzen nicht länger zurück, als die Uebereinkunft besagte, er wünscht jedoch, daß er gegen Langensalza hin Winterquartiere beziehen möge, um die Gegner glauben zu machen, daß er im Frühjahr wieder zu ihm stoßen werde und zugleich, um der Armee des Herzogs nahe zu sein. Offenbar wünscht der König, dies Corps sich zu erhalten. „Dies alles kann mir behäuflich sein, mich bis zum Frühjahr zu halten; sollte der Krieg jedoch fortbauern, so sehe ich nichtsdestoweniger meinen gewissen Untergang voraus.“ Welches Vertrauen Friedrich in den Herzog setzte, bewies, daß er ihn kühn, ihm offen seine Ansichten über den nächsten Feldzug mitzutheilen. Ferdinand thut dies und hofft das Beste, wenn Frankreich, wie es scheint, zum Frieden geneigt sei; er glaubt, wenn der König den stärkern Theil seiner Armee in Schlesien, den andern an der Elbe operiren lasse, werde er durch gute Defensivmaßregeln Zeit gewinnen, ohne Terrain zu verlieren, auch stehe Europa am Vorabend großer Ereignisse, deren mehr als eins zu Gunsten des Königs ausfallen werde. Wir sehen hier schon die Idee des Feldzugs von 1760, wie sie verwirklicht worden ist. Der kleine Krieg, der während der Winterquartiere fortgesetzt wird, bringt den Allirten immer neue Vortheile, so die Expedition gegen Dillenburg,

wobei unter andern die Bergschotten, von Suckers's Husaren unterstützt, ein französisches Dragonerregiment zersprengten und auf ihren Pferden zurücktritten. Die nächsten Schriftstücke enthalten die Maßnahmen für den kommenden Feldzug, welche Ferdinand dem König mittheilt; er äußert dabei Misstrauen gegen den neuen Landgrafen von Hessen, der es nicht ungern sehen würde, wenn Kassel und er selbst in die Hände der Franzosen fielen, von denen er sich viele Vortheile verspreche, der englische Gesandte in Kassel sei etwas dumm, es würde daher gut sein, wenn der König einen Mann von Geist hinsende, welcher auf den Landgrafen, der selbst weder Fähigkeit, gefährliche Pläne zu entwerfen, noch Festigkeit sie auszuführen besitze, einen gewissen Einfluß gewinne und die Gemüthe von Wien und Versailles verbränge. Eingebender spricht sich darüber ein Schreiben an Georg II. aus. Jetzt aber fordert König Friedrich seine beiden Dragonerregimenter so eifrig zurück, daß sie endlich abmarschiren. Der Feldzug wurde erst im Juni eröffnet. Ueber die Operationen und Geschehnisse berichtet der Herzog sowohl an Friedrich, wie an Lord Holdernesse; aufmerksame Leser werden die verschiedene Abfassung nicht außer Acht lassen. Interessant ist die Relation über das Treffen bei Gumborf vom 16. Juli, worin sich zeigt, was ein gut geführtes Reiterregiment, hier Elliot-Dräger, leisten kann. Auf die Mittheilung des Siegs bei Warburg, getrübt durch den Verlust von Kassel, antwortet der König mit wahrer Befriedigung durch die Schlacht von Biegen, welche er eine von Rossbach in zweiter verbesserter Auflage nennt; Ferdinand wünscht darauf, daß ihm bald eine zweite von Leuthen folgen möge. In einer fast ununterbrochenen Reihe von Berichten an Lord Holdernesse gibt er seine fernern Unternehmungen kund: Nr. 57 spricht sich detaillirt über die Lage der Armee im September aus, welche ihn veranlaßt, den Schauplatz aus Hessen an den Niederrhein zu verlegen. Diesen Entschluß und seine Gründe, daß die Franzosen dadurch zur Räumung von Posen und Hannover bewogen werden sollen, setzt er auch Friedrich auseinander. Der Erbprinz belagert nun Wesel, muß aber bald davon absteigen; aber seine Operationen berichtet er selbst an den englischen Minister, wobei der beabsichtigte Ueberrast (der die bekannte Aufopferung des französischen Capitans Oberwaller d'Assas veranlaßte) und das Treiben von Kloster Kamp dargestellt ist. König Friedrich, der die Unternehmung auf Wesel als höchst unsicher betrachtet, spricht sich, nachdem sie gescheitert, in Nr. 69 sehr bitter darüber aus: „Wenn Sie nur immer die Zahl der feindlichen Bataillone und Schwadronen berechnen, werden Sie gewiß schlechte Fortschritte machen.“ Noch ehe Ferdinand dies Schreiben erhalten hat, legt er dem König seinen neuen Plan, um Broglie von Kassel zu entfernen, vor, und schildert zugleich die Schwierigkeit seiner Verpflegung, die in der damaligen Kriegsführung überall hervortrat und dieser so viele Fesseln anlegte. Gleich darauf folgt die Antwort auf die herben Tadel des Königs (Nr. 73). Sie bekundet das tief verletzte Gefühl des Feldherrn und seinen männlichen Charakter, ohne in seiner Rechtfertigung die Ehrerbietung gegen den Monarchen außer Augen zu setzen. Friedrich mildert aber in Nr. 74 sein Urtheil keineswegs, sondern verschärft es eher durch Gründe. Der Herzog schweigt und es tritt wieder ein besseres Verhältniß ein. Unterdeß ist ihm der Tod Georg's II. gemeldet worden; dem neuen König, der ihn eigenhändig seines vollen Vertrauens versichert hat, legt er den Plan vor, auf Kassel zu marschiren, wodurch er den Feldzug glücklich zu beendigen hofft. Die späte Jahreszeit (December), die schlechten Wege und die Schwierigkeit der Magazininung, wodurch die Armee dem Hunger ausgesetzt wird, machen die Ausführung jedoch unmöglich, was Ferdinand dem König Friedrich, der ihn wegen seiner Unthätigkeit von neuem tadelt, auseinandersetzt. „Gew. Majestät verlanget das Unmögliche; ich bin nicht so geschickt, um operiren zu können, ohne hierzu die Mittel zu besitzen. Die Ungeduld, welche mir Gew. Majestät zu erkennen geben, kann weder die Jahreszeit ändern, noch Lebensmittel herbeischaffen.“ Der König antwortet auf dies empfindliche Schreiben, daß ihm nichts an-

ders übrig bleibe, als sich nicht mehr in seine Operationen zu mischen, über welche er sich jedes weitem Urtheils enthalte, da er ihm von den Gründen seines Verhaltens keine klare Idee gegeben habe und er daher dessen Zweck nicht habe begreifen können. Er solle aber bedenken, ob er sich je der englischen Krone und den Augen der Welt gegenüber werde entschuldigen können, die Franzosen im Besitze von Kassel, Württemberg und Münden gelassen zu haben. Die Dissonanz wird gelöst, indem der Herzog sich von dem Vorwurfe, den König von seinen Operationen und deren Gründen nicht unterrichtet zu haben, reinigt und der König es hierauf für das Beste erklärt, alles zu vergessen und von jetzt an nur an das zu denken, was beide gegenwärtig für das Beste der gemeinsamen Sache zu thun schuldig seien.

Im Januar 1761 beginnt aber die Controverse von neuem. Der Herzog stellt vor, wie er wegen der Unterhandlungen mit so vielen Regierungen Schwierigkeiten zu bekämpfen habe, welche der König nicht lenne, da er nur zu befehlen brauche; der König erkennt diese Schwierigkeiten nicht an und drängt fortwährend zur That, indem er seine Ansicht durch Gründe unterstützt und dem König von England vorzulegen bittet. Die Franzosen unternehmen mittlerweile einen Angriff gegen Duderstadt, werden aber abgewiesen; die Relation des Treffens ist der Meldung beigefügt. Endlich treten bessere Witterungsverhältnisse ein, welche Ferdinand in den Stand setzen, seine längst beabsichtigte Expedition auszuführen. Diese ist in einer Reihe von Depeschen, mit dem einschärfendsten Tagebuche, zu verfolgen. Sie enthält, wie auch König Friedrich anerkennt, sehr glorreiche; die Franzosen werden aus ihren Stellungen bis hinter den Main gedrängt und ihrer Magazine beraubt, die Sachsen bei Langensalza geschlagen. Friedrich II. rüth jetzt, eine Schlacht zu vermeiden, weil Broglie durch eine solche getödtet werden kann, ein Beweis, daß er nicht einseitig nur immer die Offensive will, sondern die Verhältnisse immer klar zu wägen versteht. Die Belagerung von Kassel wird nun begonnen, rückt aber nicht recht vor und muß endlich, nachdem der Feind einen glücklichen Ausfall gemacht, wobei sich die allirten Truppen schlecht benommen haben, aufgehoben werden, weil Broglie seine Armee gesammelt und der Erbprinz mit einem Detachement eine Niederlage erlitten hat. Der König erkennt die Nothwendigkeit des Rückzugs vollkommen an und spricht sich über die Unwissenheit und Unbrauchbarkeit der Generale, denen Ferdinand die Schuld aller Unfälle beimist, im allgemeinen aus: „Die meisten haben weder Einsicht, noch die Gabe, selbständige Entwürfe zu machen. Dieselben sollten vor allem Geistesstärke und Festigkeit haben und sich durch ein ungünstiges Ereigniß nicht gleich außer Fassung bringen lassen; allein Männer dieser Art sind überhaupt so selten, daß man selbst in den größten Armeen deren kaum vier oder fünf finden dürfte.“ Dem neuen englischen Minister Lord Bute trägt der Herzog hierauf seine Absichten für den künftigen Feldzug vor — die Winterexpedition war ein hors d'oeuvre —, den König von Preußen aber bittet er um Rath, ob er seine Stellung mit dem Gros der Armee bei Hameln oder in Westfalen zur Deckung von Lippstadt und Münster nehmen solle? Friedrich ist der Meinung, daß die Stellung an der Diemel, welche Ferdinand besonders hervorgehoben, die günstigste sei; diese wird denn auch eingenommen. Ein Memoire an Lord Bute stellt die Mängel des Commissariats dar, unter denen die Armee leidet, sowie die Mittel zur Abhülfe; viel besser ist es freilich dadurch nicht geworden. Der Feldzug begann wieder mit dem kleinen Kriege im Juni und führte die Schlacht von Wellinghausen am 15. und 16. Juli herbei, in welcher die Franzosen geschlagen wurden. Der Herausgeber fügt hier, wie bei den übrigen Treffen, in einer Note die aus den Kriegsacten entnommene Angabe der Verluste bei. In einem sehr schmeichelhaften Schreiben wünscht Friedrich II. dem Herzoge Glück zu der neuen Erhöhung seines Ruhms und dankt ihm zugleich im Namen des Landes Halberstadt und Magdeburg, welche durch diesen Sieg von einer großen Gefahr befreit worden. Ein Erlaß des Königs Georg in deutscher Sprache spricht gleichfalls

die größte „Dankverbundenheit“ aus. In den folgenden Depeschen und ihren Beilagen werden die Details über die weiteren Ereignisse an Lord Bute berichtet; mehr und mehr geschieht darin des Generals Luckner Erwähnung, desselben Luckner, welcher nach dem Kriege in französische Dienste getreten und 1794 zuillotinirt worden ist. Im November beginnen die Vorbereitungen beider Armeen für die Winterquartiere, um diese so vortheilhaft als möglich zu gewinnen. Wichtig für die Beurtheilung der Verhältnisse ist die Depesche Nr. 70, in welcher der Herzog, von Lord Bute aufgesordert, über die effective Stärke der Armee und deren Beschaffenheit berichtet. Wir lesen darin von einem eigenthümlichen Mißbrauch. Nicht allein, daß ein großer Theil der Offiziere nur Soldaten zu Bedienten hat, werden auch von den Regimentern Leute zum Führen der Packpferde und Fuhrwerke verwendet und zwar immer die größten und kräftigsten Leute, wodurch nicht allein der Zahl, sondern auch dem Werthe nach ein großer Verlust an Combattanten entsteht. Da der Herzog seinen Fürsten in Deutschland kennt, welcher Großbritannien mit Truppen auszuheilen vermöchte oder wagte, so macht er einige Vorschläge zur Verstärkung der Armee. Unmittelbar an dies Schreiben schließt sich der Bericht über die glückliche Expedition zur Vertreibung der Franzosen aus der Gegend von Gindek. Nach viermonatlicher Unterbrechung der Correspondenz erfolgt nun wieder eine Mittheilung an König Friedrich, auf welche dieser mit einem Glückwunsch zu dem „herrlichen Feldzuge“ antwortet und nur unendlich bedauert, daß, obgleich er alles gethan, was Menschen möglich gewesen, um sich der Feinde zu erwehren, und obgleich es ihm nicht ganz mislungen ist, ihre Absichten zu vereiteln, er dennoch keine Erfolge errungen habe. In der Nachschrift zu diesem höchst interessanten Schreiben (Nr. 74) nennt er diesen Krieg für sich und Ferdinand mehr eine Schule der Geduld als der Tapferkeit. Der Herzog antwortet darauf sehr dankbar, meldet, daß von der französischen Armee ein Theil auf dem Rückmarsch nach Frankreich begriffen ist, was auf Frieden hoffen läßt, und bietet dem Könige ein von ihm errichtetes Husarenregiment für seinen Dienst nach dem Frieden an, was von Friedrich angenommen wird. Nr. 78 beschließt hier die Correspondenz der beiden Fürsten, weil die spätere, oft unterbrochene, wenig Interesse mehr habe. Das letzte Schreiben des Jahres an Lord Bute berührt einen wichtigen Gegenstand, die Disziplin. Diese aufrecht zu halten befand sich der Oberbefehlshaber der combinirten Armee in einer schiefen Lage, da jedes Contingent seine eigene Strafgewalt aufrecht hielt. Der Herzog bittet um eine allgemein gültige Verordnung, welche als Norm anzunehmen die andern Fürsten bewogen werden müßten; er schlägt aber zugleich vor, zur Belohnung tapferer Offiziere einen Militärorden zu stiften, wie der preussische pour le mérite und der österreichische Maria-Theresia-Orden.

Die Schriften aus dem Jahre 1762 beginnen mit dem Stande der verbündeten Armee vom 1. Januar. Sie bestand aus englischen, hannoverschen, braunschweigischen und heßischen Truppen, einem Contingent Schaumburg-Lippe (das Bataillon Sachsen-Weimar war 1759 den Hannoveranern einverleibt), preussischen Husaren, preussischen und wallonischen Freiwilligen in einem Sollstande von 100466 Mann und 71969 Mann unter den Waffen. Von den folgenden Nummern bis zum Juni, welche fast nur administrative und persönliche Verhältnisse betreffen, hätte manche von untergeordnetem Interesse ausgelassen werden können. Die Correspondenz zwischen Georg III. und dem Herzoge ist meist in deutscher Sprache geführt, freilich in dem damaligen, mit Fremdwörtern reichlich durchschoffenen Curialstile. Mit dem Treffen von Wilhelmsthal oder Grebenstein, wo die französische Armee überrascht und geschlagen wurde, gewinnen die Altenstücke wieder an Wichtigkeit für die Kriegsgeschichte, besonders die fortgesetzten Tagebücher, welche die Details der Operationen enthalten. Diese endigten am 1. November mit der Capitulation von Kassel, worauf bald infolge der abgeschlossenen Friedenspräliminarien ein Waffenstillstand unterhandelt wurde. Die Convention der beiden Heerführer, der

Schluß des Armeetagebuchs, die beiden letzten Schreiben des Königs und seines Feldherrn im französischen Original und ein ausführlicher Bericht des Herzogs an Lord Halifax über seine Verwaltung bilden den Schluß der werthvollen Documente. Nachdem Ferdinand von Braunschweig alle Maßregeln, welche die bevorstehende Auflösung der Armee nöthig machte, getroffen hatte, übergab er am 24. December 1762 das Commando an den General von Spörcken und reiste nach Braunschweig ab.

Damit endigte seine Feldherrnlaufbahn. Der Herausgeber wirft noch einen kurzen Rückblick auf dieselbe. Mehr als fünf Jahre hatte er mit beschränkten Mitteln gegen die gesammte Landmacht Frankreichs das ihm zur Deckung anvertraute Kriegstheater behauptet und dem König Friedrich, indem er jenen mächtigen Feind abhielt, auch gegen Preußen zu wirken, die wichtigsten Dienste geleistet. „Der Stern von fünf französischen Marschällen war vor dem seinigen erblichen und doch waren unter ihnen tüchtige Männer, hervorgegangen aus der Schule des Marschalls von Sachsen, und einer von ihnen, der Herzog von Broglie, konnte dem Herzog Ferdinand fast ebenbürtig an die Seite gestellt werden.“ Die gedrängte Uebersicht der Kriegsergebnisse, gewissermaßen das Résumé des Thatsächlichen aus den wörtlich mitgetheilten Schriftstücken, ist sehr gelungen und dient zugleich zur Orientirung in dem letztern. Vielleicht wäre sie aus diesem Grunde voranzustellen, d. h. dort anzufügen gewesen, wo der Verfasser die Einleitung abbricht, um die Depeschen reden zu lassen. Um die Thaten Ferdinand's in das rechte Licht zu stellen, wird mit Recht hervorgehoben, daß die französische Armee, im Gegensatz der verbündeten, aus Einem Gusse gebildet, Einem Kriegsherrn diente und unter Feldherrn ihrer eigenen Nation stand, daß sie im ganzen immer an Zahl doppelt überlegen war, sich theilweise vortreflich schlug, im Festungskriege die Allirten bei weitem übertraf und neben den Soubise und Clermont, auch tüchtige Feldherren und Generale besaß. Die Charakteristik Ferdinand's gibt zu erkennen, wie seiner seiner Zeitgenossen für die große Aufgabe, der er sich zu unterziehen hatte, so geeignet gewesen sei sowohl durch seine hohe Geburt und erlauchten Verwandtschaften, welche die Eifersucht der Untergenerale in Schranken gehalten und ihn als Prinzen von welschem Stamme vorzugsweise berufen, die welschen Stammländer zu vertheidigen, als auch durch seine edle Persönlichkeit, seine schöne und ritterliche Erscheinung, seine Gerechtigkeit und den unerschütterlichen Gleichmuth in Gefahren, Eigenschaften: die ihn zum Abgott der Armee gemacht haben. Den Truppen, aus denen die letztere zusammengesetzt war, widmet der Verfasser noch eine nähere Betrachtung. Die Hannoveraner bildeten fast die Hälfte, wir begnügen hier wieder dem edlgermanischen Kernvolke, wie es und kürzlich auch von Hartmann geschildert ist (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1858).

„Auf ihre Treue, Tapferkeit und Hingebung konnte der Herzog immer mit Sicherheit zählen. Ein streng religiöser protestantischer Geist war allen gemeinsam von dem höchsten General bis zum letzten Gemeinen hinab und oft erschollen ihre frommen Gesänge abends nach dem Appell in die Lager ihrer mehr von der modernen Cultur beleckten Feinde hinüber.“ Der Verfasser läßt aber auch den übrigen deutschen Contingenten Gerechtigkeit widerfahren. Von den Engländern sagt er: „Sie zeigten alle die guten und übeln Eigenschaften, welche sie stets in der neuern Geschichte bewährt haben. Ein unerschütterlicher Muth, große Zähigkeit in der Vertheidigung, läßnes oft unbesonnenes Vorgehen im Angriff zeichneten sie einerseits aus. Andererseits waren sie schwer in Disciplin zu halten, streitsüchtig im Quartiere, hochmüthig gegenüber den andern Truppen, ohne Oekonomie mit Fourrage und Proviant, und Krankheiten sehr unterworfen.“ Allen diesen Uebelständen, sollten wir meinen, läßt sich abhelfen, wenn man nur ernstlich will. Von Luckner, dem berühmten Parteilanger, folgen noch einige Notizen. Er trat 1757 als Major aus dem holländischen Dienst in den hannoverschen über, wo er eine Husarschwadron errichtete, welche nach und nach zu einem starken Regimente anwuchs. Aus unzähligen Gefechten ging er fast immer siegreich hervor,

erlitt nie persönlich einen Oben und wurde mit immer wichtigeren Commandos betraut, so daß er in jedem Jahre einen Grad avancirte und zuletzt als Generalleutnant eine Armeedivision führte. Seine dienstliche Correspondenz befindet sich bei den hannoverschen Kriegsacten und ist, wie uns versichert wird, in hohem Grade originell und anziehend. Wir wünschten daher, sie ebenfalls veröffentlicht zu sehen. Stets war er heiter und frohen Sinnes. Nach dem Kriege, in welchem er sich einen solchen Namen gemacht hatte, wurden ihm von vielen Seiten, unter andern von Ausland Anträge gemacht; er zog den französischen Dienst vor, um dort — durch die Guillotine zu sterben. Herzog Ferdinand trat in sein früheres Verhältniß als Gouverneur von Magdeburg zurück, konnte sich jedoch, nachdem er fünf Jahre fast unabhängig ein großes Heer commandirt und ganz Westfalen als erobertes Land unumschränkt beherrscht hatte, nicht mehr in ein untergeordnetes Verhältniß finden. „Für ihn war in der Monarchie Friedrich's des Großen kein Raum mehr.“ Bei einer Frühjahrsercise 1766 erhoben sich zwischen dem König und ihm Differenzen, in deren Folge er den Abschied nahm und sich ganz nach Braunschweig zurückzog. Dort beschloß er sein Leben am 3. Juli 1792 im zweiundsechzigsten Lebensjahre.

Wir danken dem Herausgeber nochmals für das verdienstvolle und mühsame Werk, das er unternommen hat, — und schließen uns von ganzem Herzen den Worten an, die er zuletzt ausspricht: „Mögen Zeiten, wie die damaligen, nie wiederkehren, niemals wieder Deutsche gegen Deutsche den brudermörderischen Kampf führen! Nur in der Einigkeit find wir stark, unsere Schwäche liegt in unserer Zwietracht, dem alten Fehler unserer Nation!“

Karl Gustav von Berner.

Reisebriefe eines Virtuosen.

Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien, Südamerika und Australien von M. Hauser. Gesammelt und herausgegeben von S. Hauser. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1869. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wenn man, 30 Jahre alt, frei und gesund, bei voller Verfeinerung und mit so reger Empfindung für Naturreiz, Schönheit und Kunst, wie der Verfasser sie bezaubert, die schönsten Theile der Erde durchwandert, überall gefeiert, geliebt und reich beschenkt, da hat man wahrlich wenig Ursache, irgendeines andern Sterblichen Los zu beneiden. Eine übervolle Schale des Glücks ist einem solchen Wanderer geboten, und wenn er davon nicht mit höchstem Dank genießt oder durch geringes Unbehagen oder unverständiges Heimweh sich den Genuß verkümmern läßt, so ist er maßlos thöricht. Er möge doch sein Los mit dem des mühseligen, an die Scholle geketteten Arbeiters oder mit dem an ärmliche Pflichten gebundenen geistigen Heiloten vergleichen und hiernach in hellem Jubel zum günstigen Himmel aufschauhen!

Dies Los ist das unsers Autors, des Componisten und Violinvirtuosen Miska Hauser aus Ungarn, dessen Reisebriefe sein Bruder hier gesammelt zusammengestellt und vorlegt, nachdem sie schon im Feuilleton der „Österreichischen Post“ viele Leser erfreut und den Ruf gewonnen haben, eine der klügsten, frischesten und anziehendsten Touristenarbeiten darzubieten, die man antreffen kann. Es versteht sich wol von selbst, daß in diesen rasch hingeworfenen brieflichen Mittheilungen viel flüchtig Angeschürtes und nicht wenig Irriges oder Halbwahres mit unterläuft und daß die gezogenen Folgerungen oft einer maßigenden und berichtigenden Kritik zu unterwerfen sind, da sie sich eben als rasche Erzeugnisse des Moments charakterisiren; allein die Frische und die Fülle der Beobachtungen, der heitere Geist der unmittelbaren Darstellung, die Laune und die Plastik in den Schilderungen von Personen und Sachen, die lebendige Farbe des Vortrags, die große Mannichfaltigkeit der Situationen und die häufige Verührung mit bekannten und berühmten Personen, endlich aber auch die Selbstkenntnis und die durchaus bescheidene Weise des Erzählers: alles dies erweckt bei dem Leser so viel Sympathie, Vergnügen und Befriedigung, daß er

über die sächlichen Mängel dieser Berichte, welche von wissenschaftlichen Ansprüchen sich fern halten und nur Leben, Städte und Menschen schildern wollen, gern hinwegsetzt und dem glücklichen Manne, der uns an seinem Glücke soviel er kann, theilnehmen läßt, sich zu Dank verpflichtet fühlt für eine wahrhaft erfrischende und verjüngende Lectüre. Michael (Midea) Hanser, 1822 geboren, ein Schüler Mayfelder's, seit dem achtzehnten Lebensjahre Violinconcertist, hat bereits einen großen Theil Europas gesehen, Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland als Virtuose durchkreist, als er von London aus im Jahre 1850 nach Newyork berufen wird, von hier die ganze Union im Süden und Norden durchwandert und da er findet, daß er hier nicht sich, sondern nur seine Agenten bereichert, mit seiner Geige und einem kleinen Stüchchen Hoffnung nach Californien pilgert. Hier beginnen die trefflichen und so unterhaltenden Reisebriefe „in die Heimat“, welche die vorliegenden zwei Bände füllen und die sein Drucker Sigmund herausgab.

Der erste Brief aus S.-Francisco vom 23. März 1853 schildert uns die Reise von Newyork nach Nicaragua und über die Landenge von Panama nach Californien, und heiter, voll humoristischer Züge, lebendiger Darstellung und treffender Zeichnung wie dieser sind alle folgenden Briefe. Sie zeigen einen gebildeten Geist, dem Kunst und Literatur vertraut sind, das liebenswürdigste Naturell und den Mann von Blick und Beobachtung, der seine Wahrnehmungen in lebendiger Sprache, oft mit wahrhaft poetischer Wirkung uns darlegt. Sein Buch ist so voll des Neuen und Angiehenden, daß wir uns damit begnügen müssen, an den Faden seiner Weltwanderung nur hin und wieder ein Bild, eine Situation, eine Personenschilderung anzuknüpfen, die uns vorzügliche Aufmerksamkeit erweckt oder besonderes Vergnügen gewährt hat. In S.-Francisco, das in 12 Tagen von Panama erreicht wird, trifft der Verfasser mit Lola Montez und Katharina Gayez, der Sängerin, zusammen, mit welchen er lange verbunden bleibt. Man kennt das Land, den Reichtum seiner Natur, das wilde Ringen des Geldsturzes, das hier herrscht. Der Verfasser braucht zu seinem Unterhalt täglich 30 Dollars, die Eintrittspreise seiner Concerte betragen aber auch 10 und 5 Dollars und werden auch von den 10000 Chinesen, die hier leben, viel besucht. Dies Volk, das der Verfasser als höchst widerwärtig schildert, trifft er überall auf seinen Wegen in zahlreichen Kolonien an, von denen das merkwürdig ist, daß sie sich nirgends wie die andern Einwanderer in die Bevölkerung verlieren, sondern überall besondere Gemeinden, mit eigener Oborgkeit, Schulen, Theatern u. s. w. zu bilden wissen, was z. B. den Deutschen fast nirgends glückt. Derselbe völlige Mangel an wahrem Kunstverständnis, der dem Autor Nordamerika verleidet, herrscht natürlich auch hier: dagegen muß er den „Karnaval“ oder seinen musikalischen Scherz „Vöglein auf dem Baume“ bis zum Ueberdruß endlos wiederholen, und der Beifall, den dies klassische Ungeheuer findet, bringt ihn zur Verzweiflung, obwol dergleichen Concerte ihm 3—6000 Dollars eintragen. In Sacramento, wohin die Reise täglich gegen 300 Dollars kostete, spielte er Lieder ohne — Geld, da die Minnenleute wenig Wiene machten, seine Concerte zu besuchen. Hier tanzt Lola Montez, spielt Theater, macht Fiasco mit ihrem Schauspiel: „Lola Montez in München“, theilt Ohrfeigen aus und handelt dafür Geld ein. Ihre unverwundliche Schönheit, ihr Spinnentanz und ihre Welsa entzücken: dem Verfasser begnügt sie bald halbvoll, behandelt ihn als Freund oder versetzt ihn auf den Tod. In Sacramento wird sie von dem Publikum verhöhnt. In fernhafter Toilette tritt sie vor und hält nun folgende wortgetreue Anrede: „My Ladies und Gentlemen! Lola Montez achtet das Volk Californias zu hoch, um auf das dumme Lachen einfältiger Laffen zu achten. (Neues Gelächter.) Ich will sprechen“, schreit sie, „kommt herauf, gebt mir euere Männerhosen und nehmt dafür meine Weiberröcke — ihr seid nicht werth, Männer zu heißen. (Ungeheures Gelächter.) Ihr, die ihr nicht den Muth habt, euch mit einem Weibe zu schlagen, das euch alle nicht fürchtet, euch alle verachtet, ja dies Weib“ —

da schließt ein Sturm von Äpfeln und Glern ihr den Mund und der Verfasser muß mit dem „Vöglein“ das rasende Publikum beruhigen. Aber Lola triumphirte doch.

Der Verfasser schildert nun Land und Leute, den fabelhaften Aufschwung der Städte, die tiefe Depravation des ganzen, blos dem Goldharrst gewidmeten Lebens, die Spielhöllen, den Jammer der Goldgräber, den unglaublichen Gewinn einzelner, die Volksfeste, die Chinesen und ihren stets wachsenden Einfluß, Feuersbrünste, Orationen, welche Deutsche und Chinesen ihm darbringen, Duellen auf offener Straße, Mordthaten, die niemand rügt und dergleichen Bekanntes mehr in seiner ergötzlichen Weise. In Stockton, wo er ein Concert gibt, erscheint plötzlich ein ausgebreiteter Tiger unter seinen Zuhörern, wofür er dem Hausbesitzer, da er zugleich Friedensrichter ist, noch 200 Dollars Schadenersatz bezahlen muß; dagegen machen ihm hier die Zeitungsveracture — im Gegensatz zu Europa — Brillantnadeln zum Geschenk. Nach zehmonatlichem Aufenthalt pilgert Hauser nach Südamerika, entzündet zuerst in Pinaranaba ein rohes Publikum mit dem zwölfmal wiederholten „O Susanna“, einem Negerliebe, und gelangt dann nach fünf Tagen in das Paradies von Lima. Hier ist er glücklich, hier, in diesem Zaubergarten der Welt findet er den Sinn für die edle Musik, der dem Vankel, ja sogar wir der kritischen Masse überhaupt, verschlossen ist, wieder; ein zauberisches Land, wundervolle Weiber, einen unwissenden aber liebenswürdigen Menschenschlag, beglückliche, sympathetische Geselligkeit, feurige Bewunderung seiner Kunst, unvergleichliche Pracht der Nächte zu Land und zu Merre. In dieser musikalischen Oase, hochgeehrt von dem Präsidenten der Republik, im Hause des nordamerikanischen Residenten Mr. Clay fürstlich aufgenommen, weidet er sich an Beethoven, Mozart und Haydn'schen Quartetts, gibt mäßig einträgliche Concerte vor einem kunstverständigen Publikum und erfreut sich an dem Einzügen der schönen Señoras, die neugierig seine Geige aus ihrem Behälter nehmen und sie damit allerdings in große Gefahr bringen. Ein Concert, am 1. Februar 1854, erfährt freilich eine seltsame Störung, indem Don Elias, der Präsident, die Stadt plötzlich überfällt; der Verfasser flüchtet im Concertanzuge, die Geige unter dem Arm, nach Callao; Don Elias wird jedoch zurückgeschlagen und dem Siege folgt unendlicher Jubel. Am Schluß seines so genußreichen Aufenthalts in diesem von allem Zauber der Natur so reich ausgestatteten Lande, ruft der Verfasser aus: „Wie ganz anders ist es doch hier, als in den profanen Parvenustädten der Vereinigten Staaten, wo man nichts zu bewundern hat als die Dampf- und Menschenmaschinen, die aus der Erde wachsenden Bauern und die wilde Jagd nach Glück und Gold, wo die Kunst, die Poesie verdirrt und eine gut konstruirte Drehorgel mehr Bewunderung findet, als eine Symphonie von Beethoven! Hier aber genießt der Mensch der Freude des Lebens, ist bessern Geistes, bessern Herzens und keine lebendige Rechenmaschine des Eigennutzes.“ Valparaiso, wohin der Verfasser sich zunächst wendet, ist zwar von fahlen Gebirgen umgeben, allein die Ebene umher ist lachend und mit Quetas-Landhäusern von malerischer Lieblichkeit bedeckt. Das Volksleben gleicht dem von Lima: aber der finstere Katholicismus der herrschenden Geistlichkeit drückt auf die Geister. Des Verfassers Concertzettel werden von Söldlingen der Mönche abgerissen; in einem Regimentschef entdeckt der Verfasser einen Bekannten, den Sohn eines Commerzienraths aus Aachen, der hier schwarz angemalt Strauß'sche Walzer geigt und zufrieden lebt. Der Autor flüchtet vor den Priestern nach S.-Jago, wohin eine abscheuliche Postwagenreise ihn führt. Die Stadt bietet ein ganz mittelalterliches Bild, Paläste und armselige Hütten ohne Fenster: der Ort liegt 3000 Fuß hoch und genießt der reinsten Luft; überall sorglose Freude, Musik und Tanz; jeder Tag ist ein Festtag, „und immer dreht sich der Spieß am Herd“. Die Wohnungen sind unverschlossen, das Volk ehrlich und gutmüthig; die Frauen schön, unwissend und unglaublich puffsüchtig. Für die Männer ist es unanständig, ohne Mantel zu gehen oder zum Besuch ohne diesen einzutreten.

Der Verfasser verweilt, componirend und geigend fünf Wochen auf einem Landgute des Kapitäns Taborah, besucht Concepcion und Capio, wo er gute Concerte gibt, schiffte sich dann mit einer chinesischen Generalsfamilie, die er uns wunderbar porträtiert, nach Australien ein und landet zunächst in Tahiti, um auch, sowie die Chinesen, die Königin Pomare für die europäische Concertmusik zu bekehren. Dies irdische Paradies, von schönen und gutmüthigen Menschen bewohnt, malt er uns zunächst in seiner eigenthümlichen frischen Weise, in aller seiner sonderbaren Polycultur, die Frauen, wie er sagt, von attischer Schönheit, arabisch-unschuldig und lachend in Anmuth wie das Eden, das sie umgibt. Hier war noch kein Concertgeber erschienen, und niemand wußte, was man sich unter einem „Continenter“ denken sollte, sodaß die tahitische Polizei ihn festnahm und zu dem französischen Gouverneur führte. Nachdem sich alles aufgestellt, gab er sein Concert, bei dem die Königin war erschienen, aber nicht aushielt: die gähnende, barfüßige Majestät ergriß vor einer Cavatine aus „Ornani“, die Mr. Gremieur, der Chef der französischen Militärmusik, Adrete, die Flucht und vernichtete so alle Hoffnungen unser Reisenden auf einen „tahitischen Orben“. Aber der „Carnaval“ wirkte und alles war entzückt über den „fremden Geiger“, der auf dem Holze so gut wie ein Vogel zu pfeifen verstand! Ein Festmahl bei dem Gouverneur zeigt uns diese kräftigen und schönen Naturfinder im ergöglichen Kampf mit europäischer Sitte, mit Messer, Serviette und Gabel und in ihrer kostbaren, halbnaekten Toilette. In einem zweiten Concert erschien die Königin wieder und ergriß die Geige des Erzählers, der, während sie in den Saiten mit den Fingern spielte, natürlich wie auf der Fellei stand; ein tahitisches Volkslied, das er spielt, erfreut die gelbe Majestät höchlich. „Sie frag mich in gebrochenem Französisch, ob ich auch aus dem Lande der Franzosen komme, und als ich dies vernahm, sagte sie meine Hand, brüdete sie und flüsterte geheimnißvoll: „Ich liebe diese Männer nicht.“ Dann löste sie ein kleines goldenes Kreuz von ihrer Korallenkette und reichte es mir mit den Worten: „Zur Erinnerung an Pomare, worauf ich mich tief verbeugte und das königliche Haus verließ.“ Wir übergehen die oft wirtlich poetischen Naturschilderungen dieser glückseligen Insel, um den Verfasser endlich nach Sidney in Australien zu begleiten, von dessen trauriger Rüste er am 1. December 1854 schreibt. Man kennt Sidney mit seiner 60000 Menschen zählenden feltamen Bevölkerung, in der sich der Auswurf der Civilisation mit der thierischen Rohheit des Wilden begegnet, mit seiner Lösung: to make money, seinem Dandythum, Spielhöhlen, Chinesen und seinem übereuropäischen Luxus. Häuser gibt hier Concerte mit Miss Hayes, zu 5 Pf. St. Entrée, Damen und Dandies in höchster Toilette im ersten Rang, Goldgräber und Räuber im Amphitheater. Im Hause des Gouverneurs wird ein glanzvolles Fest von ihm verherrlicht: Triumph, Gold und Ehre überall. Er geht nach Matland und die Begegnisse dieser Reise durch das wilde häßliche Land, die Katastrophe, die ihm hier zustoßt, als das Theater, in dem er geigt, sich plötzlich verflücht, weil der Impresario seine Gasschulden nicht bezahlt hat, unterhalten den Leser auf das anmuthigste.

Im zweiten Bande lernen wir Australien und australisches Leben in lebendigen und greißbaren Bildern vollständiger kennen, als aus irgendeinem andern uns bekannten Werke, die Schrifften Gerstäcker's nicht ausgenommen. In Goulburn, einer Breterstadt von 5000 Einwohnern, die nichtsestoweniger ihr Shakespeare-Hotel, ihr Lord Byron-Theater u. s. w. hat, trifft er zuerst wieder auf eine schöne Natur, mit Palmen und Bananen. Er gibt unter den seltsamsten Hindernissen ein seltsames Concert, erweckt Begeisterung und wird mit Ehren überschüttet. Desto schlimmer steht es mit den Bildungsvorhaben, welche das Gouvernement mit der Ueberdölkerung unternimmt, deren falsche, diebeschlaue, thierische Natur sie als völlig culturunfähig erscheinen läßt. Aus einer mühsam gegründeten Volksschule in Goulburn waren plötzlich in einer Nacht alle ihre Zöglinge ausgebrochen und in die Wälder entflohen, wo man sie mühsam wieder einfangen

mußte. Von Goulburn aus wird Paramatta in den Goldminen besucht: der in Hast gebaute Ort hatte schon eine deutsche Schauspielergesellschaft angezogen. Man kann sich den „Wildehelm Tell“ denken, der hier gegeben wurde, vor einer Bevölkerung deutscher Tagelöhner, denen leider schon alles deutsche Wesen abhanden gekommen ist. Von hier geht es nach Bathurst, dem der Verfasser, wie er sagt, sofort den Concertfrieden aufständigt. Die harnlose Versammlung sah sich plötzlich in ihrem Breteraal überschwemmt, und der Virtuose selbst flüchtet, die Geige unter dem Arm, in einem Kahn vom Felde seiner Triumphe! Das ist: Das Land, bei dessen lodendem Verheiß,

Die Hoffnung noch vom Sterbelager springt —

und das uns der Verfasser, man muß es gesehen, in seinen grellen Gegensätzen und Antithesen lebendiger und mit mehr Geist, als irgendeiner seiner Vorgänger schildert; das Land, in dem der grelle Widerspruch der Sitten und des Lebens einen Wiederhall in dem ebenso grellen Widerspruch seiner Natur und seiner klimatischen Verhältnisse findet. Welch ein Unterschied z. B. zwischen der Natur in Moretonbay und Adelaide und dem Norden Australiens? Hier Palmen und paradiesische Blumenengels, die etwas Vertrauliches und Umschlingendes in den von Wohlgerüchen durchhauchten, ewig heitern Lüften atmen, die die Flammensäule der Sonne fühlend den Wälder entzünden und ihn mit ihrer Herrlichkeit völlig überwältigen; dort dürrer Wüstenbrand und alles vernichtende Wolkensbrüche im größten Wechsel u. s. w. In einem solchen Zaubergarten liegen die 400 Häuser von Moretonbay und von Penrith, von wo der Verfasser, nachdem er fünf Concerte in acht Tagen gegeben, nach Sidney zurückkehrt, das er nach vier Monaten wieder ganz verändert findet. „Es ist ein Emporwärtung“, sagt er, „dem ein Gott plötzlich die Tasche fällt und der nun prunkmächtig mit seinen Schätzen prahlt, alle Welt blendend und in Aufschneiderrei und riesenhaften Unternehmungen seine Grenzen kennend.“ Später wird Melbourne besucht, ein Ort, dem 150000 Einwohner wol etwas übertrieben zugewiesen werden, und der ganz einer englischen Industriestadt gleicht. Hier herrscht ein beständiger Carnaval, Spectakel, Dvorn, Vallete aller Art, auch die 20000 Chinesen spielen hier wieder eine große Rolle und machen dem Verfasser mit ihren Wunderlichkeiten vielen Spaß, während das unglaubliche Gland der Auswanderer ihm Thränen entlockt. Ein Concert bringt dem patriotischen Comité 20000 Fl. auf einmal ein: auch Lola Montez, nun wieder Witwe, da ein Bruder ihren Gemahl Patrik Hull erschossen hat, findet sich hier ein. Von hier geht es nach Ballarat, Geelong und Adelaide, erstere beiden Orte, Breterfestbenzen in der Nähe der Gurelaminen, wild und schauerlich, wo der Verfasser zwölf Concerte gibt und Lola tanzt, aber Fiasco macht. „Es gibt nichts Possitlicheres“, sagt der Autor, „als dies exotisch-culturhistorische, von allem Winkeln der Erde zusammengeschneite Concertpublikum, eine wahre schwäbische Dreigroschen-Komödiantenkude.“ Mit Entzücken begrüßt er demnach Adelaide, wo deutscher Geist und die Macht erfrischender Cultur und menschlichen Ordnungssinnes ihn endlich wieder umgeben; es ist ein lebensfrischer Baum in der Morgenblüte vielversprechender und gesetzmäßiger Entwicklung, malerisch schön unter tropischem Himmel gelegen: ein Zufluchtsort der über den Ocean gewiehen deutschen Volksthumlichkeit. Hier ist ein Schiller-Theater, ein Tabuenda-Gasino, ein Hotel zur deutschen Erue; hier klingen alle Mandarnten des deutschen Reichs munter durcheinander, hier liegt das vaterländische Element, überall sonst ein zerbrochliches, schlechtgefeuertes Fahrzeug, fest vor Anker. In allen Straßen das regste deutsche Leben. „Es lachte zwar nicht immer das Leben“, sagt der Verfasser schön, „es seufzte auch zuweilen und ädhnte unter der Last der Armuth, aber es lebte und bewegte sich doch; denn hier, wo das Glück gut gekaut mit jedem ledigen Spieler würfelt, wo der Besitz eine Kanne des Zufalls, die Hoffnung eine Schmeichlerin selbst des Mangels ist, verliert das Gland jene bleiche Farbe der Ohnmacht: die Noth hilft sich auf, der Hunger schertzt und die Armuth wird vergoldet.“ Auch hier ist Lola

wieder die Tagesheldin, denn sie fordert den Zeitungsbureau, der sie tabelt, zum Zweikampf, den ein alter Liebhaber für sie aussucht. Die Concertcompagnie, welche der Autor mit Bachja, dem Harfenspieler, theilt, ist jedoch voller Geminnisse, der Sinn für Musik ist auch hier depravirt und oft, wenn man ihm stürmischen Beifall bei musikalischen Mordscenen zujauchzt, drückt der Verfasser mit Goethe:

Mein Lied erlöset der unbekannten Menge,

Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang.

Das Heimweh schüttelt ihn. Wiederum werden die Goldminen, ja selbst die Wilden, die er so greulich schildert, besucht und die unterhaltendsten Abenteuer erzählt, in Melbourne, Hobartown, Bendigo, der „bird on the tree“, vor Engländern, Deutschen, Chinesen, Franzosen, Malaien und Holländern gezeigt und Geld, Orationen und Fadelzüge in Empfang genommen, aber die Sehnsucht nach Europa und der Heimat ließ dem Geiger keine Ruhe mehr. In Ballarat verließ er den Postwagen und von Ungeduld getrieben entschließt er sich zur Rückkehr nach Melbourne mit einer Gesellschaft chinesischer Postenreißer und Gaultier auf einem abschließlichen Rarren. Wer lenkt sein Schicksal? dachte Hauser, und beschreibt uns diese Reise äußerst launig. „Jeden Augenblick fuhr ich wie verzweifelt in die Höhe, um meine besopften Gefährten, die mich zerquetschten und mit ihrem stinkenden Athem mich erstickten, durch Zetten und mörderische Pöffe und Stöße von mir abzuwehren; es waren sanfte Bestien, die, wie ich ihnen nachrühmen muß, alles mit größter Duldung ertrugen und sich in ihren lächerlichen Ceremonien trotz aller Bettelhaftigkeit nicht im geringsten stören ließen.“ In Melbourne endlich ein leibtes Concert und ein donnerndes Lebenswohl der Menge. Die lange Seereise, die Komferts des riesigen Dampfers Oceana, der 600 Passagiere bequem beherbergt und von den stärksten Wogen kaum leis bewegt dahinfährt, die erhabenen Naturscenen, die der Verfasser zeichnet, Swan-River, die Paquas, Point de Galle auf Ceylon, wo der Dampfer anlegt, das Indische Meer mit seinen Zaubern, Aken und die Landreise nach Kairo, diese Stadt selbst und Alexandria, alle diese reizenden Scenen müssen wir in dem Buche selbst aufzusuchen dem Leser überlassen. Mit dem Leviot gelangt der Autor nach Malta und ist nun in der Heimat.

Wir aber erweisen seinem Buche nichts als die einfachste Gerechtigkeit, wenn wir schließlich unsere Meinung dahin aussprechen, daß es einen der anziehendsten und unterhaltendsten Weltwanderungsberichte bietet, der uns seit langer Zeit vorgekommen ist, und durch Fülle und Frische des Inhalts wie der Darstellung eine ungemein erquickende und belebende Lectüre gewährt. Stil und Sprache, durchweg entsprechend und stellenweise wahrhaft ausgezeichnet, haben vielleicht der Hand des Herausgebers etwas zu danken, doch kann und dies, wenn dem so ist, in der Befriedigung, mit der wir diese treffliche Briefsammlung aus der Hand legen, natürlich nicht stören. 4.

Wilhelm Göpinger.

Das Januar- und Februarheft der Vogel'schen Monatschrift „Die höhere Bürgerschule“ enthält eine interessante Lebensskizze Max Wilhelm Göpinger's von E. Köhler, deren wir auch hier mit einigen Worten gedenken wollen, da Göpinger (geboren 1799 in dem sächsischen Städtchen Reusdorf bei Stelp, gestorben 1856 im Bade Deynhausen) sich nicht bloß um das Schulwesen der Schweiz, sondern durch seine meist mehrmals aufgelegten Schriften: „Deutsche Dichter“ (sechste Auflage, 1858); „Dichtersaal“ (zweite Auflage, 1855); „Der Liebergarten“ (zweite Auflage, 1855); „Die deutsche Sprache“, „Deutsches Lesebuch“ u. s. w. um die deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft große Verdienste erworben hat. Wir erfahren daraus unter anderem, daß Göpinger einmal wirklich damit umging, sein Schulamt niederzulegen und von der Feder zu leben; aber, schreibt er weiter: „Ich betrachte es für eine Art Unglück nichts zu sein als Schriftsteller.“ Wunderlich daß man solche Ansich-

ten fast nur in dem mit Buchhändlern und Wägerschreibern überfüllten, viellesenden und sich auf seine Literatur so viel zugute thnenden Deutschland anzuhören bekommt! Die Hauptursache seiner Antipathie gegen die Schriftstellerei als Brotsach lag aber wol darin, daß ihm, wie er selbst gesteht, das Schreiben, in spätern Jahren freilich auch das Unterrichten schwer von der Hand ging, daß er keine ursprüngliche schriftstellerische Anlage und mithin auch nicht den damit verbundenen unüberwindbaren Drang zum Schriftstellern besaß. Uebrigens ist mit der Ausübung eines Berufs nur dann ein wahres Unglück verknüpft, wenn dieser Beruf mit den Neigungen und Ueberzeugungen des Ausübenden in Widerspruch steht und dadurch allmählig ein innerer, zehrender und nicht mehr zu verführender Zwiespalt hervorgerufen wird, und solches Unglück mag es in manchen andern Berufszweigen wol noch viel häufiger geben als in der Schriftstellerei. Göpinger scheint von Haus aus überhaupt eine ziemlich prosaische trockene Natur gewesen zu sein; er hatte z. B. so gut wie gar kein Gefühl für Naturschönheiten; er selbst gesteht in einem Briefe an seinen Freund Schumann, nachdem er während der Augustferien 1825 die Alpenhöhen und Höfen der deutschen Schweiz durchwandert: „Ihnen kann ich es wol gestehen, daß mir die vielen Wassersfälle, Gletscher u. s. w. am Ende fast langweilig wurden, daß mir auch das unterwaldener Land besser gefiel als das majestätische berner Oberland. Ueberhaupt bin ich durch diese Reise von dem, was ich längst vermuthete, deutlich überzeugt worden: daß ich für den Genuß bloßer schöner Natur nicht geschaffen bin. Ich wende immer meinen Blick von ihr ab auf die sie belebenden Menschen; habe ich mich durch diese nicht befriedigt, so ergötzt mich auch jene nicht sehr.“ Leider aber fand er die Menschen in der Schweiz auf den besuchtesten Wegen „im ganzen sehr verborben, vermuthlich durch die Reisenden“. Aber gerade diese ursprüngliche prosaische Trockenheit seines Gemüths bedurfte eines Gegenwärtigen und Gegengewichts, und er fand diese Ausgleichung in den deutschen Dichtern, in die er sich so einlebte, „daß er im letzten Lebensjahre den Tag über Uhlans' oder Rückert's Gedichte auswendig lernte, um sich in den schlaflosen Nächten daran zu erquickeln. Sogar noch in Deynhausen repetirte er das anwendig Gelernte Stundenlang auf dem Sopha liegend oder im Schweigen der Nacht, und vergnügte sich so wie mit lieben Freunden.“ Der bloßen Landschaftsmalerei in der Poesie und der bloß beschreibenden Dichtkunst blieb er freilich immer entfremdet, wie er selbst gesteht; auch in poetischen Schöpfungen wendete er immer den Blick „auf die sie belebenden Menschen“; und es waren gerade die aus dem Gemüth schöpfenden Dichter, die er bevorzugte, so den jetzt viel zu sehr vergessenen Priester und Novellisten Edward Ferrand (Edward Schulze), von dem er an seinen Freund Mörischer 1847 schreibt: „Ich selbst schätze ihn höher als sämtliche jetzt lebende Novellisten.“ Preiswürdig war es, daß Göpinger sich in der Schweiz einbildete, ein „eingestrichter Sackse“ zu sein, dem die Leute im „schönen Sachsenland“ besser, einfacher und redlicher erschienen als in der Schweiz und dasjenige am schönsten vorfam, „was ihm die Gegend ins Gedächtniß zurückrief“; daß er aber bei einem Besuche Sachsens im Jahre 1841 sich hier höchst unbehaglich fühlte und über die Zustände daselbst wie über seine Landsleute sich in seinen Briefen äußerst bitter ausließ: „Ich bin dem Wesen dort (in Sachsen) zu sehr entfremdet und würde mich sehr gedrückt dabei fühlen“, schreibt er; „der ... Schulplan hat mir kaltes Grausen eingejagt“ u. s. w. In Betreff Barnhagen's und Ranke's bemerkt er einmal in einem Schreiben an Mörischer vom Jahre 1847: „Diese Schriftsteller heben an ihren Helben die gute Seite hervor, sie verschweigen nicht geradezu die schwachen und schlechten, allein sie tragen hier schwache Tinten auf, dort sehr stark. Dadurch leidet offenbar die Wahrheit der Objectivität.“ Dagegen erblidet er in dem „Leben Schubart's“ von Strauß „die Idee einer aufrichtigen Charakteristik verwirklicht, wie denn überhaupt Strauß zu solchen Darstellungen geschaffen ist“. Außerdem enthält diese lehrreiche Lebens-

Stimme zu welcher Köhler namentlich auch bisher ungedruckte Briefe benutzt hat, noch so manche interessante Bemerkungen Göpinger's über hervorragende Personen, so über Friedrich Körner, einen „sehr verschlossenen, etwas stolzen Mann, darum von den andern Lehrern (in Göttingen) nicht gekostet“; über Huxley, dem „alle Leute, die wir andern als Patrioten achten, Schuster, die Reformatoren Strohschneide, die sieben göttinger Professoren Dummköpfe und Halunken sind“, dem er aber auch nachrühmt, daß er „leutselig, umgänglich, nur zu heiter und zu gemein sei“; über Jakob Grimm, den er als Sprachforscher mit Naturforschern wie Cuvier und Humboldt, als umfassenden Denker mit Geistern wie Vico und Leibniz vergleicht; über W. Wadernagel, von dem er unter andern 1855 sagt: „O hätte ich in Leipzig einen solchen Professor gehabt, was wäre ich für ein Kerl geworden! Es ist erstaunlich, was der junge Wadernagel (er ist noch nicht 30 Jahre) alles weiß!“ Während ich es, wie Göpinger, als seine später allgemeiner werdende Lähmung mit der rechten Hand begann, noch mit der linken schreiben lernte: „Mit der Linken arbeitete er 1851 an seinem „Lebensbuch“, das druckbereit werden mußte, und hatte noch den Humor, in selbiges eine Blüte der linken Hand um bessere Berücksichtigung bei der Erzählung aufzunehmen.“ 19.

Notizen.

Goethe's Gedichte und Balladen in neuer englischer Uebersetzung.

Zwei Engländer, W. Edmondstone Aytoun und Theodore Martin, haben sich zusammengethan, um Goethe's Gedichte und Balladen zu übersetzen und ihre Uebersetzung unter dem einfachen Titel „Poems and ballads of Goethe“ bei Blackwood in London erscheinen zu lassen. Man könnte nun verlangen und hoffen, daß zwei vereinte Kräfte etwas ganz Vorzügliches zu Stande gebracht haben müßten; dies scheint jedoch nach dem „Athenaeum“ keineswegs der Fall zu sein. Der Berichterstatter bemerkt: „Obgleich bereits verschiedene Uebersetzungen der Gedichte Goethe's im Englischen versucht worden sind, so befindet sich doch keine vollkommen gelungene darunter. Allerdings wurde Scott zuerst durch eine gute Uebersetzung des „Ged. von Werthungen“ und des „Grafen“ bekannt. Shelley hat eine Stelle aus dem „Faust“ so ausgezeichnet übersetzt, daß man nur bedauern kann, daß er nicht das ganze Drama statt einiger Szenen übertragen hat. Zu den vielen Plänen Coleridge's gehörte auch eine Uebersetzung des „Faust“; er gab aber die Idee auf, „because he doubted whether it became his moral character to translate or lend countenance to language much of which he thought vulgar and blasphemous; and, partly and objectively, because, on a comparison of idioms, the hard sound that he could, on the same subject, write so much better himself.“ Der Berichterstatter vermuthet, daß einer oder der andere dieser Gründe die Welt mancher Uebersetzungen beraubt habe, welche ohne Zweifel, wären sie nur ausgeführt worden, bewundernswürdig gewesen wären; dieser Mangel an musterhaften Uebersetzungen, habe andererseits einer ziemlich Anzahl Uebersetzungen, welchen kein Leser des Originals seine ernstlich gemeinte Bewunderung schenken könne, Thür und Thor geöffnet. Der Berichterstatter fährt fort: „Eine unvollkommene Seelenverwandtschaft mit euerm Autor, ein Verlangen, zu bessern, zu verwandeln, hübsche Partien weiter auszuspinnen und nicht hübsche zu färgen, ihn auf das Niveau eurer eigenen Phantasie herabzudrücken, ihn leutselig und sitlich zu machen, wo er das Gegentheil ist, gezwungen wo er einfach, broet wo er tropig, christlich wo er heidnisch ist; eine Absicht, sein Metrum zu ändern, seinen Sinn anders auszulegen und seine Form und Musik zu verwischen, das sind nach meiner Ansicht wesentliche Hindernisse für das Gelingen einer Uebersetzung.“ Hieraus geht schon hervor, daß der Berichterstatter den beiden Uebersetzern zu verstehen geben will, daß ihnen das unternommene Werk nicht sehr gelungen sei. Der Berichterstatter ist freilich nicht blind

gegen die Schwierigkeiten, welche gerade Goethe dem Uebersetzer bietet: „Wer kann“, sagt er, „Thautropfen aneinander binden, Westwinde einkerkern oder die süchtigen Sonnenstrahlen einfangen? Zur Hälfte besteht Goethe's Schönheit in seiner vollendeten Einfachheit und Ruhe, in einer griechischen Klarheit und Bestimmtheit, in der Art wie er schöne Worte schönen Gedanken vermählt, nicht durch eine marriage de convenance, um so vieler Silben oder Rhythmen oder Bilder willen; sondern „from inward and affinity of beauty“... Versetzt ein Wort oder ändert das Metrum, gebt für einen hellen einen tiefen Ton, für ein glänzende eine matte Farbe, und dahin ist der Reiz des Gedichts, Symmetrie und Haltung. Statt das Gedicht verschönert zu haben, habt ihr es seiner Schönheit beraubt.“ Das nun ist es, was der Berichterstatter den beiden Uebersetzern zum Vorwurf macht; sie hätten das Original geändert, das eine mal weil sie den Text nicht verstanden, das andere mal weil sie nicht mit ihm übereinstimmten oder aus andern Gründen, die man nicht zu errathen vermöge. Das Distichon:

Welche Wonne gewährte der Blick auf dies herrliche Bild mir,

Stund' ich Armer nicht so heilig wie Joseph dabel —

lautet z. B. in der Uebersetzung oder vielmehr Verwässerung und Purifizierung der beiden Herren, denen die Stelle irgendetwas Anstößiges haben mochte:

What joy that sight might bear,

If with a pure and guilt - untoubled eye.

To him who sees them there,

He look'd upon the twain, like Joseph standing by.

Die Engländer sind freilich sehr prude; nennt doch auch der sonst vorurtheilslose Berichterstatter des „Athenaeum“, um selbst seinen Landsleuten keinen Anstoß zu geben, Goethe's hier ausgedrücktes Gefühl „bade nough“, nur meint er, es gezieme sich für einen Uebersetzer nicht, etwas schwächliche Frömmigkeit darüberzugießen, und die Stelle beim Publikum als „thoroughly orthodox“ einzuschmuggeln. Nachst der Wiedergabe der „Wand von Korinth“, deren metrische Schwierigkeiten die beiden Uebersetzer fast ganz überwunden hätten, rühmt der Berichterstatter nur die Bearbeitung des Gedichts „Der Versuch“ als „the most successful of the translations“.

Eine Ferienreise nach Schweden.

Der Rector des Gymnasiums zu Lemgo, H. R. Brandes, hat seine „sechste Taube“ ausfliegen lassen, nämlich einen „Ausflug nach Schweden im Sommer 1858“ (Lemgo Meyer, 1858); die „Tauben“, die er früher ausfliegen ließ, waren die Tagebücher über seine Ferienreisen nach Schottland, England, in die Pyrenäen, durch das Salzammergut nach Neudorf, endlich nach Rom. Diese nicht sehr umfangreichen Reise-tagebücher scheinen hiernach ihr bestimmtes Publikum zu finden, dem ihre periodische Wiederkehr willkommen ist, und in der That sind sie anziehend durch die einfache Objectivität, womit der Verfasser schildert und erzählt, und durch die Frische und Heiterkeit, womit er das von ihm Erlebte und Angesehene auf sich wirken läßt und die Eindrücke wiederzugeben weiß. Ehe er auf Wanderung geht, klopft er dem Schulschub ordentlich aus, und von Bedanterie, Schulmeisteri und Geämlichkeit ist in seinen Reisechriften nicht eine Spur zu finden. Wir begleiten daher den Verfasser mit Vergnügen nach Stockholm und Umgegend, nach Gripsholm, Upsala, Dannemora, Gefle, Dalarna (Dalekarlien), Falun, den Siljansee, Westerås, Motala, Wadstena und dem Örebro, endlich nach Gothenburg und von da über Kopenhagen zurück. Auch für die eingeschalteten Bemerkungen über die schwedische Sprache, die voll- und wohlklingendste aller Sprachen germanischen Namens, sind wir ihm dankbar, ebenso für die Bemerkungen über das schwedische Gesangbuch, in welchem sich auch zwanzig Lieder von Luther, drei von Franke, vier von Paul Gerhards und mehrere von Neumark, Arndt u. s. w. befinden. Der Anfang der Luther'schen Hymne „Eine feste Burg“ lautet in der schwedischen Uebersetzung:

Vor Gud är oss en väldig borg.
 Han är vort vapen trygga.
 Po honom i all nöd och sorg
 Vort hopp vi vilje bygga etc.

Die Lage Stockholms verfehlte ihn, der doch auch die schönsten Städte und Gegenden Italiens gesehen hat, in Entzücken, namentlich von der Ostseeseite; er sagt: „Man glaubt nicht eine Stadt des Nordens, sondern eine italienische vor sich zu haben, man meint, nach Genua oder Neapel gekommen zu sein. Nicht übertrieben ist das Lob, welches ihr gespendet wird, wenn man sie das Paradies des Nordens nennt; ich glaubte in meinem Entzücken, es gebe auf dem Erdtrund nicht ihresgleichen.“ Auch der Fjellhöllfall und dessen Umgebungen machten auf ihn einen „unbeschreiblichen“ Eindruck und ließen eine Sehnsucht in ihm zurück, „die ich (fährt er fort) auch jetzt, indem ich dies schreibe, nicht los werden kann“. Als dritten Glanzpunkt Schwedens bezeichnet er die Gegend von Gothenburg. Von einem Besuch des in Schweden berühmten Siljansee dagegen rath er ab; der Weg von Gelle über Kalan nach Leksand sei einformig und ohne Reize, und wenn auch der Siljan und das Thal der Dalef bis Areida lieblich und anmuthig sei, so habe Deutschland, auch abgesehen vom Alpenlande und von den Thälern des Rheins und der Donau, schönere Gegenden. Bei Gelegenheit des Besuchs der Bibliothek von Upsala erzählt er in Betreff des berühmten Codex argenteus, daß aus ihm, was Dr. Eöbe 1834 entdeckte, einmal mehrere Blätter heimlich herausgeschneitten und entwandt wurden, die indeß später zurückgekommen sind. Zu Anfang des Jahres 1857 sei Dr. Uppström daselbst zu einem schwer Erkrankten gerufen worden, der ihm ein Päckchen gab, das jene fehlenden Blätter enthielt, und ansagte, daß er sie von dem Bedienten eines reisenden Engländer erhalten habe. Man vermuthete jedoch, daß der Kranke und bereits Verstorbene sie selbst entwandt habe. Das erinnert an einen ähnlichen neuern Vorfall in einer deutschen Stadt. Uebrigens befianden sich auf der Upsala-Bibliothek aus der deutschen Literatur sogar die neuern Erklärungsschriften über Goethe und Schiller, „wiederum ein Zeichen“, bemerkt der Verfasser, „daß man in Schweden die deutsche Sprache achtet“. Der Schrift ist eine Uebersichtstafel von Stockholm beigegeben.

H. M.

Bibliographie.

Bastian, A., Afrikanische Reisen. — A. u. d. T.: Ein Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo. Ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie. Bremen, Strack. Gr. 8. 2 Thlr.

Winnewerth, F., Der echte Ring. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Wölfler Briefe. Von einem Ungenannten. 1ste Sammlung. Landau, Kausler. 1858. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Bruch, J. S., Die Lehre von der Prædilection der menschlichen Seelen historisch-kritisch dargestellt. Straßburg, Treuttel u. Würg. Gr. 8. 24 Ngr.

Cornelius, P., Ein Sonettenkranz für Frau Rosa von Wilde. Weimar, Kühn. Gr. 8. 8 Ngr.

Freitag, G., Die Fabier. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Pitzel. 8. 1 Thlr.

Neue Geschichte der Drangsale die das deutsche Dorf J... bei Mainz im ersten Revolutionskriege durch die Franzosen erlitten. Dem deutschen Volke nach eigenen Erlebnissen berichtet von F. J. Leipzig, Harschel. 8. 10 Ngr.

Hegling, M. v., Eine Feste per Dampf oder Narrenstreiche am Himmel und auf der Erde. Carnivals-Freischütz mit Gesang und Tanz in vier Akten. Musik componirt und arrangirt von Demselben. Mainz, F. Schott. 12. 10 Ngr.

Heyse, P., Die Sabinerinnen. Tragödie fünf Akten. Berlin, Berg. 8. 25 Ngr.

Hopff, A., Tante Europa und ihre Großmädge. Garmes

valsoffe mit Gesang und Vorteltanz. Berlin, Medlenburg. 8. 2 1/2 Ngr.

Joel, M., Die Religionsphilosophie des Mose ben Maimon (Maimonides). Breslau, Gr. 4. 12 Ngr.

Kempe, F., Friedrich Schneider als Mensch und Künstler. Ein Lebensbild nach Original-Mittheilungen, Original-Briefen und Urtheilen namhafter Kunstrichter bearbeitet. Mit Schneider's Porträt in Stahlstich, zwei Lithographien, Facsimilen, Autographie und vielen Kunst-Beilagen. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 3 Thlr.

Meißner, A., Dramatische Werke. 1ster Band. Leipzig, Herbig. 16. 24 Ngr.

Moschus, D., Neaera. Komödie. Nach dem 1845 in Athen erschienenen ersten Abdruck der Florentinischen Handschrift. Nebst einer literarhistorischen Abhandlung des griechischen Herausgebers Andreas Mustoxydis von Korcyra. Griechisch und deutsch mit Anleitungen und Anmerkungen von A. Ellisson. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 24 Ngr.

Müller, D., Der Klosterhof. Ein Familienroman. Drei Bände. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn u. Comp. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Oriich, L. v., Indien und seine Regierung. Nach den vorzüglichsten Quellen und nach Handschriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Allgemeine Geschichte von Indien von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1857. Leipzig, G. Mayer. Lex. 8. 3 Thlr.

Richtshofen, E. K. H. Freih. v., Die äusseren und inneren politischen Zustände der Republik Mexico seit deren Unabhängigkeit bis auf die neueste Zeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ruth, G., Geschichte des italienischen Volks unter der Napoleonischen Herrschaft als Grundlage einer neuesten Geschichte Italiens. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 15 Ngr.

Strauss, O., Der Psalter als Gesang- und Gebetbuch. Eine geschichtliche Betrachtung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Ngr.

Legnér, G., Axel. Ein romantisches Gedicht. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von A. v. Schullern. Innsbruck, Wagner. 16. 9 Ngr.

Trendelenburg, A., Friedrich der Grosse und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. Eine Skizze aus dem preussischen Unterrichtswesen. Vortrag gehalten am 27. Januar 1859 in der Königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 5 Ngr.

Tröstungen und Rathschläge aus der Erfahrung. Aus dem Französischen nach der 9ten Auflage des Originals. Bremen, Strack. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Andrae, A., Altenmädge Beleuchtung der Erwiederung des Königl. Ober-Kirchenraths auf die Eingabe der Pommerschen Patrone vom Januar 1858. Naugard. Gr. 8. 5 Ngr.

Böhlau, F., Der Kriminal-Prozess Rose und Rosal. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 8 Ngr.

Detloff, A., Gedanken eines Laien über Vergangenheit und Gegenwart unserer Mecklenburgischen Landes-Kirche. Ein evangelisch-lutherisches Zeugniß für Hrn. Hr. Dr. Baumgarten. Hamburg, Volke u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

Frieden oder Krieg? Ruhe oder Umsturz? Ein Blatt der Zeitgeschichte. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 5 Ngr.

Der deutsche Patriotismus vor dem Richterstuhl des französischen Moniteur. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Sundelin, An die deutschen Geschworenen. Ein Beitrag zur Verständigung über ihre Aufgabe in der Gegenwart. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 6 Ngr.

Vorwärts! Ein Votum aus und für Sachsen. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Empfehlenswerthe Schulbücher

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arendts (C.), Naturhistorischer Schulatlas. Zugleich mit Berücksichtigung der Technologie. Für den methodischen Unterricht bearbeitet. 33 Tafeln, enthaltend 388 Abbildungen in Holzschnitt. Nebst einem erläuternden Texte. 4. In Octavformat und in Leinwand gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Graefer (R.), Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der Englischen Sprache. Nach Jhn's Methode. Zweite Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Praktische Schulgrammatik der Englischen Sprache. Mit vielen Übungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen. 8. Geh. 16 Ngr.

Mühl (G.), Theoretisch-Praktischer Lehrgang zur leichten und gründlichen Erlernung der Französischen Sprache. 8. Geh. 15 Ngr.

Wendling (B.), Praktisch-theoretisches Handbuch der Französischen Sprache. Mit Übungen nach einem ganz neuen System. 8. Geh. 20 Ngr.

Traut (H. L.), Deutsches Sprachbuch für Deutsche Schulen. Nach den Resultaten der neuern historischen Sprachforschung auf dem Gebiete der Lexikologie und Grammatik bearbeitet. 8. Geh. 15 Ngr.

Wilke (F. A.), Lesebuch für die Schulen Deutschlands. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Müller (F.), Geometrische Formeln und deren Anwendung auf die Bau-Praxis nebst einer Tabelle über Festigkeit der Materialien mit praktischen Beispielen versehen. Nebst einem Anhang: Verhältnisse, nach welchen die Materialien bei Landbauten berechnet werden. Mit 87 Holzschnitten. 8. Geh. 12 Ngr.

Snell (K.), Lehrbuch der Geometrie für Schulen und zum Selbstunterricht. Zweite Auflage. Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 18 Ngr.

Erster Theil: Gradlinigte Planimetrie von Karl Snell. Mit 5 lithographirten Tafeln. 24 Ngr.

Zweiter Theil: Kreislehre und Ebene Trigonometrie von Karl Snell. Mit 4 lithographirten Tafeln. 24 Ngr.

Dritter Theil: Stereometrie von Hermann Schäffer. Mit 16 lithographirten Tafeln. 1 Thlr.

Raumer (H. von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Fünfte verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Staedler (G. L.), Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie. Mit zahlreichen Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geh. 3 Thlr. (Auch in 8 Lieferungen zu 10 Ngr. zu beziehen.)

Die vorstehend aufgeführten Lehrbücher sind sämmtlich in zahlreichen Schulen eingeführt und werden bei Beginn des neuen Semesters den Schulanstalten bestens empfohlen.

Die Verlags-handlung ist gern bereit, Lehrern, die sich vor der Einführung der Bücher erst näher damit bekannt machen wollen, Gratidgeremate derselben zukommen zu lassen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Bauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von Karl Gutzkow.

In neun Bänden.

Erster bis vierter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist der vierte Band dieses Werks erschienen, das, ein Seitenstück zu den „Rittern vom Meise“, in gleicher Weise wie diese das norddeutsche Element der Gegenwart schilderten, die süddeutschen und südeuropäischen Verhältnisse zur Grundlage hat und somit gleichfalls ein Zeitgemälde unserer Tage wird. Die Handlung spielt in Westfalen, am Rhein, in Wien und Norditalien und endigt in Rom, das der Verfasser zu diesem Zweck kürzlich besuchte.

Die folgenden Bände werden in möglichst kurzen Zwischenräumen erscheinen.

Von den drei ersten Bänden ist bereits eine zweite, wesentlich unveränderte Auflage nöthig geworden, da die erste rasch vergriffen war.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Baugesetze

und baupolizeilichen Bestimmungen des Königreichs Sachsen.

Ein Handbuch für Ingenieure, Architekten, Maschinenisten etc., für Techniker, die sich der Staatsprüfung als solche unterwerfen wollen, sowie zur Selbstbelehrung für jeden, der mit dem Bauwesen in Berührung kommt.

Von Rudolf von Trautzsch, Ingenieur und Königl.ächs. Staats-Bermessungs-Conducteur.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die praktische Wichtigkeit dieses Werks für alle mit dem Bauwesen in Berührung kommende Kreise in Sachsen, also auch für alle Grund- und Hausbesitzer, bedarf keiner weitern Begründung. Es enthält zum ersten male alle darauf bezüglichen Bestimmungen, die bisher schwer zugänglich waren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhalt: Plattdeutsche Literatur. Von Friedrich Ober. Zweiter Artikel. — Ein Roman aus den californischen Goldminen Von Emanuel Rauff. — Eine kritische Revue St. René Taillandier's über die deutsche Literatur. — Kollj. (Christian Friedrich Wurm.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Plattdeutsche Literatur.

Zweiter Artikel.*)

Selt zu Anfang vorigen Jahres unser erster Artikel über plattdeutsche Literatur in d. Bl. stand, sind wieder verschiedene neue Erscheinungen auf diesem Gebiete der Literatur hervorgetreten, welche wir heute hier mit den noch von früherer Zeit vorliegenden zusammen besprechen wollen. Mehr und mehr gewinnt es wirklich den Anschein, als hätten die recht, welche vor der neuplattdeutschen Literatur als einer Feindin der hochdeutschen, die nichts Geringeres zur Absicht habe, als sich ihr altes Gebiet zum Alleinbesitz wieder zu erobern und sich selbst zur norddeutschen Schriftsprache zu erheben, erschrafen und warnten. Man bleibt nämlich nicht einmal dabei stehen, die poetischen Gedanken in dieses Gewand der plattdeutschen Sprache zu kleiden, sondern alle Wochen fast lesen wir die Ankündigungen von Werken über die plattdeutsche Sprache; dahin gehören die Wörterbücher (außer dem gebiegenen großen allgemeinen von Rosengarten die verdienstvollen Arbeiten von Stürenberg: „Ostfriesisches Wörterbuch“, und von Schambach: „Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen“), dann die „Grammatik der plattdeutschen Sprache“ von Julius Wiggers und die von A. Marahrens und außer vielen andern besonders die polemische Schrift von Klaus Groth, „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ (Kiel 1858).

Die ausführliche Besprechung dieser Werke würde einen für d. Bl. zu weit umfassenden Raum einnehmen, auch gehören sie nicht eigentlich vor unser Forum, da wir vielmehr uns hier die Aufgabe gestellt, das in plattdeutscher Mundart Geschriebene zu besprechen; doch dürfen wir in dem heutigen Artikel einigemal gendthigt sein, auf das letztgenannte (übrigens in Nr. 2 d. Bl. bereits besprochene) Buch Bezug zu nehmen, und gestehen daher hier im voraus, daß wir, obgleich selbst ein Plattdeutscher und ein warmer Verehrer der lieben schönen Muttersprache, doch höchlichst erstaunt waren über die Keckheit einerseits und die Einseitigkeit andererseits, welche das

Groth'sche Buch charakterisiren. Schritt vor Schritt raubt Groth der hochdeutschen Sprache jeden Anspruch auf Vorzüge irgendwelcher Art, um sie der plattdeutschen Schwärzer in um so höherem Maße zu vindiciren. Das heißt mit Gewalt Zwietracht hervorrufen; aber glaubt Groth wirklich die Gegner zum Schweigen zu bringen, wenn er mit einem Selbstgefühl und einer Unumwundenheit, die uns nicht geringes Bedenken macht, wo er von dem Wohlklinge der plattdeutschen Sprache redet, sich selbst hoch emporhebt und Schiller's bisher am meisten bewunderten Verse aus dem „Faucher“ verurtheilt? Er sagt nämlich:

Ein Lied von so absolutem Wohlklinge wie z. B. „Partyleed“ im „Quickborn“, das in den tiefen Brusttönen den Schmerz malt, ist im Hochdeutschen durchaus unmöglich. Ich behaupte nicht, daß Goethe'sche, Heine'sche Verse nicht wohlklingend sind, Meister bezwingen auch das widerstrebende Element, ein Canova würde den Granit zu einer Frauenbüste weich machen. Aber der Plattdeutsche hat den Klang im Ohr, er wird, auch wenn er hochdeutsch dichtet, den Sinn mit Erfolg hinüberbringen, und die Schriftsprache wird immer von ihrer Schwester lernen und gewinnen. Schiller's, des Schwaben, „Und es walleit und fiedet“ u. s. w. ist geradezu unschön (!), obgleich auch Goethe es bewunderte. Bürger würde es nicht bewundert haben.

Doch ersparen wir uns weitere Bemerkungen und Aussetzungen für weiter unten und gehen zu den uns vorliegenden Schriften in plattdeutscher Sprache über.

1. Der 1. April 1856 oder Dunkel Jakob und Dunkel Jochen, Lustspiel in drei Acten. Blücher in Teterow, dramatischer Schwanf in einem Act. Von Fritz Reuter. Greifswald, Koch. 1857. Gr. 12. 15 Ngr.
2. Rein Hüsung. Von Fritz Reuter. Greifswald, Koch. 1858. 12. 25 Ngr.
3. En yoa Blomen ut Annamariet Schulten ehren Soahn von A. W. Herausgegeben von Fritz Reuter. Greifswald, Koch. 1858. 16. 15 Ngr.
4. Aus dem Volk für das Volk. Plattdeutsche Stadt- und Dorfgeschichten. Herausgegeben von John Brindmann. Erstes Heft: „Dat Bräden geiht um.“ Zweites Heft: „Kaspar Oom un id.“ Güstrow, Opitz u. Comp. 1854 — 55. Gr. 16. 9 1/2 Ngr.
5. Allgemeines plattdeutsches Volksbuch. Sammlung von Dichtungen, Sagen, Märchen, Schwänken, Volks- und Kinderreimen, Sprichwörtern, Räthseln u. s. w. Herausgegeben von G. H. Raabe. Bismar, Hinckorf. 1854. Gr. 16. 10 Ngr.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 6 d. Bl. f. 1858. D. Red. 1859. 20.

Sämmtliche fünf Bücher sind in mecklenburgisch-pommerscher Mundart geschrieben. Voran stellen wir füglich den unermüdblichen lebenswürdigen Fritz Reuter, von dem Nr. 1 und 2 verfaßt, Nr. 3 besorgt und herausgegeben worden. Schon in unserm ersten Artikel hatten wir Gelegenheit, zwei plattdeutsche Schriften dieses Dichters lobend zu besprechen; dort lernten wir ihn als trefflichen Humoristen kennen (seine „Räuschen un Minnel“ sind das Lieblingsbuch der Plattdeutschen geworden), heute in Nr. 2 zeigt er, daß auch die weichen elegischen und ernstesten Klänge ihm nicht fremd sind, während in Nr. 1 sein Humor in ergöglicher Weise sich abermals offenbart. „Onkel Jakob und Onkel Jochen“ gehört nur zum Theil der plattdeutschen Literatur an. Die Sprache dieses heitern Spiels, das freilich in der Composition vielfach aus Reminiscenzen erbaut ist, ist ein Gemischel von Hochdeutsch, Plattdeutsch und berlinischem Jargon. Onkel Jakob, ein pommerscher Bauer, hat sich bereits vor langer Zeit in der Nähe von Berlin angesiedelt und ist ein Hochdeutscher geworden, sein Bruder Jochen, der auch bereits geraume Zeit bei ihm lebt, ist noch zum Theil Plattdeutscher, er spricht in der „Messingsprache“, das ist, dem seltsamen Hochdeutsch, welches der spricht, der eigentlich platt redet und hochdeutsch reden will, und das, wie wir bereits im ersten Artikel erwähnten, von Reuter wahrhaft meisterlich behandelt wird. Mariane, Jakob's Haushälterin, spricht berlinerisch, und Samuel, Jochen's alter Bedienter, kann sich trotz aller Bemühungen von seiner plattdeutschen Muttersprache nicht freimachen und geräth, sobald er etwas lebendig wird, immer wieder in sie hinein. Scene vor Scene können wir dem lustigen Stück nicht folgen und es besprechen, aber verweisen zur Probe auf den Anfang. Hier kommen sofort Samuel und Mariane zusammen; diese verspottet den alten Pommer wegen seiner „ireulichen Muttersprache“ und meint, „dat die jesühlvolle, gebildete Liebe sich nich in der Plattdeutsche übersehen läßt und dat det mit ihr in seine Muttersprache irasam stücker“. Samuel versichert ihr das Gegentheil und will ihr zum Beweise „Spaß's wegen“ einmal eine solche pommersch-plattdeutsche Liebeserklärung machen.

Samuel. Ist schlag also meinen Arm um Sie und wenn ich dat dahn hew, dann siel ich Ihnen grab in die Dogen, mit Liebligkeit nämlich, und denn segg ich . . .

Mariane. Fällt Er denn nich uf die Knie?

Samuel. Knie? Aee! Wat haben die Bein damit tau dahn? Ich segg blos: Mien leis Därling, ore Zielsing, ore Stiening, ore Murrjähning, wenn du willst as ich will, denn sünd dien Hart un mien Hart ein Hart.

Mariane. O Gott, wie einfach, aber och wie rührend! Un denn is et schon alle?

Samuel. Hor mienen Hart is dat nu all. Nu kommen Sie as geliebtes Frauzimmer.

Mariane. Na, wat muß ich denn nu as jelielte Pommerange dahn?

Samuel. Sie lachen mir wieder liebevoll an und sagen: Ja, Jöching, ore Johannung, ore Jämeling, ich will, wat du willst, und dien Hart und mien Hart sünd beid ein Hart.

Mariane. Na, meinettwegen! Ja, Jämeling, ich will, wat du willst, und dein Herz und mein Herz sind beide ein Herz.

Samuel. So is't richtig! Nun noch einen ausdrücklichen Kuß!

Mariane. Muß det och?

Samuel. Müßen? Wat wolt nich müßen? (Mariane küßt ihn.)

Samuel. So, so! Seihn Sei, as ich noch tau Langenhanshagen wäre . . .

Indessen ist Onkel Jochen eingetreten, hat den Schluß der Scene mit angehört und läßt sich, soviel Samuel auch versichert, „dat war jo man blos Spaß“, nicht ausreden, daß es sich hier um ein wirkliches Liebesverhältniß handle, er macht dem alten Diener ernste Vorwürfe über seinen jugendlichen Leichtsinns, fordert aber, nun es einmal so weit gekommen, daß es auch zu Ende geführt werde, und kurz — aus dem Spaß wird Ernst, Samuel muß, mag er wollen oder nicht, die Mariane heirathen.

Gbenso ergöglich sind auch die übrigen Scenen, und wir können das ganze Buch nicht nur zum Lesen, sondern sogar auch Theaterdirectoren zum Aufführen empfehlen, da die Sprache, selbst wo sie plattdeutsch ist, überall verständlich geblieben.

Was Fritz Reuter aber besonders charakterisirt, das ist die Harmlosigkeit seines Scherzes, der nirgends über die Grenze des gemüthlichen Spases hinausgeht. Reuter ist überall ein liebenswürdig-anspruchloser, herzlich-anspruchender Schriftsteller, und um so mehr muß es uns befremden, wenn Groth in seinen Briefen in so wenig harmloser, in so erbitterter Weise über einen Mann herfällt, dem es keinen Augenblick eingefallen ist, dem Dichter des „Quickborn“ den Rang streitig zu machen. Ueberhaupt muß es uns wunder nehmen, wie wenig Gnade die übrigen Schriftsteller in plattdeutscher Mundart vor Groth's Richterstuhl finden. Man sollte fast glauben, er fürchte jede Concurrenz, denn Anerkennung finden eigentlich nur zwei, viel allerdings seinem Ruhme keinen Abbruch thun werden: rinigermassen der verstorbene Foote Hoiffen Müller, dessen ganz vorzügliche Gedichte wir im ersten Artikel besprochen haben, und außerdem besonders die Gedichte der geisteskranken A. W., welche noch dazu Klaus Groth gewidmet sind. Wie hoch wir Groth's Talent schätzen und ihn als Dichter achten, haben wir deutlich genug früher ausgesprochen, aber „die Kunst ist frei“, und wir können kein Gottsched'sches Dictatorium gebrauchen, das uns die Flügel bindet. Wie weit der Dichter des „Quickborn“ in dieser Beziehung geht, das beweist auch seine Forderung in Betreff der plattdeutschen Orthographie, auf die wir zum Schluß der Besprechung dieser fünf Nummern kurz eingehen wollen.

Das anderere Buch von Reuter, „Rein Hüsung“ (Hüsung heißt zunächst: Wohnung, dann auch: Niederlassungsrecht), ist recht eigentlich geeignet, sich unter dem Volke Mecklenburgs freundliche Aufnahme zu erwerben, da der Dichter mit dem ihm eigenen sichern Gefühl, volksthümliche Stoffe zu ergreifen, das hier einen Gegenstand zum Vorwurf gewählt hat, der für die mecklenburger Verhältnisse leider so charakteristisch ist. Die abhängige Lage der Landleute, das unnatürliche Verhältniß zwischen Herr und Knecht, das eigentlich von der

Leibseigenschaft nur mehr durch den Namen unterschrieben ist, dieses ist das Grundthema der idyllischen Erzählung. Daß es da nicht mehr lustig hergehen kann, daß da dem sonst unerschöpflich heitern Reuter selbst der Humor vollständig ausgeht, wen wird es wundern? Zumal wenn er hört, daß der Dichter nicht der Mann ist, der nur volksthümlich schreibt, weil er auf das Volk speculiert, sondern der von Liebe und wackerem Eifer für die Verbesserung der Lage seiner Landsleute erfüllt ist. Das beweist die Wärme der Darstellung durch das ganze Buch, seine offene Parteinahme gegenüber dem Junkerthum, die allerdings den Verfasser bisweilen zu einigen Schroffheiten verleitet hat. Wer offenen Sinn und ein warmes Herz für das Volk hat, dem dürfen wir das Büchlein, das in seinem Kerne eine socialistische Tendenz birgt, empfehlen; aber auch der Freund spannender Erzählungen und malerischer Bilder und Scenen wird dem Buche sicherlich Geschmack abgewinnen. Reuter's Schilderungen zeichnen sich vortheilhaft aus, sie gelingen ihm immer, sie sind plastisch, anschaulich, warm, lebendig und was die Hauptsache ist wahr.

Die Verfasserin des dritten Buchs: „In poa Blomen ut Annmarieel Schulten ehren Woahn“, das von Friz Reuter herausgegeben, ist offenbar ein eminentes Talent, dem selbst Groth seine Anerkennung nicht versagen kann. Die Gedichte sind einfach, herzlich und naiv, ohne gerade gedankenreich zu sein. Aber das will auch die Dichterin nicht; sie gibt sich wie sie ist, wie sie denkt und empfindet, wenn die schreckliche Krankheit, welche schon seit Jahren ihren Geist so sehr zerrüttet hat, „die sie fern hält von ihrem an häuslichem Segen reichen Kreise und sie außer Stand setzt, den Pflichten als Gattin und Mutter zu genügen“, einmal nachläßt und qualfreie, lichte Momente ihr ein klares Denken gestatten. Die Gedichte haben durchaus nichts Krankhaftes, obwohl sie aus unglücklichem Herzen gequollen sind, aber Ergebung in den Willen des Himmels und ruhiges Dulden treten uns überall aus den eigentlichen Empfindungsliedern entgegen. Ein edles zartbesaitetes Frauenherz erkennen wir auf jeder Seite des Buchs, das aber selbst unter den schrecklichsten Leiden sich einen freien, offenen, ja mitunter gar heitern Sinn bewahrt. Zu den schönsten Gedichten der Sammlung gehören die vielen Bilderchen aus dem Naturleben: „Vagelleed“, „Sparlings bi dei Schün“, „Dubenmutter“ u. s. w. Wir können das Buch wol nicht besser empfehlen, als wenn wir hier die wenigen Worte Groth's, dem das Buch gewidmet ist, hinzufügen, die wir in seinen „Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch“ finden:

Ich las wirklich zum ersten mal (!) ein plattdeutsches Buch mit Vergnügen; der Geist, in dem es geschrieben, wie die Form, in die er sich gießet, sind ansprechend, sind anmuthig. Die Frau schreibt einfach, wie ihr ums Herz ist, und schreibt das so treuherzig, wie man es nur im heimlichen Stübchen der Mutter, dem Liebsten, dem Kindchen oder dem Vater dort oben aussprechen kann, es ist immer wie Rosen oder Weib, oft auch das herzliche Lachen oder Weinen, wie es das vertraute Ohr gewohnt ist. Sie künstelt sich nirgends erst einen Geist oder ein Gefühl oder eine Stimmung an, weder eine hohe noch eine rohe, um

dann dafür maßsam Worte und Reime zu suchen, aber sie hat Geist und Gefühl und spricht sie aus oft tief erschütternd.

Die unter dem Titel „Aus dem Volk für das Volk“ erschienenen plattdeutschen Stadt- und Dorfgeschichten von Brindmann (Nr. 4) sind ebenfalls höchst ansprechende Erzählungen für das Volk, dem sie dadurch noch mehr zugänglich gemacht sind, daß sie einzeln in kleinen Heftchen zu sehr billigem Preise verkauft werden. Möchte ihnen das zu der weiten Verbreitung verhelfen, die sie ihrem gesunden Inhalte und der bequemen heitern Form nach beanspruchen dürfen. Besonders anziehend ist das erste Heftchen: „Dat Brüden geiht üm“, das eine Umarbeitung des bekannten lustigen Märchens vom Igel und Hasen enthält. Wir stimmen ganz mit den vom Verfasser im Vorwort gemachten Aussetzungen an der bisherigen Fassung der Fabel und danken ihm für die Aenderung, wodurch der Schluß des Schwanks harmlos und sittlich gerechtfertigt erscheint. Weniger verständlich, obgleich treffend und spannend ist die zweite Erzählung: „Kaspar Dym un id.“ Bei Anwendung der vielen semännischen Ausdrücke, welche auch ein Glossar nothwendig gemacht haben, und denen sich noch manche englische und französische Wrasen beigegeben, hat doch der Verfasser zu wenig auf das Volk Rücksicht genommen, dem das Verständniß der an und für sich schon nicht so leicht zu lesenden, weil ungewohnten plattdeutschen Schrift auf jede mögliche Weise erleichtert, nicht aber erschwert werden mußte. Das auf der Rückseite des zweiten Heftes in Aussicht gestellte dritte Heft, enthaltend „Dat Leuschen von den Häßt und den Voß“, das wol wiederum in dem Genre der ersten Erzählung gehalten sein möchte, ist uns nicht zugänglich, auch wissen wir nicht, ob der Verfasser seine Geschichten fortgesetzt hat. Wenn es aber geschehen, und die fernern Geschichten in der Weise wie die erste zugänglich und einfach sind, so werden wir sie als einen beachtungswerthen Zuwachs der Volksliteratur begrüßen.

Besondere Berücksichtigung und Theilnahme verdient das „Allgemeine plattdeutsche Volksbuch“ von Raabe (Nr. 6), das eine in der That sehr reichhaltige Sammlung aller im niedersächsischen Volke umgehenden Märchen, Schwänke, Volks- und Kinderreime, Sprichwörter und Räthsel enthält. Fleiß und Sorgfalt des Herausgebers verdienen unsere volle Anerkennung, und wissen wir wol die große Mühe zu schätzen, welche die Sammlung beanspruchte, namentlich da sie eigentlich die erste ist. Besonders vollständig ist die Sammlung von Sprichwörtern, und haben wir bei sorgfältiger Prüfung fast kein einziges der uns bekannten vermisst, obwohl Schreiber dieses Schleswiger ist und um so eher voraussetzen durfte, daß dem Verfasser als Mecklenburger manche Sprichwörter aus seiner nördlichen Heimat möchten unbekannt geblieben sein. An Sprichwörtern aber ist schwerlich ein Volk so reich als das plattdeutsche, und immer sind sie, wenn auch derb, zutreffend und schlagend und der Humor in ihnen unverwundlich. Außer der Sammlung von Sprichwörtern und Volksliedern, denen sich auch

eine Darstellung von „allerhand olle Gebrüke un Awer-glomen“ zugesellt, finden wir hier nicht nur Bruchstücke aus alten plattdeutschen Schriftstücken, so „Ut dei Riken predigt“ des berühmten Predigers Jobst Sackmann (gestorben 1718), aus „De vier olle beräume Scherzgedichte“ von Lauremberg, und Pieder, die wir noch oft von unsern Großältern haben singen hören, sondern auch die besten und volksthümlichsten von Klaus Groth, das reizende Idyll „De Fahrt na de Isebahn“ von Sophie Dehlesse, das 1850 zuerst im „Volksbuch für Schleswig-Holstein und Lauenburg“ erschien, in Holstein für die plattdeutsche Literatur epochemachend wirkte und als Vorläufer des „Quickborn“ betrachtet werden kann, ferner Pieder von Bornemann, Neuter u. a.

Das ganze Buch ist eine dankenswerthe Gabe und verdient die weiteste Verbreitung; nur eins war uns bedenkenregend, der Titel „allgemeines“ plattdeutsches Volksbuch, da die Sprache desselben ausschließlich auf den mecklenburger Dialekt beschränkt ist, und der Herausgeber zum offenkundigen Nachtheil der Gedichte Groth's und anderer Nichtmecklenburger diese in mecklenburger Mundart übertragen hat.

Wir kommen damit aber auf einen Tadel, den wir sämmtlichen fünf hier besprochenen Büchern nicht erlassen können und der besonders die Orthographie betrifft. Ohne Zweifel haben die plattdeutschen Schriftsteller in Mecklenburg am meisten den Volkston getroffen und sind ihre Gedichte, wenn auch von weniger hochpoetischem Fluge als die der Holsteiner und des Ostfriesen Müller, weit mehr volksthümlich, verständlich und einfach, wenn die Dichter sich nur dazu verstehen wollten, einmal ein kleines Wörterverzeichnis beizufügen und zweitens nicht einer so ungeheuerlichen Orthographie zu huldigen. Die Mundart der Mecklenburger ist die weichste, die Laute in ihr sind am meisten verwischt und daher am wenigsten mit der gewöhnlichen Aussprache der hochdeutschen Schriftzeichen übereinstimmend. Ein allgemeines plattdeutsches Volksbuch ist offenbar keineswegs auf Mecklenburg allein berechnet, aber auch selbst da kann das Bestreben, den Laut genau durch Schriftzeichen wiederzugeben, nur zu Irrungen und Missverständnissen Anlaß geben. Zudem war es aber auch gar nicht nöthig und würde eine dem Stamme folgende Schreibung der Wörter durchaus denselben Zweck erfüllt haben. Um nicht zu weit abzuschweifen, sei es uns an einem schlagenden Beispiele gestattet, unsere Meinung zu vertheidigen. Die reine und richtige Aussprache des Buchstaben *r* durch rasches zitterndes Anschwellen der Zungenspitze gegen den Gaumen und die obere Zahnreihe ist, wie überhaupt in Deutschland, besonders den Norddeutschen fast unmöglich, als Ersatz dient ein schnarrender Laut im Kehlkopf. Je mehr dieser sich von dem richtigen Klange des *r* entfernt, um so mehr nähert er sich dem vocalischen Laute des *a*. Bei dem Mecklenburger ist er nun fast ganz zum *a* geworden, aber nichts berechtigt darum die Schriftsteller in dieser Mundart, das *r* durch *a* zu ersetzen, wenn dadurch die Unverständlichkeit so bedeutend erhöht wird, wie es geschieht. Wer denkt bei „Via“ noch an

den Plural von „Pierd“ (Pferd), wer bei „goa“ an „gor“ (gar). Die Nothwendigkeit zwang keineswegs zu dieser Abweichung, denn den Mecklenburger selbst befremdet die Schreibung, da er es sich nicht einfallen läßt, er spreche kein *r*, wenn er statt dessen *a* tönen läßt; er spricht das Schluß-*r* immer so, und würde also durchaus seinem Dialekte gemäß richtig *Via* lesen, wenn auch „Pier“ geschrieben steht. Wir geben es den mecklenburger Schriftstellern zu bedenken, wie sehr sie durch ihre Eigenthümlichkeit in der Rechtschreibung der Verbreitung ihrer Schriften schaden, wollen aber hier auch zugleich allgemein warnen vor jeder zu genau nachahmenden Darstellung der Laute durch Schriftzeichen, damit nicht eine heillose Verwirrung eintrete. Die plattdeutschen Mundarten sind enge verwandt, die ostfriesische und holsteinische z. B. gar nicht so sehr verschieden, aber ewig werden sie getrennt und einander fremd bleiben, wenn immer der eigentliche Laut jeder Landschaft durch Schriftzeichen soll wiedergegeben werden, was noch zudem überall nicht möglich ist. Wer kann sagen, was die Folge wäre, wollte der Schwabe, der Sächse, der Berliner, der Holsteiner das hochdeutsche Wort schreiben, wie er es ausspricht? Vor allem verwerflich aber und wenig volksthümlich ist es, wenn gar neue Zeichen in die Schrift hineingebracht werden, welche die hochdeutsche Schrift nicht kennt, die von Nachbarvölkern entlehnt werden und doch zu nichts nützen. Dahin gehört die Anwendung des dänischen *æ*, eines eigenthümlichen, aus *a* und *e* vereinigten Schriftzeichens, oder des *é* mit der französischen Gebille. Beides findet sich in der Groth'schen Orthographie, scheint uns aber durchaus unstatthaft, wenn man bedenkt, daß das Volk in Norddeutschland an und für sich schwer hochdeutsch, noch schwerer das ungewohnte Plattdeutsch liest, und nun sich mit ganz neuen und fremdartigen Schriftzeichen abplacken muß, die es schwer begreift und erlernt, die auszusprechen es sich vergebens abmüht, und nicht ahnt, daß es sich hier um einen Laut handelt, den es täglich über die Zunge bringt, der sein ganz eigentliches Eigenthum ist. Wenn daher Groth in ziemlich dictatorischer Weise Professor Wiggers wegen der von ihm erfundenen und befolgten Rechtschreibung maßregelt und fragt: „Ich frage jeden plattdeutschen Schriftsteller aufs Gewissen (!), ob er wirklich die ganze Sache vorher durchdacht hat, ehe er von der Schreibung, wie Müllenhoff und ich sie wohlüberlegt nun doch einmal als die ersten, die die Arbeit thun mußten, festgestellt haben“, und weiter: „Warum weicht also Wiggers von uns ab?“ so antworten wir, wenigstens soweit uns als Herausgeber des „Plattdeutschen Volkskalenders“ diese Frage angeht, in aller Bescheidenheit: daß wir uns von der Nichtigkeit der nur halb an den Stamm, nur halb an die Aussprache angelehnten, daher unzuverlässigen Schreibweise nicht haben überzeugen können, daß wir nicht Lust hatten, neue Schriftzeichen einzuführen, welche in den deutschen Officinen fehlen, und zu deren Anschaffung sich die Verleger nicht immer verstehen, daß wir aber auch den plattdeutschen Lesern, auf welche zunächst doch die Schriften berech-

net waren, nicht zumuthen mochten, ihre alltäglichen Laute durch fremde unverständliche Zeichen vorgeführt zu sehen, und daß endlich die Bezeichnung in der Groth'schen Orthographie möglicherweise für seine, die ditmarsche Mundart, ausreichen mag, die abweichenden Laute der übrigen Dialekte aber eine von jenen unabhängige Bezeichnung verlangen. Der Laut zwischen *ä* und *ö* z. B., den Groth durch das dänische *æ* bezeichnet, findet sich fast nur im ditmarscher Dialekt, wozu sollten wir denn das neue Schriftzeichen einführen? Für den Laut hingegen zwischen *ö* und den zwischen *oi*, *ei* und *ee*, die fast allen Plattdeutschen angehören (grön, spr. fast groin; iß weet, spr. fast weit), bietet Groth uns keine Zeichen; kann da seine Orthographie genügen?

6. Achtern Aven, eber: Plattdätsches Balkbol för Rinner un ole Lüü. Lohovstakt un ut egen Fabrik von A. R. F. Augustiny. Glensburg, Herzbrach. 1857. 8. 12 Ngr.
7. Norddätsche Stippstörken un Legendchen. Von Ludwig Schulmann. Zweite Auflage. Hildesheim, Biele. 1858. 16. 12 Ngr.
8. Rösschen Drieswart in Hamburg. En plattdätsch Rymels as'n lütjen Gress för plattdätsche Lüüß von Hans Dusen'schön. Altona, Verlagsbureau. 1857. 8. 2 Ngr.
9. Hauslachten Drieswart. En Rymels to'n Pläßer von Hans Dusen'schön. Altona, Verlagsbureau. 1857. 8. 2 Ngr.
10. Snad und Snurten ut de Spinnstuv. Plattdeutsche Dorfgeschichten in ditmarscher Mundart von Th. Piecing. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1858. 8. 1 Thlr.
11. Ditmarscher Gedichte. Plattdeutsche Poesien in ditmarscher Mundart. Von Johann Meyer. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1858—59. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
12. Plattdätsche Volksalennen för 1858. Herausgehn von Friedrich Dör. Mit 8 Holzschnen. Leipzig, Voigt und Günther. 1857. 8. 10 Ngr.
13. Derselbe für 1859. 2. Jahrgang. Mit 6 Holzschnen. Leipzig, Voigt und Günther. 1858. 8. 10 Ngr.

„Achtern Aven“ von Augustiny (Nr. 6) ist ein gar wunderliches Buch; wunderbar ist schon die Bemerkung auf dem Titel „Lohovstakt un ut egen Fabrik“, denn abgesehen davon, daß der Ausdruck „ut egen Fabrik“ durchaus fremd und unplatt ist, nimmt es sich doch gar zu seltsam aus, wenn der Verfasser seine eigene Dichtung Fabrikarbeit nennt. Allerdings hat er damit den Nagel auf den Kopf getroffen, denn was in dem Buche Original des Verfassers ist, gehört zu den traurigen Veräbnereien, deren uns heutzutage so oft begegnen. Es sind recht erbärmliche Versuche, Prosa in Reime zu kleiden, ohne allen Schwung, platt und dürftig, dazu aber auch in einer Sprache, die nur als Uebersetzung aus dem Hochdeutschen zu betrachten ist. Noch mehr hat der Verfasser fehl gegriffen in den Uebersetzungen. Hier finden wir nicht nur eine wörtliche Uebersetzung des Vaterunsers, von dem der ganz unplatte, weil fast aus lauter Abstracten bestehende Schluß lautet: „An söhr uns nich in Versöfung, sonnern erlös uns von dat Böse! Denn dien is dat Niek un de Kraft un de Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen“; ferner alte längst abgethane Fabeln von Pfeffel, Lichtwer u. s. w., sondern auch — sollte man es glauben? — „En Nährken: Phi-

lemon un Baucis, nach Dribs Verwandlungen, Buch VII, V. 625—724“ in ungeheuerlichen Hexametern. Beachtung verdient übrigens die Zugabe von Volksliedern und Sprichwörtern, sowie die Sprachproben, Uebersetzungen des Gleichnisses vom Säemann ins brandenburgische, rheinische, aachener, mecklenburgische und holsteinische Plattdeutsch, die zu einigen interessanten Vergleichen und Beobachtungen Anlaß geben könnten, wenn es nur — was wenigstens in der holsteinischen Uebersetzung nicht der Fall ist — richtig übersetzt wäre. Interessant ist endlich der Dialekt des Buchs, der dem mittlern Lande von Südschleswig, dem sogenannten Stapelholm, angehört, dessen besonders auffällige und von den übrigen Dialekten abweichende Eigenthümlichkeit in der Bildung des Imperfectums durch die Endung „er“ besteht (ich lew, ich liebe, ich lewer, ich liebe). Dem Buche ist ein Abschnitt „Sprachliches“ beigelegt; indessen hütet man sich, dem unpatriotischen Verfasser zu glauben,

daß der Einfluß unverkennbar sei, den die Nachbarschaft des Dänischen auf das Plattdeutsche ausübt. Viele Satzverbindungen und Wörter sind rein dänischen Ursprungs und die Dänischen häufen sich, je weiter nach dem Norden. Zwei Meilen nördlich von Schleswig ist der Zischlaut *sch* meist in *st* übergegangen; das dänische Hülfszeitwort „blive“ wird für „wardn“ gebraucht, „af“ für „von“ u. s. w.

Die plattdeutsche Sprache hat von der dänischen nichts gelitten, höchstens könnte man das vom Platt des mittlern Schleswig sagen, aber was will das bedeuten, wenn man bedenkt, daß in der Stadt Schleswig selbst noch gar kein dänischer Einfluß ersichtlich, das Plattdeutsche selbst aber vier Meilen nördlich von dieser Stadt, in Glensburg, überall seine Endschafft erreicht, während das eigentliche große plattdeutsche Gebiet, ganz Norddeutschland, nichts vom Dänischen weiß. Et für *sch* ist allgemein in Westfalen und Ostfriesland, und „bliben“ statt „werden“ ist plattdeutsch, was der allgemeine Gebrauch von „dat bliben“ (tot werden) für „sterben“ beweist.

Nichtiger wäre eine Bemerkung über den in der That unverkennbaren Einfluß des Plattdeutschen auf das Dänische, das überhaupt ja ursprünglich zum größten Theil Plattdeutsch ist. Dänisch wird eigentlich nur auf den Inseln und in der nördlichsten Hälfte Jütlands gesprochen; das Dänische im südlichen Jütland ist den Inselndänen fast unverständlich, weit mehr hingegen dem Plattdeutschen zugänglich, und das sogenannte Dänisch in Nordschleswig, das die Dänen so sehr betonen, um daraus einen Schluß auf die Nationalität zu ziehen, ist vollends ganz eigentlich plattdeutsch im Stamm, dänisch nur in seinen Endungen.

„Die norddätschen Stippstörken un Legendchen“ von Schulmann (Nr. 7) sind freundliche, reizende Bilderchen, zum Theil den Spukgeschichten angehörig, die man sich im „Schummern“ (in der Dämmerungszeit) vor dem Kamin zu erzählen pflegt. Der Dialekt ist der der Gegend um Hildesheim, vielfach allerdings bereits durch hochdeutschen Einfluß corrumpt, dennoch aber weich und zutraulich, ganz im Charakter des Plattdeutschen. Sicherlich sind die Geschichten zum großen Theil solche, welche der

Verfasser sich als Kind von der Großmutter hat erzählen lassen und die noch in seiner Heimat umgehen; aber auch das verdient ihm zum Dank angerechnet zu werden, wenn er auf solche Weise beigetragen zur Sammlung des großen Schatzes von Volkspoesie. Für die Güte des Büchleins spricht auch die rasch erfolgte zweite Auflage.

Nur um gänzlich den vor uns liegenden Haufen plattdeutscher Bücher zu räumen, nennen wir die beiden unter Nr. 8 und 9 genannten Bücher: „Rötschen Drieswart“ und „Huusknachten Drieswart“ von H. Dusen schön, deren Besprechung im übrigen sich nicht der Mühe lohnt. Es ist die fadeſte Verdmacherei von Hinz und Kunz, Leierkastenverse, Verse, die alle sich dem Gesehe: Nim bj oder id fret di! haben beugen müssen. Daß von solchen Blättern (jedes der beiden Gedichte besteht aus nur einem halben Bogen und ist ohne Umschlag) auch nur ein einziges Exemplar verkauft werde, sollte man kaum denken, und doch werden sie überall verbreitet. Es ist das ein trauriger Beweis für die Wahrheit, daß selbst noch immer das plattdeutsche Volk seine eigene Sprache nicht achtet, sondern glaubt, daß sie zu nichts Besserm nütze sei als zum Belachen.

Gottlob kehren wir mit Nr. 10 wieder zu den gediegenen Productionen zurück und begrüßen in dem Verfasser der „Snack un Snurren“, Th. Piening, ein nicht unbedenkendes Erzählungstalent. Es ist die echt gemüthliche behäbige Natur des plattdeutschen Landmanns, die uns hier aus dem Buche anspricht, doch will uns die Sprache und Art der Darstellung weniger an die Spinnstube, wie der Verfasser will, sondern an den geselligen Tisch beim dicken Bierwirth im Dorftruge gemahnen. Die ganze langsame Geschwägigkeit, das breite Sichgehenlassen in der Ausführung des Details, das finden wir ganz so wie in der Landsschenke. Daher aber müssen wir auch unbedingt annehmen, der Verfasser hätte ganz dasselbe auf nur halb so viel Seiten sagen können; aber das ist kein Tadel, gerade die Umständlichkeit der Erzählung liebt der Plattdeutsche bei aller Kürze des Ausdrucks, die ihm sonst eigen ist, und Piening hat daher sehr glücklich den rechten Ton getroffen. Die Stoffe in den einzelnen Erzählungen gewinnen wegen ihrer Neuheit, Natürlichkeit und wegen des Reichthums an Erfindung sofort unser Interesse, und der frische Humor, die verbe, aber gutmüthige Ausdrucksweise erhält uns in Spannung. Die Erzählung „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut“ hat am meisten unsern Beifall, weil es ihr auch nicht an Wärme der Empfindung fehlt, doch sind auch die übrigen ansprechend, besonders „De Felbtog na Brunsbüttel“, worin uns ein heiteres Stück aus der dithmarscher Chronik von 1848 vorgeführt wird. Dankenswerth ist auch der mit Geschick, Kenntniß und Fleiß gearbeitete „Uebersicht der plattdeutschen Grammatik“, der nebst einem reichhaltigen Wörterverzeichnis den Schluß des Buchs bildet; nur hätten wir lieber gesehen, wenn der Verfasser die große Menge von Termini aus der grammatischen Schule vermieden, und statt der Wörter „Cardinalzahl, Geminatton, Elision“

u. s. w. die ebenso üblichen, dazu verständlicheren deutschen Namen angewendet hätte. Wir müssen hier, wie fast bei allen Büchern, den Mangel an volksthümlichen Bestrebungen für das allgemeinere Verständniß beklagen und tadeln. Fast überall will es uns scheinen, als schrieben die guten Leute nicht für das plattdeutsche Volk, sondern für die Freunde der plattdeutschen Sprache unter den gebildeten Hochdeutschen, und doch wissen wir, wenigstens ist uns das von verschiedenen Seiten in Betreff unserer Kalenders mitgetheilt, daß die plattdeutschen Bücher gerade besonders vom Volke und zwar auch von der Klasse, bei der man sonst nur höchstens Bibel und Gesangbuch fand, gekauft und mit Freude gelesen werden.

Nachdem wir so die vor uns liegenden plattdeutschen Bücher besprochen, bleibt uns noch eins übrig, das wir um so weniger übergehen dürfen, als es allseitig mit dem größten Beifall aufgenommen ist, ich meine die „Dithmarscher Gedichte“ von Johann Meyer, (Nr. 11) den wir bereits in unserm ersten Artikel, ehe noch die Sammlung erschienen war, nach einigen Proben als einen talentvollen Dichter bezeichneten. Die nun gegen Ende des vorigen Jahres erschienene Sammlung hat nah und fern die größte Anerkennung, in Norddeutschland jubelnden Beifall gefunden und verdient auch in der That eine solche Auszeichnung. Wir stehen nicht an, Meyer, wie es bereits von anderer Seite geschehen, Groth an die Seite zu stellen und ihn neben Groth, Müller und Reuter, die bisher das Bedeutendste in der neuplattdeutschen Literatur produziert haben, als ebenbürtig zu rangiren. Meyer's Gedichte sind ganz eigentlich aus dem Volksleben seiner Heimat geschöpft, und wenn dabei manches mit unterläuft, das mit den Gedichten seines Landmannes Groth nach Inhalt und Form Aehnlichkeit hat, so wolle man nicht an Nachahmung denken. Der Grund dieser Aehnlichkeit liegt einzig darin, daß, wie Fr. Hebbel in der „Wiener Zeitung“ weiter ausgeführt hat, beide Dichter aus demselben Quell Stoff und Form schöpften. Meyer's Gedichte sind durchaus originell, jedes einzelne aus dem Herzen gestossen, und zugleich der echt volksthümliche Ausdruck eines einfachen, hiebrn Holstenherzens, nirgends Er künsteltes, Verschrobened, sondern alles tief, aber immer ohne Sentimentalität empfunden, klar gedacht und rein und schön zu Tage gefördert. Vorzüglich gelangt dem Dichter das einfache Lied, in den Proben desselben finden wir all das Harmlos-Neckende, das Breitbehäbige, das Verbanschauliche wieder, welches das Leben und die Sprache des Plattdeutschen charakterisirt. Zu den vortrefflichsten humoristischen Stücken zählen wir: „Sinnert-Ohm oppen Rieler Umslag“, „Hans Narr“ u. a. Indes beschränken wir uns auf diese kurze Besprechung, und erlauben uns nur noch zur Empfehlung nachstehendes Lied: „Mobergraff“, unsern Lesern aus der Sammlung vorzulegen:

Hier plödt mi so keen Rosen af
Un tre der nich op hin;
Dit Graff dat is en helli Graff,
Min Mober slöppt darin.

Min Moder, de mi hödt un dragh,
De mi dat Leven dahn,
Min Moder, de mi hödt un sogn,
Mit Hartblot un mit Thran.

So gut weert doch keeneen as du
Mit all din Lev un Leid!
Du brave Fru — du gude Fru,
Slap still in Seligkeit!

Mit Thran begot id düsse Sted,
Hier heff id braken legn,
Hier heff id luet, hier heff id bed
Un lut na'n Himmel schregn.

Dit Graff dat is en helli Graff;
Min Moder slöppt darin!
Hier blöck mi so leen Resen af
Un tre der nich ey hin.

Daß sich der Meyer'schen Lieder, die so viel Sangbares enthalten, auch die Musen bemächtigen werde, war zu erwarten; und in der That sind in diesen Tagen bei Granz in Hamburg bereits fünf dieser Lieder in trefflicher Composition von Serpentin erschienen, denen sich von demselben Componisten in nächster Zeit ein Heft für Männerquartett anreihen wird.

Wir dürfen aber auch einen Tadel nicht verschweigen, zumal da er das Grundübel der neuern plattdeutschen Poesie betrifft. Meyer hat nämlich einmal gleich Groth den griechischen Hexameter angewendet, eine Form, gegen die sich nun ein für allemal die plattdeutsche Natursprache sträubt (wenigstens ist uns noch kein gesunder Hexameter im Plattdeutschen zu Gesicht gekommen); dann aber auch hat Meyer, soviel wir wissen, als der erste, sich Groth in der von uns oben gerügten Orthographie angeschlossen, die dem Verständniß so wenig als möglich entgegenkommt und daher nicht geeignet ist, dem Volke die Lectüre zugänglich zu machen. Wir hoffen, daß J. Meyer ferner davon zurückkommen und wenigstens alle ausländischen Lautbezeichnungen als überflüssig und irreführend aufgeben werde.

Bei den meisten plattdeutschen Dichtern haben wir den Mangel an Rücksicht auf einen Leserkreis unter dem Volke, auf dem Lande, unter den eigentlichen Plattdeutschen tadelnd hervorheben müssen. Und in der That, wenn auch die Bücher viel von den Landleuten gelesen werden, so bleibt doch dem Holsteiner das Buch des Mecklenburgers und umgekehrt unverständlich. Es fehlte an einem wirklich allgemeinen Volksbuche in plattdeutscher Sprache, und um ein solches ins Leben zu rufen, unternahm Schreiber dieses vor zwei Jahren die Herausgabe seines „Plattdeutschen Volkskalenders“, der in zwei Jahrgängen bereits vorliegt (Nr. 12 u. 13) und von dem infolge der allgemeinen günstigen Aufnahme jetzt der dritte Jahrgang für 1860 sich unter der Presse befindet. Vor allem hüteten wir uns vor jeder dialektischen Färbung; zwar ist das vorangestellte Kalendarium in der Mundart des Herausgebers verfaßt, da er derselben allein hinreichend mächtig ist, aber dabei so allgemein verständlich, daß es auch dem Hochdeutschen ohne Hülfe des Wörterverzeichnisses einen hochdeutschen

Kalender entbehrlieh macht. In der Orthographie stellten wir uns nicht auf besondere gelehrte Grundsätze, sondern ließen jedem Mitarbeiter den für die Bezeichnung seiner dialektischen Eigenthümlichkeit von ihm als nöthig erachteten Laut. Diese Rücksicht war anfänglich nothwendig, wenn uns auch die angewandte Orthographie falsch erscheint; wir wollten, da noch keine Orthographie festgesetzt ist, nicht dictatorisch einschreiten, wünschen jedoch sehr, daß die Mitarbeiter sich einer möglichst einfachen natürlichen Schreibung befleißigen möchten. Indes vermieden wir bereits jede neuersundenen Schriftzeichen. Bei Auswahl des Textes zur Unterhaltung, der mit Holzschnitten illustriert worden, sahen wir auf Volksthümlichkeit, strenge Sinnlichkeit, die für Volkschriften unerlässlich ist, auf frische, feste, humoristische Darstellung, besonders aber auch auf die Vertretung möglichst vieler Dialekte, um das Buch allgemein zu machen. Leider haben wir bisher von Schriftstellern außer Holstein und Mecklenburg wenig Unterstützung, hatten aber doch schon die Freude, Proben des holsteinischen, schleswigschen, nord- und südhannoverschen, bremer, mecklenburgischen und braunschweigischen Dialects bringen zu können. Besonders dankbar haben wir die Sammlungen von Sprichwörtern und Volksliedern aufgenommen, die uns von allen Seiten zugegangen und uns befähigen, den Reichthum derselben allmählich zu allgemeinerer Kenntniß zu bringen. Dem Buche wird jährlich ein ausreichendes Wörterverzeichnis beigegeben. Druck und Format, sowie die Ausführung des Kalendariums stimmt genau mit dem Steffens'schen Kalender.

Lieb wäre es dem Herausgeber, wenn sein Kalender etwas zur Realisirung seines Lieblingswunsches beitragen könnte, daß nämlich schließlich durch Verschmelzung und gegenseitige Ergänzung der Dialekte eine allgemeine plattdeutsche Schriftsprache zu Wege gebracht würde, die nicht die hochdeutsche Schwester verdränge, aber für diejenigen poetischen Stoffe, für die sie mehr als das Hochdeutsche geeignet und auf die sie also ein Recht hat, ein vollkommenes Gewand abgäbe, was keiner der Dialekte allein vermag. Mit diesem Wunsche und der Bitte, die plattdeutschen Schriftsteller möchten sich freizumachen streben von dem blinden Sichbeschränken auf ihren besondern Dialekt und ihre Aufgabe gegenüber dem gesammten plattdeutschen Volke ins Auge fassen, wollen wir schließen. Wir hoffen, daß man uns verstehe, und stellen nur beispielsweise hier die Frage auf, ob es nicht an der Zeit sei, daß der Dichters, der eine unschöne Diminutivendung „ken“, und der Holsteiner, der gar keine hat, die schöne und herzige Endung des Mecklenburgers „ing“ aufnehme (Vadding, Rubbing u. s. w.). Gebe jeder von seinem Reichthume das Beste her, und wir könnten eine ebenso herrliche plattdeutsche Sprache und erringen, wie Luther und seine Zeit die neuhochdeutsche aus den Schätzen der oberdeutschen Dialekte geschaffen. Eine Probe in dialektlosem Plattdeutsch gedenken wir bald einmal in unserm Kalender zu bringen.

Friedrich Wörr.

Ein Roman aus den californischen Goldminen.

Ueberblickt man die Bibliographie der letzten Jahre, so findet man eine Reihe gewisser Namen, die das Publikum mit ihren Werken förmlich in Belagerungszustand versetzen; kaum hat eine die Presse verlassen, so sind auch schon ein paar neue „Wälzer“ da. Gewöhnlich sind diese Opuscula auch in jeder Hinsicht Dampfsproductionen, die, gleichmäßig mit unserm Locomotivjahrhundert, athemlos leuchtend dahergeharrt kommen, um womöglich Aufsehen zu erregen, jedoch oft schneller als die Dampfwolke über dem eisernen Schienenweg sich in ein leeres Nichts auflösen. Diese Welschreiber suchen mit ihren Romanen und Novellen die Damenherzen immer warmer zu halten; hat einer ihrer sentimentalen Amoresos das Malheur gehabt, Hiasco zu machen, so wird in einem neuen Werke rasch ein zweiter vorgeführt, der dem Vollmond in hyperromantischer Schwärmerei das „letzte Dourlé“ vergehen kann. Die Concurrenz wird nicht gesürchtet. Die Criminal- und Verbrechensliteratur, die das jetzige Publikum beinahe lieber genießt als das tägliche Brod, mischt zu der Liebesgeschichte das gehörige Quantum Senf und die gewöhnlichen Leihbibliotheksleser loben und preisen den Autor — 24 Stunden lang; denn nun figurirt schon wieder ein anderer Schriftsteller auf dem Ehrenplatze des Katalogs. So mancher dieser Herren, erst im kräftigsten Mannesalter stehend, hat die Bänderzahl von Goethe's oder Jean Paul's sämtlichen Werken um das Doppelte überholt; sie scheinen sich den Maculaturberges Damas, der damit prahlte 1000 Bände veröffentlicht zu haben, zum edeln Vorbilde zu nehmen. Wie viele Helfershelfer der französische Bücherfabrikant en gros bei seinen Werken beschäftigte, das hat er uns nicht gesagt. Was in ästhetischer Beziehung von derartigen Productionen zu halten sei, hängt natürlich von dem jeweiligen Standpunkte ab, von welchem aus man sie betrachtet. Alle jene, die einem ästhetischen Idealismus huldigen, müssen, ihrem Grundsatz getreu, unbarmherzig das Dammthier über solche Bücher aussprechen. Mehr Gnade dürften diese Autoren vor dem Forum des ästhetischen Realismus finden, wobei man sich mit der Forderung, die Natur blos nachzuahmen, begnügt; jedoch dadurch wird der Künstler oder Dichter blos zum Copisten herabgewürdigt. Das Lob dieser Klasse kann also sehr wenig bedeuten. Wer endlich auf dem Standpunkte des ästhetischen Synthesismus steht, der die goldene Mittelstraße zwischen beiden schroff gegenüberstehenden Fronten machenden Extremen erwählt, die unserer Meinung nach die allein richtige ist, der wird solchen Werken nicht viel Geschmack abgewinnen können, weil sie stets eine gewisse Einseitigkeit zur Schau tragen und allen höhern Kunstsinns bar sind. Es gibt unumstößliche Gesetze und Regeln, die der schaffende Genius bereits Jahrtausende sanctionirt hat; es wirft ein übles Licht auf die Buchstabenritter von heute, daß sie sich darüber gänzlich hinauszusetzen wagen, ohne einen neuen Schlüssel zur Pforte des ästhetischen Himmelsreichs gefunden zu haben — sie schreiben sozusagen vor der Thüre, und tragen hiermit ehrlich das Ihrige dazu bei, die all-gemeine Verwilderung des Geschmacks, die auf dem Stoppelfelde des modernen deutschen Dramas und der Schauspielkunst bereits ihren Gipfelpunkt erreicht hat, auch auf epischem Gebiete bis zur letzten Stufe zu führen. Wer der Kunst neue Gesetze dictiren will, der muß auch Shakespears'che oder Goethe'sche Kraft in den Adern fühlen; jedoch die literarischen Träger eines Zeitalters, das sich auf so viele Abwege verirrt hat, wie unseres, sollten im Gegentheil lieber trachten, ihre eigene Zerfahrenheit und bildnerische Wesenlosigkeit soviel als möglich zu bemänteln, wenigstens eine gewisse Pietät für das Unumstößliche äußern. Es sieht in der deutschen Literatur wahrhaftig jetzt aus wie auf einem Trüdelmarkt: unter französischem Gerumpel und englischem Plunder, das die Uebersetzer in Massen aufreihern, gucken deutsche Originalromane mit der mittheilungswürdigen Miene hervor, gleichsam, als tiefen sie demüthig den Vorübergehenden zu: „Bitte, bitte, liebes Publikum, wende mit einem gnädigen Blick zu! Laß doch einmal Hinen durch filtrirtes Seine- und Themserwasser ver-

derbenten Geschmack eine Radicalcur machen! Ich biete dir deutsche Hausmannsrost, ich garantire dir einen gesunden Schlaf, wenn du dich mir ganz anvertraust — auf Doctorehrenwort! Ich vertreibe dir deinen leihbibliothekarischen Kagenjammer — komm zu mir! Bitte, bitte, liebes Publikum!“ Gerade dieser überbastaft graffirenden Uebersetzungsmanie hat es die deutsche Prosa des 19. Jahrhunderts beinahe größtentheils zu danken, daß sie sich in einem solch verwilderten Zustande befindet. Diese Herren wissen nicht, wie sehr sie bei andauernder Beschäftigung von dem Wesen der fremden Sprache anziehen; fällt es ihnen einmal ein, selbstschöpferisch aufzutreten, so wimmelt es in dem verwahrlosten Stille ihrer Muttersprache von französischen und englischen Constructionen, jedoch die deutsche Grammatik und Syntax kommt dabei zu kurz. Abgesehen davon hat sich eine gewisse Kothheit in die moderne Prosa eingeschlichen, deren Wurzel wol in der ganz und gar materialistischen Denkweise der Autoren zu suchen sein dürfte. Man kann sich kaum der Hoffnung hingeben, daß all diese Uebelstände bald einem geläuterten, edlern Streben weichen werden; alles, was man auch dagegen mit dem besten Willen sagt, kommt einem selbst nicht anders vor wie eine Stimme in der Wüste.

Friedrich Gerstäcker, von dessen bereits bekannten Werken „Die Regulatoren in Arkansas“ und „Die Klüppelratten des Mississippi“ eine neue wohlfeile Stereotypausgabe erschienen ist, hat seinerzeit damit bewiesen, daß er, wenn er sich die gehörige Zeit nimmt, etwas Gutes zu liefern im Stande sei. Er scheint jedoch mit dem letztgenannten Opus als Schriftsteller seinen Höhepunkt erreicht zu haben; denn mit allen später publizierten Büchern ging er entschieden thalab. Eine Kunstschau über sein neuestes Werk:

Geld! Ein californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849 von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, Cotta'sche. 1858. 8. 4 Thlr.

wird uns dies klar und deutlich zeigen. Wenn man auf dem Titelblatte das Wort „Lebensbild“ liest, so erwartet man eben auch, etwas vom Verfasser aus dem wirklichen, realen Leben Geschöpftes zu finden. Aber es geht in diesem Buche, wie wir sozuleich sehen werden, dermaßen romanhast zu, daß der Verfasser besser gethan hätte, das jüngste Kind seiner Muse geradezu einen Roman zu taufen. Man höre: Die deutsche Brigg „Leontine“ aus Hamburg bringt eine Schar von Abenteurern, Europamüden u. s. w., kurz, eine sehr gemischte Gesellschaft, deren Mitglieder beinahe alle die Absicht haben, ihr Glück in den Goldminen zu versuchen, nach Californien. Eine Ausnahme hiervon macht der Amerikaner Hattson, ein junger Mann sehr träumerischer Natur, der, wie er vom Verfasser gezeichnet oder besser gesagt verzeichnet ist, zehnmal eher für einen über seine philosophischen und psychologischen Universitätsstudien grübelnden Deutschen, als für einen kräftigen Amerikaner gehalten werden könnte. Mrs. Hattson war zwei Jahre früher in England mit einem jungen Manne verlobt, den sie von Herzen liebte. Seemann vom Fach, wollte er nur noch vor seiner ehelichen Verbindung eine Reise nach Ostindien machen, als die Braut die Schreckensnachricht erhielt, daß sein Schiff gleich beim Auslaufen aus der Themse auf den Goodwin Sands verunglückt und mit Mann und Maus untergegangen sei. Der Schmerz um den Bräutigam wirft das gefühlvolle Mädchen auf das Krankenlager, worauf ihr Vater, verschiedenartiger Verhältnisse wegen, nach Valparaiso mit ihr geht, wo ihm Mr. Hattson wesentliche Dienste leistet und die Tochter endlich seiner Verwerbung um ihre Hand nachgibt. Kaum getraut, erhält sie einen Brief, der ihr das Blut in den Adern erstarren macht, denn sie erkennt bei dem ersten Blick Charles', ihres vorigen Bräutigams Hand. Er wurde nach jener unglücklichen Katastrophe von einem amerikanischen Schooner gerettet, welchen ein tagelang dauernder Nordoststurm verbinde, Charles ans europäische Ufer zu setzen. Als er den Aufenthalt seiner Braut entdeckt, ohne jedoch von ihrer ehelichen Verbindung auch nur das Geringste zu wissen, gibt er ihr brieflich die Versicherung seiner unwandelbaren Liebe

und schließt mit der Bemerkung, daß er diesem Briefe auf dem Fuße folgen werde. Die Neuvermählte zeigt sogleich diese Inschrift ihrem Gatten und schreibt mit zitterndem Herzen an Charles den Scheidebrief des letzten Lebenswills, Hatson ewige Treue versprechend. Trotzdem bemächtigt sich seit diesem Tage ihres Mannes eine eigenthümliche Unruhe; das Gespenst der Eifersucht verläßt ihn nicht mehr bei Tag und Nacht; er gerberdet sich wie einer, der von stillem Wahnsinn ergriffen worden ist. In einer sein Nervensystem beinahe aufreibenden Angst fordert er seine junge Frau dringend auf, mit ihm in ein anderes Land zu fliehen, damit Charles, wenn er Valparaiso erreicht, sie nicht mehr hier treffe und hiermit überhaupt die Idee aufgebe, die Geliebte je wiederzusehen. Um seine Gemüthsruhe hoffentlich für immer herzustellen, willigt Mrs. Hatson augenblicklich ein und so kommen sie mit der Brigg „Leontine“ nach San-Francisco. Auffällig war ihr jedoch, daß ihr Gemahl die Vorbereitungen zur Abreise sehr geheimnißvoll betrieb. Endlich gestand er ihr, daß er fürchte, Charles würde ihnen doch nach Californien folgen; er versuchte deshalb, ihn auf eine falsche Fährte zu locken. Es lag nämlich gleichzeitig ein anderes Schiff, nach Sydney in Australien bestimmt, im Hafen von Valparaiso; ein Brief, für Charles zurückbleibend, meldete ihm, daß sich das junge Ehepaar nach Neu-Holland eingeschifft hätte. In San-Francisco im Union-Hotel eine Wohnung suchend, trifft Hatson mit seinem alten Bekannten Siftly, einem ganz verworrenen Subjecte, zusammen, welcher als Gauner in den Spielhöllen Californiens, wo bei Karten, Würfeln und Roulette Betrug, Mord und Todtschlag an der Tagesordnung sind, eine große Rolle spielt. Er verlockt auch Hatson daran theilzunehmen, der sich jedoch, nachdem er fünfzig Dollars Lehrgeld gezahlt hat, von der Schule des Lasters fern hält. Trotz dieses zurückhaltenden Benehmens faßt der Gauner Hatson scharf ins Auge. Die Frage des letztern, ob man hier am Plage Fremdenlisten einsehen könne, macht Siftly stutzen; er ist schlaue genug dem Gemüthskranken sein Geheimniß abzulocken. Dieser will hierdurch in Erfahrung bringen, ob Charles Wolway nicht bereits mit einem oder dem andern Schiffe hier angekommen sei, worauf ihm Siftly den freundschaftlichen Rath gibt, er möge Charles, falls er sich noch einmal bei seiner Frau blicken ließe, Knall und Fall über den Haufen schiefen. Der Gefürchtete erscheint wirklich, ohne nur die leiseste Ahnung davon zu haben, daß sich seine vorrige Braut derzeit in San-Francisco befindet. Hatson kündigt seiner Frau nach einer heftigen Scene an, daß er schon morgen Anhalt treffen wolle, von hier abzureisen. Siftly, der gemeinschaftlich mit dem Orgauner Smith und einigen andern in einem Spielzettel Bank gibt, hält mit diesen ein sehr zweideutiges Gespräch über Feuergefahr, und wie unter solchen Umständen ihr Gold, bei dem jede Nacht einer die Wache hat, zu retten wäre. Sonderbarer Weise bricht in derselben Nacht Feuer aus. Die allgemeine Verwirrung benützt Smith, um das anvertraute Gold zu unterschlagen und damit in die Minen zu flüchten. Hatson, der, während die Zelte und Holzhäuser in lichten Flammen lodern, Versuche macht, seine Habe zu retten, verliert im Gedränge seine Frau, und als ihm ein Bekannter den Ort angibt, wo derselbe sie in Begleitung eines Mannes gesehen hat, alterirt er sich hierüber so stark, daß er bedenklich erkrankt, weil er sich in seiner abnormen Eifersucht natürlich einbildet, jener Mann könne niemand anders als Charles gewesen sein.

Die Scene wird nun in die Goldminen verlegt. Der kleine Staat in der Bergwildnis war schon organisiert, ebygleich sehr mangelhaft; jedoch hatte man bereits einen Friedensrichter und Sberiff erwählt. Als Zeichen seiner Würde flatterte vor dem Zelte des erstern das Sternens- und Streifenbanner der Vereinigten Staaten von Nordamerika im Winde. Hier versammelte Geldgier alle Nationen; jeder hatte das Recht, gegen Abgabe der üblichen Gebühren sich einen Ordensstern zu wählen, um mit der Schaufel in der Hand sein Glück zu versuchen. Der indianische Händling Wesos bringt bei dieser Gerichtsbehörde die Klage an, daß von einem weißen Manne ein Indianer seines

Stammes ermordet worden sei, nämlich von einem gewissen Smith. Major Apoth, der Friedensrichter, ein sehr bequemer Mann, verabsäumt die Sache gehörig zu untersuchen — die Indianer ziehen rachsichwührend ab. Major Apoth wird eines schönen Morgens nicht gefunden; es beliebte ihm, sich über alle Berge aus dem Staube zu machen. Natürlich ist man nun genöthigt, einen neuen Friedensrichter zu wählen. Inzwischen kommt Siftly an und erfährt, daß sich Smith in den Minen aufhalte. Der letztere hat bereits in einem Zelte eine Spielbank errichtet, wo er betrügerischerweise den Abenteurern und Bagabunden das den Tag über im Schweiße ihres Angesichts ergebene Gold rasch abnimmt. Smith erblaßt, als er Siftly gewahr wird. Er hat jedoch die Geistesgegenwart, das Gespräch auf die Feuerbrunst zu lenken und mit einem bedeutungsvollen Blicke auf Siftly läßt er die Worte fallen: „Ich kenne sogar den Brandstifter.“ Siftly, der den Sberiff ins Zelt mitgenommen hatte, um Smith sogleich zu verhaften, findet nach dieser schlimmen Bemerkung für gut, die Sache vor der Hand auf sich beruhen zu lassen, was dem Sberiff verdächtig genug vorkommt. Siftly sieht sich also gezwungen, mit dem andern Gauner in gutem Einvernehmen zu bleiben. Smith bequemt sich auch, mit ihm das gestohlene Geld zu theilen, unter der Bedingung, daß er am Spielstische sein Groupier werde, da sie dann hinsichtlich des Betrugs zusammen das „Außerordentlichste“ leisten könnten. Jene Goldgräber, die nicht dem Vaster des Spiels ergeben waren, murrten laut, daß die Behörde die Errichtung von Banken dulde; sie drohten das Gaunervolk aus dem Reiche der Minen zu versagen. Dies bringt Siftly auf den Gedanken, Hatson zum Alcalde zu wählen, da er, wie er zu Smith bemerkt, ein Mittel wisse, ihn zu allem zu bringen, wozu er ihn haben wolle. Ein deutscher Justizrath, der aus Curiosität anfängt nach Gold zu schürfen, bemerkt, als er wieder einmal zu seiner Grube geht, um sein verlorenes Feuerzeug zu suchen, daß jemand hier mit dem Spaten dabeigewesen sein müsse. An seinem Feuerzeuge sitzt ein Blutstreck. Der Justizrath findet es nicht der Mühe werth, der Behörde hiervon die Anzeige zu machen (!). Graf Beckdorf drängt ihn dazu. Im Beisein des Sberiff wird die Grube untersucht und darin der Leichnam eines wahrscheinlich im Schlafe Ueberfallenen gefunden. Nach Untersuchung der Wunden gibt sich der Sberiff dem Glauben hin, daß wahrscheinlich ein Weißer der Mörder sei, weil die Indianer und Mexicaner sich gewöhnlich anderer Waffengattungen bedienen. Der Leichnam wird vom Berge hinabgeschafft und es kommt bald ein Mann dazu Namens James Cook, der den Ermordeten auf den ersten Blick erkennt. Dieser hieß Johns. Die Amerikaner, schon lange den Zubrang der Europäer zum Golde laube mit schelen Augen betrachtend, verlangen die strengste Untersuchung der Mordthat. Der Bruch zwischen den Eingewohnen und Fremden wird immer größer. Es kommt zu einer tumultuarischen Versammlung, worin die Fremden „Europäische Banditen“ gescholten werden. Siftly benützt diese Aufregung der Gemüther, um Hatson zum neuen Friedensrichter vorzuschlagen. Dieser lehnt anfangs die ihm zugeachtete Ehre ab, jedoch Siftly weiß ihn bei seiner schwachen Seite zu packen; er raunt ihm ins Ohr, daß er sich den gefürchteten Burschen, falls er sich in den Minen blicken ließe, in seiner neuen, mächtigen Stellung, als oberste Gerichtsperson, leicht für immer vom Halse schaffen könne. Von mehreren Seiten wird Hatson gewarnt sich nicht mit Siftly, diesem verworrenen Menschen, einzulassen, jedoch der praktische Amerikaner ist taub für jede Ermahnung. Unterdessen verbreitet sich das Gerücht, daß die Chinesen auf dem ihnen gerichtlich zugesprochenen Terrain sehr viel Gold fänden. Nur ihr Anführer, ein breitschulteriger Chineser mit einem prächtigen rabelschwarzen Zopfe, vertheilt ein wenig Englisch. Siftly, in Gesellschaft eines andern Kaufhols, sucht Handel mit den arbeitenden Chinesen anzuknüpfen, die sich natürlich nicht gutwillig von dem goldreichen Plage vertreiben lassen. Es kommt zu Thätlichkeiten. Siftly, zu Boden geschlagen, geräth in die höchste Wuth, erhebt sich und schneidet mit seinem Messer dem

Anführer den langen Pops von dem sonst kahlgeschorenen Haupte und schlägt erbarmungslos damit auf den Chinesen ein, worauf er höflich die seltene Krante auf sein Opfer schleudert. Als sich der Arme nach einer momentanen Betäubung erholt, sprang er mit einem wahren Angstschrei auf, nachdem er den Verlust des von ihm fast heilig gehaltenen Pops entdeckt hatte. Da jedoch die übrigen Chinesen bereits die Flucht ergriffen, so bleibt ihm, trotz seines heftigen Zorns, auch nichts übrig, als das Feld zu räumen.

Dieser Vorfall macht böses Blut; denn es ging Aug um Mund zu Mund, die Amerikaner hätten geschworen, alle Fremden aus den Goldminen zu vertreiben. Der Sheriff theilt Hatson die Befürchtung mit, daß schließlich die Fremden und die Mexicaner mit 300 Indianern gemeinschaftliche Sache machen werden gegen die hiesigen Bürger der Vereinigten Staaten, die letztern sich also von einer vierzigfachen Anzahl bedroht sehen. Inzwischen kam Charles in den Minen an und traf zufällig mit Hatson's Gemahlin auf einem Spaziergange im Walde zusammen; das Gefühl der ersten Liebe überwältigte sie dermaßen, daß sie sich weinend und lachend an seine Brust stürzte. Nach einer gegenseitig schmerzlichen Erklärung gibt Charles sein Wort, mit dem nächsten Schiffe Californien zu verlassen. Siftly's plötzliche Erscheinung löst das letzte Lebenswohl, ziemlich theatralisch. Charles, dessen Pferd eine Wunde bei einem früheren Wette erhalten hat, trägt sich mit dem Gedanken, ein neues zu kaufen, um seinen Vorsatz rasch ausführen zu können. Ein gewisser Woyles bietet ihm für das lahme Thier drei Unzen in Goldkörnern, die Charles, ohne sie nachzuwägen, in seinen Mantel schüttelt. In demselben Augenblicke bemerkt er die trotzig aufgeblähte mexicanische Flagge. Hatson und der Sheriff bemühen sich, die Amerikaner zu versammeln. Mitten in diesem Tumult kommt Hatson's Frau zurück; sie will ihm sogleich gefehen, daß sie Charles gesprochen habe — er weist sie zurück mit der Bemerkung, es sei jetzt keine Zeit zu Privatgesprächen, indes das öffentliche Wohl auf dem Spiele stehe. Hatson, der bloßer eine eifersüchtige Schlafmüge war, ist nun plötzlich der thatkräftigste Mann von der Welt; er besetzt die Flagge der Vereinigten Staaten an einer Stange und fordert mit begeistelter Rede seine Landsleute auf, mit ihm gegen die Uebermacht zu ziehen und die mexicanische Flagge in den Staub niederzureißen. Die tollkühne Schar befinnt sich keinen Augenblick, dieser Aufforderung Folge zu leisten; mit einem „Hurrah für Old-Amerika“ und unter dem Gepeise des „Wanter-doodle“ setzt sich der Zug in Bewegung. An Ort und Stelle angekommen, schallt ihnen ein drohendes „Guarda!“ aus hundert mexicanischen Kehlen zugleich entgegen. Hatson schreit ihnen mit donnernder Stimme zu: „Nieder mit eurer Flagge, ihr Hunde, die ihr es wagt, den Boden hier mit ihren Füßenspitzen zu schänden!“ Die Mexicaner leisten unbegreiflicherweise nur mit Worten, doch nicht mit Waffen Widerstand, da es ihnen doch hätte ein Leichtes sein müssen, Hatson sammt seiner kleinen Schar nicht nur einmal, sondern zehnmal über den Haufen zu werfen; sie strecken sogar schwächlicherweise ohne Schwertstreich und Schuß die Waffen. Um den Indianern zu zeigen, was sie von ihren Bundesgenossen, den Mexicanern, zu erwarten hätten, wird im Nu die entehrte Flagge von ihrem Fahnenstock gerissen und unter die amerikanische gebunden. Gleich nach dieser Heldenthat verfällt Hatson wieder in seine eifersüchtigen Träumereien; Siftly flüstert ihm zu: „Er ist da!“ und setzt lachend hinzu, Charles habe sich mit einer alten Bekannten im Walde ein Rendezvous gegeben. Hierüber geberdet sich Hatson, als wollte er in Ohnmacht fallen, seine Hände ballen sich krampfhaft und der Schweiß steht ihm in großen Tropfen auf der Stirn. Die Indianer ziehen sich zurück und erwischen gelegentlich Smith, dem sie, um seinen an einem der Ihrigen verübten Mord zu rächen, beide Ohren abschneiden; mehrere Deutsche retten ihm mit Mühe das Leben. Siftly will dies benützen, um Hatson gegen die Indianer aufzuheizen, doch der Friedensrichter entgegnet ihm, der Fall gehöre vor eine Jury. Siftly, darüber böse, ruft den Umstehenden zu: „Wer geht mit, Jungs, ich

ein halb Duzend Scalpe da draußen von den rothen Canallien zu holen!“ Unterdessen hat Charles von Cool, einem alten Anhänger aus den westlichen Staaten, ein Pferd erhandelt. Der Alte macht dem Sheriff die Anzeige, daß ein bei diesem Handel erhaltenes Stück Gold dem ermordeten Johns gehört habe. Auf Charles ruht nun der Verdacht des Mordes. Er wird, trotz seines Protestes, daß hier ein Mißverständniß obwalten müsse, verhaftet. Er fährt vor Schreck zusammen, als der Sheriff die Worte fallen läßt: „Mr. Hatson wird die Sache bald in Ordnung bringen“, denn er sieht sich nun in der Gewalt seines schlimmsten Gegners. Cool und der Sheriff jedoch deuten dieses Verschwinden als Folge eines schlechten Gewissens. Hatson quält zur Abwechslung wieder einmal seine Frau bis aufs Blut mit den peinlichsten Forschungen, nachdem sie ihm das Zusammenreffen mit Charles gestanden.

Unter diesen Umständen erscheinen die beiden Rivalen vor Gericht. Cool ist jeden Augenblick bereit zu beschwören, daß jenes besonders gefornate Stück Gold dem Ermordeten gehörte. Charles gibt natürlich an, das Gold von dem Manne erhalten zu haben, dem er sein lahmes Pferd verkaufte, er weiß jedoch seinen Namen nicht; ferner, Zeugen zu seinen Gunsten könne er rasch nicht stellen, da sich selbe nicht hier, sondern in benachbarten Minen jenseit der Gebirgsrücken aufhielten. Hatson stimmt dafür, die ganze Sache an den Districts-Court zu verweisen, mit dem abtönenden Worten: „Mir steht kein Recht zu über Leben und Tod“; da schreit Cool wild dazwischen: „Aber der Jury steht es zu!“ Wor der Hand wird Charles in das Zelt des Sheriff abgeführt und dort als Gefangener bewacht. Hatson's Frau gibt sich der Verzweiflung hin, als sie das Vorgefallene erfährt; er spannt ihr Gefühl auf die Marter wie der rothste Hentlersack. Er ist so gemein an das edle Weib geradezu die Frage zu richten: „Also liebst du deinen früheren Verlobten noch?“ Die Geschickte entgegnet: „Lieben? ja, wie man einen Todten liebt! Ich habe ihm entsagt, aber du kannst nicht verlangen, daß ich ihn vergeßen soll!“ Woyles, vom Sheriff zur Rede gestellt, gibt zur Antwort, er kenne das verhängnisvolle Stück Gold nicht; jedoch in Siftly's Spielerei sagt er zu diesem: „Es ist dasselbe, was ihr mir neulich morgens geborgt habt“, über welche Aeußerung der Gauner wüthend wird, weil er befürchtet, in die böse Sache verwickelt zu werden; er entgegnet: „Ich habe es den Abend vorher einem Mexicaner drüben in Cedar Valley abgenommen.“ Woyles hat die feste Ueberzeugung von Charles' Unschuld, ist aber durch frühere Mordgeschichten so an Siftly gefesselt, daß er durch Angabe seines Namens sich ihn nicht zum Feinde machen will. Der Sheriff zeigt Charles an, er wolle das Verhör bis morgen Abend hinauschieben, falls sich der Gefangene verbindlich mache, bis dahin einen Entlastungszeugen zu stellen. Charles nennt Robin und einen Mann, den die andern der Beschreibung nach für den alten Kotten erkennen. Graf Beddord trägt sich an, sogleich nach dem sechs Stunden entfernten Macalome zu reiten, um wenigstens einen der Genannten aufzufinden. Die Amerikaner, welche Charles als Engländer hassen, erklären, die Jury müsse spätestens um 4 Uhr nachmittags beginnen. Siftly heft die Amerikaner — es kommt zu einem Tumulte — das Leben des Gefangenen hängt an einem Haare, da erscheinen die Zeugen zu seinem Gunsten — Hatson spricht Charles frei. Der Sheriff sagt: „Nun bleibt uns nichts übrig, als diesem Mr. Woyles aufzuspuhen.“ Dieser jedoch stellt sich freiwillig am nächsten Morgen im Zelte des Sheriff, der mit Kräutern das Bekenntniß vernimmt, er habe jenes Goldstück von Siftly erhalten und vermuthet, der Spieler sei Johns' Mörder. Als sie bewaffnet in das Gaunertzelt eindringen, finden sie Siftly's zersetzten Leichnam auf dem Bette liegend; die Kehle war ihm mit jenem chinesischem Hantzopf fest zugeschnürt. Smith, in demselben Zelte schlafend, war mit einem Knebel zwischen den Zähnen an die Bettpfosten gebunden. Er sagte aus, daß Siftly der Brandstifter jenes großen Feuers in San Francisco gewesen sei. Charles nimmt einen sentimentalen Abschied von Mrs. Hatson. Ihr Gemahl, seine Friedensrichterstelle aufgebend, zieht in die Heimat.

Dies ist ungefähr der Faden, der sich durch drei starke Bände mit oftmaliger zweckloser Unterbrechung hinzieht, denn es tritt eine Masse höchst geschwätziger Nebenpersonen, um die sich der Leser sehr wenig kümmert, immer und immer wieder abend auf; dies benimmt dem Ganzen vollends die Haltung. Hatson ist nicht nur ein zu schwacher, sondern wirklich durch seine absurde Eifersucht zu lächerlicher Charakter, um als Centralgestalt zu einem so übermäßig weit ausgespannten Seelengemälde dienen zu können. Das plötzliche Ueberschnappen aus dem Zustande der Lethargie zu höchster Thatkraft ist gänzlich unmotivirt geblieben; überhaupt gehört zur correcten Zeichnung eines solchen barocken Charakters der tiefe Blick und die schlängelnde Kraft des Altmeisters Shakespeare, doch Gerstäder ist dieser Aufgabe nicht gewachsen. Ein Mann, der ein gutes, sanftes Weib so quälen kann, verdient, daß es ihn nicht einmal, sondern ein hundertmal verlassen, lieber als gemeine Magd fremden Leuten diene, als länger bei solch einem Quälgeiste zu bleiben. Siffly's fortwährende Inzestlustungen und scheinbare Beschwich-tigungen, um Hatson's Eifersucht zu nähren, mahnen stark an Iago im „Othello“; doch diese dramatische Meisterfigur hat von diesem neuen Rivalen keineswegs zu befürchten, aus dem Sattel gehoben zu werden; denn dieser californische Gannet ist wirklich ein sehr matter Iago. Das dämmerische Princip, durch die Persönlichkeit eines gemeinen Lumpen repräsentirt, verliert seine sonst leicht auf Leser ausübende Macht, weil die Gemeinheit sich nie zu einer großartig-dämonischen Idee erheben kann; jedoch ohne diese Erhebung kommt einem nur der Geruch des Luchthauses in die Nase — selbst den Galgenstrick ist nur ein ganzer Keil werth. Wir nennen es einen crassen Widerspruch des Verfassers, Hatson so verblendet sein zu lassen, daß er diesem miserablen Subjecte beinahe bis zum Schlusse sein Vertrauen schenkt. Gerstäder ist bekanntlich ein passionirter Jäger, er schießt aber in seinen Büchern doch wol noch mehr Vögel als im Walde. Er erlaubt sich Unwahrscheinlichkeiten und genirt sich nicht, daraus fortwährend die Konsequenzen zu ziehen, um dann dort und da einen gewissen Knalleffect lospuffen zu können. Wir wollen nur ein paar derselben hervorheben. Ist es nicht unwahrscheinlich in hohem Grade, daß so ein abgefeimter, durchtriebener Galunke, wie Siffly, der die Schule des Lästers und Verbrechens ganz und gar durchgemacht hat, den Leichnam Johns' in einem Loch der Goldgräber einscharrt? Muß er nicht der Entdeckung der Mordthat schon am nächsten Morgen gewärtig sein, wenn der betreffende Mann zur täglichen Arbeit kommt? Das liegt doch auf der Hand. Ist nicht ringsum Gebirg und Wald genug, wo der Todte hätte gewiß jahrelang schlummern können, bis seine Gebeine gefunden worden wären? Das heißt doch an die Absurdität des Lesers stark appelliren! Gerstäder hätte Siffly lieber gar Johns' Leiche neben dem Scharfjäger eingraben lassen sollen, um die Justiz zu höhnen. Scheut man solche Mißgriffe nicht, dann ist es freilich leicht, interessante Situationen herbeizuführen. Eine zweite Unwahrscheinlichkeit ist die, daß die Mexicaner, im Verein mit den Fremden und Indianern, also in kolossaler Uebersahl, Säbel und Dolche ziehen und mit gespannten Revolvern Hatson und seinem Häuflein zuerst trotzig entgegen-treten und plötzlich nichts thun. Wir wollten dieser Geschichte allenfalls noch Glauben schenken, wenn z. B. ein Washington der Mann am Plage gewesen wäre. Man weiß, daß hochbe-rühmte Persönlichkeiten zuweilen auf die Masse eine zauberhafte Wirkung ausüben. Wer aber ist dieser Hatson? Für alle mehr oder weniger ein ganz gewöhnliches Individuum, ja sogar für jene, die ihn näher kennen, nichts weiter als eine eifersüchtige Schlafschauke, die sozusagen mit wachen Augen ein Traum-leben führt und total gefangen ist von einer krankhaften fixen Idee. Selbst wenn wir zugeben, daß die Mexicaner zuweilen feig seien, wie kommt es, daß Hatson sämmtlichen Europäern und jenen gesunden, wilden Söhnen des Waldes dergleichen im-ponirt? Wir sind vielmehr der Meinung, eine oder die andere Rothhaut hätte sich im gegebenen Falle nicht lange besonnen, Hatson's Herz mit einem vergifteten Pfeile zu durchbohren. Es

wäre uns nicht schwer, dem Verfasser noch ein halb Duzend ähnlicher Unwahrscheinlichkeiten nachzuweisen, wir wollen jedoch nur noch die glänzendste Verzeichnung im ganzen Werke kritisch beleuchten — diese ist der deutsche Justizrath. Der Mann spricht nie einen verständlichen Satz, sondern stößt immer nur einzelne un-zusammenhängende Worte aus, ja sogar einmal fällt er nur Silben wie ein Wiegentind, indeß es uns stets auffiel, daß alle Juristen, nicht bloß in Geschäftsangelegenheiten, sondern auch in der gewöhnlichen Umgangssprache lieben, sich sehr scharf, deutlich und correct auszudrücken. So weit verirrt man sich, wenn man, wie Gerstäder, ein Vergnügen daran findet, die im Auslande lebenden Deutschen lächerlich zu machen. Ferner einen Mann des Gerichts, der bei ausgewählter Orde sehr verdächtige Blut-spuren entdeckt, dazu schweigen zu lassen, das ist wirklich ein starkes Stück! beinahe à la Dirchpfeiffer — das setzt dem Werke die Krone auf! Kurz, das sind nicht Menschen der Wirklichkeit, sondern Gerstäder'sche Phantasiegestalten; der Titel „Lebensbild“ sitzt dem Werke wie Ironie auf dem Nacken. Da hat doch Gerstäder in dieser Richtung weitans Bedeutenderes geleistet; in seiner transatlantischen Scenerie haben wir stets wirkliche Men-schen vor uns, Amerikaner von Fleisch und Blut. Trifft man auch dort und da in Gerstäder's Buche glänzende Episoden, so müssen wir ihm dennoch auch in dieser Hinsicht den Vorwurf machen: er trägt die grellsten Farben so fingerbick auf, daß junge Decorationsmaler viel von ihm lernen könnten. Das Werk am Buche dürfte die Schilderung der jetzt allgemein umgehenden Geshgier und ihrer demoralisirenden Folgen sein.“

Emanuel Hauff.

Eine kritische Revue St.-René Taillandier's über die deutsche Literatur.

St.-René Taillandier hat wieder einmal das Bedürfnis ge-fühlt, sich über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Litera-tur in einem ausführlichen Résumé auszusprechen, „sans qu'un commandement exprès du roi lui vienne“, um uns eines von ihm selbst auf einen deutschen Autor angewendeten Citats zu bedienen. Allen, welchen es daran liegt, die deutsche Litera-tur einmal durch die Vermittlung dieser französischen Brille zu betrachten, diene zur Nachricht, daß sich der betreffende Auf-satz unter der Ueberschrift „La littérature du présent en Alle-magne“ in der ersten diesjährigen Märzlieferung der „Revue des deux mondes“ befindet. Wir wollen nicht leugnen, daß auch dieser Aufsatz, wie alle Betrachtungen St.-René Taillan-dier's über deutsche Literatur, vieles Wahre und Treffende enthält. Es ist aber etwas anderes, eine oder ein paar inhaltsverwandte Literaturerscheinungen in eingehender Weise zu besprechen, und etwas anderes, eine Gesamtübersicht über das ganze Gebiet der Literatur in gebrängtem Résumé zu geben. Dort verliert die Schärfe des Urtheils durch die gründliche Motivirung ihr Gefährliches und Verlegendes, hier, in ein paar Zeilen zusam-mengebrängt, steigert sich die Schärfe eines abfälligen Urtheils über diesen und jenen Autor oder über eins seiner Producte leicht zu der ägenden Herbigkeit eines richterlichen Spruchs über Leben und Tod eines Autors, oder sie nimmt den Schein einer bloß zufälligen übeln Laune und augenblicklichen Verstim-mung an; man handelt nicht über den Autor ab, man fertigt ihn ab, um möglichst rasch zu Ende zu kommen und einen andern vor-zunehmen. Wir leugnen ferner nicht, daß, was wir mit auf-richtigem Dank anerkennen, St.-René Taillandier seit länger als einem Decennium mit einer bei einem Ausländer seltenen und daher doppelt anerkennenswerthen Hingabe sich mit der Ent-wicklung der mitzeitigen deutschen Literatur beschäftigt und

*) Dieser Aufsatz ist der letzte und vorliegende aus dem Nachlaß des Verfassers, dessen am 14. December vorigen Jahres erfolgtes Ableben wir dem Lesern d. Bl. bereits in Nr. 6 gemeldet haben.

dadurch wol das Recht erworben hat, über diese Literatur mitzusprechen, ja daß er in der neutralen Stellung als Franzose gewisse Vortheile vor deutschen Kritikern voraushat, indem letztere an den literarischen und geistigen Kämpfen in Deutschland unmittelbar und selbst persönlich interessiert sind. Nur scheint es uns, als habe er diesen Vortheil nicht entschieden genug wahrgenommen und benützt, als habe er sich, bei aller anscheinenden Unparteilichkeit seines Urtheils, von persönlichen Einflüssen von Deutschland her nicht immer in dem Grade freigehalten, als man wol wünschen möchte und gerade ihm möglich war; und so wenig wir auch einem französischen Freunde der deutschen Literatur es verbieten oder auch nur verargen können, wenn er eine Reise nach Deutschland macht, um hier die literarischen Dinge durch Autopsie kennen zu lernen, so scheint er bei seiner deutschen Rundreise doch nur gewissen Materien persönlich näher getreten zu sein, und es hat sich, will uns bedünken, der schädliche Einfluß hiervon bei ihm in mannichfachen Spuren kundgegeben. Wir leugnen endlich nicht, daß sein oft sehr scharfes Urtheil über Zustände und Persönlichkeiten der deutschen Literatur im einzelnen viel Richtiges hat und wohlgeordnet ist, zu unserer Aufklärung und Selbsterkenntniß beizutragen und uns vor gewissen Mißgriffen und falschen Richtungen zu warnen, für die er als Ausländer einen unbefangenern Blick hat als wir Deutschen selbst, die wir mitten in der Verwirrung stehen. Aber man darf doch an ihn die Frage richten, warum er es vorzieht, bei uns aufzuräumen, da es in den Ställen der französischen Literatur, in denen gerade nicht immer holländische Keinlichkeit angetroffen wird, sicherlich ebenso viel oder noch mehr aufzuräumen gibt als bei uns. Dabei verkennen wir freilich keineswegs, daß Taillandier bei seinen Urtheilsprüchen über deutsche Literatur auch ein sehr bestimmtes nationales Ziel vor Augen hat, und wenn er auf den deutschen Satz schlägt, den französischen Maulesel meint. Wir verkennen endlich ganz und gar nicht, daß seine Aufsätze reich sind an solchen Gesichtspunkten, Ansichten und Leidenschaften, die er selbst „généreuses“ nennt, „généreuses“ in einer Bedeutung, für die wir leider im Deutschen keinen völlig entsprechenden Ausdruck haben.

In seiner neuesten Betrachtung über die productive Literatur Deutschlands behauptet er, daß der Zustand derselben das Chaos sei, ob ein fruchtbares oder zeugungsunkräftiges, könne man nicht wissen. Zwar die Wissenschaften ständen in Blüte, darunter auch die Geschichtswissenschaft, auf deren Gebiete die Mommsen, Epbel, Häußer soeben im Begriffe seien die „école studieuse, subtile, intelligente, mais trop froide et trop diplomatique“ Leopold Ranke's zu entthronen: eine Versicherung, für die wir die Verantwortung natürlich dem Verfasser überlassen müssen. Aber das Leben und das tiefere Bewußtsein eines Landes habe, fährt er fort, verschiedene Arten sich zu offenbaren, und der lebhafteste und getreueste Ausdruck dieses Volksbewußtseins sei die eigentlich productive Literatur: Poesie, Roman, Drama; kurz alle jene Werke, die der Bedant geringschätze, deren Werth aber der Geschichtschreiber zu würdigen wisse, seien die Vertrauten des allgemeinen Bewußtseins und Gedankenlebens. Mit Recht scheint uns der Verfasser den Werth dieser productiven Literatur so hoch anzuschlagen. Unsere Literaturgeschichte schreiben thun ja im Grunde dasselbe, indem sie in ihren Werken vorzugsweise die Schöpfungen der Dichter zum Gegenstande ihrer historisch-pragmatischen Betrachtung und kritischen Analyse wählen, und es ist nicht viel mehr als eine pedantische Affectation, wenn sie über die Dichtungen der Gegenwart als bloße Mis- und Fehlgeburt in Vausch und Bogen ihr verdammendes Urtheil aussprechen oder gar dem lebenden Geschlecht verbieten wollen, zu dichten und zu schaffen. Will man z. B. behaupten, es dürfe keine Lyriker mehr in Deutschland geben, so sage man doch lieber, es solle mit dem deutschen Gemüth, das etwas anderes ist als die sogenannte deutsche „Gemüthlichkeit“, überhaupt ein Ende haben, denn solange es noch in Deutschland Gemüth gibt, und wir glauben, daß dieses nur mit dem deutschen Volke selbst aussterben wird, solange wird es auch Gemüthsdichter, d. h.

Lyriker geben. Bedauern wir schon, daß im Volke selbst die Kraft der Phantasie und des Humors, Märchen und Schwänke und allerlei ergötzliche Schnurren zu erfinden, gänzlich ausgestorben zu sein scheint, so würde es noch viel trauriger aussehen, wenn es nicht noch unter den Höhergebildeten wenigstens Individuen gäbe, welche an früheren Schöpfungen ihre Phantasie so weit nähren und stärken, daß sie dadurch vermögten werden, selbst Werke der Einbildung zu schaffen und die Kraft der Imagination einigermaßen lebendig und continuirlich zu erhalten. Das Volk will seine Erzähler haben, die unmittelbar aus dem Leben der Gegenwart schöpfen oder es mit ältern Geschichten bekannt machen; daher bedürfen wir des Romans und besonders des Sittenromans, der auch in der That, recht benützt, eine der vorzüglichsten Quellen der Kulturgeschichte, wie für die milde Generation eine der ergiebigsten Quellen der Belehrung und Aufklärung über die Bedürfnisse und Zustände der Gegenwart ist. Die Wichtigkeit der Schaubühne, die allabendlich in Deutschland so und soviel Tausende in ihren Räumen versammelt sieht, braucht erst gar nicht bewiesen zu werden, selbst wenn nicht schon Schiller ihre Bedeutung als einer nationalen Bildungsanstalt festgestellt hätte. Es ist fast bedauerlich, daß man von Zeit zu Zeit immer wieder auf dieses Thema zurückkommen muß, da die Wissenschaft, deren Macht, Einfluß und hohe Bedeutung gewiß von uns in vollem Maße erfaßt wird, in ihrer jetzigen Entwicklung und häufig nur zu sehr dem Volksbedürfnis und Volksverständnis abgewandten Richtung nur zu geneigt scheint, die Bedeutung der productiven Literatur zu verkennen oder ganz in Abrede zu stellen. An Beispielen von Verirrung, Verschachung und Corruption sind zwar ihre Jahrbücher leider ungemein reich, aber sie gingen dann auch stets aus einem Allgemeinleiden der Zeit hervor, und auch der Wissenschaft hat es sicherlich nicht an verfehlten und schädlichen Richtungen gefehlt, an verderblichen Einflüssen, die sie bald empfing, bald ausübte. Und wäre es nicht eine Thorheit und Absurdität, wenn man die gelehrte Kunstgeschichte über die Kunst selbst, die gelehrte Literaturgeschichte über die sich fortentwickelnde Literatur stellen wollte?

Auf dem Gebiete dieser productiven oder schönwissenschaftlichen Literatur ist nun, nach St. René's Versicherung, alles in Deutschland „confondu“; insofern sei es mehrmals vorgekommen, daß die Literatur in Deutschland in Verfall gerathen sei, um sich plötzlich wieder zu erneuem Leben aufzuschwingen, und es sei ein gutes Zeichen, daß Deutschland selbst es einsehe, wie viel der Zustand der literarischen Dinge zu wünschen übrig lasse, und daß es Anstrengungen mache, diesen Zustand zu verbessern. Zuvörderst wendet sich der Verfasser zur Epik und er verkündet, daß, obgleich es Lyriker in Ueberflusse gäbe, unter dem jüngern Nachwuchs doch keine würdigen Nachfolger Uhland's und Rückert's, Justinus Kerner's und Anastasius Grün's zu finden seien. Nur einer unter den während der letzten Jahre in Deutschland Aufgetauchten habe „quelques accents originaux“ vernehmen lassen, und dieser eine ist, man rathe wer? Ludwig Pfau, „esprit juvenile, imagination ardente“, kurz ein Dichter, „qui manie la langue poétique avec une dextérité singulière“. Ja, St. René will einige Aehnlichkeit zwischen Ludwig Pfau und Alfred de Musset finden, bedauert jedoch, daß der Deutsche sein Talent an zu viele Nichtigkeiten verschwendet und sich zu vieler schwer zu tadelnder „juveniles incartades“ schuldig gemacht habe. Hermann Lingg, an dem er die Kraft des Stils und die Größe der Bilder rühmt, dagegen die Jacobärenz der Empfindungen und Ideen tadelnd, gehöre zu jener Gruppe von feiner und anmuthiger Bildung, in welcher Geibel, Paul Heyse und Bodenstedt glänzen, und es sei sehr zu bedauern, daß er seiner Phantasie nicht einen freieren kräftigern Flug gegeben, da es ihm vielleicht gelungen sein würde, in einen Verein talentvoller Ränner, „qui semblent assez disposés à s'endormir“, irgendetwas neues Element einzuführen. Was Geibel betreffe, so sei diesem das deutsche Volk aufs allerfreundlichste entgegengekommen; seine Gedichte hätten 45 Auflagen erlebt, und es sei dies ein Erfolg, dessen sich äußerlich genommen vielleicht selbst Uhland kaum

rühmen könne. Bei der neuen Sammlung seiner Gedichte habe er Gelegenheit gehabt, seine Schuld gegen das deutsche Volk gut zu machen; aber er sahre fort, sein Talent auf Kleinlichkeiten (trivialités) zu verwenden; nichts außer der Form drücke diesen Strophen ein Datum auf; sie könnten ebenso gut schon vor 100 Jahren geschrieben worden sein und von einem jierlichen und gewöhnlichen Poeten in einem Jahrhundert wieder gereimt werden. Das ist doch wol nicht so ganz richtig; das in der neuen Sammlung Heibel's sich befindende Gedicht „Mythus vom Dampf“ hätte z. B. vor 100 Jahren nicht gedichtet werden können und würde in 100 Jahren wenigstens nicht so gedichtet werden. Paul Heyse gegenüber bemerkt er: „Eine Erzählung des Boccaccio nehmen, sie verständlich arrangiren und verbessern, in die Erzählung mancherlei psychologische Studien einweben, an Präcision und Kunnuth mit der Prosa des italienischen Erzählers wetzeln, das kann wol ein prächtiges Stillerzcinum sein, aber es ist nicht die Aufgabe und das Werk eines Schriftstellers, „qui se trouve placé avec trois ou quatre autres au premier rang de sa génération.“ Friedrich Bodenstedt kommt im ganzen besser weg; nur fehle ihm, meint der Franzose, das Vertrauen zu sich selbst, um ein größeres Werk auszuführen. Wozu sich aber zu einem großen Werke quälen, wenn man Kleineres vielleicht besser machen kann und für größere epische Dichtungen in der That kein Publikum da zu sein scheint? Im allgemeinen aber ruft er den Mäncern zu: Liebt euer Jahrtausend, studirt es, lebt sein Leben, nehmt theil an seinen Schmerzen und Freuden u. s. w. Dann kommt St. René auf Prug's Gedichtsammlung „Aus der Heimat“ zu sprechen, von der er sagt, sie sei das literarische Ereigniß während der letzten Monate des Jahres 1858 gewesen. Er nennt Prug einen Kritiker, „d'une véritable valeur, instruit, éloquent“ u. s. w.; man habe von ihm Arbeiten reich an Untersuchungen und Ideen; auch in seinen Gedichten handhabe er die Sprache mit einer seltenen Geschicklichkeit, obschon sie im allgemeinen zu rhetorisch sei. Der Franzose drückt nun sein Urtheilen darüber aus, daß ein solcher Mann, ein Mann in reifem Lebensalter, der seiner Nation immer ein hohes Ziel gesetzt, der in seinen literarisch-geschichtlichen Arbeiten so viel Thätigkeit und ernste Studien offenbare, der den Beruf habe, der Jugend wenn nicht als Dichter, so doch als Publicist den Cultus des Vaterlandes, die Hingabe an die Menschheit und den Glauben an die göttlichen Dinge zu predigen, daß der sich jetzt hinsetze „à célébrer sur tous les tons l'exaltation de l'amour sensuel“. Er fährt dann fort: „Wenn ein ernsthafter Mann solche Verse schreiben kann, wenn er sie von der Kritik mit Nachsicht und vom Publikum mit nicht allzu großem Urtheilen aufgenommen sieht, so ist dies nicht etwas bloß Zufälliges, sondern es ist ein Symptom. Die Verse von Prug bezeugen die Erstarrung der Geister. Ist es wirklich nur der Scandal, welcher heutzutage Werken der Poesie Aufmerksamkeit verschaffen kann? Was mich schmerzlich berührt, ist die Nachahmung einer gewissen pariser Literatur, und ist diese Nachahmung eine unfreiwillige, so ist das Uebel noch bedenklicher.“ Hiergegen hätten wir einiges zu bemerken. Einmal ist Prug nicht der Mann, den Scandal mit Absicht und zu industriellen Zwecken zu betreiben, wie Heinrich Heine, der nicht müde wurde, einem seiner Freunde, wie wir von diesem selbst wissen, zuzurufen: „Scandal muß du machen, wenn du gelesen sein willst!“ Aber Prug gestattet dem Dichter Indulgenzen, die er sonst keinem gestatten würde, weil er der Ansicht zu sein scheint, daß der Dichter Leidenschaften durchleben und die Sprache dieser durchlebten Leidenschaften reden müsse, selbst wenn diese mit der herkömmlichen bürgerlichen Moral nicht ganz im Einklang stehen sollten. Sodann hat die deutsche Kritik zu diesen „Nachseuern der Venus“ nicht still geschwiegen, aber sie hat auch mit Recht die vielen schönen, zarten und reizenden Lieder, die sich in dem betreffenden Cyklus der Prug'schen Gedichte befinden, bereitwillig anerkannt. Endlich bedarf es zur Verherrlichung der sinnlichen Liebe nicht der Nachahmung einer gewissen „pariser Literatur“, denn die sinnliche Leidenschaft hat von alters her, bei Gottfried von

Strasburg, wie später bei Günther, Bürger, Wieland, Heine u. a., in der deutschen Poesie stets eine bedeutende Rolle gespielt, und nicht bloß in der Kunst, sondern auch in der Volkspoesie. Und so haben sich allerdings in Deutschland auch Beirtheiler gefunden, wie noch jüngst im „Bremer Sonntagabblatt“, welche den betreffenden Prug'schen Gedichten den Preis unter allen neuern ertheilten, weil in ihnen am muthigsten mit der Pruderie der Zeit gebrochen sei, während der Franzose genügt ist, Moriz Hartmann's „Zeitlosen“ unter den neuesten Producenten der Lyrik am höchsten zu stellen. Was der poetischen Literatur im allgemeinen in Deutschland fehle, meint St. René, sei weniger das Talent, als die gute Leitung des Talents. Die einen seien zaghaft und sängen nur mit halber Stimme; die andern, einer bloßen Laune fröhnend, vergäßen die Principien ihres ganzen Lebens. An einer andern Stelle bezeichnet St. René den Hauptfisch des Lebens mit den Worten: „Sorglosigkeit der Meinung, Sorglosigkeit der Schriftsteller, das ist unglücklichster Weise der Charakter, den ich bei jedem Schritte auf dem Gebiete der eigentlichen Literatur antreffe. Es scheint, als habe ein Bruch zwischen der deutschen Gesellschaft und den „écrivains d'imagination“ stattgefunden. Die Literatur übt keine Wirkung mehr auf die Gesellschaft, die Gesellschaft keinen Einfluß mehr auf diejenigen, welche sie zu schildern sich das Ansehen geben. Daher gibt es für den Künstler keine Regel mehr, keine Warnung mehr für die Phantasie, die sich verirrt; die Literatur, ohne Princip, ohne Zügel, ist außer Rand und Band, und wenn einmal ein Werk voll guten Geistes auftaucht, so möchte man fast sagen, der Zufall habe es hervorgebracht.“

Der Franzose kommt nun auf die Erzählungsliteratur und besonders auf die Dorf- und Stadtnovellistik zu sprechen, wobei er den Satz aufstellt, jetzt sei die Bourgeoisie alles oder vielmehr es gebe keine Rassen mehr, der tiers-état sei zur Nation geworden und das Leben dieser Nation müsse man schildern. Indes möchten wir die Bourgeoisie, deren bedeutsame Stellung und löbliche Eigenschaften wir keineswegs verkennen, doch vor Selbstüberhebung warnen, da die Geschichte ein besonderes Gefühl zu haben scheint, den Hochmuth der Generation von heute an der vielleicht minder schuldigen Generation von morgen zu strafen. Sternberg, Gogolow, Paul Heyse, Moriz Hartmann als Verfasser der „Erzählungen eines Unfeten“, Heribert Rau, Gerländer u. a. werden kurz erwähnt, und der Novelle „Deutsche Liebe“ wird Steub's Roman „Deutsche Träume“ gegenübergestellt. Steub's Roman sei, sagt er, ein pikantes originales Werk, nicht immer so gelungen, wie man wol wünschte, aber von kühnem Wurf. St. René rühmt darin besonders die „tableaux excellens, où se déploie la verve humoristique du contour“. Nur fehle die Einheit; den narrischen Scenen gesellen sich Scenen von ganz entgegengesetztem Ton und der Leser wisse nicht, ob es sich hier um eine satirische Allegorie oder eine Tragödie handle. Um so Lachen und Weinen zu mischen, bedürfe es einer größern Kunst. Doch das schade nichts; es fänden sich in dem Buche doch Ideen, Kühnheit, ein hohes Bewußtsein der Pflichten eines Schriftstellers, das Verlangen, die Menge zu erregen, statt zu resigniren und bloß für das Vergnügen der Müssigen zu sorgen.

Auf die Bühnendichtung übergehend behauptet der Verfasser, dem auf diesem Gebiete doch wol die genügende Umschau fehlt, daß sie sich noch unfruchtbarer zeige als der Roman. Seit dem „Fechter von Ravenna“ sei kein bedeutendes Stück auf der Scene erschienen; Brachvogel's „Albion von Wabenberge“ zeige gegen dasselben „Narcis“ einen bemerkenswerthen Fortschritt, aber einen Nebenbuhler Friedrich Palm's, einen Regenerator der deutschen Bühne dürfe man in Brachvogel nicht erblicken. Ueber die Resultate des münchener Preisauswählens äußert er sich ziemlich sarkastisch, und er schließt diese Betrachtung mit den Worten: „Es ist nicht genug, die Dichter ins Feld zu rufen und zu klassificiren, man muß ihnen Rathschläge ertheilen. Und der erste Rath, der ihnen zu geben wäre, ist der: Wartet in eurer Zeit! Die wahren Dichter sind Vertraute und Tröster.

Mögt ihr nun die Gesellschaft unserer Tage schildern oder mögt ihr vergangene Ereignisse in Scene setzen, allemals dürft ihr vergeffen, daß es die Menschen des 19. Jahrhunderts sind, zu denen ihr sprecht. Warum haben die Herren von Schad, Geibel und Sybel, statt diesen minutiösen statistischen Reichthumsberichts über die von den Preisbewertern behandelten Gegenstände zu geben, nicht die diese Dichtungen kennzeichnenden Geistesgesellschaften charakterisirt? Warum sagten sie nicht: unter dieser Legion von 113 Schriftstellern haben 35 frivolten Tendenzen, 25 abstracten Prätentionen gehuldigt; 15 derselben muß man den Pedanten, 15 andere den Dilettanten beizählen; 2 oder 3 sind selbstsüchtige Träumer, Kunsthandwerker, welche in die Form vermauert sind und von ihrer Zeit nichts wissen."

Der Verfasser wendet sich hierauf, nachdem er an den Gaiubund erinnert, der auch dem Germanismus gehuldigt, zu der „Gesellschaft der Junggermanen“, auf die er das Wort anwendet: die Hölle sei mit guten Vorsätzen gepflastert, zu der literarischen Satire, z. B. zu dem Reimwort „Die Höllenfahrt von Heinrich Heine“, endlich zu den Kritikern, welche in erster Person oder auch „par entremise de leurs lieutenants“ den Anspruch darauf erheben, die fortlaufende Bewegung der deutschen Literatur zu beurtheilen und zu kontrolliren. Als die drei hauptsächlichsten nennt er mich selbst, Kühne und Bruch; es fragt sich nur, ob auch das deutsche Publikum dieses Triumvirat als das ausschlaggebende anerkennt. In der Hauptsache wußt er uns allen dreien vor, daß wir nicht scharf genug zu Werke gingen und zu viele unbedeutende Erscheinungen in den Kreis unserer Kritik zögen. Was mich selbst betrifft, so stellt St. René mich, wie ich im Jahre 1839 war, mir, wie ich im Jahre 1859 bin, gewissermaßen als Muster gegenüber, indem er mein damals erschienenes Buch über deutsche Literatur mit einem Lobe auszeichnet, das mir um so überraschender und begreiflicher Weise auch um so erfreulicher sein muß, da ich selbst das Buch fast vergessen, wenigstens seit etwa 15 Jahren nicht mehr in der Hand gehabt habe. St. René vermißt jetzt an mir die Energie, mit der ich damals in der Literatur aufzuräumen und ihre Gebrechen zu kennzeichnen gesucht habe. Er fragt, ob dies die Folge von Unmuthigung und Genuß sei? eines Mangels an Principien oder an Freiheit? Sind das aber keine Principien, wenn man, wie wir dies doch zu thun glauben, den Interessen der Humanität wie denen des vaterländischen Glückes das Wort redet und gegen den „esprit de frivolité, frivolité légère ou frivolité pédantesque“ noch nie früher ankämpft? Sind das nicht Principien, wenn man — und hierdurch glauben wir mit St. René Laillandier auf demselben Boden zu stehen — einerseits die Gefahren eines die Gesellschaft monopolisirenden geistvernechtenden Materialismus, andererseits die Gefahren eines unpraktischen trägerischen Idealismus oder vielmehr Utopismus nach Kräften bekämpft? Wir glauben nicht, wirklich schlechte und unedle Gesinnung und verwerfliche Frivolitäten jemals durchgelassen, vielmehr im wesentlichen Lessing's Grundsatz befolgt zu haben: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd und mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhniisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kataklysmacher.“ Wenn wir dessenungeachtet hier und da zu gelinde gewesen sein mögen, wo wir bei mangelndem Talent wenigstens guten Willen und ehrliche Gesinnung erkannten, so schreibe dies St. René unserm Wunsche zu, wenigstens für unsern Theil die Gesetze und Formen der Urbanität zu beobachten, welche, wie jedermann bekannt, in Deutschland leider nur zu oft gröblich verlegt werden. Indeß hat sich in dieser Hinsicht seit 20 Jahren im Zustande der Journalistik manches gebessert (obgleich sich auch freilich wieder andere Mängel eingeschlichen haben), und wenn es auch jetzt noch keineswegs an Brutalitäten und raffinierten Bosheiten fehlt, die demjenigen, der sie ausübt, mehr zur Schmach gereichen als demjenigen, gegen den sie verübt werden, so wimmelt es doch in der deutschen Journalistik nicht mehr so wie damals von literarischen Wuschlelpern, vor deren Ueberrällen und

persönlichen Angriffen ein der Öffentlichkeit angehörendes Individuum während der Heine-Periode seinen Tag sicher war; es haufen sich einige alte Drachen in diesem Sumpfe; aber es wimmelt darin nicht mehr wie 1839 von Tausenden von giftigen Insekten und Stacheltiere. Was versteht endlich St. René unter der „manque de liberté“? Wir sind vollkommen ungehindert in unserm Urtheil, und wir fügen uns mit Vergnügen und Bewußtsein der von St. René wie es scheint verkannten oder geringgeschätzten Tendenz d. Bl., über die deutsche Literatur der Gegenwart in möglichst vollständiger Weise Buch zu führen, wie dies von keinem andern deutschen Blatte geschieht. Auch unserm französischen Collegen würden wir aus seinen eigenen Aufsätzen unschwer nachweisen können, daß es nicht immer gerade die bedeutendsten Erscheinungen waren, denen er seine Aufmerksamkeit widmete, an die er sein Lob verschwendet hat. Wir achten ihn übrigens zu sehr, um nicht diese Gelegenheit zu ergreifen, uns mit ihm über die uns leitenden Grundsätze zu verständigen, wie hiermit geschehen ist.

Nachdem St. René auch Julian Schmidt vorgeworfen, daß er, dessen eigentliches Feld die „critique militante“ sei, sich von der literarischen Debatte zurückgezogen habe, nennt er als die Ursachen der Confusion, in welcher sich die literarischen Dinge in Deutschland befänden, folgende: Bruch zwischen dem „public sérieux“ und der „littérature d'imagination“, Dilettantismus der Schriftsteller, oberflächliche Leichtgläubigkeit, Gemüthsheit ohne Glaube und Liebe zu schaffen, banale Geschwätzigkeit oder stillschweigendes Grollen der Kritik. Die Schuld auf den politischen Zustand Deutschlands zu werfen sei nichtige Ausflucht; jedes Volk sei verantwortlich für die Literatur, die es billige, der es sich füge. Er versichert, daß es nicht eine „intention dénigrante“ sei, die ihm diese Blätter dicirt habe, im Gegentheil, seine Strenge sei ein Beweis seiner Sympathie; und er schließt mit den Worten: „Wenn die Völker im 19. Jahrhundert noch durch politische Fragen getrennt sind, muß die Literatur sie vereinigen; die von dem Dichter verherrlichte heilige Allianz hat vorzugsweise die Vertreter des Gedankens zu Ministern. Von den Völkern, welche diese große liberale Genossenschaft bilden, hat jedes das Recht, seinen Nachbar zu fragen: schläfst du? wachst du? denn jedes von ihnen trachtet, durch das Studium der fremden Literaturen sich zu ergänzen, und wenn es sich in seiner Hoffnung getäuscht sieht, ist die Verwarnung, welche es formulirt, nicht ein feindliches, es ist der Ruf der Schildwacht im Schloß der Nacht.“ Man hört diese Worte um so lieber in einem Augenblicke, wo beide Völker gegeneinander rufen, nachdem sie eben in einem so lebhaften Austausch ihrer Ideen und beiderseitigen Vorzüge begriffen waren. Haben wir selbst doch den Franzosen die Kriegsmittel geliefert, womit sie uns bekämpfen oder zu bekämpfen drohen: die Buchdruckerkunst für ihre Zeitungsartikel und das Schießpulver für ihre Patronen.

H. A.

Notiz.

Christian Friedrich Wurm.

Einem Manne von einer gerade in Deutschland noch immer seltenen Tüchtigkeit, insofern diese darin besteht, die Wissenschaft im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt und des Vaterlandes praktisch zu vertreten, dem in Hamburg verstorbenen Professor Wurm wurde in einer kleinen Schrift: „Dem Andenken Christian Friedrich Wurm's, Professors der Geschichte am akademischen Gymnasium in Hamburg“ (Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke, 1859), ein literarisches Denkmal gesetzt, welches mit einem Wort von H. Schleiden, datirt Hamburg 15. Februar 1859, versehen ist. In diesem Wortorte ist namentlich die „ungezählte Reihe von Thaten“ hervorgehoben, „in denen sich seine uneigennützig, selbstverleugnende Güte, sein echt menschliches Wohlwollen, seine nie ermüdende Bereitwilligkeit, andern zu helfen und zu dienen, offenbarte.“ Gegen seine Freunde, versichert der Vortreiber, sei Wurm über seine Verhältnisse großmüthig im

Geben gewesen und seine höchste Freude sei gewesen andern zu nützen, „durch Wort, durch Schrift, durch tagelanges, wochenlanges Arbeiten“. Dem Wortorte folgen biographische Notizen, woraus wir unter andern entnehmen, daß Wurm im Jahre 1825 eine Lehrerstelle in der Anstalt des Dr. Charles Mayo in Gosport (Grafschaft Surrey) bekleidete, sehr bald aber nach London ging, wo er im Winter 1826/27 Vorlesungen über die deutsche Literatur an der Royal Institution hielt und sich bis Ende 1827 mit Arbeiten für englische Journale beschäftigte. Diesem Aufenthalte in England und dieser Beschäftigung verdankte es Wurm, daß er das Englische wie seine Muttersprache redete und schrieb; überhaupt besaß er das Talent, leicht jede Sprache, deren er gerade zu seinen Studien bedurfte, ohne Lehrer zu lernen. Von 1828–30 redigirte er nacheinander die in Hamburg begründeten englischen Zeitschriften „The gleaner“ und „The Hamburg reporter“ und im Jahre 1830 einigte er sich mit Hoostrup über die Gründung einer neuen deutschen Zeitschrift, der „Kritischen Blätter der Börsehalle“, die er von nun an bis Ende 1834, wo sie mit den „Literarischen Blättern der Börsehalle“ verbunden wurde, redigirte. Diese später von der „Börsehalle“ ganz getrennte Zeitschrift ist bekanntlich erst mit dem letzten März d. J. eingegangen. Aus seinen letzten Lebenstagen erwähnen wir noch, daß er im Juni 1838 einer Aufforderung des Parlaments von England Folge leistete, um dort von einem Ausschusse desselben als Sachverständiger in Betreff des Elster Solles sich vernahmen zu lassen. Von London krank zurückgekehrt, suchte er in der Wasserheilanstalt in Reinbeck Genesung, doch ohne Erfolg; er entschlief sanft am 2. Februar 1839. Diesen biographischen Notizen folgen ein Verzeichniß der sämtlichen im Druck veröffentlichten Arbeiten Wurm's, die vom Pastor Gessien gehaltene Grabrede und „Worte zum Gedächtniß seines Collegen“, gesprochen von Chr. Petersen, woraus wir hervorheben, daß dem Verstorbenen der Sinn für Abstraction und Idealismus gänzlich gefehlt habe, weshalb er nie dem Plato Geschmack abgewinnen konnte, obgleich er mit der „Politik“ des Aristoteles ebenso befreundet als vertraut gewesen; ferner daß Wurm, „wenn auch sonst seine Herbstzeit mitunter verlebte, im Kreise seiner Collegen meistens ein verfühnendes Element war“. Den Schluß des Schriftchens bilden ein kurzer „Nachruf“, von G. Nießer im Wissenschaftlichen Verein gesprochen, und der Abdruck eines in der augoburger „Allgemeinen Zeitung“ enthalten gewesen Nachrufs an Wurm. Seine literarischen Arbeiten sind, wie aus dem hier mitgetheilten, noch von ihm selbst angefertigten Verzeichniß derselben hervorgeht, ungemein zahlreich; doch bestehen sie meist nur in kleinern Schriften, Denkschriften und Journalaufsätzen; seine Richtung auf das Praktische ließ ihn sich immer auf die nächste bedeutende vaterländische Tagesfrage stützen, so daß er nicht Zeit und Mühe zur Ausarbeitung eines größern Werks gewann. Das Verzeichniß theilt sich in die Rubriken: 1) „Erziehung, Unterricht, classisches Alterthum“; 2) „Verfassungsgeschichte, deutsches Staats- und Bundesrecht“; 3) „Bundespolitik“, 4) „Völkerrecht und nationale Politik“; 5) „Zur östlichen Frage“; 6) „Zur Schleswig-holsteinischen Frage“; 7) „Vermischte Arbeiten“; 8) „Hanseatisches, Hamburgisches“. Unter der sechsten Rubrik befindet sich auch die 1850 zu London gedruckte Staatschrift: „A letter to Viscount Palmerston, concerning the question of Schleswig Holstein“ (mit der Unterschrift: Germanicus Vindex), welche anfangs von verschiedenen Seiten dem damaligen preussischen Gesandten, Ritter Bunsen, zugeschrieben wurde. H. M.

Bibliographie.

Wadewig, K., Die drei Friederiche. Deutsche Größe in Land und Mannen. Drei Denkschriften an das deutsche Volk. Zugleich eine Erinnerung im Jubeljahre Friedrichs von Schiller. Berlin, Ghle. Gr. 8. 10 Ngr.

Boeckh's, A., Gesammelte kleine Schriften. 2ter

Band. — A. u. d. T.: Reden, gehalten auf der Universität und in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von F. Ascherson. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 3 Thlr.

Brandes, F. R., Ausflug nach Schweden im Sommer 1858. Mit einer Uebersichts-Karte von Stockholm. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 20 Ngr.

Edgar, F., Der Findling von Koburg. Bilder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und der Kolonisirung Amerikas. Koburg, Riemann jun. 8. 7½ Ngr.

Genthe, F. W., Friedrich Laubmann als Mensch und Gelehrter. Eine Vorlesung. Leipzig, Gräbner. Gr. 8. 6 Ngr.

Hackländer, F. W., Krieg und Frieden. Erzählungen und Bilder. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Helvetia. Mufen-Almanach auf das Jahr 1859. Herausgegeben vom schweizerischen literarischen Vereine. Glarus. Gr. 8. 28 Ngr.

Hildebrandt, J., Philipp Melancthon. Sein Leben und Wirken, für die Gebildeten aller Stände auf Veranlassung der 300jährigen Wiederkehr seines Todestages dargestellt. Stettin, Graßmann. 8. 10 Ngr.

Horrell, W., Der Vegetarianer auf allen Punkten bewaffnet. Eine Erklärung seiner Theorie; eine Darlegung seiner Hauptbeweise und eine Beantwortung principieller Einwürfe. Aus dem Englischen frei übersetzt von C. W. Reußel. D/S. 8. 5 Ngr.

Humboldt's, W. v., Briefe an F. G. Welcker, herausgegeben von H. Hayn. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 28 Ngr.

Lewenthal, G., Lyrische und dramatische Dichtungen. Gilmangen, Gess. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Müller, O., Der Selbstmord. Eine psychiatrische Skizze. Harburg, Elkan. Gr. 8. 20 Ngr.

Perschmann, L., Der Entwicklungsgang Schiller's in den Jahren 1785–1795. Ein Beitrag zur 100jährigen Geburtsfeier des Dichters. Nordhausen, Gaade. Gr. 8. 5 Ngr.

Sederholm, K., Der geistige Kosmos. Eine Weltanschauung der Versöhnung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 Thlr.

Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 6ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Weseler, W., Die Verfassungsfrage in der Holsteinischen Ständeverammlung. Zur Schleswig-Holsteinischen Sache im März 1859. Braunschweig, Schwetfke u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bitte exkommunizirter Laien in Schwaben und Franken und fünf exkommunizirter katholischer Priester der Diözese Augsburg an die hohe Kammer der Abgeordneten in Bayern, Schutz gegen Verfolgung und religiöse Freiheit betreffend. Augsburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Böhm, G. J. L., Die Zeichen der Zeit und die Wiederkunft unseres Herrn Jesu Christi. Berlin, Uthemann. Gr. 8. 6 Ngr.

James, J. A., Ueber die große Erweckung in Amerika. Ein Vortrag. Hamburg, Oden. 16. 1½ Ngr.

Müller, M., Der neue große Bauernkrieg oder ein Bingerzeig zu seiner Abwehr. Allen Bauernfreunden gewidmet. Dresden, Schäfer. Gr. 8. 2 Ngr.

Vo und Rhein. Berlin, Besser. 8. 10 Ngr.

Preußen im Congress. Vom Verfasser der Flugschrift: „Kaiser Napoleon III. und Preußen.“ Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Preussen und Deutschland. Sechs Aufsätze aus der Frankfurter Handelszeitung. Frankfurt a. M., Aularth. Lex.-8. 7½ Ngr.

Warnung vor der Civil-Ühe. April 1859. Berlin, Feincke. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wichtiges Werk für israelitische Schulen und Familien.

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten etc. Von Dr. Jakob Auerbach.

Zwei Abtheilungen. 8. Geh. Jede Abtheilung 20 Ngr.

I. Biblische Geschichte. II. Lesestücke aus den Propheten etc.

Der Herr Rabbiner Leopold Stein in Frankfurt a. M. spricht sich in dem „Israelitischen Volkslehrer“ folgendermaßen über das Werk aus: „Es ist ein mit großem Fleiß und Eust bearbeitetes, sehr praktisches Buch, welches alle früheren Werke ähnlicher Art übertrifft, indem es in einer Vollständigkeit wie kein anderes biblische Geschichte und Bibelauszug zugleich bietet, und kein wichtiges Moment weder in der Geschichte, noch in der Gesetzgebung, noch in dem prophetischen und hagiographischen Christenthum übergeht. Wir können das Buch wegen seiner großen Brauchbarkeit allen Lehrern und Erziehern, sowie insbesondere als Hausbuch allen Familienvätern bestens empfehlen.“

In mehreren israelitischen Schulen hat auch das Werk bereits Eingang gefunden. Der Preis ist überaus niedrig, und bei Abnahme größerer Partien werden noch besondere Vortheile gewährt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte von Ost-Asien.

Für Freunde der Geschichte der Menschheit dargestellt von Dr. Johann Ernst Rudolf Kaeuffer.

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In diesem auf drei Theile berechneten Werke stellt der als gründlicher Kenner der Geschichte Ost-Asiens bereits bekannte Verfasser zum ersten Mal für einen weitem Leserkreis unter würdigen, für die Geschichte der Menschheit wichtigen Gesichtspunkten und nach bestimmten Perioden geordnet, alles das zusammen, was bis jetzt durch die meist schwer zugänglichen Arbeiten der eigentlichen Forscher auf diesem Gebiete über die Geschichte und Culturverhältnisse der ostasiatischen Völker ermittelt worden ist. Namentlich sind es ausser den Bewohnern des hohen und des nördlichen Asien die Culturvölker Vorder- und Hinter-Indiens, Chinas und Japans, deren Geschichte erzählt, deren politische, religiöse und literarische Cultur in ihrer historischen Entwicklung bis zur Gegenwart herab verfolgt wird. Bei dem sich fortwährend steigenden Interesse, welches diese weiten, von etwa zwei Dritttheilen der gesammten Menschheit bewohnten Ländergebiete in ihren gewaltigen innern Bewegungen und ihren erfolglosen Bestrebungen und Kämpfen gegen das immer mächtiger andringende europäische Wesen in Anspruch nehmen, dürfte ein Werk, wie das vorliegende, gerade zur günstigsten Zeit erschienen und jedem Freunde des Fortschritts in der Menschheit willkommen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des achtundzwanzigsten Heftes (Bogen 14—17 des dritten Bandes):

Die Dappenthalsfrage. Von W. Schulz-Bobmer. — **Graf Cavour**, sein Leben und öffentliches Wirken. — **Flaß und Flößereibereitungsanstalten.** — **Jan Schröder**, königlich preussischer Viceadmiral und Chef der Marineverwaltung.

Kleinere Mittheilungen: Armstrong-Kanone und Canon à la Napoleon. — **Beet** (Friedrich). — **Cannabich** (Johann Günther Friedrich). — **Gusa** (Alexander Johann). — **Oberhard** (Konrad).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten etc. und die Fragen des Tages behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der erste und zweite Band (die gewissermaßen den 10. und 17. Band des Conversations-Lexikon bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vater und Tochter.

Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von Frederike Bremer.

Zwei Theile. 12. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 26 Ngr.

Ein neuer Roman der beliebten schwedischen Schriftstellerin, der von ihr als „Neue Skizzen aus dem Alltagsleben“ bezeichnet wird und in der Art ihrer ersten bekanntesten Romane gehalten ist. Es ist zugleich in besonderer Ausgabe als 33. und 34. Band der billigen deutschen Gesamtausgabe von Frederike Bremer's Schriften (jeder Band 10 Ngr.) erschienen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 21. —

19. Mai 1859.

Inhalt: Zur Geschichte der europäischen Höfe. Von Friedrich Voigt. — Deutsche Pädagogen. — Reiseliteratur. — Notiz. (Wilhelm Hauff und Johann Christian Günther.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der europäischen Höfe.

Jene Zeit liegt noch nicht eben weit hinter uns, wo man glaubte, mit den Zeitungsnachrichten vom Umzuge des Landesfürsten aus dem Sommer- ins Winterpalais, von Ernennung einiger Kammerherren und Stallmeister sei die Geschichte eines Landes gegeben. Wenn gar noch sonstiger Affairen, etwa eines Maskenballs oder einer glänzenden Jagdpartie gedacht wurde, so blieb dem Volk eigentlich nichts zu wünschen übrig und nur einzelne rußten dergleichen geschickt als Scala für den Stand der Dinge zu benutzen. Außerdem aber fanden und finden sich immer Personen, deren Neigung oder Abneigung sie zum Aufzeichnen von Anekdoten, von besonders oft geheim gehaltenen Vorfällen, zum Porträtiren von Persönlichkeiten anreizte, und wie damit nicht selten Aufklärungen über staatliche Ereignisse gegeben werden, so sind sie auch vorzugsweise geeignet, die Höhe oder Tiefe des Cultur- und Sittenstandes eines ganzen Volks, einer ganzen Zeit zu bemessen, denn in dieser Beziehung entwickelt der allgemeine Nachahmungstrieb eine große Thätigkeit um so mehr, als es manchmal so leicht nicht sein mag, sich dem von oben gegebenen Impuls zu entziehen. Ebendeshwegen wird auch nach Zeit und Umständen ein solcher Impuls absichtlich gegeben, um irgendetwas für nothwendig erachteten Zweck zu erreichen. Der Impuls drückt und wirkt dann um so gewaltfamer, je mehr dabei die organische Gemeinsamkeit von Rechten und Pflichten aus dem Auge gesetzt wird, wo also das an sich richtige „der Staat bin ich“ lediglich in dem Sinne gehandhabt wird, daß oben nur Rechte, unten nur Pflichten sein sollen. Starres Festhalten an dieser Unmöglichkeit hat selbst im Orient, von woher sie den Weg ins Abendland frühzeitig zu finden wußte, fort und fort Revolutionen entwickelt, von denen bekanntlich ganz Europa zu erzählen weiß, wären es auch nur Palastrevolutionen gewesen. Auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet haben jene Aufzeichnungen ihren unverkennbaren Werth: sie sind selbst in ihrer meist aphoristischen Form immerhin Lehrbücher, die, wenn auch nur von wenigen studirt, doch nicht so ganz ohne Einfluß bleiben auf die Geschicke der Regierenden, der Länder, der Völker.

21. 1859.

In neuerer Zeit haben Schriftsteller Bedacht darauf genommen, dergleichen zerstreute Hofgeschichten eines und desselben Landes zusammenzustellen und meistens umfaßt ihre Arbeit einen bestimmten Zeitabschnitt. Verhältnismäßig ist das zerklüftete Deutschland arm an dergleichen zerstreuten Geschichten, und so mag Bedenken, wie wenig es ihm auch gelungen ist, von oben herab Anerkennung für seinen Fleiß zu erwerben, sich es im stillen zu besonderem Verdienst anrechnen, in erster Reihe derjenigen zu stehen, welche das von den einzelnen Höfen Erreichbare zu einem Lebensbilde zusammengefaßt haben. Sehr rasch ist ihm eine ansehnliche Reihe von ähnlichen Werken über andere Höfe gefolgt, was immerhin darauf hindeuten mag, daß sie als Nothwendigkeit anzusprechen sind. Wieviel daran auch das allgemeine Urtheil der Neugier theilhaben mag, so kann und darf doch nicht verkannt werden, daß wir Menschen ein aus weiter Ferne Herableuchtendes im äußersten Falle sogar anbeten; ehren und wahrhaft lieben aber nur dann, wenn wir es erkannt haben als ein Verwandtes, und in diesem Falle steht das Auge sogar gern über manches hinweg, was da bezeugt, daß das Verwandte eben auch bei dem allgemeinen Urtheil alles Menschlichen nicht leer ausging.

Zählen wir nunmehr die uns vorliegenden Werke hier auf, so muß vorangeschickt werden, daß wenn mehrere derselben nicht schon früher in d. Bl. angezeigt wurden, solches lediglich unterblieb, weil die einzelnen Bände derselben nur in weiten Zwischenräumen erschienen, zum Theil auch gegenwärtig noch nicht ganz vollständig vorliegen, und es immer mißlich bleibt, über ein noch nicht abgeschlossenes Werk, zumal wenn es geschichtliche Tendenz hat, mit einiger Entschiedenheit ein Wort zu sagen. Der Verfasser hat allerdings die Absicht, Gegebenes darzustellen, dasselbe aus dem Charakter der Persönlichkeiten und der Zeitumstände zu entwickeln und zu begründen; allein er gibt dabei mehr oder weniger seine eigene Individualität, seine Ansichten, seine Tendenzen nicht auf, und diese können nur in ihrem Vollgehalte erkannt und gewürdigt werden, wenn er das letzte Wort gesprochen hat.

Möge dies als Einleitung betrachtet werden für die nähere Ansicht folgender Werke:

1. Der verfallene Hof vom Anfange des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts von Magnus Jakob von Grusenkolpe. Deutsche Originalausgabe. Sechs Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855—57. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.
2. Der russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. und einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Ersten. Von Magnus Jakob von Grusenkolpe. Deutsche Originalausgabe. Erster bis sechster Band. — Fortgesetzt von G. Woldhausen. Siebenter Band: A. u. d. L.: Nikolaus I. Die polnische Revolution. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855—58. 8. Jeder Band 1 Thlr. 7½ Ngr.
3. Russische Hofgeschichten. Neue Folge: Von Katharina II. bis Nikolaus I. Von H. G. M. Delani. Drei Bände. Leipzig, G. E. Reitzsche. 1857. 8. 4 Thlr.
4. Memoiren der Fürstin Daschlow. Zur Geschichte der Kaiserin Katharina II. Nebst Einleitung von Alexander Herrgen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1867. 8. 3 Thlr.
5. Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands. Von Karl Ludwig Blum. Vier Bände. Mit 19 Bildnissen. Leipzig, Winter. 1857—58. Gr. 8. 11 Thlr. 6 Ngr.
6. Russische Familienchronik von S. I. Aljakoff. Aus dem Russischen übersetzt von Sergius Kacynski. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
7. Geschichte des dänischen Hofes von Christian II. bis Friedrich VII. Von Eduard Maria Dettinger. Erster bis sechster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1857—58. 8. 7 Thlr. 16 Ngr.
8. Aus dem Hofleben Maria Theresia's. Nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khrenkhüller von Adam Wolf. Wien, Gerold's Sohn. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Uebersetzen wir die Reihe der hier genannten Werke, so drängt sich namentlich bei den unter Nr. 1—3 aufgeführten fast unwillkürlich die Frage nach ihrem historischen Werth auf. Offenbar besteht ihre Grundlage aus der nicht unbeträchtlichen Zahl von Memoiren und Anekdotensammlungen, welche Frankreich und Rußland seit etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufzuzählen haben, und wenn nicht alle, so doch die Mehrzahl dienten Zwecken persönlicher Natur im Guten wie im Schlechten. In dessen kann hier eine entscheidende Antwort auf diese Frage nicht versucht, vielmehr im allgemeinen und namentlich im Hinblick auf das größere Lesepublikum nur angedeutet werden, daß sie gar wohl als Handhaben zu benutzen sind, wo es dem Strebsamen darauf ankommt, einem und dem andern Gegenstande nähern Antheil im Studium seiner Quellen zuzuwenden; daß sie daher eine bedeutende Stufe höher stehen, als die Zwillinggeburten historischer Romane, denen vor nicht gar langer Zeit noch ein ansehnlicher, zu den gebildeten Lesern gehörender Kreis, bestochen durch ansprechende Zeichnung von Situationen und Charakteren, eine Art Röhlerglauben zuwandte.

Der unsterbliche Röhlerglaube hat gegenwärtig eine andere Richtung genommen, auf welcher wir ihn nicht zu begleiten haben, indem wir Grusenkolpe's Werken über den französischen und russischen Hof etnige nähere Betrachtungen zuzuwenden. Daß eben diese beiden Höfe für den Schweden eine besondere Anziehungskraft hatten, bedarf kaum näherer Erörterung, zunächst in Bezug auf den schwedischen Nachbar Rußland, und wie seit Ludwig XIV. Frankreich kaum irgendein Land in Europa mit seinem

Einfluß verschonte, so konnte auch Schweden schon vom Dreißigjährigen Kriege her sich der französischen Politik und Hoflust nicht erwehren; es fand sich in unserm Jahrhundert sogar gemüthigt, einen Franzosen auf den Thron zu berufen. Die Betrachtung der oben unter Nr. 1 und 2 nachgewiesenen beiden Werke führt außerdem noch fast unwillkürlich zu Vergleichen über die Mittel und Wege, wie im Osten und Westen Europas eine unbeschränkte Herrschaft über zwei Nationen erstrebt wurde, von denen die französische schon eine zum Theil leuchtende Geschichte und mit derselben eine Stufe der Cultur erreicht hatte, die ihr eine nicht selten entscheidende Stimme auf dem Schauplatz der Politik, der Kunst und Wissenschaft sicherte, während der Osten noch auf den ersten Schimmer ihrer Morgenröthe zu warten hatte. „Der Staat bin ich!“ sagte Ludwig XIV. mit dem prächtigsten Anstande der Majestät, und wenn Peter I. nicht dasselbe sagte, so prägte doch mindestens sein Rohrstock es einem jeden, der etwa daran zu zweifeln Miene machte, fühlbar genug ein. Das ist, genau betrachtet, der wesentlichste Unterschied in den Wegen zu einem und demselben Ziele. Frankreich wurde damit der Revolution in die Eisenarme geschleudert, welche die Bourbonen und Orleans zerdrückt haben, und Rußland — hat sich immer weiter ausgedehnt.

Diese und ähnliche Betrachtungen boten jedoch wol schwerlich die Grundlage für Grusenkolpe's Arbeit, oder wir müßten dann in einem wie dem andern irgendeinen pragmatischen Organismus entwickelt sehen, der jedoch nicht eigentlich aufzufinden ist. Historische Werke, und als solche wollen die vorliegenden angesehen sein, pflegt ihr Verfasser durch ein Wortwort einzuleiten, um dem Leser den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus für das Gebäude die rechte Ansicht eröffnet werden soll. Schlichte Chroniken oder Annalen bedürfen keiner Darlegung ihrer Grundidee, keiner Anzeige und Rechtfertigung irgendeiner Tendenz: sie geben sich einfach als für sich selbst sprechendes Material, als Hülfsmittel für jeden, der desselben bedarf. Seit wir jedoch eine Kunst der Geschichtsschreibung haben, will und muß der Historiker mehr leisten als dürres Aneinanderreihen von Thatfachen, die so, wie sie gegeben sind, kaum mehr miteinander gemein haben, als den todtten Faden des Buchbinders.

Bei den vorliegenden deutschen Originalausgaben, bei denen wir voraussetzen, daß sie ihren schwedischen Schwestern gleich seien, ist kein Wortwort, keine Einleitung, kein Inhaltsverzeichnis mitgegeben: nur die Titel geben Ort und Zeit an, wo und in welcher man heimisch werden soll. Nach diesen Titeln handelt es sich lediglich um den verfallenen Hof zu Petersburg. Nur dem letztern ist als „Einleitung“ ein Zeitabschnitt vor Peter I. vorangestellt, und eine solche Einleitung konnte auch dem erstern füglich gegeben werden, um dann mit etwa 1680 die Schöpfung Ludwig's XIV. vorzuführen. Das ist nicht geschehen, vielmehr beginnt das Buch ohne weiteres schon mit dem 5. Jahrhundert, wo Chlodwig, der erste christliche König der Gallier, den Reigen der Thaten eröffnet, dem wir bis S. 350 des ersten Bandes folgen

müssen, damit wir sehen, was der Verfasser aus einem Geschichtsmaterial von zwölf Jahrhunderten herauszuheben wußte. Werwollen wir einige Augenblicke bei dem verfallenen Hof!

Es ist gewiß nicht die Absicht des Verfassers gewesen, für Ludwig XIV. und seine nächsten Nachfolger irgend eine Rechtfertigung oder auch nur Entschuldigung daraus herleiten zu wollen, daß sie aus einem unabsehbaren Mobergrunde üppig emporkucherten: vielmehr sollen die Anekdoten, denen wir durch jene lange Zeit folgen mußten, wol nur daran erinnern, daß dem Verfasser die Nothwendigkeit eines gewissen Organismus doch vorschwebte, als er sich zum Niederschreiben der Hofgeschichten entschloß. Sind jedoch dergleichen Anekdoten nur nach einer einzigen Richtung hin ausgesucht und aneinander gerührt, so fragt man sogleich nach dem Gegensatz, der Rehrseite. Wenn wir daher kaum irgendeinem rechtlichen Menschen begegnen, vielmehr fort und fort von einem Skandal in den andern gezogen werden, so befällt uns wenn nicht Apathie, doch Gleichgültigkeit; wir fühlen uns gelangweilt, und von da bis zum Widerwillen ist nur ein kurzer Schritt. Der Mann, welcher aus einem Guckkasten seinen Lebensunterhalt zieht, zeigt wol eine Schlacht, eine brennende Stadt, eine Mordthat: er schiebt aber doch freundliche Bilder dazwischen, denn dergleichen gibt es doch auch in der Welt, und wird gern gesehen. Vielleicht weiß er auch, daß solche Gegensätze einander heben und verstärken. Billig sollte auch der Verfasser diese Waffe benutzt haben.

Der Vergleich mit dem Guckkasten ist dem Verfasser wol nicht unangenehm, er liegt jedoch sehr nahe, theils durch das Aneinanderschleichen einzelner Anekdotenbilder, theils weil dem größern Publikum jedes Hofleben überhaupt nicht viel anders erscheinen kann als ein Guckkastenbild. Möge es dem Verfasser beifallen, wenn wir sagen, es könne ihm darum zu thun gewesen sein, doch auch einmal die historische Thatfache zur Anschauung zu bringen, daß eine von den Umständen begünstigte Macht selten nur zurücksteht vor den Mitteln, sie zu erhalten und zu erweitern; daß sie für diesen Zweck oft genug mit Creaturen sich umgeben muß, die im Grunde nichts anderes wollen, als sich selbst möglichst hoch stellen, sich bereichern, mindestens vom Leben so viel genießen, als es nur bieten will. Da ist es denn so weit eben nicht bis zur äußersten Grenze der Unsitlichkeit und einer Noheit, die trotz des blendenden Glanzes schlimmer ist, als die eines gemeinen Verbrechers, der seine Verwilderung mit dem Leben bezahlen muß, um, wie gesagt wird, die Gesellschaft zu versöhnen.

Es mag wol kaum irgendeinen Hof geben, der rein von Blut und Sittenlosigkeit geblieben wäre, wenigstens hat die Geschichte dergleichen stets als seltene Ausnahme hervorzuheben, und der französische Hof zählt nicht in der Reihe solcher Ausnahmen. Leistete ihm doch auch die Kirche hülfreiche Hand! Die Bartholomäusnacht, die Dragonaden zur größern Ehre Gottes wissen davon zu erzählen und mögen den Nojaden und andern Greueln der ersten französischen Revolution als verlässliches Muster-

bild vorgeschwebt haben. Kehren wir aber zurück zu dem verfallenen Hof. Ludwig XIV. verstand es, ihn mit einem Glanze zu umgeben, wie er bis dahin nicht gesehen war. Er bedurfte dazu der Künste, und er wußte sie zu benutzen; er bedurfte geschickter Fiedern, und sie standen ihm zu Gebote; er bedurfte für den Staat, der er selbst sein wollte, sowie den Nachbarn gegenüber diplomatischer Präponderanz und des Waffenglücks, und sie blieben ihm nicht versagt. Seine Zeitgenossen nannten ihn „den Großen“, und er hätte „der Glückliche“ sein und heißen können, wenn es selbst einem Könige nicht schwer würde, das Glück zu tragen. Die Frauen waren härter und die Maintenon klüger als er. Der blasierte Lustling ward fromat wie ein altes Weib und hinterließ dem Staate, der er, wie sich von selbst versteht, nun nicht mehr selbst war, die Last ungeheurer Schulden, welche er mit seinen Prinzen „ohne Geblüt“ (!) noch besiegelte. Das war der Musterkönig, dem alle Welt huldigend zuströmte, um nach seinem Rücken zettel einen die Helmat vergiftenden Herenbrei zu kochen. Daß und welche Hölle in unserm Deutschland von diesem Gift durchdrungen wurden, ist ein längst entschleiertes Geheimniß. Allgemeiner noch war der Einfluß der französischen Literatur jener Zeit, und wenn es auch dankbar anerkannt werden mag, daß die Deutschen, denen in dem mörderischen 17. Jahrhundert keine Zeit gelassen war, sich auf sich selbst zu besinnen, von ihren überrheinischen Nachbarn wenigstens schreiben lernten, so ist es doch immer zu beklagen, sie einer noch heute fortwuchernden Nachäfferei hingegeben zu sehen.

Was man übrigens Ludwig XIV., mit dessen Tode der erste Band schließt, auch Schlimmes nachsagen mag, so war er doch immer ein König, welcher der Welt zeigte, wie ein Hof zu schaffen und zu halten sei. Die ihm folgende Regentschaft des Herzogs von Orleans dagegen, im ganzen zweiten Bande nur sehr nothdürftig bewältigt, ist eine kaum übersehbare Reihe von Mächtwürdigkeiten. Der Herzog, dem es nicht an einigen lobwürdigen Eigenschaften fehlte, vergaß, daß ein Regent eine andere, man möchte sagen schwierigere Aufgabe hat als ein König. Dazu schien ihm die allerdings nicht eben leichte Kunst versagt, für die Geschäfte die rechten Männer zu wählen, und wenn er sein Factotum Dubois auch oft einen Schurken nannte, so war er doch, durch ununterbrochenen Sinnentrausch abgestumpft, zu schwach oder zu bequem, sich desselben zu entledigen, und eben die Schurken verließen es meistens, sich unentbehrlich zu machen. Eine schlechtere Schule, als die lange Regentschaft, mochte daher für Ludwig XV. nicht gefunden werden und sie hat ihre Früchte getragen! Uebrigens liegt die Regentschaft in vielfältigen und weitverbreiteten Schriften vor, und Neues bringt darüber das Buch so wenig, daß das Gebotene wie überall so auch hier nur Stückwerk bleibt, welches zu keiner genügend verständlichen Ansicht gelangen läßt. Daher mag es auch unentschieden bleiben, ob das S. 201 fg. dieses zweiten Bandes ohne klar ersichtlichen Anlaß eingeschobene Urtheil des Historikers Ducloux über Karl XI. und Karl XII. etwa den Schwaben sagen soll, daß ihre

jetzige Dynastie nur ein fremdes Pfropfreis auf dem angestammten Königsstamm sei. Wir haben bei dieser deutschen Originalausgabe mit Schweden nichts zu thun.

Wie leicht übrigens Grusenstolpe sich es mit der Geschichte macht, mögen nur einige wenige Beispiele darlegen. Im ersten Bande, S. 25, ist vom Processe der Tempelherrn die Rede, wo denn behauptet wird, der Todestag ihres letzten Großmeisters J. B. Molay werde jährlich in der Freimaurerloge mit Gottesdienst begangen; es sei des Ordens vornehmster Feiertag. Bekanntlich aber ist das vornehmste Fest der Freimaurer das Johannisfest, und es steht historisch fest, daß die Freimaurerei mit jenem untergegangenen politischen Orden nichts zu schaffen hat. S. 268 vermodet der Sohn Ludwig's XVI. als Kind durch grausame Behandlung und Mangel an Pflege. Das ist allerdings vielfältig gesagt, immer aber noch unerwiesen. Im Gegentheil hat Levin Schüding in seinem Roman „Ein Staatsgeheimniß“ alle bis jetzt erreichbaren Documente beigebracht, nach denen wol anzunehmen steht, daß das Schicksal des Unglücklichen, der seinen nächsten Verwandten im Wege war, noch eine offene Frage ist. — Im zweiten Bande, S. 122, wird erzählt, Georg I. habe den Prinzen von Wales gehaßt, weil er ihn nicht für seinen Sohn hielt; er habe Verdacht gehegt über ein verbrecherisches Zusammenleben seiner Gemahlin (Sophie) Dorothea mit Königsmark, den er in einen heißen Ofen habe werfen lassen, während er die „Kurfürstin“ längere Zeit auf einem Schlosse eingesperrt. Grusenstolpe muß nicht einmal seines eigenen Landsmanns Palmblad „Aurora Königsmark“ gekannt haben, sonst hätte er wissen können, daß der (nachmalige) Prinz von Wales längst geboren war, ehe Königsmark am Hofe des Kurfürsten Ernst August erschien. Er hätte ferner gewußt, daß Königsmark nicht in einen überhaupt nicht zur Hand stehenden Ofen geworfen, sondern einfach durch eine Partifane niedergeschlagen wurde. Unblich hätte er gewußt, daß Georg zur Zeit dieses Ereignisses noch Kurprinz, seine Gemahlin also nicht Kurfürstin war. Diese lebte nach der Scheidung noch 32 Jahre, also allerdings „längere Zeit“ in der Verbannung, doch war sie nicht „eingesperrt“. Das nächste Ereigniß im Schlosse zu Hannover ist bekanntlich von vielen ältern und neuern Federn dargestellt, und wenn jemand sich der Mühe unterzöge, die mannichfaltigen Relationen darüber aneinander zu reihen, so würde man damit eine eigenthümliche Scala für die Phantastengestalten im menschlichen Kopfe gewinnen. S. 129 ist Joseph II. im Jahre 1717 nicht allein schon Kaiser, sondern hat auch eine bereits vermählte Tochter. Nun war Joseph II. freilich wie bekannt in manchen Dingen ein absonderlicher Herr, indeffen wurde er doch erst 1764 Kaiser und starb 1790. Nach Grusenstolpe mußte er also mindestens 90 Jahre alt geworden sein, was ihm jedoch trotz seines starken Willens nicht möglich werden wollte. Mit der Geschichte, sehen wir, ist es von Grusenstolpe nicht eben genau genommen, und da neben derselben nicht füglich von Poesie als einem allensfalls Entschädigenden die Rede sein kann, so erscheint das ganze

Werk, welches im sechsten Bande mit dem Tode Ludwig's XVIII. abschließt, als eine ohne sonderliche Kritik unternommene Zusammenstellung aller eben zur Hand kommenden Nachrichten des Tags, denen meistens nur so lange Glauben geschenkt werden kann, als sie nicht von den nächstfolgenden modifizirt oder ganz verdrängt werden, was bekanntlich fast immer zu geschehen pflegt.

Wenden wir uns nun zu dem russischen Hofe Grusenstolpe's, so ist manches von demjenigen zu wiederholen, was oben beim versailer Hofe zur Sprache gebracht werden mußte. Ein rechtlicher Mensch ist auch hier so selten und so schwer aufzufinden, wie eine Perle in einem Scheffel Erbsen, und weil dem nun einmal so zu sein pflegt, so sollte das Bessere um so erkennbarer herausgestellt werden. Für diesen Mangel läßt sich indeffen so viel zur Rechtfertigung sagen, daß der russische Hof zur Zeit Peter's I. erst langsam aus einer Noheit auftauchte, wie sie nicht empörender im asiatischen Tyrannenthum sich ausdrückt. Zu dem übrigen Europa, welches schon weit in der Cultur fortgeschritten war, bestand ein nennenswerthes Verhältniß so wenig, daß es für den Russen eine terra incognita war. Kaum eine andere Gemeinsamkeit läßt sich auffinden, als die, welche das Christenthum etwa vermitteln konnte. Aber auch dieses war schon vom 4. Jahrhundert her in so eigener Weise ausgebildet, daß Rom und Konstantinopel als Pole betrachtet werden müssen, bei denen an eine Vereinigung nicht zu denken ist. Gemeinsam war beiden kaum mehr als der Heiliggen- und BildeDienst. Die Volksbildung ging über Aeußerlichkeiten so gut wie gar nicht hinaus, denn seit die Politik sich des Christenthums bemächtigte, trat der Geist, die Grundidee desselben mehr und mehr zurück; und der Politik, möge sie im Staat oder in der Kirche den Absolutismus anstreben, ist meistens mit Volksbildung eben nicht sonderlich gedient. So konnte Rußland denn auch nur Herren und Sklaven, und über den Herren stand der Zar, der Staat und Kirche in sich vereinigte und wenig mehr zu fürchten hatte, als gelegentliche Conspirationen der Herren unter ihm, die denn bekanntlich auch in verschiedenen Palastrevolutionen sich kund gaben.

Die Allein- und Gewaltherrschaft konnte martern und morden, aber keinen Geist erwecken, dessen sie doch bedurfte, wenn sie bei irgendeinem Zusammenstoß nicht von der europäischen Cultur in den Grund gesetzt sein wollte. Das erkannte zunächst Peter I., dessen eiserne Wille vor nichts zurückscheute, um den Nachbarn ein etwaiges Gelüst nach einem solchen Zusammenstoß zu verleiden; und da lag die Idee nicht eben in weiter Ferne, selbst möglichst weit vorzuschieben, um wenigstens durch Rassenentwicklung zu imponiren. Für diesen Zweck bedurfte man der leitenden Hülfe ausländischer Cultur, und kaum war dieses Bedürfniß angedeutet worden, so fanden sich Deutsche, Holländer, Franzosen und manche andere in großer Zahl mit ihren Diensten ein. Wie die Alttürken jeden Ausländer als abenteuernden Glücksjäger und Religionsfeind verachteten und sich seiner zu entledigen suchten, so wurden auch von den Altrussen die Fremden, obgleich sie deren

Schöpfungen vielfältig als Wunder anstaunen mochten, stets als Eindringlinge, als Störenfriede gehaßt, und nur der unbreugbaren Strenge des Autokraten konnte es möglich werden, den feindseligen Starrsinn wenigstens zu beugen, den vielfältig drohenden Ausbrüchen desselben mit allen zu Gebote stehenden Gewaltmitteln, bei deren Wahl man in Rußland nicht ängstlich war, entgegenzutreten, und so gelang es, eine Flotte zu schaffen, ein Kriegsheer zu bilden, eine neue Residenz an der Newa zu gründen, und immer weiter vorzubringen. Für jene Flotte waren feste Häfen nothwendig, und was Kronstadt und Sewastopol bedeuten, darüber gibt die Erfahrung unserer Tage die beste Auskunft.

Diese allerdings überall bekannten Thatsachen mußten hier berührt werden, um auf das Feld zu gelangen, dessen Ernte Erusenstolpe auslegt. Er will berichten vom russischen Hofe, und von einem solchen kann vorzugsweise nur seit Peter's I. Schöpfung einer neuen Hauptstadt die Rede sein. Und nun ist vor allen Dingen hervorzuheben, daß die vorliegenden Bände sich, gegen den verfallenen Hof gehalten, vortheilhaft auszeichnen. Wie hier nur flüchtig zusammenhängende Lebensbilder ohne sonderliche Kritik aneinander geschoben sind, die geradezu auf die Annahme einer noch zurückbehaltenen Absichtlichkeit hinführen, so liegt dort das Bestreben nach einem organisch gegliederten Aufbau zu Tage, der freilich Momentanes nicht ausschließen will, dasselbe jedoch, um den historischen Fluß nicht zu hemmen, zum Theil in Noten verweist, die der Leser überschlagen, oder nach Belieben als Füll- und Erklärung seiner aus dem Text gewonnenen Anschauung benutzen mag. Wenn daher auch bei dem über die russischen Hofzustände vorzugsweise seit Peter I. vorliegenden reichen Material dem Kundigen nichts Neues gesagt wird, so ist dem größern Leserkreise doch ein anziehendes und im allgemeinen zureichendes Mittel in die Hände gegeben, sich einige nähere Kenntniß aus einem Lebenskreise anzueignen, der lange schon als gefährlichster Zauberkreis eines Pöpans herüberdachte. Das hat er auch den Schweden, seinem nächsten Nachbar im Nordwesten, nachdrücklich empfahlen lassen, und eben durch diese Nachbarschaft wird ein angelegentlicheres Vertrautsein mit den russischen Specialitäten, welche Erusenstolpe in den vorliegenden Bänden bethätigt, vermittelt sein.

Dem Inhalte derselben: Schritt vor Schritt zu folgen, liegt außer den Grenzen d. Bl. Sie umfassen, außer der die Vorzeit Peter's I. in fünf Kapiteln nachweisenden Einleitung, mit seinem Privatleben auch dieses Zaren eigenthümliche Wege, um mit Europa auf gleiche Linie und wenn möglich noch höher hinaufzukommen; sodann seine Nachfolger und Nachfolgerinnen bis einschließlich Nikolaus I. Den Schluß des zweiten Bandes bildet ein Anhang, welcher aus einem alten officiellen Journale „die Feierlichkeit bei der Vermählung des Großfürsten Peter Feodorowitsch und der Großfürstin Katharina Alexjevna“, einer Prinzessin von Anhalt-Zerbst, wörtlich mittheilt. Wir sehen aus dieser Beschreibung, daß am 1. September 1744 der allgemeine europäische Hofpomp auch

schon den Weg über die russische Grenze richtig aufgefunden hatte.

Peter's I. Witwe und Nachfolgerin, Katharina I., ward von den Unterthanen geliebt, von Europas und Asiens Mächten geachtet und gefürchtet; allein mit ihr begann beim russischen Hofe ein Uebermuth, eine so schrankenlose Sittenverwilderung, wie die Geschichte sie nur von römischen Damen der Kaiserzeit zu erzählen weiß. Das kam Abenteurern und Günstlingen ganz wohl zu statten, sonst aber ward weit umher alles vergiftet, wie man Aehnliches dem Boa Upas nachgesagt hat. Die folgenden Kaiserinnen, Anna, Elisabeth und Katharina II., wußten freilich den stillosen Abgrund, in welchem sie sich gefielen, mit verschwenderischem Glanze zu maskiren, und die letztere verstand es daneben, mit ihrem Geiste zu bestechen; sie soll sogar geschäftstüchtig haben. Dennoch schien es, als solle dieses Weiberregiment als warnendes Beispiel gegeben sein, da, wo Autokratie Grundgesetz und die allgemeine Barbarei wol an einigen Oelbäumen schon gefesselt, damit jedoch lange noch nicht überwunden ist.

Einzelheiten, um das hier Gesagte zu begründen, müssen, wie schon erwähnt, übergangen werden. Im allgemeinen nur sei angemerkt, daß der Verfasser auch hier nicht eben wählerisch zu Werken gegangen ist, wir daher manchen Zügen begegnen, die für die Möglichkeit nichts weiter aufzuweisen haben als ein Gerücht, welches von Mund zu Mund wechselnde Declinationen erfährt. Nur ein Beispiel für viele. Als der Geliebte der nachmaligen Kaiserin Katharina I., Moens de la Croix, auf dem Schaffot steht, flüstert er dem Scharfrichter ins Ohr: „Du findest in meinen Kleidern ein Bildniß verborgen. Behalte die kostbare Einsassung, das Bild aber mußt du zerstören.“ Der Scharfrichter that das und damit war jede Spur von Moens' vertrautem Verhältniß zur Gemahlin Peter's I. verschwunden, ihr Leben gerettet. Die Frage: ob der Scharfrichter französisch verstand oder Moens russisch sprechen konnte, mag auf sich beruhen, wie in manchen Theaterstücken; aber — soll überhaupt die Geschichte wahr sein, so muß nothwendig der Scharfrichter geschwagt haben; that er das, so ersuhr der Zar gewiß davon und um Katharina's Leben stand es so unsicher wie möglich. Das that es dennoch, denn nur des Fürsten Meyn's eindringlichen Vorstellungen gelang es endlich, ihre Hinrichtung zu verhindern. Sie kam mit dem Schrecken davon. Man sieht, es war leicht, die Scharfrichtergeschichte mit dem eben Gesagten in Verbindung zu bringen, um wenigstens die Wahrscheinlichkeit derselben zu begründen. Das ist jedoch in keiner Weise geschehen und man hat nun freie Wahl, davon zu halten was man will. Mit gleicher Bequemlichkeit kann noch manches andere betrachtet werden.

Wenn sodann auch zuzugeben ist, daß der Verfasser ein reiches Material für seine Conception zusammenbrachte, so ist ihm doch auch eins und anderes entgangen. Es mag hier an eins erinnert werden, welches erst in neuerer Zeit in die historische Literatur eingeführt ist und eben wegen seines romantischen Charakters ein willkommenes

Motiv für den Verfasser abgeben mußte. Peter I. vermählte seinen Sohn Alexis mit der Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel. Sie hatte von der Noth der Noth des Gemahls unendlich zu leiden und soll infolge grober Mißhandlungen bei ihrer zweiten Niederkunft gestorben sein. Man findet den 1. November 1715 als Todestag bezeichnet. Nun aber fehlt es unglücklichen Prinzessinnen, vorzüglich, wenn sie schön und lebenswürdig sind, nicht an Freunden, und so ist auch vor mehreren Jahren in einer historischen Zeitschrift mit möglichst begründeter Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß es gelungen sei, Alexis und seine Anhänger zu täuschen. Die Prinzessin soll nach Amerika entkommen sein und dort später ihrem Mitter die Hand gereicht haben. Wir legen kein allzu großes Gewicht auf diese Geschichte; wenigstens aber steht sie nicht als nackte Anekdote da, sie hat daher nicht zu verkennende Vorzüge vor jener Scharfzüchtigeranekdote. Da wir es sodann eben mit einer braunschweiger Prinzessin zu thun haben, so mag ein anderes Beispiel, wie leicht der Verfasser selbst über historisch feststehendes hinwegschreibt, hier noch Platz finden. Es wird I, 184 fg. die Palastrevolution erzählt, welche den braunschweiger Prinzen Anton Ulrich und seine Familie stürzte, um die ausschweifende Prinzessin Elisabeth, Tochter der Kaiserin Katharina I., auf den Thron zu bringen. Nach Grusenstolpe soll Anton Ulrich 1780 in der Verbannung auf der Insel Kolmogory gestorben sein: doch starb er schon im Mai 1775. Sodann sollen die Töchter desselben dem Vaterlande der Aeltern, also doch wol Braunschweig, wieder zurückgegeben sein. Allein wie außer den Töchtern, Katharina und Elisabeth, noch zwei Söhne, Peter und Altkus, das Schicksal der Aeltern theilten, so wurden diese vier Kinder in Uebereinkunft mit Dänemark im Jahre 1780 nach Horsens in Jütland versetzt. Die ältere Prinzessin, Katharina, starb dort erst 1807, während der von der Kaiserin Anna zum Thronfolger bestimmt gewesene älteste Prinz, Iwan, in der Gefangenschaft zu Schlüsselburg schon am 5. August 1764 durch Ulsjew und Tschekin ermordet wurde.

Ueber die folgenden Bände müssen wir kurz hinweggehen und wollen nur einen Augenblick bei der Kaiserin Katharina II. verweilen. Ueber das Leben oder eigentlich den Lebenswandel derselben liegen mancherlei Anekdotensammlungen vor, welche dem ziemlich weit verbreiteten Interesse am Skandal reichen Stoff bieten, ohne doch irgendwelches verlässliches Bild dieser Frau dem Beschauer zu gewähren. Ein solches gibt auch Grusenstolpe nicht, und es mag auch einigermaßen unsicher sein, aus einzelnen Erscheinungen im Leben Gelehrter ein richtiges Bild derselben zu konstruiren, denn diese Erscheinungen hängen oft genug an so vielen unsichtbaren Fäden, daß sie selbst jenen Gelehrten fremd bleiben. Offenkundig ist es schon sehr lange, daß die Kaiserin Günstlingen Gelegenheit bot, sich zu bereichern und eine gefährliche, oft verderbliche Macht zu erobern; daß sie daher vielfach getäuscht wurde: überall aber und selbst unmittelbar aus Szenen, denen das schwache Weib erlag, als Kaiserin hervortrat, an

deren Wort, deren Blick das Leben von Millionen hing. Daran hat Grusenstolpe sich gehalten. Wie dagegen eine solche Frau möglich werden, möglich bleiben konnte, dafür hat erst die neueste Zeit einen Wegweiser in den Memoiren der Kaiserin geboten, welche ihr inneres und äußeres Leben als Großfürstin entwickeln, und nun erst erfahren wir mit mehr Sicherheit, wie aus dem unglücklichen Dasein und der Lebenswürdigkeit der Stolz einer Kaiserin, die Härte der Selbstherrscherin, die Schwäche des Weibes in schroffen Gegensätzen hervortreten konnten.

Hieran knüpfen sich einige allgemeine Betrachtungen. Nicht mit Unrecht ist der historische Roman, welcher im Laufe dieses Jahrhunderts vorzugsweise durch Walter Scott in die Literatur eingeführt wurde, als Verderber gründlicher Bildung bezeichnet. Als Roman findet er, namentlich unter der Jugend, einen weiten Leserkreis und die meisten Glieder desselben glauben, durch ihn einen Schatz verlässlicher Kenntniß erworben zu haben, der weiteres Studium überflüssig mache, denn Bequemlichkeit oder Phantasie nimmt das in freundlicher Weise Gebotene leicht für verbrieft Wahrheit, und eignet sich damit eine Weltanschauung an, die nicht Stich hält. Die Werke Walter Scott's verschulden dieses Ergebnis nicht so sehr, denn sie folgen über den wirklichen Lebenskreis nicht hinaus und halten sich neben tüchtiger Charakterzeichnung mit tiefer Einsicht wenigstens in den Schranken positiver Wahrheit. Aber die Schar seiner Nachtreter dießelt der Nordsee hat manches Germanenkind auf dem Gewissen! Und hätten die Deutschen nicht, gewaltsam von eiserner Nothwendigkeit gestachelt, dem Riesenstrom der Industrie sich anvertrauen müssen, sie ständen, der gegenwärtig beliebten Umkehr der Wissenschaft und des Glaubens gegenüber, auf viel schwächeren Füßen, als man hier und da doch wahrnehmen muß. Bedenklicher aber steht es jedenfalls mit solchen Werken, welche vom Titel bis zum letzten Punkt sich als geschichtliche Wahrheit in populärem Gewande aufdrängen, und da dem größern Theil des Publikums kein Maßstab näherer Prüfung zu Gebote steht, dagegen keine Ausnahme macht von der allgemeinen menschlichen Richtung, die nur zu gern in die Fenster des Nachbarn einen Blick wirft, so müssen dergleichen Werke, wenn sie nicht in jedem Punkte streng historisch begründet sind, nothwendig weltumher schiefe Ansichten ergänzen, und wenn sie vom Leben und Thun höherer Stände, wenn sie aus dem Familienkreise gekrönter Häupter berichten, so kann es nicht fehlen, daß das nach dieser Richtung hin immer schon wachsame Mißtrauen eine Nahrung begierig aufnimmt, welche dasselbe stets tiefere Wurzeln treiben läßt. Keiner, der nur einigermaßen mit dem Leben vertraut ist, wird leugnen wollen, daß in den Palästen der Großen auch nur Menschen wohnen, unter denen manche gleich den Herrschern im Orient sich für Söhne und Töchter der Sonne halten oder doch ausgeben, und ebendeshalb ein Recht zu haben glauben, die unter ihnen Stehenden auszudörren, wie manchmal die Sonne blühende Blumen zu Staub versengt. So bezeugt auch die Geschichte, daß hier und da ganze Generationen hindurch ein

Hof mit allen seinen Gliedern in einer Verworfenheit hinwühlt, für deren Bezeichnung kaum ein passender Ausdruck sich finden will, und dennoch hat die Geschichte, die nichts von einer überdem nutzlos sich erweisenden Aufgabe in usum Delphini wissen will, die strenge Pflicht auf sich, auch das in ihre Tafeln einzugraben. Dieser Pflicht aber ist zugleich das heilige Recht verbunden, jedem gerecht zu bleiben durch jene Wahrheit, die überall den Punkt aufzufinden weiß, wo selbst die äußerste Verworfenheit zu einem Boden für ihren Gegensatz sich herzugeben gezwungen ist. Wer daran zweifeln mag, der mag auch zu bemerken versuchen, daß sein Muth, das Leben zu ertragen, nichts weiter als eine alte Gewohnheit sei.

Mit dem Gesagten ist der gutmüthigen und ebenso falschen Glaubensschwäche, die alles guthiebt, ein Schuldungsopfer keineswegs dargebracht; auch ist keinem das Recht abgesprochen, über Leben und Thun unter den gekrönten Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu berichten. Geht er dabei jedoch mit der kaum verhüllten Absicht zu Werke, die Schwächen und Gebrechen dieser Glieder überall in den Vordergrund zu schieben, so hat sein Werk als solches keinen Anspruch auf eine Stelle in der Geschichte; wol aber ist es als ein Zeichen der Zeit zu betrachten und in dieser Beziehung ein historisches Moment, oder wenn man will Monument. Der Grund und Boden der Gesellschaft ist, nicht etwa seit der Revolution von 1789, sondern schon seit dem Dreißigjährigen Kriege tief unterwühlt, und keine Macht will durch einseitige Maßregeln, denen es anzusehen ist, daß sie nur die ephemere Dauer eigener Existenz sichern sollen, den weiteren Verlauf der Vatersünden aufhalten. Ebenso wenig wird dieser Verlauf dadurch beschleunigt, daß wir Geschichten erzählen von lieberlichen Prinzessinnen; von Saturnalien eines Hauptes, welches keinen Unterschied kennt zwischen einer Fürstenthrone und einer Schellensappe; von Gewaltthaten, über welche nur die strenge Geschichte zu Gericht sitzt; endlich zwischen dem allen von Einzelheiten, die nur durch ihre Möglichkeit begründet sind, vor keiner Kritik aber standhalten. Fassen wir nun alles Verührte kurz zusammen, so ist mit den vorliegenden beiden Werken Grusenstolpe's über Frankreich und Rußland weder ein historischer Roman, noch eine pragmatisch gegliederte und anerkennendwerth documentirte Geschichte, vielmehr nur eine neue Zusammenstellung der alten Chronique scandaleuse gegeben, die bekanntlich seit dem vorigen Jahrhundert schon über Persönlichkeiten an den Höfen von Frankreich und Rußland viele und darunter denn auch obscure und schmutzige Feiern in Thätigkeit gesetzt hat. Raumer's „Historisches Taschenbuch“ (dritte Folge, neunter Jahrgang, Leipzig 1858) gibt eine Abhandlung über das Reich Japan. Ihr Verfasser R. F. Neumann sagt darin (S. 58):

Die Geschichte der Despoten verdient nicht geschrieben zu werden. Wo kein Volkseleben sich regt, wo die gebückten Inassen stumm am Boden hinkriechen, in unumschränkter regierten Reichen gibt es in Wahrheit keine Geschichte. Was man so nennt, das kümmeret, das fördert uns nicht.

Das ist, wenn auch nicht unbedingt, ein wahres Wort;

wenigstens wäre es wol nicht so übel gewesen, wenn Grusenstolpe dieses Wort, ehe er sein Werk über den petersburger Hof schrieb, gekannt und beachtet hätte. Indessen — es ist nun einmal geschrieben. Die Zwittergestalt beider Werke bleibt auch wol ohne weiteren Einfluß auf das politische Urtheil des Volks, welches überdem mehr und Besseres zu thun hat, als die Zeit mit alten Hofanekdoten zu verzetteln. Wenn es aber einmal Kenntniß von Corruptionen nehmen will, so liegen dergleichen ihm viel näher. Was sodann die Höfe selbst und deren Diener den beiden Werken gegenüber für eine Meane annehmen, ist an sich gleichgültig, wie denn auch desfallige Vermuthungen hier ganz überflüssig sind.

Uebrigens ist nicht anzunehmen, daß Grusenstolpe's Feder lediglich zu dem Zweck in Bewegung gesetzt sei, um die menschliche Schwäche der Neugier als willkommen für den Erwerb zu benutzen. Im Gegentheil, er war mit den Zuständen seines Vaterlandes Schweden zerfallen und benutzte die Höfe von Frankreich und Rußland als Ableiter seines Unwillens. Anders steht es mit dem lebenden Bande vom „Russischen Hof“, welchen E. Woldhausen bearbeitet, und auch unter dem besondern Titel „Nikolaus I. Die polnische Revolution“ dem Publikum vorgelegt hat. Dieses Ereigniß konnte lediglich nur nach den bis jetzt offenkundigen Documenten dargestellt werden, wenn das Buch nicht von der Kritik und den Zeitgenossen zurückgewiesen sein wollte, und Woldhausen hat das reiche Material so gut benutzt, daß sein Werk jenes Ereigniß genügend widerspiegelt. Ob Polen sein Schicksal der Zerstückelung und Unterjochung verdiente; ob es in der pariser Revolution von 1830 den schickslichen Zeitpunkt, seine Ketten abzuschütteln, wählte, sind Fragen, die der Geschichte zur völligen Brantwortung noch vorliegen. Soweit gegenwärtig schon eine Ansicht hervortreten kann, war Ludwig Philipp's Einschreiten in die Reihe der Herrscher keineswegs geeignet, die Hoffnungen der Polen auf ihn zu unterstützen. Er selbst saß noch keineswegs sicher auf dem Thron, und einen kaum ausbleibenden europäischen Krieg aus der in Polens Wäldern und Sümpfen glimmenden Kohle anzufachen, widersprach seiner Neigung wie seiner Politik. Auch konnten Oesterreich und Preußen einem Fortschreiten der Revolution im russischen Polen nicht unbekümmert zusehen und überhaupt mag das einmal aufgelöste Polen kein Urtheil aus alter Zeit aufweisen können, welches eine Neugestaltung in Aussicht stellte. Daß übrigens Kaiser Nikolaus, seit er die Revolution zertreten, die Polen als solche nicht ferner gelten ließ, war von ihm als Selbstherrscher überhaupt nicht anders zu erwarten; überdem sollte das Russenthum allein Geltung haben, soweit sein Scepter reichte. Wir können übrigens den im vorliegenden Buche innegehaltenen Gang der Ereignisse hier nicht weiter darlegen, sondern nur im allgemeinen anzeigen, daß derselbe in zehn Kapiteln angemessen verfolgt wird. Den Schluß bilden zwei Anlagen: 1) „Manifest des polnischen Reichstags“; 2) „Russischer Katechismus“. Der Katechismus wird wol nicht eben weiter bekannt sein. Er wurde, wie der Verfasser

anführt, auf directen Befehl der russischen Regierung in Wilna 1832 gedruckt und ist eigens zum Gebrauch für die Schulen und Kirchen der polnisch-russischen Provinzen bearbeitet. Vielleicht ist bei dieser Bearbeitung ein ähnliches Product maßgebend gewesen, welches „der großen Nation“ ihren Kaiser Napoleon I. als eine Art Gott hinstellte. So weit hat es der vorliegende Katechismus freilich noch nicht getrieben; er unterjocht nur einfach alles Denken und Thun der Willkür des Herrschers, und da nirgends der Gegensatz ausbleibt, so weiß auch der gewaltsam Geknechtete immer schon eine Handhabe zu finden für eigene Willkür, und so steht denn das stitliche Princip stets auf einer Nabelspitze.

Der neuen Folge „Russischer Hofgeschichten“ von Belani (Nr. 3) kann hier nur vorübergehend gedacht werden. Das frühere Werk des Verfassers hat Referent nicht gesehen. Das vorliegende umfaßt den Zeitraum von Katharina II. bis Nikolaus I., also eine der reichhaltigsten Perioden. Der bekanntlich inzwischen verstorbene Verfasser, Häberlin hieß er, war auf Schriftstellerewerb angewiesen und hat in einer langen Reihe von Jahren mancherlei Romane und dergleichen geschrieben, ohne irgend besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Das Publikum sah sehr bald, daß den Werken jenes etwas fehle, welches fast unmittelbar die Ueberzeugung gibt, sie seien Kinder einer innern Nothwendigkeit. So sind denn auch die vorliegenden „Hofgeschichten“ wol nur entstanden, weil Befehl diesen Ton angeschlagen, und da dieser die Höfe in Deutschland bereits hinweggenommen, so ward zum Auslande gegriffen, wo denn Rußland am bequemsten zur Hand lag und ebenso bequemes Material bot, welches nur einigermaßen schicklich zusammenzustellen war. Und das ist geschehen. Der Verdacht irgendeiner vorwaltenden Voreurtheilung, welche die Feder des Verfassers etwa geführt hätte, taucht beim Lesen nicht auf, und so mag dieses Buch sich selbst empfehlen als faßlicher Wegweiser und zugleich als das Beste, was der Verfasser dem Publikum vorgelegt hat.

Die „Memoiren der Fürstin Daschkow“ (Nr. 4) sind als eine der werthvollsten Werke zu schätzen, welche die Literatur auf diesem reichen Felde aufzuweisen hat. Sie mußten einen weiten Umweg, nämlich über England nach Deutschland machen; allein eben dieser Umweg vermittelt zugleich die Bekanntschaft mit einer englischen Dame, der ältern Miß Wilmot, welcher wir nothwendig unsere volle Hochschätzung zuzuwenden haben. Sie war 1805—7 in Rußland und Hausgenossin der Fürstin und schreibt während dieser Zeit in den einfachsten, aber deswegen höchst interessanten Briefen nach England hinüber. Diese Briefe sind dem zweiten Theile von S. 304 bis zum Schluß angefügt. Was die Fürstin wußte und konnte, war das Werk der Selbstbildung, und wie diese schon Zeichen eines Charakters ist, so hat eben diese Frau in dem ihr beschriebenen Lebensgange unausgesetzt Gelegenheit finden sollen, unerschütterlichen Charakter in einer

Weise zu betheiligen, wie er bei Frauen, denen man hier und da eigentlichen Charakter nicht zugeschieben will, jedenfalls selten gefunden wird. Ihr politisches Leben beginnt mit der ihr von der Großfürstin aufgenöthigten, sehr wesentlichen Theilnahme an der Eroberung des Jarenithrons, und wie die nunmehrige Kaiserin Katharina II. Kenntnisse und Befähigungen zu würdigen mußte, bezeugt die wol nur im damaligen Rußland mögliche Ernennung der Fürstin zur Präsidentin der Akademie der Wissenschaften. Der reiche Inhalt der Memoiren kann hier nicht weiter verfolgt werden. Nur die Frage: War sie glücklich? muß, den gewöhnlichen Sinn des Wortes vorausgesetzt, verneint werden, wie sie wol so ziemlich überall zu verneinen ist, wo echter Charakter, reine Gesinnung und seltene Kenntnisse zum Kampfe mit dem Leben herausgefordert werden. Aber das Unglück mit der Standhaftigkeit eines klaren Sinnes zu ertragen ist dennoch ein Glück. Hatte die Fürstin als Gattin und Mutter keine Freude, war sie den Launen des Throns preisgegeben: sie ging doch ungebeugt durch alle Witterale, und so konnte sie endlich in ihrem Asyl bei Moskau sich ein Paradies schaffen, wie es J. J. Rousseau niemals erkannt hat.

An die Memoiren einer Frau unmittelbar die Denkwürdigkeiten eines Staatsmanns zu reihen, kann da nicht auffallend erscheinen, wo Frauen an dem Geschick des Throns, des Staats, der Völker sich betheiligen, wie das überall und hier zunächst in Rußland der Fall ist. Wir wenden uns daher ohne weiteren Uebergang an das bedeutendste aller diesmal vorliegenden historischen Werke, an die „Des Grafen Johann Jakob von Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands“ (Nr. 5), durch deren Herausgabe sich R. L. Blum ein bleibendes Verdienst um die Geschichte eines Landes und einer Zeit erworben hat, welche den Historiker überhaupt noch vielfältig angelegentlich beschäftigen muß, ehe wir sagen dürfen, daß alle Räthsel gelöst seien. Wir müssen den ausschließlich historischen Forschungen dienenden Organen ein näheres Eingehen auf das hier von dem ehrenhaftesten Fleiße gebotene reiche Material überlassen, und können nur in gedrängtester Kürze den Inhalt nachweisen, schicken jedoch sogleich voraus, daß dieses Werk nicht etwa nur für den eigentlichen Historiker Interesse haben kann, vielmehr jedem Gebildeten, für welchen menschliches Thun und Geschick Werth hat, die reichste Ausbeute gewährt. Jeder der vier Bände zerfällt in drei Bücher, welche zusammen den Zeitraum von 1731—1808, von Sievers' Geburt bis zu dessen Tode, umfassen. Wir begleiten den jungen Finländer nach Kopenhagen und London, in die Schlachten von Großjägerndorf und Jorndorf, zur Belagerung von Kollberg und auf der Reise nach der Schweiz und Italien. Mit der Ernennung zum Gouverneur von Nowgorod beginnt Sievers' administrative Thätigkeit. Der Ackerbau, die Fürsorge für die Bauern, die Einrichtung von Posten, die Gründung vier neuer Städte, die Regulirung der Wasserverbindungen, die Abschaffung der Folter sind die

hauptsächlichsten Gegenstände, welche Kraft, Kenntnisse und festen Willen herausfordern. Die Abschaffung der Folter mag vielleicht einer der ersten Schritte gewesen sein, die rohe Behandlung der Dienerschaft, der Leibeigenen zu mäßigen. Indessen, obgleich diese Behandlung, in manchen Erscheinungen, z. B. bei dem militärischen Prügel-system, vielleicht schlimmer als die Folter, noch weit über die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fortbesteht, ist es jedenfalls Sievers zu hohem Verdienst anzurechnen, für die Beseitigung einer Marter gesorgt zu haben, die im civilisirten Europa noch bis in das jetzige Jahrhundert hinein unter Staats- und Justizmännern ihre Freunde hat. Eine neue Reichsverfassung, welche die Jahre 1776—80 in Anspruch nahm, schließt mit Sievers' Abschied aus dem Staatsdienste, und bis 1791 war sein livländisches Besitzthum Bauenhof Gegenstand seiner Sorgfalt. Allein er war doch unentbehrlich! Polen, nach dem Rußland schon lange angeschaut, forderte einen gewiegten Staatsmann, und Sievers, der in einem Familienbriefe geschrieben hat: „Es war' ein Ruhm, den Polen; leichtsinnig, unvernünftig, eigennützig, oft schlecht, ihnen zum Troß ihr Glück zu gründen“, muß als Volschaster nach Warschau gehen. Seine Thätigkeit, wol die bedeutendste, füllt den ganzen dritten Band des vorliegenden Werks und schließt wie seine frühere als Generalgouverneur und Schöpfer einer neuen Reichsverfassung mit seinem Sturz. Für die Geschichte Polens und seiner Theilung ist dieser Band von wesentlicher Wichtigkeit. Bauenhof und verschiedene Reisen füllen die beiden ersten Bücher des vierten Bandes. Sievers empfängt vom Kaiser Paul den Ritterschlag, und nachdem ihm noch die Grafenwürde ertheilt, wird er zuletzt schände vortrabschiedet.

Das ist das Leben eines Mannes durch 77 Jahre unter großentheils sehr schwierigen Verhältnissen, und da der Herausgeber ihn fast durchweg selbst reden läßt, meistens in Familienbriefen, so lernen wir ihn als wahrhaften Ehrenmann kennen und schätzen. In der Vorrede zum vierten Bande deutet der Herausgeber auf die innere, mit starken Schritten fortschreitende Entwicklung Rußlands und deren in Deutschland mit allem Ernst zu beachtende Folgen hin. Diese Entwicklung, an welcher in erster Reihe Deutsche sich betheilig haben, lassen gegenwärtig schon das Wort Napoleon's I. vom ehernen Koloß mit Thonsfüßen als Trugwort erscheinen, wenigstens gegenüber einer zwanzigjährigen Beobachtung des Herausgebers und den unbefangenen Wahrnehmungen der Zeitgenossen überhaupt. Doch das ist schon mehrfach durchgesprochen und mag als Gegenstand für politische Organe hier nur als Andeutung gegeben sein. Es sei schließlich noch angemerkt, daß dem Werke 19 Porträts denkwürdiger Personen und eine Ansicht von Bauenhof, dem bescheidenen Landfige des Grafen Sievers, beigegeben sind.

Wenn wir bisher Rußland als politischen Staat betrachtet haben, so mögen sich hier nun schädlich die Bilder aus dem Familienleben anreihen, welche mit der „Russischen Familienchronik“ von S. I. Aksakoff in der Uebersetzung von Ser-

gius Raczyński (Nr. 6) gegeben sind. Die Söhne des Verfassers haben schon seit längerer Zeit einen Namen in der russischen Literatur, während er selbst, ein sechzigjähriger Greis nur seit kurzem erst durch ein Büchlein über die Jagd bekannt geworden ist. Die vorliegende Chronik war dem Publikum eine überraschende Erscheinung, welche durch Einfachheit des Stils, durch psychologische Wahrheit, durch Treue der lokalen und zeitlichen Färbung sich überall Freunde erworben hat. Auch der Augenblick, wo dies Buch erschien, im Anfange des Jahres 1858, also gleichzeitig mit dem neuen Aufschwunge der russischen Journalistik, war nicht gleichgültig, und die Schilderung des altrussischen Familienlebens hat manchen Erörterungen, mancher Polemik zwischen Slawenthümern und Progressisten zum Anknüpfungspunkte gedient. Die Uebersetzung haben wir mit Dank entgegenzunehmen, da ungeachtet des Interesses, welches die innern Zustände Rußlands in neuerer Zeit erwecken, der Zustand der russischen Gesellschaft doch im ganzen dem übrigen Europa noch manches Räthselhafte bietet. Allerdings erzählen uns ältere und neuere Reisende manche zum Theil höchst unerquickliche Einzelheiten vorzüglich aus dem Verhältnisse des Herrn, des Freien zum Leibeigenen; allein eben solche Einzelheiten gewähren kein verlässliches Bild der Gesamtheit, weil sie des Gegenseites entbehren, weil sie von Beobachtern geboten werden, deren Anschauungsweise aus Zuständen sich gebildet hat, die mit den russischen wenig oder gar nichts Verwandtes haben. Darum heißen wir diese Chronik willkommen auf deutschem Grund und Boden. Sie führt uns durch drei Generationen, und in jeder derselben in ein anderes Leben. In dem Großvater erwacht dann und wann jene Berserkerwuth, wie nordische Sagen sie uns vortreiben. Dennoch ist er durchweg ein rechtschaffener, hochgeachteter Edelmann, während sein Nachbar und Vetter Kurolesoff jene Ungeheuer repräsentirt, von denen schon seit dem vorigen Jahrhundert einzelne Berichte zu sagen wissen, um uns gegen das russische Leben mit Abscheu zu erfüllen. Die Liebesgeschichte, wie sie in dem beschränkten Sohne des Großvaters zu einem hochherzigen, geistig entwickelten Mädchen gegeben ist, bietet dem Leser und dem Romanschriftsteller eine der werthvollsten Werken. Doch dürfen wir uns nicht länger bei diesem trefflichen Buche verweilen. Mögen wir oft mit solchen, eine richtige Erkenntniß russischen Lebens besser als Touristenbücher fördernde Aufzeichnungen erfreut werden!

Um die Touristen nicht gegen sich aufzubringen, muß Referent gestehen, daß er in diesem Augenblick in sich selbst erschrocken ist. Er muß sich selbst ja bei den Kreuz- und Querzügen dieser Relationen als einen der flüchtigsten Touristen betrachten; und mit diesem aufrichtigen Bekenntniß möge denn die nun noch kurze Wanderung durch Europas Reiche fortgesetzt und beschlossen werden, indem wir nach Dänemark übersehn. Dettlinger hat in seiner „Geschichte des dänischen Hofes“ (Nr. 7) die Periode von 1483 bis zur Gegenwart zum Gegenstand seiner Darstel-

lung erwähnt. Es ist, da die vorliegenden sieben Bände nur bis zum Jahre 1839 reichen, noch ein achter Band zu erwarten. Die „Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung“ verdammt das Buch, Oesterreich hat es verboten, in Schweden und Dänemark ist es übersezt. Das gewährt einen guten Einblick in die Verschiedenheit menschlicher Ansichten, die denn auf den Absatz des Werks, an welchem überall den Verfassern wie den Verlegern gelegen sein muß, einen günstigen Einfluß haben. Derselben Ansicht ist auch Dettin-ger. Er hat sich durch nichts stören lassen, und legt sogar das Geständniß ab, er habe Wehse's Werk vervollständigen und berichtigen wollen, wie denn auch Referent gesteht, dem Buche mit Antheil gefolgt zu sein.

Die Manier des Verfassers — und zu den Manieristen im bessern Sinne muß er doch gestellt werden — ist aus andermelten Productionen bereits bekannt. Die Frage, ob dieselbe einem historischen Werke angemessen sei, mag hier unentschieden bleiben, da die Frage näher liegt: ob der Verfasser die Absicht gehabt habe, Wahrheit geben zu wollen? Wir möchten diese Frage bejahen; wenigstens liegt überall das Bestreben vor, die Darstellungen zu documentiren. Damit wäre auch schon die durch eilige Verdammungsprüche angeregte Frage: ob es die Absicht des Verfassers gewesen, den dänischen Hof in ein schlechtes Licht zu stellen? beseitigt. Er hebt das Gute hervor, wo es sich findet, und jene Zeiten, wo man das Schlechte vertuschte, sind vorüber, wie denn auch unter anderm Struensee's kannibalsche Ermordung schwer zu vertuschen gewesen wäre.

Aber es ist hier durchaus nicht die Aufgabe, einen Panegyrismus auf den Verfasser anzustimmen. Es sollte, da hier den sieben Bänden nicht Schritt vor Schritt gefolgt werden kann, nur im allgemeinen gesagt sein, daß das Buch allein schon durch seinen Quellenreichtum nicht ohne Werth für jene bleibt, welche sich unterrichten wollen, und diese mögen dann auch von Stramberg's „Niederländischen Antiquarisch“ zur Hand nehmen, der bekanntlich von Koblenz her nicht weniger als den ganzen Erdball an den Rhein zu fesseln weiß, und da er im vierten und fünften Bande auf die Familie Mangau zu sprechen kommt, so gibt er bei dieser Gelegenheit fast die ganze dänische Geschichte, und weiß dann von Christian IV. und Christiane Munk, sowie von Gortz Uhlfeld und dessen Gemahlin eigentlich noch mehr zu sagen als Dettinger. Dieser zieht auch gelegentlich Ereignisse in den Kreis seiner Darstellungen, die man hier nicht suchen sollte und nimmt es dann manchmal nicht eben genau mit urkundlicher Begründung. So mußten wir auch hier wie oben bei Grusenstolpe dem Grafen Königsmark am Hofe zu Hannover begegnen und die Entdeckung machen, daß das an denselben sich knüpfende Ereigniß lediglich nur wie vom Hörensagen flüchtig niedergeschrieben sein könne. Selbst Ortsnamen sind keinem geographischen Handbuch entnommen und daher hin und wieder unrichtig.

Von nächstem Interesse für den Leser dürfte der siebente Band sein, da die Zeit von 1808 — 39 meistens als mitterlebt die bis jetzt denkwürdigsten Ereignisse

unser's Jahrhunderts mit ihrem wesentlichen Einflusse auf Dänemark vorüberführt. Friedrich VI. hielt bekanntlich bis zum letzten Augenblicke an Napoleon I., und sein Volk knüpfte hieran den schmerzlichen Verlust Norwegens. Inessen hat er doch dagegen Lauenburg erworben und hat das Verdienst, die Leibeigenschaft aufgehoben, durch Einführung von Provinzialständen eine freiere Verfassung angebahnt, auch die jüdischen Unterthanen emanzipirt zu haben. Während seiner zweiunddreißigjährigen Regierung blühten Kunst und Literatur in Thorvaldsen, Heiberg, Baggeresen, Dehlenshläger, Andersen, Detsch u. a. Selbst die Königin beschäftigte sich mit einem Nebenzweig der Geschichte, nämlich mit Genealogie, und ihre Tafeln sind, wenn auch nicht ganz frei von einigen Fehlern, doch immer sehr brauchbar. Vielleicht mag die angelegentliche Beschäftigung bei Herstellung dieser Tafeln dem Könige langweilig erschienen und darum ein Nebenverhältniß zu einer Matrosentochter veranlaßt haben, welche vom Volk Frau Danemann und Mutter der Bedrängten genannt wurde. Die Darstellung dieses Verhältnisses füllt das zwölfte Kapitel, und wenn oben gesagt ist, es liege überall das Bestreben vor, das Vorgeführte zu documentiren, so gilt dieser Ausdruck von diesem Kapitel nur bebingungsweise, insofern nämlich, als der Anknüpfung des Liebesverhältnisses poetische Wahrheit nicht versagt werden kann. Mit Brief und Siegel ist sie nicht zu beglaubigen.

Wie wir Deutschen gegenwärtig zu Dänemark stehen, hat das soeben besprochene Werk auf ein lebhaftes Interesse zu zählen, da das Publikum daraus schlagendere Motive für Neigung und Abneigung entwickeln mag. Es ist eine ganz eigenthümliche Verbindung von Armseligkeit und Großartigkeit, die wir da gewahren müssen; eine Kleinstädtereie, die durch manche günstig einwirkende Umstände sich sehr wichtig zu manifestiren weiß und wirklich Bedeutendes schafft, ohne doch jemals frei aus der Umzäunung der Fleckenwirthschaft herauszutreten zu können. Referent betrachtet es daher als eine besondere Günstigkeit, daß es ihm vergönnt sein sollte, von hier aus sogleich nach Wien sich zu versetzen und überhaupt diese Relationen mit der Anzeige eines Werks zu beschließen, durch dessen Bearbeitung und Herausgabe sich der bekannte Historiker Adam Wolf ein dankenswerthes Verdienst gesichert hat und das den Titel trägt: „Aus dem Hofleben Maria Theresia's. Nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khervenhüller“ (Nr. 8). Es erscheint eben zu einer Zeit, wo für Oesterreich ein neues kräftiges Leben herauszublühen begonnen hat, wo wir daher unsere Blicke mit lebhafterm Antheil dorthin richten; wo wir also um so angeregtlicher uns umsehen nach einem verlässlichen Standpunkte. Zugleich aber erscheint es zu einer Zeit, wo Grusenstolpe und andere das Leben einer Zeitgenossin Maria Theresia's, nämlich der Kaiserin Katharina II. von Rußland, in das Publikum wieder eingeführt haben, womit dem Betrachternden nächste Gelegenheit sich bietet, zwei der hervorragendsten Persönlichkeiten als Frauen und Herrscherinnen gegeneinander abzuwägen. Der Herausgeber

find das umfangreiche Tagebuch des Fürsten Rheyenhüller im ungarischen Nationalmuseum zu Pesth, und dieses in allen Details für den äußersten Fleiß zeugende Tagebuch eines Edelmanns aus einer der vornehmsten Familien, von einem der ersten Räte der Krone, durch 33 Jahre der Kaiserin als Obersthofmarschall, Oberstkämmerer und Obersthofmeister dienend, mußte nothwendig zu näherer Einsicht anregen. Auch das fürstlich Lobkowitz'sche Archiv zu Raasditz an der Elbe, sowie eine reichhaltige Sammlung im Archiv zu Neuhoß in Böhmen boten das wünschenswertheste Material, und indem der Bearbeiter der Schätze gedenkt, welche überhaupt in den österreichischen Adelsarchiven noch begraben liegen, knüpft er daran die richtige und allgemeine gültige Bemerkung:

Solange nicht das Wichtigste davon in einzelnen Monographien und Memoiren aufgearbeitet ist, solange wir nicht lebendige Schilderungen unserer größten Feldherren, Minister und Diplomaten besäßen, wird die Erkenntniß der österreichischen Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert immer eine unvollkommene bleiben. . . . Es lebt in der Geschichte Oesterreichs ein Geist des Rechts und der Humanität; die Zustände entwickeln sich so stetig, daß . . . die Erinnerung (daran) nur wohlthunend und fräftigend wirkt. Die Mittheilungen aus den Rheyenhüller'schen Memoiren können davon Zeugniß geben. Wir ist wenigstens bei allen meinen Studien nirgends ein so lebendiger Eindruck von dem hohen und reinen Sinn der Kaiserin Maria Theresia, sowie von dem ruhigen festen Wollen dieser unvergesslichen Frau zurückgeblieben, als bei der Lectüre dieses Tagebuchs.

Damit kann man sich lediglich einverstanden bekennen. Das Meiste, was geboten wird, war bisher nicht bekannt oder lebte nur in mangelhafter Erzählung. Wir finden nun im ersten Kapitel eine so nothwendige als dankenswerthe Biographie des Fürsten Rheyenhüller, und lernen daraus eine Individualität kennen, durch und durch ein Cavalier. Die Reformen der Kaiserin unterwirft er oft einer strengen unfreundlichen Kritik, immer aber ist er dem Hause Oesterreich mit wahrhaft rührender Treue ergeben. Im zweiten Kapitel erscheint der Hof in der Stadt; die Politik der Kaiserin im allgemeinen; die Veränderung des Ministeriums 1753; die Kaiserin in ihrer Familie; die Vergnügungen des Hofes und eine Reihe von Persönlichkeiten, die sich in und um den Hof bewegen. Das dritte Kapitel gibt Skizzen über den Hof und das Leben in Schönbrunn und Laxenburg, über die Feste im Schloßhof und die Vermählungsfeier der Erzherzogin Christine mit dem Prinzen Albert von Sachsen. Die Reisen nach Böhmen, Ungarn, Frankfurt und Innsbruck in den Jahren 1754, 1764 und 1765 schildert das vierte Kapitel, und das fünfte den jungen Hof, die beiden Frauen Joseph's II. und sein erstes Auftreten in Oesterreich. Den Schluß bilden Originalbriefe und Willens der Kaiserin an Rheyenhüller, an den Fürsten Karl Liechtenstein und dessen Gemahlin, sowie an den Grafen Johann Ghotek, und biographische Notizen über eine lange Reihe denkwürdiger Persönlichkeiten.

Indem wir noch einmal einen Blick über sämmtliche hier besprochene Werke werfen, müssen wir fast unwillkürlich einer Vorlesung des Professors Wachsmuth in

Leipzig gedenken, die am 12. December 1857 in der öffentlichen Sitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften daselbst gehalten und mit dem Titel „Ueber die Quellen der Geschichtsfälschung“ im Druck erschienen ist. „Es ist“, heißt es sogleich im dritten Absätze, „äußerst selten der Fall, daß eine Reihe äußerer Erscheinungen sich vollständig, in ihrer Ganzheit und nach dem innern Zusammenhange von Ursache und Wirkung offenbart: vielmehr läßt sie erst durch Supplemente aus dem menschlichen Geiste sich als Geschichte construiren.“ Referent führt diesen Ausspruch nicht an, um einen und dem andern der besprochenen Werke Geschichtsfälschung vorzuwerfen, vielmehr lediglich nur um fragen zu dürfen, ob ihnen allen, oder welchen derselben ein für die Geschichte erspriesslicher Werth beizulegen sei? Da möchten denn die „Memoiren der Fürstin Dashlow“, „Des Grafen Sievers Denkwürdigkeiten“ und das zuletzt besprochene Werk Adam Wolf's in erster Reihe stehen und diesen die „Russische Familienschronik“ anzuschließen sein. Die andern, unter denen Dettinger's „Geschichte des dänischen Hofes“ übrigens jedenfalls weit voransteht, bedürfen mancher Vorsicht, wenn sie für irgend einen historischen Zweck benutzt werden sollten.

Friedrich Voigts.

Deutsche Pädagogen.

1. Leben und Wirken des Regierungs- und Schulraths Wilhelm von Türk, von ihm selbst niedergeschrieben als ein Vermächtniß an die von ihm gegründeten Waisenhäuser, und nach seinem Tode herausgegeben von Angehörigen des Verfassers. Potsdam, Stein. 1859. 8.
2. Dr. Karl Mager's Leben aus seinen Schriften, Briefen und aus authentischen Privatmittheilungen dargestellt von W. Langbein. Stettin, von der Nahmer. 1869. Gr. 8. 12 Ngr.
3. Professor Gustav Coers. Von G. Dettmer. Lübeck, von Rohden. 1869. Gr. 4 Ngr.

Wie Recht ist die Pädagogik in neuester Zeit in Deutschland, hier wenigstens mehr als in jedem andern Lande, immer mehr in den Vordergrund getreten, und sicherlich kann es keinen edlern und segenvollern Beruf geben als den, den Menschen zu bilden und zu erziehen und die Unmündigen im Geiste mündig zu machen. Staat und Gesellschaft haben auch die Wichtigkeit der Lehrthätigkeit anerkannt, indem sie sich in neuerer Zeit wenigstens mehr als früher bemüht zeigen, dem Lehrerstande eine sorgenfreiere Existenz zu begründen, ohne die einmal ein unverkümmerter, gemüthsheiterer und auf die Gemüther der Jugend wieder Heiterkeit und Frische ausströmendes Wirken in diesem Berufe nicht gedacht werden kann. Die Zeit wenigstens, wo Lichtenberg behaupten konnte: „Es ist doch seltsam genug, daß der Mann, der die Pferde zureitet, Tausende von Thalern zur Befolgung hat, und die, die die Unterthanen zureiten, darben müssen“, diese Zeit scheint glücklicherweise allmählich im Verschwinden zu sein. Freilich könnte und müßte namentlich für die Volksschullehrer und die Unterlehrer an höhern Schulen noch viel mehr geschehen, als wirklich geschieht. Wollen die Staatsregierungen, daß ihnen zufrühene Unterthanen erzogen werden, so ist es der verkürzte Weg, daß man, während man für so manche Luxusberufe übertriebene Summen verwendet, die Schullehrer in einer Lage läßt, welche sie mit Gott und der Welt unzufrieden macht. Diese Ungunst theilt der Lehrer bis zu einem gewissen Grade noch immer mit dem Schriftsteller, der, wenn er seinen Beruf recht begreift, auch ein Lehrer der Nation und ein Volksbildner ist, gewissermaßen aber noch immer zu den vom Staat Ausgesessenen, sicherlich sehr zu dem eigenen

Schaden des Lektors, und zu den heimatlosen und vogelfreien Proletariern gehört. Der Staat kann die Schriftsteller allerdings nicht bezahlen, aber er sollte ihnen wenigstens die Achtung und Berücksichtigung schenken, die sie verdienen. Solange freilich Schriftsteller, die, wie Geng, ihr glänzendes Talent verkaufen, oder die, wie Heine, durch eine mit Sentimentalität gepaarte Frivolität die Nerven kugeln und die Neigung zu pisanem Sclandal befriedigen, die ausgewählten Lieblinge gewisser Diplomaten und Staatsmänner sind oder waren, solange ist oder war für den redlich strebenden Schriftsteller und ehrlich arbeitenden Schulmann — denn beide hängen mehr zusammen als man gemeinhin glaubt — nicht viel zu erwarten, aber sehr viel zu wünschen. Indes darf man hoffen, daß man auf dem Wege der Besserung, den man in dieser Hinsicht doch eingeschlagen zu haben scheint, fortzuschreiten wird, denn die in frivolster Weise der Gourmandise und den kulinarischen Genüssen halbtägige Schule der Staatsmänner und Diplomaten, die den Ernst als Spaß und den Ernst betrieben, scheint denn doch im Aussterben zu sein. Die „Avertissements“, die sie in letzter Zeit erhalten haben, waren doch gar zu eindringlich, um nicht zu sagen grob. Sie wissen recht wohl, was auf solche „Avertissements“ zu folgen pflegt, wenn sie sich öfter wiederholen.

Wir begrüßen Biographien verdienster Pädagogen mit demselben Vergnügen, womit wir Biographien verdienster Schriftsteller zu begrüßen pflegen. Man findet in beiden ein ähnliches Ringen, ein ähnliches Streben nach der Aufklärung anderer, eine ähnliche Hülse und consequente Arbeitsamkeit, ein ähnliches Kämpfen mit Hindernissen, ein ähnliches Unbelehntbleiben, was die materielle Existenz betrifft, und daher auch eine ähnliche Entsagungsfähigkeit und eine ähnliche Verzichtleistung auf Genuß, Comfort und äußeren Glanz. Beide, der Schriftsteller wie der Schulmann, sehen sich in ihrem Streben nur zu oft verkannt, nur zu oft von der Menge und namentlich von den in glänzenden Lebensumständen sich Befindenden zurückgesetzt; sie müssen sich beide mit dem inneren Lohn begnügen, der Schriftsteller muß sich mit dem Bewußtsein trösten, eine Gemeinde Gleichgesinnter, die auf seine Worte hört, um sich geschärft, der Schulmann mit dem Bewußtsein, in so und so viel jugendlichen Gemüthern die Keime des Gdels und Guten geweckt und gepflegt und im Garten der Menschheit so und so viel junge Baumpflümme großgezogen zu haben, welche der künftigen Generation Früchte bringen und wieder gute Schöplinge treiben werden. Natürlich spreche ich hier nur von den Schriftstellern und Schulmännern, welche zu ihrem Beruf durch innern Drang getrieben wurden und ihn mit Gewissenhaftigkeit und dem vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit als Erzieher der Menschheit und Lehrer des Volks ausübten. Man darf hierbei nicht vergessen, daß ein ungefunter pedantischer Ernst, ein zu salbungsvoller phrasenreicher Idealismus und ein zu weit getriebener stiller Rigorismus der Wirksamkeit beider nur schädlich ist, namentlich auch der Wirksamkeit des Lehrers, der dadurch die Gemüther der zur Heiterkeit geneigten Jugend nur abkühlt, verbittert, verdüstert oder sie mit Hochmuth und Eigendünkel füllt, und Knaben und Jünglinge schon früh in anmaßende Schulmeister und die Mädchen in kleine Gouvernantinnen verwandelt, die immer nur corrigiren und alles besser wissen wollen als ihre Umgebungen. Der Scherz mit erstem Hintergrunde sollte den Unterricht noch viel mehr durchdringen als dies bisher in der Regel wol noch geschieht; denn man wird finden, daß Lehrer, welche ihren Unterrichtsgegenständen, wo es angebracht ist, eine scherzhafte Seite abzugewinnen und ihre Lehren in ein heiteres Gewand zu kleiden wissen, bei der Jugend das meiste Vertrauen genießen und dem Vorgetragenen am sichersten Eingang in ihre Gemüther verschaffen. Wir verstehen darunter freilich eine etwas andere geistige Art des Scherzes, als meist in den sogenannten „Schulwippen“ zur Erscheinung kommt, obschon auch diese, wenn sie nicht gar zu trivial sind, zu Zeiten ganz gut angebracht sein mögen.

Unter den vorliegenden Biographien verdienter Schulmänner heißen wir die erste, welche die Selbstaufzeichnungen des preussischen Regierungs- und Schulraths Wilhelm von Türl enthält, namentlich willkommen; denn es handelt sich in Türl's Leben nicht um die bloße Theorie, sondern um die Praxis, nicht um ein bloßes Unterrichten und Unterweisen, sondern, wie dies auch auf dem Titel hervorgehoben ist, um ein Wirken. Sein Bildungsgang bietet außerdem eigenthümlich interessante Momente, wie sie in dem Bildungsgange von Pädagogen nur ausnahmsweise angetroffen werden. In Türl war die Menschenliebe, die Liebe zu den geistig Unmündigen und den Verwaisten, in einem seltenen preiswürdigen Grade lebendig, und diese Liebe, dieses Mitleiden war für ihn, der für eine ganz andere glänzendere Carriere durch die Verhältnisse bestimmt schien, die innere Stimme, welcher er folgte, als er plötzlich die Erziehung und Pflege der Jugend und namentlich der verwaisten zu seiner Lebensaufgabe machte, der er dann auch mit seltener Energie treu blieb. An einem solchen Leben haben wir ein nachahmungswürdiges Beispiel als an den glänzenden Lebensläufen irgend eines jener Helden und Kriegsobersten, mit deren Vorführung und Verherrlichung die Phantasie der Jüdlinge auf unsere Gelehrtenschulen gereizt zu werden pflegt. Es scheint diesem Pädagogen und Waisenvater auch immer Ernst damit gewesen zu sein, darauf hinzuwirken, daß in der Schuljugend der Verstand nicht zu einseitig und ausschließlich auf Kosten des Gemüths wie der leiblichen Gesundheit cultivirt werde. Und in der That, mit eingelernten Wissens- und Denkeresultaten und dem Dünkel, der unzertrennlich davon ist, ist unsere Generation über und über voll geklopft und gemäht, sodas Werbaunungsbeschwerden und geistige Indigestionen kaum bei irgendeinem ausbleiben; es scheint fast, als der Zeit zu sein, auch einmal die andere Seite des Menschen, die Liebe, das Gemüth, das Willigseits- und Humanitätsgefühl direct in Pflege zu nehmen; und so lächerlich es uns auch scheinen mag, wenn wir lesen, daß Gleim einmal ernstlich mit dem Gedanken umging, eine höhere Akademie für die Humanität als Musteranstalt ähnlicher Institute zu gründen und darin alle wahrhaften Menschenfreunde zum Segen der Menschheit zu verwenden, so war der Gedanke doch so übel nicht und jedenfalls der Ausföhrung werth. Schlimm genug, wenn uns jetzt ein solches Project lächerlich erscheint, da ihm doch die edelste und löblichste Absicht zum Grunde lag.

Wilhelm von Türl's Vater, Otto Philipp, stammte aus Rurland und begleitete zuletzt die Stelle eines Kammerpräsidenten und Obermarschalls am herzoglich meiningischen Hofe. Seine Mutter war die Tochter eines Freiherrn von Vibra und eine durch Frömmigkeit und einen sehr gebildeten Geist gleich ausgezeichnete Frau. Diesem Paar wurde Wilhelm von Türl geboren. Er selbst erzählt von seiner Kindheit: „Von Jugend auf kränklich, litt ich vorzüglich an Skrofeln. Der Krankheitsstoff warf sich auf die Knochen, und ich mußte sehr oft mich schmerzhaften chirurgischen Operationen unterwerfen. Ich kann mich noch sehr deutlich erinnern, daß man mir dann immer die Augen verband, mich auf einen Stuhl setzte und mich bei dem Blutverluste, den die Schnitte veranlaßten, glauben machen wollte, ich hätte aus der Nase geblutet. An die freie Luft kam ich wenig, meine Schmerzenskammer verließ ich nur selten; ich litt dabei unaussöhrlich an Zahnschmerzen; im vierten Jahre hatte ich die natürlichen Blattern, die mir Taubheit auf dem linken Ohr und Blindheit auf dem linken Auge zurückließen. Wenn ich tagelang im Bette lag, so waren Bilder von Thieren meine größte Freude, und noch heute steht das Bild eines Glefanten, das ich damals gesehen, lebhaft vor meinen Augen. Ich war fünf Jahre acht Monate alt, als mich meine Mutter, die ich nur selten sah, einst vor ihr Bett kommen ließ, mir die Hand reichte und mir mit schwacher Stimme sagte: „Lieber Wilhelm, sei immer fromm und gut!“ Bald darauf starb Wilhelm's Mutter, und er wurde nun zu seinem Oheim mütterlicherseits, dem Oberjägermeister von Vibra in Hilburchhausen in Pflege gegeben. Hier langte er an, „elend, ein Bild des Jammers, mit

offenen eiternden Wunden.“ Im Hause seines Oheims wurde er, da die öffentliche Schule damals hinsichtlich der Sittlichkeit in einem sehr übeln Rufe stand, nebst einem Vetter von einem Hofmeister Namens Bötticher erzogen. Er erwähnt unter anderm, daß er in einem Garten vor dem Hause ein eigenes Beetchen hatte und hier und in dem großen Hintergarten seine frohesten, glücklichsten Stunden verlebte. „Wehe den armen Kindern in großen Städten, die eines Gartens am Hause entbehren müssen!“ ruft er bei diesem Anlaß aus. So viel aus seiner Kindheits- und Jugendgeschichte, die zum großen Theil die Motive erklärt, aus denen seine spätere Sympathie für Verwaiste hervorging.

Siebzehn Jahre alt bezog er die Universität, wie er selbst gestand für dieselbe wenig vorbereitet. Von der griechischen Sprache verstand er gar nichts, einen lateinischen Profaißer übersehte er ziemlich, aber einen Dichter zu übersetzen vermochte er nicht. Von der Mathematik und Algebra wußte er nichts und in schriftlichen Aufträgen war er wenig geübt. Dabei war er auch in körperlicher Hinsicht zurückgeblieben, er konnte weder reiten noch fechten, noch einen längeren Spaziergang aushalten. Unter den vielen kräftigen jungen Leuten ward er nun bald seinen unbehülflichen Zustand gewahr, und er beschloß nun alles anzunehmen, was, unbeschadet seiner fleißigen Studien, dazu beitragen konnte, seinen Körper zu kräftigen. Die Ferien verlebte er immer in Weinungen und Hildburghausen unter seinen Verwandten, in deren Abendgesellschaften fast ausschließlich das Kartenspiel gepflegt wurde, für das auch Wilhelm, wie er selbst gesteht, eine außerordentliche Leidenschaft faßte. Aber gerade der Umstand, daß er eine besondere Geschicklichkeit im L'Hombrespiel erlangte, sollte einen merkwürdigen Einfluß auf sein Schicksal ausüben. Von solchen unbedeutenden Dingen hängt in dieser nährreichen sukkanarischen Welt das Schicksal der Menschen oft ab! Als nämlich Türl ausstudiert hatte, und ohne Vermögen, ohne Verbindungen, ohne alle Aussicht in Hildburghausen sich aufhielt, wurde er eines Abends zu dem dort gerade weilenden Prinzen Karl von Mecklenburg, dem Vater der regierenden Herzogin gerufen, um den dritten Mann bei einer L'Hombrepartie zu machen. „Unbeschreiblich blöde“, wie Türl damals war, erschien er schüchtern im prinziplichen Girtel, erwarb sich aber durch sein Spiel die volle Zufriedenheit des Prinzen, der ihn, als er bald darauf seinem väterlich verstorbenen ältesten Bruder, Adolf Friedrich IV., als regierender Herzog von Mecklenburg-Strelitz folgte, in Erinnerung dieses von ihm nach seiner ganzen Bedeutung gewürdigten Talents als Auditor der Justizkammer und Kammerjunfer nach Strelitz berief. Elf Jahre lang mußte er nun jeden Abend von 6—9 Uhr mit dem Herzog Whist spielen, denn dazu war er nach Strelitz berufen; das Auditorat war nur Nebensache. Dieses Whist verleierte ihm das Spiel gründlich, besonders als er während einer sechswochenlangen schweren Erkrankung hinlänglich Zeit und Gelegenheit hatte, über die Leerheit seines bisherigen Lebens nachzudenken. Unterbrochen wurde dieses de einförmige Dasein durch eine Reise, auf welcher er den Herzog begleitete und die ihn über Berlin, Dresden u. s. w. nach München und Stuttgart führte. Nichts von allem, was er auf dieser Reise gesehen, hatte ihn so lebhaft interessiert als das Schullehrerseminar in Hannover, damals wol das vorzüglichste in Deutschland. Gleich nach seiner Rückkehr fing er an, sich lebhaft um das Schulwesen in Mecklenburg-Strelitz zu bekümmern. Da er aber fühlte, wie gering seine Kenntnisse in diesem Fache waren, beschloß er, eine Reise zu machen, um die besten Unterrichtsanstalten in Deutschland und der Schweiz kennen zu lernen. Der Herzog scheint eine Reise zu solchem Zwecke für sehr überflüssig gehalten zu haben, besonders da ihm dadurch ein so vorzüglicher Whistspieler für eine gewisse Zeit entzogen werden sollte, und schlug ihm das nachgesuchte Reisestipendium ab; glücklicherweise fand sich in einem Verehrer Pestalozzi's, dem stettiner Kaufmann Salinger, ein für dieses Reiseproject begeisterter Mann, der ihm die erforderliche Summe vorschoss. Im Mai 1804 trat Türl diese Reise an, die für sein Schicksal entscheidend wirken sollte. In Leipzig be-

suchte er unter anderm die damals berühmte Schulanstalt des Professors Tillisch, dem er zu bemerken nicht unterlassen konnte, daß er die Kinder für ihr Alter zu weit führe und daß diese mit großer geistiger Anstrengung verbundene zu frühe Ausbildung des Verstandes vielleicht zum Nachtheil der Gesundheit der Kinder geschähe. Tillisch entgegnete hierauf: „Wenn es sich darum handelt, eine für die Wissenschaft richtige Idee durchzuführen, da kommt es auf ein paar Kinder nicht an!“ Das ist ja gar nicht anders, als wenn ein Despot seine Soldaten erbarmungslos ins Kanonenfeuer schickt und jede Gegenbemerkung mit der Aeußerung niederschlagen wollte: zu einem solchen Zwecke kommt es auf ein paar Menschenleben mehr oder weniger nicht an! Ueberhaupt müssen wir die Schule um ihres eigenen Heils und Einflusses willen ernstlich warnen, ihre Macht über die Leiber und Geister nicht in einen Despotismus ausarten zu lassen, womit sie häufig selbst in das materielle Wohl der Familien und in das Innerste des Familienlebens eingreift und statt Liebe zu erwerben, Haß und Abneigung erweckt. Das kann ihre Aufgabe nicht sein, das verträgt sich mit ihrem Princip nicht. So fanden wir auch jüngst in einer Schrift von F. Baltisch bemerkt: „Der Eifer für die Schulen geht in Deutschland oft zu weit. Ich habe gesehen, daß eine arme Frau, die allerdings noch eine Pütte besaß und einen Ofen, aber längst keine Schulkinder, gepfändet werden sollte, wegen gezwungenen Schulgeldes. Sie mußte das bische Tref, womit sie sich den Winter über wärmen wollte, verkaufen, um Schulgeld zu bezahlen.“ Mit Recht entgegnete Türl, um auf den eben erwähnten Fall zurückzukommen, dem Pädagogen Tillisch, daß bei der Erziehung immer das Kind der Zweck sein müsse und daß er jede Methode mißbilligen müsse, welche nicht das Kind, sondern, und zwar selbst auf Gefahr der Gesundheit des Kindes, nur das Wissen berücksichtige.

Von seiner pädagogischen Rundreise durch Deutschland und die Schweiz zurückgekehrt, nahm Türl sofort 12 Knaben in Unterriht, und obgleich ihm dieses Geschäft anfangs große Anstrengung kostete, fühlte er doch bald, daß er hier „in seinem Elemente“ sei. Die Whistpartien und die Galatage elkten ihn an. In Betreff eines solchen Galatags bemerkt er: „Es kam mir alles vor, wie ein Schauspiel, und nachdem ich selbst im großen Hofcoßüm meine Rolle gespielt, nahm ich in einer Feiernische Platz und betrachtete nun alles, sowie man ein Schauspiel im Schauspielhause betrachtet. Aber von Stund an ward es mir klar, daß dies Verhältniß nicht für mich paßte; ich fühlte mich unbehaglich und unbeholfen am Hofe.“ Hierzu kam, daß er sich zu verheirathen gedachte und erwo, daß der Hofmann nicht darauf rechnen dürfe, den Abend im Kreise der Seinen zuzubringen und daß an den kleinen deutschen Höfen selbst die Frauen oft am Hofe erscheinen müßten, was einen unverhältnißmäßig großen Kostenaufwand verursache.“ Er verließ also den strelitzer Hofdienst und ging nach Oldenburg, wo er vom Herzog zum Justiz- und Oberconsistorialrath ernannt wurde. Da er jedoch seinen Hauptzweck, sich ganz der Leitung des Schulwesens und dem Fache der Erziehung zu widmen, nicht erreichen konnte, ging er mit seinen Zöglingen, die er inzwischen zu sich genommen, 1808 nach Oberdun, „um von dem Ertrage einer dort zu gründenden Erziehungsanstalt zu leben und nun das Fach der Erziehung und des Unterrichts recht ernstlich zu studiren, um

*) Diese Verheirathung fand später statt, und zwar mit Wilhelmine von Buch, Tochter eines preussischen Geheimraths. Eine weitere Grundannahme seines ehelichen Verhältnisses findet sich nicht in seinen Aufzeichnungen, was dem Umstande zuschreiben ist, daß er seiner Gattin das Versprechen gegeben, nie etwas dieselbe Betreffendes in die Oeffentlichkeit zu bringen. Sie war nämlich der jetzt unter den Frauen wol ziemlich selten gewordenen Ansicht, daß das Innere des Familienlebens ein Heiligtum sei, welches durch Veröffentlichung nicht entweiht werden dürfe, und daß, während das Wollen des Mannes mehr nach außen gehe, das Wollen und Wirken der Frau so geradeschloß wie möglich sein müsse.

einst fähig zu sein, das Erziehungs- und Unterrichtswesen eines Landes oder einer Provinz zu leiten". Es war sein Glück, denn sein Nachfolger im Amte, ein Herr von Binsl, und ein Freund von ihm, der Landdrost von Berger, wurden beide zur Zeit der napoleonischen Besinnahme des Landes auf Vandamme's Befehl auf den Wällen von Bremen erschossen. Türk fand sich in keinem Augenblick darüber in Zweifel, daß, wäre er im Amte geblieben, ihn dasselbe Schicksal betroffen haben würde. Von Overdun verlegte er 1811 seine Erziehungsanstalt nach Wetzlar, folgte aber 1815 dem an ihn von Preußen ergangenen Aufsatze als Schulrath nach Frankfurt a. d. O., wo er von dem damaligen Präsidenten der zweiten Abtheilung in sehr eigenthümlicher Weise mit den bräutlichen Worten empfangen wurde: „Was wollen Sie hier? Sie gehören nicht hierher, sondern nach Berlin!" Seine Reisen als Schulrath führten ihn unter anderem nach Züllichau, wo er das von einem einfachen Malter, Steinbart, gegründete Waisenhaus und das später hinzugefügte Gymnasium besuchte. Er gesteht mit Recht, daß ihn die Einrichtung, wonach die Zöglinge, je nachdem sie bezahlten, an vier der Güte der Speisen nach verschiedenen Tischen speisen, sehr wenig zugesagt habe. Wir können aus eigener Beobachtung die Unzweckmäßigkeit dieser Einrichtung bestätigen, indem die am ersten Tische Speisenden die Aristokraten spielten und auch sonst vielfache Vorrechte genossen, während die vom vierten Tische von den besser Speisenden als Parasiten angesehen und behandelt wurden. Im Jahre 1817 ging Türk als Schulrath nach Potsdam und übte hier eine sehr segensreiche Wirksamkeit. Er stiftete das Civilwaisenhaus, die Kriegesgesellschaft, die erste Kinderbewahranstalt, den Wohltätigkeitsverein, die Waisenversorgungsanstalt zu Klein-Glienide, das Elisabethstift, theilte sich an der Errichtung der städtischen höheren Gewerbschule in Berlin, bestrebt sich für Wiederbelebung des Seidenbaus, zu welchem Zwecke er noch 1827 eine Reise nach Turin und Mailand machte, und sorgte für Schwimmankalten und Turnübungen, wobei er aber die Mißgriffe Jahn's vermied, der nach seiner Ansicht darin gefehlt hatte, „daß er den jungen Leuten eine zu hohe Meinung von ihrer eigenen Wichtigkeit in der Eigenschaft als Turner beibrachte und daß er die Turnübungen zu wenig mit der übrigen Erziehung in Einklang brachte". Auch literarisch war Türk thätig, und es finden sich in dieser lehrreichen Autobiographie 14 seiner pädagogischen oder den Seidenbau betreffenden Schriften verzeichnet. Der verdiente Mann starb 1846 in Glienide, und alljährlich versammelt sich auf dem dortigen Kirchhofe die Schaar der Zöglinge seiner Anstalten zu einer ersten Gedächtnißfeier.

Gegen Wilhelm von Türk's Leben, an dem besonders die Peripetien von Interesse sind, womit der stolzlose, gelähmte, mit Wunden bedeckte, elende Knabe ein Gesmann und dieser Gesmann wieder ein Pädagoge, Waisenvater und Wohltäter der Menschheit wurde, erscheint freilich Mager's Leben ziemlich uninteressant, obschon er sicherlich seinen an philologischen Kenntnissen, an philosophischer Durchbildung und an eigenthümlichem Geist weit überragte, auch durch seine Werke. z. B. „Geschichte der französischen Nationalliteratur", „Die deutsche Bürgerschule", „Die Encyclopädie oder das System des Wissens", die Zeitschrift „Pädagogische Revue" (welche gegenwärtig unter dem Titel „Pädagogisches Archiv" von dem Verfasser der vorliegenden Schrift fortgesetzt wird) u. s. w. in der literarischen Welt viel bekannter ist. Aber es gibt Eigenschaften, die wir an einem Pädagogen und Schulmann höher schätzen müssen, als allen Geist, alle allgemeine literarische Bildung, alle philologischen und philosophischen Kenntnisse, nämlich diejenigen Eigenschaften, wie sie Türk besaß und wie sie Mager seinem ganzen Bildungsgeange nach weniger zu Gebote standen. Mager war ein echter Sohn der deutschen Universitätsbildung und ist auch, wie wir meinen, über das bloße Theoretisieren und Schematisiren, über die „scholastische Theorie", wie er sich selbst ausdrückte, nicht viel hinausgekommen, so viel Geist und Scharfsinn er hierin auch entwickelte und so ehrenwerth an ihm sein Forschungs-

trieb und sein Streben nach sittlicher und geistiger Vervollkommenung auch erscheint. Wir selbst haben ihn noch im ersten Lustum des dritten Decenniums in Berlin persönlich gekannt. Damals galt er, der seinen ehelichen deutschen Namen Mager französisch mit dem Accent auf der letzten Silbe auszusprechen pflegte, vielen noch als ein bloßer geschickter Compiler, als ein jungensfertiger, mit Hegel'schen Klosteln um sich werfender Dialektiker und als ein ziemlich anmaßender, renommißischer, wenn auch wesentlich gutmüthiger Schwärmer, der aber doch selbst sehr bedeutenden Leuten blauen Dursch vorzumachen und sie zu blenden wisse. Manche stehende sich immer wiederholende Redensarten wie die „man ist ja kein Sandkorn neben einem andern Sandkorn, sondern ein Organismus in einem Organismus" u. s. w. verliehen seinen Raisonnements einen fast komischen Anstrich, so geistreich und gewandt er auch seine vielen paradoxen Behauptungen zu verfechten wußte. Von dieser Renommisterei scheint er auch später nicht ganz frei geblieben zu sein; denn auch der Rector der Cantonschule in Aarau sagt in einer in vorliegender Schrift mitgetheilten Charakteristik Mager's: „Leicht übernahm er sich auch und erging sich in Hyperbeln, beim Widerspruch immer in höhern, wo die Phantasie über Gebühr auf die Darstellung der Wirklichkeit Einfluß übte. Mit dieser Schwäche schadete er sich manchmal und brachte sich in den Ruf eines Renommisten, besonders wo man seine eigenthümlichen Beiträge nicht genug kannte, um sie als Gegengewicht oder vielmehr als Uebergewicht in die Waagschale zu legen. Mit einigen Gelehrten gerieth er nicht ohne seine Schuld in einen heftigen und überlauten Streit, der für die Schule bedenklich zu werden drohte" u. s. w. Auch sein Biograph und Lobredner, Langbein, muß zugestehen, daß Mager's Auftreten als Director des Realgymnasiums in Eisenach scharf gewesen, daß er sich, wenn er auf Widerstand stieß, zu Worten und Aeußerungen habe hinreißen lassen, „die in einer kleinen Stadt nicht bald verhallen", und daß er dadurch oft selbst seiner Wirksamkeit geschadet habe. Dies lag an seiner rechthaberischen Natur, die sich andern gegenüber indulgenz gestattete, denen der auf unsern Universitäten herrschende Geist Verschiedenes leistet. Dalden die „Studierten" schon von einem andern Studierten nicht leicht einen Widerspruch, so natürlich noch viel weniger von einem Nichtstudierten. Aber Mager handelte nie gegen sein innerstes Gewissen, er wollte nur, was seiner Ueberzeugung nach gut und richtig war, ja er hatte sogar den Muth und die Selbstverleugnung offen zu bekennen, daß er geirrt habe, wenn er ein besseres Einsehen gewann; und er, ein Hegelianer „von der strictesten Observanz", wie man sie nannte, schwer später seinen Meister ab, ja erklärte sich offen und entschieden gegen ihn, indem er sich mehr Herbart zuwandte. Diesen Verwandlungsproceß zu verfolgen gewährte uns an dieser Schrift fast das meiste Interesse. Mager erklärte z. B. später in seiner „Pädagogischen Revue", sich der fast stürksten Auebrücke bedienend, die es überhaupt geben kann: „Wenn ich jetzt als siebenunddreißigjähriger Mann von Zeit zu Zeit einen Band von Hegel öffne und dabei auf Stellen stoße wie folgende: Rechtsphilosophie, §. 337, §. 345, Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, II, 237, die der Dichter des „Faust" dem Philosophen hätte in den Mund legen können, und mich daran erinnere, daß mir und mit mir vielen Tausenden meiner Altersgenossen, deren Bildungsjahre in die Zeit des Altenheimschen Ministeriums fielen, auf Veranlassung des zum Schulherrn gewordenen Staats diese Abscheulichkeiten als die höchsten und dazu mit aller Autorität des Staats verstärkte Weisheit quasi ausgedrückt worden sind, daß diese Abscheulichkeiten fast von allen philosophischen Rathgebern gelehrt wurden und das Wahre und Heilsame, wieder durch Veranstaltung des Staatsschulregiments, nach Kräften beiseite geschoben und unterdrückt wurde; wenn ich dann um mich schaue und nachzähle, wie viele meiner Altersgenossen durch solche officielle Brunnenvergiftung mehr oder weniger sittlich verdorben und zum Theil ganz zu Grunde gegangen sind: dann packt mich ein Zorn über die Erfindung des Teufels, welche man Staatsschulwesen nennt, daß ich Mühe

Habe, den Fluch über den ganzen Staat zu unterdrücken, der diese Seelenverkäuferei, diese Molochsopfer zu seinen Regalen zählt und höchstens von Zeit zu Zeit einmal — wenn etwa ein neuer Charlatan den alten aus der Mode bringt — mit dem Gift abwechseln.“ In ebenso entschiedener Weise sprach er sich gegen die Spinoza'sche Ethik aus, nach der durchaus nicht abgesehen sei, „warum ein arbeitscheurer Mensch nicht als Straßendieb und Mörder leben sollte, wofür er nur solche angreift, die weniger stark sind als er, und sich vor den Gerichten zu hüten weiß“ u. s. w. Wager war eben von der den meisten philosophischen Systemen anhaftenden Indifferenz gegen die Moral zu einer mehr christlichen und aus dem allgemeinen Sittengesetz hervorgehenden Ethik hindurchgedrungen. Schwerer als diese Widerrufung mögen ihm die Gesandnisse geworden sein, welche ihm das Jahr 1848 abpreßte. Er, der noch den „herrlichen März 1848“ und die „brächtigen Wiener, die die Akropolis des Absolutismus überwältigt“, gepriesen, fand doch bald nicht leidenschaftliche Worte genug gegen den Struve'schen „Wandlungszug“, gegen den „Wahnsinn der Canallokratie in Berlin und Wien“, gegen die verfassunggebenden Versammlungen, zu denen die Abgeordneten in den „Irrenhäusern“ zusammengeführt worden; ihm schwand der letzte Rest von Hoffnung, „es könne in unserm Deutschland bei seinen Lebzeiten noch leidlich gut und auch der Schule geholfen werden“; er schrieb im September 1848 an Langbein: „Ich kenne die Partei des verbrecherischen Wahnsinns, die Partei des Mordmordes seit 11 Jahren; ich habe sie in der Schweiz studirt. Und eben weil ich sie kenne, darum bin ich seit circa 4 Monaten so unglücklich, seitdem sich nämlich zeigt, welche geringe Widerstandsfähigkeit in den ordentlichen Leuten Deutschlands ist.“ Und an denselben schrieb er: „Wer an seiner Zeit verzweifelt, hat nicht mehr den Verus, eine Zeitschrift zu leiten.“ So gab Wager die „Pädagogische Revue“ auf, die dann später von Langbein, Schiebert und Kuhn, später von erstem allein fortgesetzt wurde. Vergessen darf man bei so melancholischen Ausbrüchen freilich nicht, daß schon damals seine Gesundheit untergraben war, daß seine Krankheit, die ihn jahrelang an der Dellschlucht band und 1856 seinen Tod herbeiführte, schon im Jahre 1850 oder früher theilweise Lähmung zur Folge hatte, weshalb er auch den Plan, nach Amerika zu gehen, aufgeben mußte. Immerhin ist in dieser Schrift ein eigenthümlich reicher geistiger, psychologischer und pathologischer Entwicklungsengang eines vielbegabten Mannes vor Augen gelegt, und für die philosophische Auffassung und Durchdringung der Pädagogik fehlt es nicht an anziehenden und lehrreichen Erörterungen.

Gustav Giers, dessen Leben und Wirken G. Dettmer beschrieben hat, war Professor und Oberlehrer am Catharinäum der Hansestadt Lübeck, um deren geistiges und wissenschaftliches Leben er sich auch als Vorsteher der Kunst- und Naturaliensammlung und durch seine in der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit gehaltenen Vorträge mannichfache Verdienste erworb. Auch an den Kämpfen der Zeit nahm er lebhaften Antheil. In den „Neuen Lübecker Blättern“ legte er überzeugend und berechtigt in zahlreichen Aufsätzen die Nothwendigkeit einer Reform der Lübecker Verfassung dar und die schon 1844 erschienene Schrift „Die Nothwendigkeit und Durchführung der reinen Repräsentativsystems bei Organisation unserer Verfassung“ rührt in der ersten Hälfte ganz von ihm her. Im Jahre 1845 erschienen von ihm zwei einander ergänzende Schriften: „Lübeck's Verdrückung durch die dänische Politik“ und „Lied und Lübeck“, welche nicht bloß in seiner Vaterstadt, sondern auch in den patriotischen Kreisen des übrigen Deutschland mannichfachen Anklang fanden. Die Ereignisse des Jahres 1848 begrüßte er mit den fröhlichsten Hoffnungen, die aber bald schwanden, als der Radicalismus in Deutschland und in Lübeck selbst immer tropiger sein Haupt erhob. „Es war ihm klar“, sagt der Verfasser der Schrift, „daß der Versuch eines vollständigen Neubaus unter Verleugnung aller Geschichte und wohlverworbener

Rechte nicht nur auf unbefieglichen Widerstand stoßen, sondern auch gleichzeitig die Verungensschaften von Jahrhunderten in Frage stellen und so wie so das Ganze preisgeben würde. Das allgemeine Wahlrecht, wie es für die frankfurter Nationalversammlung angeordnet war, erschien ihm daher ebenso verwerflich als die jedes Zusammenwirken mit den gesetzlichen Autoritäten verschmähende Handlungsweise des Fünfziger-Ausschusses.“ Schon im Mai 1848 bekämpfte er in seiner Schrift „Die Gefahr des Vaterlandes und der Weg seiner Rettung“ den Radicalismus und die Revolution; in seiner Schrift „Die deutsche Nationalversammlung und die deutschen Regierungen“ (1849) suchte er nachzuweisen, daß der Anspruch der Nationalversammlung auf endgültige Beschlussfassung über die dem gesammten Deutschland zu gebende Verfassung weder im Rechte noch in einer vernünftigen Politik begründet sei; in der Flugschrift „Zur Lösung der schleswig-holsteinischen Frage“ rief er eine billige Theilung Schleswigs als den zwar anfangs manche Interessen verletzenden, aber doch für die Dauer allein befriedigenden Ausweg an, und in der im December 1850 veröffentlichten Broschüre „Oesterreich, Preußen und die Einheit Deutschlands“ kam er zu dem Schlusse, daß Preußen für das Recht des deutschen Volks wie für seine eigene verpfändete Ehre zum Schwerte greifen müsse. Möge man die in diesen Schriften ausgesprochenen Ansichten und Grundsätze billigen oder missbilligen, so sind es doch gerade diese patriotischen und politischen Bestrebungen, die ihm eine über Lübeck's Weichbild hinausreichende allgemeinere Theilnahme sichern. Auch mögen sie dazu beigetragen haben, verstärkte Anfälle eines Nervenleidens herbeizuführen, welches schon früher wiederholt bei ihm aufgetreten war. Weder mehrmonatliche Entbindung vom Schulamt noch mehrfache Badereisen milderten das Uebel, das immer furchtbarere Fortschritte machte und ihn der tiefsten Melancholie überlieferte. „bis er endlich, von namenloser innerer Angst gepeinigt, den Voratz faßte, von dessen Ausführung er im Sommer vorher noch im letzten Augenblicke zurückzutreten vermocht hatte, seinen Tod in den Fluten zu suchen. Am Sonntag, 6. Februar nachts 3 Uhr, schlich er sich aus seiner Wohnung, um nicht wiederkzukehren. Erst am vierten Tage gelang es, die Leiche aufzufischen, und die angestellte Section ergab Anomalitäten, wie sie sich bei den Unglücklichen, die einen gewaltsamen Tod suchen, häufig finden.“

H. M.

Reiseliteratur.

1. Neue Reiseskizzen aus Spanien. Von Franz Lorinser. Zwei Theile. Regensburg, Mang. 1858. 8. 2 Theile. 6 Mgr.
2. Ansichten aus den deutschen Alpen. Ein Lehrbuch für Alpenreisende, ein Naturgemälde für Freunde der Natur. Von Karl Müller. Mit Holzschnitten und einer Karte. Halle, Schwetische. 1858. Gr. 8. 2 Theile. 20 Mgr.
3. Allen frohen Wanderern. Ein Reise- und Familienbuch. Von Robert Frensch. Leipzig, Mertens. 1858. Gr. 8. 10 Mgr.

Der Verfasser der „Neuen Reiseskizzen aus Spanien“, F. Lorinser (Nr. 1), scheint unter den leidenschaftlichen Touristen der Gegenwart allerdings einer der leidenschaftlichsten zu sein. Wenigstens stellt er uns das seltene, unsers Wissens noch nicht dagewesene Phänomen eines Reisenden dar, der, nachdem er auf einer Pilgerfahrt durch die süblichen Provinzen von Spanien alle Genüsse, aber auch alle Mühseligkeiten einer solchen Reise vollaus genossen hat, wenige Jahre später in dies Land zurückkehrt, um auf einer Wanderung durch die Nord- und Westprovinzen desselben einen noch viel größern Theil von Beschwerden und Mühseligkeiten durchzumachen, bloß — da ihm besondere und nachgewiesene Gänzlich fehlen — zu dem Ende, seine Eindrücke von „Land und Leuten“ in Spanien wieder aufzufrischen oder zu vervollständigen, und nebenher „San-Jago di Compostella“ als verspäteter Pilger zu besuchen. Nun wohl, es ist dies ein Beweis sowohl von seltener Treue der

Gefühle, als auch davon, wie stark und reizvoll jene ersten Reiseeindrücke auf sein Inneres gewirkt haben müssen; es ist eine zur Zeit ungewöhnliche Erscheinung, zu der wir die Erklärung nur in der eigenthümlichen und vom Verfasser mit besonderer Sympathie erfaßten speciellen „Liebenswürdigkeit“ des spanischen Volkscharakters in seinem ganzen Umfang finden können; eine Sympathie, die der Verfasser allerdings auf jeder Seite seines Berichts offen bezeugt und gut motivirt.

Ueber den ersten zweibändigen Reisebericht Lorinser's haben wir in Nr. 25 d. Bl. f. 1857 zu seiner Zeit günstig referirt; wir können im ganzen genommen dasselbe günstige Urtheil auch den beiden Bänden der „Neuen Reisekizzen“ zuwenden. Allerdings fehlt dieser Arbeit so ziemlich alles, was sie zu einer gelehrten oder wissenschaftlich bedeutenden machen könnte, da, wie schon gedacht, dem Reisenden besondere Reisezwecke nicht vorschweben und da er, wie es fast scheint, geistlich alle sich darbietenden Anknüpfungspunkte an die politische, die Cultur- und die Kunstgeschichte des Landes seiner Vorliebe verschmäht, um ausschließlich seine Reiseindrücke, Landschaftsbilder, persönlichen Erlebnisse, Naturschilderungen u. s. w. darzubieten. Allein die allerdings beschränkte Aufgabe, welche er sich stellt, erfüllt er doch in so anspruchsvoller, naiver und liebenswürdiger Treue, daß wir ihn mit unablässiger Theilnahme, ja oft mit wahrem Vergnügen auf seiner beschwerlichen Wanderung zu folgen gedungen sind. Es ist zuvörderst ein eigenthümlicher Reisezug, welchen der Verfasser verfolgt und auf dem er wenige Vergänger hat. Von Frankreich und den biscayischen Provinzen aus wendet er sich nämlich dem Zuge der spanischen Nordküste zu, wandert durch die Provinzen Santander, Asturien und Galicien nach San-Jago di Compostella, um von hier durch die an landschaftlichen Schönheiten so reiche Provinz von Vigo nach Ribadon, von dort auf äußerst beschwerlichen Wegen durch Ourense nach Sarria — das er auf seiner ersten Reise der Gheslerra wegen nicht erreichen konnte —, von hier aber nach Cadix und Gibraltar, nach Malaga und schließlich nach Oran und Algier zu gehen, und endlich in Marseille wieder französischen Boden zu betreten. Daß dieser eigenthümliche Reiseplan mit den allergrößten Beschwerden verbunden und auf jede Art von Reisecomfort dabei Verzicht zu leisten sei, war dem Verfasser zum voraus bekannt, schreckte ihn aber nicht zurück, eben weil er hier, fern von allen besuchtem Reisewegen, um so sicherer mit dem unverfälschten, nobeln und liebenswürdigen spanischen Volkscharakter in Verührung zu kommen rechnen konnte: eine Rechnung, die ihn denn auch nicht getäuscht hat.

Bevor wir nun seinen Bericht selbst etwas näher betrachten, wollen wir noch daran erinnern, daß der Wanderer katholischer Priester und als solcher in einer besondern Vertrauensstellung zu dem Volke im allgemeinen befestigt manche Zugänge zu dem Gemüthe des Volks zu finden weiß, welche andern Reisenden verschlossen blieben; sowie daß der vollständige Besitz der Sprache des Landes und eine körperliche Abhärtung, welche es ihm möglich macht, diese Reise mitten in der größten Sommerhize des Jahres 1857 zu unternehmen, ohne viel von dieser zu leiden, seinen Reiseertragnissen sehr günstig waren. Wir sehen den Pilger also von Bordeaux und Bayonne aus, nach einem Besuch des kaiserlichen Seebades Biarritz, die biscayischen Provinzen bis zu dem frischen, reizenden Bilbao hin, von dem er ein volles und liebliches Bild entwirft, durchziehen, dann längs der wildzerflüßten und überaus rauhen Nordküste von Biscaya nach Santander zu Schiffe und von hier nach Oviedo auf einem fünftägigen Ritt zu Pferde seinen Weg nehmen. Schon hier lernen wir genau den besondern und eigenartigen Charakter dieser Küste, wie er sich in Asturien und Galicien fortsetzt, kennen, dessen specieller Reiz in einer Folge von zahllosen Buchten besteht, die, Rias genannt, von irgendeinem kleinen Fluß in seinem Zusammenstreffen mit dem Meere gebildet, rings von malerischen, grünen Bergen eingefaßt, sich wie mächtige Landseen ausbreiten, während sie auf ihrer Südseite von den schneebedeckten Kuppen der asturischen Alpen hoch überragt werden und so überall einen

stättlichen landschaftlichen und malerischen Abschluß erhalten. Solcher Rias beschreibt der Verfasser uns eine große Anzahl, und indem er sie treffend mit den eberitalienischen Seen, dem Garda- und Comersee vergleicht, zeichnet er diese Scenerie, bald frisch belebt, malerisch, anmuthig, bald wildromantisch und großartig, bald still und heimlich mit den mannichfaltigsten Bogen und mit sichtbarer Vorliebe. Diese Scenerie wiederholt sich nach Ueberschreitung der trennenden Guesas (Bergzüge) längs der ganzen Nordküste in den mannichfaltigsten Gestaltungen und Vegetationsverhältnissen bis zu ihrem herrlichsten Abschluß in der Bucht von Vigo, dem reizvollsten Punkt der spanischen Nordküste, den der Reisende mit dem Schluß des ersten Bandes seiner „Kizzen“ erreicht. Bis dahin hat er jedoch Beschwerden ungewöhnlicher Art in Menge zu bestehen, hinreichend um minder kräftige und minder entbehrungsreudige Naturen wie er von diesem Reisewege abzuschrecken. Die Vegetation an dieser Küste hat überall wenig vom südlichen Charakter. Die Guesas sind meist wild, dornig, baumlos; in den Thaleinschnitten herrscht die immergrüne Eiche und die Kastanie vor, auch die deutliche Eiche und die Richte verbreiten hier Rühlung; selten erscheint ein halbwüchsiger Delbaum und eine erste schwache Palme findet sich erst bei Vigo vor, dagegen versperrten riesige Weinranken und Brombeeren, haushohe Ganna (Kohr) und Farnkraut oft genug die elenden Wege bis zum Undurchbringlichen. Der Ritt nach Oviedo führt von der Küste ab tiefer ins Land hinein: die Guesas werden immer rauher, höher und trostloser, die Ventas immer elender; Frost (im Juli) und Hunger immer empfindlicher; aber plötzlich wendet sich der Weg, die Berge öffnen sich und das entzückte Auge blickt eine zauberische Ria entlang, hinaus in das azurne Meer rechts und links auf die asturische Altemwelt, und „alles Leid ist schnell vergessen“. So geht der Weg über Cumillas, Castres, Riva de Vella, Gijon nach Oviedo, das für eine Provinzialhauptstadt bescheiden genug sich ankündigt. Indes enthält der Ort doch eine schöne, wiewol kleine Kathedrale, einige alte Paläste, zwischen einstöckigen Häusern zerstreut, und vor allem eine gute Fondu, in der der Pilger sich von seinen Reiseleiden erholt. Doch ein noch weit beschwerlicherer, sechstägiger Ritt nach Santiago, dem nächsten Zielpunkt seiner Pilgerschaft, steht ihn bevor, wird jedoch, besser beritten und gut begleitet, heiter und froh zurückgelegt. Zunächst bis Mondoedo, einem freundlichen Ort an der Grenze Galiciens, fast dieselbe Scenerie, wie bisher: Stetten links, das Meer rechts, mitunter offenes Land, mit stropenden Urten und Bruchstüden vom Gamino real, Kunststraßen. Dann erhebt sich der Weg, vom Meere abwärts, auf ein Hochplateau, das, von Thälern und Guesen durchschnitten, bis Santiago anhängt, rauh, kalt und mitunter völlig wild und dornig, wo entsehlige Ventas dem Wanderer kaum ein Obdach zu bieten haben. Hinter dem elenden Orte Villalba nimmt der Reisende in La Tolba sein Nachtlager, an dessen Beschreibung der Leser erkennen mag, was ein Reisender in Spanien Liebliches und Anmuthiges zu bestehen haben kann. Zwar tröstet das reizende Betanias für den gewöhnlichen Fuß von Infiesta einen Augenblick; allein gleich darauf beginnen die Parameras, wüste Höhenzüge, von neuem, um erst bei Santiago zu enden. Indem der Verfasser das Ziel seiner Wallfahrt wie vorbestimmt richtig am Tage des großen Apostelfestes erreicht, hat er den merkwürdigen Landstrich durchzogen, der dem Christenthum und dem Reich der Gothen ein leichtes Ayl bot, von wo aus sie zum zweiten male Spanien erobern und den Halbmond überwinden sollten. Der erste Eindruck der Apostelstadt erinnerte den Reisenden an die Stadt der sieben Hügel: ein verhältnißmäßig großer Ort mitten in einer Wüste wie Rom, St. Peter und der Vatican hier von dem unermesslichen Pilgerhospital und der Kuppel der Kathedrale vertretten und auf diesen stolzen Bauwerken derselbe Abglanz der Heiligkeit wie dort, ein wandervolles Glockengeläute die Luft erfüllend. Aber bald zeigt sich an der Stelle alter Herrlichkeit tiefer Verfall. Die Hunderttausende von Pilgern des Mittelalters sind auf wenige Tausend zusammengeschmolzen, die Kirchen

festen haben einem großen Jahrmärkte (seira) den Vordergrund eingeräumt und nur das pompöse Feuerwerk, mit dem die Hauptkirche, das Apostelgrab, beleuchtet wird, ist von dem alten glanzvollen Feste des Schuttpatrons von Spanien übrig geblieben. Indes verdient die Schilderung dieses großen Kirchenfestes noch immer den Dank des Lesers, im höhern Grade wenigstens, als die Beweise, welche der Autor dafür beibringt, daß hier wirklich das Grab Jakob's des Lebendigen zu finden sei, und welche wesentlich darauf hinauskommen, daß man eben kein anderes Grab des Apostels kennt.

Nach drei Tagen, die seiner Schaulust genügten, alles Sehenswerthe und das etwas rohe Wesen der Bevölkerung kennen zu lernen, verläßt der Verfasser das rauhe, feuchte Santiago, um auf einer galicischen Diligence über Pontevedra, wo Agaven eine südliche Vegetation ankündigt, an die herrliche Ría von Vigo zu gelangen, die, an den Comeressee mahnend, untrüglich allen Reiz des Südens vor ihm entfaltet. Die Umreise am Gestade dieser prachtvollen Bucht, das Meer und die schönen Inseln, das Gies vor sich, malerische Sierrren zur Rechten, durch ein üppiges, reich bebautes Uferland hin, gehört zu dem Schönsten, was Spanien dem Wanderer bietet, und der Blick vom Castroberge bei Vigo steht dem von Capri bei Neapel nach der Meinung des Verfassers, nur wenig nach. In den üppigen Gärten und der guten Fonta von Vigo erwartet er das englische Dampfschiff, das ihn denn auch mit dem Ansfange des zweiten Theils nach Lissabon bringt. Ungünstig wie der erste Eindruck ist, den das portugiesische Volkswesen auf den aus Spanien kommenden Fremden macht, ist auch der Anblick von Lissabon nicht von dem geschätzten Effect, den der Verfasser sich davon versprochen hatte. Zwar ist die meilenlange Häusermasse von dem alten Thurm von Belem ab hügelan und hügelab längs den geschwungenen Ufern des Tejo, von dem gegenüberliegenden Almeida her überblickt, von mächtigem und großem Eindruck; allein die Monotonie dieser gelblichen Häuserwoge, welche von hervorragenden Bauwerken nur wenig unterbrochen wird, ermüdet das Auge doch bald. Was der portugiesischen Hauptstadt fehlt, sind eben schöne Thürme, ohne welche kein Städtebild lange anziehend bleibt, Thürme und hohe Kirchen, welche die Furcht vor der Katastrophe von 1755 nicht mehr entstehen läßt, die bekanntlich in wenigen Minuten 40000 Menschen unter Trümmern begrub. Seitdem hat Lissabon, wieviel es schmuck und reinerlicher geworden ist, aufgehört, eine malerische Stadt zu sein; es ist geräumig und bequem, aber einformig und reizlos geworden. Dabei macht es einen im ganzen ziemlich todtten Eindruck, wenn es auch an schönen Gärten und Pässen, in welchen selbst die Musa par. gedeiht, und an einzelnen schönen Plätzen und Villen nicht fehlt. Volk, Sprache und Tracht der Frauen, alles dies misfällt dem an die spanische Grazie und Lebendigkeit gewöhnten Auge. Selbst Cintra, dies vielgerühmte portugiesische Paradies, seßelt, obwohl er davon viel Schönes berichtet, unsern Reisenden so wenig, daß er nur einen halben Tag daselbst verweilt, angeblich, weil er kein Unterkommen findet, was bei einem Wanderer, der so wenig wie er nach guter Unterkunft fragt, auffallen muß. Castilho dos Mores, Nastra, das Königschloß da Pena werden jedoch gebührend gerühmt. Nach Lissabon zurückgekehrt, wählt der Verfasser zu seiner Weiterreise den Landweg und reist mit der Mala-posta (Reispost), die aber in der That eine schlimme Post war, nach Badajoz, ein Weg, der durch die elenden Ortschaften der Provinz Alentejo, Benbas novas, Montemor, Arrapolos, Evora, Orenos, Givas und durch wüste Landschaften, in welchen bald Fichten, bald Agaven vorherrschen, hinführt. Badajoz selbst liegt malerisch am Guadiana und macht einen ziemlich angenehmen Eindruck auf den Reisenden. Von hier bringt eine fünftägige Carrosfahrt, deren Reichthümer selbst unsern abgehärteten Pilger unermüdet machen, ihn nach Sevilla. Das merkwürdige Fuhrwerk bestand einfach aus zwei kolossalen Rädern mit einem Korbe aus Geyarto und einer weißen Plane überdacht. Von einem Sitz war nicht die Rede und auf die Frage, ob auch ein

guter „assiento“ vorhanden sei, sprach der Mojo zwar pathetisch: „Yo lo tengo por bueno“; es fanden sich aber nur ein paar Futtersäcke vor, die glücklich zu erreichen stets ein halbdrehschendes Kunststück bildete. Mit diesem Fuhrwerk Schritt für Schritt, in Begleitung eines Sevilianers „del Comercio“, wird unser Reisender in fünf Tagen über Albuera, Sta. Marta durch die hügelreiche Provinz Extremadura, an reichen Getreidefeldern vorüber, wo überall Häckel geschnitten wurde, dann über Hesia, Maimona und Fuenta: Canios an die grünen Berge der Sierra: Morena und somit nach Andalusien befördert, wo ihn nach langer Glühitze endlich wieder kühle Berge und malerische Thäler voll südlischen Pflanzenwuchses in Empfang nehmen. Sevilla, die bekannte Maravilla Spaniens, das der Verfasser im allgemeinen mit Köln vergleicht, verfehlt seinen Eindruck auf ihn nicht und besonders ist es die Puerta del Verden und ihr Orangerhof, was ihn entzückt; im ganzen jedoch muß auch er ihrer Rivalin Granada den Vorzug einräumen. Hier besucht er auch Bibliotheken und Museen, die sonst von ihm ziemlich vernachlässigt zu werden pflegen. Die Reise nach Cadix, das ihn, wie fast jeden Reisenden entzückt, dann nach Gibraltar und von dort nach Oran bietet wenig Erhebliches oder Neues dar; dagegen können wir ihm unsern Dank für die sehr eingehende und durch lebhaftest Verfeinerung hervorstechende Schilderung von Algier, Stadt, Volk und Umgebung, nicht versagen, da er dem Leser von allem diesen ein weit faßlicheres und deutlicheres Bild zu geben weiß, als dies Reisenden, wie Hadländer und Wachenhufen, die ihm andererseits als Beobachter so sehr überlegen sind, gelingt. Der Verfasser besucht auch in der Umgegend ein Kabylen Dorf, zeigt viel Begeisterung für die französischen Civilisationsversuche, rühmt die Verwaltung und reist endlich mit dem marseiller Dampfschiff in 50 Stunden nach der französischen Küste, nach Paris und Breslau, wo er genau in acht Tagen von seiner Abfahrt von Algier ab, anlangt. Indem wir den Reisenden hier verlassen, haben wir von den „Neuen Reisebüchern“ das von der vorangehenden Arbeit desselben Verfassers Gesagte zu wiederholen und die Anerkennung auszusprechen, daß er uns mit einem angenehmen unterhaltenden Reisebericht, der zwar die Prästiktion, durch Gelehrsamkeit zu glänzen, nirgends und gibt, aber doch des Belehrenden nicht wenig enthält, beschenkt und hiermit unsern Dank wol verdient hat. Unstreitig hat er Spanien vollständiger und gründlicher kennen gelernt, als einer seiner Vorgänger seit Huber und Willkomm, und woran er mit raschen Urtheilen und scharfsichtigen Beobachtungen auch minder freigebig ist als Hadländer und Wachenhufen und andere, so reist er uns in die eigentliche Kenntnis von „Land und Leuten“ doch viel tiefer und gewissenhafter ein als alle früheren Touristen der jüngsten Zeit.

Was dem ebenbesprochenen Reisebericht an wissenschaftlicher Tiefe und Begründung abgehen mag, das ersetzen die „Ansichten aus den deutschen Alpen“ von R. Mäller (Nr. 2) im reichsten Maße. Der Verfasser ist der Ansicht, daß der volle Naturgenuss nur durch wissenschaftliche Vorbildung gewonnen werden könne und der Referent hat aus eigener Erfahrung gelernt, daß wir in der Natur nur das gut und richtig sehen, was wir zu sehen wohl vorbereitet sind. Es ist umfassen, sagt er, das Gemälde eines Meisters ohne Einsicht in Stil, Composition und Technik verstehen zu wollen, und ebenso vergeblich ist es, in einer Alpenreise vollen Genuss zu erwarten, ohne von der Natur der Alpen, vom Nothwendigen und Zweckmäßigen ihrer Bildung die nöthigen Vorkenntnisse zu besitzen. Auf dieser wichtigen Betrachtung ist die vorliegende Schrift begründet, und sie erfüllt ihren Zweck vollkommen, indem sie dem Wanderer durch die Alpen des Salzammerguts, Tirols vom Pinzgau ab durch alle innern Thäler bis zum Vorarlberg und dem Bodensee und durch einen Theil von Kärnten die wissenschaftlichen Vorkenntnisse gewährt, deren er zum Vollgenuss jener schönen Naturgemälde bedarf oder die ihm dabei nur wünschenswerth sein können. Es bleibt hierbei nichts unbracht, was Geologie, Grognoftik,

Physik und Botanik an die Hand geben können, um den nicht völlig ungeübten Reisenden mit dem vollsten Wissensmaße zum Vollgenuss einer solchen Reise auszustatten, und indem dieser dies alles innig gemischt mit den anziehendsten Schilderungen des Malerischen und Effectvollen und der persönlichen Erlebnisse seines Führers empfängt, findet er sich diesem zu zwiefachem Dank geneigt und verbunden.

Die Reise beginnt von München aus, schildert zunächst Salzburg, den Königssee und sein Gebirge, wendet sich dann in das Binnthal, zum Mauris und Gasteiner Thal und über die Tauern zum Großglockner, dessen Besteigung durch Major von Innstätten uns geschildert wird. Hier endet der erste Reiseabschnitt.

Salzburg und seine wundervolle Natur sind hundertmal geschildert worden; der Verfasser findet noch neue Striche und Farben für dies Gemälde. Er erkennt einen harmonischen, einen musikalischen Reiz in den Bildungen dieser Natur, der die Mozart, Haydn und Weber begeistern mußte. „In dieser Natur“, sagt er, „ruht ein Inhalt, eine Unmittelbarkeit, eine zur Frömmigkeit stimmende Raivität, ohne gleichen und unerforschlich, wie die Schöpfung selbst. In ihr ruht zugleich eine Form, ein Maß, über ihr schwebt An Licht, gleichweit vom Grelten wie vom Düstern entfernt, mild wie das der gemäßigten Zone, glänzend wie das der warmen Himmelsstriche. Eine solche Natur konnte nicht ohne mächtigen Einfluß auf das Gemüth des Menschen bleiben, und dieser Einfluß sprach sich im Liede, in der Musik aus.“ Mit ähnlichen Betrachtungen schließt die Schilderung des ersten Alpenglühens vom Monchsberge aus geschlossen, wie denn überall das Gedankliche und Phantastische in den Naturgemälden des Verfassers neben dem Strengen und Wissenschaftlichen seinen Platz findet und ihn gut ausfüllt. Die Bestimmung d. Bl. gestaltet uns nicht, dem Verfasser in den Einzelheiten seiner Wanderung zu folgen; wir können höchstens auf eine oder die andere seiner Wahrnehmungen hinweisen, an die sich etwa eine zufällige Bedeutung knüpft. So ist über die Natur, das Leben, die Wanderung der Gletscher der Abschnitt „Gang zum Großglockner“ von ganz besonderer Wichtigkeit, indem er manches Geheimniß erklärt oder doch der Deutung näher bringt, während über Kultur und Volksleben der Tiroler die Reise durch das Außerthal vorzüglich anziehend und lehrreich erscheint. Hier bricht es z. B.: „Die merkwürdige Verschlechterung des Klimas ist eine Wahrnehmung, die gleichmäßig durch ganz Tirol gemacht wird, sie hängt mit der zunehmenden Entvölkerung zusammen und steht mit ihr in Wechselwirkung. Das alte tiroler Leben verflummt unter dem Kampf um die Existenz der Familie: die Noth, die Klage über zunehmendes Verelken der Alpen und Sinken der Temperatur ist allgemein, auch ihre Ursachen sind bekannt. Sie beruhen wesentlich auf der furchtbaren Entwaldung der Gebirge; wo der Wald fehlt, schieben sich die Gletscher, die Schneefelder unaufhaltsam vor, es ist unmöglich in solcher Nähe junge Schonungen emporzubringen, und wo früher herrliche Birkenwälder bestanden, ist jetzt, wie in Island, nur elendiges Gestrüpp zu sehen. Brunken, nur 300 Fuß höher als Stenz, hat jetzt weder Neben noch Raibau mehr, weil der Ferner vorrückt und mit ihm die Vereisung zunimmt. Hier ist nun der Sitz jener ins Ausland wandernden Teppichhändler aus Tirol, welche der echte Tiroler jedoch kaum als Landesleute gelten läßt. Ihr familiäres „Du“, dessen sie sich draußen im Reich bedienen und ihr naives Geradegehen sind keine natürlichen Anzeichen eines Tirolers, sondern eine bloße Urtapen, die in dem heitern Thale, einem der belebtesten und freundlichsten von ganz Tirol, unbekannt ist.“

Ein weiterer Abschnitt unsers Reiseberichts umfaßt nun die südlichen Thäler Tirols, das Vadiathal, das Gaisathal bis Bogen, Meran, das Wintthgäu, Ralle, das Rosanathal und endlich Vorarlberg bis Bregenz und erfüllt auch hier die doppelte Aufgabe eines Lehrbuchs und eines reichen Naturgemäldes. Mit dem Vorthal der südlichen Dolomitalen beginnt zugleich die romantische Sprachschilde im Vadiathal: die bisherige Herrschaft des Urgeistes (Gneis) geht von nun an in die For-

mation des Muschellalls über, auf dem sich der Dolomit erhebt, der ganz neue Formen und eine neue Flora — Zwerggesträuche — im Gefolge hat. Der Verfasser drückt später, in Meran, die Ueberzeugung aus, daß die Bildung der Naturumgebungen auch für die geistige Menschenbildung unbedingt bestimmend und maßgebend sei. So lebhaft er diese Ansicht nun auch vorträgt und so scheinbar er sie zu machen weiß, so glauben wir unsrerseits doch, daß ein nicht geringes Maß von Selbsttäuschung hierbei unterläuft. Man ließe vergleichen oft und es soll nicht geleugnet werden; daß die Sache etwas für sich hat: im ganzen genommen geht man in diesem Paralleliismus zwischen Naturgestalt und Menschengestalt jedoch regelmäßig zu weit. Der Verfasser hat gefunden, daß in dem lichtreichen Dolomitgebiet heitere Formen herrschen als in dem düstern Urgestein. Das kann zugegeben werden. Sofort knüpft er aber daran, daß ein schönerer Menschenschlag aufsteige: auch das mit Recht, da das reichere Naturleben größere Wohlhabenheit ergibt. Wenn er nun aber den Stolz, die Freiheitliebe, den selbständigeren Charakter gleichsam von den kühnen Umrissen der Gebirge abhängig sein, Unabhängigkeitsgefühl und Großartigkeit der Ansichten von den weiten Bergausichten, Kraftgefühl vom Bergsteigen, Einfachheit, Ruhe und besonnene Tapferkeit, ja selbst den religiösen Glauben von Berg und Thal abstammen läßt, so vergißt er mit vielen andern alle die zahllosen Ausnahmen, die seinen Regeln entgegenstehen. Er vergißt, um nur des Nächsten zu gedenken; daß auch Gebirgsvölker weich und charakterlos sein können, wie die nördlichen Pyrenäer, die schlesischen Gebirgsbewohner, die Stämme am südlichen Himalaja u. a. m. und daß seine gepriesenen Bassejrer nicht zäher, selbständiger und stolzer sein können, als die Bauern der westfälischen und jütischen Marschen, die Pommern und die Preisen. Ja, soll Napoleon I. durchaus ein Product der corthischen Berge sein, die er schon im zwölften Jahre verlassen, so fragen wir einfach, warum denn seine Brüder so durchaus andere Menschen waren als er? Wir meinen, daß in solchen Parallelen zwischen Naturform und Menschengestalt viel jugendliche Illusion mit unterläuft und daß Abstammung und Erziehungswelt an der Menschenbildung viel mehr Antheil nehmen, als Klima und Umgebung, womit wir denn seiner Begeisterung für die Hofer, Davinger, Dypacher und andere tiroler „Kronbasse“ keineswegs zu nahe treten wollen. Seine Charakteristik der Thäler von Meran und Bogen ist vorzüglich und gern treten wir ihm darin bei, daß unter beiden ein Streit um den Vorrang eigentlich nicht stattfinden könne; da, wer sich an einer kräftigen, plastischen Natur mehr erfreut, Bogen, und wer sich der romantischen Schönheit jünger, Meran den Vorrang einräumen muß; er selbst will dem ersten einen goldenen Apfel, dem andern aber einen Apfel von Gold ertheilen, was den alten Streit immerhin geistreich lösen heißt. Das Wintthgäu, das Stillscherjoch, das Jantthal endlich nicht minder eingehend und mit malerischer Wirkung geschildert und geographisch wie ethnographisch uns nahe gebracht, als die früheren Punkte, und die Culturbedürfnisse des Landes, Sein und Werden der Bevölkerungen sind gut und anschaulich dargestellt, ja, die Befähigung des Verfassers für die Lösung seiner ganzen und vollen Doppelaufgabe scheint eher gegen den Schluß seiner Arbeit hin zu wachsen, als irgendeine Abnahme oder Ermüdung zu verrathen. Und so schließt er denn auch sein inhaltreiches Werk mit einem vorzüglich sorgfamen Inhaltsverzeichnis und einer ganz vortrefflichen Karte seiner Wanderung ab, die zusammen mit den Illustrationen im Laufe des Buchs das Verdienst desselben und seine Brauchbarkeit für jeden ernstlichen Wanderer in dieser herrlichen Alpenwelt noch bedeutend zu erhöhen geeignet sind.

Wir schließen diesen Artikel mit einigen Worten über ein zwar wohlgemeintes, aber freilich nur unbedeutendes Buch: „Allen frohen Wanderern“, von H. Trensch (Nr. 3), das uns jedoch mehr zur Erheilung für „verstimelte“ Reisende geschrieben zu sein scheint. Wir sitzen in einem langweiligen

Gasthofs, der seine Regen schlägt melancholisch und einsam an unser Fenster, oder wir finden uns in einer polsternen Reisegesellschaft im Eisenbahncoupé festgebunden oder haben eine lange Stunde auf die Ankunft des Zugs zu warten, unruhig und zu jeder ernstlichen Lectüre unaufgelegt: das ist der Moment, in dem die leichte Gabe des Verfassers uns willkommen sein wird! Eine Zeit, die für alle Bedürfnisse der Zeit sorgt, muß auch auf die Leere der Zeit Bedacht nehmen und so hat auch eine Sammlung von flüchtigen Reisebildern und Reiseanekdoten in ihr ihre Berechtigung. Mehr aber gibt unser Verfasser allerdings nicht. Er schildert uns einen Sonntagnachmittag in Petersburg, erzählt eine komisch-fürchterliche Geschichte von einem petersburger Ballfest, schiff mit uns nach Rügen, besteigt die Kogstrappe, malt eine Spielbankscene, steigt über das Wormserloch, besucht das Wasserrheal und Schloß Tirol, ersteigt den Rigi, befährt den Comersee und dient uns in Mailand als Cicero. Der Autor, der alle diese Sachen für die „Gartenlaube“ schrieb, ist kein „Reisebildner“ ersten Ranges; allein manche von seinen Schilderungen gelingt ihm doch ganz gut: so ist seine Wanderung auf dem Dache des mailänder Doms nicht übel, wenn wir ihm auch die 4500 Stufen nicht nachzählen mögen, die er hier angetroffen haben will. Ebenso ist seine Splügenreise und der Besuch von Chur, das Verweilen in Reichenau, die Wanderung in Salzburg und Tirol und anderes befriedigend; ihren speziellen Werth wird die kleine Sammlung aber doch immer nur von dem Umstande empfangen können, daß sie als „Reisefüchsenbücher“ in den oben bezeichneten Momenten uns in die Hände fällt. Dann erscheint sie ohne andere Ansprüche als Freund in der Noth und kann von uns als solcher empfohlen werden.

4.

Notiz.

Wilhelm Hauff und Johann Christian Günther.

Eins der am häufigsten in Deutschland gesungenen Liebes- ist das zu einem wirklichen Volksgehege gewordene bekannte Soldatenlied von Wilhelm Hauff mit dem Anfang: „Morgenroth! Morgenroth! leuchtest mir zum frühen Tod!“ Die wenigsten werden wissen, daß Hauff Versmaß und Motive dazu aus einem Gedicht Johann Christian Günther's benutzte hat, welches in seinen poetischen Werken unter der Aufschrift „Abschied von seiner ungetreuen Liebsten“ enthalten ist. Bei Günther lautet z. B. die erste Strophe:

Wie gebracht
Der geliebte jetzt angetracht,
Sekt in den Schoß gerissen,
Heute von der Brust geschissen,
Morgen in die Gruft gebracht!

Eine spätere Strophe lautet:

Und wie bald
Wißt die Schönheit die Gefalt!
Kühnst du gleich von deiner Farbe,
Daß sie übergleichen darbe:
Ach die Rosen werden alt!

Die betreffenden Parallelen aus dem neuern Liebes brauchen wir wol, weil sie allgemein bekannt sind, hier nicht erst anzuführen. Wir theilen dies nicht mit, um auf W. Hauff irgend den leisesten Tadel zu werfen, wir freuen uns vielmehr seiner so höchst glücklichen, das Vorbild an Gehalt weit übertreffenden Umgestaltung des Günther'schen Gedichtes; aber wir glauben doch, daß es manchem von Interesse sein dürfte, von dem hier mitgetheilten Factum Kunde zu erhalten. An eine rein zufällige Aehnlichkeit beider Gedichte ist sicherlich nicht zu denken und es wäre nur noch zu fragen, ob das Günther'sche Gedicht hier und da im Volke oder in Kasernen gesungen wird und die Melodie, wie es uns scheint, eine ältere Volkweise ist.

13.

Bibliographie.

Kimard, W., Die Trapper in Arkansas. Deutsch von G. Drugglin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Kier, A., Maria. Ein Gedicht. Hannover, Lohse. 16. 20 Ngr.

Burns, R., Gedichte. Uebersetzt von H. J. Heinsge. Mit erläuternden Anmerkungen. Leipzig, G. F. Fleischer. 16. 2 Thlr.

Gesner, C. W., Das Studentenkorps Bandalia. Deutsches Universitätsleben und Fahrten durch die Welt. Mit zwei Illustrationen. Leipzig, Biegler. 16. 10 Ngr.

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5ten Jahrhundert bis zum 16ten Jahrhundert. 1ster Band. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Höfler, C., Heinrich's IV., Königs von Frankreich, Plan dem Hause Habsburg Italien zu entreißen. Eine historische Abhandlung. Prag, Czedner. Gr. 8. 10 Ngr.

Laurencin, F. B. Graf, Das Paradies und die Peri. Dichtung aus „Kalla Kookh“ von Th. Moore. In Musik gesetzt von R. Schumann. Erläutert. Leipzig, Matthes. 4. 12 Ngr.

Reizner, A., Durch Sardinien. Bilder von Festland und Insel. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, B., Gedichte. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 16. 10 Ngr.

Mundt, Th., Italienische Zustände. 1ster Theil. — A. u. d. L.: Skizzen aus Piemont und Rom. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brochnow, J. D., Johannes Evangelist Gohner. Eine biographische Skizze nebst Uebersicht der Gohner'schen Missionsthätigkeit. Berlin. 8. 16 Ngr.

Steinmann, L., Zwei Dugend Gedichte. Wien, Sommer. 1858. 8. 8 Ngr.

Stöber, A., Der Hünertobel, ein gallisches Hugelgrab bei Rixheim. Der Keller III, das gallo-römische Gellulad. In vermehrter und verbesserter Bearbeitung herausgegeben. Mülhausen. 8. 3 Ngr.

Wiseman, Die Lampe des Heiligtums. Novelle. Regensburg, Vastel. Gr. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Darf Deutschland ruhig zusehen, wie Oesterreich angegriffen wird? Eine Stimme aus dem deutschen Norden. Augsburg, Doll. Gr. 8. 5 Ngr.

Die italienische Frage im Jahre 1859. [Aus der Civiltà cattolica.] Augsburg, Doll. Gr. 8. 6 Ngr.

Die russische Geseßgebung, gegenüber der Gewissensfreiheit unserer Zeit. Aus dem Französischen. Mit einem deutschen Vorwort. Münster, Theissing. Gr. 8. 4 Ngr.

Maurer, G. L. v., Rede bei der 100jährigen Stiftungsfeier der Königl. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1859. München. Gr. 4. 5 1/2 Ngr.

Preußen und der künftige Congress. Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Roth, G. L., Stimmen aus der württembergischen Kammer der Abgeordneten im Sommer 1858. Ein Beitrag zur Verständigung über sociale Fragen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 5 Ngr.

Schulz, Bodmer, W., Entwaffnung oder Krieg. Eine Denkschrift für den italienischen Congress. Zugleich ein Nachtrag zu der Schrift: Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärdictatur. Leipzig, Brodhans. Gr. 8. 8 Ngr.

Ußlich, Uns graut vor Euch! Rede vor der freien Gemeinde in Berlin. Berlin, Geelhaar. 8. 1 1/2 Ngr.

Zunz, Die Vorschriften über Cirkelleistung der Juden. Beleuchtet. Berlin, Springer. Br. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Auf stillen Wegen.

Dichtungen von Julius Hammer.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Eine neue Gedichtsammlung Julius Hammer's, die vierte, die von ihm erscheint, allen Freunden der frühern gewiss sehr willkommen. Der Charakter und die eigenthümlichen Vorzüge der Hammer'schen Dichtungen sind so bekannt, daß letztere keiner weitern Empfehlung bedürfen. Daß sie sich zahlreiche Freunde erworben haben, beweist das Erscheinen der achten Auflage seiner ersten Sammlung.

Julius Hammer's übrige Dichtungen erschienen in demselben Verlage und in gleicher Ausstattung (Miniatur-Ausgaben) unter folgenden Titeln:

Schau um dich und Schau in dich. Achte Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Zweite Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Hammer's bereits in achter Auflage erschienene Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich“, sind mit vollem Recht Leopold Scherer's „Calendrier“, und Rückert's „Weisheit des Brahmanen“ an die Seite gestellt worden.

Die zweite, auch schon in zweiter Auflage erschienene Sammlung: „Zu allen guten Stunden“, enthält vorzifische Productionen ählicher Geistes- und Gemüthsrichtung, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Die Gedichtsammlung „Fester Grund“ kann gewissermaßen als ein zweiter Theil zu „Schau um dich und Schau in dich“ bezeichnet werden. „Fester Grund“ heißen die Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbstkenntnis und durch Erkenntnis der fassendsten Entfaltung des Willens und Höchsten im Menschen.

Außerdem erschien von dem Verfasser ebenfalls:

Eintehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte dieses Romans, mit dem Julius Hammer zuerst auch als Romanschriftsteller aufgetreten, ist dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem sie das Beste, den idealen Gehalt, in harmonisches Gleichgewicht zu setzen bemüht ist.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Politik des Tages.

Von Friedrich von Raumer.

8. Geh. 6 Ngr.

Diese soeben erschienene Schrift enthält die Ansichten des berühmten Historikers über die Tagesfragen: über Österreichs Stellung, die Verhältnisse Italiens und Preussens Aufgabe.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Gedanken

eines weltlichen Mannes.

Dichtungen von

Carl Egon Ebert.

8. Heftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Nach längerem Schweigen tritt der durch seine in dritter Auflage erschienenen Gedichte (Stuttgart, Gotta), durch sein Geldengericht „Wlasta“ und mehrere andere Werke bekannte Dichter mit dieser ausgewählten Sammlung vor das Publikum. Das Auffuchen des Guten und Rechten und der Kampf gegen das Unrechte und Nichtrechte bildet den Grundton der „Frommen Gedanken“, die der Verfasser in praktischer Anschauungsweise zum größten Theile aus der Welt, wie sie eben ist, aus den Zuständen und Richtungen der Gegenwart herausgegriffen hat.

Barthagen von Enge, dem diese Dichtungen im Manuscript bekannt wurden, schrieb über dieselben kurz vor seinem Tode unter anderem: „Gleich die Hauptsache berührend, erkläre ich unumwunden, daß ich der Richtung und Tonart der „Frommen Gedanken“ aufrichtigst beistimme. Es ist hier ein Dichtungsgebiet eröffnet, wo die Phantasie nicht in wilden Schweifungen, sondern begleitet von Verstandesarbeit, in weisen Betrachtungen sich ergeht. Der Leser dieser Gedichte muß die innigste Hochachtung für den Dichter fühlen und in sich selber bald eine wohlthunende Einwirkung von ihnen wahrnehmen; dies kann ich wenigstens von mir rühmen, und ich denke, vielen andern wird es ebenso ergehen. Ein stiller Kern, wie hier überall zu Grunde liegt, vom Schmutz der Dichtung umgeben, in klärender und reicher Sprache, hat von jeher dem deutschen Gemüth entsprochen, Beifall und Zustimmung angeregt. Auch diese Gabe darf meines Erachtens mit Gewißheit auf dankbare Empfänger hoffen.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts von

Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld.

Gezeichnet von Pecht, gestochen von Raab und Fleischmann. Imperial-Folio. Separatabdrücke aus der „Schiller-Galerie“.

Ausgabe auf feinstem Kupferdruckpapier: jedes Blatt 16 Ngr. Prachtausgabe auf chinesischem Papier: jedes Blatt 20 Ngr.

Diese beiden in Stahl gestochenen Porträts, die Pendants bilden, zeichnen sich durch geistvolle Auffassung wie durch künstlerische Vollendung vor andern aus, und werden jedem Verehrer Schiller's willkommen sein. Sie sind der

„Schiller-Galerie“ von F. Pecht und A. von Ramberg entnommen, jedoch in bedeutend vergrößerterem Format. Von diesem Prachtwerk liegen bis jetzt sechs Lieferungen (zu 1 Thlr. 6 Ngr.) vor; die noch fehlenden vier Lieferungen werden in etwa monatlichen Zwischenräumen erscheinen, und das Werk wird somit noch vor Schiller's hundertjährigem Geburtstag vollendet sein.

 Vorräthig in allen Buch- und Kunsthandlungen. 

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 22. —

26. Mai 1859.

Inhalt: Zur Geschichte Westfalens und Niedersachsens. Von Levin Schücking. — Aus dem amerikanischen Westen. — Semler als wissenschaftlicher Begründer des Rationalismus. Von Thaddäus Lau. — Die ökonomischen Verhältnisse des Schriftstellerstandes. — Kollj. (Trübner's Katalog der nordamerikanischen Literatur. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte Westfalens und Niedersachsens.

1. Geschichte der westfälischen Geschlechter unter besonderer Berücksichtigung ihrer Uebersiedelung nach Preußen, Kurland und Livland, von A. Fajne. Mit fast 1200 Wappen und mehr als 1300 Familien. Köln, Heberle. 1858. Folio. 14 Thlr.
2. Geschichte des münsterischen Aufsturus in drei Büchern von G. A. Cornelius. Erstes Buch: Die Reformation. Leipzig, T. D. Weigel. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Geschichte der Diocese und Stadt Hildesheim. Von H. A. Lünzel. Herausgegeben aus dessen Nachlasse. Zwei Bände. Hildesheim, Versteenberg. 1857—58. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.
4. Geschichte des Schlosses Steinbrück im Fürstenthum Hildesheim und Jürgen Wallenweber. Von H. A. Lünzel. Hildesheim, Versteenberg. 1851. Gr. 8. 15 Ngr.
5. Der heilige Varnward, Bischof von Hildesheim. Von H. A. Lünzel. Hildesheim, Versteenberg. 1856. Lex. 8. 16 Ngr.

Wir haben hier einige historische Arbeiten zusammengestellt, welche im Laufe der letzten Jahre erschienen und als verdienstvolle Beiträge zur westfälischen und niedersächsischen Geschichte zu betrachten sind. Die „Geschichte der westfälischen Geschlechter“ von A. Fajne (Nr. 1) verlangt namentlich in dieser Beziehung unsere Aufmerksamkeit und den gebührenden Zoll der Anerkennung als ein Unternehmen, dessen Abschluß eine ganz unendliche Mühe, einen zähen, ausdauernden, bienenhaften Sammlerfleiß erforderte, und dessen Vollenbung eigentlich etwas Phänomenales hat bei unserer deutschen Gelehrtenzunft, die derartige weitausgehende, ein unendliches Arbeiten erfordernde Ziele sich wohl vorsetzt, aber infolge scrupulöser Gewissenhaftigkeit, die sich nie ein Genüge thut, selten damit zu Ende kommt. Eine Geschichte, d. h. eine genealogische Erörterung und Darstellung sämtlicher Geschlechter eines Landes zu geben, welche riesenhafte Arbeit das ist, wird, wer jemals genealogische Forschungen trieb und dabei auf die Urkunden zurückging, zu würdigen wissen! Fajne, bekannt durch zahlreiche Leistungen auf dem Gebiet der Geschichte, namentlich seiner niederhelnischen Heimat, hat schon früher ein ähnliches Werk in Bezug auf die kölnischen, jülichischen und bergischen Geschlechter

(zwei Theile, Köln 1848) edirt und jetzt seinen Fleiß den westfälischen Geschlechtern zugewendet. Dieser Fleiß bleibt nun wie gesagt in hohem Grade anerkennenswerth, und um so mehr, als er ein höchst uneigennütziger ist; denn der Verfasser hat für das Werk, dessen Veröffentlichung, resp. Herstellung nach seiner Angabe einen Kostenaufwand von 3000 Thlr. machte, unter dem reichen Adel Westfalens fast gar keine Subscribenten gefunden, obwohl sein Unternehmen zunächst für diese wichtig und bedeutungsvoll erscheinen mußte. Ein Blick in das Buch mit seinen zahllosen ausführlichen Stammtafeln, seinen Wappenabbildungen in Holzschnitt, der Fülle seiner Notizen über längst ausgestorbene Geschlechter zeigt auch das ernste Streben nach gründlicher, erschöpfender und vollständiger Lösung der Aufgabe, die sich der Verfasser setzte. Trotzdem dürfen wir nicht verschweigen, daß manches grobe Versehen begangen wurde; daß manches Geschlecht unerwähnt blieb, welches hätte erwähnt werden sollen; daß manche Verwechslung von Namen und Orten vorkommt, die billig hätte vermieden werden sollen. Mängel und Irrthümer aber sind zu verzeihen bei einer solchen Arbeit, als daß man scharfen Tadel darüber aussprechen dürfte, wenn man auch einräumen muß, daß die Brauchbarkeit des Werks für den Geschichtsforscher und Geschichtschreiber darunter sehr leidet. Wir machen auf einige dieser Verstöße aufmerksam. Bei dem Namen Droste sagt Fajne: sie hießen ursprünglich von Manerschein. Das ist ein Schnitzer, der einem Genealogen nicht entslüpfen sollte, weil die Droste zu Vischering, die alten Drosten und Anführer der Wallenshaft des Hochstifts Münster als das erste und vornehmste Geschlecht des niedern Adels in Westfalen angesehen werden. Diese Drosten hießen ursprünglich von Wulfsheim oder Wulsen, bis sie den Amtsnamen Droste annahmen. Den Namen Manerschein führte nur ein einzelnes Mitglied der Familie als Spottnamen im 15. Jahrhundert. Auch das Wappen gibt Fajne unrichtig an; sie siegeln mit einem silbernen Schild im rothen Felde, nicht roth in Silber, wie unser Autor sagt. Falsch ist ferner, wenn Fajne angibt, die Droste zu Hülshoff,

ursprünglich Dedebrock genannt, seien die Drosfen des Stifts Unserer lieben Frauen zu Ueberwasser gewesen; sie waren die Truchessen oder Drosfen und Anführer der Lehnsleute des Domkapitels zu Münster. Ferner finden wir mehrfach Familien aufgeführt, die entschieden nicht ritterbürtige waren, z. B. Mensing, Tenge, Würfler-mann; und dagegen adeliche z. B. von Ditten, von Schüding, von Glane, von Tonking zu Guchenheim, von Ostmann, von Krane zu Mattena und Brockhausen und viele andere gar nicht erwähnt. Wenn Familien so neuen Abels wie von Forkenbeck Aufnahme fanden, hätten auch die Namen von Olsers, von Druffel, von Zurmühlen, von Tönnemann, von Tenspolde nicht fehlen dürfen. Auf der andern Seite ist Fohne ziemlich eifrig im Schaffen neuer Geschlechter. So oft er einen Namen mit einem *de* in einer Urkunde findet, so führt er denselben als den eines Geschlechts auf. Z. B. „Matbergen, 1150 kommt Elvericus de Matbergen in einer Urkunde des Bischofs Philipp von Donabrud vor.“ Derartiges Vorkommen beweist nun noch lange nicht die Existenz eines besondern Geschlechts; de Matbergen wird der Name eines Hofes, eines Besitzes sein, nach welchem jener Elverich sich schrieb, der, weiß der Himmel welchem Ministerialengeschlechte angehörte; wenn wir das Wappen nicht haben, können wir aus einem einmaligen Erwähnen des Namens in einer Urkunde nichts schließen.

Das sind alles jedoch Einzelheiten; ein wesentlicherer Fehler unsers Buchs scheint uns der zu sein, daß Fohne die Genealogie der wichtigsten westfälischen Geschlechter, der Droske-Bischoff, der Nerveid, der Golen, Fürstenberg, Mettenberg, Kerkerling und viele andere gar nicht mittheilt, sondern darüber auf seine noch zu erwartenden Schriften, die Geschichte der Dynasten von Vocholz oder die Geschichte der Herren von Hölzel verweist. Dies macht das vorliegende Werk offenbar unvollständig.

Wir gehen über zu der „Geschichte des münsterischen Aufstahs“ von G. A. Cornelius (Nr. 2), einer ausgezeichneten Schrift, deren wir bereits früher würdigen Erwähnung gethan haben, wenn wir nicht das Erscheinen des zweiten und dritten Buchs hätten abwarten wollen. Dies verzögert sich jedoch in unbilliger Weise — es steht seit 1855 in Aussicht. An einer gründlichen, erschöpfenden, auf den neuern historischen Forschungen basirenden Geschichte des großen münsterischen Wiedertäuferdramas hat es bisher gefehlt; der Verfasser der vorliegenden Arbeit zeigt, daß niemand mehr als er berufen sei, uns eine Geschichte jener Revolution zu geben, „die, nach Zeit und Raum beschränktem Umfang, weder durch Mannichfaltigkeit der wirkenden Kräfte noch durch ihrer Theilnehmer geistige Bedeutung sich auszeichnet, allein an Schwung der Bewegung, Größe des Ziels und Vollkommenheit des Umsturzes den vielbeschriebenen gleichartigen Weltzerzissen nicht nachsteht.“ Der Verfasser stellt in dem vorliegenden ersten Buche seiner Geschichte die der eigentlichen Wiedertäufererhebung vorausgehende Periode der Verbreitung der Reformation in den westdeutschen Landen

dar. Große geistige Klarheit der Auffassung und eine edle, sorgfältig behandelte Form sind dabei, was den Leser zunächst fesselt. Jene Klarheit, verknüpft mit dem Streben nach Unparteilichkeit, zeigt sich namentlich in der Beurtheilung der altkirchlichen Verhältnisse, was bei dem katholischen Standpunkt des Autors um so mehr zu rühmen ist. Sehr gut und mit Geist ist dabei der Zusammenhang der reformatorischen Bewegungen mit dem wissenschaftlichen Lichte dargestellt, das von den Bestrebungen der Humanisten und der Rückkehr zu der Bildung des classischen Alterthums über die Welt ausstrahlte. Der feindliche Gegensatz zwischen den Tendenzen der neuen Wissenschaftlichkeit und denen der alten Kirche mußte bald zu Tage treten, und dabei erblickt Cornelius auf seinen der Vertreter der letztern den größern Theil der Schuld. Er sagt (S. 30):

„Hätten diese, wie sie mußten, auf der Höhe der Zeit gestanden, so wäre ihnen die Erkenntnis nicht schwer geworden, daß der neue fremde Geist, der jetzt langsam emporstieg, zwei Aufgaben ihnen deutlich stellte; die eine: die Reform der Kirche zu beschleunigen, das weltliche Wesen, das jedem Angriff auf das Kirchenthum Sieg verleiht, mit allen Kräften zu unterdrücken und zu verbannen; die zweite: Geist mit Geist zu bekämpfen, sich des neuen Bildungsthalers zu bemächtigen, seine Macht und Schönheit mit der alten christlichen Wissenschaft und Anschauungsweise zu versöhnen und als lebensbringendes einträchtiges Glied in den Kreis des Bestehenden einzuführen. Es steht den Meistern der Theologie und Häuptern der Kirche wohl an, und ist ein Zeichen, daß sie nicht bloß die Beweise der Wahrheit inne haben, sondern von der Wahrheit selbst erfüllt sind, wenn sie allen, was unter Menschen schön und gut ist, wo immer es sich finden mag, ein offenes Herz entgegentragen.“

Das ist gewiß sehr richtig bemerkt, aber an die Kirche des 16. Jahrhunderts solche Anforderungen stellen, heißt doch eigentlich Feigen vom Dornstock verlangen. Darum ja eben war jede Opposition jener Zeit so erfolgreich, war selbst, wie sich in den Bauernkriegen manifestirte, jede unterste Schichte des Volks, die sonst so zäh und unerschütterlich vom Elemente des Glaubens beherrscht wird, gegen die historische Kirche jener Zeit aufgebracht, weil ein inneres Geistesleben, welches „den Geist mit Geist zu bekämpfen“, sich „eines neuen Bildungsthalers zu bemächtigen“ vermocht hätte, gar nicht mehr darin vorhanden war. Die Stimmen einzelner erleuchteter Männer der Kirche, wie sie allerdings, wenn auch gar wenig, auftauchten, wurden von den Männern, die in theologicis das Wort führten, den Facultäten, den Hochstraten, den Arnold von Tongern, den Johann Venradt, sofort erstickt; und die fürstlichen Bischöfe hatten nicht darum sich wählen und in Ausnahmefällen auch wol weichen lassen, um durch Reformen sich ihre souveränen Hoheitsrechte schmälern zu lassen; das Episkopat war ja bei ihnen im Reichsfürstenthum vollständig ausgegangen! Freiwillige Entsagung auf Privilegien im großen und ganzen ist etwas, wovon unsers Wissens die Geschichte kaum ein Beispiel aufgewiesen hat.

Interessant ist es zu verfolgen, welche große Rolle bei dem raschen Wachsthum und der Verbreitung der neuen Lehre in Westdeutschland der Orden der Augustiner

spielt. Schon von der ersten Zeit des Bestehens der Universität Wittenberg an sandte aus dem ganzen Gebiet zwischen Weser und Elbe kein anderer Orden als die Augustiner Einsiedler seine Brüder nach Wittenberg zum Studium; nur die Augustiner lassen dort ihre Angehörigen promoviren, alle andern, Franciscaner, Dominicaner, Karmeliter, ziehen nach den Hochschulen von Köln, Löwen, Paris, Leipzig, nur gerade nach Wittenberg nicht. Wie lutherisch denn auch die Augustiner in den kalserlichen Niederlanden sich bewährten, ist bekannt. Aber in Westfalen und am Niederrhein ebenfalls zeigte es sich, daß wo in diesen Gegenden die frühesten Spuren der Reformation auftauchen, auch jedesmal dort ein Augustinerkloster in der Nähe ist.

Nachdem der Verfasser eine allgemeine Uebersicht über den Gang der Reformation in Westfalen und am Niederrhein gegeben, geht er dazu über, die Geschichte des „wiedergeborenen Evangeliums“ in der Stadt Münster ins Auge zu fassen und die Verhältnisse, die hier obwalteten, bis zu dem Augenblick zu entwickeln, wo die neue Lehre die vertragsmäßige Anerkennung ihrer Herrschaft errungen hat, wo also der erste Act des Dramas zu Ende ist und der zweite mit dem Beginn der Wiedertäuferpropaganda seinen Anfang nimmt. Je mehr wir nun die Gründlichkeit der Studien, die Klarheit der Auffassung und den Adel der Form an dem vorliegenden Buch rühmen müssen, desto lebhafter ist das Bedauern, daß es ohne Fortsetzung scheint bleiben zu sollen. Hat diese aufrichtige und lichtvolle Darstellung der Dinge vielleicht Anstoß erregt auf einer Seite, die mächtig genug war, dem Verfasser seine Arbeit zu verleiden?

Eine Auswahl wichtiger Actenstücke, die nicht allein zur Unterstützung der Ausführungen des Textes dienen, sondern auch einen lebendigen Einblick gewähren in den Charakter und das Wesen der Zeit, schließt das erste Buch des Cornelius'schen Werks.

Nr. 3 unserer Zusammenstellung: „Geschichte der Diocese und Stadt Hildesheim“, ist ein ebenfalls unvollendetes Werk. Der um die Erforschung der Geschichte seiner Vaterstadt Hildesheim hochverdiente Justizrath H. A. Lünzel war während einer langen Reihe von Jahren mit der Bearbeitung eines die Geschichte dieser Stadt betreffenden Werks beschäftigt, vor dessen Vollendung ihn leider der Tod abrief. In seinem Nachlasse fand sich die Arbeit gefördert bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, bis zum Tode Bischof Erich's, 1503. Der Herausgeber derselben unterzog sich nun D. Abel in Bonn; dieser wurde jedoch bekanntlich der Wissenschaft durch einen frühzeitigen Tod entzogen, und die Veröffentlichung des vorliegenden Buchs mußte endlich begonnen werden, ohne daß ihm die Heile und wichtige Nachhülfe zu Theil wurde, welche der geistreiche und gelehrte junge Geschichtsschreiber ihm sicherlich hätte angedeihen lassen. Aber auch so ist es eine höchst bedeutsame Bereicherung der Literatur der niedersächsischen Geschichte und in gewisser Weise auch ein abgeschlossenes Ganzes, wenn man ihm nämlich den

Titel „Geschichte Hildesheims im Mittelalter“ gibt. Es ist gegründet auf genaues Durchforschen der Quellen, es ist wesentlich Resultat jenes vom Diplomenstaube sich nähernden Bienenfleißes deutscher Gelehrsamkeit, die wir kennen; hat jedoch dabei den großen Vorzug, durch Erzählung, Schilderung und Orientirung über den culturhistorischen Charakter der einzelnen Epochen den rein wissenschaftlichen Kern in genießbarer Form zu bieten. Der Inhalt ist in vier Abschnitte getheilt, deren erster die Urgeschichte bis auf Bernward (992), der zweite die Epoche von Bernward bis auf Bischof Bernhard (1130), der dritte die Zeit von Bernhard bis zu Heinrich I. (1246), der vierte endlich die größere Periode von Heinrich I. bis auf Bischof Erich (1503), umfaßt. An jeden dieser Abschnitte knüpft der Verfasser Abhandlungen über „Land und Leute“ der Zeitperiode, worin er die Verhältnisse der herrschenden Mächte in Staat und Kirche, der einzelnen Klassen der Bewohner, der Stadtgemeinden und namentlich der großen Reihe von Klöstern, die zur Hildesheimer Diocese gehörten, beleuchtet, und zwar mit der Sicherheit des seinen Stoff durch gründlichste Studien beherrschenden Autors. Auf einzelnes einzugehen enthalten wir uns, da es uns in Minuten diplomatischer Erörterungen führen würde; wir begnügen uns mit der Anerkennung der tüchtigen Förderung, welche durch dies Werk das Fach unserer Specialgeschichte erhalten hat.

Demselben Verfasser verdanken wir die „Geschichte des Schlosses Steinbrück“ (Nr. 4). Im Jahre 1367 hatte Gerhard von dem Berge, der Bischof von Hildesheim, siegreich die große Fehde wider Herzog Magnus mit der silbernen Ketze von Braunschweig, Erzbischof Theodorich von Magdeburg und Bischof Albert von Halberstadt bestanden und in offener Fehdschlacht sich zwei dieser mächtigen Herren eingefangen. Belehrt durch den Einfall derselben in sein Stift, beschloß er, die nach Norden und Nordosten offen liegenden Grenzen desselben durch den Bau einer festen Burg zu schützen und errichtete in einer Niederung an der Fufe das Haus Steinbrück. Trotz des Lösegeldes aber, welches er von seinen Gefangenen erhalten (13000 Mark Silber), trotz der unter seiner Regierung sehr ausgedehnten Besteuerung der Untertanen, war Bischof Gerhard wie fast alle Fürsten jener Zeit in beständiger Geldverlegenheit. So sah er sich bald gezwungen, seine neue Burg seinem Domkapitel zu verpfänden, und dies letztere mußte in nicht langer Frist aus dem Pfandrecht ein Eigenthumsrecht zu machen. Die Feste hatte dann ihre wechselnden Schicksale, sie gerieth in die Hände Herzog Heinrich's von Braunschweig, dem sie die schmalkaldischen Bundesgenossen wieder abnahmen, bis sie endlich vom Jahre 1643 an dem Domkapitel zurückgegeben wurde. Unsere Monographie erzählt nun ausführlich diese Herrschaftswechsel, die zahlreichen Belagerungen und Erstürmungen der Burg, und detaillirt die für die Sittengeschichte oft sehr merkwürdigen übrigen Verhältnisse. Höchst anziehend aber wird unsere Schrift durch die Erzählung des tragischen Endes von Jürgen

Wullenweber, den bekanntlich der Erzbischof von Bremen, in dessen Gewalt er gerathen, an seinen Bruder Herzog Heinrich von Braunschweig auslieferte (Februar 1536), den kühnen Demagogen in die Gewalt des auf landesherrliche Machtvollkommenheit eifersüchtigsten Tyrannen, den Keger in die Hände des eifrigen Katholiken. Die Burg zu Steinbrück, damals im Besitze des braunschweigischen Herzogs, nahm Wullenweber auf. Die Mauern seines Kerkers sind 10 Fuß dick, der innere Raum 17 Fuß lang und breit, in der Höhe von 21 Fuß gewölbt. Es ist indeß in der Höhe von 9 Fuß eine Balkendecke durchgezogen gewesen, sodaß sich ein oberes Gemach von 12 Fuß Höhe bildete, mit zwei schmalen mit Bänken in den Fensternischen versehenen Fenstern, einer Thür nach dem Burgwohnhaufe und einer Treppe nach dem jetzt verschwundenen Gemache über dem Gewölbe. Jener letztere 12 Fuß hohe Raum war wahrscheinlich die Verhörstube, während der eigentliche unten liegende Kerker ganz dunkel war. Durch eine Reihe von immer neuen Folterungen wurden hier Wullenweber von seinem fürstlichen Fenster alle möglichen Geständnisse entzissen und dann wurde über ihn ein öffentliches Volksgericht nach alter Sitte abgehalten, das natürlich nichts war als eine alle Gerechtigkeit höhrende Farce. Am 24. September 1537 trat das Landgericht am Follensteine vor Wolfenbüttel zusammen unter freiem Himmel und bei gewaltigem Zusammenlaufe des Volks. König Christian von Dänemarks Rath und Orator und drei Abgeordnete Lübeds traten als die Ankläger auf, auf Grund der Wullenweber durch die „Peine“ entzissenen Geständnisse. Wullenweber antwortete kurz und bestimmt. Der Richter forderte endlich einen der Schöffen auf, die Art der Strafe zu bestimmen. Dieser that nach Besprechung mit den Umstehenden den Ausspruch: „Herr Richter, das ehrliche Land findet, daß ihm der Scharfrichter das Urtheil finden soll.“ — „Meister Hans“, sprach der Richter, „so frage ich dich darum.“ Der Meister Hans sagte: „Herr Richter, soll ich ihm das Urtheil finden, so will ich ihn hinausführen und in vier Theile hauen und legen sie auf vier Räder und ihn richten zwischen Himmel und Erde, daß er dies nicht mehr thue und ein anderer daran gedenke.“ Nun wurden dem Angeklagten noch drei Artikel vorgelesen, die der Notar, welcher das Protokoll schrieb, wegen des Lärmens des Volks und der Pferde zum Theil nicht verstehen konnte, worauf Wullenweber sich kurz verantwortete: „Es ist wahr, ich habe in meinem Gefängnisse also bekannt, aber wegen der großen Marter und Pein, die vorhanden war, und zur Errettung meines Leibes und Lebens. Welche ich im Gefängnisse beschuldigt habe, die will ich jetzt wieder entschuldigen, daß meine Seele nicht anderwärts sterben dürfe vor dem strengen Gerichte Gottes. Ich bitte auch meinen günstigen Herrn, Se. fürstliche Gnade wolle sich mit dem unschuldigen Blute nicht behangen, meiner armen Seele zu einer ewigen Verdammniß.“ Hierauf rief Klaus Hermeling, der Lübecker Stadthauptmann: „Jürgen, wie sind dir der Entschuldigung nicht geständig.“ Da ist der Scharfrichter mit ihm hin-

weggezogen. Als sich nun Wullenweber vom Gerichte gewendet, da hat der herzogliche Großvogt Barthold Rapp da gehalten und Jürgen sprach ihn an: „Herr Vogt, ich bitte Euch, Ihr wollet so wohl thun um zu meinem gnädigen Herrn zu reiten und Se. fürstliche Gnade zu vermahnen der tröstlichen Zusage, die er mir persönlich zugesagt, daß er mir wolle einen ziemlichen Tod anlegen lassen, der mir armen Manne wohl zu leiden stünde, daß ich armer Mann nicht verzweifle, zum ewigen Verderb Leibes und der Seelen!“ Der Großvogt erwiderte: „Jürgen, weil Ihr dessen begehrt, so habe ich Gewalt von meinem Herrn, daß man Euch einen ziemlichen Tod soll anthun, welcher Euch wohl zu leiden steht und will das mit dem Scharfrichter bestellen.“ Auf der Dingstätte angekommen, erleichterte Jürgen Wullenweber noch die gepreßte Brust in zornigen Worten an den Lübecker Stadthauptmann, setzte sich dann, mit seinem Gewissen und mit der Welt fertig, auf die Knie nieder und empfing den tödlichen Streich mit dem Schwerte. Sein Leib wurde geviertheilt und die Theile auf vier Räder gesteckt.

So, schließt unser Autor seine Erzählung des Vorgangs, starb Jürgen Wullenweber den Tod des Verräthers, 44 Jahre alt, von seinen Zeitgenossen verdammt und verwünscht, und drei Jahrhunderte nach ihm haben geschwiegen, ohne den ungerechten Spruch der Mitwelt umzustößen; erst die neueste Zeit hat in gründlicher Forschung und in dichterischer Darstellung den Kranz auf Wullenweber's Haupt gesetzt, der es schon längst hätte schmücken sollen. War er doch, wie Barthold sagt, der größte und kühnste Staatsmann, den das Abendroth des freien deutschen Bürgerthums umglänzte.

Nr. 5 unserer Reihe ist leblich ein Abdruck einer Episode aus Nr. 3, geschmückt mit einer Abbildung der Michaeliskirche zu Hildesheim, wie sie im Jahre 1022 sich darstellte, und als Weihgeschenk der Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Hildesheim am 16. — 19. September 1856 dargebracht.

Levin Schücking.

Aus dem amerikanischen Westen.

1. Was in die Wildniß. Von Armand. Vier Bände. Breslau, G. Tremendt. 1858. 8. 5 Thlr.
2. Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten. Von Armand. Mit 24 vom Verfasser nach der Natur entworfenen Skizzen. Stuttgart, Gotta. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir sind über die amerikanischen Gesellschaftszustände in Deutschland nunmehr mit so reichlichem Lesematerial versorgt, daß es in der That Holz in den Wald tragen heißt, noch mehr von diesem Stoffe zu sammeln. Die Neue Welt ist in allen Richtungen, unter den Einflüssen der Bewunderung wie des Abscheus, des Hasses wie der Liebe und so umfassend geschildert, gezeichnet, gemalt, von Neigung verklärt, von Abneigung verdunkelt, daß nur etwa die Schriften noch, welche neue Wege in die unermeßliche westliche Wildniß eröffnen, auf unsere Theilnahme zu

rechnen haben. In dem Kreis dieser Schriften gehören die vorliegenden beiden Werke, und da sie charaktervoll und mit geschickter Hand ausgeführt sind, so dürfen wir wol annehmen, daß unsere Leser ihnen einige Sympathie entgegenbringen werden. Aus einigen Andeutungen ist zwar zu entnehmen, daß diese Zeichnungen gerade nicht der allerjüngsten Zeit angehören, vielmehr ein Zeitraum von 15—16 Jahren zwischen der vollendeten Reise nach Amerika und der Gegenwart liegt — worauf beispielsweise auch die lange Uebersahrt in einem Segelschiff, die Trinkwassernoth und anderes hindeutet —, allein obwohl der Verfasser hierüber schweigt, erscheint der Held des Romans, welcher wol der Erzähler in eigener Person ist, doch so im Kampf mit den jüngsten Zuständen und Entwicklungen, daß unsere Theilnahme für ihn nichts an ihrer Frische verliert. Er steht hierbei weder im Solde der Vorliebe noch der Abneigung, sondern gibt sich als völlig unbefangener Beobachter, und wenn der Total-Eindruck, welchen seine Erzählung uns hinterläßt, ein dem amerikanischen Nationalwesen nicht günstiger ist, so ist dies nicht seine, sondern die Schuld der herben und verhängnißvollen Erfahrungen, die er in der Gesellschaft der Neuen Welt zu machen hat. Der Vortrag dieser Ereignisse ist einfach und ungekünstelt, der Inhalt mannichfaltig, der Kern des Thatsächlichen und Wirklichen überall leicht erkennbar und da der Verfasser fast alle wesentlichen Zustände skizzirt, die Ereignisse gut gruppiert und das Charakteristische in ihnen lebendig und deutlich hervortreten läßt, so können wir es ihm ohne weitere Empfehlung überlassen, für sich selbst zu sprechen.

Eine ungewöhnlich lange Seefahrt von Rotterdam nach Neuorleans, mit allen Fährlichkeiten einer solchen, Sturm, Windstille, Wassernoth, Sturzwellen und Klippenfurcht ausgestattet, erfüllt fast den ganzen ersten Band und würde ermüden, wenn der Erzähler uns nicht mit einer Reihe anziehender Porträts aus seiner Reisegesellschaft angenehm zu unterhalten gewußt hätte. Eine reiche Creolensfamilie, Frau Brillot mit zwei schönen Töchtern, die nach dreijährigem Aufenthalt in Curapa nach ihrer Heimat Neuorleans zurückkehrt, und der sorglose aber pfiffige Kapitän der *Dredina* nehmen den Vordergrund dieser Gesellschaftsgruppe ein. Der Erzähler hat das Glück, das Herz der schönen Eugenie und die Zuneigung der Mutter wie der geistreichen Schwester Victoria zu gewinnen und betritt die Neue Welt als Bräutigam, denn auch Hr. Brillot empfängt den Reiter seiner Familie vom Tode des Verschmachtens während langer Wassernoth als solchen mit offenen Armen. Die Familie aber ist streng methodistisch und ganz in der Gewalt ihres schurkischen Reichthums *Raillier*, dem es denn auch nach langem Kampfe gelingt, die Liebenden zu trennen. Trostlos verläßt Armand endlich Neuorleans, gründet in New-York ein Handelsgeschäft, das emporblüht, unterliegt aber einem Gauner, *Bernard*; verarmt, findet er sich in einer zweiten Liebe zu der reichen *Mary Mercer* nochmals betrogen, tödtet im Duell seinen Todfeind, den wilden Bettler *Mary's*, und beschließt nun, gegen die „Civilisation“ mit grimmem Haß erfüllt, in die Wildniß zu ziehen, um als ein Dionnier der Civilisation, im Kampf mit den Thieren des Urwaldes, sich und der Natur allein zu leben. Diesen Plan führt er mit dem Anfang des vierten Bandes aus, nachdem er im zweiten und dritten Bande und die lebhaftesten Bilder von der Wildheit und Massenhaftigkeit des amerikanischen Lebens, dem raschen Glückswechsel, der rohen Selbstsucht, dem freivolten Spiel mit Recht und Gerechtigkeit, aber auch von Scenen treuer Freundschaft, gemüthvoller Anhänglichkeit und von den sanften Reizen der südlichen Pflanzenwelt, den Villeggiaturen am See *Vonchartrain*, von üppigen Quadronenbällen, Wettrennen und Volksbelustigungen u. s. w. vorgeführt hat. Den vierten Band erfüllt dann die Reise auf dem *Mississippi* und der dramatisch gefärbte erste Auszug in die Wildniß gegen den Leonfluß und die Sabagebirge, die letzten Ausläufer der Cordilleren, wo der Verfasser seine Colonie zu gründen gedenkt. Der allmähliche Abschied von der Welt der Civilisation, der Besuch der vorliegenden Ansiedlung und endlich der letzten Farm, die schon halb der Wildniß angehört, der Eintritt in die noch nie betretene Wildniß, alles dies übt eine große, fast dramatisch spannende Wirkung auf den Leser aus, wirklich und wahr, wie die Schilderung ist. Sogleich treten uns die mächtigsten Naturbilder lebhaft entgegen: der Urwald in seiner unentweichten Schönheit, die Prairie in ihrer prangenden Leppigkeit, das unermeßliche Thierleben, in Horden von Büffeln, welche als Vorläufer der Cultur erst die Wälder durchbrechen und Pfade für den Menschen bilden müssen, die Rind- und Pferdeheerden, Hirsch, Bär, Jaguar, die Antilopenheerden sagend, Blamingo und Truthühner in unabsehbaren Scharen. Endlich der rothe Wilde zu Pferde, theilweise noch Kannibale, der sanftere Fußindianer, *Weiko* und *Delaware*, der schöne Menschenschlag der *Lepans* u. s. w.: alles in Bildern von der äußersten Mannichfaltigkeit und Fülle. Der Reisende hat nun sein Ziel erreicht. Allein auf seinem treuen Wunderrosse *Gzar* und von seinem gewaltigen Hunde *Trush* begleitet, zieht er nun viele Tage lang durch die vom Urwald bedeckte Wildniß, bis zu der Stelle am *Leone*, die er sich zu seiner Ansiedlung erwählt, erreicht dann das erste mexicanische Blockhaus, wo er die einst geliebte Quadron *Isabella* sterbend antrifft und kehrt dann über *San-Antonio* — wo die Menschen zwar nicht sterben, aber vertrocknen — nach *Louisiana* zurück, um seine Ansiedlung am *Leone* vorzubereiten. Der Plan wird in Gesellschaft von drei Deutschen ausgeführt und die kleine Colonie blüht rasch empor, als Armand auf einer Wanderung im Indianergebiet Eugenie Brillot in dem Wigwam seines Freundes, des Häuptlings *Dhaho*, als dessen Weib wiederfindet. Mit der schmerzlichen Trennung von ihr endet das Buch, dem wir neben angenehmer Unterhaltung ein gutes Theil lebensvoller Bilder aus dem Gesellschafts- wie aus dem Wüstenleben der Neuen Welt verdanken. Wir können davon und wie der Verfasser zu schildern versteht, nicht viele Proben geben, eine jedoch und zwar die reizvolle Schilderung

eines Quadronenballs in Neworleans sei und anzuführen gestattet.

Die Quadronen, welche diese Wälle besuchen, sind meist von freien farbigen Müttern geboren und ihre Väter sind größtentheils wohlhabende Leute, die bei der Erziehung ihrer Kinder nichts fehlen lassen; doch den Fluch, der auf dem Schatten ihrer Haut, der bläulichen Farbe ihrer Nägel ruht, können sie mit allem Golde nicht wegzukaufen. Die hier Versammelten waren gekommen, um sich einmal wieder öffentlich als Ladies zu zeigen, was die selbstsüchtigen Weißen diesen armen Wesen nur darum gestatten, damit sie selbst sich den Genuß verschaffen, sich ihrer wunderbaren Schönheit und ihrer Liebenswürdigkeit zu erfreuen. Mit ungewöhnlichen körperlichen Reizen, mit allen geistigen Vorzügen aufs reichste begabt, meist frei und unabhängig, zum großen Theil wohlhabend, selbst reich, drängt sie das Verurtheil doch vom geselligen Familienleben zurück und es bleibt den Unglücklichen keine Wahl, als sich mit einem ihresgleichen zu vereinigen oder unverheirathet mit einem Weißen zu leben und in ihren Kindern erst mit dem Vater auf gleiche Stufe zu treten. Heißliebend wie sie sind, wäre es die größte Erniedrigung für sie, sich mit einem Farbigen zu verbinden; von der Gesellschaft der Weißen aber öffentlich ausgestoßen, rächen sie sich dadurch, daß sie ihre geistigen und körperlichen Reize dazu beugen, ihre Unterdrückten, ungeschen von der Welt, um so fester in die Fesseln der Liebe zu schmieden. Die angesehensten und ersten jungen Männer von Louisiana beugen sich so unter das Joch einer bezaubernden Quadronen, entsagen den matten Reizen der weißen Schönheiten und stürzen trotz aller Drohungen ihrer Familien in die rächenden Arme eines solchen heißliebenden Engels des Südens.

Das Schauspiel, welches sich Armand hier darbietet, war überraschend und selbst schön; der Glanz einer so großen Anzahl von Schönheiten, die wie blinkende Sterne auf dunkeln Nachthimmel strahlten, blendete ihn. Die Hautfarbe war hier in allen ihren Schattirungen, vom leichtesten Paillet bis zu dunkeln Goldbraun vertreten; bald neigte sie sich mehr in das Orange, das Schwefelgelbe, das Goldige, bald ging sie mehr in die matten Töne der Olivenfarbe über. Die Lippen waren bald wie Karmin, bald wie frisches Kirschroth, bald wie brennender Zinnober. Die Tinten der Augen wechselten weniger, die meisten waren ganz schwarz, wie die Haare, die mit fast unnatürlicher Fülle prangten und alle Kunst erforderten, glatt erhalten zu werden. Bei vielen dieser schönen Wesen drängte sich das Blut in die Wangen, wodurch namentlich die gelben Teints der schönsten reiften Afrikaner ähnlich wurden. Meist groß und schlank, mit langem Hals, gewölbter Brust, schmaler Taille, zierlichen Füßen und kleinen Händen, schienen alle von derselben geistigen Frische und Laune belebt, der eine große Beweglichkeit, ein leichter oder majestätischer Schritt vollen Ausdruck gaben. Mit dem Schmettern der Trompete und der lustigen Weise der Clarinette und dem Rasen des Schellenbaums begann jetzt der Tanz, und des Erzählers Herz verfehlte nicht, sich für die schöne und geistreiche Apollone zu entflammen.

Wir bedauern hier abbrechen zu müssen, um auf dem und zugemessenen Raum noch der zweiten der vorliegenden Schriften einigermaßen gerecht werden zu können. Die vorige Arbeit des Verfassers muß in der Lesewelt wol vielfachen Beifall gefunden haben, denn vor uns liegt unter Nr. 2 eine glänzend ausgestattete und mit

24 Illustrationen versehene Fortsetzung seiner Colonisationsgeschichte am Rio Leone in den angezeigten „Amerikanischen Jagd- und Reiseabenteuern“, der wir, weil sie im Lehrreichen, Thatsächlichen und Anziehenden noch viel reicher erscheint als das erste Werk, vor diesem den Vorrang vindiciren müssen. Wir finden hier zunächst dieselbe Menschen- und Thiergesellschaft wieder, die uns am Schluß des vierten Bandes der ersten Erzählung umgab. Das Buch umfaßt dann aber einen Zeitraum von 16 Jahren einer wunderbaren Existenz an der Grenze des westlichen Indianergebiets in Texas, die wechselnden Scenen einer unendlich erhabenen Natur, wilder Jagden auf Menschen und Thiere, ernstlicher Sorgen, Gefahren und Anstrengungen, ungekünstelter Freuden, Genüsse und Erholungen, wunderbarer Kämpfe gegen Naturgewalten aller Art, Scenen und Austritte ungeahnter Kraftentwidelung und geistiger Energie, wie alles dies dem Pionnier der Civilisation so lange zugemessen ist, bis er selbst in die zweite Linie zurücktritt und eine Reihe jüngerer Ansiedlungen ihn von der unmittelbaren Berührung mit der „Wildniß“ absondert. Mit drei Deutschen, seinem Wunderrosse Gzar und seinem Hunde Trufsch, hat der Verfasser am Fuß der Berge des Rio Grande, an den steilen Ufern des Leone, seine kleine Colonie gegründet, auf drei Seiten mit einer 14 Fuß hohen Mauer von aufrecht stehenden Bäumen umwehrt und sie an den vordern Ecken mit kleinen Vorbauten als Schanzen versehen, von wo im Fall des Angriffs das ganze Werk zu bestreichen war. Südwärts vom Fluß, wo die Wohnung stand, erstreckten sich unabsehbar ansteigende, wellenförmige Prairien, nordwärts mehrere Stunden lang dichtester Urwald; nach West und Nord gar keine civilisirte Nachbarschaft, nach Ost und Süd 80 Stunden fern die nächste Ansiedlung.

Von diesem Blockhause aus, das allmählich zu einer ganz bebaglichen und selbst mit Kunstgegenständen geschmückten Wohnung anwächst, unternimmt er eine unendliche Folge von Jagd- und Entdeckungszügen, die ihn wochenlang in der Wildniß fesseln, ja selbst eine Entdeckungstreife, 250 deutsche Meilen nordwärts gegen den Plattefluß hin, also durch dieselben Wüstenstriche, welche uns Möllhausen's wissenschaftliche Reise jüngst so anziehend geschildert hat. Der Verfasser ist freilich sein Vorgänger und besteht mit Gefahr und Noth einen weit härteren Kampf als die Expedition, deren Führer Möllhausen war; besonders aber als er verirrt, mehrere Tage allein und zu Fuß in der Wildniß am Colorado umherirrt und uns an einer Situation von dem höchsten spannendsten Interesse theilnehmen läßt. Es ist nicht möglich, auch nur übersichtsweise die Reihe unterhaltender Abenteuer, die der Erzähler in dieser großartigen Natur, im Kampf mit Bären, Jaguar und Wolf, mit den wilden Comanches, den muthigen Weito- und Lapan-Indianern, auf der Büffel-, Hirsch- und Pferdejagd erlebt, anzudeuten oder den Leser eine Vorstellung davon zu geben, in welchem Maße dies wunderbare Naturleben die Kräfte steigert, die Sinne bis zum Wunderbaren schärft und die

Gemüthe des Culturlebens durch Kraft und Freiheitsgefühl in den Hintergrund drängt. Alles was wir vermögen, ist, neben einigen allgemeinen Bemerkungen, eine oder die andere dieser anziehenden Scenen, die oft mit so ergreifender Wirkung gezeichnet sind, zu skizziren. Vor allen ist die Jagd auf den König der Prairie, einen wilden Schimmelhengst, der zu einer Art mythischer Person geworden ist, mit wahrhaft dramatischem Effect ausgestattet, von dem wir wenigstens eine Probe zu geben versuchen wollen. Dies edle Thier hatte mit seiner Herde zwischen dem Blockhaus und den Bergquellen seinen Stand; die Indianer verehrten dies Thier seiner Schönheit wegen mit abergläubischer Furcht und erhoben es in Liedern und Erzählungen zur Unsterblichkeit; sein Reich blieb fabelhaft, mit Wundersagen ausgeschmückt. Der Verfasser sah dies Thier öfter und beschloß es zu fangen, da er sich zum „Kreese“, d. h. zum Schießen durch den Hals, nicht entschließen konnte. Oft kam er ihm nahe, dann hob der Hengst seinen zierlichen Kopf stolz in die Höhe und kam, den seidenhaarigen Schweif hoch in der Luft, im Parabeltrabe auf ihn zu, weiß und zart wie ein Silberreißer, blieb 50 Schritt vor ihm stehen, blies schnaubend aus seinen purpurnen Nüstern, trabte dann, bald nach ihm, bald nach seiner Herde blickend, im Kreise umher, und fort flog er, wie ein Pfeil seiner Herde nach und verschwand. Nach langen Vorbereitungen begann endlich die Jagd des edeln Thiers. Fanny, die Stute, war wochenlang dafür besonders gepflegt und abgerichtet; Antonio, der Mexicaner, führte den Lasso. Armand erzählt nun:

Wir ritten in das Thal hinunter, der Hengst kam im Trabe auf uns zu; ein schöneres Bild war nicht zu sehen, wie mit jedem Tritt die langen lockigen Mähnen auf- und niederwogten und sein breiter Rücken wie aus Marmor gehauen glänzte, während der Schweif gerade in die Höhe gehoben das gekräuselte milchweiße Haar im Winde flattern ließ. Vorwärts, rief ich Antonio zu, und Fanny stürzte mit solcher Schnelligkeit auf ihn zu, daß der Hengst vor Schreck sich rückwärts auf die Gruppe warf, dann aber mit einem ungeheuern Satz durch die Luft fuhr. Der Lasso fauete über ihn hin, berührte seine Nase und das Thier, die Fessel ahnend, schoß wie der Blitz unter ihm dahin. Nun begann ein Jagen, zwei Stunden lang; das Thier fiel endlich in Trab, seine Kraft schien erschöpft. Eine schwarzgährende Felschlucht lag vor ihm, hier mußte er wenden. Vorwärts, rief ich nochmals, des Fanges sicher; da — es war nicht möglich, er konnte nicht hinüber — ein Sprung, daß ich vor Entsetzen mich abwannte, und der Hengst flog über den 40 Fuß breiten Abgrund, hob das Hintertheil vom Boden und trabte kräftig die Schlucht hinunter. Wir sahen uns sprachlos an und ich gelobte mir, nie wieder den Versuch zu machen, diesem fürstlichen Thiere die Freiheit zu rauben.

So nobel wie hier empfindet der Verfasser jedoch nicht immer, und wir sehen mit schmerzlichem Bedauern, wie der kühne Abenteurer zu andern Zeiten einen freilich feindlichen Weiße- oder Comancheindianer mit seiner nie fehlenden Wuchse sicher und mit nicht mehr Gefühl niederstreckt, wie einen Jaguar oder einen Bären des Urwaldes. Mit dem Haß der Civilisation und dem berauschenden Wonnegefühl einer wilden und schrankenlosen Freiheit ist es überhaupt ein eigenes Ding, und wir sehen an dem

Beispiel des Erzählers, daß eigentlich keine dieser Stimmungen eine menschliche ist und auf die Dauer ertragen werden könne, wenn wir ihm auch gern glauben, daß ihm nach wochenlangem wilden Umherschweifen in der von allem denkbaren Naturreiz erfüllten Wildniß selbst sein Blockhaus mit offenen Thüren und Fenstern für nicht besser als ein drückendes Gefängniß erscheint.

Es gäbe nun für uns noch viel Anziehendes aus dem Leben des Autors, aus seinem Verkehr mit den so verschiedenen wilden Stämmen der Indianer, die von der äußersten Wildheit der Pferdeindianer, Weiße, Mesquiteros und Comanches, bis zu den von der Civilisation schon mannichfach berührten Fußindianern, Delawaren und Apaches, alle Grade der ersten Cultur der rohen Rasse darstellen, von seinen Entdeckungszügen und blutigen Jagdabenteuern, von den nach und nach sich einsindenden Ansiedlern neben und vor ihm, von Squatters, Bienen- und Wiberjägern, die ihn besuchen, zu berichten. Wir könnten namentlich der anziehenden Betrachtungen gedenken, die der Verfasser sowol über die rasch vordringende Cultur in dieser 400 Meilen breiten, mit allen Gaben der Natur reich ausgestatteten westlichen Wildniß als über die mythologischen Geschehnisse der indianischen Bevölkerung derselben anstellt, welche ihm einer gewissen Civilisation zwar nicht unfähig, aber bei aller körperlichen Schönheit und geistiger Erweittheit doch zu einem eigentlichen Culturleben nicht vorbestimmt zu sein scheint; allein wir müssen hierüber den Leser auf das durchweg so anziehende Buch selbst verweisen, das übrigens, trotz der wilden Lebensweise des Erzählers, in Stil und Vortrag einen unverkennbaren Fortschritt gegen den Roman verkündet, das auf alle Weise aus einem reichen, selbständigen und tiefen Geiste geflossen ist und dem die beigelegten Illustrationen nach der Natur zur wirklichen Zierde gereichen. Mit diesen Vorzügen wird demselben denn auch ein befriedigter Leserkreis sicher nicht fehlen können, der es mit Vergnügen hört, daß der Verfasser, obwohl noch immer in der Nähe der indianischen Jagdgebiete, doch jetzt nur von friedlichen Stämmen in seiner sehr erweiterten Ansiedlung besucht wird und die gewöhnlichen Gefahren des Grenzlebens sämmtlich überwunden zu haben scheint. 4.

Semmler als wissenschaftlicher Begründer des Rationalismus..

Die Theologie Semmler's. Dargelegt von H. Schmid. Nördlingen, Ved. 1858. 8. 1 Thlr.

Uns allen sind die Veränderungen gar bekannt und geläufig, welche während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in unserer nationalen Literatur sich vollzogen. Aber nicht auf jenem einzelnen Culturgebiete allein, auf fast allen Wissens- und Lebensgebieten traten in jener Epoche die bemerkenswertheften Veränderungen ein oder bereiteten sich doch mindestens vor. Jedes der Gebiete hat seine Stimmführer und Bahnbrecher: die ästhetische Kritik ihren Lessing, die Philosophie Kant, die Poesie Goethe und Schiller, die Theologie ihren Semmler. Zu der Zeit, als der letztere den theologischen Lehrstuhl in Halle bezieht (1752), war noch auf allen deutschen Kathedern die Orthodoxie vertreten.

Damals war es lediglich der Gegensatz von Orthodorie und Pietismus, um den sich die Theologie bewegte, und wenn einzelne Theologen, wie Baumgarten, der Wolf'schen Philosophie Einfluß auf die Theologie vermittelten, so wurden sie deshalb von der überwiegenden Mehrzahl der Kollegen, welche durch die Concession die Orthodorie gefährdet erkannten, auf das lebhafteste angegriffen. Im ganzen war der Zustand, in dem sich die damalige Theologie befand, ein höchst unerquicklicher. Sie litt an den Nachwirkungen des Stoßes, den ihr der Pietismus versetzt hatte. Dieser hatte ihre Unbefangenheit und Sicherheit erschüttert und hatte doch der Theologie kein frisches Leben einzuhauchen vermocht. Beide, Orthodorie und Pietismus, flecten unaufhaltsam dahin, und die meisten Theologen der Zeit, die überhaupt des Denkens fähig und für Gedanken zugänglich, beschloß die Ahnung, daß eine Revolution in der Theologie bevorstehe. Revolutionen auf dem geistigen Gebiete vollziehen sich nicht so schnell, wie Umwälzungen in der Politik; jene bedürfen mehr der Zeit. Die Stürme, welche über die Orthodorie des vorigen Jahrhunderts hereinbrachen, beginnen um die Mitte des Jahrhunderts; der Sturm braucht ein volles Menschenalter, bis er sich legt. Zunächst sehen wir die Gebildeten unter den Laien sich von dem sogenannten positiven Bekenntnis der Kirche abwenden. England und Frankreich, das eine Land mit seinem Deismus, das andere mit seinem Encyclopädismus, hatten sich Einfluß zu verschaffen gewußt. In Preußen regierte Friedrich der Große. Die Thatfache sagt, was zu sagen ist. Unter dem aufklärten König wurde die Aufklärung mächtig gefördert. Die deutsche Philosophie hörte auf sich den Schein zu geben, als sei sie mit dem orthodoxen Christenthum einverstanden. Von der Wolf'schen Philosophie war Reimarus ausgegangen, der in seinen „Wolfenbüttelschen Fragmenten“ dem Naturalismus das Wort redete und nach dem Muster der englischen Kritik die biblische Geschichte angriff. Die Popularphilosophie, die sich an die Wolf'sche anreihete, reagierte mit Nachdruck gegen den Glauben an eine positive Offenbarung; die Aufklärung sollte die Orthodorie aus dem Felde schlagen. Lessing sprach seine Worte der Schärfe und Klarheit; für alle, die zu den Gebildeten gezählt sein wollten, war es eine ausgemachte Wahrheit, daß der Glaube an eine übernatürliche Offenbarung, wie die Theologie eine solche bis dahin behauptet hatte, unhaltbar sei. Die natürliche Religion war es allein, der man Wahrheit zuerkannte. Diesem Glauben in den nichttheologischen Kreisen gegenüber verhielten sich die Theologen zunächst lärmend und volternd, dann passiv; in den siebziger Jahren haben sie auch nicht einen namhaften Theologen unter sich, der mit voller Gewißheit die Orthodorie vertreten und mit seinem Zeugnis für dieselbe auch wissenschaftliche Achtung sich erworben hätte. Schließlich, in den achtziger und neunziger Jahren, lassen sich alle namhaften und in Geltung stehenden Theologen in zwei Klassen einteilen, von denen die einen der dem positiven Kirchthum abgewendeten Richtung zugehörig sind und sich nur dadurch voneinander unterscheiden, daß sie das mehr oder minder offen eingestehen, während die andern nur mit größter Schüchternheit den positiven Glauben oder Stücke desselben festhalten, dabei aber so viel Zugeständnisse an die moderne Zeitrichtung machen, daß sie sich dadurch um Achtung und Geltung bringen. Die Theologen dieser Richtung werden als solche von den Mitlebenden angesehen, welchen nur der Muth fehlt, aufzugeben, was doch nicht mehr zu halten ist.

In diese Decennien fällt die Wirksamkeit Semler's, die Wirksamkeit desjenigen Mannes, der mehr als ein anderer Theologe der Zeit zur Bekämpfung der Orthodorie und zur Begründung des Rationalismus das Seine beigetragen. Die kleine, und wie sich im Nachhinein ausweisen wird, höchst unbedeutende Monographie, welche diesen Artikel veranlaßt, stellt sich die Aufgabe, dem Entwicklungsgange Semler's nachzugehen. Hätte Stahl die Biographie geschrieben, er würde die Aufgabe in der Form anders gelöst haben; er wäre schärfer und vernichtender, dafür aber auch glatter und geistvoller gewesen. Was die Re-

sultate anlangt, so hätte Stahl keine andern gewonnen, als der erlanger Professor — das Anathema über Semler. Schmid will billig und gerecht urtheilen, er strebt nach einer scheinbaren Objectivität und Unbefangenheit, und auch dieser Schein und dieses Anstreben sei ihm bei dem bestimmt ausgeprägten Parteistandpunkte, den er einnimmt, anerkannt. Schein aber ist nicht Wesen, Anstreben nicht Vollbringen. Was Schmid in Wirklichkeit liefert, ist nicht eine unbefangene Würdigung Semler's und seiner Zeit, ist eine Polemik gegen beide. Unter den Händen des Verfassers wird Semler zu einer Puppe, an welcher der Satz illustriert wird: der Rationalist ist kein Christ, selbst wenn er ein so ernster, wissenschaftlich gebildeter und aufrichtig religiöser Mann ist, wie dies Schmid in Beziehung auf Semler bereitwillig einräumt. Wir nehmen insofern an dem Resultate keinen Anstoß, als dasselbe bei des Verfassers Parteilichkeit das natürliche und zu erwartende war; ja wir gehen weiter, wir nehmen keinen Anstoß an dem Resultate, sobald dasselbe für ein lediglich theologisches gelten will. Die kirchlichen Auffassungsweise von dem Wesen des Christenthums stehen sich diametral gegenüber: die eine, zu der sich Schmid bekennt, versteht darunter einen Complex von historischen Thatfachen und religiösen Dogmen; die andere, welche die Semler's ist, sieht in dem Christenthum eine von Christus ausgehende Anregung zu reinerer Erkenntnis und Verehrung Gottes und zu nachhaltigerer moralischer Besserung. Das Recht oder das Unrecht der beiden Auffassungsweise juristisch abmessen zu wollen, mit bestimmter Festigkeit und juristischer Schärfe es in einem einfachen Journalartikel auszusprechen, welche von den beiden Auffassungen die mehr berechtigte, wäre eine lächerliche Anmaßung. Wie will ein einfacher Journalartikel sich anmaßen, das erreicht zu haben, was durch die gesammte philosophische und theologische Entwicklung eines ganzen Jahrhunderts nicht zu erlangen gewesen? Oben- deshalb lassen wir Schmid's Resultat gelten, sobald dasselbe zwar nicht das theologische, aber doch ein theologisches sein will. Indes ein theologisches Resultat ist keineswegs das vollständige und befriedigende Resultat einer biographisch-kritischen Untersuchung; wir fragen nach den wissenschaftlichen, nach den historischen Resultaten, und nach dieser Seite hin ist das Buch von Schmid von einer erschreckenden Armut. Eine solche Dürftigkeit, wie wir sie hier entdecken, sollte man doch bei einem deutschen Universitätslehrer kaum erwarten, obschon wir wissen, daß allerdings im deutschen Reiche manche Facultät mit dem Worte ausreichend charakterisirt ist: die Stühle sind besetzt.

Johann Salomo Semler wurde als der jüngste Sohn eines thüringer Predigers am 18. December 1725 geboren. Der Vater hatte mit Bedacht wohlhabende und einflußreiche Männer zu Vätern seines Sohnes gewählt, denn er war arm, und es lag in der Sitte der Zeit, auf solche Weise für die Kinder Fürsorge zu tragen. Im vorliegenden Falle erreichte der Vater freilich seinen Zweck nicht, denn die Väter starben zu früh, als daß sie hätten namhafte Hilfe leisten können. Eng und bedrückend waren die Verhältnisse, unter denen der Knabe aufwuchs; alles, was ihn umgab, trug den Stempel des Kleinmuths und Spießbürgerlichen. Das stimmte entweder ganz mit seiner Natur überein oder wirkte doch bestimmend auf dieselbe zurück. Für die Persönlichkeit Semler's kann man sich in keiner Weise interessieren. Er war ein klarer nüchterner Kopf, aber das Eng-herzige und Spießbürgerliche bleibt der Grundzug seines Charakters, es mangelt ihm entschieden die Poesie und Lebhaftigkeit des Geistes, welche sonst Männer auszeichnen pflegt, die reformatorisch in ihrem Berufszweige gewirkt haben. Tholud mag zu weit gehen, wenn er Semler's Seele „eine Seele ohne Kraft der Phantasie, ohne Tiefe des Gemüths, ohne Schwung der Ideen“ nennt, und Schmid thut vollends ein Uebrigcs, wenn er dieses Urtheil adoptirend hinzufügt: „So gestaltet sich gern das Wesen des Bürgers, wenn er seiner Natur nach trivial, trocken, possidlos ist. Niemand war das aber mehr als Semler“. Was sich aber nicht leugnen läßt, ist, daß Semler allerdings durch und durch den Eindruck eines prosaischen und schwerfälligen Menschen macht

und daß sich durch sein ganzes Leben eine gewisse Gedrücktheit des Gemüths zieht, die sich zuweilen bis zur Weinerlichkeit steigert. Auf der andern Seite will es jedoch auch hervorgehoben sein, daß Semler alle die ehrenwerthen Seiten besitzt, welche aus kleinen Verhältnissen und Umgebungen hervorgehen und mit einer derartigen Natur verbunden zu sein pflegen. Sein ganzes Leben befindet sich in einem glücklichen, soliden Sinn, Einfachheit und Rechtschaffenheit; praktische Tüchtigkeit und eine unermüdete Thätigkeit sind ihm eigen; ehrenhaft, fromm und demüthig ist er voll Treue und Pietät gegen Lehrer, in aufrichtiger Liebe seinen Schülern zugethan, gefällig gegen jedermann, musterhaft als Gatte und Vater. Aber in den Augen der Anhänger der Augustinischen Sündentheorie haben diese so hochachtbaren Eigenschaften, diese nicht genug zu schätzenden Vorzüge keinen oder doch nur einen sehr untergeordneten Werth; für und nach Schmid entbehren die „bürgerlichen Tugenden“ Semler's „jener Ehrenhaftigkeit des edlern Bürgerthums, die aus einer freien, festen und einfachen Seele hervorgeht“; bei aller aufrichtigen Frömmigkeit ist der Pelagianer, der „gern von seinem nicht großen, aber guten Herzen spricht“, doch „kein Christ“; er ist „voll Verblendung über sich selbst“, seiner Nüchternheit fehlt die „tiefer“ Auffassung des Christenthums, seine Frömmigkeit ist eine „blos natürliche“, keine „christlich erleuchtete“.

Nach dem Zeugniß, das Semler selbst in seiner Autobiographie ablegt (würde man aus Schmid's Monographie entnehmen, was er dieser von ihm bis in das Unerlaubte benutzten Autobiographie verdankt, es würde des Eigens bitterwenig übrig bleiben), war es die Erziehung im älterlichen Hause, welche jenen fruchtlosen, ehrbaren Sinn ihm einflößte, und war es insbesondere die Mutter, eine verständige, schlichte, fromme Frau, welche diesen Sinn in ihm befestigte. Er verlor sie, als er etwa 15 Jahre zählte; nach ihrem Tode wurde vieles anders in dem Hause ihres Vaters, zum Nachtheil beider, des Vaters und des Sohnes. Die Veränderungen hingen mit dem Pietismus zusammen, der damals seinen Sitz in Semler's Heimat aufschlug. Die Autobiographie gibt uns über den Punkt die reichsten Aufschlüsse. Ein gewisser Lindner hatte den Pietismus im Saalfeldischen etablirt. Ein aus österreichischem Dienst entlassener Prediger war der Mann, der, man weiß nicht wie, herzoglicher Hofprediger, Beichtvater und Superintendent geworden war. Er beherrschte den Herzog vollkommen. Neue Einrichtungen wurden getroffen und alle Sonntage besondere Erbauungs- und Wiederholungsstunden angelegt. Nicht aber, fügt Semler sehr bezeichnend hinzu, in der Schloßkirche wurden diese Erbauungsstunden gehalten, sondern in dem herzoglichen Speisesaal, obgleich dieser alle Sonntage dazu erst eingerichtet und aus der unmittelbar darauffolgenden Schloßkirche die Stühle und Bänke herbeigeschleppt werden mußten. Ueber dem Gedanken, daß alle vor dem Herrn gleich seien, vergaß man indeß doch nicht die Rangordnung: „Oben in der Mitte saß der Proponent oder Herr Lindner, auf beiden Seiten der Hof, mittenan waren viele Bänke für andere Personen, schlechtere blieben stehen.“ Der junge Semler durchschaute die Hohlheit des pietistischen Treibens; es widersteht ihm an, um so mehr, als der Pietismus in dem Hause seines Vaters nur zu bald eine verhängnißvolle Rolle zu spielen berufen war. Der älteste Sohn hatte seine akademischen Studien in Jena beendet und war zu dem Vater zurückgekehrt. Der junge Mann mochte als Corpsbursche wild geschwärmelt haben; physisch und geistig gebrochen, suchte er nach Art schwacher Naturen Zuflucht und Heil im Pietismus. Aber der Armste konnte nicht zum Frieden kommen. Er gerieth über die Größe seiner Sünden in Verzweiflung; er betete nicht nur, er winselte halbe Nächte vor dem Heiland, und doch fand sich keine Veränderung in seinem Bewußtsein. Da näherte sich auch der Vater dem Pietismus und empfahl ihn unserm Semler. Es wirft dieser Umschlag des Vaters gerade auf sein sehr gutes Licht auf denselben, und mußte nothwendig auch auf den Sohn einen übeln Eindruck machen. Der Sohn erzählt: „Nach dem Tode meiner Mutter hat sich auch die Denkart meines Vaters nach und nach merklich geändert.

Ich weiß es nicht, ob die Vorstellung, daß ich bald auf die Universität gehen müßte und Unterstützung von Stipendien oder vom Superintendenten bei Hof nöthig hätte, nach und nach den Grund zu einer Denkart mitlegte, die ganz der vorigen entgegengesetzt war. Oder ob die Veränderung des Hauses, das keine so kluge Wirthin mehr hatte, und also mehr Aufwand ihm sichtbar wurde, dazu half.“ Genug, bald mußte sich der Sohn auf die Vorstellungen des Vaters befehlen lassen: „Dem Hof sei gar nicht gleichgültig, daß ein Sohn des Archidiacons unbesorgt sein und bleiben wolle und durch das Beispiel so viel andere Schüler immer mehr verderben helfe.“ Allein der Neophyt brachte es nicht weit in der neuen Frömmigkeit. Er suchte zwar mit allem Eifer die sogenannte Verfestigung und die Gewissheit, daß er ein Kind Gottes sei; kein Winkel im Hause war übrig, wo er nicht, um gewiß allein und unbemerkt zu sein, oft gekniet und viele Thränen geweint hatte, Gott möge ihn dieser großen Gnade würdigen, aber es half nichts. Es fehlte ihm das, was jene Gläubigen nannten; er blieb unter dem Geseß, in einem gesegneten Zustande, wie es hieß, d. h. mit andern Worten, Semler konnte nicht heucheln mit Lippengeschwätz wie andere, die in der Heuchelei ihren materiellen Vortheil fanden.

Im Herbst 1743 ging Semler als Student nach Halle. In einem Kreise von Gesinnungsgenossen wurden die pietistischen Experimente fortgesetzt. Es fallen aus Semler's Aufzeichnungen die bezeichnendsten Streiflichter auf dieses Treiben einer irrenden Vernunft. Anfangs wurde er nur erst „als ein Ratenhummel angesehen, er gehörte noch nicht in die Reihe der Vollkommenen, aber alle liebten ihn und suchten ihn völlig dem Heilande, wie es hieß, zu gewinnen“. Ein Herrnhuter aus dem Bistum meinte, Semler sei dem Heiland schon sehr nahe; an der ganzen Nähe hindere ihn nichts, als das unselige Studium, „er solle es wegwerfen, der Heiland könne besser leben als Menschen“. Deshalb gehe auch er, der Herrnhuter, nicht in die Collegia und genösse dafür unaussprechliche Seelenruhe und den Unterricht des Heilandes. Semler gerieth immer mehr in Unruhe und zerfiel mit sich selbst, so daß er einst wünschte, „er möchte doch dieser Klumpen los, dieses Stacholz sein“. Er schwankte zwischen Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, denn daß beides nicht vereinbar sei, hatten ihm seine frommen Freunde nahe genug gelegt. So war er einmal voll Fröhllichkeit, als er einige lateinische Bücher zu kaufen Gelegenheit fand, und seine alte Neigung zu den Studien kam wieder in Kraft, aber die Freunde beantworteten die Fröhllichkeit mit der Ermahnung, er möge über sein sündhaftes Herz besser wachen. Da war es mit seiner Fröhllichkeit aus, am liebsten hätte er die Bücher dem Händler zurückgebracht, aber er meinte, zur Strafe für seine Sünden müsse er sie behalten. Allmählich überwand seine Liebe zu den Studien diese Scrupel, er konnte es nun nicht mehr leiden, „wenn jemand seine Seelsorge so übel vertheilt, daß er deshalb nicht fleißig studiren sollte“. Auch der Kreis seiner Bekannten änderte sich nach und nach, „von nun an herrschte keine solche Mikrologie mehr, man zwang einander nicht nach der Ordnung zum Herzensgespräch oder zum Gebet nach der Reihe, man schätzte auch die Gelehrsamkeit viel mehr“.

Man ist nicht wenig überrascht, wenn Schmid die Entzweiung Semler's über das frivole Possenspiel des Pietismus durchaus theilt. „Wir müssen die geistliche Vorbereitung“, heißt es (S. 16), „die Semler für seinen Versuch zu Weill wurde, beklagen. Ein häßliches, pietistisches Treiben hatte sich unter seinen Augen entfaltet, er war voll Vorurtheil gegen die gewesen, welche der so gearteten Frömmigkeit sich ergaben, er hatte traurige Beweise von der Wirkung eines solchen Pietismus gesammelt, er wußte, daß viele dieser frommen Geuchler waren und aus schlechten äußern Motiven sich den Pietisten angeschlossen. Und dennoch hatten äußere Umstände ihn vermocht, die gleichen Wege zu gehen, wider Neigung und Ueberzeugung zwang er sich dazu, an seinem eigenen Urtheil macht er sich geistlich irrt“ u. s. w. Ganz und ohne Rückhalt verurtheilt Schmid den Pietismus; er sucht nicht etwa jene speciellen Erscheinungen als

einfeltige Ausdrücke und Verirrungen darzustellen, das Wesen und das Princip des Pietismus dagegen in Schutz zu nehmen. Diese Haltung muß befremden, denn Schmid weiß sich im Herzen vollständig eins mit dem Pietismus, er identificirt das ganze Buch hindurch wahres Christenthum und Pietismus. Die Unterscheidung, die er zwischen beiden macht, „daß der Pietismus die zur Kindschaft Gottes nothwendigen Erfahrungen und Erlebnisse als greifbare Gefühle zu haben wünsche“, ist eine nichtsagende Sophisterei. Man empfängt den Eindruck, daß Schmid sehr wohl eingesehen, daß die Corruption des Pietismus in dem concreten Falle eine doch zu eclatante, zu evident die Heuchelei und der Fanatismus sei, als daß nicht jeder geistig gesunde Mensch sich von Versuche, dieses Treiben in Schutz zu nehmen, mit Ekel absehen müßte. Deshalb versteht sich der Verfasser zu der Concession an die öffentliche Meinung: er gibt den Pietismus preis; was er aber unter der „positiven Religion der Thatfachen des Heils“ versteht, was er die wahre Frömmigkeit und das wahre Christenthum nennt, das ist wiederum nichts anderes als der reinste Pietismus. Wie der Pietismus sein Standpunkt ist, das verräth Schmid in fast jedem Urtheil auf das unabweislichste; wie verhänglich klingt es z. B. in dem Munde eines Mannes, der an der Stelle, von welcher wir handeln, den Pietismus verurtheilt hat, später dieses Urtheil aber ganz vergißt, wenn er ausruft: Semler habe sich vom Pietismus sagen lassen, was man zu erfahren und durchzuleben habe, um ein Kind Gottes zu werden, habe es aber zu diesen Erfahrungen und Erlebnissen in sich selbst nicht gebracht; er sei nie zu einem rechten Verständniß von dem gekommen, was der Pietismus mit ihm wolle, habe sich von ihm nicht zu einer Einsicht in das Wesen wahrhaft evangelischer Frömmigkeit führen lassen.

Seine Befreiung von dem Pietismus verdankt Semler nächst den eigenen Studien dem nähern und vertrautern Umgange mit dem Professor Baumgarten, dem einzigen unter den hallerter Dozenten, der einer freieren Richtung zugethan war und zu dem sich der junge Student mächtig hingezogen fühlte. In seinen Vorlesungen und Schriften war Baumgarten allerdings zurückhaltend, dagegen ließ er sich in Privatgesprächen und Gesellschaften über seine theologischen Ueberzeugungen des Weiteren aus. So erzählt Semler mit Behagen von einer Abendgesellschaft bei Baumgarten, an welcher der berühmte Voltaire und der Kanzler von Wolf theilgenommen. Baumgarten, berichtet er, nahm damals die Partei eines gelehrten englischen Deisten; und nun war es für den, der es verstand, denn es wurde um der übrigen Tischgesellschaft willen, lateinisch geredet, ein inniges Vergnügen zu sehen, wie die ganz gemeine Theologie so gewaltig verlire, ohne daß auch die christliche Religion dabei zu kurz kam. Alle theologische technische Kunst wurde an ihren rechten Platz gewiesen: daß sie dem Christen keineswegs wichtig sei; daß sie dem gelehrten Stande schon an sich selbst und nach ihrer Absicht und der Geschichte nach als besonderes Eigenthum gehört, keineswegs aber die allgemeinen Grundsätze der Religion ausmache oder göttlich seligmachende Belehrung besser enthalte. Semler schließt die Erzählung mit der Bemerkung: „So wenig Baumgarten diese Beobachtung in seinen Schriften und Vorlesungen jemalen deutlich vortragen und auseinandergelegt hat, so tief faßte ich sie und machte für mich alle mögliche Application.“ Nach beendigem Universitätsstudium bewarb sich Semler um die Conrectorstelle in Saalfeld, die er indes nicht erhielt. Dafür wurde er mit dem Titel eines professor extraordinarius als Redacteur der „Koburgschen Staats- und gelehrten Zeitung“ angestellt, und schon ein Jahr später, 1751, als Professor der Geschichte nach Altdorf berufen. Hier verheirathete er sich, und die kurze Zeit, die er dort verweilte, ist die glücklichste seines Lebens gewesen. Schmid macht es ihm zum Vorwurf, daß es bei der Liebesgeschichte und Heirath unendlich prosaisch und spießbürgerlich hergegangen, ein geradezu lächerlicher Vorwurf. Die Romantik der modernen Personalsagen kannte jene Zeit noch nicht. Im Oetern 1752 wurde Semler als Professor der Theologie nach Halle berufen. Er schwankte, ob er den Ruf annehmen

solte. Am meisten peinigte ihn die Frage über die Stellung, die er als Theolog in Halle einnehmen sollte, denn schon war er dahin gekommen, einzusehen, er könne mit keiner der beiden Parteien gehen, nicht mit der pietistischen, aber auch nicht ganz mit der neuen wissenschaftlichen, wie er die von Baumgarten repräsentierte Richtung nennt; vor dem Gedanken aber, einen neuen, eigenen Weg einzuschlagen, erschraf er. Nach langem Bedenken entschied er sich für die Annahme des Rufes. Er schloß sich zunächst auf das innigste an den von ihm so hoch verehrten Baumgarten; mit einem eisernen Fleiß studirte er Tag und Nacht die Quellen der Kirchengeschichte. Es ist eine große Ungerechtigkeit von Schmid, die sich eben nur aus seiner principiellen Abneigung gegen Semler erklärt, wenn er der bedeutenden Verdienste des Mannes um die Förderung der theologischen Disciplinen nach ihrer gelehrten Seite hin kaum mit einem Worte gedenkt; er könne sich, meint er, des genaueren Eingehens darauf um so eher entschlagen, als ja eine Würdigung derselben von Baur in den „Theologischen Jahrbüchern“ vorliege. Wie einseitig und verfehrt! Der Biograph Semler's hat gerade auf die wissenschaftlichen Leistungen dieses Theologen den vollen und ungetheilten Accent zu legen; Semler ist derjenige, der in der deutschen Theologie den Nationalismus wissenschaftlich und systematisch begründet. Aber was ist die Wissenschaft, was bedeuten Forschung und Kritik in den Augen eines Anhängers des „positiven Christenthums“. Jener Committirte Semler's hatte es ihm ja gesagt, er studire nicht, besuche keine Vorlesungen und besinnde sich doch ganz wohl. Schmid schreibt eine Biographie und Kritik Semler's in der nämlichen Weise, als wenn sich jemand hingenken wollte, um eine Biographie und Kritik Cicero's zu geben und dabei erklärte, über die Verdienste Cicero's als Redner und Schriftsteller besäße man schon hinreichende Würdigungen, man müßte zusehen, und zwar lediglich und ausschließlich, ob der Consular auch ein großer Patriot gewesen.

Die Anhänglichkeit und Pietät, welche Semler seinem einstigen Lehrer und jetzigen Kollegen Baumgarten bewies, hat etwas ungemein Rührendes. Er war stets der Wohlthaten eingedenk, die ihm jener erwiesen, und lohnte ihm das, soviel er konnte. Er, der mit seiner Zeit so ängstlich geizte, hatte für Baumgarten immer Zeit und war erfinderisch in kleinen Verstärkungen für den verehrten Mann. Es gereicht ihm dieses Verhältniß zur höchsten Ehre. Während der letzten Krankheit Baumgarten's, der im Jahre 1757 starb, wick er nicht von dem Bette des Leidenden. Nach dessen Tode übernahm er die Zuhörerschaft Baumgarten's gleichsam als die Erbschaft desselben, und auch die Direction des theologischen Seminars, die jener geführt, wurde ihm zu Theil. Die öffentliche Aufmerksamkeit richtete sich im erhöhten Grade auf ihn, und er rechtfertigte dieselbe durch den Inhalt seiner Vorlesungen wie seiner zahlreichen Schriften. In letztem galt er allgemein als die erste theologische Autorität.

Eine Analyse des Systems von Semler nach dem Buche von Schmid hat ihre Schwierigkeiten, weil der Biograph viel mehr dazu beiträgt, das Verhältniß abzuschwächen und zu verwässern, als dessen klare Einsicht zu vermitteln. Es ist keine Kritik, mit welcher Schmid die Darlegung der Theologie Semler's begleitet; die Begleitung bilden nur Stoßseufzer und ein pharisäisches An: die Brust schlagen, daß Semler kein Christ gewesen; außerdem vereinzelte, ebenso ungerechte, als unnütze Bemerkungen. Semler, wird gesagt, schreibe höchst kunstlos, schwerfällig, fleiß, verworren. Wir wollen unsern Anter nicht an den alten Satz vom Willen und Splitter erinnern, nicht untersuchen, ob jemand, der so wenig Ahnung von der künstlerischen Composition eines Buchs hat, wie Professor Schmid, der zwar plan und klar, aber auch klar wie Wasser schreibt, ein Recht besitzt, die Schwerfälligkeit und Streife der Darstellung eines andern Autors zu tabeln; wir machen einfach darauf aufmerksam, daß zwischen der Eleganz des hientigen Brulletonstils und der Schriftsprache, wie sie vor einem halben Jahrhundert die übliche war, nothwendig ein Unterschied sein muß, einfach weil sich seitdem die Sprache und der Stil ein Jahrhundert hindurch

fortentwickelt und weiter gebildet. Wenn Schmid ferner gegen Semler die Klage erhebt, er ver falle stets in Wiederholungen und gewisse Gedanken lehren in allen seinen Schriften immer wieder, so wollen wir dem Biographen nicht zu erwägen geben, daß die nämliche Anlage gegen ihn selbst mit bestem Recht geltend gemacht werden könnte, indem zwar nicht gewisse Gedanken, aber doch der einzige Gedanke (wenn man die Phrase überhaupt einen Gedanken nennen kann), der Sag: „Semler war kein Christ, denn er begriff nicht die Thatsachen des Heils“, fortwährend und stereotyp bei Schmid wiederkehrt; wir stellen ihm anheim zu erwägen, wie es nicht nur natürlich, sondern notwendig, daß die Fundamentalgedanken, welche einem wissenschaftlichen System zu Grunde liegen, sich als der leitende rothe Faden durch eine jede Arbeit des Autors hindurchziehen müssen.

Zur Constituirung der äußern Religionsgesellschaft, wie sie im Staate besteht und wie sie der Staat bedarf, das ist die Ansicht Semler's, sei allerdings das äußerliche Christenthum als eine bestimmte Anzahl von Lehren, Dogmen und Glaubensartikeln notwendig; verschoben und wohl von dieser äußern Religionsgesellschaft abzusondern sei dagegen die individuelle Privatreligion jedes einzelnen. Die Begründung dieser Sonderung ergibt die Kritik des Begriffs der Kanonicität. Was man Kanon genannt, die Meinung, als wären die Schriften Alten und Neuen Testaments alle gleich göttlichen Ursprungs und müßten von allen Christen als die einzige Quelle der göttlichen Wahrheit und der moralischen Erfahrungen angesehen werden, diese Meinung sei ein Vorurtheil und dieser Kanon existire nicht. Der Kanon beruht nur darauf, daß die Majorität der „katholischen“ Christen seit dem 4. Jahrhundert darin übereinstimmte, diese Bücher öffentlich vorlesen zu lassen. Damit ist ihre unveränderliche Geltung eine Sache des öffentlichen Kirchentums geworden; keineswegs aber folgt aus der historischen Thatsache, daß ein jedes Buch in diesem Kanon für jeden einzelnen Christen die verbindliche Kraft einer Quelle göttlicher Wahrheiten und moralischer Erfahrungen besäße, vielmehr ist jedem denkenden Christen die besondere Untersuchung und Kritik dieser Bücher für seinen Privatgebrauch vollkommen frei geblieben, oder um mit Semler's Worten zu sprechen: „Es ist dieses nicht eine allgemeine Pflicht aller Christen, daß sie aus allen Büchern des Alten Testaments, aus allen Kapiteln und Versen, sollten und müßten dogmata fidei et vitae ebenso herleiten, als aus dem Neuen Testament. Denn, wenn nun ein Christ schon über andere unfähigere hinausgewachsen ist, und der geistlichen innerlichen vollkommenen Übung geläufig ist, soll und muß er auch im Buch Ruth, Esther, Nehemia, Richter u. s. w. dogmata fidei et vitae suae finden, da er als Christ erst das Gegentheil, unchristliche Bekennung und gemeine menschliche Handlungen sieht, manche, die sogar lieber ihm unbekannt bleiben sollten?“ Deshalb kann Semler „der theologischen gemeinen Theorie vom Kanon durchaus nicht selbst weiter beipflichten“. Jeder müsse sich bemühen, „die ganz zufällige Beschaffenheit derselben aufzusuchen und sie also der Historie nach viel genauer aufzustellen, um das eigene Urtheil eines jeden denkenden und selbst nachforschenden Christen wieder völlig frei zu schaffen“. Als notwendige Konsequenz muß mit der Kanonicität auch die Inspiration fallen. Ebenso wenig die Gesamtheit der heiligen Schriften eine von Gott direct und besonders veranstaltete, für alle Zeiten und für alle Völker gültige Sammlung ist, ebenso wenig sind die einzelnen Schriften der Bibel durch eine speciell göttliche Eingebung entstanden. Eine Schrift weist nur dann das Kriterium des göttlichen Ursprungs auf, wenn sie Allgemeines und zu aller Zeit Wichtiges für die menschliche größere Vollkommenheit enthält, und wenn die eigene moralische Vollkommenheit und wahrer Glückseligkeit des einzelnen dadurch gefördert werden kann. Bei vielen Büchern des Kanon fehlt dieses Kriterium ganz oder doch zum wesentlichen Theil. Viele enthalten — und dies ist ein überaus fruchtbarer Gedanke, den Semler zuerst hervorgehoben hat — mehr oder weniger Lokales und Temporäres: „Das sei ein Hauptfehler der heutigen Ver-

meinent, daß sie, von der Hypothese einer völlig gleichen Inspiration ausgehend, alles auch zur steten Lehre für die Christen, die auch in ganz anderer Zeit und Gegend lebten, als jene allerersten Zuhörer oder Leser sich befanden, gerechnet wurde; und zudem sollte diese also gleich gute christliche Lehre auch noch dazu nur eine einzige Vorstellung oder Modification der Vorstellung geben, bei Verlust der ganzen christlichen Seligkeit dessen, der andere Dinge dabei denkt, wenn sie gleich seine eigene Wohlfahrt nicht angingen, sondern fremde Historie waren.“ Semler macht mithin außerdem die Verbindlichkeit der kanonischen Schriften von der verschiedenen Stufe der Einsicht und Vollkommenheit der verschiedenen Leser abhängig. Das Christenthum bestehe nicht in bestimmten Lehren, die in bestimmten Schriften niedergelegt, sondern in Uebung der Gottseligkeit, und da müßten denn je nach der Art der Individuen zur Anregung dieser Gottseligkeit dem einen diese, dem andern jene Lehren taugen, welche sich in der Heiligen Schrift finden. Wer bereits tiefer gegraben hat und geforscht, ist bereits hinausgewachsen über unfähigere Anfänger; je weiter der Christ in Einsicht und Uebung kommt, um so weniger habe er nöthig, gleichsam noch einmal die Ausgangsgründe aus den kanonischen Schriften zu lernen, um so weniger sei er an dieselben gebunden.

Das auf diese Weise gewonnene Resultat hat noch eine weitere Tragweite. Gibt es keine kanonischen Schriften in dem bisher angenommenen Sinne, und ist die Göttlichkeit der Heiligen Schrift eine so relative, daß sie dem einen göttlich sein kann, während sie es dem andern nicht ist, so folgt daraus, daß die Heilige Schrift auch nur in sehr relativer Weise das principium cognoscendi sein kann. Gott hat allerdings die ewigen moralischen Wahrheiten, durch welche sich die christliche Religion von andern Religionen unterscheidet, in der Schrift niedergelegt, aber „sollte denn die gewissenhafte Erkenntnis des Christen etwa abnehmen oder gehindert werden, wenn sie aus wirklicher freier Einsicht und wachsenber geübter Erkenntnis ein und das andere Buch von denen beiseite legen, welche bei den Juden heilige Bücher oder bei den ehemaligen Christen kanonische Bücher hießen, indem sie ehehem für unfähigere Leute einigen Nutzen hatten“? Gerade das Wachsthum der Erkenntnis ist die Absicht und der Endzweck aller jener Schriften, welche Gott nach und nach den Juden und Christen mitgetheilt hat. Das Wachsthum der Erkenntnis aber ist wiederum verschieden je nach der subjectiven und individuellen Anlage und Befähigung der einzelnen, und es kann mithin keine Unveränderlichkeit und feste Gleichheit solcher Erkenntnis geben. So gelangt Semler zu dem Schluß, das Christenthum besteht nicht in einer unveränderlichen Summe von stilleschenden Kenntnissen und Lehren, und man darf sich auch zu dieser Meinung nicht dadurch bringen lassen, daß in den neutestamentlichen Schriften sich solche noch finden. In ihnen handelt es sich darum, die Vorstellungen, welche sich damals unter Juden und Heiden vorfinden, allmählich und vorzüglich zu berichtigen und die Leute damaliger Zeit zur bessern Erkenntnis zu bringen. Alles darin ist also gesagt mit Bezug auf die damaligen Vorstellungen. Das Wesen des Christenthums ist etwas durchaus Innerliches, „es ist durchaus in den Gemüthern“, es besteht aber in wahrer, innerlicher Gottesverehrung. Diese ist eben in den verschiedenen Menschen in verschiedenem Grade vorhanden und ist eines steten Wachsthums fähig. Nach ihrer objectiven Seite hat die Religion keinen andern Inhalt, als den ganz allgemeinen des Glaubens an einen Gott, der alle Menschen mit gleicher Liebe umfaßt. In diesem Glauben und zu einem auf diesen Glauben basirten moralischen Leben ergoßen Christus und die Apostel. Natürlich waren nicht alle Menschen gleich empfänglich und gleich willig, und natürlich rissen sich nicht alle gleich leicht los von ihren bisherigen Vorstellungen. Darum gibt es auch so mannichfache Stufen unter den Christen und darum ist es insbesondere nicht möglich, daß alle in den gleichen Vorstellungen sich einigen. Daraus kommt es aber auch nicht an, diese Vorstellungen gehören nicht zum Wesen der Religion selbst, dem einen dienen diese, einem

andern jene zum Anreiz im moralischen Leben, und wenn sie nur dazu dienen, kann man jedem die seinen lassen: „Die immer größere Vielheit und Ungleichheit der Menschen, die nun Christen werden, bloß äußerliche oder auch innerliche, macht es unmöglich, daß sie über den Begriff und das Verhältniß Gottes, Christi und des Geistes Gottes, über allen wirklichen Inhalt des Neuen Testaments ein und dieselbe Summe von Vorstellungen und Urtheilen annehmen und immer behalten sollten. Zu irgendeiner einzigen Stufe christlicher eigener moralischer Besserung und Wohlfahrt ist auch dergleichen völlige Einheit einer Religionsform gar nicht nöthig; zu einer und derselben Stufe eigener christlicher Religion sind alle jene so ungleichen Menschen von dem unendlichen Gott nicht berufen oder verpflichtet.“

Dogmen in dem Sinne der Konsistorialkirche kennt Semler's Christenthum nicht. Die Kirchentheologie, die einzelnen Dogmen sind erst im 4. Jahrhundert von den Bischöfen gemacht, welche hierbei zunächst die äußere Unterwerfung ihrer kirchlichen Unterthanen und die feste Verbindung eines großen Kirchenstaats vor Augen hatten. Die Privatgottesverehrung des Christen bleibt von diesem dogmatischen Glauben durchaus unberührt und unabhängig. Das öffentliche Religionswesen kann dem fortgeschrittenen, unabhängigen Christen vielfach anstößig sein, aber wegen solcher Mängel darf er sich doch nicht der äußern religiösen Gemeinschaft entziehen. Viele Pflichten würden nicht geleistet werden, wenn jeder nur seine größte Bequemlichkeit und ganze Begehrlichkeit in Anspruch brächte. Die verständigen Christen würden den unfähigern durch öffentliche Veränderungen nur Anstoß geben, während sie ihnen ohne dieses auf gar viele Art und Weise noch nützlich werden können, und namentlich die leichtsinnigen, gewiß unmoralische Einbildung vieler überreifter Zeitgenossen hindern, die sich über alles hinwegsetzen, weil sie einige Spötereien aufgefangen haben. Mit einem Wort, die kirchlichen Dogmen sind keine Glaubensartikel im eigentlichen Sinn, zum Wesen der Religion trägt es gar nichts aus, wie man sich zu ihnen stellt; es steht dem Christen ganz frei, welche Vorstellungen er sich darüber bilden, wie er die Grundgedanken für sein praktisches Leben nutzen will. Dabei falle aber das Christenthum durchaus nicht mit dem Naturalismus zusammen. Wie man nicht leugnen kann, daß die moralische Welt nicht weniger in sehr gleiche Klimata oder unabänderliche Einflüsse getheilt ist, als die Lage der Erdoberfläche, durch welche die Arten der physischen Producte immerfort verschoben sind, so wird man auch den Begriff von Gottes Verhältniß und Wirkung auf die Seelenkräfte mancher Menschen nicht aufheben können. Die Naturalisten können nicht behaupten, es gebe außer der successiven Uebung des Menschenverstandes über moralische Dinge gar keine Belehrung und Offenbarung Gottes. Die natürlichen Seelenkräfte des Menschen haben eine so ungleiche Stimmung, daß durchaus ihr eigenes Nachdenken über das Verhältniß Gottes einen ungleichen Gang behalten muß. Dadurch wird eine erweiterte Wirkung und Offenbarung Gottes nöthig, und auf diesem Grundsatze von steten Wirkungen des Geistes Gottes in manchen Menschen beruht eben die christliche Religion. Die Anregung zu rechter geistiger Verehrung Gottes führt den Christen auf die Offenbarung Gottes in Christo zurück.

Das sind die letzten Grundsätze in der Theologie Semler's. Philosophischen Gehalt haben nach Schmid die Grundsätze nicht; das Ergebnis dessen, „was Semler philosophisches Studium nannte, war höchst ärmlich“. Ist Schmid wirklich in der Selbsttäuschung befangen, daß er etwa wähnt, die einzige Weisheit, die er stets und immer als sein einziges argumentum ad hominem aufzuspüren hat: „Semler war kein Christ, da er nicht an die Thatsachen des Heils glaubte“, diese einzige vornehm absprechende Aeußerung sei „gehaltvoller und philosophischer“, als der Ernst und die Treue, die Ausdauer und Grundsätzlichkeit in den Studien Semler's? Wir finden persönlich nicht die allermindeste Reizung oder Nöthigung, uns für den Nationalismus oder seine Vertreter irgend zu enthusiastiren, im Gegentheil, wenn wir unsere persönlichen Sympathien und Anti-

pathien in religiöser Beziehung aussprechen dürfen, so sei kein Fehl daraus gemacht, daß uns das nüchterne Puritanerthum des Nationalismus gar wenig interessiert; wenn aber diese sogenannte „neuere Theologie des positiven Christenthums“ sich anstellt, als versahre und sei sie logischer und philosophischer, von mehr Gehalt als der Nationalismus, so gebietet die historische Gerechtigkeit einfach, daß man eine derartige Prästension als unberechtigte Anmaßung zurückweist. Oder bildet sich etwa diese „neuere Theologie“ wirklich ein, sie habe mit ihrer heuchlerischen Sophistik und Romantik, welche sich leider den Schein geborgt, als stütze sie eine conservative Politik, und die eben deshalb, weil die Angabe geglaubt worden, neuerdings auch jede gesunde conservative Politik in Miscredit gebracht hat, glaubt diese neuere Theologie von der Farbe Hengstenberg's, sie habe wissenschaftlich das wissenschaftliche System des Nationalismus überwunden? Die Einbildung wäre eine Idiosynkrasie.

Es konnte nicht fehlen, daß Semler von seinen Zeitgenossen vielfach mißverstanden wurde, und diese Mißverständnisse sind für ihn die Quelle tiefen Leids geworden. Die Orthodoxen verletzten ihn als einen Naturalisten; die Letztern wiederum beschuldigten ihn der Heuchelei und des Mangels an Muth; er sei zu feig, offen in ihr Lager überzutreten. Es ist fast das widerliche Schalksgelächel, das nach Leichen scharrt, wenn Schmid die abfälligen Urtheile und Kränkungen, welche Semler an seinem Lebensabende von den Zeitgenossen erfuhr, zusammenstellt und dieselben in aller Ordnung, ja in ihnen eine wohlverdiente Strafe seiner Unchristlichkeit findet.

Wenn wir mit der Versicherung schließen, daß wir von der Lectüre dieser auch äußerlich länglich ausgefallenen Monographie mit dem entschiedensten Ungenügen zurückkehren, so wird es nach dem bereits Gesagten nicht erst nöthig sein, dies Ungenügen weiter zu motiviren.

Thaddäus Lax.

Die ökonomischen Verhältnisse des Schriftstellerstandes.

Im Laufe des März hielt der Royal literary fund in London, unter dem Voritze des Grafen Stanhope, seine regelmäßige Jahresitzung. Die Zahl der Theilnehmer war diesmal geringer als sonst, da die Opponenten gegen die bisherige Administration und Organisation, Dickens und Dilke und ihre Freunde, diesmal weggeblieben waren, nachdem sie drei Jahre lang vergebens opponirt. Indef wurde ein Schreiben von Dickens vorgelesen, des Inhalts, daß er und seine Genossen auf die Opposition nicht verzichteten. Bekanntlich gehen seine Reformvorschlüge dahin, daß außer den fortlaufenden Jahresprestationen auch Darlehen und rückzahlbare Jahresgelder, die freilich für den Empfänger immer drückend und nur eine augenblickliche Aushülfe sind, bewilligt und im Lokal des Vereins Lese- und Schreibezimmer eingerichtet und Abendversammlungen und „conversazioni“ gehalten werden sollen, was jedoch bisher abgelehnt wurde, weil diese Reform und Erweiterung gegen die Grundgesetze der Stiftung verstoße. Die Versammelten waren damit gar nicht unzufrieden, daß Dickens und Genossen „durch ihre Abwesenheit glänzten“, und so verließ der Abend in Gemüthlichkeit und Friedfertigkeit. Der Rechenschaftsbericht bot manche interessante Daten. Im ganzen wurden im Laufe des vergangenen Jahres an 58 Personen Unterstützungen im Betrage von 1840 Pf. St. vertheilt. „Sciences and art“ erhielt die größte Summe, nämlich 330 Pf., welche acht Personen zugute kam, die niedrigste das Drama, nämlich 20 Pf., welche Unterstützung jedoch nur einer Person zufließt. Auf die Kategorie „Geschichte und Geographie“ fiel die Summe von 315 Pf., die sich an neun Personen vertheilte. Von den übrigen „Grants“ kamen acht auf die Kategorie der Topographie und Reisen und ebenso viele auf die der Poesie, sieben auf die der Essays and tales, fünf auf die der periodischen Literatur, drei auf die der classischen, drei auf die der Rechtswissenschaft, zwei auf die der biblischen Literatur, zwei auf die der vermischten, je eine auf die der

Medicin und die der Moralphilosophie. Die Ausgaben der Stiftung betragen für Zinsen 184, für Besoldung des Secretärs und Collectors 225, für „zufällige“ Kosten 118 Pf. Der dem Stammkapital zugute kommende Ueberschuß belief sich auf 205 Pf. Somit kann man wol sagen, daß sich diese Stiftung in einem sehr blühenden Zustand befindet, und man möchte fast bedauern, daß Aldens, der sich überhaupt gern in alles einzumischen scheint und von dessen im Bunde mit Bulwer und dem verstorbenen Douglas Jerrold projectirter „Guild of literature and art“ man nichts weiter vernommen hat als große Redensarten und den Aufruf zu Subscriptionen, auf seine Opposition nicht verzichten will, da solche Wählerereien und Zerwürfisse einem wohlthätigen Institute niemals von Vortheil sind.

Nicht ohne Genugthuung lesen wir, daß ein Kreis von wiener Journalisten kürzlich zu einem Verein zusammengetreten sei, der sich die Unterstützung hilfsbedürftiger Mitglieder des Journalistenstandes und die Vermittelung des geselligen Verkehrs zur Aufgabe gemacht habe und sich den Namen „Concordia“ beilegen wolle. Durch die Aufstellung der Kategorie von Ehrenmitgliedern hält dieser Verein, wie dies bei ähnlichen Vereinen in England der Fall, in zweiter Reihe den Beitritt von gebildeten und literaturfreundlichen Männern offen. Den Monatsbeitrag habe man sehr niedrig gestellt, weil man mit Sicherheit darauf rechnen, dem Vereinsvermögen durch Akademien, Concerte, theatralische Vorstellungen, literarische Albums u. s. w. alljährlich eine ansehnliche Summe zuführen zu können. Mit dem Verein soll ein Schiedsgericht verbunden sein, welches in Ehrensachen zu entscheiden hat, wie wir glauben eine sehr empfehlenswerthe Einrichtung. Die Statuten enthalten, wie man versichert, in Bezug auf die Aufnahme sehr strenge und kluge Bestimmungen. Die Unterstützungen sollen, wie es scheint, fürs erste zumest erkrankten Mitgliedern und den Hinterlassenen verstorbenen zugute kommen. Wir freuen uns über jeden neuen Versuch, der darauf hinziele, den Gemeingeist und den Geist der Hilfsbereitschaft unter den deutschen Schriftstellern zu fördern, selbst wenn er fürs erste nur eine lokale Begrenzung hätte. Man hat es den wiener Journalisten zum Vorwurf machen wollen, daß sie nicht gesucht hätten, ihre Zwecke mit dem Zwecke der Schiller-Stiftung in Verbindung zu setzen. Aber gerade die Journalisten und Revuekritiker haben wol am wenigsten von dieser Stiftung zu erwarten, und gerade sie gehören zumest der Lokalität an, für die sie schreiben und wirken. In Leipzig und Berlin kennt man nicht die Bedürfnisse der wiener Journalisten, und umgekehrt. Ohnehin nimmt Oesterreich der deutschen Gesamtheit gegenüber auch in literarischer Beziehung eine abgesondertere Stellung ein als jedes andere deutsche Land. Wien bildet eine Welt für sich, und soviel die wiener Journalistik auch zu wünschen übrig läßt, wird man doch zugeben müssen, daß der Journalist in Wien eine einflußreichere und geachtete Stellung einnimmt als vielleicht an irgendeinem andern Orte Deutschlands. Die wiener Journalisten scheinen überhaupt mehr Wärme, Naivität und Frische zu besitzen als die der andern deutschen Hauptstädte und haben schon öfters bewiesen, daß ihnen Gemeingeist keineswegs fehlt und daß sie in dringenden Fällen auf das Entgegenkommen ihres Publikums rechnen dürfen. Erst vor einiger Zeit veranstalteten sie für ein seit längerem erkranktes Mitglied ihrer Genossenschaft ein öffentliches Concert und Declamatorium, eine sogenannte Akademie, welche einen Ueberschuß von 2000 Fl. gewährte. So ergaben auch die von Sappir zu wohlthätigen Zwecken in Wien veranstalteten Vorlesungen stets einen sehr ansehnlichen Ertrag. Inzwischen ist man auch in Oesterreich noch weit davon entfernt, den Journalisten und Publicisten die Achtung zu widmen, deren sie sich in England, Schottland, wo man noch jüngst einem in Deutschland kaum bekannten Journalisten ein öffentliches Denkmal errichtete, und in Frankreich erfreuen. Zu fürchten ist auch, daß die Kriegsfürme, die man weiß nicht welchen Charakter und welchen Umfang annehmen werden, alle diese Bestrebungen sehr in den Hintergrund drängen oder doch für den Augenblick wesentlich beeinträchtigen dürften. So hat bereits Major Serre

auf Marx erklärt, daß die von ihm projectirte und bereits von mehreren Fürsten genehmigte Nationallotterie zum Besten der allgemeinen Schiller-Stiftung in Rücksicht auf die allgemeine Weltlage noch ein Jahr lang verlagert bleiben müsse.

Wir nehmen hiervon Anlaß auf ein Thema zurückzukommen, das wir schon sehr oft in d. Bl. wie in andern Zeitschriften behandelt haben, auf das wir aber von Zeit zu Zeit immer wieder zurückzukommen für unsere Pflicht halten. Nicht etwa zu unserm Vergnügen, denn wir können versichern, daß das Besprechen dieses Themas in uns immer einige Verstimmung hervorruft, um so mehr, da wir glauben, daß man sich damit nur bei einer Minorität der Schriftstellerschaft selbst Dank und höchstens einmal von St.-René Taillandier das Lob erwirbt, man sei „plein de sympathie pour ses confrères“. Franz Brendel brachte jüngst in seinen „Anregungen“ unter dem Titel „Poeten, Musiker und die junggermanische Schule“ eine Betrachtung über die Hauptursachen, die es veranlassen, daß die Achtung für den Schriftsteller, d. h. für dessen Person, in so hohem Grade abgenommen habe. Eine Hauptursache dieser betrübenden Erscheinung erblickte Brendel in den oft in Brutalität und Gemeinheit ausartenden Klopfschreierien der Schriftsteller. Hierüber haben wir, was uns von unserm Standpunkt zu sagen nöthig schien, bereits in Nr. 18 d. Bl. gesagt. Die andere Hauptursache liegt, wie Brendel behauptet, „ebenfalls in den pecuniären Verhältnissen der Literaten und Poeten“. Er fährt fort: „Weil die Pflast zugleich noch eine Seite des künstlerischen Handwerks hat, genießt sie auch die materiellen Vortheile eines solchen. Die Existenz des Poeten dagegen ist die allerprecarste, und er ist darum genöthigt zu allerhand Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, eifersüchtig zu wachen über seine Erfolge, diese zu suchen, sich hervorzudrängen, sich selbst zu puffen, andern von seiner großen Bedeutung fortbauend vorzusprechen und diese zur Schau zu tragen, um nur überhaupt auf einen grünen Zweig zu kommen. Machten doch die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bei Gelegenheit darauf aufmerksam, daß ein Schriftsteller in Deutschland sehr geschätzt sein könne, ohne daß seine Werke wirklich Abfaß fänden. Man hat von seiten des Publikums noch zu wenig erkannt, daß alle, die sich für eine Bestrebung interessieren, auch die Verpflichtung haben, dieselbe nach Kräften zu unterstützen. So ist eine Erhebung des Schriftstellerstandes nur möglich durch Verbesserung der materiellen Lage desselben.“ Sicherlich, fügen wir hinzu, denn die Welt ist heutzutage nur zu gewohnt, den Werth eines Arbeiters und seiner Arbeit nur nach dem materiellen Ertrage der letztern zu beurtheilen, und wer trotz aller Arbeit und allen Talents „pauvre“ bleibt, gilt ihr nicht viel mehr wie ein „Lump“, mit dem man nicht viel „Sache zu machen“ braucht; aus diesem Grunde strebe auch Schiller, wie er sich einmal in einem Briefe ausdrückt, nach „ökonomischem Ruhm“, weil dieser den schriftstellerischen fördern helfe. Brendel fährt fort: „Sehr irrig aber würde es sein, auf eine solche Verbesserung der materiellen Lage zu warten, und dann erst eine Regeneration zu versuchen, d. h. nur erst, wenn sich die Umstände gebessert haben, vor eigener Thüre stehen, im eigenen Hause Ordnung einführen zu wollen. Der umgekehrte Weg ist der allein richtige. Literaten und Poeten müssen die Reform in ihrem eigenen Bereiche in die Hand nehmen, und dadurch auf die Verhältnisse einwirken. Solange dieselben nicht ihre Eifersüchteleien beistellen lassen, solange sie nicht als vereinte Macht auftreten und ihre Interessen gegenseitig und gemeinschaftlich vertreten, kann auch in der äußern Stellung sich nichts ändern. Die größere Achtung wird kommen mit der Achtung vor der Corporation.“

Ueber nichts bestehen wol in Deutschland so verkehrte und confuse Ansichten, als über den Schriftstellerstand, dem manche, wie es scheint, kaum einmal eine bürgerliche Berechtigung zugeben möchten. Er ist aber einmal da, und zwar ist er massenhaft da, und so wird er wol als ein notwendiges Product unserer Cultur gelten müssen. Wo das Schulwesen in Blüthe steht, da wird es auch viele Schulmeister geben; wo starke Nachfrage nach Kunst-

werten ist, da wird es viele Künstler geben; wo viel Sinn für Theater und Musik herrscht, da wird es viele Schauspieler und Musikanten geben; und wo großes Lesebedürfnis vorhanden ist, da wird es viele Schriftsteller geben. Nichts, scheint uns, kann einfacher sein als dies. Je mehr Buchhandlungen entstehen, je mehr Zeitungen und Blätter austauschen, je mehr überhaupt das Bedürfnis vorhanden ist zu drucken und zu verlegen, um so mehr wird die Zahl der Schriftsteller zunehmen. Dies ist, denken wir, abermals einfach genug. Die deutschen Regierungen (oder sagen wir zutreffender: das deutsche Volk selbst) betrachten und behandeln freilich die Schriftsteller ziemlich allgemein wie heimat- und rechtslose Zigeuner; aber sie würden ohne Zweifel sehr in Verlegenheit kommen, wenn sie alle diejenigen, die jetzt als Redacteurs, Journalisten, Uebersetzer, Roman- und Schriftsteller, Theaterdichter u. s. w. ihre Existenz haben, in Aemtern und Staatsstellen, die ihrer Bildung und ihren Fähigkeiten angemessen wären, unterbringen sollten, da ja ohnehin über die zu große Zahl der Aspiranten in allen höheren Ämtern geführt wird. Sie sollten daher dem Himmel danken, daß diese „überschüssige Bildung“, wie man sie wol genannt, auf Private wegen versorgt ist. Aber während wir uns mit der ungeheuerlichen Vorstellung beschäftigen, daß die alten Hellenen eigentlich in uns Deutschen wieder aufgestanden seien, kann sich doch kaum jemand von der Ansicht frei machen, daß Amt, Stand und Titel nothwendig dazu gehören, um aus dem Menschen etwas Ordentliches zu machen.)

Und ist es überhaupt unnatürlich, daß ein schriftstellerisches Talent zugleich auch zu Erwerbszwecken schreibt und produziert, als daß der Bailor sich dafür bezahlen läßt, daß er das Wort Gottes von der Kanzel verkündet und die gesetzlichen religiösen Ceremonien verrichtet? Läßt sich der Staatsmann die Dienste, die er seinem Fürsten und seinem Lande, häufig sogar mehr jenem und sich als diesem leistet, läßt sich der General seine Garnisonsdienste und seine Schlachten, selbst seine verlorenen, nicht hinreichend genug honoriren? Soll nun der Schriftsteller nicht dahin trachten, seine Arbeiten zu dem möglichst hohen Preise zu verwerthen, da ja heutzutage jeder dasselbe thut, fast jeder um so gewissenhafter und freudiger und in dem Gefühl größerer Selbstständigkeit auch um so besser arbeitet, je besser er bezahlt ist? Verdienen nicht gerade Schriftsteller hohe Achtung, welche von ihrem Talent nicht ausschließlichs zu lucrativen Zwecken Gebrauch machen und ihrem literarischen Streben fortwährende Opfer bringen, da sie doch sehen, daß der „geachtete“ Schriftsteller vom Publikum meist viel schlechter bezahlt wird, als der vielleicht bei weitem weniger geachtete, dessen Streben sich vornehmlich dahin richtet, für das Amusement und die Unterhaltung vornehmer oder nicht vornehmer Müßiggänger zu schreiben oder gar für die Befriedigung ihrer Ständelsucht zu sorgen? Es gibt gegenwärtig genug Fontänisler (obgleich noch Mozart, Weber und Beethoven, welche man in andern Ländern in Gold eingefast haben würde, sich gar sehr gequält und abgearbeitet haben), Maler, Bildhauer, Architekten, Schauspieler, Sänger, Virtuosen, die ihren Vortheil aufs beste wahrzunehmen wissen, ohne daß die Welt dabei ein Arges oder darin eine Beeinträchtigung ihres „Genius“ findet. Nur in Betreff des Schriftstellers und namentlich des Dichters wird in Deutschland, aber auch nur hier principiell, das Dogma festgehalten, daß ein „Genie“ sich möglichst quälen müsse, daß die Noth die zehnte Muse, ja daß sie von dem Lobe des Genie unzertrennlich sei, und man vertheidigt dieses Dogma mit einer Hartnäckigkeit, die bald theils an Albernheit, bald theils an Schadensfreude grenzt. Immer beruft man sich darauf, daß der „Genie“ — falls eben

seine körperliche Hülle nicht vor der Zeit zusammenbricht — die Kraft in sich habe, sich durch alle Widerwärtigkeiten und über alle Hindernisse hinwegzuarbeiten. Leider wissen wir jedoch nicht, wie viele Genies gar nicht zur Entfaltung gekommen sind, wir wissen nur von denen, welche es zu etwas gebracht haben. Man kann das größte militärische Genie sein und doch ewig Unterleutenant bleiben, weil es gerade den Fürsten und Regierungen nicht gefällt, Krieg zu machen. Bürger war sicherlich ein Genie; er hatte sogar nach unserer Ansicht das Zeug zu einem großen dramatischen Dichter. Das beweisen seine Balladen (namentlich seine „Lenore“), in denen das dramatische Element mit größerer Energie sich geltend macht, als in irgendeiner Ballade Goethe's und Schiller's. Aber Bürger verkam unter schosela Umgebungen und schlechten Geschäften in seiner jämmerlichen, demoralisirenden Justizamtmannsstelle zu Altiengleichem, er, der „Lieblingdichter der Nation“, für den niemand etwas that, als es noch Zeit war. Schiller war gewiß ein Genie ersten Ranges, und doch gestand selbst er, als er sich an Körner als seinen letzten Rettungsanker klammerte, in einem Briefe vom 7. December 1784: „Uebrigens zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genies, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen“, und so hat auch er als Theaterdichter später der Sentimentalität und der Schaulust des Publikums mitunter mehr Zugeständnisse gemacht, als gerade nöthig war. Man sei doch nur ehrlich und sage, wie selbst dem Genie — denn „Genie“ bleibt ja doch immer das Paradiespferd in Deutschland, während die Ackerpferde und Karrenhäule: gewissenhafter Fleiß, redlicher Wille, gerader Verstand, Liebe zur Menschheit u. s. w. doch auch nicht zu verachten sind — die Möglichkeit und das Selbstvertrauen und das Unabhängigkeitsgefühl kommen soll, zu schaffen und große Werke hervorzubringen, wenn Noth es umlagert, wenn Gerichtsverurtheilungen, Executionen, Aussicht auf den Schuldhaufen u. s. w. seine Tage- und Nachtgespenster sind. Das fühlte auch Gräbe, als er, freilich in seiner halbrollen reuommistischen Weise, einmal an seinen Verleger schrieb: man möge ihm nur 2000 Thlr. geben und er wolle einen „Kauf“ schreiben, gegen den der Goethe'sche eine Lumperei sein solle. Und wie ergreifend sind Schiller's Klagen gegen Körner, daß ihm seine Schulden „das Leben verbittern“; wie düster ist überhaupt der Schatten, den die Geld- und Existenzfrage durch den Schiller-Körner'schen Briefwechsel wirft! Ja, selbst Schiller erblickte in dieser sorgemollen Periode wie Gräbe die Möglichkeit, große Compositionen hervorzubringen, nur in der Perspective einer gestörten Lebensstellung; in einer sogenannten Geldheirath, wenn er am 9. März 1789 an seinen Körner schreibt: „Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 12000 Thlrn. verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren einen Friedericke, eine classische Tragödie und, weil du doch so darauf veressen bist, ein halb Duzend schöner Oden liefern.“ Ach leider: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles.“ Uebrigens war Schiller's spätere Heirath durchaus keine Geldheirath, aber angerechnet, daß seine Frau einen kleinen jährlichen Zuschuß von Mutterseits hatte, war ihm seine eheliche Verbindung mit einem adelichen Fräulein doch von wesentlichem Nutzen, indem sie ihm eine Stellung in der weimarischen Gesellschaft verlieh, den Hof veranlaßte, größere Rücksichten auf seine äußere Lage zu nehmen und ihm nach verschiedenen Seiten sehr vortheilhafte Connerctionen eröffnete.

Es ist nun allerdings nicht zu leugnen, daß ein Schriftsteller, wenn seine Bücher fortwährend ausgezeichnet gut gehen, was jedoch eine große Seltenheit ist, oder wenn er eine gut fundirte Zeitung redigirt, sich heutzutage oft besser stellt als mancher Beamte. Aber die Günst des Publikums ist wandelbar und weiterwendig, die Concurrerenz groß, die Productivität nicht unerhöplich und durch Krankheiten und Alter bedroht; in dem Bestande der Blätter und Zeitungen und somit in den Redactionen tritt häufiger Wechsel oder Systemwechsel ein, und so folgen auf sieben sette Jahre leicht sieben magere, welche jene vollstündig

*) Schiller nahm den Ruf als Professor an der Universität Jena an, weil, wie er an Körner schreibt, sein ganzes Abscheu bei der Sache sei, „in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten“. Körner schrieb darauf zurück: „Dein Ruf, selbst im historischen Saale, kann durch einen solchen Titel nichts gewinnen.“ Aber nur sehr wenige in Deutschland denken wie Körner.

aufzählen. Mit Künstlern, deren Talent vom Staat oder reichen Patriciern in Beschlag genommen ist, mit Hoffchauspielern, mit ersten Sängern und Sängerinnen wird ein deutscher Autor betrefse seines Einkommens wol ohnehin nie concurriren können. Der Sorte von Menschen aber, welche der Student unter dem Namen „Philister“ zu begreifen pflegt, ist ein Künstler oder Dichter nur eben so viel werth, als er von ihm Nutzen zieht, und nicht einen Pfennig mehr. Man glaube nicht, daß einem Schriftsteller oder Dichter irgendein Druck, eine Bedrängniß, eine Demüthigung darum, weil er Dichter oder Schriftsteller ist, erspart werde, daß man ihm im Hinblick auf die Schwierigkeit geistigen Schaffens Rücksicht angedeihen lasse; im Gegentheil, in kritischen Tagen ist ein Schriftsteller schlimmer daran als irgend ein gewöhnlicher Geschäftsmann, weil er nicht denselben Credit genießt, ungerechnet, daß er weniger praktisch ist und den Kopf zu voll hat, um sich wie der Geschäftsmann ausschließlich mit den Bedingungen seiner materiellen Wohlfahrt zu beschäftigen. Der moralisch und materiell herabgekommenste, aber dabei „geriebene“ Geschäftsmann wird, wenn er irgendein bürgerliches Geschäft, einen Kramladen, eine Tabagie u. s. w. etabliren will, wol einen Kapitalisten finden, der ihm den dazu nöthigen Credit gewährt, aber nicht der Schriftsteller, wenn er den Kapitalisten dazu auffordert, ihm auf ein literarisches Project eine Summe vorzulegen, oder wenn er seinem Gläubiger ein Manuscript verpfänden wollte. Wir sagen nicht, daß dies anders sein könne oder solle, wir wollen damit nur zeigen, in welchem materiellen Werthe in dem literarisch so hoch entwickelten, seine berühmten Schriftsteller nach ihrem Tode öffentlich feiernden Deutschland das literarische Product steht, insofern hierüber noch irgendeine Illusion obwalten sollte. Oder will man etwa sagen, gerade in dieser materiellen Geringschätzung des literarischen Products spreche sich die Hochachtung seines ideellen Werths aus? Der deutsche Spießbürger selbst würde lachen, wenn man ihm ein solches Motiv unterlegte. **H. M.**

Notiz.

Trübner's Katalog der nordamerikanischen Literatur.

Bei Trübner und Comp. in London erschien: „Trübner's bibliographical guide to American literature. A classed list of books published in the United States of America during the last forty years. With bibliographical introduction, notes, and alphabetical index.“ Der Herausgeber, M. Trübner, trägt einen deutschen Namen (er ist ein aus Deutschland stammender, aber schon seit Jahren in London etablirter Buchhändler), und auch wol nur von dem Gleise eines Deutschen war eine so mühselige Arbeit zu erwarten; doch sind einige Rubriken der Einkleitung, für die man besonders dankbar sein muß, von nicht deutscher Feder, nämlich die Section „Contributions towards a history of American literature“, von Benjamin Meran, und die Section „Public libraries of the United States“, von Edward Edwards. In der erstern wird auch ein Blick auf die „Foreign writers in America“ geworfen, unter denen sich auch einige Deutsche, namentlich Francis Lieber aus Berlin und Hermann G. Ludewig aus Dresden hervorgethan haben; letzterer der Herausgeber der „Encyclopaedia Americana“, der „Political Ethics“, der „Essays on labour and property“, der Schrift „Civil liberty and selfgovernment“ und verschiedener vortrefflicher Arbeiten über die Strafrecht und das Identitätsystem; letzterer Verfasser der Werke „Literature of American local history“ und „Literature of American aboriginal languages“, welches, wie der Verfasser der „Contributions“ bemerkt, immer als eins der „most valuable books of its class“ angesehen zu werden verdient. Ludewig wanderte erst 1844 nach Amerika ein und starb bereits 1856, „but not before he had placed his name imperishably among those of distinguished foreigners who have contributed to the young nation's literature“. Lieber wirkt literarisch schon seit 1828 in Amerika, „and since that period he has both

written much and done much for political and philosophical science in the United States“. Dahin gehören auch F. J. Grund mit seiner Schrift: „The Americans in their social, moral, and political character“, und der Schweizer Philipp Schaff als Verfasser des höchst schätzbaren Werks: „History of the Apostolic Church.“ Die sehr inhaltreiche, die mannichfaltigsten und wichtigsten Materialien beschreibende „Introduction“ umfaßt nicht weniger als CXLIX, die eigentliche Bibliographie nebst dem Index nicht weniger als 554 Seiten. In letzterer war es uns interessant, die verschiedenen Uebersetzungen aus dem Deutschen aufzusuchen. Was unsere classischen Autoren betrifft, so ist in Amerika am häufigsten aus Goethe übersezt worden, nämlich seine Selbstbiographie, und diese zwar mehrmals, „Werther“, „Götz“, „Kauß“ (von Charles L. Brooks, mit Noten, im Jahre 1856); „Iphigenia in Tauris“ (1851), „Hermann und Dorothea“ (1854); „Egmont“, „Wilhelm Meister“ (1851), Goethe's Aufsätze über Kunst (von Ward); ferner seine Gespräche mit Eckermann, sein Briefwechsel mit Schiller. Von Schiller dagegen finden wir nur folgende Uebersetzungen angezeigt: „Homage of the arts“ (von C. L. Brooks); „William Tell“ (von William Peter) und „Aesthetic prose letters and essays“. Von Herder, Klopstock, Lessing, Wieland finden wir nichts verzeichnet. Dagegen ist von Jean Paul mehreres übersezt worden unter den Titeln: „Reminiscences of the best hours of life for the hour of death“, „Flower, fruit and thorn pieces“ (von Edward Henry Noel) und „Walt and Vult? or the twins“ (von Eliza Wadsworth, die auch ein „Life of Jean Paul Frederick Richter“ schrieb). Uebersetzt wurden ferner Heine's „Reisebilder“ (von Charles G. Seland) und seine Briefe über deutsche Literatur (von G. W. Haven), Feuchtersleben's „Diätetik der Seele“, Grillparzer's „Sappho“ und Dehrensbläger's „Correggio“ (beide in einem Bande), Novalis', „Heinrich von Ofterdingen“, Lemme's „Anna Hammer“, Giese's „Harr-Röschen“, „Gregorovius“, „Gorizia“, Menzel's „Deutsche Literaturgeschichte“ (von C. G. Felton) u. s. w. Noch häufiger sind begreiflicherweise die Uebersetzungen von Werken rein wissenschaftlichen und fachwissenschaftlichen Charakters und sie, wie die Uebersetzungen poetischer Werke würden noch zahlreicher sein, wenn die in England erscheinenden Uebersetzungen aus dem Deutschen nicht auch das Bedürfnis der Nordamerikaner für deutsche Literatur mitschriebigten. Wir erwähnen noch, daß F. S. Hedge ein Werk herausgab: „The prose writers of Germany; containing specimens of Luther, Kant, Wieland, Lavater, Goethe, Schlegel etc.“ (Charles Sealsfield's (Siegel's) Romane erschienen theils zuerst in englischer Sprache, wie „Tokeah, or the White Rose“ (Philadelphia 1828), theils wurden sie von ihm selbst, theils von andern wie Ch. Fr. Wersch, G. Hebbe und James Maday ins Englische übersezt. In einem Zusatz der Bibliographie werden als die Vorzüge der Sealsfield'schen Romane „a thorough knowledge of human nature, skilful delineation of character, dramatic dialogue, and a rare talent for 'discription'“ hervorgehoben, und dann die Verwunderung ausgedrückt, „that the works of so powerful a writer should hitherto have completely escaped the attention of the English reading public“. **H. M.**

Bibliographie.

Affing, Ludmilla, Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fischer, G., Haspingert. Ein Geliebte. Wism., Sailer. Gr. 8. 15 Ngr.

Gundling, J., §§. [Paraphrase.] Skizzen aus der Juristen- und Beamtenwelt. Zwei Bändchen. Prag, Gundling. 8. 20 Ngr.

Séguir, v., Vertrauliche Unterhaltungen über den heutigen Protestantismus. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 7 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von F. Pecht und A. von Ramberg.

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rordorf, Schultheiss, Stiehling u. a.

Mit erläuterndem Texte von F. Pecht.

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. In 10 Lieferungen.

4. Erste bis sechste Lieferung. Jede Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die sechste Lieferung dieses Prachtwerks erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der «Schiller-Galerie» zu erleichtern wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis sechste Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorrätig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Hedwig, Gessler, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Miller; Maria Stuart, Wilhelm Tell, Ferdinand, Gräfin Terzky, Arnold vom Welschthal; Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Voria, Chetka, Bartragh, Caspar von Blasewitz, Tell's Anake; Friedrich Schiller, Charlotte von Lengefeld, Die Griechin, Bertha von Brunn, Der Kapuziner; Elisabeth, Königin von England, Carlota, Königin Isabeau, Der Prinz, Julia Imperiali.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Skizzen aus dem Alltagsleben.

Vater und Tochter.

Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von
Frederike Bremer.

Mit einer Musikbeilage. Aus dem Schwedischen.

Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Dieser neueste Roman von Frederike Bremer ist in der Art ihrer frühern bekanntesten Romane gehalten und schildert das Familienleben in der innigen und gemüthlichen Weise, welche der Verfasserin die Gunst des Publikums gewonnen und seit einer langen Reihe von Jahren erhalten hat. Die kindliche Liebe, die aufopfernde Liebe der Tochter zu dem Vater, ist der Gegenstand desselben. Die Verfasserin entwickelt dabei zugleich mit der ihr eigenthümlichen Klarheit und Frische, wie ein tüchtiges weibliches Gemüth, wenn es seinen Lebenszweck richtig aufzufassen und in dem ihm angewiesenen Kreise dafür zu wirken versteht, auch ohne Gattin und Mutter zu sein, segensreich wirken kann.

Dieser Roman ist zugleich für die Besitzer der deutschen

Gesamtausgabe von Frederike Bremer's Schriften

in besonderer Ausgabe als 33. und 34. Band derselben erschienen. Jeder Band dieser Ausgabe kostet 10 Ngr.

Die frühern Bände enthalten Folgendes:

- I. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Fünfte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- II. III. Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Fünfte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- IV. V. Die Nachbarn. Fünfte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- VI. VII. Nina. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- VIII. Die Familie S. Zweite verbesserte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- IX. Kleinere Erzählungen. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- X. Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Vierte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- XI. XII. Ein Tagebuch. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XIII. XIV. In Datscharien. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XV. — XVII. Geschwisterleben. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.
- XVIII. XIX. Sommerreise. Eine Wallfahrt. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XX. Leben im Norden. Eine Skizze. — Morgen-Wachen. Ein Glaubensbekenntnis. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- XXI. — XXIX. Die Heimath in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. 12. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 18 Ngr.
- XXX. — XXXII. Bertha. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 23. —

2. Juni 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Zur deutschen Culturgeschichte. Von G. Brückner. — Deutsche im Auslande. — Aus Theodor Kemmer's Nachlaß. — Notizen. (Biographisches; Eine neuentdeckte Robinsonade; Die lateinische Inschrift in Auerbach's Keller.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Culturgeschichte.

1. Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte, von Ernst Voll. Zwei Bände. Neudruck. Brunsdow. 1855—56. Gr. 8. 5 Thlr.
2. Kirchliche Sitten. Ein Bild aus dem Leben evangelischer Gemeinden. Von Heinrich Andreas Pröhle. Berlin, Herp. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Leben und Thaten des weiland wohlbeden und gekrönten Herrn Sebastian Schertlin von Burtenbach, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Nach der eigenen Handschrift des Ritters urkundlich neu herausgegeben von Dittmar F. A. Schönbuth. Nebst dem Bildnisse Schertlin's. Münster, Aschen-dorff. 1858. Gr. 8. 25 Ngr.

Wer den neuesten literarischen Vorgängen in Deutschland mit aufmerksamem Auge nachgeht, wird und muß finden, daß unsere Literatur sich mit einem Eifer und einer Vorliebe culturbistorischen Bestrebungen und Studien zuwendet, wie dies früher niemals dargelegen ist. Eine derartige Regsamkeit bezeugen nicht bloß rein culturbistorische Werke, wie die von Wachsmuth, Klemm, Schert und Wiedermann, und nicht bloß rein culturbistorische Zeitschriften, von denen die zu Nürnberg von Müller und Falke herausgegebene gleich von der Wiege an, mehrere andere dagegen erst seit kurzem mit Umsattelung ihrer Zwecke in den Dienst der Culturgeschichte getreten sind, sondern auch Arbeiten auf mehr oder minder mit der Culturgeschichte verwandten Gebieten, wie Dorfgeschichten, Biographien, ethnographische Studien, Denkschriften politischer und religiöser Erfahrung und Reflexion und mancherlei bürgerliche Romane und Novellen. Selbst die politische Geschichte lenkt nach Schloffer's Vorgange und nach Macaulay's überseelischen Einflüssen mit entschiedenem Schritt in die Hallen der Culturgeschichte. Unverkennbar hat dieser frische literarische Trieb seine Berechtigung. Die Simsonskraft der neuen Zeit ist die an die bürgerliche Volksschicht übergegangene Macht der Intelligenz und des flüssigen Reichthums, der beiden Haupthebel des Völklerlebens, mit denen der Bürger in unsern Tagen

an der Hand der eingefangenen beschleunigenden, Raum und Zeit verkürzenden, Stofflasten und Gedanken tragenden Naturkräfte vorerst Frueereifer und Freiheit in die materiellen Schöpfunggebiete, namentlich in alle Zweige der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels gebracht, damit aber zugleich das Selbstgefühl der Massen im Großen und Kleinen und den helligen Sinn für national einheitliches Leben angebahnt hat. Eben diese Erstarfung und gesteigerte Thätigkeit des bürgerlichen Gesellschaftskörpers nöthigt und belebt das historische Auge, sich die gesammte Entwicklung des Volkslebens klar zu machen und dadurch die historische Vernachlässigung, welche dasselbe in frühern Zeiten erfahren, möglichst zu sühnen. Daraus geht aber auch hervor, daß die Culturgeschichte von einem ernstesten Bedürfnisse des Lebens hervorgerufen ist und Dienste mit großen Zwecken überkommen hat. Als solche hat sie zur Aufgabe, in ihren Schilderungen ebenso wahr und gerecht als freimüthig auszusprechen, wie sich das gesammte Volk im Laufe der Zeit in allen Etagen seines nationalen Baues von der Gewalt der Natur allmählich losgerungen und mehr und mehr zum Träger der Vernunft entwickelt und gestaltet hat oder wie dasselbe in seinen politischen, socialen, moralischen und religiösen, in seinen agrarischen, gewerblichen und mercantilen Bestrebungen, in Kunst und Wissenschaft von den Dämonen der Trägheit und Thorheit gemahregelt und gehemmt oder von den lichten Jbren des Geistes gefördert und gesegnet worden ist.

Mit dieser Forderung, welche, um sie kurz zu fassen, auf einem gewichtreichen Stoff, auf dem Zwang einer strengen Methode und auf der Gebundenheit hoher Zwecke beruht, tritt sie nothwendig mit gleicher Entschiedenheit einerseits den seitberigen Gewohnungen und Fertigkeiten der politischen und der literaribistorischen Darstellung, welche gern und vorherrschend die Straße der hohen Olympier wandelte, dort die Thaten der Gewaltigen und die Festgebanken der gnadenspendenden Salons illuminirend, hier den Cultus

der glücklichen Genien pflegend, andererseits dem gerade gegenüberliegenden Realismus entgegen, welcher von den besonnenen Spitzen der Gesellschaft nach den dunkler gehaltenen und größer geformten mittlern und untern Volksschichten oder von dem Idealismus nach der derbern Naturmühseligkeit und jinglich frischen Wirklichkeit hinüberdrängt. So natürlich und erklärlich nun auch, der literarische Rückschlag wäre, unter die Strohdächer der Dörfler oder in die Bureaux der Pfefferkrämer geworfen zu werden, so wenig liegt es in dem Ernst und Zweck der Culturgeschichte, eine Literatur zu erwerben und zu begünstigen, welche ungelenke oder lustige Erdgestalten als leserleerende Schöpfungen zu Markte bringt. Aber auch ebenso wenig kann sie aus denselben Gründen einen flachen, spielerischen und süßlichen Sinn zulassen, wenn immerhin ein zur Zeit noch großer Theil des Publikums am liebsten nach dieser Speise langt und wenn selbst in manchen vielgestaltigen Stoffen mehr Reiz für die Phantasie als Nahrung für den Geist und das Herz gefunden wird.

Die drei obengenannten Werke, deren kritische Besprechung wir übernommen haben, sind ganz in dem culturhistorischen Geiste geschrieben, den wir im Interesse der Wissenschaft und des deutschen Volks fordern müssen. Zwar unterscheiden sich dieselben nach Stoff, Zweck, Behandlungsart und Umfang der culturhistorischen Ergebnisse, selbst nach der Zeit ihres Entstehens, indeß in Bezug auf die Gesinnung, welche sie athmen, stimmen sie überein und eben dieser Verwandtschaft wegen lassen sie sich auf einen Namen der Kritik zusammenspannen oder wenigstens aneinander reihen.

Wir wenden uns zuerst zu der „Geschichte Mecklenburgs“ von Ernst Boll (Nr. 1). Mecklenburg, nach seiner politischen Entwicklung der größte Sonderling unter den deutschen Ländern und Ländchen, hat mit dem Jahre 1728 das erste Werk einer gesammten Landesgeschichte erhalten. Was vorher über dies Land in historischer Hinsicht geschrieben worden ist, kam nicht über Form und Wesen der Chroniken hinaus und behandelte überdies in der Mehrzahl nur Lokalgeschichten wie unter andern die von Ribnitz, Barchim, Schwerin und Rostock, in der Minderzahl einzelne Stücke und Seiten der Landesgeschichte, aber dort wie hier theils mit phantastischen theils mit trockenen und losen, vielfach voneinander entlehnten Angaben. Erst im 18. Jahrhundert lenkte nicht allein der auf deutschem Boden von Maccou und Bünau wieder nach gerufene historische Sinn, sondern auch der in Mecklenburg heiß entbrannte Kampf zwischen Fürsten und Adel, der Seele und der Faust der mecklenburger Stände, den Blick vom Einzelnen auf das Ganze, von den Bruchstücken auf die Continuität der Thatfachen, indeß lange noch nicht von dem Beengten und Parteilichen zu dem Umsichtigen und Unabhängigen, noch nicht von den einzelnen Fäden auf die lebendige Wechselwirkung und einheitliche Verbindung aller Fäden, nicht von dem bloß Ueberlieferten und Nachgebeteten zu dem kritisch Begründeten und noch nicht von

der langweiligen trockenen Massenanhäufung zur fesselnden künstlerischen Behandlung. Wie freilich damals die Sachen in Mecklenburg lagen, war die Erfüllung der einen oder andern dieser Forderungen schwer, die Erfüllung aller eine Unmöglichkeit und sie ist es, offen gestanden, selbst zur Stunde in diesem Lande, wo die Daelen mancher Sonderinteressen und Begehrtheiten noch vom Parteiauge behütet und bewahrt werden.

Die Bearbeitung der allgemeinen mecklenburgischen Geschichte begann zwar mit einem Werke, das auf einer möglichst parteilosen, unabhängigen Gesinnung erbaut war; es fehlten jedoch demselben, um gründlich, lichtvoll und schlagend zu werden, die auslänglichen urkundlichen Stützen und die Geschicklichkeit einer planvollen Anordnung des Stoffes. Der Verfasser dieses für die Darstellung der allgemeinen Geschichte Mecklenburgs bahnbrechenden Werks war Hans Heinrich Klüver. Der Anlaß, den seine Geschichte im Publikum fand, bewirkte, daß sich der Hofrath G. G. Jargow zu Strelitz einer neuen Bearbeitung derselben unterzog, welche in den Jahren 1737—42 erschien. Daß Jargow dies anonym that, darüber rechtfertigt er sich in seiner Vorrede also: damit er nicht Ursache haben möchte, der Beschaffenheit der damaligen Welt nachzugehen, mithin nur etwa ut servum pecus autoritatis das nachzupfeifen, was dem einen oder dem andern gefallen möchte, sondern dasjenige zu schreiben, was — jedoch ohne jemand zu beleidigen — der Wahrheit und der historischen Gewissheit gemäß sich befände, weshalb auch alle seine Berichte, insofern sie nicht auf allgemein landkundigen Dingen beruheten, allemal von ihm mit unverweilichen Beweisen aus den Landesdocumenten bestätigt worden wären. Möchte die Mitterschaft in Mecklenburg befürchten, daß ihre Rechte von dem parteilosen Geist der Geschichte wenn auch nicht erschüttert doch vielfach angezweifelt werden könnten, oder möchte einer ihrer Parteigänger gleiche Palmen begehren, wie sie Klüver und Jargow errungen hatten, kurz vor dem Schlusse des Jargow'schen Werks trat der aus den holfsteinischen in den mecklenburg-strelitzischen Dienst übergetretene Matthias Johannes von Behr mit seinen acht Büchern „Rerum Mecklenburgicarum“ für die Mitterschaft in die Schranken. Man kann ihm Fleiß, Eifer und Geschicklichkeit in der Zusammenbringung von Thatfachen und Zeugnissen, welche dem Recht und der Ehre des Adels hulbigen, keineswegs absprechen, wohl aber absehen von aller Kritik und Gerechtigkeit jenen schönen Eilan, der den historischen Stoff ebenso lichtvoll ordnet als fesselnd darstellt. Da übrigens einmal die Geschichtsschreibung zum Advocatendienste für einseitige Bestrebungen herabgesunken war, und da diese selbst noch in heftigem Ringen miteinander zu Feld lagen, so erklärt sich auch, daß bald nach Behr für beide mecklenburgische Lager advocatorisch-historische Schriften erschienen. Es trat nämlich im Jahre 1753 Samuel Buchholz, damals Conrector in Werben, mit seinem Versuch in der Geschichte des Herzogthums Mecklenburg für die Interessen der fürstlichen, dagegen der sternberger Präpositus David Franke

gleichfalls im Jahre 1753 mit seinem alten und neuen Mecklenburg für die der ständischen oder genauer der adelichen Macht auf; der Gesinnung nach jener mit Absicht und Leidenschaft, dieser trotz seiner lauteren Zwecke durch einseitige Quellen zur Einseitigkeit verleitet; der Behandlung nach jener ein Paragaphist, dieser ein Chronist. Auf diese Weise war leider die mecklenburgische Geschichte aus der Bahn, welche das Klüger-Jargow'sche Werk eröffnet hatte, herausgedrängt; denn daß sie durch die erwähnten Parteilichkeiten eine Bereicherung an erschlossenem urkundlichen Material gewann, wog lange nicht die Vernachlässigung oder Verhöhnung der wissenschaftlichen und sittlichen Forderungen auf, welche sie zu erfüllen hat. In diesem Zustand blieb sie wie ein gebannter oder vermünschter Schatz mehrere Decennien, selbst dann noch, als nicht allein die kritische Methode durch Vossling, sondern auch die künstlerische Behandlung des Ausdrucks durch eine Reihe von deutschen Schriftstellern zu Postulaten der Literatur und der unbefleckte historische Sinn durch Schölzer zu einem nothwendigen Erforderniß geschichtlicher Darstellung gemacht worden war. Zwar treten gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fast gleichzeitig zwei Mecklenburger auf, welche, von den Forderungen der Zeit getrieben, an die Bearbeitung der mecklenburgischen Geschichte Hand anlegen, aber keiner derselben wird beiden Seiten der historischen Darstellung, der kritischen und der künstlerischen, zugleich gerecht. Der Regierungsrath Fr. A. Rudloff war der eine, der Prediger Nepinus der andere. Jener zertrümmerte allerdings dadurch, daß er sein pragmatisches „Handbuch der mecklenburgischen Geschichte“ auf dem Grund der Urkunden erbaute, alle Fabeln der selbsterzählten mecklenburgischen Historiker, was ein wesentlicher historischer Gewinn war; aber daß er dem geschichtlichen Stoff keinen belebenden Ausdruck einhaucht, vielmehr bis zum Ermüden kalt und trocken ist, daß er zudem sein Werk nur bis zum Dreißigjährigen Krieg ausführt und daß er sein Urtheil nicht ganz ungefärbt, namentlich von der Hinnelung zur Illumination der Fürsten nicht ganz frei erhalten hat, drückt seine Arbeit zurück zu einem bloßen, vorsichtig zu benutzenden Urkundenbuch; dieser dagegen suchte seine „Geschichte von Mecklenburg für Jedermann in einer Folge von Briefen“ dem mecklenburger Publikum in mundrechter Behandlung zuzuführen, wählte aber dazu die der geschichtlichen Darstellung widerstrebende Briefform und einen durch seine Schwerfälligkeit und Schwereverständlichkeit belästigenden Ausdruck, so daß sein Werk weder das Interesse des Volks erregen noch in Berücksichtigung des unkritisch zugelassenen Stoffs die Studien des Historikers fördern kann.

Nach diesen beiden Männern blieb die mecklenburgische Geschichte von neuem ein volles Menschenalter fast unangebaut, wenigstens ungefordert liegen, indem die Uebersicht derselben, welche der Prediger Hane 1804 herausgab, als ein unselbständiges Werk hier keine Beachtung finden kann. Erst der Schlosshauptmann R. Ch. Fr. von Rüchow war es, der in den Jahren 1827—35 ihre

Bearbeitung mit seinem „Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg“ wieder aufnahm, leider jedoch sie ebenso wie Rudloff nicht über die Mitte des Dreißigjährigen Kriegs ausdehnte. Trotzdem hat von Rüchow sich um die mecklenburgische Geschichte wesentliche Verdienste erworben, welche nicht allein darin bestehen, daß er seinen Bau auf archivalischen Quellen aufbaut und daß er sich wie Klüver und Jargow möglichst parteilos hält, sondern auch darin, daß er mit der politischen Geschichte zugleich die Culturgeschichte verbindet, wodurch er alle seine Vorgänger übertrifft und selbst vielen Historikern anderer Länder nach Zeit und Muster vorausschreitet. Auch das muß seinem Werke nachgerühmt werden, daß es im glücklichen Zusammentreffen mit reichen historischen Einwirkungen von außen her in den mecklenburgischen Landen wenn auch zunächst nur in den höhern und gebildeten Schichten der Gesellschaft das Interesse an den historischen Studien mit angeregt hat. In demselben Jahre, wo von Rüchow sein Werk abschloß, entstand nicht allein zu Schwerin ein Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, der sich, namentlich durch den thätigen wackern Archivrath Dr. G. Vissch, zu einem der fleißigsten unter den vielen untereinander verbundenen deutschen historischen Vereinen emporgearbeitet hat, sondern es gab auch der Prediger Masch seine treffliche „Geschichte des Bisthums Rügen“ heraus. Durch diese Arbeiten, besonders durch die vielfachen geschichtlichen Aufsätze der schweriner Vereinschrift, wie nicht minder durch die 1846—47 erschienene vorzügliche Schrift des Pastors F. Voll über die „Geschichte des Landes Stargard“ waren in den letzten 20 Jahren aus den öffentlichen und privaten Archiven, aus Untersuchungen geographischer und ethnographischer Verhältnisse und aus Nachforschungen über Denkmale der Kunst und Wissenschaft und über Sprache und Sitte so viel neue Bausteine zu einer allgemeinen Landesgeschichte gewonnen worden, daß es ein ebenso dringendes Bedürfniß war, dieselben in einem von Anfang bis zur Gegenwart fortgeführten landesgeschichtlichen Rahmen zum Besten und zum Dank des Publikums zu verarbeiten, als es unverkennbar seine große Schwierigkeit hatte, das reiche, aber auch lose Material künstlerisch zu einem Guß zu gestalten.

Der zu Neubrandenburg geborene, von väterlicher und mütterlicher Seite aus wackern Familien abstammende, als Naturforscher bekannte Ernst Voll, Bruder des bereits genannten, um die mecklenburgische Specialgeschichte verdienten Franz Voll, hat durch seine „Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte“ diesem Bedürfniß abgeholfen. Sein Werk, von welchem der erste Band im Jahre 1855 und der zweite im Jahre 1856 erschien, war, wie der Verfasser selbst in der Vorrede gesteht, anfänglich zu seiner eigenen Belehrung unternommen; da er jedoch bei der Construction eines übersichtlichen historischen Bildes von Mecklenburg sich mehr und mehr überzeugte, daß wenigen Mecklenburgern es möglich sei, die Schwierigkeit der Entwerfung eines solchen wie für ihn so für alle unentbehrlichen Bildes zu über-

winden, so glaubte er, seinen Landsleuten keinen unwillkommenen Dienst zu erweisen, wenn er ihnen seine Arbeit vorlegte. Nicht bloß Mecklenburg, sondern auch das übrige Deutschland hat dem Verfasser zu danken, daß er die Frucht seiner Privatstudien auf den Altar seines engern und weitern Vaterlandes niedergelegt, um so mehr als dies einerseits mit einer seltenen, den strebenden Mann kennzeichnenden edeln Bescheidenheit, andererseits mit rühmlichen, die Wissenschaft fördernden Leistungen geschehen ist. Daß ihm die Lösung seiner Aufgabe zu einer wohl gelungenen geworden, dazu trug außer der Unterstützung seines Bruders Franz Voll, der selbst einige wichtige Abschnitte des Werks verfaßt hat, nicht allein seine gründliche Kenntniß des historischen Materials bei, soweit dieses in und für Mecklenburg erschlossen ist, sondern auch seine patriotische Gesinnung und seine lautere Liebe zur Wahrheit, welche den echten Quellen der Aufzeichnungen und den ursprünglichen Motiven der Handlungen nachgeht und mit Freimüthigkeit die Entwicklungen der mecklenburger Zustände offen legt, und dies alles in einem klaren, edeln, selbst hier und da gehobenen Ausdruck und in planvoller Anordnung. Wenn übrigens des Verfassers unbestoßenes Urtheil manchen in ihre Partei oder in die Zustände ihres Landes verbißenen mecklenburger Persönlichkeiten nicht behaglich und ersprießlich, vielleicht sogar tendenziös erscheinen will, so können wir dies sehr wohl erklärlich finden, müssen aber dabei Voll's historische Arbeit in Schutz nehmen, welche nicht um Gunst und Gold, sondern der Wahrheit und Gerechtigkeit dient. Wir unsererseits haben vielmehr beim Durchlesen der Voll'schen Geschichte öfters den Wunsch gehegt, er möchte da, wo ewige menschliche Rechte verletzt werden, einen mehr grollend donnernden Ausdruck gebraucht haben; denn wie soll und kann die Geschichte entzünden und erschüttern, begeistern und demüthigen, wie bilden und packen, wenn sie nicht über die großen und kleinen Töden, über die schönen und elenden Gesinnungen und Thaten der Menschen und Völker zu Gericht sitzt und ohne Scheu das Schwarze schwarz und das Reine rein nennen darf? Und doch zürnen wir deshalb nicht mit dem Verfasser, loben ihn vielmehr, wenn er mit maßvoller Offenheit mehr Terrain für die Ausbreitung der Vaterlandsgeschichte zu gewinnen glaubt als mit zornvollem Ausdruck. Auch darüber, daß er noch manche öffentlichen und privaten archivalischen Schätze des Landes unbenutzt mußte liegen lassen, können und mögen wir in Anbetracht sowol der mecklenburgischen Verhältnisse als seiner eigenen Aufgabe nicht mit ihm rechten, so sehr wir diesen Mangelstand auch bedauern müssen, indem selbstverständlich bei reicherer und durchgreifenderer Benützung der urkundlichen Materialien der Zusammenhang und die Beleuchtung vieler politischer Thatfachen und Zustände (wir erinnern unter andern hier nur an das bei Voll noch nicht vollkommen zurückgeschlagene Bistum der mecklenburgischen Landesklöster Malchow, Dobbertin und Ribnig als sogenannter adelicher Domänen) sich anders gestaltet und ebenso die Culturgeschichte des

mecklenburger Volkslebens sich noch farbenreicher erschlossen hätte, als wir dies hier ausgeführt finden. Freilich müssen wir zugleich auch gestehen, daß eine Geschichte von Mecklenburg, welche auf einer möglichst vollständigen Quellenunterlage ruhen soll, weder morgen noch übermorgen aus der Druckerei kommen wird, indem in diesem Lande manche Archivalia den Gang zum Hochgericht scheuen; ebendeshalb hat der Verfasser sehr wohl gethan, daß er die bereits zu Tag gesponnenen Fäden der Geschichte Mecklenburgs zur Leinwand, um sein eigenes Bild zu gebrauchen, verarbeitet hat. Besonders können wir seine äußere oder politische Geschichte, weniger seine Culturgeschichte des mecklenburger Landes ein Stück Leinwand nennen, indem dort mit gutem Geschick diejenigen Ereignisse, welche für Volk und Land von nachhaltiger Wirksamkeit waren, zum Hauptgrund des Gewebes, die weniger politisch, mehr social bedeutsamen und interessantesten Züge zum Einschuß genommen und zu einem anziehenden Ganzen gebildet, hier dagegen vorherrschend mehr lose Culturbilder aneinander gereiht sind, obgleich den einzelnen keineswegs Wärme und Farbe fehlt.

Der erste Band des Voll'schen Werks behandelt die Geschichte Mecklenburgs bis zu dem Tode des Herzogs Johann Albrecht, also bis zum Jahre 1576 oder bis gegen den Schluß des Reformationszeitalters; der zweite bis zum Jahre 1848. Warum der Verfasser sie nicht weiter, namentlich nicht über die sturmbelegten demokratischen Jahre hinausführt, hat seinen leicht erklärlichen Grund darin, daß er mit dem Ende des Jahres 1847 einen festen Grenzstein der bis dahin im ganzen noch klaren oder schlummernden politischen und socialen Verhältnisse Mecklenburgs findet, während die Ereignisse mit und seit dem Jahre 1848, wie er bekennet, einem neuen Lavaström gleichen, dessen Boden, wenn auch schon an der Oberfläche erstarrt, dennoch jahrelang so heiß bleibt, daß der Fuß des Wanderers ihn nicht ungestraft betreten darf.

Unmöglich können wir hier, um nicht den uns zulässigen Raum d. Bl. zu überschreiten, dem inhaltsreichen Voll'schen Werke Schritt um Schritt nachzugehen; um aber doch die Art zu zeigen, wie der Verfasser seinen historischen Stoff behandelt und das Interesse für die Geschichte seines Vaterlandes zu erwecken befähigt ist, greifen wir einige Züge, namentlich solche Entwicklungsfäden heraus, welche Unter- und Grundlagen der gegenwärtigen Zustände geworden sind. Es lassen sich solche Fäden in der Geschichte Mecklenburgs um so leichter nachweisen und offen legen, als in diesem Lande die im Mittelalter aufgeschosste Lebens- und Staatsform nicht etwa bloß erhalten und behütet, sondern im Laufe der letzten Jahrhunderte herab bis zum Anfang des jetzigen vollendet, mit festen Privilegien, mit verbrieften und vererblauten Rechten und unverbrüchlichen und krystallisirten Gewohnungen verfeilt und zu einem Bau zugepicht worden ist, gegen den alle Wellen der frühesten Zeit vergeblich, die der neuesten Bewegung nur mit einigem Schüttern und Rütteln anschlugen. Wenn nun gleich in der

neuesten Zeit auf den verschiedenen socialen Gebieten des Landes mehr geschehen ist, als in den fast drei Jahrhunderten seit der Einführung der Reformation, wie in der That die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Feststellung der Erbpachtbauern im Domanium, die sichere Grundrihtung der Geld- und Creditverhältnisse, die rationelle Umgestaltung der Landwirtschaft, die Vervollkommnung der Communicationsmittel zu Wasser und zu Land, die Verbesserung der Schulen, der Rechtspflege und des Medicinalwesens rühmliche Reformen und Schöpfungen sind, so ist doch hier zur Zeit noch allen Bewegungen ein altes schweres Bleigewicht beigegeben, welches in den Verhältnissen des Grundbesitzes und in der Verfassung und dem ständischen Wesen, dem Herzschlag des Staates, liegt. Der Verfasser sagt II, 402:

Der Grund und Boden Mecklenburgs wurde bei der Germanisirung im 12. und 13. Jahrhundert von den Landesherren größtentheils an die Geistlichkeit, an Vasallen und städtische Bürgergeschäften mit sehr ansehnlichen Privilegien hinweggegeben, welche in manchen Fällen so bedeutend waren, daß dem Landesherren über manche dieser kleinen Gebiete nichts weiter als die Hochobacht übrig blieb, alle seine andern Rechte aber in die Hände der Grundeigentümer übergingen. Hierdurch erhielten diese als Landstände zugleich die Macht, sich ansehnlich zu erhalten, auf diesen Privilegien beruhte ihre Selbstständigkeit. Sie waren jetzt nicht bloße Unterthanen, sondern sie übten ihrerseits Herrschaftsrechte über ihre Hinterlassenen aus; nur durch ihre Vermittelung konnte der Landesherren diese erreichen, Abgaben und Dienste von denselben erlangen. Demnach verstand sich ihre Mitwirkung bei der Landesregierung ganz von selbst. Es bedurfte dazu nicht erst eines besondern Zugeständnisses oder einer verfassungsmäßigen Anerkennung, denn nicht ohne den Beistand der politischen Stände konnte die Landesherrenschaft ausgeübt werden.

Dem glücklichen, üppigen Gedeihen der ständischen Macht in Mecklenburg kamen übrigens außer der Occupation von Grund und Boden, in welcher theils die Reime theils die Früchte derselben liegen, nach und nach noch andere günstige Verhältnisse zu Hülfe. Schon das ist ein günstiger Umstand, daß bei der Einwanderung der Deutschen in das Wendeland Mecklenburg die germanische feudale ständische Verfassung als eine fest gegliederte Macht und schlagfertige, ausdehnungslustige Körperschaft eintritt und als solche gleich von den ersten Zeiten des germanisirten Landes an durch ihren feudalmäßig organisirten Adel, ihre geistlichen Prälaten und städtischen Bürgermeister die Rechte des Volks und Landes vertritt. Zwar blieben die Rechte und Pflichten dieser Feudalstände sowohl in Bezug auf ihre Gegenseitigkeit als in Bezug auf den Landesherren mehrere Jahrhunderte ohne genaue Formulirung, selbst jede einzelne Herrschaft hatte ihren besondern Landtag;

indes die Streitigkeiten unter den herzoglichen Brüdern (Heinrich und Albrecht, den Söhnen des 1503 verstorbenen Herzogs Magnus) ein drohendes Kriegungewitter, welches sich in den drei nordischen Reichen zusammengezogen hatte, und der revolutionäre Geist, welcher damals (im Reformationszeitalter) ganz Deutschland durchwehte, veranlaßte im Jahre 1523 die Prälaten, Lehnsleute und Städte der Lande Mecklenburg, Wenden, Rostock und Starogard sich zu gegenseitigem Schutze und Beistande durch eine sogenannte Union näher aneinander zu schließen, ein für die Geschichte unserer Landesverfassung ungemein wichtiger Schritt.

Die Union vom Jahre 1523, nach welcher die Stände sich untereinander verpflichteten, einander gegen die Verletzung ihrer Privilegien beizustehen, begründete den ständischen Körper Mecklenburgs als eine in sich abgeschlossene untheilbare Corporation mit dem Zweck, in der festgeschlossenen Corporation ein für alle Zeiten unzerreißbarer Einigungsband der getrennten Landestheile zu gewinnen und zu bewahren.

Und in der That, das muß man gestehen, daß in keinem andern deutschen Lande die Stände ihr Recht allezeit, selbst in den für sie widerwärtigsten Zeiten und Fällen mit einer solchen Hartnäckigkeit vertheidigt und dabei einen gleich starken Gemeingeist fund gegeben haben, als dies in Mecklenburg der Fall war. Freilich kamen ihnen, um eine so seltene exorbitante Macht, Zuversicht und Haltung zu erreichen, nicht allein die fast stereotyp gewordenen Geldverlegenheiten der Fürsten, nicht allein ihre eigene ununterbrochen wie früher jenseit der Landesgrenzen, so später innerhalb derselben genährte Sehnsucht und nicht allein ihre Kenntniß und Benützung der Gold- und Silbergassen zu Wien, auf das vortheilhafteste zu statten, sondern auch die zwei glücklichen Umstände, einmal daß mit der Einführung der Reformation die Geistlichen als landstandsberechtigte Staatsglieder aufhörten, wodurch die ganze Kraft der Stände an die alte eingeborene Ritterschaft (der bürgerliche Landstand war früher zu unbedeutend und zu demüthig) überging, demzufolge nun diese in feuerfester Phalanx und Coterie ihre Interessen gegen Fürsten, Bürger und Bauern und selbst gegen den neu eingewanderten Adel hütete, erweiterte und verdichtete, und zum andern daß sie mit dem Streigen des Bodenwerthes namentlich seit 1607 allmählich das Regen und Verlegen der Bauern ausführte, wodurch sie vollkommen landherrlich, das bäuerliche Volk dagegen leibeigen wurde. Wie im Jahre 1572 die obengenannten säcularisirten Landesklöster, so wurden ihr im Jahre 1621 außer vielen andern Concessionen die wehrlosen Bauern preisgegeben, jene für 400000, diese für 1 Mill. fl. Was lag darum dieser landstandritterlichen Coterie näher, als sich in dieser exclusiven Stellung zu erhalten? Und wollte sie solches, so mußte sie das Einigungsband der getrennten Länder für immer dauernd schmieden.

Als ein solches hat sie denn auch fortan gedient, nicht allein im Jahre 1621, als die damaligen Herzoge abermals eine radicale Landtheilung vornehmen wollten, sondern auch im Jahre 1701, als die letzte mecklenburgische Landestheilung zwischen den beiden jetzt regierenden Linien stattfand; auch dem Erbvergleich vom Jahre 1755 dient sie zur Grundlage.

Uebendardum ist Mecklenburg durch seine landständische Verfassung und namentlich durch die Stärke seiner geschlossenen landständischen Corporationen, welche das Schicksal aller größten und kleinsten Interessen des Landes behauptet, vor allem in staatlicher Beziehung ein höchst merkwürdiges Land.

Es gibt zwar zwei Großherzoge von Mecklenburg, welche in ihren respectiven Ländern souverän sind, dennoch aber bilden diese beiden Länder, durch das feste Band der Union zusammengehalten, nur einen einzigen Staat, ein feudum solidum et

indivisum, wie dies schon einst Kaiser Karl IV. im Jahre 1373 so bestimmt hatte. Die Hauptbestandtheile dieses Staates sind: das Herzogthum Mecklenburg oder der mecklenburgische Kreis, das Herzogthum Güstrow oder der wendische und stargardische Kreis, der roßoder District, die Herrschaft Wismar, die Fürstenthümer Schwerin und Rostock und die Klostersgüter. Ein Großherzogthum Mecklenburg-Streitz aber existirt in Bezug auf unsere Verfassung gar nicht; denn wenn es sich um allgemeine Landesangelegenheiten handelt, figurirt es als integrierender Theil des Herzogthums Güstrow, bei Dingen aber, die Mecklenburg-Streitz allein angehen, tritt es selbsthandelnd als stargardischer Kreis jenes Herzogthums auf.

Kann man auch den Nutzen nicht verkennen, welchen die altritterschaftliche Corporation in früherer Zeit dem mecklenburgischen Gesamtstaat besonders dadurch gebracht hat, daß sie seine politische Einheit fest im Auge behielt, so muß man freilich auch gestehen, daß ihr dies mehr als Folie und Mittel für ihre Zwecke und Verhältnisse diene und daß ihre eigene Erregungenschaft, was besonders schwer ins Gewicht fällt, eine Lähmung in das mecklenburger Volksleben hineintrief, welche selbst noch jetzt nicht alle Glieder des mecklenburger Staatskörpers verlassen hat.

Was in Mecklenburg in zeitgemäßer Umgestaltung geleistet ist oder wenigstens zu leisten versucht wurde, konnte allein durch die Regierungen geschehen, welche dabei aber auf den allerzähesten Widerstand von seiten der Stände stießen. Denn welchen Grundsätzen diese letztern huldigten, erhielt z. B. aus den Gründen, aus welchen im Jahre 1843 der Vorschlag der Regierung, die städtischen Feldmarken zu separiren, abgelehnt wurde: „Nützlich (hieß es) sei die Separation wol, aber durch dieselbe werde eine Aenderung von Verhältnissen bezweckt, deren jetziger Bestand in den Ansätzen des städtischen Wesens wurzeln und deren Umgestaltung zu Zuständen führen könne, die außer aller Berechnung lägen?“ In ähnlichem Geiste wurde Hr. Vogge auf dem Landtage, als er privatim den Vorschlag machte, in den Geschäftsförmlichkeiten zu Gunsten der Bequemlichkeit der Ständemitglieder eine kleine Aenderung vorzunehmen, geantwortet: „Gott bewahre! hier muß nichts verändert werden. Es kann sich hier nicht darum handeln, was zweckmäßiger ist, sondern was gebräuchlich ist.“

Wie dies Grundgebrechen, so hebt der Verfasser mit gleicher Freimüthigkeit die mit der starren feudalen Verfassung Mecklenburgs zusammenhängenden Uebelstände hervor, namentlich daß auf dem Landtage genau genommen $\frac{1}{30}$ der Bevölkerung nicht vertreten wurden, daß der Landtag an Vielköpfigkeit leide und daß daselbst ein grelles Mißverhältniß zwischen den Städten und den Rittergütern stattfinde, indem circa 600 Rittergutsbesitzer, dagegen nur 46 Städte landstandsberechtigt, also 600 Stimmen auf jener, nur 46 auf dieser Seite wären; zugleich deckt er die aus der Zersplitterung des Landes in viele kleine selbständige Territorien herauswachsenden Folgen auf, darunter vor allem die furchtbar traurigen Primatsverhältnisse oder die harten lokalen Absperrungen gegen all und jede Freizügigkeit, durch welche die in erschreckender Weise zunehmenden Uebertretungen des sechsten Gebots (1780 ein uneheliches Kind auf 17,; dagegen 1850 eins auf 5,; eheliche) und die massenhaften Auswanderungen hervorgerufen werden.

Trotzdem aber daß Mecklenburg in dem historisch und politisch höchst denkwürdigen Corps seiner eingeborenen

und recipirten Ritterschaft eine römische Revulsivkraft gegen jede Bewegung, welche die Rechte des Corps und die Heiligkeit der feudalen Verfassung nicht segnet, zu Tag treten läßt und trotzdem, daß dies Land den Fahrenschrei der neuen Zeit zu dämpfen sucht, so gehen doch in seinem staatlichen, socialen und landwirthschaftlichen Körper Erscheinungen vor, welche darauf hindeuten, daß sich auch hier der Sinn für das Bestehende über kurz oder lang mit dem Sinn und Trieb für Umgestaltung und Verjüngung nach dem Durchgang durch ernste Kämpfe versöhnen und vernählen wird und muß. Wenn unter andern in Mecklenburg das Verhältniß der adelichen Rittergutsbesitzer zu den bürgerlichen im Jahre 1703: 680 zu 30; 1793: 411 zu 111; 1835: 289 zu 241; 1844: 285 zu 294 und 1857: 294 zu 316 war; wenn ferner im Jahre 1572 es in ebendiesem Lande 130—140, 1755 nur 80 und 1756 nur noch 44 altadeliche oder eingeborene adeliche Familien gab, so deutet dies alles doch offenbar auf ein Heranreifen des bürgerlichen Geistes und Einflusses, also gerade da, wo die Feudalpfähle in das mecklenburger Leben eingeschlagen sind, aber auch wo die Hebel der neuen Gestalt angelegt werden müssen. Ist immerhin der allmähliche Abgang der alten Adelsgeschlechter durch Reception von eingewanderten Adelsfamilien und neu geadelten Geschlechtern zum Theil ersetzt worden, so bleibt doch gegen die Hälfte der Rittergüter für den Adel verloren, was für die fernere Entwicklung Mecklenburgs sicher nicht ohne die Wirkung von großer Tragweite sein kann. Wenn noch im Jahre 1748 die bürgerlichen Stände aus dem Landtagsaal flüchten mußten, um nicht von der Ritterschaft aus den Fenstern gestürzt zu werden, so bedrängen sie bereits nach einem Jahrhundert den alten Ritterschaftskörper nicht bloß mit der Beanspruchung gleicher Vorzüge, namentlich mit den Forderungen einer gleichen Theilnahme an der Wählbarkeit zu den Landrathsstellen und in den engeren Ausschüß, des gleichen Genusses der drei reichen Klöster und des Rechts gleicher ritterschaftlichen Uniform, sondern auch mit allgemein liberalen Gesinnungen und gerechten Reformplänen. Erkennt übrigens der Adel Mecklenburgs daß für die gesunde Entwicklung des staatlichen Lebens unerläßliche motorische Volkselement an, bringt er seine wirklichen Rechte mit den Pflichten gegen das ganze Land in Harmonie und betrachtet er fortan die Bürger und Bauern als berechnigte Glieder des gemeinsamen Landes und nicht mehr wie vordem als eine ganz besondere Gattung von Menschen, die man mit Raststolz unter die Füße treten und höchstens zur Arbeit hegen müsse, um Champagner trinken zu können, so kann er seine Stellung zu einer gesegneten machen, indem er gerade vor dem Adel mancher andern Länder alles Zeug beßigt, unberechtigten Forderungen Wägung, zerrissenen Bestrebungen Gemeingeist und unfreien unterwürfigen Gesinnungen Selbstständigkeit und edles Selbstgefühl einzuhauchen. Dabei fügen wir uns auf das den mecklenburger Adel ehrende Geständniß des Verfassers (II, 461):

Der große gesetzmäßige Einfluß, welchen der Adel in

Mecklenburg durch seine ritterschaftlichen Privilegien besetzt, hat es für ihn unnötig gemacht, auf einem krummen Wege nach einem ungesegneten Einflusse bei Hofe zu trachten, wodurch unser Adel glücklicherweise von einem Schandfleck frei geblieben ist, der an dem Adel so vieler anderer Länder klebt. In gerechtem Stolz hat er niemals danach gestrebt, durch die Vermittelung von Günstlingen Einfluß auf seine Fürsten zu erlangen, und viel weniger noch sich beeifert, solche Damen gar aus seinem eigenen Kreise zu liefern, wie dies nicht selten in andern deutschen Ländern geschehen ist.

Kommt für Mecklenburg dieser junge frische Tag, wo der Adel mit den übrigen Gliedern des Staats einträchtig zusammenwirkt, so wird sich auch die Feder finden, welche jene neue Zeit ebenso zu rühmen weiß, wie umgekehrt einst der bekannte Mecklenburger J. S. Voss die Wirthschaft des Landes zu seiner Zeit gezeigelt hat. Die Literaturgeschichte kennt wol die Ausfälle und Angriffe dieses Mannes auf Fr. Stolberg, auf Heyne und Kreuzer, nicht aber seine sehr starke Geißelung der mecklenburger Zustände im vorigen Jahrhundert. Voss hat das Verdienst, namentlich auf den muthigen Schrei, den Voss für die Aufhebung der Leibeigenschaft zu einer Zeit ausließ, wo in Mecklenburg ein gegen das Regieren der Bauern gerichteter Tadel noch vielfach für Wahnsinn genommen wurde, hingewiesen zu haben. Uebrigens sind Voss' Angriffe auf der mecklenburger Gutsbesitzer „landstüthliches Eigenthumsrecht über ihre leibeigenen Gutsunterthanen“ beachtenswerthe Kulturbilder, welche auf gründlicher Anschauung beruhen und bei ihrem Erscheinen in Mecklenburg viel Aufsehens erregten. Für Voss selbst hatten sie zur Folge, daß er um das Rectorat zu Neubrandenburg kam.

So viel über das Werk von Voss. Das hier darauf bezüglich Gegebene wird sicher genügen, um bei dem Leser nicht allein das Interesse für das Werk, sondern auch für Mecklenburg selbst zu erwecken. Historisch unrichtige Angaben, wie unter andern die II, 343 vorkommliche, daß die älteste Tochter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz an Koburg, statt an Hildburghausen verheirathet gewesen sei, haben wir im ganzen wenige gefunden.

Wir wenden uns nun zum zweiten Buch unseres Verichts: „Kirchliche Sitten“, von H. A. Bröhle. Es behandelt dasselbe die kirchlichen Sitten evangelischer Gemeinden. Wie die Sprache eines Volks zu seinem Geist und Charakter, wie seine Sage zur Phantasie, so steht die kirchliche Sitte zum Gemüth und Glauben in lebendigem innigen Bezuge. Denn je tiefer und reicher und wärmer das Herz der Menschen von der idealen Macht des geoffenbarten Wortes erfaßt und erfüllt wird, desto mehr durchhaucht und durchsonnt diese die Äußerlichkeiten des Lebens, wie umgekehrt je mehr die Triebkraft der ewigen Wahrheiten durch das Ueberwuchern materieller Zeitrichtungen abgeschwächt wird, desto mehr vertrocknen die mannichfachen Formen, in denen der stille Geist Zeugniß von sich ablegt und seine wirksame Kraft offenbart. Die Bedeutsamkeit des Zusammenhangs, in welchem die kirchliche Sitte mit der Reue- und Wärmkraft des Geistes steht, hat seine Zeit ver-

kannt, am meisten jedoch wendet sich ihr die Aufmerksamkeit der Völker in solchen Zeiten zu, wo die Formen eines glaubendreichen Gemeindeglaubens vor den siegreichen Einflüssen eines anders gearteten Lebensinhaltes absterbend zusammenbrechen. Es verwandeln sich zwar im Strome der Zeit allmählich alle socialen Formen auf Erden, weil dem Geiste der Völker vom Anfang an eine heilige Vocamotivkraft beigegeben ist, indeß am stärksten tritt der Formwechsel auf, wenn entgegengesetzte Ideen zusammenstoßen und einander aus dem Tempel und der Anberung des menschlichen Herzens verdrängen. Unsere Zeit hat sich unverkennbar wie die reformatorische, ja wie die uranfänglich christliche zu einer Periode gestaltet, in welcher die seitherigen Lebensformen von dem neuen Athem des Völkerebens mehr und mehr abgestoßen werden. Da nun in den abziehenden, gleichwie in den neuen, sich erst zu Tag arbeitenden Formen ein wichtiges culturhistorisches Moment der Volkseele liegt, indem sie die jedesmalige, ihnen adäquate Kraft und Art der Innerlichkeit des größern und kleinern Gemeindeglaubens messen, so verdienen sie überhaupt, ganz besonders aber in den Perioden großer Uebergänge mit Recht den Griffel der Aufzeichnung. Und daß das Bedürfnis, die kirchlichen Sitten unserer Väterzeit und der Gegenwart darzustellen, in der That vorhanden ist, beweisen mehrfache voneinander unabhängige, fast gleichzeitige Erscheinungen unserer Tage. Es sind nämlich in der jüngsten Zeit nicht allein die Geistesmänner vieler Länder (so unter andern die des Herzogthums Sachsen-Meiningen) von ihren Consistorien aufgefordert worden, die kirchlichen Sitten ihrer Pfarochen zu beschreiben, und nicht allein hat der culturhistorische Verein zu Weimar Ende des Jahres 1857 einen Aufruf zur Sammlung und Zusammenstellung der in den verschiedenen Gegenden Deutschlands entweder noch jetzt bestehenden oder doch vordem üblich gewesen und in mündlicher oder schriftlicher Ueberslieferung fortlebenden Sitten und Gebräuche des Volks in Bezug auf den Volksgesang, auf Hochzeiten, Taufen, Begräbnisse und Kirchweihfeste an die mit ihm verbundenen Vereine ergehen lassen, sondern auch das und hier vorliegende Buch von Heinrich Andreas Bröhle, dem Vater des durch seine Harzsagen, Kriegedichter und andere literarische Producte bekannten Schriftstellers Heinrich Bröhle, gibt dafür ebensoviel mit seinem Inhalt als mit seiner Genesis ein lautes Zeugniß. Bezüglich des letztern Punktes bekennet der Verfasser in seinem Vorwort:

Vor mehr als zehn Jahren wurde in der Provinz Sachsen von dem verehrten Herrn Amtsbruder Dr. Wilhelm Harnisch in Gabel auf einer der quaderner Pastoralconferenzen der Gedanke angeregt, die kirchlichen Sitten zu sammeln. Die damalige kirchliche Monatschrift für die Provinz Sachsen nahm diesen Gedanken auf, vermochte indeß bei mangelndem Zuflusse an Material nur sehr wenig von den kirchlichen Sitten zu publiciren. Hieraus veröffentlichte ich einen Aufruf, worin die Geistlichkeit der Provinz Sachsen um Mittheilung der kirchlichen Sitten gebeten wurde, weil ich beabsichtigte, dieselben in einer Besonderechrift zusammenzustellen. Dieser Aufruf wurde mit einer empfehlenden Beschrift des königlichen Consistoriums für die Provinz Sachsen, von dem damaligen Herrn Consistorialpräsidenten Dr. Götchel unterzeichnet, amtlich verbreitet; und es

gingen einige, wenngleich wenige, sehr werthvolle Mittheilungen ein. Die bald veränderten Zeitumstände waren, wenn auch nur scheinbar, dem Unternehmen nicht günstig.

Eben deshalb blieb die begonnene Arbeit seit dem Jahre 1848 liegen. Erst im Jahre 1857 wandte sich der Verfasser, ermuntert durch seinen Sohn und durch die Erfolge, welche dessen „Harzsagen“ gefunden hatten, von neuem derselben zu. Was ihm bei der Ausführung besonders zu statten kam, war außer der eigenen Liebe zur Sache und außer den Beiträgen einiger gleichgesinnten Ausbrüder der Vortheil, daß er „auf dem Lande geboren und erzogen wurde und 38 Jahre hindurch Prediger in verschiedenen Pfarrorten der Provinz Sachsen war und daß sein gegenwärtiges Pfarramt einen reichen reichen Quell kirchlicher Sitten bildete“. Somit gehört der Stoff, den und der Verfasser in seinem Gemälde kirchlicher Sitten bietet, größtentheils seinem eigenen thätigen Sammeln an. Wenn nun auch dadurch das landschaftliche Gebiet, auf welchem diese Blüten gepflückt wurden, ein sehr beschränktes geblieben ist, so muß man doch dem Sammler einmal überhaupt, daß er mit seiner Schrift den Reigen für die literarische bebauung eines ob schon höchst interessanten, doch bisher brach gelegenen Feldes eröffnete, und dann insbesondere dafür danken, daß er reichlich und fleißig gegeben hat. Bröhle's Buch in der Hand wird mancher Geistliche lernen, Leben zu fühlen, wo er Gerippe, sinnige Formen zu erkennen, wo er Thorheiten erblickte, zu hegen und zu pflegen, wo er mit dogmatischen Sätzen sengen und brennen wollte; er wird lernen, die Aeußerungen der Volkspsyche nicht allein zu achten, sondern sie auch zum Besten zu benutzen; er wird tiefer und liebender in das Leben der Gemeinden bringen und, weil er zum Verständniß der Sprache ihrer Empfindungsformen gekommen, segensreicher wirken. Sowie dem Geistlichen, muß das Buch auch dem Culturhistoriker von Gewinn und Bedeutung sein, indem sich ihm dadurch sowohl eine der sinnigsten und wichtigsten Entwicklungen des Volkslebens erschließt, als auch sich ihm Haltpunkte bieten, um auf den verschiedensten Gauen Deutschlands den Fluß und die Ausprägungsart der kirchlichen Sitten zu untersuchen. Wenn wir hiermit die bedeutsame Sache dem Culturhistoriker mitzuweisen, so haben wir namentlich im Auge, daß in ihren Händen die Geschichte der kirchlichen Sitten nicht allein Zusammenhang nach Raum und Zeit und in Bezug auf die verwandten Gebräuche und Sitten des Lebens, sondern auch ihre rechte Würdigung gewinnen kann. Denn es gilt hierbei wie bei allem Historischen das ewige Gesetz, seelenvoll und doch parteilos und ohne Dogma und Vorwerk die Erscheinungen darzustellen. Dies eben führt uns auf die Art, wie der Verfasser seinen Sittenstoff behandelt hat.

Zuvor nun einige Worte über Titel und Anordnung des Buchs. Jener ist genau genommen zu eng, indem der Verfasser Sprichwörter und Redensarten aufgenommen hat, welche, wenn immerhin sie der Bibel oder der Kirche entlehnt sind, doch darum noch keine Sitten sind. Auch gehört die S. 63 erwähnte sogenannte Spiegelsfeier zu

Halberstadt mit ihrem rein socialen Charakter nicht in dieses Buch. Der gesammte, hier gebotene Sittenstoff ist in sieben Abschnitte („Heilige Tage und Zeiten“, „Orter“, „Personen“, „Einzeln Bestandtheile des öffentlichen Gottesdienstes“, „Besondere kirchliche Handlungen“, „Kirchenzucht“, „Gewöhnliches Leben“) abgetheilt. Ob aber eine solche Anordnung auf der Innern Verwandtschaft der Gegenstände beruhe, ob namentlich nicht der vierte, fünfte und sechste Abschnitt vor dem zweiten und dritten zu stehen seien, geben wir dem Verfasser zu bedenken.

Was nun die Behandlung des Stoffs betrifft, so hat der Verfasser sich mit seiner Empfindung und mit seiner besondern theologischen Ansicht in die Darstellung der Sitten hineingelegt, wodurch freilich diese an rein objectiver Auffassung und an Kürze einbüßen mußte. Zwar entschuldigt derselbe sein Pathos sowohl als sein theologisches Urtheil, dieses durch die jetzige, solche Gutachten herausfordernde Zeit, jenes durch sein Zusammengewachsen sein mit seiner Gemeinde, indeß beides hätten wir im Interesse der Wissenschaft, die über alle momentane Empfindungen und individuelle Ansichten hinausliegt, gern ausgeschieden gesehen, um so mehr als das Pathos des Buchs öfters in weichen Weltschmerz überspringt und die gefällten Urtheile nicht durchaus frei von Herzensbeeinflüssen geblieben sind. Eben deshalb dürfte sich der Verfasser wol hier und da täuschen, wenn er einerseits seine eigenen Gefühle, welche seinem Herzen zur Ehre gereichen, in gleicher Stärke und gleicher Art bei den Gemeinden und andererseits ein stetes Zustimmung zu seinen Anschauungen und Anordnungen bei seinen Amtsbrütern voraussetzt. Besonders dürfte man sich mit ihm nicht durchaus einverstanden erklären, wenn er abgestorbene Sitten wieder der Gegenwart zuweist, indem es ebenso auf dem kirchlichen als auf dem politischen Gebiet bedenklich ist, zu octroyiren. Was zur lebendigen machtvollen Sitte sich ausgestalten soll, muß aus dem innersten Leben der Gemeinden herauswachsen und als berechtigtes Bedürfnis mit allen übrigen Lebensverhältnissen zusammenklingen; wo dies nicht der Fall ist, bleibt ein jeder Versuch der Art lokal und persönlich und wird zu keinem Gemeingut der kirchlichen Gesellschaft. Wenn wir unter andern in der alten Hagelfeier einen schönen Bulderschlag echt kirchlichen Sinnes und Lebens finden, so werden sicherlich die modernen Kirchengemeinden, welche ihre Feiern gegen Hagelwetter in bedäffigen Versicherungsanstalten versichert haben, weniger das schreiende Bedürfnis einer kirchlichen Hagelfeier fühlen, als die frühere Zeit, welche den elementaren Gewalten schuglos preisgegeben war. Ein Beispiel des subjectiven Ausdrucks, den das Buch erhalten hat, entnehmen wir den S. 36 und 37:

Der heilige Abend vor Orem (der große Sabbat, auch der heilige Sabbat), dessen Feiern in der ältesten Kirche, gleich den beiden vorhergehenden Tagen, besonders wichtig und ausgezeichnet war, ist in der protestantischen Kirche niemals, außer in einigen Gegenden durch eine Vesper, kirchlich gefeiert worden. Wenn man auch in gerechter Besorgnis der Ueberladung Grund hat, eine ausgedehntere Feier dieses Tags für bedenklich zu halten: die Vespern, als Vorfeier des heiligen Oremfestes, in denen

die Trauer der Marterwoche anfängt, sich in Freude zu verwandeln, hätten sollen doch nirgends, wie längst geschehen, eingehen. Ich habe sie hier — wie schon früher in Kollum — und ich meine nicht ohne Segen wieder ins Leben gerufen. Es ist ein rührender Anblick, die Besucher der Ostervesper vor dem Anfange der kirchlichen Andacht auf dem weiten, die Kirche umgebenden Gottesacker meist rings zerstreut umher an den Gräbern der Ihrigen, sinnend und mit Thränen der Wehmuth sie beschauend, stehen zu sehen. Sie ziehen von den Gräbern in die Kirche und wir singen: „Jesus meine Zuversicht“, beschauen dann im Geiste das heilige Grab, von dem der Stein bald abgewälzt sein wird, und sie gehen getränkt und voll Osterhoffnung hinweg aus der Kirche und lehren noch einmal, ehe sie heimgehen — ach! und ich mit ihnen! — mit milberm Schmerz und mit seliger Ahnung zu den theuern Gräbern zurück. Mir fällt bei diesem Grabesgange zu der Ruhestätte meiner seligen Gattin und meiner kleinen Enkelin, wo auch noch ein leerer Platz zu einem neuen Grabe, in welches, wie in des Herrn Grab, niemand je gelegt war, für mich bereit gehalten ist, dann allemal das Lied ein:

Ich geh' zu deinem Grabe,
Du großer Osterfürst u. s. w.

So ist denn — da die drei letzten vorhin erwähnten liturgischen Fastenandachten in der Montags-, Dienstags- und Mittwochvesper gehalten werden — in meiner Gemeinde, und ich meine, viele meiner Brüder werden mich um diese heiligen Freuden beneiden, an jedem Tage der großen Woche eine kirchliche Feier, gerade wie es in der ältesten Kirche war, in der alle sechs Tage vor Ostern als Kirchentage behandelt und die einzelnen Tage darum als *seria prima*, *seria secunda*, *seria tertia*, *seria quarta*, *seria quinta*, *seria sexta* und *seria septima* aufgezählt wurden.

Wehr als diese subjective Färbung bezieht und das Bestreben des Verfassers, die kirchlichen Sitten in der Fadenlänge ihrer Entwicklung zu construiren. Denn wo es möglich ist, sucht er die Wurzel, welche zumeist in dem christlichen Geiste gefunden wird, die Blüte und das Aussterben oder das noch gegenwärtige Leben derselben nachzuweisen. Wie dies Streben rühmlich ist, so muß auch das als Verdienst dem Verfasser zugestanden werden, daß er für seinen Kreis die Kette der kirchlichen Sitten vollständig zu geben bemüht ist. Mehr solcher Versuche da und dort im protestantischen Deutschland, und es läßt sich das vollständige Bild der kirchlichen Sitten für die deutsche evangelische Kirche gewinnen.

Vergleichen wir die von dem Verfasser nachgewiesenen Sitten mit denen der kirchlichen Gemeinden am Fuße des Thuringerwaldes, so könnten wir leicht darthun, daß die Mehrzahl derselben auch hier entweder lebendig waren oder noch lebendig sind: ein Beweis, wie der evangelische Geist der protestantischen Kirche das ihr zugewendete deutsche Volksleben in gleich starker Bildungskraft durchdrungen hat. Viele dieser gemeinschaftlichen Sitten verdienen eine ganz besondere Beachtung. Namentlich gilt dies unter anderm vom Hausgottesdienste. Das Bewußtsein, daß in dem protestantischen Hause unserer Väter ein solcher Cultus bestand und daß derselbe nicht allein einen festen Damm gegen wilde Strömungen von außen und von oben, sondern auch einen fruchtbaren Boden für literarische und gesellschaftliche Triebe bildete, ist gegenwärtig fast ganz verschwunden, obschon die Blüte dieses Gottesdienstes noch kein ganzes und sein Untergang noch kein halbes Jahr-

hundert zurückliegt. Dem Referenten begegnete es vor wenig Monaten, daß er selbst einem deutschen Historiker den Beweis für das ehemalige Dasein eines solchen Hauscultus führen mußte. Um so erfreulicher war es darum für ihn, auch in Pröhle's Schrift ein Zeugniß für den ehemaligen Hauscultus zu finden.

Unter der Gruppe von kirchlichen Sitten, welche dem pfarramtlichen District des Verfassers eigenthümlich sind und welchen die Umgegend des Thuringerwaldes andere ihr eigenthümliche entgegensetzen kann, erscheinen manche Formen als besonders sinnig und sittig. Dahin rechnen wir z. B., daß beim Kirchengehen die Töchter ihren Müttern, die Väter ihren Söhnen vorauszuschreiten pflegen, was bedeuten will, daß die Mütter allezeit auf den Weg ihrer Töchter Acht haben und die Söhne in die Fußtapfen ihrer Väter treten sollen. Auch das Streuen weißen Sandes um Gräber und bei manchen Festlichkeiten birgt einen schönen Sinn. Uebrigens ist diese Sitte eine altheidnische, indem sich schon in Hünengräbern weißer Sand als Unterlage der Weihgaben vorfindet. Wenn der Verfasser als unkirchlich tabelt, daß man hier und da den preussischen Adler ins Kirchenregal nimmt oder auf Kirchthürmen an die Stelle des Kreuzes setzt, so hat er hierin vollkommen recht, nur hätte er auch deshalb eine Klage aussprechen sollen, daß mancher Cantor am Erntefest seine Besoldung in der Kirche einsammeln muß. Wir halten einen solchen Act für unwürdig sowol hinsichtlich des Festes als auch hinsichtlich des Sammlers.

Schließlich fassen wir unsere Besprechung der Schrift über kirchliche Sitten in die Formel zusammen, daß der Verfasser derselben nicht bloß der Anfänger eines Dings ist, das alle Ehre verdient, sondern daß er sich auch als einen tüchtigen Kenner und Bearbeiter des Sittengebietes erwiesen hat, weshalb wir ihm aus der Ferne unsern Dank für seine Leistung und unsere Hochachtung für seine dem Volkswesen zugewendete edle Gesinnung aussprechen.

Die dritte obengenannte Schrift bezieht zwar nur das Leben einer einzelnen Persönlichkeit, aber einer grandiosen Persönlichkeit in einer heiß bewegten Zeit und in festen und reichen Bezügen zu dieser Zeit. Denn eben an dem größern oder kleinern gesegneten Zusammenhang, in welchen sich das einzelne Glied durch Gesinnung und That zu seinem Gesellschaftskörper setzt und erhebt oder an dem stärkern oder geringern Grad des gerechten Volksbedürfnisses, zu welchem sich der einzelne durcharbeitet, ist die Bedeutung und, weil solches nicht ohne sittliche Unterlage geschehen kann, die wahre Tüchtigkeit des Menschen zu messen. Dieser Satz gilt ganz besonders dem in den ersten Decennien der Reformation thätigen Kriegshauptmann Sebastian Schertlin. Seine Jugend (er war 1496 zu Schorndorf im Württembergischen geboren) fiel in diejenige Zeit, wo die größte Krisis, welche in die Entwicklung des Volkslebens eingreifen kann, dem deutschen Volke von der Vorsehung zugewiesen war. Es hatte im Anfang des 16. Jahrhunderts nach vielfachen, auf kleinen Räumen in frühern Jahrhunderten versuchten Vorgefekten

endlich der große allgemeine Kampf begonnen, wo Freiheit des Subjects und Gewalt der äußern Autorität, wo göttliche und menschliche Forderungen, Bewegung und trieblose Ruhe, Hell und Däster auf Leben und Tod miteinander rangen. Solche Kämpfe haben nothwendig nicht allein ihren Zunder, sondern auch ihre nachhaltigen Stützkkräfte in derjenigen gesellschaftlichen Schicht, welche in der berechtigten Ausübung ewiger und zeitlicher Rechte beengt und verkümmert worden ist. Auch das ist ebenso der Natur und Aufgabe solcher Kämpfe gemäß als selbstverständlich, daß die Stützen, welche den erregten Kampf tragen, leiten und fördern, nach ihren Kräften verschieden gerichtet sein müssen und darum für die entsprechenden Leistungen berufen sind, je nachdem es gilt, die Wahrheit und Gerechtigkeit der stillosen Güter mehr mit den Waffen des Geistes oder, wenn die Umstände dazu nöthigen, mehr mit dem Schwert der festen Faust zu verteidigen. Für die letztere Art war Sebastian Schertlin geboren und geworden. Ein unbiegsamer Trieb und ein klares Bewußtsein seines Wesens hatte ihn 1518 von den Studien zu Tübingen und Wien hinweg und dahin geführt, wo er seinen Anlagen genügen und seinen Charakter zum imponirenden Ausdruck erheben konnte. Nicht allein persönlich tapfer, sondern auch ganzen Kriegermassen Muth und Vertrauen einhauchend, dazu umsichtig, mit klarem, raschem Ueberblick über Kriegshäufen und Kriegsgegenenden und überdies glücklich, weil er für den rechten Augenblick Auge und Faust bereit hatte, dies waren die Eigenschaften, welche ihn nach Georg von Frundsberg zum ersten deutschen Kriegsmann und Feldhauptmann machten und ihn aus dem bürgerlichen Stand zum Glied der deutschen Ritterschaft emportrugen. Und doch trotz seiner ritterlichen Erhebung und trotz seines im Krieg gewonnenen bedeutenden Ruhms, Einflusses und Vermögens blieb er dem Charakter nach, wie er von Haus aus war, fest, treu und bieder, von echt bürgerlicher und echt deutscher Gesinnung, ohne Falsch und allen Praktiken im Großen und Kleinen feind. Aber eben diese Eigenschaften führten ihn frühzeitig aus den kaiserlichen Diensten zur Annahme und zum Dienste des Protestantismus, für dessen günstige Geschichte er die entscheidende Kraft besaß, wenn anders die politischen Verhältnisse beim Ausbruch des Schmalkaldischen Kriegs bessergerichtet gewesen wären. Die edle sowohl protestantische als deutsche Sache, die Schertlin nicht voneinander trennen konnte, unterlag jedoch und er mit ihr, nicht im ehrlichen offenen Kampfe, sondern durch undeutliche geheime Listen und Verrätherien, welche die schwerfälligen, leichtgläubigen Deutschen täuschten, lähmten, spalteten und bewältigten. Die Folgen dieser Niederlage sind für das deutsche Gemeinwesen fürchterlich traurig geworden und selbst zur Stunde noch nicht überwunden. Denn war die protestantische Kirche bis zum Jahre 1547 erobernd und bloß mit der Kraft der Wahrheit erobernd und mußte ihrer unbeirrten frischen Entfaltung ganz Deutschland zufallen, so wurde sie seitdem leidend und an die feinen Fäden politischer Künste gebunden und dazu wurde Deutschland zweispaltig und seine Entwickelung

stetig gemacht. Was Schertlin betrifft, so begab er sich, um dem Jorn und der Strafe des Kaisers auszuweichen, von Augsburg, dessen Kriegsoberster er war, nach der Schweiz, sah sich indessen auch sehr bald hier bebrängt und trat deshalb in die ihm angebotenen Dienste Frankreichs, wo er nicht allein als Truppenführer, sondern auch als Vermittler zwischen König Heinrich II. und dem Kurfürsten Moriz benutzte und namentlich beim Abschlusse des von beiden Mächten im Februar 1552 abgeschlossenen Vertrags verwendet wurde.

Hatte Kaiser Karl V. Schertlin's kriegerische Tüchtigkeit an der Spitze der Protestanten fürchten müssen und darum ihn seinem ganzen Haffe preisgegeben, so konnte er denselben noch weniger auf Seiten Frankreichs dulden; deshalb zog er, da hier alle kaiserlichen Gewaltmittel nicht nur nicht günstig, sondern sogar nachtheilig wirkten, den geachteten Kriegsmann noch vor dem Schlusse des Jahres 1553 auf dem Wege der Begnadigung wieder nach Deutschland herüber. Sobald Schertlin nach Württemberg, seinem Rittersitz, zurückgekehrt war, ernannten ihn von neuem viele weltliche und selbst geistliche Reichsfürsten zu ihrem Obersten, auch nahm ihn König Ferdinand zu seinem Kriegsrath; indeß mit dem Jahre 1559 trat er mehr und mehr vom öffentlichen Leben ins häusliche, aus dem momentanen Gehorsam der Soldateska in die freie, dauernde Liebe seiner reich gegliederten Familie zurück. In der Muße, die ihm hier am Abend seines Lebens zu Theil ward und die nur zeitweilig durch Fehden mit Nachbarn gestört wurde, schrieb er sein Leben.

Mit Absicht haben wir die wichtigen Stellen, welche Schertlin als Kriegsmann nacheinander beim Kaiser, bei den Protestanten, in Frankreich und bei den deutschen Reichsfürsten und Städten eingenommen hat, im voraus angedeutet, um die Bedeutsamkeit der Selbstbiographie eines solchen Mannes durchblicken zu lassen. Müssen wir auch zugeben, einmal, daß Schertlin kein Mann von tiefen Ideen, von großer staatsmännischer Weisheit und von fein höfischer Gewandtheit war und daß darum seine Biographie weder reiche und tiefe Aufschlüsse über die Charaktere, mit denen Schertlin zusammenkam, noch seine und gründliche Beobachtungen über das innere Getriebe der damaligen politischen und kirchlichen Verhältnisse, noch umfassende und belehrende Aufklärungen über das sociale Leben der Zeit enthält; zum andern, daß die Selbstbiographien von Götz von Berlichingen und von Hans von Sickingen an Stoffreichthum und an lebendigen Detailschilderungen des gesellschaftlichen und politischen Lebens ihrer Zeit höher stehen als Schertlin's Schrift, welche vorherrschend über Kriegereignisse berichtet: so hat sie desswegenachtet ihren anzuerkennenden besondern Werth, welcher vor allem darin besteht, daß sie das Bild eines emporgekommenen Kriegsmannes im Glück und Unglück, im Feld und dahim aufrollt und daß sie alle Hauptactionen in und außer Deutschland während fast drei wichtiger Kaiserzeiten auführt, besonders aber über die Türkenkriege und über das Aufleben der Ritter und Fürsten dieser Zeit und über den Schmalkaldischen Krieg

treffliche Mittheilungen enthält, die für die politische und Culturgeschichte Deutschlands von nicht geringem Interesse sind. Obenstehend hat sich Ottmar Schönhuth, durch seine vieljährige Thätigkeit beim Historischen Verein für das württembergische Franken rühmlichst bekannt, durch die Herausgabe der Selbstbiographie Scherllin's ein neues Verdienst erworben, um so mehr dies, als der Abdruck derselben, der vor 80 Jahren erschien, auf seiner urkundlichen Treue beruht, überdies auch zu den literarischen Seltenheiten gehört. Schönhuth hat zu seinem Abdruck die auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindliche Originalhandschrift benutzt und diese, wie er selbst angibt, mit aller Genauigkeit, selbst bis auf einige kleine Abänderungen mit allen ihren Mängeln, die namentlich gegen das Ende der Schrift hervorreten und das hohe stumpfgewordene Alter des Biographen bekräftigen, wiedergegeben.

Der Ausdruck der Biographie ist trocken chronistisch, wirkt aber da lebendig, wo der Verfasser die deutschen und religiösen Interessen verrathen oder wo er Geseze und verbriefte Rechte von der Raufsucht mancher Gewaltigen verhöhnt sieht. Jenes tritt vor allem in der Schilderung des Schmalkaldischen Kriegs, dieses in dem Referat über die Unbilden hervor, welche er und seine Familie wegen ihrer Güter und Gerechtsame vom Grafen Ludwig von Dettingen und vom Pfalzgrafen Wolfgang zu erdulden hatten. In beiden Fällen führt ihn indes sein Unmuth zu Sarkasmen, die über das gerechte Beurtheilungsmas der Thatfachen hinaus ausschillern. Namentlich betrifft dies sein schweres, verdamnendes Urtheil über den Landgrafen Philipp von Hessen. Rommel hat in seiner „Geschichte von Hessen“ den Landgrafen deshalb zu retten gesucht, doch, wie wir erachten, bei aller Ausführlichkeit nicht so durchgreifend genügend, daß alle damals gegen den Landgrafen gemachten Vorwürfe auf ihren rechten Verstand und verschönernden Ausdruck zurückgeführt sind. Wenn wir auch von Scherllin's gereizter Anklage und selbst von der gleichartigen Anklage absehen, welche der Landgraf vom augsbürger Volke zu erdulden hatte, ja wenn wir auf ihn die Beschuldigungen, welche das Testament Johann Friedrich's des Großmüthigen nicht mitbeziehen, so wird doch dadurch die Erscheinung oder genauer die Thatsache nicht gelöscht, daß sich im Gegensatz zu Philipp kein laeserer derartiger Vorwurf an den Kurfürsten Johann Friedrich herangewagt hat, wie groß auch dessen Mitschuld am Drama war. Auch bleibt immerhin merkwürdig, daß Scherllin noch im hohen, mild gesinntern Alter seine Ansicht, es sei der Landgraf Philipp in Verbindung mit dem Kurfürsten Moriz ein Verräther an der protestantischen Sache gewesen, unverändert festhielt, während sein Urtheil über Johann Friedrich ein durchaus günstiges war, ja gleichsam an Wärme zunahm.

Einen gleichen Unmuth wie über den Schmalkaldischen Krieg verrathen Scherllin's Ausdrücke da, wo er der deutschen Politik, der Reichspraktiken im Großen und Kleinen, des ungelenteten Fürstentums und des lahmen Reichszustandes gedenkt. Es sind dies oft nur kurze

Anbeutungen, aber Exclamationen von schwerem Inhalt und treffendem Ausdruck. Um übrigens die Art der Darstellung zu veranschaulichen, greifen wir folgende Stellen heraus:

Anno 1540 disputierten die Papisten und Evangelischen zu Worms crißen glaubens halb.

Anno 1541 ward ein reichstag zu Regensburg gehalten vnd des glaubens halb disputiert, gar wenig ausgericht.

Auf gehaltenem reichstag ist von gemainen reichstenden fur erlend hilff 10000 zu fuß, 2000 zu roß dem konig zu gut erlant worden, vber die haben mich gemeine stend zu obristen erlant, aber der römische konig auß onrichten meiner nachpauern, der vom Stein freuntshaft, clain Heß von Wämburg vnd her Wolf Dietrich von Röring, vnd vmb deswillen das ich Hessen, Saxon, vnd den Quangelischen mit dienst verwant, hat in meinem abwesen, ee ich persönlich ankomen, ainen andern, hern Wolf Dietrich von Röring. angenomen vnd mich außgeschloßen.

Die eilend hilff hat so lang verzogen, das tise dazwischen geschlagen worden vnd ist das gelt verfinanget worden, das auß diesem hauff 3000 knecht, vnd 500 pferd sind worden, ist ellendiglich mit der sach vmbgegangen, heit ain armen abzug, vnanugericht aller sachen, genomen, das kriegsvolk hungers gestorben vnd vbel jämertlich haimkomen.

In diesem jar vmb Michaelis hab ich mein tochter Ursulam dem edlen vnd reifen Hansen von Stammheim zu Geisingen verheirat, vnd yr geben zu huseur 4000 f vnd sonsten sie wol mit claiden clainet 2000 f wert außgesteurt; ist der beischlaß zu Wurtenspach gehalten den 18 Septembr.

Seind vil erlicher leut vom adel alda gewest, hat meiner tochter der landgraf zu Hessen ain seiten für 100 f vnd die von Augspurg ain geschirt für 63 f geschenkt. Es ist yr geschenkt worden ob 600 f wert. Es hat mich die hochzeit gekanden mit claiden, kränz, ringen, spilleut, Koch, sellert 500 f. Essen vnd trincken — 200 f.

Und ist der von Bärn mit etlichen reutern vnd knechten in die graueschaft Gagenolenvogen gezogen. Darmstett, darjinnen nichts dann paurn gelegen, sich daffter geweret, gesturmt, hat wol 200 personen darvor verloren, vnd als er vber Rain hinweg wolt ziehen, nach dem Riberland, seind deren von Frankfurt gesant fomen, im die statt ergeben, dero er selbst gelacht vnd sie verspott, hat in die statt 12 sendlin knecht gelegt, er selbst den winter alda beliben, vnd darnach 300 pferd bei den knechten gelassenn.

Anno domini 1566 ist ain großer reichstag von kaiser Maximiliano dem andern in der statt Augspurg gehalten worden, darauf bei großer teuerung, da ain mas wein 7 vnd 8 kreuser vnd ain schaff haber 2 thaler gegolten, von Chur vnd fürsten ain großer pracht mit spilen, freffen, sauffen vnd pandulieren gewest.

Das über Scherllin's Selbstbiographie hier Mitgetheilte erscheint uns auslänglich, um die Einsicht des Publikums in die Beschaffenheit und den Werth der Schrift zu vermitteln, und dies eben war der Zweck unserer Anzeige.

E. Brückner.

Deutsche im Auslande.

1. Versuch einer Lebensskizze von Johann Nikolaus Böhl von Faber. Nach seinen eigenen Briefen. (Als Handschrift gedruckt.) 1858.

2. Aus mexicanischen Gefängnissen. Bruchstück aus Edward Hartori's hinterlassenen Papieren. Herausgegeben von F. Gustav Kühne. Leipzig, Nord. 1858. Gr. 8. 16 Agr.

Andere Völker mögen, weil sie ein mächtiges, rundes, in sich geschlossenes Ganzes bilden oder eine weltherrschende Stellung einnehmen, mit größerem Glanze auf der Weltbühne auftreten als wir Deutsche; aber seinem jähen gewissenhaften Gleich, seinem beherrschenden Scharfsinn, seinem penetrirenden, verurtheilenden

lösen, universellen Geiste, seinem Forschungsdrange und seiner Wissbegierde verdankt es der Deutsche, daß er im Stillen unter den andern Völkern Eroberungen auf Eroberungen macht und fast unbemerkt aber sicher die geistige Landkarte der Welt um so zu sagen revidirt und umgestaltet. Wer unter den civilisirten Nationen auf wahrhaft tiefe Bildung Anspruch machen will, muß, so schwer es ihm auch ankommt, die schwierige deutsche Sprache lernen, weil in ihr geistige Schätze niedergelegt sind, die sich nur vermittelt der Kenntnis der deutschen Sprache selbst gewinnen lassen, Resultate des tiefsten, kühnsten und zum Theil rücksichtslosesten Forschens und Denkens, in denen das moderne Bewußtsein in seiner ganzen Schärfe und äußersten Consequenz heraustritt. Die andern Völker hängen den Wahrheiten, die der menschliche Geist auf seiner langen Wanderung gefunden hat, immer noch eine Hülle um, zum Theil aus Schönheits- zum Theil aus Nützlichkeitszwecken; der Deutsche reißt sie ihnen ab, selbst auf die Gefahr hin, daß die eine oder die andere Wahrheit dann nicht in schöner Gestalt erscheint oder auf den stürmischen Gindringling den Eindruck des entschleierte Bildes zu Solo macht. Diese Bewegung geht allerdings zunächst vom deutschen Centrallande aus, aber sie wird auch durch deutsche Gesandte mitten in den Schos anderer Völker getragen, sodaß sich auch im Auslande selbst bereits Feuerherde des ebenwol leuchtenden und wärmenden, als auch vielfach zehrenden deutschen Geistes gebildet haben. In die innere Gestaltung Auslands haben die Deutschen nach allen Richtungen hin aufs tiefste eingegriffen, die moderne dänische und schwedische Literatur sind wesentlich nur Nebensprosslinge der deutschen, in England ist die Kenntnis der deutschen Literatur weit verbreitet, in der französischen Literatur und namentlich in der französischen Journalistik tritt deutscher Einfluß, selbst durch zahlreiche deutsche Namen repräsentirt, immer mehr zu Tage, trotz des widerstrebenden romanischen Bonapartismus, in Nordamerika hat sich die deutsche Presse immer selbständiger organisiert, und wenn auch der deutsche philosophische und politische Rationalismus von den Angloamerikanern entschieden zurückgewiesen wird, so hat doch die deutsche theologische Forschung unter den Rationalamerikanern bereits ihre begeisterten Anhänger (z. B. Theodor Parker) und die Dienste, welche die Deutschen in der Antislavereifrage leisten, werden von freisinnigen Nordamerikanern willig acceptirt und anerkannt. Kein Volk sendet überhaupt so viele Männer ins Ausland, welche die geistige und wissenschaftliche Propaganda zu ihrer Lebensaufgabe machen, als das deutsche. Minder hervortretend war bisher deutscher Einfluß unter den echt romanischen Völkern; doch macht sich in Italien trotz der durch politische Verhältnisse hervorgerufenen und unterhaltenen Nationalabneigung bei den bessern Köpfen, besonders in Norditalien, der Einfluß deutscher Wissenschaft und Philosophie immer mehr geltend. So hält auch der Verfasser des 1868 zu Turin herausgekommenen und jüngst in den „Heidelberger Jahrbüchern“ besprochenen „Annuario statistico italiano“, Gaspar Goerenti, der deutsch zu verstehen scheint, da er auf der ersten Seite Goethe's Worte „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen“ deutsch anführt, den deutschen Stamm für naturwüchsig, und er würde, wie er versichert, gern die Gegenwart „das germanische Zeitalter“ nennen, wenn die Deutschen sich nicht so gern in das Unendliche verirrten. Doch erkennt er an, daß alle Völker Europas mehr oder weniger mit dem germanischen Blute aus dem Centrallande Europas gemischt worden, sodaß eine Vermandschaft mit dem Deutschthum nicht geleugnet werden könne. Alle regierenden Häuser, den Sultan, Napoleon und Bernadotte ausgenommen, seien entweder rein deutschen Ursprungs, wie die Häuser von Braunschweig, Hannover, England, Preußen, Dänien-Rassau, Holstein, Dänemark, Koburg und Belgien, Griechenland-Wittelsbach, oder wenigstens aus germanischem Stamme entsprossen, wie die Bourbonen-Capet und das Haus Savoyen, oder durch Heirath germanisirt, wie die Romanow, Ose und Braganza. Wir erinnern hier noch an das Werk der Gräfin Dora d'Istria (Prinzessin Koltzoff-Massalsky), der Hospodars-

tochter, über die deutsche Schweiz, worin der Schilderung des Einflusses, den der germanische Geist auf die Welt ausgeübt hat und ferner noch auszuüben berufen ist, viele der bereitesten und glänzendsten Blätter gewidmet sind.

Wir haben hier die Tagebücher und Briefe von zwei deutschen Männern vor uns, die im fernem Auslande wirkten, und von denen der erste, Johann Nikolas Böhl von Faber, eine wirklich literarische Bedeutung für sein Adoptivvaterland Spanien beanspruchen kann. Diese Bedeutung haben auch Adolf von Schack in seiner „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien“, Julius in seiner deutschen Bearbeitung von Tietz's „History of Spanish literature“ und der Verfasser eines im zweiten Heft der „Deutschen Vierteljahrschrift“ 1867 unter dem Titel „Literarische Wechselwirkung Spaniens und Deutschlands“ mitgetheilten Aufsatzes gebührend anerkannt. In dem letztern heißt es über Böhl von Faber: „In Deutschland geboren und erzogen, brachte er die freie kritische Anschauung, welche sich seit Lessing unter uns Bahn gebrochen, und jene Unbefangenheit und Empfänglichkeit des deutschen Geistes, die gerade die deutsche Nation auszeichnet, mit. Böhl's kritische Streifzüge rephabliirten nämlich den Calderon. Auch suchte er seine Theorien praktisch zu verwirklichen; es gelang ihm, einem Deutschen von Geburt, Bildung und Gesinnung, zuerst, auf die spanische Bühne in dem Theater von Cadix das rein nationale Drama eines Calderon und Marro zu zuführen. Diese Bemühungen fanden eine Anerkennung, welche nicht bloß für den Augenblick Böhl seinen mannichfachen literarischen Feinden gegenüber nicht unbedeutend unterstützte, sondern, was wichtiger war, auch den von ihm vertretenen Ansichten einen nicht mehr entfernten vollkommenen Sieg verhielt. Böhl hatte indeß doch die Freude, die volle Emancipation des spanischen Theaters von dem französischen Einfluß zu erleben, die allerdings erst nach dem Siege der Romantik in Frankreich selbst erfolgte (1834). Dennoch blieb Böhl das hohe Verdienst, nicht bloß jenem Siege vorgearbeitet, sondern auch zuerst den Weg zu einem neuen Aufbau gewiesen zu haben.“ Glücklicherweise fand Böhl in einem spanischen, ihm auch persönlich befreundeten Gelehrten, Augustin Duran, einen rüstigen Mitstreiter, der seine Bestrebungen ebenso eifrig ausnahm als mit Erfolg fortsetzte. In seinem 1828 erschienenen „Discurso“ bezog sich Duran nachdrücklich auf die deutsche Kritik, die er, des Deutschen unkundig, nur aus Böhl's Schriften kannte, und ohne Zweifel ist er auch durch Böhl's „Floresta“, einer aus drei Bänden bestehenden Anthologie aus dem spanischen Liebesepos, welcher Böhl später eine ebenfalls in Deutschland gedruckte Auswahl altspanischer Schauspiele folgen ließ, zur ersten Herausgabe seines „Romancero“ (1828—32) angeregt worden.

Das Leben und Wirken Böhl's wird uns, meist nach seinen eigenen brieflichen Aufzeichnungen, in der vorliegenden Schrift geschildert, die zwar, als Handschrift gedruckt, ursprünglich nur für einen nähern Freundeskreis bestimmt ist, aber wie ein vertrauter Freund Böhl's in einer die Schrift betreffenden Mittheilung im „Bremer Sonntagsblatt“ bemerkte, „durch Gegenstand und Inhalt sich an die literarischen Kreise wendet“; die Freunde und Verehrer Böhl's, heißt es dann weiter, müßten selbst wünschen, daß der Verstorbenen allgemein bekannt werde, da er bis jetzt über die Grenzen seiner Vaterstadt Hamburg hinaus wol nur den Kennern der spanischen Literatur eine geläufige und hochgeachtete Erscheinung sei. Es ist schon dies ein interessantes Moment, daß er von Haus aus Kaufmann, „unter den Leuten seines Standes eine rara avis war, da er sich mit aller Lebendigkeit seines Geistes den Wissenschaften, zumal der schönen Literatur zuwandte“, wie der Verfasser des erwähnten Artikels im „Bremer Sonntagsblatt“ bemerkt. In der vorliegenden Schrift wird uns ein Schreiben Böhl's aus dem Jahre 1789 mitgetheilt, welches von so edler, nur auf Beförderung des Gemeinwohls gerichteter Gesinnung durchdrungen ist, daß der Verfasser der Schrift mit Recht bemerkt: „Die

viele würden wol in unsern Tagen von den jungen Leuten, die nur um reich zu werden fremde Welttheile aufsuchen, ähnliche Gedanken mit ihren Absichten verbinden?" In der That muß man sagen, daß sich bisher der deutsche Kaufmannstand mitgelenkend und fördernd nicht wie er sollte und könnte und productiv fast gar nicht, weniger vielleicht als irgend ein anderer Stand an der Literatur theilhaftig hat. Zu den wenigen ehrenwerthen Ausnahmen gehört unser Böhl. Freilich war auch seine Jugendverziehung in literarische Hände gegeben, in die Joachim Heinrich Campe's, und es wird vielleicht manchem von Interesse sein zu erfahren, daß Johann Böhl der Johannes des Campe'schen „Robinson" ist. Sein Vater hatte in Gatz ein Handlungshaus begründet, welches damals zu den reichsten in Europa gehörte, und in das Johannes Nikolaus, der 1770 zu Hamburg geboren wurde, schon im funfzehnten Lebensjahre eintrat. Aus seinem Leben führen wir nur ein paar der bedeutendsten und für ihn einflußreich gewordenen Momente an. Dahin gehört seine 1796 mit Fresquita de Pareja, einer geistreichen Spanierin und Tochter einer Irländerin geschlossene eheliche Verbindung. Ebenso sehr als Böhl's Herz an Deutschland, deutscher Sitte und Sprache hing, ebenso sehr blieb seine Gattin der deutschen Sprache und dem deutschen Wesen entfremdet, und als er 1797 nach Deutschland zurückkehrte, um sich in Braunschweig niederzulassen, mußte er bald einsehen, welchen Mißgriff er begangen, denn Schwiegermutter und Frau fügten sich unheimlich in dem fremden protestantischen Lande, weshalb Böhl es für gerathen hielt, noch vor dem Anbruche des Winters wieder nach Spanien zurückzukehren. Seine Briefe, die er über seine Reise nach der deutschen Heimat schrieb, bieten manches Interessante. Er wohnte unter anderm dem großen Revolutionsfest am 22. September 1797 bei, versichert aber, daß alles sehr ernst und stille zugegangen sei und die Menge keinen Funken von Enthusiasmus mehr gezeigt habe. Alle französischen Städte außer Paris, durch die seine Reise ihn führte, fand er „öde und leer" und Zufriedenheit nur „unter den eigentlichen Vorstehern der gegenwärtigen Ordnung". Die Reise ging sobann durch den „traurigen Theil" Spaniens: „Nur Biscaya", schreibt er, „bietet Naturschönheiten dar. In ganz Andalusien und den beiden Castilien sind Bäume eine Seltenheit. Die Städte sind alle gleich traurig, öde und verfallen, und die Menschen gleich verschlossen, abstoßend und gefühllos. Der Garten Spaniens ist die Provinz Valencia, Catalonien der Sitz der Industrie und des Fleißes, und die schöne Natur muß man in Granada suchen. Alles dieses liegt aber weit von der Hauptstraße ab." Auch das spätere Leben in Gatz gefiel ihm nicht, er klagte über dessen Einsamkeit, gab sich aber mit um so größerem Eifer seinen wissenschaftlichen Studien hin, namentlich dem Studium der altspanischen Literatur, das dann so schöne Früchte eintragen sollte. Vorzugweise entzückte ihn die romische Literatur der Spanier, und er schreibt darüber: „Das Niedrigromische (im Gegensatz von le haut-comique) habe ich nie so echt gefunden; was ich über den ästhetischen Werth der Bouffonerie und des Wuzlesten denke, mag ich nicht sagen; genug, darin gibt es eine so originelle Ausbeute, daß man allein darum die Sprache studiren könnte." Und er fügt die nur zu allgemein gültige Klage hinzu: „Schade, daß so wenige Sinn dafür haben."

Im Jahre 1806 machte er einen abermaligen Versuch sich in Deutschland anzukleben, und zwar als Landwirth in Götterslow im Mecklenburgischen, wohin er auch seine damals neunjährige Tochter Lucille mitnahm, die, wie sie auf der einen Seite für deutsche Bildung und Gränblichkeit empfänglich war, doch andererseits auch die Tochter des Südens nicht verleugnete, später in zweiter Ehe in Sevilla lebte, und sich durch mehrere geistvolle spanische Novellen, von denen eine „Sola" in ihrer eigenen deutschen Bearbeitung in Hamburg gedruckt wurde, rühmlich bekannt gemacht hat. Frau und Schwiegermutter folgten ihm dieemal nicht. Seine Verhältnisse als Gutbesitzer bestimmten ihn, sich adeln zu lassen und Namen und Wappen seines Stiefvaters, des Geheimraths von Haber anzunehmen. So nannte er sich jedoch

nur als Gutbesitzer, in allen kaufmännischen Verhältnissen blieb er der bürgerliche „Johann Nikolaus Böhl". In seinen gödclomer Briefen finden sich einzelne interessante Bemerkungen wie folgende: „In meinen Augen hat die katholische Religion nie einen größern Feind als den großen Napoleon gehabt. Er erschüttert sie recht in ihren Grundfesten, und wenn er lebt, so haben wir sicher noch von ihm eine Vereinigung zu erwarten, in welcher unter katholischer Form eine Art calvinistischer Dogmatismus alles eigentliche Christenthum (Gefühlsreligion) zu vernichten streben wird." Inzwischen bereitete er sich selbst zum Uebertritt zur katholischen Religion wie allmählich auch zur Rückkehr nach Spanien vor, da bei seiner Landwirthschaft sein Vermögen immer mehr zusammenschmolz, und als er 1815 wieder in Gatz anlangte, fand er das Handlungshaus total ruiniert. Doch gelang es ihm, wieder eine selbständige Stellung zu erringen. Seine Beschäftigung mit der spanischen Literatur hinderte ihn nicht, auch mit der deutschen Literatur in fortwährendem Verkehr zu bleiben, indem er sich die bedeutendsten literarischen Erscheinungen zuwenden ließ. Der dritte Theil von Goethe's Leben gibt ihm zu der Bemerkung Anlaß: „Niemand heitert mich so auf als Goethe; durch wenige schlichte Worte macht er mir die verwideltsten innern und äußern Verhältnisse klar; ich fühle mich selbst doppelt, nachdem ich ihn gelesen, ich werde zufriedener mit mir selbst, weil ich mich besser kennen und meine Eigenthümlichkeit mehr ehren lerne. Ich merke wol, daß sich hierbei leicht etwas Unmoralisches einschleichen kann, dieses ist aber eine Klippe, woran alle tiefen Untersuchungen über Willkür und Nothwendigkeit stoßen müssen und wobei nur das innere Bewußtsein entscheiden kann." Er liest mit dem „inzigsten Behagen" „Claudius' sämmtliche Werke von Anfang bis zu Ende durch und findet darin allenthalben „die Andeutungen jener belebenden Sinnesart, die sich späterhin so vorzüglich entwickelt hat, leider aber immer in der Minorität geblieben ist"; er sagt, daß, während die Gelehrten unter den Engländern und Franzosen das eigenthümlich Poetische der deutschen Romantiker anerkannten, die „Superklagen unter den Deutschen" die Verdienste derselben wieder bestritten zu müssen glaubten; er ärgert sich (schreibt er im Jahre 1827) an dem „ruchlosen" Heinrich Heine „blau und blaß", gesteht aber, daß er nicht müde werde ihn zu lesen, findet den Lieberchilus „Die Nordsee" ganz originell, fährt aber dann fort: „Wenn er aber den kleinen Byron spielt und seiner abgeschmackten Vergötterung Bonaparte's den Bazel schiefen läßt, dann ist er um so widerlicher, da man es bei seinem Geiste nur als eine bezweckte Verhöhnung des Publicums ansehen kann, gleichsam als wolle er sehen, wie viel sich die deutschen Leser bieten lassen." Je älter er wird, desto mehr fühlt er sich von der neuern deutschen Literatur abgehoben. Was seit Goethe, Schiller und Tieck erschienen sei, versichert er in einem Briefe vom 20. März 1836, felle sich ihm nur als ein matter Abglanz dar, und er fügt hinzu: „Die Herren Heine und Börne sind wüthig genug, allein solche Ruchlosigkeit kann durch keine Blume gedeckt werden", und sechs Wochen später schrieb er an den Buchhändler August Campe: „Ich bin der deutschen Literatur total abgestorben, und kann nichts modernes Deutsches lesen. Solange ich so fühle, will ich nichts von Deutschland erhalten." In demselben Briefe gesteht er, daß er bei beiden Parteien in Frankreich keinen Funken von Edelmutz finde, „nur der niedrigste Egoismus, erhöht durch barbarischen Starrsinn und Ruchsucht" zeige sich unverhohlen, und mit jener der Welt so verhängnißvoll gewordenen Verwerfung gewisser Ultraconservativen rufe er aus: „O wer hätte geglaubt, daß man Bonaparte jetzt als einen Schupengel ansehen würde, um dieses Höllengefabel zu Paaren zu treiben." Von einer lang andauernden schmerzhaften Krankheit erlöst ihn am 9. November 1836 ein sanfter Tod.

Ganz anderer Art war das Leben und Wirken Eduard Harfords, dessen zum Theil im Gefängnisse mit Stiefelwische statt mit Tinte niedergeschriebene Tagebücher Gustav Kühne

thieren, welche ebenfalls nicht Noth gelitten haben, Eier, Käse, Hüner, Truthühne und andere Sachen mit sich fort, die der Indianer sich selbst versagt. Dieser bleibt dann wieder sich selbst überlassen für die übrige Zeit des Jahres, tauscht seine Kinder selbst, begräbt seine Todten und besucht unbeachtet seine Höhlen und Bergspitzen, wo er noch seinen versteckten Altar hat und den Trümmern der Götzenbilder seiner Vorfahren Opfer bringt. Er besprengt seine Felder mit Blut von Papageien oder welschen Hühnern, bestreicht seine Thüren damit, wie die Kinder Israels mit dem Blute des Osterlammes, vergräbt vor seinem Tode sein Geld, an wahrscheinlich für ihn heiligen Orten. Welche Verwirrung! Doch Geduld! Das Licht wird auch hier über die Finsternis siegen; schon fängt man an von Toleranz zu reden (Gott schenke dem Herrn Kocaufer, diesem Wpffel des Liberalismus in Religionssachen, ein langes Leben!), der Protestantismus wird auch hier seinen Eingang finden, mit ihm der eigentliche Unterricht der Indianer, und Beispiele, wo ein Geistlicher seine Köchin wegschafft und ihre und seine eigene Tochter in seine Dienste nimmt, werden seltener werden."

Nicht um uns in die religiöse Polemik zu mischen oder confessionelle Propaganda zu machen, sondern nur um eine statistisch beglaubigte Thatsache anzuführen, weisen wir bei diesem Anlaß darauf hin, daß selbst die officiöse „Neue Münchener Zeitung“ (Nr. 238 des Abendblatts für 1855) in einem Aufsatz „Aus der bairischen Criminalstatistik“ zugeben mußte, daß sich das Resultat für die Protestanten günstiger stellt als für die Katholiken, indem während eines siebenjährigen Zeitabschnitts (von 1850/51 bis 1856/57 einschließlich) im rechtsrheinischen Baiern auf etwa 539 Köpfe der katholischen Bevölkerung 1 Abgeurtheilter katholischer Religion, auf 748 Einwohner der gesammten protestantischen Bevölkerung 1 Abgeurtheilter protestantischer Confession kam.

Was Eduard Hartort's fernere Schicksale betrifft, so fühlte er sich später gebrungen, gegen den Mann, dem er früher mit Begeisterung in die Schlacht gefolgt war, gegen Santana, die Waffen zu ergreifen. Er beschlugte die Artillerie des Staates Zacatecas, bekleidete auch im Dienste von Texas den Rang eines Obersten und half diesem jungen Staate seine unabhängige Existenz erkämpfen, die ihm durch die Niederlage Santana's bei Jacinto (April 1836) gesichert wurde. Bald nach Beendigung des texanischen Unabhängigkeitskriegs starb Hartort, ein Opfer seiner Anstrengungen und des Klimas; er erlag einem Fieber am 11. August 1834. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde ihm eine ansehnliche Strecke Landes am Gletto-Greel im Verabshpriet zugesprochen. Die von ihm brieflich hinterlassenen und staatlich anerkannten Ansprüche darauf sind von seiner einzigen in Sachsen lebenden Tochter und Erbin wiederholt, bisher aber vergeblich bei den betreffenden Autoritäten in Erinnerung gebracht worden. **H. M.**

Aus Theodor Rosmer's Nachlaß.

Die Religion Jesu, von Theodor Rosmer. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Gustav Wiedenmann. Nordlingen, Verl. 1859. Lex. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die vorliegende Schrift ist nur ein Bruchstück eines größern Werks, welches nach dem ursprünglichen Plan des Verfassers in seinem ersten Theil die Lehre und das Leben Jesu darstellen, im zweiten Theil aber darlegen sollte, wie weit das Christenthum nach Dogmatik, Moral, Cultus und Verfassung Erzeugniß des Bewußtseins Jesu von sich selbst sei, welches also den geschichtlichen Christus und die christliche Kirche in ihrem Verhältniß zueinander und weiterhin zur Vernunft (Wissenschaft und Staat) zum Gegenstand seiner Betrachtung machen wollte. Dem Verfasser war es aber nicht vergönnt, das Werk seiner Anlage gemäß auszuführen; die Religion Jesu enthält nur die eine Hälfte des ersten Theils, nämlich die Lehre Jesu, und auch diesen Abschnitt konnte der Verfasser nicht zu demjenigen Abschluß bringen, welcher seinem Geist vorschwebte. Der Tod nahm

ihn von seinen Arbeiten weg, und ein Freund des Verfassers übergibt nun die Resultate der religionsphilosophischen Forschungen des Verstorbenen, soweit sie vorliegen, der gebildeten Welt. Es ist um so mehr zu bedauern, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, sein Werk zu vollenden, je großartiger und überraschender, je eigenthümlicher und tiefgreifender die Gesichtspunkte sind, unter welchen er die weltgeschichtliche Erscheinung Jesu auffaßt. Die Schrift ist nicht das Werk eines Fachgelehrten, legt aber genaue Bekanntschaft mit dem Entwicklungsgang der neuern Philosophie und Theologie, tiefes Verständnis der hierbei in Betracht kommenden Erscheinungen und überlegenes Urtheil an den Tag und zeichnet sich dadurch aus, daß sie, indem sie an denkende Menschen überhaupt, nicht bloß an Männer des Fachs sich wendet, in klarer und allgemein verständlicher Sprache redet, dabei aber Untersuchungen unternimmt und Ideen auspricht, welche geeignet sind das volle Interesse der wissenschaftlichen Theologie in Anspruch zu nehmen und früher oder später für die theologische Wissenschaft von Bedeutung werden müssen.

Nach dem eben Besprochenen müssen wir die Schrift für eine sehr wichtige Erscheinung ansehen und können nur wünschen, daß sie die Aufmerksamkeit des gebildeten Theils des deutschen Volks in dem Maße auf sich ziehen möge, in welchem sie es verdient. Wir glauben hierzu am besten dadurch beitragen zu können, daß wir die Anschauung des Verfassers in ihren Grundzügen dem Leser vorführen, wobei wir den Verfasser so viel als möglich selbst reden lassen. Wir beginnen

1) mit dem Standpunkt der Betrachtung, auf welchen sich der Verfasser in der Einleitung stellt. In dem Proceß, in welchen sich die Vernunft nunmehr seit zwei Jahrhunderten mit dem Christenthum verwickelt sieht, handelt es sich um die Frage, ob das Princip des Christenthums — und dieses ist nichts anderes als der Gottmensch Jesus Christus mit der Einzigkeit und Ausschließlichkeit seiner Offenbarung — von dem Verstand gerechtfertigt werden kann oder nicht. Von der Verhängung über diese Frage hängt die Entscheidung ab über das Verhältniß, in welches unsere und die kommende Zeit zum Christenthum sich setzen wird. Stellt es sich heraus, daß das Christenthum der menschlichen Organisation an sich genügt, so kommt demselben als der specifisch menschlichen Religion bleibende Dauer zu; genügt es ihr aber nicht, hat der menschliche Geist eine Entwicklungstufe erreicht oder kann er sie je erreichen, welche dem Christenthum widerspricht, so geht dieses, nachdem es seine Mission vollbracht, wie die antiken Religionen unter und alle Vereinbarungsversuche sind vergeblich. Nun ist es aber Thatsache, daß die menschliche Vernunft mit diesem Princip und in Folge hiervon mit der Dogmatik, der Moral und dem Cultus des Christenthums mehr und mehr zerfallen ist.

Alle Versuche, diesen Bruch zu umgehen, sind fehl geschlagen; die Vernunft ist im Verlauf dieses Processes vielmehr dahin getrieben worden, die Grundlage des Christenthums selbst, das Dasein eines persönlichen, weltchöpsferischen Gottes zu negiren. Der Verfasser bespricht sofort die Vermittelungsversuche, welche zwischen dem Christenthum und der Vernunft im Verlauf der theologischen Entwicklung der Neuzeit gemacht worden sind. Er weist nach, wie der Rationalismus die Vernunftigkeit des Christenthums dadurch zu retten suchte, daß er den kirchlichen Christus aufgab, um an den geschichtlichen allein sich zu halten, wie umgekehrt der moderne Pantheismus von dem geschichtlichen Christus abstrahirte und in dem kirchlichen Dogma von Christus den speculativen Gehalt der christlichen Lehre zu erblicken glaubte.

Weidemale wurde der geschichtliche und der kirchliche Christus auseinander gerissen; Schleiermacher versuchte sie wieder zu vereinen mit seiner bekannten Lehre von der Einheit des Urbildlichen und Geschichtlichen; aber diese Vermittelung ist in Wahrheit keine Vermittelung, sofern Schleiermacher mit derselben keineswegs zur Begründung der Kirchenlehre gelangte, vielmehr nicht nur die übernatürlichen Thatsachen im Leben Jesu fallen

ließ, sondern auch die Grunddogmen des symbolischen Christenthums; die Dreieinigkeit und die Versöhnung in ihrem bestimmten Gehalt verwirklichte. Aus all diesem ergibt sich für den Verfasser der Satz, den er mit aller Bestimmtheit voranstellt, daß der historische und kirchliche Christus nicht zu trennen sind, daß sie miteinander stehen oder miteinander fallen werden. Soll also das Christenthum in seinem Princip für die Vernunft begründet werden, so muß dies in einer Weise geschehen, daß ebenso das Verständnis des Selbstbewußtseins Jesu, wie das Verständnis der Lehre der Kirche von ihm gegeben, daß mit einem Wort begreiflich wird, was Bessung unbegreiflich fand, wie die Religion Jesu und die christliche Religion in einer und derselben Person bestehen können. Und sofern die Lehre der Kirche von Christus nur das mittelbare geschichtliche Zeugnis der Aussagen Jesu von sich selbst sein kann, kommt alles darauf an, dieses Räthsel und Mysterium des Christenthums zu erklären.

Dieser Aufgabe kann aber nur genügt werden durch die psychologische Erkenntnis der Individualität des Stifters des Christenthums. Dazu gehört einerseits, daß man die Erscheinung des Gottmenschen, die geschichtliche Person Jesu, seine Lehre und sein Leben, wie es sich dem Geschichtsforscher und Menschen ohne Rücksicht auf irgendwelche dogmatische Meinung darstellt, ins Auge faßt. Dieses Verfahren gibt aber nur eine praktisch-psychologische Vorerkenntnis des Wesens dieser Persönlichkeit, wie dies die neuere kirchliche Theologie schlagend zeigt, welche auf dem Weg der exegetischen Analyse für die Feststellung des Selbstbewußtseins Jesu viel gethan hat, aber außer Stand ist, das Wesen dieser menschlichen Individualität, welcher dieses Selbstbewußtsein eignet, zu erklären, weil sie, statt von dem Selbstbewußtsein Jesu auf sein Wesen zu schließen, dieses Selbstbewußtsein des historischen Jesus mit dem menschengewordenen Logos als der zweiten Person der Trinität zu vermitteln sucht und für die Menschwerdung dieses Logos immer wieder einen speculativen Beweis anstrebt, welcher der Natur der Sache nach unmöglich ist, sofern eine historische Thatsache nicht metaphysisch bewiesen werden kann.

Zum Verständnis der Persönlichkeit Jesu ist also andererseits nothwendig eine theoretisch-psychologische Erkenntnis der in Christus erschienenen menschlichen Individualität. Dem Schlüssel zu dieser kann nur eine Wissenschaft des Menschen nach Geist und Körper geben, von welcher die gegenwärtige Anthropologie kaum eine Spur zeigt, eine Wissenschaft, welche nachzuweisen hat, welches der der menschlichen Gattung zukommende Charakter ist, ob und inwieweit ein einzelnes Individuum diesen Gattungscharakter in sich verkörpert, ob und warum diese Verkörperung nur in Einem Individuum erfolgen und warum dieses Individuum gerade in jener Epoche der Menschheit erscheinen mußte.

„Die Religion Jesu“ hat es zunächst nur damit zu thun, aus der Anschauung Jesu von sich selbst, wie sie in den Evangelien ausgesprochen ist, ein Bild seiner geschichtlichen Persönlichkeit zu entwerfen, von ihm selbst sich sagen zu lassen, was die Wissenschaft von ihm aussagen mußte, um ihn als den zu erweisen, als den er sich gab.

Aus dem Bisherigen erhellt, daß der Verfasser zum Christenthum sich in ein durchaus positives Verhältniß setzt. Er will auf dem Weg der unbefangenen geschichtlichen Untersuchung, aber geleitet von einer tiefern psychologischen Erkenntnis des menschlichen Wesens die Persönlichkeit Christi und zwar den historischen und kirchlichen Christus wie sie unzertrennlich eins sind vor dem denkenden Verstand in ihrer ewigen Bedeutung und Herrlichkeit rechtfertigen; er will auf dem Weg des verständigen Erkennens von einer vom Christenthum unabhängigen, von ihm nicht erzeugten und nicht zu erzeugenden Wissenschaft aus das Wesen des Christenthums, wie es von Anfang an bis heute in der Tiefe des Gemüths als göttliche Kraft erfahren worden ist, so nun auch dem Licht des Verstandes aufschließen und die Einzigkeit, Vernünftigkeit und ewige Gültigkeit der christlichen Re-

ligion dem denkenden Geist zum Bewußtsein bringen. Dies ist aber nicht möglich, solange der Grundgedanke des Christenthums, das Princip der Religion überhaupt, nämlich die Idee des lebendigen, persönlichen Gottes, nicht einen großen rationalen Nachweis erhalten und damit vor der Vernunft gerechtfertigt ist. Diesen Nachweis, welchen die Vernunft fortwährend angestrebt, aber bloßes nie erreicht hat, ist enthalten in der Schrift „Gott und seine Schöpfung“, auf welche die bekannte „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltanschauungen“ vorbereitet hat. Mit der in diesem Werk vorgetragenen Welt- und Gottesanschauung steht der Verfasser, wie aus der Vorrede erhellt, im engsten Zusammenhang.

Hat der Autor dieser Werke den Anspruch erhoben, in seinem makrocosmischen Gottesbegriff auf dem Weg des logischen Denkens zu derselben Wahrheit gelangt zu sein, welche das Christenthum auf dem Weg der gemüthlichen Erfahrung erreicht hat, und in der Form des logischen Begriffs für den menschlichen Verstand dasselbe auszusprechen, was das Christenthum in der Form unmittelbarer Glaubenswahrheiten dem menschlichen Gemüth erschlossen hat, so wollte sich der Verfasser in der „Religion Jesu“ mit dem historischen Christenthum auseinandersetzen und von seiner Gotteslehre, wie von der ihrer Logik zu Grunde liegenden Psychologie aus den Beweis der Vernünftigkeit des Christenthums antreten und damit zeigen, daß in seiner Lehre nach allen Seiten hin die Versöhnung von Gemüth und Verstand, von Religion und Wissenschaft, von Gewissen und Logik gegeben sei. Es erhellt, daß wenn der Verfasser es unternimmt das Christenthum vor dem denkenden Verstand zu rechtfertigen, umgekehrt seine Gotteslehre um so mehr von dem Christenthum gerechtfertigt werden wird, je mehr es ihm gelingen sollte, die weltgeschichtliche Persönlichkeit Jesu von seinen Principien aus befriedigend zu erklären. Sehen wir daher

2) wie der Verfasser die Persönlichkeit Jesu nach ihrem Selbstzeugnis auffaßt. Daß Christus nicht bloß wie Moses und Mohammed als Werkzeug der göttlichen Offenbarung, sondern als die lebendige Offenbarung, als den, der selbst offenbart, sich weiß, daß das Gottesbewußtsein dem zufolge sein Bewußtsein so durchdrungen hat, sein Wille im göttlichen so aufgegangen ist, daß nicht mehr er selbst, sondern Gott in ihm lebt, ist klar und unleugbar. Allein das reicht nicht hin; Christus spricht nicht nur von seiner sittlichen Stellung, sondern von seiner Natur, und diese ist ihm eine so vollständige Einzigkeit, daß niemand fähig ist, sie ganz zu fassen. Es fragt sich nur, wie man dieses Selbstbewußtsein Jesu, welches weiterhin in der Ueberzeugung Jesu von seiner vorweltlichen Existenz, von sich selbst als Welttrichter und endlich von seiner Macht, in und durch seine Persönlichkeit der Menschheit das ewige Leben zu vermitteln, sich äußert, erklären will. Entgegen der Auffassung der neuern Religionsphilosophie, wonach in Christus die Idee der Einheit der menschlichen Gattung als des endlichen Geistes mit dem unendlichen Geist zuerst lebendig wurde und wonach er sich als den Repräsentanten dieser idealen Gattungspersönlichkeit mußte, ohne sich jedoch mit dieser für identisch zu halten, spricht der Verfasser den Satz aus: Christus war überzeugt, daß er selbst der Genius der Gattung, der Vertreter derselben in ihrem Verhältniß zu Gott und der bleibende Führer und Richter ihrer moralischen Entwicklung sei, dem als unsterblichem Geist (denn sofern er vom Weib geboren wie jedes Menschenkind das irdische Leben wieder verlassen mußte, ist er vergänglich) alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, weil die menschliche Gattung die Spitze der gesammten Schöpfung ist. Ist er es ferher, welcher die Idee der nachweltlichen Unsterblichkeit dadurch zur Gewissheit persönlicher Fortdauer erhoben hat, daß er seiner persönlichen Fortdauer sich gewiß war, so muß er seiner vorweltlichen Unsterblichkeit in anderer Weise als wir sich bewußt gewesen sein, sodaß für ihn wirkliche bewusste Präexistenz in Gott war, was für uns nur unbewusste Präformation ist. Dieses Bewußtsein ist aber schlechthin kein übermenschliches, sondern ein vollkommen gesundes menschliches Bewußtsein;

der Menschensohn ist in ihm nichts Niedrigeres als der Gottessohn, und der Gottessohn ist in ihm nichts, was über die menschliche Natur hinausgeht. Alle Menschen sind Menschen — und alle sind Gotteskinder; der Unterschied ist nur der, daß was die andern nur vermöge ihrer menschlichen Gattungsnatur haben, nämlich die Ebenbildlichkeit mit Gott, er individuell hatte. Hieraus erklärt sich auch, daß Jesus seine Persönlichkeit als Princip des ewigen Lebens für die Menschheit anschaut. Einer bewußten Unsterblichkeit sind die Menschen nur dadurch fähig, daß sie ihrer unvollkommenen Individualität das ihnen kraft ihrer Rasse inwohnende Ebenbild Gottes einverleiben; diese Einverleibung kann aber erst dann eine vollkommene werden, wenn das individuelle Ebenbild erschienen ist. Denn nur dadurch, daß sich die Menschen in Jesu Menschlichkeit hineinleben, vermögen sie die Menschlichkeit aus sich herauszubilden.

Hatte also der Verfasser in „Gott und seine Schöpfung“ im Menschen zwischen Körper (Leib und Seele) und Individualgeist unterschieden und den Satz aufgestellt, daß jeder Mensch seiner Gattung nach als besetzter Organismus das vollkommene endliche Abbild des maßlosen Gottes sei, während sein Individualgeist nur eine Theilidee des Schöpfers ist, hatte er von hier aus logisch die Möglichkeit eines Individualgeistes nachgewiesen, welcher als göttliche Vollidee in demselben Grad das Ebenbild Gottes ist, wie die übrigen es gattungsmäßig sind, so zeigt nun die geschichtliche Untersuchung des Selbstbewußtseins Jesu (denn nur die Geschichte kann, wie der Verfasser schon in „Gott und seine Schöpfung“ es ausdrukt, hierüber entscheiden), daß dieser Geist in Jesu von Nazareth wirklich in die Welt eingetreten ist.

3) Jesus und der Heilige Geist. Fragen wir aber, wie Jesus, während er so bestimmt auf die Sphäre der Religion sich beschränkte und nur diese eine Seite des menschlichen Wesens zu repräsentieren sich bewußt war, dennoch für das Urbild der Menschheit sich halten konnte, so ist die Antwort: darum, weil er, indem er die Menschheit nach ihrem Gottesbewußtsein und sittlichen Gewissen darstellte, der Repräsentant der Menschheit nach ihrer höchsten Seite hin war. Allein wenn doch feststeht, daß nicht bloß die Religion, sondern auch das Wissen es ist, welches den Menschen zum Menschen macht, so konnte Jesus in gewisser Hinsicht nur als einseitige Verkörperung des menschlichen Urbildes sich denken. Soll also in seinem Selbstbewußtsein kein Widerspruch sein, so muß er von sich selbst ein anderes, ihm ebenbürtiges Princip unterschieden haben und dieses ist der Heilige Geist, der ideale, intellektuelle Gattungsgeist, welcher das der Wissenschaft und dem Staat zu Grunde liegende Princip ist, in der individuellen Mannichfaltigkeit sich stets gleich bleibt und in den auserlesenen Naturen beständig zu Tage tritt, mit einem Wort das in der Gattung verkörperte geistige Ebenbild Gottes ist. Der Gattungsgeist trägt mittelbar die Religion in sich, kann sie aber vermöge seiner geistigen Tendenz aus sich allein nicht entfalten; die Offenbarung Jesu schließt die höchste Erkenntnis in sich, aber Jesu Sache ist es nicht, sie selbst zu entwickeln. Dies ist Aufgabe des Geistes, der in alle Wahrheit von der von Christus gegebenen Grundlage aus leitet.

Hieraus folgt zweierlei: einmal, daß wenn das Princip Christi das Fundament der Menschheitsentwicklung, das diese Entwicklung leitende Princip aber der Heilige Geist, der Gattungsgeist ist, die Menschheit in Christus die Spitze ihrer Entwicklung nicht erreicht hat, daß also das Geschichtlichewerden des Urbildlichen in Christus keineswegs eine Entwicklung der Menschheit in absteigender Linie bedingt; so daß, wenn das von Christus gelegte Fundament ein unentbehrliches ist, die Menschheit nie über den religiösen Inhalt seiner Lehre, obschon über die geistige Form hinausgehen kann, in welcher er sie darstellt hat.

Hiermit haben wir die Grundzüge der vom Verfasser vertretenen Auffassung der Persönlichkeit Jesu entwickelt. Es ist deutlich, daß sie eine wesentlich neue, durchaus selbständige ist, getragen von einer in sich geschlossenen Weltanschauung. Ihren Ausgangspunkt nimmt sie in der psychologischen Unterscheidung

von Körper (Leib und Seele) und Geist, Gattung und Individuum, und weiterhin von Gemüth und Verstand, als den zwei Grundfactoren des menschlichen Wesens, und in dem Begriff des Menschen als des endlichen aber vollkommenen Abbilds Gottes, wie diese Lehre logisch begründet ist in der Schrift „Gott und seine Schöpfung“. Ihre Eigenthümlichkeit aber besteht darin, daß, indem Christus von den vom Verfasser aufgestellten Principien des menschlichen Wesens aus begriffen wird, er durchaus Mensch und nur Mensch ist, aber so, daß er, wenn er hierdurch auf der einen Seite uns menschlich nahe gerückt wird, auf der andern Seite in seiner einzigen Höhe über der Gattung steht und als voller Mensch der bleibende Mittler zwischen seinem Geschlecht und Gott ist. 37.

Notizen.

Biographisches.

Eduard Heyden, gegenwärtig Director einer Erziehungsanstalt für Knaben in Frankfurt a. M. und selbst aus dem Kreisfischen, gab eine Sammlung biographischer Skizzen unter dem Titel heraus: „Galerie berühmter und merkwürdiger Neussländer“ (Frankfurt a. M. 1858). Verfinden sich auch unter diesen „Neussen“ oder „Neussländern“, deren Leben und Wirken in vorliegendem Buche skizziert ist, nur wenige Berühmtheiten ersten Ranges, wohn namentlich Heinrich Schütz, der erste deutsche Operncomponist und von seinen Zeitgenossen „der Vater der deutschen Musik“ genannt, gerechnet werden muß, so gibt es unter ihnen doch eine ansehnliche Anzahl merkwürdiger oder verdienstvoller Männer, von denen wir hier nur folgende nennen: den dem Simon Dach'schen Dichterkreise angehörigen Lieberdichter des 17. Jahrhunderts Heinrich Alberti; ferner Wöttiger, Gründer des Porzellans; Heinrich Gottfried von Bretschneider; das mechanische Genie Johann Gottfried Trelltag; den ehemals beliebten Lustspielmacher Tobias Philipp Freiherr von Gehler; den um die deutsche Schauspielkunst und die Consolidierung des deutschen Schauspielwesens hochverdienten Schauspieler und Theaterdirector Heinrich Gottfried Koch; den ausgezeichneten medicinischen Schriftsteller Karl Georg Neumann, namentlich durch seine „Allgemeine Therapie“, sein fünfbändiges Werk „Von den Krankheiten des Menschen oder specielle Pathologie und Therapie“ u. s. w. bekannt und zugleich Verfasser des berühmten Studentenliedes „Hoch vom Olymp herab ward uns die Fremde“, das er 1791 auf der Universität Jena dichtete und das uns hier in seiner vollständigen neuentworbenen Gestalt mitgetheilt wird, den „Naturdichter“ Johann Gottlieb Ründel, der 1818 und 1835 Sammlungen seiner der Form nach übrigens mehr der Kunst als der Naturdichtung angehörigen Poesien unter den Titeln „Geistes- und Herzenstünder“ und „Blüten und Früchte“ herausgab, und wenn er gerade kein Payer hatte, seine Gedichte auf Breter und Batten niederschrieb, weshalb auch sein Princip, der Fabrikbesitzer F., einst äußerte, daß mit jeder Waarentilke, die er versende, auch Ründel'sche Gedichte mit ins Ausland gingen; und den berühmten Geographen und Kartenzeichner Reichard. Von lebenden „Neussländern“ hat hier nur der Dichter Julius Sturm Aufnahme gefunden, ungerechnet die biographischen Mittheilungen des Herausgebers über sich selbst, die er dem Vorwort eingewebt hat. Von literargeschichtlichem Interesse sind unter andern namentlich die Mittheilungen über Heinrich Gottfried von Bretschneider, der im siebenjährigen Kriege erst unter den Sachsen, dann unter einem preussischen Freicorps diente, später in Holland, Frankreich und England herumabenteuerete, in Oesterreich wegen seiner Freundschaft mit Friedrich Nicolai, zu dessen „Reisen“ Bretschneider die meisten Materialien lieferte, von den Jesuiten verfolgt, endlich aber doch in Ansehung seiner Brauchbarkeit und Talente zum Subernalrath ernannt ward. In dieser Stellung verharrete er bis zum Jahre 1801, beschäftigte sich in den letzten Lebensjahren mit der Abfassung eines Catalogs über seine aus 10000 meist alten und

seltenen Blättern bestehende Kupferstichsammlung und starb 1810 in dem Schlosse Krzmitz bei Pilsen, das ihm sein Freund Graf Wrbitz auf beliebige Zeit zur Benutzung abgetreten hatte. Er schrieb unter anderm „Graf Gfau, ein Heldengebüdt“ (1768, eine Satire auf einen Gefandten), einen „Rufsalmanach“ (Pemberg 1788, ganz von Breitshneider), eine Schrift unter dem Titel „Theodor“ gegen Napoleon, deren noch bei dem Buchhändler Deegen in Wien vorgefundene Exemplare der französische Gefandte jedes zu 3 Francs aufkaufte, den „Almanach der Heiligen auf das Jahr 1788“, und einige Romane, darunter „Waller's Leben und Sitten“ (Berlin, Nicolai, 1793), Schilderungen meist aus der wiener Welt „voll Laune, Witz und feiner Ironie“. Die von Breitshneider 1801 verfaßte und in Nicolai's Nachlaß gefundene, später in „Blackwood's Edinburgh Magazine“ ins Englische übersehte Beschreibung seiner Reiseabenteuer in den Jahren 1772 und 1773 gab Gösding mit biographischen Notizen unter dem Titel „Reise nach London und Paris, nebst Auszügen aus Breitshneider's Briefen“ 1817 heraus. Breitshneider verfaßte auch die bekannte Parodie auf „Werther's Leiden“ in Form eines Dankselbsterlöbdes, mit der Schlußstrophe:

Man grub ihn nicht im Tempel.
Man brante ihm kein Licht.
Mensch, nimm dir ein Exemplar
An dieser Werthgeschichte.

Bekanntlich parodirte auch sein Freund Nicolai den „Werther“, aber in Prosa, unter dem Titel „Freuden des jungen Werther.“

Eine neuentdeckte Robinsonade.

Franz Georg Ferdinand Schläger, wie er sich auf dem Titel nennt: „Dr. th. und ph., Senior ministerii und Pastor prim. in Hameln ic. ic.“ gab heraus: „Wunderbare Schicksale des Martin Speelhoven, eines Kaufmanns aus dem Klevischen, in Emden verstorben, von ihm selbst beschrieben und zur Unterhaltung und Belehrung zeitgemäß bearbeitet“ (Hannover, Hahn, 1858). Der Herausgeber berichtet, daß ihm vor mehreren Jahren ein schon zur Vernichtung bestimmtes Buch in die Hände kam mit dem Titel: „Die Glücks- und Unglücksfälle Martin Speelhoven's, eines Kaufmanns aus dem Klevischen gebürtig, welche ihm sowohl in seiner Jugend als auch auf Reisen nach Amerika begegnet, nach dessen Gefangennahme und Flucht, wie auch achtzehnjährigem Aufenthalt auf einer damals noch nie besuchten Insel und endlichen Befreiung, von ihm selbst beschrieben“ (Dresden und Leipzig, bei Joh. Nf. Gerlach u. Sohn, 1763). Dieses Buch, angeblich schon im Anfange des 18. Jahrhunderts geschrieben, hatte für den Herausgeber, wie er versichert, so viel Anziehendes, daß er beschloß, es in zeitgemäßer Bearbeitung herauszugeben. Vorher schrieb er noch nach Dresden und Leipzig, um sich über das Buch weitere Auskunft zu verschaffen, erhielt aber nur die Antwort, daß eine Buchhandlung Joh. Nf. Gerlach und Sohn gar nicht mehr vorhanden sei; auch hat er die Herren Geistlichen in Emden um Nachricht, ob dort von einem Martin Speelhoven nicht irgendwo Kunde anzutreffen sei, da er (angeblich) dort begraben liege und sich durch Legate verewigt habe; aber von keiner Seite habe er befriedigende Antwort erhalten. Wir für unser Theil glauben, daß dieser Martin Speelhoven nie gelebt hat und daß das Buch, welches wol Hermann Götter bei Abfassung seiner Schrift über Robinsonen und die Robinsonaden schwerlich gekannt haben dürfte, ursprünglich eine Speculation auf die im vorigen Jahrhundert erwachte lebhafteste Liebhaberei an Robinsonaden war. Der Herausgeber möchte, „wenn es nicht zu gewagt ist“, glauben, daß Campe bei seinem „Robinson Crusoe“ dieses Buch gekannt habe. Das ist allerdings möglich, und es fehlt keineswegs an überraschenden Aehnlichkeiten; diese sind jedoch allen solchen Robinsonaden mehr oder weniger gemeinsam. Um so hervortretender sind andererseits die Verschiedenheiten. Es geht viel abenteuerlicher und romantischer in diesem „Martin Speelhoven“ her als im Campe's

chen „Robinson“, so schon in der Jugendgeschichte Martin's, die eher an die Art des „Simplicissimus“ und anderer Sitten- und Abenteuerromane erinnert. Auf der Insel selbst, auf der Martin ausgelegt wird, bringt ihm ferner der Zufall eine Menge glücklicher Umstände entgegen und führt ihm sogar zeitweise alle Vortheile europäischen Comforts zu, so daß er im ganzen nicht so viel Schicksal aufzuwenden braucht als Robinson Crusoe und dadurch zum Theil eines Moments verlustig geht, der diesen so besonders interessant und für die Jugend lehrreich macht; endlich handelt es sich in der letzten Hälfte oder dem letzten Drittel des Buchs um eine veritable Liebesgeschichte, indem ein englisches Schiff an der Küste landet und Caroline, die Tochter des Kapitäns, mit ihm in ein näheres Verhältniß tritt. Die Intriguen, die von dem Vater und einem Lieutenant gegen dieses Verhältniß gesponnen werden, treten nun in den Vordergrund und ziehen sich, in der Weise eines echten Romans, bis zu Martin's Heimkehr nach Europa hin. Sehr naiv ist es dabei, daß die beiden Liebenden in voller Unschuld nebeneinander hinkleben, so auf der Insel in der Wohnung Martin's, obgleich Caroline ihm die Wirthschaft führt und in seiner unmittelbaren Nähe ihr Nachtlager hat, so später in Emden, wo sie, nach mancherlei Schicksalen, mehr als 20 Jahre lang bis zu ihrem Tode als Martin's platonische Freundin lebt, womit die Kindermoral des Buchs gerettet ist. Ein psychologisch interessanter Zug dagegen ist es, daß der erste Mensch, dem unser Martin auf der Insel begegnet, und der freilich wunderlicherweise sein eigener von ihm nicht gekannter Vater ist, sofort mit ihm Handel anfängt, ihn auf dem Gilande als unberechtigten Eindringling nicht dulden will und ihm nach dem Leben trachtet, und daß das erste Schiff, welches auf der Insel landet, ihm zwar seine Caroline zuführt, aber außerdem nur Bosheit, Unfrieden, Intrigue, Verleumdung und Verfolgung bringt, kurz jenen geheimen wie offenen Kriegs- und Belagerungszustand, der innerhalb der menschlichen Gesellschaft permanent ist. Für Leserinnen möchte der „Martin Speelhoven“, dessen Veröffentlichung nicht ohne alles literarhistorische Interesse ist, durch die Ginnischung Karolinen und vieler romantischen Elemente manche Reize vor andern Robinsonaden voraushaben.

H. M.

Die lateinische Inschrift in Auerbach's Keller.

In der Anzeige von W. Schäfer's „Deutschen Städtewahrzeichen“ (Nr. 43 d. Bl. f. 1858) wird namentlich der leipziger Faustbilder Erwähnung gethan, und die Erklärung und Deutung, welche Schäfer dem räthselhaften lateinischen Distichon *Vive bibe obgraegare etc.* gibt, allen frühern vorgezogen. Gewiß hat auch die Deutung: *Vive bibe obgraegare etc.* etwas Ansprechendes, namentlich im Vergleich mit der gewöhnlichen Erklärung *Nobbe's*, auf deren Ueberheilung sich Schäfer in dem ersten ausführlichen Artikel über jene Wahrzeichen („Illustrirte Zeitung“, 24. Januar, S. 90) beschränkt hatte. Grelbigt aber wurde die Sache mit jenem Vorschlag Schäfer's noch keineswegs; sie ist es unsers Grachtens in einer Eleganz: heitschrift, die fast gleichzeitig mit der Anzeige in d. Bl. ans Licht trat, in der „Gratulation des Friedländer Gymnasiums zum Amtsjubiläum des Pastor Leuschner in Roga (Reddenburg), eines ehemaligen Collegen der Anstalt am 20. October 1858“. Zu dieser Schrift haben sämmtliche Lehrer je nach ihren Neigungen oder Studien beigetragen, voran der als philologische Forscher in weiten Kreisen bekannte Director H. Unger mit Beiträgen zur classischen Literatur und zu allererst mit einer Erörterung der dunkeln Inschrift auf dem Faustbilde, ein Stoff, dessen Wahl er in gemüthvoll ansprechender Weise dem Geiste gegenüber so motivirt — und die vielen lauten und stillen Verehrer von Leipzig werden auch hier die Wiederholung der Worte gestatten —: „Primum memoriam redintegramus amoenissimae et celeberrimae illius urbis, in qua adolescens Tu litterarum studiis naviter operatus simul et saluberrimam institutionem habuisti et ingenuas oblectationes.“

Unger liebt nun die Inschrift so:

Vive, bibe, obgraecare memor Fausti hujus et hujus
Poetae. Aderat claudo haec aspera et ampla gradu —
und abgesehen von der äußern Wahrscheinlichkeit dieses Vor-
schlags wollen wir unsere sozusagen philologische Freude nicht
verhehlen, wie der Verfasser das sonst unbekannte Compositum
obgraecari für die Bezeichnung eines heitern Lebensgenusses
durch eine Reihe der umfassendsten Belesenheit entnommener
treffender Analogien gestützt und das ganze Distichon auf die
vorschwebenden, zum Theil auch von andern Dichtern des 16.
Jahrhunderts mit Vorliebe wiedergegebenen Reminiscenzen des
classischen Alterthums zurückgeführt hat. 34.

Bibliographie.

- Auerbach, B., Der Wahrbruch. Schauspiel in fünf
Akten. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.
Lübedische Blätter. Sonntagsblatt der Lübeder Zeitung.
Redacteur: A. Sartori. 1fter Jahrgang. 1859. Februar
bis December. 48 Nummern. Lübeck. Gr. 4. 2 Thlr.
Literarische Benken. 1stes Bändchen. Deutschsprache für's
Leben. 128. Berlin, J. Abelsohn. 7 1/2 Ngr.
Brandt, A. H. W., Die Gerechtigkeit aus dem Glau-
ben. Gesetz und Glaube. Des Christen Beruf zur Frei-
heit. Drei protestantische Predigten. Amsterdam, Seyf-
ardt. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.
Douai, A., Kata Morgana. Deutsch-amerikanische Preis-
Novelle. St. Louis Mo. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Dunker, C., Jffland in seinen Schriften als Künstler,
Lehrer und Director der Berliner Bühne. Zum Gedächtniß
seines 100jährigen Geburtstages am 19. April 1859. Berlin,
Dunker u. Humblot. 8. 1 Thlr.
Goltz, B., Gracae Menschenkenntnis in Studien und Ste-
reotypen. Die Abtheilung. — A. u. d. T.: Zur Physiognomie
und Charakteristik des Volkes. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.
Gruenz, R., Eine gemischte Ehe. Wirklichkeit und Wahr-
heit in einem Lebensbilde. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 12.
1 Thlr.
Hefel, G., Der Jena. Roman. Nach den Aufzeich-
nungen eines königlichen Offiziers vom Regiment Genoa's-arnes.
Zwei Bände. Berlin, F. Schneider. 8. 2 Thlr.
Hoburg, R., Die Belagerung der Stadt Danzig im
Jahre 1734. Mit einem Plan. Danzig, Verding. 1858.
Gr. 8. 15 Ngr.
Kohl, J. G., Ritschi-Gami oder Erzählungen vom Obern
See. Ein Beitrag zur Charakteristik der Amerikanischen In-
dianer. Zwei Bände. Bremen, Schönmann. 8. 3 Thlr.
König, L., Luther und seine Zeit. Culturhistorischer
Roman in vier Bänden. 2ter Band. — A. u. d. T.: Zweifel
und Erleuchtung oder Wittenberg. Leipzig, D. Wigand. 8.
1 Thlr. 20 Ngr.
Krohn, A. C. F., Lütt plattbüsch Gedichte. Rostock.
Gr. 16. 10 Ngr.
Lawrence, J., Einfache Gedanken über geheime Gesell-
schaften. Aus der 5ten englischen Auflage übersetzt von J. Deg-
meier. Davton Oh. 1855. 8. 1 Thlr.
Lobe, J. C., Aus dem Leben eines Musikers. Leipzig,
Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Mejer, D., Die Concordatverhandlungen Württembergs
vom Jahre 1807. Mit bisher ungedruckten Actenstücken. Stutt-
gart, Nebler. Gr. 8. 16 Ngr.
Mering, Freih. F. G. v., Die Reichsgrafen von Hohen-
zollern in ihren Beziehungen zu Stadt und Erzdiocese Köln.
Köln. Gr. 8. 10 Ngr.
Mohl, R. v., Encyclopädie der Staatswissenschaften. Tü-
bingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.
Müller von der Werra, Klabenant. Demaskation
eines weltpolitischen Carnevals. Zeitgedichte. Leipzig, Lep-
mann. 8. 1 Thlr.

Sanct-Hilar, Christian Grabbe. Drama in fünf Auf-
zügen. Leipzig, Euppe. 8. 15 Ngr.

— Charlotte Stieglitz. Drama in fünf Aufzügen.
Leipzig, Euppe. 8. 15 Ngr.

— Der Sünden Fluch und der Liebe Segen. Drama
in fünf Aufzügen. Leipzig, Euppe. 8. 15 Ngr.

Schwerdt, H., Thüringer Dorfgeschichten. Die Spinn-
stube. Das Vogelschleßen. Leipzig, Schilde. Gr. 8. 22 Ngr.

Der christlich ergänzte Eriozismus, die allein mögliche
Vorstellung vom wahrhaft göttlichen Sein. Eine Skizze in
vier Abtheilungen. Würzburg, Palm. 1858. 8. 5 Ngr.

Stein, P., Der letzte Churfürst von Mainz. Historischer
Roman aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Drei Bände.
Leipzig, Herbig. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Uhlisch, Religiöse Vorträge. I. Allgemeines aus der Ver-
nunftreligion. Gotha, Stellberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Varckmin, F. W. v., Die Jahre 1848 und 1849. Er-
innerungs-Blätter dem Ruhme und der Ehre der Preussischen
Armee gewidmet. Berlin. 1858. 8. 1 Thlr.

Wernsdorff, L. v., Fräulein La Ruine. Frei nach
der „Mademoiselle La Ruine“ von Montepin bearbeitet. Zwei
Bände. Berlin, Reiter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Willkomm, G., Am häuslichen Herd. Criminal- und
Strandgeschichten. Zwei Bände. Gotha, Drey. 8. 1 Thlr.
15 Ngr.

Winterfeld, A. v., Geschichte des ritterlichen Ordens
St. Johannis vom Spital zu Jerusalem. Mit besonderer
Berücksichtigung der Vallei Brandenburg oder des Herrenmeister-
thums Sonnenburg. Mit Illustrationen. Berlin, Verendt.
4. 6 Thlr.

Tagesliteratur.

Einige flüchtige Bemerkungen zur endlichen radicalen Lösung
der schwebenden Zeitfrage. Im Anfang des Monats April 1859.
München, Lentner. Gr. 8. 1 Ngr.

Denkschrift betreffend die preussische Nachstellung im deut-
schen Nordwesten. Berlin, Ervinger. Per. 8. 5 Ngr.

Durch Krieg zum Frieden! Ein Mahnruf in der zwölften
Stunde. Von einem nicht Unbekannten. Leipzig, Lehmann.
Gr. 8. 6 Ngr.

Hirsch, B. B., Zeitblätter. Nr. 1. Sonntags- und
deutsche National-Volksfeste. Preußen und die italienische Frage.
Berlin, Neuring. Gr. 8. 3 Ngr.

Kleinschrod, G. F. G., Oesterreich und die italienischen
Verträge. Eine Rechtsbetrachtung. Frankfurt a. M., Sauer-
länder. Gr. 8. 10 Ngr.

Napoleon III. der Mann der größten Attentate des 19. Jahr-
hunderts von einem Conservativen. Köln. Per. 8. 15 Ngr.

Ringler, A., Prophetische Mahnung an Napoleon III.,
von selbst gegeben durch den wunderbaren fatalistischen Zusam-
menhang der Geschichte des Hauses Napoleon mit der Zerstörung
Troja's; den alten Mythen vom Raub Europa's und von der
weltverheerenden Chimära; ferner mit der Wegräumung dieses
Ungeheuers durch Völckerophon u. Ein mythisch-mythisch-bischo-
rischer-epischer Capriccio über ein zeitgemäßes Thema. Mün-
chen, Fleischmann. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Ritter St. Georg, der Drachentöchter. Chur, Grubenmann.
Gr. 16. 2 1/2 Ngr.

Die Traditionen preussischer Politik niedergelegt in drei ge-
schichtlichen Aufsätzen, entsprechend der nationalen, der politischen,
der religiösen Grundlage des preussischen Staates. Berlin,
Ervinger. Per. 8. 18 Ngr.

Ueber die richtige Auffassung der dramatischen Charaktere
in Hffe Horn's Tragödie: „König Ottokar.“ Prag, Calve.
1858. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur itali-nischen Frage. März 1859. Wien, Manz u.
Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Politik des Tages.

Von

Friedrich von Raumer.

8. Geh. 6 Ngr.

Diese soeben erschienene Schrift enthält die Ansichten des berühmten Historikers über die Tagesfragen: über Oesterreichs Stellung, die Verhältnisse Italiens und Preußens Aufgabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Causes célèbres du droit des gens.

Rédigées

par le baron Charles de Martens.

Deuxième édition.

Revue, corrigée et augmentée par l'auteur.

Tome III. In-8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Der erste und zweite Theil kosten 5 Thlr.)

Eine zweite Auflage des bekannten Werks, die vielfach verbessert wie durch Neues bereichert ist und sowol dem diplomatischen Publikum als allen für die wichtigen völkerrechtlichen Zustände sich Interessirenden eine willkommene Erscheinung sein wird.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—, Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de F. de Wegmann. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par Léopold Neumann, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome I à V. In-8. 16 Thlr. 10 Ngr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, Éléments du droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Handatlas.

Unter diesem Titel ist vor kurzem die erste Lieferung eines neuen Kunst- und Prachtwerks erschienen, im Verein mit E. Leeder und H. Leutemann von Th. Schade herausgegeben und für Freunde der Erdkunde wie zum Gebrauch beim Unterricht bestimmt. Das Werk wird 25 Blätter in Stahlstich (in Gross-Folio) nebst erläuterndem Texte enthalten und in 6 Lieferungen zu 4—5 Blatt erscheinen. Subscriptionspreis 12 Ngr. für jedes Blatt nebst Text.

Die erste Lieferung (1 Thlr. 18 Ngr.) ist nebst einem Prospect in allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen vorrätig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der christlichen Kirche.

Lehrbuch von Dr. Ehr. Wilh. Niedner.

8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Der berühmte Verfasser dieses Lehrbuchs ist bekanntlich unlängst zum Professor der Kirchengeschichte an der Berliner Universität ernannt worden.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 24. —

9. Juni 1859.

Inhalt: Dramatische Literatur. Zweiter Artikel. — Der russische General von Löwenstern. Von Karl Gustav von Berner. — Internationale Anthologien. — Notizen. (Goethe und Schiller über Alexander von Humboldt; Zur Ehrenrettung Friedrich Taubmann's; Ein französisches Urtheil über die deutsche Kunst.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatische Literatur.

Zweiter Artikel.*)

Jede Kunst hat zunächst den Zweck, Freude und Vergnügen zu bereiten; es ist weise, das Bedürfnis danach zur Bildung und Erziehung des Volks zu benutzen. Auch von der Bühne her soll dieser höhere Zweck im Auge behalten werden. Von der Tragödie bis zur Posse ist es die Aufgabe der dramatischen Dichtung, falsche Leidenschaften zu geißeln, sittliche Begriffe anschaulich zu machen, den Sinn für die Schönheit der Form auszubilden. Mitten in die Fragen des öffentlichen und privaten Lebens hinein soll der Dichter den Schauplatz seiner Dichtung verlegen und durch seine Dichtung der Wahrheit huldigen und die Lüge brandmarken; wirken soll er auf den Geist seiner Nation und durch lebendiges Beispiel seine Zuhörer zum Denken und zum Handeln anregen. So lauten wenigstens die Ansprüche, welche die Kritik an eine dramatische Arbeit zunächst und hauptsächlich macht und daß sie dabei in jetziger Zeit mit dem augenblicklichen Geschmack des Publikums in Widerspruch steht, ist nur ein Beweis von ihrem hohen Standpunkte und von dem niedern der schaulustigen Masse. Der Widerspruch aber ist zumeist herbeigeführt durch die Leiter der Theater und durch die Dichter. Man ruft nach einem nationalen Theater; aber in demselben müßten die Schwächen unserer Zeit geschildert werden und, abgesehen von den Staatsrückichten, die sich dem entgegenstellen, ist es dem Dichter schwer gemacht, gegen die materielle Richtung unserer Zeit mit poetischer Würde anzukämpfen. Die Kraft und die Ausdauer, die zum Verstehen des wahrhaft Großen gehören, fehlen sowohl unserm Publikum als den meisten unserer Dichter; es ist viel leichter, mit dem modernen „Blödsinn“, der sich namentlich in der Stadt der Intelligenz breit macht und geneigte Zuhörer gefunden hat, ein wohlfeiles Lachen über die Thorheiten und Erbärmlichkeiten unserer Zeit zu erregen, als mit Ernst die Pygmäen derselben mit großen Charakteren in Parallele zu stellen. Einige Dichter, und die meisten können wir sagen, haben mit Phrasen die

großen Fragen abzutun gemeint; sie wirkten, solange man an dieselben glaubte; die Enttäuschung aller Parteien nach den Erfahrungen des Jahres 1848 hat auf der politischen Schaubühne wie auf den Bretern die Phraze zu Grabe getragen.

Aber mit ihrer Pflattung ist auch eine Kühle in der Stimmung entstanden, die jedem poetischen Schaffen hinderlich ist; es ist eine ähnliche Unsicherheit über den zu verfolgenden Weg zum Vorschein gekommen, wie nach der spiritualistischen Schwelgerei zu Anfang unsern Jahrhunderts, wie nach der Glanzzeit der Neuromantiker, nur um so bedeutender, da zu unserer Zeit die ganze Nation und jeder in sich eine Reaction erlebte. Dabei kommt der wahre, sittliche Volksgeist in der Zeit der Gährung nicht zur Erscheinung, erst in der Abklärung erkennt man seine Größe; wohl ist in ihr die Kraft da, die ihr Alles einsetzt für eine große Idee, aber sie wird erst verstanden von einem nachfolgenden Geschlecht. Selbst da wo Wahrheit vorliegt, wird das Publikum jetzt eine Täuschung fürchten, denn es ist vorsichtig geworden. Es hat erfahren, daß der eifrige Mensch im Kampfe gegen Vorurtheil und Unsinn, selbst über seine wahre Meinung hinaus Ansichten aufstellt; und wer wollte verkennen, daß seit Lessing dies immerfort in der dramatischen Literatur geschehen sei? Sehen wir nicht überall auf der Bühne nur edle Proletarier und schurkische Vornehme und Reiche, vortreffliche Juden und scheinheilige Christen, idealisirte Waitressen, die trotz ihres Kastens tausendmal vorzüglicher geschildert werden, als ihre Mitmenschen? Die Gerechtigkeit und das Mitleiden für verfolgte, unglückliche und bedauernswerthe Menschen verleitet zu extremen Anschauungen und die Uebertreibung wuchs mit den Nachahmern, die fern von den lobenswerthen Motiven nur auf den Mode gewordenen Geschmack des Publikums speculirten. Mit alledem hat sich unsere dramatische Poesie immer mehr in die Unwahrheit verstrickt, die Ausnahme für die Regel gegeben und durch Uebertreibung auf der einen oder der andern Seite dem Ganzen Eintrag gethan.

Daher ist es auch mit gekommen, daß gerade die dramatischen Dichter, die recht eigentlich nach einer nationalen Bühne

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 2 d. Bl. 1859. 24.

D Red.

verlangen, am wenigsten volksthümlich sind. Man nehme die Werke Shakspeare's oder Calderon's, sie sind ein lebendiges Bild ihrer Zeit, im Einzelnen oft kaum zu verstehen ohne Kenntniß ihres Jahrhunderts und doch noch von derselben nachhaltigen Wirkung auf das Publikum ihrer Nation, jetzt wie damals; die dramatischen Dichter unserer Zeit bemühen sich, auch ein Bild der Zeit zu geben, sie sind aber so befangen von ihrem eigenen Urtheile, sie loben und verurtheilen ihr Jahrhundert so überwiegend nach der Rolle, die sie selbst in ihm spielen, daß sie nur sich, also wieder die Ausnahmen schildern. Das gilt nicht nur von denen, die auf ihre Nation durch Schilderung der Thatfachen wirken wollen, auch das innere Leben, das Geheimniß des Herzens legen sie mit dem Secirmesser des Verstandes so bloß, daß hier wie dort die poetische Stimmung verloren geht. Liegt in alledem nicht Entschuldigung genug, wenn die Kritik dem Publikum, das mit solcher Speise gefüttert wird, die Augen öffnen will, oft freilich in einer Art und Weise, die gerade das Gegentheil bewirkt? Ist es dem Publikum so sehr zu verargen, wenn es, mit verdorbenem Geschmack, das Theater eben nur noch betrachtet als ein gutes Mittel die Langeweile zu tödten und mit demselben ästhetischen Behagen ein Stück von der Birch-Pfeiffer (wir nennen sie, weil man sich gewöhnt hat, sie als Repräsentantin einer gewissen Gattung zu betrachten) oder eine wirklich gute Arbeit unserer wenigen vorzüglichen Dichter der Neuzeit betrachtet? Das Publikum steht mit seinem Urtheile im Widerspruch mit der Kritik, die es sich immer bestochen vorstellt; es sieht, wie die Leiter der Theater das Mittelmäßige begünstigen und das Gute zurückdrängen, dabei aber oft genug noch von höhern Absichten fasseln, deren sich das Individuum nicht bewußt ist; es ist durch die Gewöhnung so faul geworden, daß es die leichte Lectüre derjenigen vorzieht, die zum Nachdenken anregt; die Masse fürchtet die Wahrheit und duldet höchstens die überzuckerten Anspielungen, die möglicherweise den Nachbar, nie aber die eigene Person berühren könnten; sie scheut sich nicht, über Größe spöttisch zu lächeln, weil sie nur ihren kleinen Maßstab für den richtigen hält. So ist im allgemeinen das Publikum beschaffen, das über die Dichter zu Gericht sitzt, und selbst die Bessern und Besten nehmen die Gegenwart wie sie ist und schweigen, oder werden müde in dem Kampfe gegen die Lüge, die fort und fort wirkt, bis sie auch auf dem Theater jede Spur von Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit unterdrückt haben wird.

1. Amaranth und Ghismonda oder die Brautfahrt. Großes romantisches Schauspiel in sechs Aufzügen. Nach der epischen Dichtung Amaranth von Deslar von Redwig. Für die Bühne bearbeitet von Adolf Steppes. Darmstadt, Köhler jun. 1858. Nr. 8. 16 Ngr.

Steppes hat sich den gradus ad Parnassum eben nicht schwer gemacht; er hat, um die an und für sich unglückliche Idee auszuführen, die „Amaranth“ von Redwig zu dramatisiren, dessen Verse einfach abgeschrieben und wir haben daher nur einen Abdruck des gedachten Gedichts vor uns. Wie lächerlich sich die süßlichen und angewandten Liebes- und Klageklieber in diesem

Zusammenhange ausnehmen, wie widerlich und unästhetisch die Liebe zu Amaranth auftritt, während Herr Walthier als Mann von Ehre und christlicher Ritter Ghismonden zu freien auszieht, wie zudringlich Amaranth's Liebe erscheint mit dem Wunsche:

Kennst du noch selbst Sur Schiltknapp sein

Und dürftest du überall mich begleiten, —

das alles wird der Leser begreifen, der bedenkt, daß naiv sein sollende Ausprüche der Dichtung hier plötzlich, ohne jede Vermittelung, in Rede und Gegerede sich gegenübersehen. Wenn Steppes die Absicht gehabt hätte, Redwig zu ironisiren, er hätte es nicht besser thun können, aber ohne Zweifel ist ihm alles fürchterlicher Ernst, das Drama ist sogar einmal auf der großherzoglichen Bühne zu Darmstadt aufgeführt, der Verfasser behält sich das Recht vor die Erlaubniß zu einer weitem Aufführung zu ertheilen, er hat die Scenerie genau angegeben — ein Schränkchen, ein Käschen, eine Amyel, ein Krügelchen und Donner, Blitz, Regen und Sturm —; er schreibt vor, wie dies oder jenes gesprochen werden soll, kalt, ironisch oder „auch stoisich“. Uebrigens eine Erfindung stammt von Steppes, abgesehen davon, daß er einzelne Verse hinzufügen mußte, um die von Redwig zu verbinden; der Dramatiker hat entdeckt, daß Ghismonda's Vater der Vahle von Amaranth's Mutter gewesen ist, und daß Ghismonda, deren gotteslästerliche Sonette uns nur zum Theil geschenkt werden, einen Vahlen Rinaldo Ferrari hatte, der sie wegen ihres Verhältnisses mit Walthier erschlug, worauf er sich ebenfalls tödtet. Dem treuen Walthier „blutet zwar das Herz“, im Grunde aber ist er froh, so seine Verpflichtung los zu werden und Amaranth heirathen zu können. Im allgemeinen aber müssen wir gestehen, daß diese Bearbeitung uns als das Nonplusultra literarischer Production erschienen ist und daß wir kaum wissen, was wir mehr bewundern sollen, die naive Kühnheit Steppes' oder die Gutmüthigkeit des Herrn Redwig, mit der er duldet, daß seine Dichtung auf eine solche Weise verarbeitet wird.

2. Lord William Russell. Histerische Tragödie in fünf Acten von A. Munch. Aus dem Norwegischen übertragen von John Herfliger Wirt. Kopenhagen, Lese und Dehance. 1858. 8. 20 Ngr.

Als wir vor Jahren in der „Revue des deux mondes“ (Lieferung vom 1. Mai 1855) Guizot's „L'amour dans le mariage“ lasen, waren wir beim ersten Eindruck von dem schönen Stoffe überrascht, den diese Erzählung zu einer dramatischen Bearbeitung bot. Bald aber überzeugten wir uns, daß hier das psychologische Interesse das vorherrschende sei und daß das Familienglück jener liberalen und christlich gesinnten Helden zu einfach und erhaben dassehe, als daß nicht jeder Zufall, dessen die Thatfache zur dramatischen Bearbeitung bedurfte, den Eindruck schwächen müßte. Unsere damalige Ansicht ist durch die vorliegende Tragödie nur verstärkt worden, obgleich wir von vornherein zugestehen müssen, daß die Behandlung des Gegenstandes eine sehr geschickte und anziehende ist. Der Stoff ist kurz folgender: Lord William Russell verheirathet sich fast zu derselben Zeit mit Lady Vaughan, in der er in die Opposition des Unterhauses eintritt; mit Lord Shaftesbury bildet er eine Partei mit dem ausgesprochenen Willen, den Herzog von York, Bruder des Königs, als Katholiken von der Thronfolge auszuschließen. Karl II., der darin einen Angriff gegen seine königliche Autorität sieht, beschließt die Partei auseinander zu sprengen, um so mehr, da in ihr entschiedene Republikaner und Männer figurirten, die vor dem Königsmorde nicht zurückschrecken. Der erste Streich sollte die Häupter treffen, die aber zeitig genug durch einen sonst eifrigen Royalisten, Lord Mordaunt, gewarnt werden. Shaftesbury, der viel consequenter und weitgehender seine Pläne verfolgt hatte, als Russell, flieht nach Holland; Russell, sorglos wie Gylmont, und mit dem Bewußtsein seiner Unschuld, da er immer vor gewaltthätigen Schritten gewarnt hatte, bleibt und wird gefangen. Aus dem politisch interessanten Proceß bleibt für uns nur anzuführen, daß Lady Russell mit

Standhaftigkeit bei dem Gemahl aushielt, daß sie selbst im Verhöre Notizen zu seiner Vertheidigung schrieb und daß sie zwei mannichfache Versuche machte den Geklebten zu retten, ängstlicher aber für seine Ehre als für sein Leben kämpfte und machte. Den 21. Mai 1681 wurde Lord Russell hingerichtet. In der Tragödie sehen wir das Unterliegen des edeln Mannes; die Geschichte erzählt uns wenige Seiten später von der Revolution von 1688 und hierin liegt ihr Vorzug vor der Tragödie. Die Grundzüge, nach denen Rauch gearbeitet hat, haben wir hier zunächst angegeben; fügen wir hinzu, daß die Charaktere kurz und scharf gezeichnet sind, daß der Dichter ein unverkennbares Talent für dramatische Gestaltung zeigt, daß die Sprache edel und rein und der jedesmaligen Situation angemessen ist und Gedanken wir endlich noch lobend der geschickten, fleißigen Uebersetzung. Während und fast verlegend wirkt dagegen auf uns das Auftreten der Herzogin von Portsmouth, der Maitresse des Königs, und ihre Unterhandlungen mit der Lady, um ihrem natürlichen Sohne die Erbfolge zu sichern; es ist das eine jener Zuthaten, die wir oben tabelten, die kleinliche Motive in die großen, bewundernswürdigen Thatfachen mischt. Es ist als ob von jenem Augenblicke an Russell mehr durch die Rache eines elenden Weibes, als seiner Ueberzeugung zur Ehre unterläge; ebenso paßt die zweite Zusammenkunft der Lady mit der Herzogin und der ersten Sprache in dieser Scene nicht zu ihrem sonstigen Charakter. Wir schließen mit der Bemerkung, daß sich diese Tragödie, die wir unsern Lesern gern empfehlen, durch ihre dramatischen Gegensätze, wie durch die von uns oben gerühmten Vorzüge wohl zu einer Aufführung eignet, und mit der in ihr geschilderten rührenden und erhabenen Gattenliebe, wie durch das männliche, tüchtige Bewußtsein, mit welchem der Held seinem Berufe als Christ, als Edelmann und Bürger folgt und ihm „die schöne Ruhe des heimlich stillen Herdes opfert“, einen moralischen Eindruck auf die Zuhörer hinterlassen muß.

3. Dramatische Werke von Karl Goldschmidt. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. Zwei Bände. Berlin, G. Reimer. 1858. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die beiden Bände der durch den Grafen Schwerin-Pagar und K. Goldschmidt herausgegebenen dramatischen Werke Karl Goldschmidt's enthalten theils Nachbildungen nach dem Englischen und Spanischen, theils Originalstücke. Der Verfasser war, wie uns das Vorwort sagt, eine jener glücklich situirten Persönlichkeiten, der neben seinem praktischen Berufe sich dem heitern Umgang mit den Mäusen zuwenden konnte, wobei er durch seine literarischen Bekanntschaften gefördert wurde. Ausbildung seines reichen Geistes war seines Lebens Hauptzweck und die vor uns liegenden Arbeiten lassen auch jene reife Beobachtung des menschlichen Treibens und des menschlichen Herzens erkennen, welche die Herausgeber dem Dichter nachrühmen. Mehrere dieser dramatischen Arbeiten sind schon über die Bühne gegangen, andern wurde der Zutritt durch jene Ungunst der Verhältnisse verweigert, die wir in unserm letzten Vorworte näher charakterisirt haben; zu jenen gehören namentlich die Originalstücke, die sich durch die obengenannten Vorzüge, durch geschickt angelegte Verwickelungen und durch einen eleganten, fließenden Dialog auszeichnen. Freilich fehlten auch hier nicht die Unwahrscheinlichkeiten, an denen kürzere Lustspiele nur zu leicht leiden, wie denn auch die ewig wiederkehrenden Namens- und Personenverwickelungen, die Hindernisse einer Ehe durch Geburt, endlich stereotypen Figuren wie eine kostete, heiratssüchtige Alte darin ihr Wesen treiben. Von dieser Art des Salonlustspiels kann man ja aber auch füglich etwas Neues und Ueberraschendes nicht erwarten und man wird sich begnügen müssen, wenn das Dagewesene, wie hier, geschickt verarbeitet und verwandelt wurde.

Von den Nachbildungen ist „Die Flucht“ nach Beaumont und Fletcher entschieden das schwächste Stück der Sammlung. Die Verwickelung wird durch einen Liebesbrenn herbeigeführt, der sich in der Stunde betrinkt, in der seine Geliebte mit ihm entfliehen will. Wir müssen gestehen, daß diese Art der Realität, wie sie hier vor-

geführt wird, uns eben nicht mündet; es gehört eine starke Portion Verleugnung aller idealen Auffassung der Liebe dazu, um die Verheißung eines Mädchens mit einem Manne für möglich zu halten, der dem Wein zu Liebe die Ehre seiner Braut aufs Spiel setzt. Möglich, daß diese Art der Selbstverleugnung besteht, auf der Bühne aber wird dies schnelle Verzeihen auch denen unbegreiflich erscheinen, die wenigstens einen Rausch einem braven Manne zugute halten. Das andere Stück desselben Verfassers, das uns hier in deutscher Bearbeitung vorliegt, ist die Nachbildung eines jener Volksstücke, wie sie zur Zeit Shakespeares Sitte waren und von denen uns der große Britte im „Sommernachtstraum“ eine unübertroffene Probe gegeben hat. Es behandelt das Auftreten des Lehrlings Ralph als Ritter von der brennenden Mörserskule, während seine Principalin die Improvisationen desselben vom Standpunkte des Publikums aus commentirt und kritisiert. Das Lustspiel, das zu gleicher Zeit eine wohlgelungene Parodie der Ritterstücke ist, zeichnet sich durch entsprechenden Humor aus, der trotz der Länge des Stücks nicht lahm wird und auch den Leser immer in Athem erhält, wenn derselbe auch öfters versucht sein möchte mit Hippolyte zu sprechen: „Das ist das närrischste Zeug, das ich jemals hörte.“ Dankbar müssen wir Goldschmidt für die wohlgelungene Uebersetzung der „Amantes de Teruel“ des Juan Eugenio Hartzenbusch sein, jenes Trauerspiels, welchem der spanische Dichter seinen Ruf besonders verdankt. Die Eigenschaften, ergreifende Situationen und feurige Schilderung der Leidenschaften, die Schak dem Dichter überhaupt nachrühmt, finden wir hier in ihrer größten Vollkommenheit; es ist uns dabei, als ob durch deutsche Anklänge, die bei der zum Theil deutschen Geburt und Erziehung des Dichters wohl möglich sind, z. B. in der Behandlung des Begriffs der Ehre, und das Verständniß des Trauerspiels näher gebracht wäre. Wir finden dabei eine edle und fließende Sprache, gedrängte und fesselnde Handlung, klaren Plan und ansprechende Situationen; Vorzüge, die uns nur um so mehr den übereilten und matten Abschluß mit namotivirten Sterbescenen bedauern lassen. Das zweite spanische Stück der Sammlung „Ein Freund am Hofe“ hat gleichfalls einen neuen Dichter, Antonio Gil y Zárate, zum Verfasser, der namentlich durch seine eifervollen Dramen bekannt ist; hier hat er ein politisches Intriguenstück gegeben, das zur Zeit der Herrschaft Alberoni's spielend, sich namentlich durch Feinheit der Zeichnung der Charaktere und durch ein treues Wiedergeben der Stimmungen auszeichnet, während er ein lebendiges Bild spanischen Lebens in eleganter, poetischer Sprache und in Verwickelungen gibt, wie wir sie kaum reichhaltiger der unerschöpflichen Phantasie Calderon's verbaufen.

4. Appianus Claudius. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig, Luppe. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

5. Oliver Cromwell. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig, Luppe. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir begrüßen zunächst mit Freuden den bedeutenden Fortschritt, den der Dichter mit diesen beiden dramatischen Arbeiten gemacht hat. Lohmann gibt in beiden einen Entwicklungsmoment der Weltgeschichte, und er versteht es, namentlich in „Appianus Claudius“, denselben in den engen Rahmen, der durch das Schauspiel geboten ist, so zu fassen, daß er weder zu knapp noch unverständlich erscheint; der Dichter gewinnt vielmehr Raum, um die Charaktere, von denen er keinen nebensächlich behandelt, durch Wort und That klar sich vorstellen zu lassen, ohne dabei die große Handlung irgendwie aufzuhalten. So wird denn niemand den Kneis und den Ernst verkennen, mit welchen Lohmann seine Entwürfe ausführt und mit Freuden bemerken, daß sein Talent ihn dabei bestens unterstützte. Beide dramatischen Arbeiten stellen den Kampf zweier Parteien und das jedesmalige Unterliegen der herrschenden dar. In „Appianus Claudius“ sehen wir den Kampf der Volkstribunen und späteren Consuln gegen die Decemviren. Wenn auch der Vergleich mit Coriolan hinsichtlich der Exposition sehr nahe liegt, so müssen

wir doch gerade diese besonders lobend erwähnen; der Leser wird durch das lebendige Vollbild mitten hinein in die Situation versetzt und gewinnt Interesse für die handelnden Personen. Die durch die Gegensätze ihres Auftretens glückliche Gelegenheit zur Charakteristik bieten. Am wenigsten gelungen ist dem Dichter die Schilderung des Appian selbst, der zu energielos, fast schwach vorgeführt ist und dessen patentierte Fehler, deren er sich dabei immer bewußt ist, eine unglückliche Ideenverbindung mit dem Gaugrafen Gleiberg in des Dichters „Schmied von Ruhla“ hervorrufen; die Schilderung der Intrigue und der Böswichter ist überhaupt nicht Lohmann's Stärke. Ganz anders hervortretend sind dagegen die Freunde des Appian, die, ihren Vortheil höher schätzend als das Wohl Roms, ihn zu Gewaltmaßregeln antreiben, und ihnen gegenüber der Verlobte der Virginia, Titilius, jeder Zoll ein Römer; der alte Krieger Lucius Sicius; der Volkstribun Virginius, der ewig vermitteln will, bis die Freveltthat, an seiner Tochter verübt, ihn zur Rache ansetzt; Lucius Valerius, der Idealist, und Marcus Horatius, der Mann der That, dessen Zunge ebenso schneidend ist als sein Schwert, der tapferste und bewußteste Kämpfer gegen die Anmaßungen der Decemviren.

In „Oliver Cromwell“ ist neben dem Manne, der dem Schauspieler den Namen gegeben hat, der interessanteste Charakter der des flüchtigen Königs, der, von falschen Rathgebern umgeben, in anmaßlicher Verblendung seine Freunde und seine Partei von sich scheucht, bis er, ein Opfer seines Jethums, auf dem Schaffot endet. Der Dichter sagt uns selbst, man könne dieses historische Schauspiel nicht verstehen, ohne sein früheres Drama „Karl Stuart“ gelesen zu haben; dort ist die Exposition für seinen „Cromwell“ zu suchen und hier vermischen wir den Abschluß; die Gewissensbisse, mit denen der Held die neue Herrscherwürde übernimmt, und die geringe Hoffnung, mit der er zu neuen Kämpfen eilt nach des Königs Fall, zeigen, daß eben sein Abschluß der Dinge herbeigeführt ist; wir haben historische Wahrheit, aber kein in sich abgeschlossenes Kunstwerk vor uns. Welchen Beifall wir übrigens der Charakteristik der handelnden Personen, namentlich der der Anhänger des Königs zollen, die unbedingt mit Vorliebe bedacht sind, so können wir uns doch nicht mit der Zeichnung der beiden Elisabeth bescheiden, denen es wenigstens an Spannkraft der Seele fehlt. Der Dichter wird zum Schluß uns noch die Bitte gestatten, daß er mit seinem Urtheile über die Recensenten etwas bescheidener sein möchte; sein Nachwort zeigt von einer krankhaften Selbstüberschätzung, vor welcher wir Lohmann um so mehr warnen müssen, da sie fähig ist, die Zukunft eines Mannes zu untergraben, der uns durch seinen tief sittlichen Charakter, durch sein wackeres Streben und durch die unverkennbaren Fortschritte, die seine neuesten dramatischen Arbeiten zeigen, ein aufrichtiges Interesse eingeflößt hat.

6. Konstantin Dragosof, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Maximilian Weithad. Gannstatt, Boshueyer. 1857. Gr. 8. 15 Rgr.

In dem vorliegenden Trauerspiele, das den Untergang des Oströmischen Kaiserreichs behandelt, ist alles mit so starken Farben aufgetragen — Charaktere, Exposition, Dialog u. s. w. —, daß man es, um uns eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, mit Händen greifen kann. An dramatischer Kraft und tragischer Tiefe findet sich darin freilich kein Ueberfluß, aber dafür haben wir Effekte und Gegenüberstellung von Charakteren, die so durchaus schlecht oder gut sind, daß man von den ersten Worten an mit ihnen vollständig fertig ist.

In „Konstantin Dragosof“ entwickelt sich weder eine Handlung noch eine Persönlichkeit; es wickelt sich vielmehr alles mehr theatralisch nach und nach ab und schließt endlich mit dem Tode des Helden, ohne daß zu diesem, in diesem Zeitpunkte gerade, eine andere Nothwendigkeit vorläge als eben die, daß die Tragödie ihr Ende haben mußte. Dabei fehlt es, wie gesagt, nicht an Theaterfiguren, die in der Darstellung kaum zu vergehen sein können;

da ist der blinde Protoplus, der Metropolit der griechischen Kirche, der immer einen Bannfluch und Einverstandniß mit dem unzufriedenen Volke bereit hält, wenn der Kaiser nicht Lust bezeigt, zur griechischen Kirche überzutreten; ferner die geheimnißvolle graue Mutter, die bald im griechischen, bald im türkischen Lager ihre wahnsinnigen Streiche spielt, bis sie sich endlich als die einst vom Patriarchen den Türken geopferte Mutter des Kaisers zu erkennen gibt.

Ich wart geraubt.

Ohnmächtig auf des Sultans Schiff geschleppt,

In Murad's Arm erwacht' ich neu zum Leben.

Mohammed ward mein Sohn, doch in der Stunde,

Da er geboren ward, befiel mich Wahschan —

erzählt die Mutter Crescentia und gibt uns dadurch die Runte, daß der Kaiser und der Sultan, die feindlich sich Gegenüberstehenden, Brüder sind. Eine solche Theaterfigur ist endlich Portentia, eine freche Buhlerin, die über ihre sinnliche Lust trotz einer Dame du demimonde spricht und die dabei geliebt wird von den beiden Brüdern, die sich wieder in Edelmut so überbieten, daß mancher Schüler ihnen bewundernd Beifall zukommen wird. Wir werfen noch einen Blick auf den Helden, dessen drittes Wort „Ideal“ ist und der so dumm und schwach erscheint, daß sein entschiedenes Unglück nicht als Folge einer Verschuldung, sondern nur als natürliches Ergebnis aus dem fühlbaren Mangel an Lebendflugsheit erscheint; so fällt er denn, von allen Seiten verlassen, mit der in seinen Verhältnissen gewiß sehr idealen Verhöhnung, daß ihn das siegende Jahrhundert erwarte. Der Leser wird aus dem Gesagten erkennen, daß von einer tiefen sittlichen Idee in diesem Trauerspiele überhaupt kaum die Rede ist; auf den Effect berechnet gehört es zu jenen Geisteslindern, die eben erst geboren, auch schon der Vergessenheit anheimgefallen sind. Die Ausdruckweise des Dichters möge der Leser nach folgenden Proben beurtheilen:

O häßlich Glück, der Gatte einer Mutter

Des eignen lieben Weibes sein zu können.

Du bist's, mein alter Freund. Ist alles richtig?

Ich freute mich der Widerpart zu sein.

Da ich auch alle Ideale haßte

Und im Verstande nur Charakter sahe —

Und dein Verstand macht dich charakterlos.

Ihr wolltet also nicht mit uns entwandern?

Meine Marie, Hälfte meiner Seele,

Du Kirse meines Mundes, komm, o komm!

Ja, es gibt Nothe, die nicht beten lehren.

7. Der Verbannte am Pontus Curinus. Tragödie in fünf Aufzügen von G. Buchholz. Marburg. 1858. Gr. 8. 17 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Vorliegende Tragödie behandelt die Verbannung des Ovid, der auf des Augustus Nachgebot Rom verlassen mußte und Tomi am Pontus Curinus zum fernern Aufenthalt angewiesen erhielt. Den Stoff fand der Dichter in Ovid's „Trauergefängen“ und in dessen Briefen aus dem Pontus; die Ursache der Verbannung findet er in Ovid's Vergehen gegen die Sittlichkeit durch die „Kunst zu lieben“, in einem Majestätsverbrechen, dessen er sich schuldig gemacht hatte, endlich in einer von Sidorius Appollinaris angeführten Liebe des römischen Dichters zur Julia, der Tochter des Ovid. Buchholz will in dieser Tragödie „einen Menschen zeichnen, der, von der Natur mit ausgezeichneten Anlagen ausgestattet und vom Glücke begünstigt, die der Menschheit gegessenen Schranken nicht achtet, durch eine schwere Verirrung mit einer höhern Macht in Conflict geräth und dadurch seinem Schicksale verfällt“. Der Dichter glaubt somit sich der Theorie angeschlossen zu haben, die Aristoteles im dreizehnten Kapitel

seiner „Poetik“ entwickelt; wir aber glauben, daß er jene etwas gar zu modern aufgefaßt hat. In der vorliegenden Tragödie sind weder Schranken übersprungen noch Verirrungen (ἀναρτία) begangen, wie sie Aristoteles nothwendig gehalten hat um eine Sühne zu erlangen; auch hat dieser schwerlich unter dem Conspect mit einer höhern Macht die Ungnade eines Kaisers, die einen Pasquillanten traf, verstanden.^{*)} Aber ebenso wenig wie Buchholz, gegen die Anforderungen des Aristoteles, seine poetische Gerechtigkeit vertheidigen kann, ebenso wenig können wir sie, selbst nach modernen Begriffen, anerkennen; der Dichter hat auch selbst die Schwäche ganz richtig herausgeföhlt und seine Vorrede ist im Grunde nur ein Geständniß, daß eigentlich ein tragisches Geschick hier gar nicht vorliegt, wohl aber ein unglückliches Schicksal, das ein bedeutender Mann theilweise durch seine Schuld sich bereitere. Daß der Dichter dem Ovid noch in dessen Sterbestunde die Nachricht von seiner Begnadigung zukommen läßt, löst weder die Dissonanzen der früheren Acte auf, noch hätte er zu befrüchten brauchen, daß durch eine Rückkehr des Ovid nach Rom der tragische Eindruck abgeschwächt würde: einfach schon deshalb, weil sowohl Dissonanzen als tragischer Eindruck überhaupt fehlen. Mitleid mit dem Schicksale eines Mannes, dessen Schuld nicht mit der Strafe in Einklang steht, der unverschuldet und, was wohl zu beachten ist, ohne Bezug auf seine Verirrungen, in der Verbannung von allem verlassen wird, was ihm als Befreiung schmeichelte, Mitleid, sagen wir, bringt allein seinen tragischen Eindruck hervor; von einer „Furcht“ aber, die den Leser nach der Ansicht des Dichters ergreifen soll, wenn er bedenkt, daß bei ähnlichen Verirrungen ihn gleiches Los wie Ovid treffen könnte, möchte das Publikum doch wol im allgemeinen keine Ahnung haben, höchstens zieht es sich aus dem Gange die Moral, daß das Schicksal oft sehr ungerecht verfährt und eine neue Lebensanschauung dürfte es dadurch nicht gewonnen haben. Die ganze Tragödie ist überhaupt ein dialogisirtes Epös; von Anfang bis zu Ende wird erzählt, zum Theil sehr gut und poetisch, aber die Handlung wird dadurch selbstverständlich schleppend und ermüdend. Da erzählt Ovid seiner Pflegetochter Parilla, die er als Säugling fand, von seinem früheren Leben; da berichtet Sever, der Freund des Helden, ebenso ausführlich wie er nach Rom kam; Ovid klagt sich seiner Verirrungen in einem Monologe an und wiederholt sich wenige Seiten darauf, er beschreibt den Abschied von Rom und seine Reise nach Rom mit möglichster Ausführlichkeit. Zum Glück kommt immer wieder ein ebenso Redseliger und nimmt die Schuld in Anspruch: Gallus mit der Aufzählung von Roms Schönheiten; Balnicus mit seinem Beweise, daß Parilla seine Tochter sei; Cassius mit der Entdeckung der Ursache seines schändlichen Unfalls gegen Ovid und Lucius mit seinem Bericht, wie jener bestraft wurde. So sehr wir entschieden behaupten müssen, daß „Der Verbannte am Pontus Garinus“ keine Tragödie ist, so können wir doch die Dichtung um der einzelnen Schönheiten willen, die wir namentlich in Sprache und Ausdruck, sowie in der lebendigen Schilderung erkennen, zum Lesen empfehlen. Dabei ersreut uns der Ernst, mit dem der Dichter an die Bearbeitung seines Stoffes gegangen ist und der immerhin, und gerade in unserer Zeit Anerkennung verdient. Vielleicht thäte Buchholz gut, sich dem Epös zuzuwenden.

8. Hippolyt. Tragödie von Oswald Marbach. Leipzig, Verh. 1858. Br. 8. 20 Mgr.

9. Medea. Tragödie von Oswald Marbach. Leipzig, Verh. 1858. Br. 8. 20 Mgr.

Oswald Marbach, dem wir eine wohlgelungene Verdeutschung der Tragödien des Sophocles mit ästhetischen Erläuterungen verdanken, gibt in „Hippolyt“ und „Medea“ zwei eigene Tragödien,

^{*)} Sollte hier aber G. Buchholz unter der „höhern Macht“ wirklich nur die „Ungnade des Kaisers“ verstanden haben, und nicht vielmehr jene, die „unerforschlich, unergündet, des Schicksals dunkle Rätsel“? D. Red.

deren Stoff aus der griechischen Sagen Geschichte entnommen wurde; er ist in der Behandlung derselben dem Vorbilde Sophocles in der „Iphigenia“ gefolgt; doch er hat, wie dies ein neuerer Literaturhistoriker diesem nachrühmt, im griechischen Geiste empfunden und gedichtet, von den Griechen aber nur das Ewige, Bleibende beibehalten, dagegen alles abgeändert, was nur Eigenthümlichkeit des Volks und der Zeit war. So hat Marbach namentlich die Unwahrscheinlichkeiten vermieden, die bei den Griechen auf einer allgemeinen Voraussetzung beruhten, und dadurch moderne Tragödien geschaffen, die bei der Selbstständigkeit ihrer Composition doch wieder nicht das Studium der betreffenden Zeiten und Sitten vermischen lassen. In der ersten Tragödie wird die Liebe des Phädra, der Gemahlin des Theseus, zu ihrem Stiefsohn Hippolyt vorgeführt; auch der Sohn liebt die Mutter, aber die Ehrsucht vor seinem abwesenden Vater veranlaßt ihn zu fliehen, besonders als er sieht, daß auch Phädra ihre Liebe nur mit Gewalt niederzwingt. Die Amme, welche die Mutter ihrer Geliebten entdeckt hat, verräth diese, wie im Auftrage der Phädra, ihrem Sohne und verwandelt dessen Liebe so weit in Verachtung, daß er sie gegen seine Mutter ausspricht. Phädra nimmt sich verzweifelt das Leben, nachdem sie in einem Briefe, um sich zu rächen, den Hippolyt anklagt, er habe sie mit Liebesanträgen verfolgt. Theseus kehrt zurück, sein Bluth jagt den Sohn aus dem väterlichen Hause, in das er sterbend zurückgebracht wird; jetzt erst enthüllt die Amme die Wahrheit. Der Leser wird leicht erkennen, daß auch dieser Tragödie die Verschuldung fehlt, die zur Rechtfertigung des tragischen Geschicks nothwendig ist; Marbach selbst sucht nach einer solchen und läßt wol deshalb Phädra von der eiteln Krankheit der Liebe sprechen, die fortzeugend ihr Geschlecht beruht und besiegt. Erst mit ihrem Tode bereitet der Dichter das Ende des Hippolyt vor, indem er die bis dahin fast zu weich gehaltene Phädra aus Rache den Geliebten anklagen und den Zorn des Theseus dadurch herausbeschwören läßt. Auch dieser erscheint nicht durch den Willen der Götter verblendet, sondern einfach getäuscht durch die falsche Anklage seiner Gattin, die allein den Sohn tötet. Wir haben hier also überall Irrthum und zwar einen solchen, der durch Aussprechen jederzeit berichtigt werden konnte und dessen Enthüllung nur durch Wissenschaftlichkeit verhindert wird; eine verbrecherische That, die eine Sühne verlangte, wie etwa im „Oedipus“, ist durch den Irrthum nicht vollendet. Im Gegentheil, die Liebe der beiden Hauptpersonen ist nicht verbrecherisch, sie wird überwunden und Phädra erscheint nur schuldig durch die kupplerische Bereitwilligkeit der Amme; daß danach Hippolyt an der Frauentugend seiner Mutter verzweifelt, ist ein ebenso verzeihlicher Irrthum, als der des Theseus, der seinen Sohn für schuldig hält. Für die Tragödie aber ist eben das Unterliegen zur Sühne für eine wirkliche Schuld nöthig, oder wenigstens das Besiegtwerden durch ein Verhängniß, gegen welches es der Wähe werth erscheint, den Helden seine Energie einsetzen zu lassen; sonst erscheint sein Kampf kleinlich und sein Unterliegen erweckt in uns nur ein wohlwollendes Mitleiden; mit kurzen Worten, die moralische Freiheit des Helden hat in dieser Tragödie nicht Raum sich zu bewähren. Einen andern Fehler finden wir in dem Dualismus der Handlung, die von dem Augenblicke an, in welchem Phädra den Nachbrief schreibt, andere Motive und einen andern Charakter erhält. Nach diesen Einwürfen halten wir uns aber auch um so mehr verpflichtet, die Schönheiten dieser Tragödie anzuerkennen, die wie die meisten (und diese wie wir sehen werden in noch weit größerm Maße) eine poetische Schöpfungskraft, Meisterschaft in der Composition, in der Entwicklung Ruhe und Mäßigung, glückliche Form und Charakteristik und hochpoetische Sprache zeigt.

In der „Medea“ ist eine strengere Geschlossenheit der leitenden Idee und der Handlung zu bemerken; die Entwicklung der Charaktere ist schärfer und der Punkt, von dem aus der Dichter exornirte, die Verwicklung schürzte und die Lösung herbeiführte, klarer zu erkennen. Das tiefere Eingehen in das Gemüth zeigt sich hier namentlich in dem glänzend geschilderten Contraste zwischen der

Liebe der Griechin und der Barbarin. Der Conflict zwischen Leidenschaft und Liebe wird freilich zum Vortheil der ersten entschieden, aber die Lösung ist berechtigt und auch jene verfällt dem Geschick. Was aber namentlich diese Tragödie vorzüglich macht, ist die Wahrheit und das allgemein Menschliche der Leidenschaften, die selbst in Bezug auf Medea nicht übertrieben und verzerrt erscheinen. Die großen Leidenschaften erheben das Herz und geben schwächlichem Mitleiden nicht Raum; der Liebe der Glaube und der Leidenschaft der Medea gegenüber erscheint der Tod nur wie ein höherer Wille, der die empörten Wogen glättet. Als Probe der zum Theil hochpoetischen Sprache möge hier ein Ausspruch Jason's in der überaus schönen Unterredung mit Glaube folgen:

Hinaus ins wüste Meer zu Kampf und Sieg!
Das Steuer nehm' ich selbst in meine Hand,
Wenn hoch die Stürme gehn und Wogen brausen.
Da hüte sein Segel — nur das Männerherz
Wirst led entgegen sich dem wilden Sturme.
Es schwillt die Brust, doch ruhig, klar besonnen
Schaut durch der Wogen und der Wellen Kampf
Der Steuermann — ein Trud der starken Hand —
Verkürrt krauß das Schiff an schauer Klippe,
Die es zermalmen sollte; wüthend greift
Das tolle Meer und wief den weißen Gisch,
Der Wellen hegen wild ins Angesicht
Dem Ahnen Schiffer, welcher mutig lächelt:
Er hat gestegt und durch die Wassermasse
Zeigt seines Geistes Pharos ihm den Weg.

10. Barbarossa's Erwachen. Ein Geistespiel von Maximilian John. Berlin, Plahn. 1858. Gr. 16. 7½ Ngr.

Das Erwachen Barbarossa's zu neuem Leben und zur Herstellung des neuen Reichs sieht der Dichter nahe bevorstehend; der deutsche Genius sucht nach ihm seine Zukunft nicht in Herstellung eines längst gerichteten Reichs, was ihm jeder gern zugeben wird; aber worin er sein neues befriedigendes Leben sucht, darüber möchten die Meinungen getheilt sein. Jedenfalls sind die Wünsche und Hoffnungen John's in dieser Hinsicht etwas unklar und doch zu idealistisch, wenn er des deutschen Genius Kraft, Macht und Vollendung findet „in der naturgemäßen Einsamkeit der ersten Zeiten, auf Grundlage des ursprünglichen Gemeinbegriffs und in freier Verbindung der altvölkischen Provinzen; vor allem aber versöhnt und erheben im einfachen und einigenden, lebensfrohen und thatkräftigen Gottesbewußtsein“. Und dieses ideale Reich, das wol von der gesunden Vernunft ebenso gerichtet sein dürfte, wie das alte, zerfallene durch die Geschichte, soll mit der Waffe des Geistes seine Nachbarlande und mit England vereint die ganze Welt erobern. Den Adler aber, der der Sage nach aus Norden daherkommen soll, um die Raben zu verschrecken, auch den hat John gefunden: es ist der vermuthliche Nachfolger jenes Königs, der die deutsche Kaiserkrone, „verhängnißvoll den Deutschen von jeher“, von sich wies; kurz, jener hoffnungsverheißende preussische Prinz, der durch seine Vermählung „das Volk des Denkens und das Volk der That, die Wahrheit mit der Freiheit treu verband“. Mit dieser Hinweisung ist das Geistespiel zu einem bloßen gutgemeinten Geselligkeitsstück abgeschwächt, das jene Verbindung und Preussens Stellung feiern soll. Der deutsche Genius aber wird wol weiter schwächen müssen im Koffhauser und der Adler wird noch lange nicht erscheinen, der die Raben zu verschrecken bestimmt ist!

Es bleibt uns noch übrig zwei kleine Lustspiele kurz zu besprechen und zwar

11. Kein Geld. Lustspiel in einem Act von Julius Laurentz. Riga, von Bödicher. 1858. 16. 15 Ngr.

12. Drei Monate nach Dato. Lustspiel in einem Aufzuge von Hermann Grieben. Stettin, Th. von der Rahmer. 1858. 8. 7½ Ngr.

Das erste ist eine echt französische Bluette, was Erfindung und Dialog betrifft, nur berechnet für den Effect des Augen-

blicks. Ein Vater, Marcel, und ein Schriftsteller, Alfred, zwei Freunde in Geldverlegenheit, verschaffen sich 1000 Francs, indem sie einen Bankier, dessen Maitresse früher Alfred's Geliebte war, eifersüchtig machen durch ein Portrait des Mädchens und dies schließlich um den gedachten Preis an ihn verkaufen. Solche Gintagespielen brauchen als Zeichen der Zeit nur von der Kritik genannt zu werden, während eine Beurtheilung gewiß unnützlich erscheint.

In dem zweiten Lustspiele ändert ein junger Mensch so lange seinen Namen in Fezz, Sommer, Herbst und Winter, bis aus den vier Jahreszeiten zur allgemeinen Befriedigung der Geliebten des Mädchens, sowie der erwünschte Schwiegersohn des Vaters sich entwickelt, und auch seine Schwester, die mit in der Intrigue ist, ihren ersehnten Theil aus der allgemeinen Verwirrung erhält. Ist auch die Erfindung nicht neu und bewegt sie sich im Geleise jener oft dagewesenen Komit, die durch Namenswechselungen hervorgebracht ist, so wird doch das Lustspiel, trotz der mit einem einactigen Lustspiel so oft zusammenfallenden Unwahrscheinlichkeiten, hütsch und rund gegeben, die Zuhörer belustigen und angenehm unterhalten. 3.

Der russische General Löwenstern.

Denkwürdigkeiten eines Kriegers. (Aus den Jahren 1790—1815.) Herausgegeben von Friedrich von Smitt. Zwei Bände. Mit einem Bildniß. Leipzig, G. F. Winter. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Als dies Werk zuerst angekündigt wurde, erwarteten wir darin die militärischen Denkwürdigkeiten des Generals von Löwenstern zu finden. Der Herausgeber beehrt uns aber in einem kurzen Vorworte, daß es mit diesem, welche der General in französischer Sprache eigenhändig über sein Leben aufgesetzt und in den Archiven des Kriegeministeriums niedergelegt hat, nicht zu verwechseln sei. Die vorliegenden Denkwürdigkeiten sind aber auch nach Tagebüchern, Briefen, mündlichen Erzählungen des Generals, sowie nach andern sichern Angaben abgefaßt und von dem General selbst durchgesehen, berichtigt und als wahr und ihm aus der Seele geschrieben anerkannt. Sie haben vornehmlich Sitten, Zustände und die merkwürdigsten Personen der von ihm durchlebten Periode zum Gegenstande und werden überall mit dem größten Interesse gelesen werden. Der Herausgeber führt den General redend ein und läßt ihn seine Biographie selbst erzählen, wodurch nicht allein die Darstellung an Lebensdigkeit und psychologischer Wahrheit gewinnt, sondern auch der Autor von mancher moralischen Verantwortung befreit wird. Denn sagen wir es nur gleich offen heraus, damit der Leser weiß, was er in dem Buche zu finden hat: es ist mit einer seltenen Rückhaltlosigkeit auch gegen die eigene Person des Selbstherrschers geschrieben und gibt uns damit ein Sittenbild der ganzen Gesellschaftsklasse, welcher derselbe durch Geburt und Rang angehörte. An Naivetät der Schilderung läßt es darin nichts zu wünschen übrig.

Woldemar Freiherr von Löwenstern wurde im Jahre 1777 auf dem Schlosse Rasik in Esthland geboren, wohin seine ursprünglich in Esthland ansässige Familie übergesiedelt war. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, besuchte die Ritterakademie in Reval und trat 1793 als Sergeant in das Semenow'sche Garderegiment ein, dessen Chef, Graf Soltisew, ihn unter seine Ordennungsgeanten aufnahm. Diese, sämmtlich aus vornehmen Familien, versahen gewissermaßen Pagendienste bei ihm und begleiteten ihn zu allen Hoffesten. Hier lernte Löwenstern die hochstehenden Personen am Hofe Katharina's kennen, unter andern den Fürsten Platen Zubow, der damals als erster Stern glänzte, und Person, welcher dann gegen Kosciusko zog. Im folgenden Jahre wurde er mit einer Anciennetät von acht Jahren als Wachmeister zur Garde zu Pferd und am Neujahrstage 1795 als Rittmeister zum Regiment der ukrainischen leichten Reiter versetzt, wobei er der Kaiserin vorgeführt und zum Handluf zugelassen wurde. Das Regiment, zur Armee Suworow's gehörig, cantonnirte in

Polen. Dort verweilte er zuerst 14 Tage in Grodno, wo der entsetzte König Stanislaus in einer Art von Haft, aber nicht ohne Glanz und würdige Haltung lebte, neben ihm in mehr als königlicher Pracht der Fürst Requin. Die persönlichen Erlebnisse des jungen Offiziers verfolgen wir hier nicht weiter, wie interessant auch manche derselben sind. Er machte dann in einem Kürassierregiment den Feldzug 1799 in der nördlichen Schweiz mit, dessen Begebenheiten und Einbrüche lebendig dargestellt sind; auch eine Charakteristik Korsakow's lesen wir, welche die allgemeine Ansicht in der russischen Armee über diesen unfähigen Feldherrn ausdrückt. Mit 200 Kosaken abgeschickt, um die Verbindung mit Suworow herzustellen, fand Löwenstern den alten Löwen mitten in einem Dorfe von seinem Generalstabe umgeben, auf einem tragbaren Nachstuhl sitzend, wobei er mancherlei Dinnelgeschäfte abmachte und zuweilen halblaut dazwischenrief: Hurrah! hau! sich! jag! „Suworow's Leben war so öffentlich, sein Charakter so durchsichtig, seine Zeit endlich so beschäftigt, daß man dergleichen nicht so hoch anschlagen muß. Er hatte dabei kein Arges und wollte gewiß nicht übermüthig gegen Abhängige handeln.“ Auf dem Rückmarsche in der Gegend von Augsburg kam Löwenstern mit einem Theile des Condé'schen Corps, namentlich mit der Leibschwadron des Dragonerregiments des Herzogs von Engghien zusammen. Graf Damas, der nachmalige Pair und Oberkammerherr, commandirte sie; nach ihm war der älteste Offizier der Oberst Baron Grünstein, der einige Jahre später bei der berühmten Aufhebung des Herzogs von den französischen Gensdarmen zuerst für Engghien selbst gehalten wurde und bei einiger Weisheitsgegenwart den Herzog hätte retten können: ihn selbst würde man doch nicht fälscht haben. Wol 30 Offiziere gehörten zu der einen Schwadron und es gab da ein lustiges Leben, an welchem der Herzog oft theilnahm. Die Russen marschirten nach drei Wochen weiter nach Böhmen, wo Löwenstern den Carneval in Prag mitmachte; er widmet den Freunden desselben, den drei glänzendsten Sternern: den Gräfinnen Uam, Schlid und Kolowrat, dem „Höllenspiel“, in dem er sehr glücklich war, einige Blätter der Erinnerung und führt uns dann in die alten Stabsquartiere seines Regiments nach Livland; wo es ihm schwer fiel, sich wieder an die Einsamkeit des Lebens zu gewöhnen. Er war unterdessen Major geworden. Wir lesen nun Schilderungen der Zustände des dortigen Grundbodels, wie sie in anderen Gegenden sich auch gestalten. „Das ist der gemeine Weg livländischer Güter, alter Erwerbungen des Schwerts und des Krummstabs. Auf und ab, rechts und links, aber zuletzt immer in den Rassen rigaischer Kaufleute, wo sie vielleicht mit der Zeit alle Plag finden werden.“ Welchen Versuch Löwenstern gemacht, ein solches verpfändetes Gut mit einer schönen Hand wieder zu befreien und wie er an dem Beto seines Vaters scheiterte, ist mit andern Abenteuern ergötzlich zu lesen. Im Jahre 1800 wurde ein Corps unter Graf von der Pahlen an der Dniepr zusammengezogen, zu welchem auch Löwenstern's Regiment rückte. Bei diesem Marsch kam er durch Laudon, von welchem Schlosse das livländisch-deutsche Geschlecht, dem der berühmte Feldherr entstammen ist, den Namen führt; das Burglehn Laudon mit Togen gehörte urkundlich seit 1432 diesem Geschlechte und der große Laudon ist 1716 zu Togen geboren. Es ist also falsch, wenn er Laudon geschrieben und seine Vorfahren in England oder Schottland gesucht werden. Jetzt gehört das Gut dem Baron Weinert, nachdem es eine Zeit lang den Thiesenhausen gehörte, welche, nach dem Spruch, alle Güter in Livland besessen haben, oder noch besitzen, oder besitzen werden.

Die Thronbesteigung Alexanders brachte auch im Kriegswesen Veränderungen hervor. Die Zahl der Kürassierregimenter wurde vermindert, und auch das Löwenstern's wieder in ein Dragonerregiment verwandelt, das seine Quartiere in den kleinrussischen Districten erhielt, namentlich in Oudschow, wo eine Zeit lang die Residenz der Heimath gewesen. Hier fand Löwenstern in den Häusern des vornehmsten Adels Zutritt, unter denen der fürstliche Haushalt des Feldmarschalls Grafen Rasumowski zu Baturin an feudaler Pracht alles überstrahlte. Außerdem

gewährten die Märkte und Messen in den kleinen Städtchen, die zu verschiedenen Zeiten abgehalten wurden, die Möglichkeit einen guten Theil des Jahres umherzuziehen und sich zu erheilen; diese Märkte dauerten je drei Wochen und wurden besonders von den vielen Kanbedelbamen mit großen schwarzen Augen, die sich in ihren Weibern langweilen, zahlreich besucht, auch Reulette und Schauspiel fehlte nicht. In den Ständen bildeten die Offiziere überdem einen Leseverein, wozu der Major von Herzberg mehrere Bücherballen von Leipzig und Petersburg kommen ließ. Nachdem Löwenstern in dieser Weise drei Jahre im Kosacklande sich getummelt, nahm er Urlaub in seine Heimath und entschloß sich, den eigenen Herd zu gründen. Er nahm 1804 seinen Abschied und vermählte sich mit einem Fräulein von Thiesenhausen; sein Vater ließ ihm dazu ein hübsches Haus in Koral einrichten und trat ihm drei Güter ab. Das Glück dieser Ehe wurde aber durch den Verlust zweier Kinder und eine Krankheit getrübt, welche ihn bewog, südlichere Gegenden aufzusuchen. Indessen auch seine Frau erkrankte, und mußte sich einer Operation an der Brust unterwerfen, wodurch er in Wien gefesselt wurde. Er erzählt von seiner Reise einen Vorfall, der charakteristisch für die Liebe der Oesterreicher zu ihrem Kaiser ist. In einem Posthause war er, auf Pferde wartend, an einem Tischchen, mit der Mütze auf dem Kopf, eingeschlummert, als ihm plötzlich die Mütze vom Kopf genommen wurde. Entrüstet sprang er auf und stellte den Postmeister, der es gethan, mit aufstrebender Stimme zur Rede. „Herr Oberst!“, antwortete der ehrliche Oesterreicher, „nichts für ungut. Sie sitzen vor dem Bilde unsers gnädigsten Kaisers und können da wol die Mütze abthun.“ Löwenstern sah wirklich Kaiser Franzens ernstfreundliche Züge, gab dem Postmeister recht und schlummerte hauptsächlich wieder ein, im Schutze des milden Auges des alten Reichsoberhauptes.

In Wien wurde Löwenstern dann dem Kaiser selbst vorgestellt und zwar, da kein russischer Gesandter in Wien war, durch den französischen Grafen Androschy. Er hatte viele Umflegungen mit und wurde in den höchsten Kreisen, sowie bei den Mitgliedern des diplomatischen Corps eingeführt, sah die Erzherzoge, den Herzog Albert von Sachsen-Teichen, den geistreichen Fürsten von Ligne und die bedeutendsten Staatsmänner. Einladungen folgten auf Einladungen und auch seine Frau gewann sich viele Freundinnen: Frau von Specht, berühmt durch Schönheit und Geist, und besonders die wigige Gräfin Fünflischen (später Gräfin Sierhagh). Aber Frau von Löwenstern mußte eine zweite schmerzhafteste Operation dulden, welche sie ganz danielberwarf. Inzwischen brach der Krieg von 1809 aus und Löwenstern erlebte in Wien alle Ereignisse, vom Anmarsch der Franzosen bis zur Schlacht von Wagram. Der Herausgeber läßt hier das Tagebuch, welches Löwenstern damals geführt hat, reden. Die Schilderungen der Scenen, welche es enthält, ist ebenso interessant als ergreifend, die Fragmente schließen mit dem Tode der kranken Frau, welche am 10. Juni ihren Leiden erlag. Um Löwenstern seiner Schwermuth zu entreißen, schlug ihm ein Bekannter, Fürst Wagarin, vor, ihn, der als Generaladjutant Alexander's in Napoleon's Hauptquartier gesandt war, dorthin zu begleiten; Löwenstern nahm es an und wohnte so als Zuschauer der Schlacht von Wagram bei, von welcher er erzählt, was er gesehen hat. Am Abende des zweiten Tags, als die Schlacht gewonnen war, und Napoleon sich bereits in sein Zelt zurückgezogen hatte, entstand auf einmal im Rücken des Heers eine große Aufregung und Verwirrung, welche furchtbar zunahm. Löwenstern war auf dem Rückwege nach der Lobau, als ein paar Stallmeister des Kaisers an ihm vorüberjagten und schrien: „Retten Sie sich doch! Die österreichische Cavalerie attackirt schon die Zelte des Kaisers!“ Das Geschrei: „Aux armes!“ ertönte überall; die Garde, welche um die Zelte bivouacirte, ergriß die Gewehre und bildete Vierce, Napoleon stieg zu Pferde. Aber es war nur ein blinder Lärm, veranlaßt durch österreichische Streistruppen von der Armee des Erzherzogs Johann, der allerdings durch rechtzeitiges Erscheinen der Schlacht von

Wagram, wie Blücher bei Waterloo, hätte eine andere Wendung geben können. Wenn auch nur seine Cavalerie, statt der Partouillen, welche schon einen so panischen Schrecken verbreiteten, mit einigen tausend Pferden abends erschienen wäre, welche Erfolgschance hätte sie gewinnen können!

Löwenstern schied nun in sein Vaterland zurück, wo er eine Anwartschaft bei dem Kaiser hatte; er versäumte aber diese Gelegenheit, mit Vortheil wieder in den Dienst zu treten. Alexander mußte glauben, daß er nicht dienen wolle und äußerte später sein Bedauern darüber: er habe ihn wollen in die Guevalleriegarde nehmen und zu seinem Flügeladjutanten machen. Die Leere, welche Löwenstern daheim in Esthland fühlte, trieb ihn bald nach Petersburg zurück, wo er sich in den vollen Strudel des Residenzlebens stürzte. Unsern ehrbaren Lesern, die in beschreibenden bürgerlichen Verhältnissen leben, mögen sich die Haare sträuben, wenn sie wiederum von dem „feu d'enfer“ hören, wobei jedesmal 50000 Rubel und mehr auf dem grünen Teppich lagen, von Löwenstern's Spiel mit dem Grafen Wehring, das er selbst in der Krankheit im Bett mit ihm fortgesetzt und das ihm 400000 Rubel Gewinn eingetragen, die er aber natürlich nicht behalten hat. Er wurde vielmehr zuletzt rein ausgezogen. Er gesteht selbst, die Kraft nicht besitzen zu haben, dem übrigen, zerstreuten Leben, das seinen Charakter zuletzt verderben konnte, zu entsagen; er trieb den Strom hinab. Erst nach den traurigsten Erfahrungen spielte er nicht mehr, ohne deshalb seinen Bekannten zu entsagen. Er war oft in dem Hause des bairischen Gesandten, Grafen de Bray, dessen Gemahlin ihm verwandt war, auch bei Kutusow und dem alten Grafen Orlov, wo man sah nur Personen der altrussischen Partei sah. Gegen die Franzosen herrschte bei dem vernünftigen russischen Adel eine große Abneigung, die sich einmal ganz eigenenthümlich kund gab. Bei dem französischen Gesandten Caulaincourt, Duc de Vicence, war ein Maskenball, zu dem die Gäste mit dem Bemerkten eingeladen wurden, wenn nicht kostümiert, so doch im Domino oder venetianischen Mantel zu erscheinen. Das auswärtige diplomatische Corps und die Fremden unterwarfen sich dieser Anerkennung, aber alle Russen erschienen im gewöhnlichen Wollrock und der Wollschürze, als er das Abscheuliche darin deutlich wahrnehmen konnte, erbeute vor innerer Wuth, die er jedoch verbergen mußte. „Es war ein besonderer Anblick, die Repräsentanten des Kaiserreichs, des Rheinlandes und die tutti quanti des Napoleonischen Europa in bunten, phantastischen Gewändern einherzutreten und den einfach und ernst gekleideten Inländern gleichsam ein Schauspiel geben zu sehen.“

So kam das Kriegsjahr 1812 heran. Löwenstern trat, von dem Kriegsminister Barclay de Tolly im Auftrage des Kaisers dazu aufgefordert, wieder als Major in die Armee ein, wurde zum älteren Adjutanten der ersten Armee ernannt und zu mehreren schwierigen Aufträgen verwendet. Seinem Feldherrn Barclay de Tolly mit treuer Anhänglichkeit ergeben, schildert er uns denselben mit Vorliebe, wir erfahren manches, das zur Ergänzung der Tolly'schen Memoiren dienen kann und folgen dem Verfasser mit Interesse durch die Ereignisse des ewig denkwürdigen Feldzugs. Ihn selbst traf ein seltsames Misgeschick. Er war als Parlamentär zu Murat geschickt worden und da bald nachher den Franzosen ein beachtliches Unternehmen verrathen wurde (wir wissen jetzt wie), benutzten Löwenstern's Feinde, ihn zu verdächtigen; er erhielt eine Mission mit Depeschen nach Moskau und wurde dort vom Gouverneur Kostopitschin förmlich zurückgehalten — warum? erfuhr er nicht. Von Kostopitschin theilt er einige heisende Bemerkungen mit. Die Energie seines Charakters verließ den Witzfanten seiner Rede, besonders wenn er gereizt ward, die Festigkeit eines irdischen Geschosses. So äußerte er einmal: „Wenn man dem König von Neapel seine schöne Kleidung abnimmt und ihm eine schäbige Infanterienuniform anzieht, dazu statt des ledernen, freien Sittens eines Husaren die lauernde Zügel eines Douaniers zuthut, so hat man den Kronprinzen von Schweden.“ Sich selbst verliebte er in einem scherzhaften Aufsatz, betitelt: „Meine Memoiren“, den er einer Dame schenkte, folgende Grabchrift: „Ici on a déposé, avec une ame blâsée,

un coeur épuisé et un corps usé, un vieux diable trépassé. Mesdames et Messieurs, passez!“ Löwenstern wurde endlich von Moskau wieder entlassen und kam noch zur Schlacht von Borodino zurück. Die Stimmung im Heer und Volk nach dem Verluste von Moskau schildert er treffend. Von dem Augenblick an sagte sich jeder: jetzt beginnt der Krieg für uns erst recht! Nachdem Barclay de Tolly vom Heere abgerufen war, wurde Löwenstern, Oberlieutenant für den Tag von Borodino, bei Kutusow Adjutant. Bei dem Stillstande der Operationen machte er zuweilen ohne Vorwissen des Fürsten eine Ausflucht zu den Vorposten, die Miloradowitsch befehligte. Da kam denn wol Murat gesprengt und Miloradowitsch caracolirte heran: Löwenstern hätte ihm als Gegenstück zu der Tracht des Königs von Neapel gern die materielle Kleidung seines Stammes, des serbischen, gewünscht. „Dem Charakter nach gleichen sich beide vollkommen, beide suchten sich ein ritterliches Ansehen zu geben, zu glänzen, den Papard zu spielen, auf die Menge zu wirken, während sie von Grund der eine ein Gasconner des Südens, der andere des Nordens waren.“ Es gelang Löwenstern endlich durch den Fürsten Kutusow, Kutusow's Schwiegersohn und Liebling, die Erlaubniß zu erhalten, bei der Vorhut ganz zu verbleiben. So kann er denn zu der Geschichte des französischen Rückzugs noch manches ergreifende Bild von russischer Wahrnehmung aus hinzufügen. Er hatte auch Gelegenheit zu eigenen glücklichen Unternehmungen. So nahm er einst mit Sumy'schen Husaren unter Budberg drei Geschütze und einige Bourgons, die von einer Karle, französischen Colonne ernsthaft vertheidigt wurden; es gelang, Geschütze und Bourgons fortzubringen. Auf einem der letztern hatte sich ein Franzose in kaiserlicher Livree verkleidet, welcher Löwenstern heimlich verrieth, daß 6000 Napoleons d'or darin enthalten seien. Dieser theilte es seinem Bruder, der bei ihm war und Budberg mit und sie beschloßen auf den Bourgon während der Nacht im Divul ein wachsam Auge zu haben und ihn erst bei hellem Tage zu untersuchen. Andere Bourgons wurden aufgeschlagen. In einem fanden sich Vorräthe für die kaiserliche Tafel, besonders eingemachte Früchte. Die Obengenannten, seit Tagen auf Kartoffeln und Schwarzbrot reducirt, ließen mit wahrem Heißhunger darüber her und verzehrten die in Franzbranntwein eingemachten Früchte in Massen, nicht ahnend, daß der süße Alkohol wirken könne. Das war aber der Fall, sie schlossen todtenfest ein, und als sie erwachten, war der inhaltsvolle Bourgon verschwunden. Alle Nachforschungen, wohin er gekommen und wer ihn geleert, blieben fruitlos. Daß er wirklich das Geld enthielt, geht aus Dennier's „Minéraire de l'empereur Napoleon pendant la campagne de 1812“ (Paris 1842) hervor, in welchem angegeben ist, daß in der Nacht vom 15. zum 16. November 1,24000 Francs der Kassen des Schatzes vom Feinde genommen worden seien.

Aber Löwenstern erlebte noch eine größere Kränkung. Als der Kaiser in Wilna wieder zur Armee gekommen war und Gnabenbezeugungen in Menge austheilte, brachte Kutusow Löwenstern auf einem Balke die freudige Kunde, daß er zum Obersten befördert sei. Am andern Morgen jedoch wurde ihm mitgetheilt, daß der Kaiser bei spezieller Durchsicht der Beförderungsliste Löwenstern's Namen wieder gestrichen und selbst die für Borodino erhaltene Beförderung zum Oberlieutenant, als durch Mißverständnis erfolgt, wieder zurückgenommen habe. Aehnliches war noch nie geschehen! Der Kaiser war noch immer infolge der früher erwähnten Verdächtigung gegen Löwenstern eingenommen und hatte Kutusow, der ihn lebhaft vertheidigte, sogar verboten, seiner zu erwähnen. Löwenstern war in Verzweiflung, er beschloß aber, da er sich in seinem Gewissen rein fühlte, zu bleiben und der Zeit seine Rechtfertigung zu überlassen, die bei des Kaisers mildem und gerechtem Sinne nicht ausbleiben konnte. Obgleich vom Fürsten und von seinen Kameraden mit der größten Theilnahme behandelt, schied er doch aus aller Gesellschaft und sah nur die vertrautesten Freunde. Sein alter Gönner Winzingerode schlug ihm endlich vor, ihn zu begleiten, als er das Corps, das auf Schleien operiren sollte,

übernahm. Aber der Kaiser rich wiederum Löwenstern's Namen in der Liste der zu jenem Corps zu versetzenden Offiziere aus und Löwenstern war nun in seiner Verzweiflung nahe daran, sich den Tod zu geben. Aus dieser Stimmung riß ihn ein treuer Freund, der Baron Budderg, Chef des Kürassierregiments des Kaisers; dieser machte ihm den Vorschlag, mit ihm zu marschieren, und Löwenstern, ohne jemandes Zustimmung im Hauptquartier nachzusuchen, schloß sich ihm an. So rückte er mit in Preußen ein. In der Gegend von Ortelburg wurde er durch eine Krankheit gegen drei Wochen zurückgehalten; als er dann aber in Ploß wieder zum Hauptquartier kam, überraschte ihn Rußow mit der freudigen Nachricht, daß der Kaiser von der vor- gefassten Meinung zurückgekommen sei und ihm die Wahl des Armee-corps, zu welchem er gehen wolle, überlasse. Er entschied sich ohne weiteres für Wäzingerode, für welchen er noch ebenein von dem Staatssecretär Grafen Mestelrode mit Depeschen be- traut wurde. Anfangs dem Stabe zugetheilt, erhielt er bald den Befehl über zwei Kosakenregimenter, mit welchen er die Verbindung mit dem Wittgenstein'schen Corps, das in Berlin eingerückt war, suchen sollte. Die Züge, welche er mit diesen Söhnen der Steppe unternahm, die glücklichen Handstreich, die ihm gelangen, die Schlaueit und Kühnheit, welche er dabei entwickelte, stellen sein militärisches Talent, besonders für den kleinen Krieg, in das schönste Licht. Wir empfehlen diesen Theil des Werks, der ebenso interessant als lehrreich ist, unsern mili- tärischen Lesern vor allen übrigen; sie werden auch manchen Handstreich gegen das schöne Geschlecht, das allerdings den Befreiern vom fremden Joch besonders hold war, in seiner etwas zu detaillirten Schilderung nicht allzu rigoristisch beurtheilen. Andere Leser bitten wir um Nachsicht für die Verwilderung im Kriege, die oft nur den Augenblick in vollen Zügen genießen will.

Während der großen Schlachten war Löwenstern mit seinen Kosaken auf der äußersten Flanke des Feindes, um abzuwarten und zu beobachten; vor der von Großfürsten kam er nur um 10 Minuten zu spät, sonst hätte er in einem Dorfe den Vicerönig von Italien mit seinem ganzen Stabe aufgehoben. Dafür glückte es ihm nach dem Waffenstillstande, in der Niederlausitz eine Kriegskasse mit 700000 Francs zu nehmen, die er nach Berlin schaffte, dort durch seine Kosaken heimlich auf den Boden im Goldenen Adler am Dönhofsplatz schaffen ließ und gegen alle Ansprüche der preussischen Commandantur zu behaupten mußte. Nach preussischem Kriegesgesetz muß eine feindliche Kasse abgelie- fert werden, nach russischem gehört sie den Truppen, welche sie genommen haben. Die Erzählung dieser Begebenheit ist höchst ergötzlich zu lesen; für Referenten hatte sie noch ein besonderes Interesse, weil er sie als Anekdote ganz in der Nähe des Vorfalls mit erlebt hat und sich des Aufsehens und was man davon er- zählte noch sehr genau zu erinnern weiß, dann auch, weil der Major von Barmesow, welcher bei Löwenstern's Kosaken gestan- den, später in preussischen Dienst zurückgetreten, demselben Re- giment aggregirt wurde, in welchem Referent seine Dienstzeit begann und 35 Jahre forsetzte, bis er eine andere Stellung erhielt. Von dem sehr bedeutenden Antheil an der Beute, irren wir nicht, gegen 40000 Thaler, sprach Barmesow noch oft und erzählte auch, daß er später einmal in Karlsbad einen der Offi- ziere getroffen, welche die Kasse damals vertheidigt; dieser habe ihn angeredet, ob er ihn noch kenne, er habe ihm einst eine Kriegskasse abgenommen; worauf Barmesow in seiner muntern Weise erwiderte: „Liebster Freund, haben Sie nicht noch eine?“ Löwenstern schildert ihn getreu als einen der liebenswürdigsten und wichtigsten Gesellschaftsgeber; er ist auch als dramatischer Dich- ter bekannt geworden. Das gern gesehene Lustspiel „Rein!“ ist unter andern von ihm. Bei seinen Streifzügen kam Löwen- stern auch mit andern russischen Parteilängern zusammen, von denen er Brendl, welcher ihm jene Kasse sogar ablagern wollte, einen Mann von sehr geringen militärischen Verdiensten nennt, der nur äußern Effect zu machen verstanden durch Blick, Schnur- bart, Säbeltraheln und Drehungen, sein Herz sei aber zahm, Tapferkeit gar nicht verstanden gewesen; Kugeln dagegen, ein

trefflicher Soldat von vielem Verdienst, habe stets alle franzö- sischen Gefangenen tödten lassen, nicht aus Bosheit, sondern aus Fanatismus, wie er selbst geäußert, in Folge eines Gelübdes, das er gethan, als er 1812 einen Haufen französischer Tempelschän- der in einer Kirche getroffen, wie sie dort zusammengetriebenen Weibern und Mädchen auf die brutalste Weise Gewalt anthaten. Noch in Schleien ließ er vier Offiziere und 150 Mann, welche Löwenstern gefangen genommen und ihm zur Bewachung über- geben hatten, hinter der Colonne umbringen und setzte dem un- gemessenen Borne Löwenstern's jene kaltdürrige Erklärung ent- gegen. Sein Grimm kehrte sich aber nur gegen die Franzosen; alle übrigen Nationalitäten aus Napoleon's Heer schonte er. Einige Wochen später wurde er, bei Dessau durch die Albe schwimmend erschossen.

Im weitem Verlaufe des Feldzugs wurde Löwenstern un- ter Tischenschem's Befehle gestellt und deckte ihm bei seinem be- rühmten Unternehmen auf Kassel die Flanke, indem er bis Hal- bersadt und Wolfenbüttel streifte und Verburg zur Sicherung des Rückzugs besetzte. Diesen Ort vertheidigte er gegen eine starke feindliche Colonne aus allen Magdeburg gegen ihn anrückte, mußte ihn zwar räumen, nahm ihn aber durch überraschenden Angriff wieder, nur mit Kosaken gegen Infanterie, Cavalerie und Geschütz, wofür er vom Kronprinzen von Schweden mit Lohbederkhebungen überschüttet wurde. Er mußte den wichtigen Punkt auch ferner festhalten, „damit der Kronprinz für seinen Rücken gesichert sei“, und konnte daher nicht an der Schlacht von Leipzig theilnehmen, veranstaltete aber zur Siegesfeier in Verburg einen Ball, den er sich 200 Friedrichsdor kosten ließ. Es kamen dazu sogar Damen aus Gegenden, welche noch von den Franzosen besetzt waren; sie hat- ten den Muth, zwei Waffenlinien zu überschreiten, um Qua- drillen und Cotillons zu tanzen. Zur Verstärkung des Träges- ters ließ Löwenstern aus einem Dorfe innerhalb der französi- schen Linien zwei Clarinetten und ein Waldhorn durch 200 Kosakenholen, eine „musikalische Fourragierung“, welche ein preußi- scher Offizier von Klipping, der mit Bewilligung des Königs bei Löwenstern's Kosakenbrigade Dienste that, glücklich aus- führte. Bald darauf hatte Löwenstern eine Expedition auf Göttingen, Hildesheim und Braunschweig auszuführen, für welche ihm der Kronprinz persönlich Instructionen gab. So- bald er eingetreten war, rief er ihm zu: „Je suis enchanté de vous voir, mon ami, entendez-vous, mon ami? adieu, mon ami!“ Die letzte Lebensart war nämlich eine Angewohn- heit, er wiederholte sie im Laufe seiner Unterhaltung sehr oft, ohne darum abbrechen zu wollen. Löwenstern blieb der Nord- armee zugetheilt bis Mitte December 1813, und hatte Gelegen- heit auch dort sich auszuzeichnen, wurde allerdings auch einmal von den Dänen überrascht, welches Gefecht er mit lebhaften Farben schildert. Als der Waffenstillstand eintrat, erhielt er Befehl, sich persönlich zu Wäzingerode zu versetzen, während seine Ko- saken bei dem Woronzow'schen Corps blieben. Er reiste über Düsseldorf, wo er einige Tage verweilen mußte — „unter Scherz, Spiel und Rauthwillen“ —, nach Lüttich, wo er Wäzingerode fand, der ihm den Auftrag gab, sich zum General Bülow zu versetzen, um zwei Kosakenregimenter, die er ihm geliehen, auf zarte Weise wieder loszumachen, da sie Bülow unter allerlei Vorwänden zurückhalte. Er fand aber dort den Herzog von Weimar, der den Oberbefehl übernommen hatte, und es gelang ihm nicht ohne Mühe, seinen Auftrag zu erfüllen; dabei hatte er die Bekanntschaft Bülow's, den er bewundert, des Fürsten Pückler-Muskau und anderer ausgezeichneten Männer gemacht. Zu Wäzingerode zurückgekehrt, blieb er einstweilen im Hauptquar- tier. Wäzingerode war ein vortrefflicher Reiter und leidenschaft- licher Tabakraucher, der die Pfeife fast nie ausgeben ließ; ge- gen die Soldaten war er freundlich und zog vor jedem, der ihn grüßte, den Hut, aber er galt bei ihnen nicht viel, weil er die Wade der Sprache nicht besaß, die der russische Soldat vor allem hoch hält. Der Verfasser macht dabei die richtige Bemerkung, daß man im Kriege die Soldaten nie elektrisiren, begeistern,

forttreiben wird, wenn man ihre Liebe nicht hat, und daß dazu ein freundliches Wort der Theilnahme an ihrem besondern Gange oder ein munterer Scherz viel beiträgt. Diese Gabe hatte Hermolow im höchsten Grade, und auch der Kronprinz von Schweden, der seine Worte stets ins Russische übersetzen ließ, wußte immer einen angenehmen Eindruck auf die Truppe hervorzubringen.

Soissons war genommen, als bei Wüningerode unbestimmte Nachrichten von den Unfällen des schlesischen Heeres einliefen; am sich Gewissheit zu verschaffen, wurde Löwenstern an Blücher abgeordnet. Durch Geistesgegenwart entging er unterwegs der Gefahr, von den Bauern erschlagen zu werden, traf den Feldmarschall in Châlons und kehrte glücklich nach Rheims zu Wüningerode zurück. Aber ein großer Verlust hatte ihn betroffen. Seine ganze Equipage, welche er von Düsseldorf aus, da er mit Postkutschen reiste, hatte nachkommen lassen, war unterwegs durch Verrath der Bauern dem Feinde in die Hände gefallen, die schwache Rosadenbedeckung getödtet und zerstreut worden: 6 Zugpferde, 14 Reitpferde, 14000 Rubel in Kistengeldern und 2000 Louisdor waren verloren, Löwenstern berechnet den Gesamtverluft auf 80000 Rubel. Das war denn freilich eine bittere Revanche für die Kriegslasse. Doch scheinen ihm damit die Mittel nicht erschöpft gewesen zu sein, denn er kaufte sogleich wieder drei Pferde für 6000 Rubel. Auch überließ ihm Wüningerode, sich von den 2000 Pferden, welche Rosen in Grönningen für das Heer requirirt hatte, vier Stück auszuwählen. Als Parlamentär ermittelte er dann die zweite Uebergabe von Soissons, das mittlerweile wieder von den Franzosen besetzt worden war; dabei erschien aber auch ein preussischer Parlamentär, von Martens, der die abgeschlossene Capitulation mitunterzeichnete und sich nachher das ganze Verdienst zuschrieb, worüber ein unauflöslicher Streit und Schriftwechsel stattfand, dessen Documente in den Beilagen des Werks mitgetheilt werden. Von dem Treffen von Craonne lesen wir, wie Wüningerode durch seine Zögerungen eine der besten Combinationen Blücher's zu Schanden gemacht und den Generalen Sacken und Woronzow, von denen sich der letztere hier unermessliche Vorberühmungen gesüßte, den blutigen Rückzug aufgedrungen hat. Bei Laon finden wir Wüningerode und seinen Stab einquartiert in einem Sichen- und Irenhause, mitten unter Wahnsinnigen wohnend, den Abend und die Nacht vor der blutigen Entscheidung „bei köstlichen Speisen, von des Generals vortrefflichem Koch sorgsam bereitet, bei den ausgezeichneten Weinen und einem wahren Hölleispiel“ verbringend. Löwenstern gewann 10000 Rubel und durch Werten noch 400 Louisdor. Dann folgte die siegreiche Schlacht von Laon. „Das Charakteristische“, sagt Löwenstern, „war die besondere Furcht vor Napoleon. Denn obgleich wir um das dreifache überlegen waren und eine fast unbezwingliche Stellung hatten, ließen wir uns doch zwei Tage von seinem kleinen Heerlein, das man von der Höhe ganz übersehen konnte, in derselben angreifen und beschäftigen, ohne es zu wagen, ihm tüchtig auf die Finger zu klopfen.“ Freilich erkennt er den Einfluß an, den Blücher's Erkrankung hatte und wie nun die selbstsüchtigen Leidenschaften der Corpsführer wieder erwachten und zu kleinen Berechnungen und Behauptungen führten: ein Beweis, welche lähmende und lösende Kraft unverhofftes Glück hat. Als Wüningerode später in geheimer Sendung mit seiner Cavalerie Napoleon auf seinem Marsche in den Rücken der Verbündeten folgte, um ihn glauben zu machen, es sei die ganze Armee, verfolgte ihn Löwenstern, der wie alle Personen des Hauptquartiers sich eine große Freiheit der Bewegung nahm. Er schloß sich der Reiterei Kott's an, bei welcher er das denkwürdige Geschehniß bei La Fère Champenoise mitmachte. Wir finden ihn dann wieder bei Woronzow und in der Schlacht von Paris bei dem Grafen Bahlen. Die Schilderung des Einzugs von Paris und der Zustände daselbst, welche Löwenstern aus vielfacher eigener Erfahrung kennen gelernt, beschließt das Werk. Seine persönlichen Erlebnisse sind pikant genug. Beim Einzuge schon, wo sich viele elegante Damen hindrängten, lud er eine

variser Schönheit, die in Gefahr kam, ein, sich zu ihm auf den Sattel zu setzen, was sie muthig annahm; ihr Beispiet fand Nachahmung und bald saßen wol ein Duzend eleganter Damen auf diese Weise in der Suite zu Pferde. Kaiser Alexander bemerkte es und zeigte es lächelnd dem Könige von Preußen; Schwarzenberg äußerte: „Wenn es nur halt kein Sabinerinnenraub wird!“ Ueber die Kundgebungen der feilen Menge, die jetzt den Imperator, ihren Abgott, lästerte, sein Standbild mit dem Strid um den Hals von der Vendôme'ssäule reißen wollte, bis eine Abtheilung Semenow'scher Garde die Säule schirmend umstellte, hören wir nichts Ueberraschendes: das bleibt sich immer und überall gleich! Löwenstern, zum General ernannt, wohnte allen Festen und Feierlichkeiten bis zur Abreise der Monarchen bei und begab sich dann auf Urlaub nach Karlsbad. Eine Fortsetzung, wie der Schluß verspricht, würden wir mit Freuden willkommen heißen, das Vorwort des Herausgebers, das uns den Tod des Generals mittheilt, macht uns jedoch darüber zweifelhaft.

Baron Löwenstern ist am 2. Februar 1858, 82 Jahre alt, in Petersburg gestorben. Die letzten 25 Jahre seines Lebens hat er außer Diensten hier zugebracht; er nannte sich scherzhaft nach seiner kleinen Wohnung den Eremiten von der Wolka, seine Freunde aber verglichen ihn mit dem bekannten Grafen Schlabrendorf in Paris, mit dem er auch im Äußern einige Aehnlichkeit hatte, vorzüglich wegen der Anziehungskraft, welche seine geistreiche Unterhaltung auf jedermann ausübte. Er war in den ersten Häusern ein beliebter Gast und die ausgezeichnetesten Personen: Minister, Generale, Diplomaten, Künstler, Gelehrte, selbst gebildete vornehme Frauen besuchten ihn in seiner Wohnung. Auch stand er in reger Thätigkeit bis zuletzt in einem ausgezeichneten Briefwechsel nach allen Seiten, und noch vier Wochen vor seinem Tode hat der Herausgeber das letzte schriftliche Lebenszeichen von ihm erhalten. Möchte der letztere die Materialien zur Fortsetzung der höchst interessanten Biographie, wenigstens soweit sie Löwenstern's Dienstjahre betrifft, in Händen haben, aber der zweite Band schließt ohne den Vermerk, den der erste hat, und so werden wir wol darauf verzichten müssen. Jedenfalls hoffen wir die Leser auf ein Werk aufmerksam gemacht zu haben, das ihnen eine genügende Unterhaltung auf dem sichern Grunde welthistorischer Begebenheiten bieten wird.

Karl Gustav von Bernck.

Internationale Anthologien.

1. Amerikanische Gedichte. Deutsch von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Neßberg. 1859. 8. 24 Mgr.
2. The poetry of Germany. A selection from the most celebrated German poets of the two last centuries. Chronologically arranged and accompanied with an historical survey of the German poetry from Haller to the present time. By F. Ahn, author of the New method of learning the German language. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 1 Thlr.

Mit dem Ausdruck „internationale Anthologien“ bezeichnen wir solche Sammlungen ausgewählter, entweder in der Originalsprache oder in Uebersetzungen mitgetheilter Gedichte eines Volks, welche vorzugsweise dazu bestimmt sind, die Poesie dieses Volks unter den andern Nationen bekannt zu machen. Bei dem gesteigerten und sich fortwährend steigenden internationalen Verkehr der Völker sind in neuerer Zeit solche Sammlungen immer häufiger geworden. Als das Centralvolk Europas und als das kosmopolitischste aller Völker sind wir Deutsche, unter denen die sich immer mehr realisierende Idee einer „Weltliteratur“ ja zuerst ausgebrütet wurde, an solchen Sammlungen besonders reich. Doch hat es auch das Ausland an Gegenseitigkeit nicht fehlen lassen. In England bestehen Anthologien deutscher Gedichte in Uebersetzungen in gar nicht so geringer Zahl, unter denen die von Taylor, Baskerville, Robertson, Macray, den Damen Mary Anne Wirt, Katharina Windworth u. s. w.

besonders zu nennen sind, und erst vor kurzem gab der Nord-amerikaner Charles T. Brooks eine Sammlung ausgewählter deutscher Gedichte unter dem Titel „German lyrics“ heraus. Die Kritik ist eben als der unmittelbare und reifste Ausdruck der Empfindung und des Naturinstincts die Allgemeinsprache aller Völker, und die deutsche muß gerade den Engländern um so verständlicher sein, je verwandter der Geist beider Völker und die beiderseitigen Idiome sind. Wir erinnern hier an das interessante Factum, daß der Schotte W. D. Macdonald 1854 in Edinburgh zehn schottische Lieder und einige Lieder von Heber und Poe in rhythmischer Verdeutschung erscheinen ließ (worüber man Nr. 13 d. Bl. f. 1855 vergleichen möge), um dadurch die Verwandtschaft des Schottischen mit dem Deutschen darzutun. Aber selbst in Frankreich besitzen solche Sammlungen, wie die von Gérard de Nerval, Flocon und Paul de Lacour, dessen Anthologie „Bouquet de Lieder“ seinerzeit in d. Bl. ausführlicher besprochen wurde.*)

Hierzu kommen die Uebersetzungen einzelner Lyriker, wie namentlich in England die Uebersetzungen der Schiller'schen Gedichte von Bulwer, Johnson, Bowring, der Goethe'schen von demselben Bowring, dann von Aytoun und Martin, welche erst jüngst die Goethe'schen Gedichte und Balladen gemeinschaftlich in ihre Muttersprache übertragen. Wir nehmen hierbei im Vorübergehen Veranlassung, nachdem wir in Nr. 19 d. Bl. ein ziemlich ungünstiges Urtheil des „Athenaeum“ über diese Compagniarbeit citirte, ein bei weitem günstigeres lautes Urtheil der „Westminster Review“ anzuführen. Der Berichterstatter in der „Westminster Review“ bemerkt: „Professor Aytoun's und Mr. Martin's bereits wohlbekannte Uebersetzungen erscheinen hier gesammelt. Die Auswahl beschränkt sich allein auf jene so zahlreichen und doch so vollendeten kleinern Compositionen, welche der große und fruchtbare Genius Goethe's so verschwenderisch ausstreuete. Kräftig und anmuthig, tief und schäfernd, weise und zart, zeichnete Goethe sich in jeder Dichtgattung aus, und viele dieser Gedichte fordern von jedem Leser Bewunderung und Kultivierung.“ Der Berichterstatter bemerkt dann, daß man die Anerkennung Goethe's in England hauptsächlich Carlyle verdanke; denn die Uebersetzung seines frühesten Dramas (des „Gef. von Verlichingen“) durch Walter Scott habe eben nur dazu gebient, in England, das damals noch wenig Deutsch studirt, Goethe's Namen bekannt zu machen, während man doch geneigt gewesen sei, das Hauptverdienst davon dem Uebersetzer zuzuschreiben. Jetzt freilich habe man von fast allen Erzeugnissen Goethe's Uebersetzungen, aber die vorliegende seiner Gedichte und Balladen dürste wol unter allen den Preis verdienen. Freilich seien nicht alle Stücke gleich gut übersetzt; die des „Erlkönig“ z. B. sei „altogether spiritless“ und weit schlechter als irgendeine frühere. „Aber in der unvergleichlichen „Braut von Korinth“,“ fährt der Berichterstatter fort, „treten die verbündeten Verdienste der Uebersetzer bei weitem mehr hervor; dieses Gedicht ließ sich, besonders im Original, ebensowenig auch das

Englische in vorliegender Uebersetzung ausgezeichnet ist, als habe sich in stiller Nachtwache der Geist der Vergangenheit wie eine Flammenzunge auf Goethe herabgeseht, und er schreibt wie von dem Geist antiker Poesie angehaucht.“ Dieses Gedicht, eine der herrlichsten Balladen, die je gedichtet worden, ist dasselbe, über welches Schiller in einem Briefe an seinen Freund Körner die sehr wunderliche Bemerkung machte: „Im Grunde war's nur ein Spas von Goethe, einmal etwas zu dichten, was außer seiner Neigung und Natur liegt.“ Wer möchte mit Schiller für einen „Spas“ halten, was so sichtlich aus der tiefsten Anschauung und dichterischen Stimmung Goethe's hervorgegangen ist? Gehe der Himmel, daß sich unsere Dichter recht oft einen solchen Spas machen!

Nach dieser Einleitung oder wenn man will Abschweifung gehen wir zu den beiden Anthologien über, die uns zu vorstehenden Bemerkungen veranlassen, und zwar zuvörderst zu der Sammlung amerikanischer Gedichte, welche Spielhagen in unser „geliebtes Deutsch“ übertragen hat. Wir sind dem Dolmetscher der nordamerikanischen Lyriker für seine Arbeit sehr dankbar. Die Proben sind charakteristisch gewählt und zum Theil aus beachtenswerthen Dichtern, die in Deutschland zuerst wenig oder gar nicht bekannt waren. Auch die Uebersetzungen scheinen uns fast sämmtlich gelungen und sind sehr lesbar. Einzelne Härten und Dunkelheiten, die uns hier und da wol aufstießen, möge man mit der Schwierigkeit der Aufgabe, die in manchen Fällen nicht gering war, entschuldigen; es gibt Gedichte, oder einzelne Stellen in Gedichten, die gut in eine andere Sprache zu übertragen schwieriger ist als ein Originalgedicht in der Muttersprache zu verfassen. Namentlich scheint uns Spielhagen eines der Haupterfordernisse eines Uebersetzers, das darin besteht, die dichterische Eigenthümlichkeit des Originals dichterisch mitzuempfinden, in sehr anerkennenswerthem Grade zu besitzen. Gleich die Vorzüge W. G. Bryant's, welchen Spielhagen wol mit Recht vorangestellt hat, sind uns noch nie so klar geworden als aus den von Spielhagen übersetzten Proben. Wenn auch Longfellow in Deutschland bekannter, der deutschen Weise, namentlich im Liede, verwandter und in den Formen beweglicher und mannichfaltiger ist, so übertrifft ihn doch Bryant an Tiefe der Reflexion und an Originalität und Energie des Ausdrucks. Als Probe von seiner Dichtweise wie von der Geschicklichkeit des Uebersetzers führen wir hier nur folgende Stelle aus dem Gedicht „Erde“ an:

Und ach! beweine ich doch auch mit dir
Geliebte Tote! Ihre Gräber sind
Auf deinen Bergen — fern — so fern — und doch,
Wie ich, in rabenschwarze Nacht gedrückt,
Hier liege bang an deiner treuen Brust —
Der Menschen Wiege und der Menschen Grab —
Fühl' ich, daß ich umarme ihren Staub.
O, wie die Stimme donnert! Und ich weiß,
Was sie bedeutet, und mein Geist erschrickt.
Ob all des Frevels schreit die Erde auf!
Es lauscht der Himmel. Horch! die Gräber all
Der armen Herzen, die der Kummer brach:
Der Staud der Jungfrau, die betrogen ward —
Und des, den sein Jahrhundert von sich rief —
Die Gräber aller, die für Menschenglück
Gestreckt und die geerntet Hohn und Spott —
Die Asche all der Streiter für das Licht —
Und das Gebein der Helden, die im Kampf
Für Freiheit fielen, deren todt'ne Leib
Den Hunden, deren Namen man der Schmach
Zur Beute ließ — sie alle klagen laut.
Die Winkel, wo der abgelegte Sklav
Zur ew'gen Ruh' sich Aerzte, wo verscharrt
Der Kindheit süße Blumen, die man brach
Mit schöner Hand — sie mimmern leis und bang.
Von Schlachtfeldern, wo zum blut'gen Kampf
Die Gottesgeister heften ihre Scharen

*) Eine deutsche Zeitung hatte auf Veranlassung der Paul Herse'schen Verdeutschung der Gedichte von Giuseppe Gioi, welche allerdings höchst grobliche Ausfälle gegen die „Teideschi“ oder vielmehr gegen die Oesterreicher, also besonders auch Böhmen, Mähren, Kroaten, Slowaken u. s. w. enthielten, die Ansicht ausgesprochen, daß ein Franzose sich niemals so weit erlauben würde, deutsche Gedichte, in denen seine Nation mit ähnlichen Schmähungen überhäuft würde, als etwas Gutes zu preisen oder zu übersetzen. Aber Paul de Lacour hat in seiner Anthologie nicht nur mehrere gegen die Franzosen direct gerichtete Kriegslieder Theodor Körner's, denen überhaupt die hinführenden Weber'schen Melodien einige Beliebtheit in Frankreich verschafft, sondern selbst Arndt's Blücherlied übersetzt. Da heißt es denn:

A Lotzen dans la plaine, il les a bien regus!

La des milliers des Français soutains comme des chèvres,

Où a vu des milliers courir comme des lièvres etc.

Auch wird Arndt im Vorwort wegen seiner feurigen, deutsch patriotischen Gesinnung außerordentlich hervorgehoben und belobt.

In wilder Wuth — erhebt sich ein Heer,
Als ob der rauhen Krieger Todtenheere
In ihrem schweren Schlummer sich geregt.
Und Klageklänge schallen aus des Meeres
Vorpurnen Gründen — grausenhafte Mör
Von Schauderthaten, die man tief versenkt
Ins Wogengrab. Und Busch und Heidekraut,
Und Waldespfade und das finst're Moor,
Und Leich und Sten, Straßen, enge Gassen
Von stolzen Städten: jetzt, da alles schweigt,
Sie murmeln von Gewaltthat und Verrath.

Auf Bryant folgt Longfellow (von dessen Gedichten, beizuläufig bemerkt, H. K. Nielo im Jahre 1857 zu Münster eine vollständige deutsche Uebersetzung erscheinen ließ) mit einer Anzahl von Proben, darunter das schöne Gedicht „Der Dorfschmied“, dessen beide Schlusstrophen bei Spielhagen lauten:

In Arbeit, Freude, Kammernis
Weht er die Lebensbahn;
Der Morgen sieht ein Werk entstehen,
Der Abend sieht's gethan —
Und wer gestorbt und wer geschafft.
Dem darf der Schlummer naht.

O, Dank dir, Dank, mein würd'ger Freund!
Wol golden ist der Rath:
In der heißen Schmiede des Lebens mußt
Du wirken früh und spät.
Auf lodern dem Ambos hämmern fest
Eine jede feurige That!

Folgendes kleine Gedicht ließ sich in der Spielhagen'schen Uebersetzung sicherlich wie ein Original:

Die Abendglocke.

Feierlich trauervoll,
Wie Heidewind,
Die Abendglocke
In Klagen beginnt.
Löschet die Lichter,
Aufs Feuer hebt Acht!
Arbeit der Morgen bringt,
Ruhe die Nacht.

Dankel die Fenster,
Das Feuer ist aus;
Still sind die Gassen,
Stille das Haus.

Kein Laut in den Kammern,
Kein Ton in der Hall' —
Schlaf und Vergessenheit
Allüberall.

Der nach ihnen bekannteste nordamerikanische Lyriker, Edgar Allan Poe, nimmt in dieser Sammlung die dritte Stelle ein. Unter seinen Gedichten ist von Spielhagen besonders das schöne Lied „Annabel Lee“ sehr fleißig übertragen. Bedauern möchten wir, daß Spielhagen nicht das originellste Gedicht Poe's „The raven“ übersetzt hat; je schwieriger die Aufgabe war, desto mehr, meinen wir, hätte sich Spielhagen versucht fühlen sollen, sie zu lösen. Hat doch selbst der obengenannte Schotte Macdonald den kühnen Versuch gemacht, dieses in der Form wie im Inhalt seltsamste aller Gedichte zu verdeutschen: ein Versuch, der ihm auch, trotz mancher Ungelentigkeiten und Scotismen, verhältnismäßig besser gelungen ist, als man von einem Nichtdeutschen erwarten sollte. Auf Poe folgt W. G. Simms mit der energischen Schilderung einer Sumpflandschaft:

Es ist ein wilder, grauig-düster Ort.
Hier singt kein Vogel in den Bäumen je.
Die jungen Blätter selbst sind weiß. Umher
Schießt üppig auf ein Unkraut, das die Hand,

Die es zu lösten wagt, im Nu bedeckt
Mit Beulen. Aus dem kassen, schlein'gen Grund
Wächst die Cypresse. In dem faulen Gras,
Verbergen halb, schläft lang dahingestreckt
Ein Kaiman, — selches Hauses würd'ger Gast.
Dicht bei dem grünen Schlamm, in dem er liegt,
Erhebt ein Kranich seinen dünnen Leib,
Und rückt und warnt. Ein Sommerentenpaar,
In Angst gesetzt durch seinen keiseren Schrei,
Bricht aus dem Sumpf, mit wunderbarer Hast
Dem Führer folgend.

Dieses düstre Landschaftsbild findet schließlich in folgenden Hinfelstrichen seine Vervollständigung:

Bäume, wild, grotesk.

Die Diebgesindel — stinkendes Geträuch,
Die Luft vergiftend — düstre Schatten ringt,
Halb Wolken gleich und halb Gipsenstern, an
Dem Rande lauernd — also krocht und schreckt
Der Anblick. Der enttäuschte Schmetterling,
Die reichen Schwingen regend, schießt davon,
Und mahnt auch und durch seine eil'ge Flucht,
Nach besserem Nachtquartier und umzuschau'n,
Als dieser grause Sumpferand gewährt.

Auf Simms folgen William Wallace („Hymnus an den Hudsonfluß“) und Charles Fenno Hoffman, unter dessen Gedichten namentlich das erste „Wo ist Einsamkeit?“ einen tiefen und echt lyrischen Gedanken behandelt. Der Dichter sucht die Einsamkeit, bald im Walde, bald in der Höhle, bald in der Wüste u. s. w., aber er findet sie nicht. Wo er sie findet, das sagt der Schluß des Gedichtes:

Laß Fort und Stromeklauf,
Wenn du willst einsam sein!
Seh! such die Menschen auf,
Dann bist du bald allein!
Wer fragt nach deiner Luft?
Wer fragt nach deinem Schmerz?
Wo eine Brenndestrukt?
Wo ein verwandtes Herz?
Natur mit treuem Arm
Umring dich allezeit;
Ach, nur im Menschenschwarm
Ist wahre Einsamkeit!

Hierauf folgen Nathaniel P. Willis; Ephraim Peabody („Der Hinterwäldler“); Louis Legrand Noble, von dessen Gedichten das erste „Der lahme Knabe“ sich durch rührende Behandlung eines rührenden Stoffes hervorthut; Paul Benjamin, unter dessen Gedichten sich ein sehr schönes tiefempfundenenes Sonett „An meine Schwester“ mit dem Anfang: „Du trautes Schwesterlein! ich werde alt“ befindet; Richard Henry Stoddard, der in dem Gedicht „Leonatus“ einen kleinen Liebesroman von zierlicher und chevaleresker Behandlung liefert, der eher dem Boden der Provence als dem Nordamerikas anzugehören scheint; Bayard Taylor, William D. Gallagher, Ralph Hoyt und Ralph Waldo Emerson, der über die Räthsel von Natur und Geist originell, aber etwas dunkel orakelt und mirakelt. Am einfachsten ist das Gedicht „Apologie“ mit dem hübschen Schluß:

War noch niemals ein Nyxter —
Jede Plume kennt' es zeigen;
Und kein Räthsel war so schwer —
Vögel sangen's in den Zweigen.

Ein Gedicht vom Weizenfeld
Zog mir gestern heim der Stier;
Und das Land, das du bestellst,
Gab den Stoff zum zweiten mir

Diese nordamerikanischen Dichter verdienen in der That in Deutschland bekannter zu sein als sie sind. Ein Geist der Wahr-

heit, Simplicität und Männlichkeit zeichnet sie aus; der Ausdruck und die Auffassungsweise haben oft etwas Eigenartiges, Groblich-Nordamerikanisches, was sich bei europäischen Dichtern nicht so findet, und wenn schon ihre Hauptstärke in der energischen Reflexion und Beschreibung besteht, so fehlt es ihnen doch auch nicht an Gefühl und tiefer rein menschlicher Empfindung. Mögen die Stochmaterialisten unserer Zeit gegen alle Lyrik als eine müßige Thätigkeit des menschlichen Geistes eifern und sich bestreben, die ganze Welt in eine einzige politische und nationalökonomische Rechenstube und in ein bloßes Contingentsgeschäft des „Soll und Haben“ zu verwandeln; wir für unser Theil freuen uns, daß auch jenseit des großen Wassers Lyriker aufstehen, welche das allgemein Menschliche im Menschen zum Ausdruck bringen, sich der großen europäischen Dichtergemeinde würdig anreihen und in der Wüste des Materialismus, die sich das drüben über die Geister ausbreiten soll, jene freundlichen Oasen anbauen und pflegen, ohne die das menschliche Gemüth nothwendig verschmachten und in sich vertrocknen und verdorren müßte.

J. Ahn's Anthologie deutscher Gedichte mit dem Titel „The poetry of Germany“ ist ursprünglich und vorzugsweise für Ausländer und besonders für Engländer bestimmt, wie deutlich genug aus dem englischen Titel und aus dem Umstande hervorgeht, daß die Gedichte zwar nur im deutschen Originaltext mitgetheilt sind, die literarhistorische Einleitung aber englisch geschrieben ist. Da des Verfassers Lehrbücher zur Erlernung der deutschen Sprache infolge ihrer vortheilhaften praktischen Methode einen so großen Anklang im Auslande und besonders bei Engländern gefunden haben, daß sie bereits zahlreiche Auflagen erlebt haben, und er dadurch ohne Zweifel mit vielen Engländern persönlich oder schriftlich in Berührung gekommen ist, so läßt sich auch bei ihm sicherlich eine gründliche Bekanntschaft mit dem poetischen Geschmack des englischen Publicums voraussetzen und darauf die Hoffnung und Erwartung begründen, daß seine diesem Geschmack angepasste Anthologie unter den Engländern und überhaupt im Auslande großen Beifall finden werde. Ahn hat demzufolge meist nur solche Gedichte und Lieder ausgewählt, welche lehrreichen, rein sittlichen, gläubigen, trostreichen oder gefühlvollen und eleganten Charakters und daher in der Form geblieben sind. Die Ballade, die J. W. von Mary Anne Wurt in ihren „Specimens“ vorzugsweise begünstigt wurde, und die humoristische Gattung sind zwar berücksichtigt, treten aber gegen das didaktische oder rein lyrische Genre sehr zurück. Englische oder das Englisch verstehende Freunde deutscher Lyrik werden dem Verfasser für die Einleitung, die in 15 Paragraphen eine gedrängte, klare und verständliche, mit kurzen Charakteristiken der betreffenden Dichter durchdrungene Uebersicht über die Entwicklung deutscher Lyrik seit Haller bis Redwig gewährt, besonders dankbar sein. Wir erlauben uns nur einige Bemerkungen, die bei einer künftigen Bearbeitung zu beachten oder nicht zu beachten freilich dem Verfasser überlassen bleiben muß. Die Hauptwerke Goethe's und Schiller's (von den nur seine dramatischen Jugendwerke angeführt werden) hätten wol eine noch vollständigere Aufzählung erfordert, und Lessing's Dramen wol genannt zu werden verdient; von Bürger's Balladen wären, außer dem „Lied vom braven Mann“, vor allen noch die „Lenore“ und der „Wilde Jäger“ als seine auch im Auslande berühmtesten zu nennen gewesen; auch hat Bürger nicht eine Uebersetzung der Iliade in Jamben und Hexametern, sondern unsers Wissens nur eine in Jamben begonnen; unter den Romantikern vermissen wir Rouquié, der die litterarische Seite der Romantik am entschiedensten ausgeprägt hat und dessen „Undine“ auch im Auslande und besonders in England bekannt ist; unter den schwäbischen Dichtern besonders Gustav Pfizer und Eduard Mörike; unter den politischen Dichtern Herwegh, der doch nicht wol zu übergehen war, unter den humoristischen Dichtern vorzüglich Gaudy und Kopisch. Wir vermissen ferner die Namen Dingeldei, Immermann, Ringg, Woson, Leopold Schefer, Annette von Droste-Hülshoff u. s. w. Auch mit manchem Urtheil über

Neuere werden nicht alle einverstanden sein, so wenn der Verfasser Oscar von Redwig „Amaranth“ die „most glorious poetical creation of our days“ nennt, oder wenn es in §. 12 heißt: „Rückert and Platen (von welchem er in §. 9 noch gesagt hatte, er bringe seine Gedanken zu einem so lebendigen Ausdruck und zwar in einer Sprache so „soul-ful and musical“, daß man zugeben müsse, er habe die „acme of perfection in poetry“ erreicht) were surpassed by several more modern German poets both in novelty of matter and novelty and variety of form. Such are Freiligrath, Kinkel, Reinick and Simrock.“ Mehr wird man mit dem Urtheil über Heine einverstanden sein, von dem der Verfasser sagt: „Was Heine als Schildknappe des Jungen Deutschland, als vager Philosoph, als misvergnügter Kampfhahn (discontented controvertist) und als ironisirender Humerist geleistet, war solchen Charakters, daß jeder sittlich Reine, Dichter oder Leser, sich von ihm mit Abscheu wegwandte. Ganz anders verhält es sich mit seinen lyrischen Erzeugnissen, die der Mehrzahl nach so lange leben werden, als man überhaupt deutsche Lieder lesen, nachempfinden und singen wird“ u. s. w. Im übrigen verdient diese Einleitung auch deutschen Lesern, welche englisch verstehen, zur Lectüre empfohlen zu werden; und überhaupt hat Ahn's Anthologie, obgleich vorzugsweise für das Ausland bestimmt, Anspruch darauf, auch in Deutschland gelesen zu werden, namentlich von denjenigen, welchen es darum zu thun ist, von der Lyrik nur sittliche und erhebende Eindrücke zu gewinnen und an einer solchen Sammlung eine tröstende Begleiterin auf dem nicht immer mit Blumen bewachsenen Lebensweg zu haben. Auch fehlt es ihr nicht an Reichhaltigkeit; denn sie enthält Proben von im ganzen 65 Dichtern. J. M.

Notizen.

Goethe und Schiller über Alexander von Humboldt.

Auf Veranlassung des Ablebens Alexander von Humboldt's haben die Zeitungen auf das Urtheil Goethe's über ihn aufmerksam gemacht, wie es Ockermann in seinen „Gesprächen mit Goethe“ aufbewahrt hat. Ockermann fand Goethe eines Tags in einer sehr heiter aufgeregten Stimmung, in die ein Besuch Alexander von Humboldt's ihn versetzt hatte. „Was ist das für ein Mann!“, rief Goethe aus. „Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nichts seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Höhren, wo man überall sein Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hierbleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre gelebt.“ Diese warme Anerkennung macht Goethe um so mehr Ehre, da ältere Personen (Goethe war gerade 20 Jahre älter als Humboldt) nicht immer sehr geneigt sind, in so unbedingter begeistelter Weise die Verdienste jüngerer Männer anzuerkennen, wie umgekehrt wieder die Jugend nur zu oft dazu aufgeleitet ist, an den Verdiensten bejahrter Männer zu mäkeln.

Höchst eigenthümlich steht gegen Goethe's Urtheil eine, wie es scheint viel weniger bekannte Aeußerung Schiller's über Alexander von Humboldt ab, die in einem Briefe Schiller's an den Appellationsrath Körner vom 6. August 1797 enthalten ist. Schiller schrieb: „Ueber Alexander von Humboldt habe ich noch kein richtiges Urtheil; ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten (!). Ich kann ihm keinen Funken eines reinen objectiven Interesses abmerken — und wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuren Reichthum des Stoffes, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenstande, den er behandelt, das schlimmste Uebel ist. Es ist der nackte schneidende Verstand, der die Natur, die immer unsäglich und in allen

ihren Punkten ehrwürdig und unergänzlich ist, schamlos ausgemessen haben will, und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. Kurz, mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft; und so fehlt ihm nach meinem Urtheil das nöthwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft, denn die Natur muß angeschaut und empfunden werden, in ihren einzelnsten Erscheinungen, wie in ihren höchsten Gesetzen. Alexander imponirt sehr vielen, und gewinnt in Vergleichung mit seinem Bruder meistens, weil er sich geltend machen kann. Aber ich kann sie, dem absoluten Werthe nach, gar nicht miteinander vergleichen; so viel achtungswürdiger ist mir Wilhelm.“ Körner erwiderte antwortend 25. August: „Dein Urtheil über Alexander Humboldt scheint mir doch fast zu streng. Gesezt, daß es ihm auch an Einbildungskraft fehlt, um die Natur zu empfinden, so kann er doch, dünkt mich, für die Wissenschaft vieles leisten. Sein Bestreben alles zu messen und zu anatomiren gehört zur scharfen Beobachtung, und ohne diese gibt es keine brauchbaren Materialien für den Naturforscher. Als Mathematiker ist es ihm auch nicht zu verdenken, daß er Maß und Zahl auf alles anwendet, was in seinem Wirkungskreise liegt. Indessen sucht er doch die zerstreuten Materialien zu einem Ganzen zu ordnen, achtet die Hypothesen, die seinen Blick erweitern, und wird dadurch zu neuen Fragen an die Natur veranlaßt“ u. s. w. Wie viel richtiger sagte hier Körner den Begründer der wissenschaftlichen Naturforschung aus als Schiller, der in seinem fast unglaublich schroffen Urtheil über Humboldt im Grunde aller neueren Naturforschung und jedem wirklichen Fortschritt derselben den Krieg erklärte!

Zur Ehrenrettung Friedrich Taubmann's.

In Gießen war im Jahre 1837 eine literarische Gesellschaft begründet worden, welche nach einigen Jahren, bei einer geregelteren Gestaltung, den Namen „Wissenschaftlicher Verein“ erhielt, aber schon 1848 sich auflöste, wie denn in solchen Zeiten das literarische Interesse und das Bedürfnis geistigen Unterrichts leider meist nur zu sehr der politischen Kannegießerei weichen muß. Nach den Statuten des Vereins hatte der jedesmalige Secretär die Obliegenheit, alljährlich am Stiftungstage vor dem Festmahl eine Vorlesung zu halten, die zugleich so eingerichtet verlangt wurde, daß sie auch für die theilnehmenden Damen Interesse haben konnte. Die zum Stiftungsfeste 1839 von F. W. Genthe gehaltene ist jetzt, als ein Vorläufer einer Sammlung seiner kleinen Schriften, unter dem Titel „Friedrich Taubmann als Mensch und Gelehrter“ im Gräbner'schen Verlage zu Leipzig erschienen und hat im allgemeinen den Zweck, „den wackern Taubmann von dem Verdachte eines Hofnarren zu befreien“. Auf die auch viel Unbedeutendes und Unrechtes enthaltende Sammlung von Scherzreden und witzigen Improptus, die unter dem Titel „Taubmanniana“ bekannt ist, habe, bemerkt Genthe, Gottsched vermöge seiner „ärohernen Gemüthsart“ seine „einsältige Aeußerung“ gegründet, „Taubmann sei der Stammvater aller deutschen Brischmeister“, und auf dieselbe Autorität hin habe auch der gelehrte Flögel „den Biedermann unter die Lustigmacher“ eingereiht, obschon die „Taubmanniana“ doch selbst wieder den Beweis geben, daß sich Taubmann nicht als Lustigmacher gebrauchen ließ. Mit einem Gundling und Fasmann sei Taubmann nicht auf dieselbe Linie zu stellen, nie habe einer der sächsischen Regenten sich einen solchen Scherz erlaubt, wie Friedrich Wilhelm I. es an seinem Hofe mit den genannten Männern gethan; im Gegentheil habe Taubmann der größten Achtung genossen, er würde sonst auch nicht in den 18 Jahren seiner Amtshauptigkeit zu Wittenberg dreimal zum Defen der philosophischen Facultät und einmal zum Rector Magnificus gewählt worden sein. Als Lehrer und Führer der Jugend habe er stets die strengste Sittlichkeit und einen hohen Ernst bewiesen, und wenn er auch gern ein Glas Wein getrunken,

so sei ihm doch übermäßiges Trinken zuwider gewesen. Der damalige Kurfürst von Sachsen sei, wie fast alle sächsischen Fürsten dieser Zeit, Freund der Poesie gewesen und habe Taubmann sowohl seines Trostmanns wegen als in seiner Eigenschaft als Hofpoet gern bei sich gesehen; aber die Behauptung Flögel's, daß der Titel Hofpoet an einigen Orten und namentlich in Frankreich mit dem eines Hofnarren gleichbedeutend gewesen, finde in Sachsen niemals Anwendung, denn dort habe es lange nach Taubmann Hofdichter gegeben, wie z. B. Johann Ulrich König diese Stelle im dritten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts bekleidete, ohne daß je der Begriff des Lustigmachers damit verbunden gewesen wäre; auch auf Frankreich erlaube diese Behauptung keine Anwendung, denn wenigstens Flögel bringe keine Beweise vor, und niemand sei es eingefallen, den französischen Hofdichter Isaac de Benferade, welcher kurz nach Taubmann lebte, für einen Hofnarren oder Hoflustigmacher zu halten. Jedenfalls wird man einen so witzigen, schlagfertigen Kopf wie Taubmann, der noch dazu seine Improptus sofort häufig in die elegantesten lateinischen Disticha kleidete, unter unsern gegenwärtigen Professoren vergebens suchen, und was uns aus Genthe's Schriften zu erfahren besonders überraschte, war dies, daß Taubmann die deutschen Dichter des Mittelalters den besten Griechen und Römern an die Seite gesetzt, lange Stellen aus ihnen angeführt und ein fleißiges Studium derselben empfohlen hat. Wenn übrigens der Fluch des Lächerlichen, der auf Taubmann's Namen laftet, hauptsächlich von jener Behauptung Gottsched's herrührt, so muß man sagen, daß diesen die Nemesis dafür tüchtig bestraft hat, indem auch er eine Zielscheibe des Spottes und der Satire geworden und trotz aller Hinweisungen auf seine mancherlei literarischen Verdienste bis in letzte Zeit geblieben ist. Schließlich erwähnen wir noch, daß Genthe's Schriften durch eine reiche Auswahl witziger „Taubmanniana“ für Jedermann und nicht bloß für Gelehrte eine anziehende Lectüre bildet.

Ein französisches Urtheil über die deutsche Kunst.

Man ist in Deutschland nur zu sehr geneigt, den französischen Schriftstellern und besonders Journalisten den Vorwurf der Oberflächlichkeit zu machen, zumal wenn der „Outro-Rhin“ der Gegenstand ihrer Betrachtung ist. Wir haben jedoch in französischen Journalen Artikel über Deutschland gelesen, die theils wirklich gründlich waren, theils wenigstens das Streben nach Gründlichkeit bekundeten. Zu den Aufsätzen der letzten Artung gehört unter andern auch ein ausführlicher, an die münchener allgemeine Kunstausstellung anknüpfender Artikel von Ch. Perrier in der „Revue contemporaine“ wenigstens insofern, als der Verfasser bemerkt ist, die Entwicklung der deutschen Kritik, Alterthumsforschung, Poesie und Philosophie in Zusammenhang zu bringen und die Einwirkung dieser auf die Kunst nachzuweisen. Von dem Namen unserer berühmten Kritiker, Philosophen und Dichter fehlt kaum einer. Da sich Perrier aber bis zu einem so beträchtlichen Grade mit der deutschen Literatur beschäftigt hat, so fallen einige Hauptverträge um so mehr auf und man traut seinen Augen kaum, wenn man von ihm Lesing einen „partisan declaré du théâtre français“ genannt findet. In Sachen der Kunst ist er gründlicher; er geht in seiner Sitze bis zu den ältesten Zeiten der deutschen Kunstgeschichte zurück und charakterisirt im Verlauf seines Artikels besonders Carstens, Schik, Wächter, Koch, Cornelius, Overbeck, Führich, Steinle, Heinrich Heß, Philipp Veit, Schnorr, Kaulbach, Genelli, Schwind, läßt auch einige Blide auf die Koryphäen der Düsseldorfer Schule fallen, darunter auf den unglücklichen Alfred Rethel, „si tristement atteint aujourd'hui de la même maladie qui a emporté Gerard de Nerval“. Er nennt Rethel einen großen Künstler, einen Zeichner, „dont la trempe vigoureuse faisait contraste avec la reste de l'école“. Perrier's ästhetisches Urtheil wird freilich deutsche Kenner nicht immer befriedigen, oft sogar verlegen, so wenn er behauptet, daß Cornelius in seinen epochemachenden Fresken in der Glyptothek die Iliade „travestirt“ habe.

Cornelius' „Reptes Gericht“ in der Ludwigskirche dagegen nennt er dessen Meisterwerk und fügt hinzu „ce serait un oeuvre admirable dans tous les pays du monde“; auch seine „Der Reiter aus der Apokalypse“ für das projectirte Campo Santo in Berlin gelten ihm als „une des merveilles de l'art contemporain“. Kaulbach stellt er sehr hoch; dieser sei „un créateur dans toute la force du terme“, er rühmt ihm „abondance, facilité, noblesse, caractère, délicatesse“ nach, nur habe er zu viel Leichtigkeit und Wissen, und daraus entsprängen seine Fehler. Dabei besäße Kaulbach die „ironie incisive, amère, pénétrante“ Heinrich Heine's; Kaulbach sei, nächst Voltaire, vielleicht das einzige Beispiel jener einander widersprechenden Eigenschaften, vermöge welcher man mit der einen Hand einen Panegyrikus, mit der andern eine Satire auf die Menschheit zu schreiben vermögend sei. Begreiflicherweise kommt Verrier auch auf Kaulbach's Freesen an der Neuen Vinalothel zu sprechen und findet daran nur das auszusetzen, daß Kaulbach Caricaturen von mehreren Maitres Höhe gefertigt habe, was ihm keine glückliche Neuerung zu sein scheint. Wie viel man übrigens auch mit Recht von deutscher Seite an dem Artikel Verrier's aussetzen kann, so wird man doch nicht viele Deutsche nennen können, die mit derselben Kenntniß über die französische Kunst zu schreiben vermöchten, mit der Verrier über die deutsche geschrieben hat. Einige allgemeine Bemerkungen über den deutschen Geist, wie die, daß die Deutschen keinen „esprit attique“ besäßen, einzelne ausgenommen, haben wir schon bei früherer Gelegenheit angeführt. Zu diesen Ausnahmen gehört denn auch wol Goethe, von dem Ste. Beuve in demselben Hefte der „Revue“ in einer „De la tradition en littérature“ überschriebenen Abhandlung bemerkt: „Möge es mir erlaubt sein, das Beispiel des größten aller Kritiker anzurufen, Goethe's, von dem man sagen kann, daß er nicht nur die Tradition, sondern die Vereinigung aller Traditionen gewesen; welche von diesen Traditionen war es, die ihn beherrschte? das classische Element? Bis zum Ufer von Tauris kann ich bei ihm den Tempel Griechenlands wahrnehmen.“ Daß Goethe sich nie in die Wollen verliere, daß Heiterkeit das Grundelement seines Wesens sei, das, meint Ste. Beuve, rühre daher, daß seine Vorliebe dem Olymp gegolten. Freilich mußte der Olymp, der Sitz der heitern griechischen Götter, zu Zeiten Goethe's Günst mit dem Brocken, dem Sitz des nebelhaften Spuks und der unheimlichen Hexenzunft, wohl oder übel theilen.

H. M.

Bibliographie.

- Max Büdinger und die Königinhofer Geschwister. Prag, Tempsky. Gr. 8. 6 Ngr.
 Dalichow, G., Frühling's Nachfeier. Ein Gedicht. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 16. 27 Ngr.
 Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock. Ein Lebensbild. Von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle. Breslau, Hart. 8. 1 Thlr.
 Diez, Katharina, Onkel Martin. Stuttgart, Gehr. Scheitlin. 8. 22½ Ngr.
 Feuille, D., Ein verarmter Edelmann. Roman aus dem Mittelalter. Nach dem Französischen. Potsdam, Schöner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Feydeau, G., Fanny. Die Verirrungen des menschlichen Herzens. Nach der 10ten Auflage des französischen Originals bearbeitet. Berlin, Mieler u. Comp. 32. 7½ Ngr.
 Gerstäcker, F., Hell und Dunkel. Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
 Grimme, F. W., Balladen und Romane. Schaffhausen, Huber. 8. 24 Ngr.
 Hagenborff, G., Borussia. Balladen und Legenden aus Ost- und West-Preußen. Berlin, Lindow. 8. 7½ Ngr.
 Hersch, G., Die Anna-Else. Schauspiel in fünf Akten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 16 Ngr.

- Knappe, A., Herbstblüthen. Gedichte. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Kopp, J. G., Dramatische Gedichte. Des Wanders: Harald und Sigrid. Herzog Karl von Burgund. Mit dem Bildniß des Verfassers. Lucern, Vertheiliger. 8. 27 Ngr.
 Krahnert, H., Eros und Psyche. Stolp, Kötting. Gr. 4. 10 Ngr.
 Lang, Z., Wolfram von Eschenbach. Historischer Roman. Stuttgart, Gehr. Scheitlin. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
 Marcus, Harriet. Anclam, Krüger. Gr. 16. 15 Ngr.
 Merle d'Aubignat, J. G., Der Protector und die englische Republik zur Zeit Cromwells. Aus dem Französischen übertragen von F. Merschmann. Elberfeld, Bassel. Gr. 8. 24 Ngr.
 Niecki, C., Lehrer Born oder: Des Schulmeisters Mission. Eine Vorgeschichte. Mohrungen, Kautenberg. 12. 12 Ngr.
 Rönnestadt, J. G., Schiller und Goethe oder: der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation. Worte der Aufmunterung zu allgemeiner Theilnahme an der Säcularfeier des Geburtstages unsers Schiller, 10. November 1859, allen deutschen Männern und Frauen, sowie der reifen deutschen Jugend gewidmet. Leipzig, Vgl. Gr. 8. 15 Ngr.
 Russland bei der Thronbesteigung Paul's I. Sittliche und politische Stellung dieses Reiches zu Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.
 Schenk, R., Gedichte. Stuttgart, Schaber. 1860. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

- Vorberger, G. v., Ein Walpurgisstraum. Fulda, Maier. 8. 1½ Ngr.
 Deutschland und die Napoleoniden. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.
 Die deutsche Frage von A. V. Hamburg, Neßler u. Nette. Gr. 8. 5 Ngr.
 Franke, G., Seid einzig, einzig, einzig! Patriotische Gedichte. Halle, Lippert. Gr. 8. 3 Ngr.
 Friese, A. G., Die Ansprache Sr. Königl. Hoh. des Prinz-Regenten von Preußen über die kirchlichen und Unterrichts-Angelegenheiten erläutert und beleuchtet, zugleich als ein Beitrag zur Ordnung dieser Angelegenheiten. Halle, Lippert. Gr. 8. 5 Ngr.
 Die Gymnasien Oesterreichs und die Jesuiten. Leipzig, Vgl. Gr. 8. 12 Ngr.
 Hengstenberg, Ueber die Entlassung des Prof. Dr. Baumgarten in Rostock. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 2½ Ngr.
 Die beiden Herzöge von Braunschweig und Louis Napoleon. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 15 Ngr.
 Leue, F. G., Preußen und Oesterreich gegen Frankreich. Leipzig, G. H. Mayer. Gr. 8. 8 Ngr.
 Oesterreich und Frankreich. Zum Verständniß der Situation. Leipzig, Seibel. 8. 5 Ngr.
 Al Principe de la Paz und die Micheline. Puppenstück in drei Acten. St. Gallen, Scheitlin u. Jollhofer. 16. 9 Ngr.
 Roe, A., Ueber Gewissensfreiheit zur Verständigung über unser Streben. Ein Vortrag für das Comité zur Förderung der Gewissensfreiheit am 21. Februar 1859 in der Tonhalle zu Hamburg gehalten. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 Ngr.
 Eine Stimme aus dem Welle. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.
 Sturmestlänge. Nr. 2. Oesterreichs Verhängnis. Eine Därgabe an's deutsche Volk von G. v. Vorberger. Fulda, Maier. 4. 1 Ngr.
 Ueber Überschuldung. Müau, Meyber. Gr. 8. 4 Ngr.
 Wie der Krieg entstand. Geschichtliche Uebersicht der europäischen Verwickelungen seit dem Pariser Frieden. Leipzig, Cord. Hach. 4. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des neunundzwanzigsten Heftes (Bogen 18—21 des dritten Bandes):

Das Geschüßwesen zur See, mit besonderer Rücksicht auf seine neueste Entwicklung. — Alexis Delalmon, belgischer Militärschriftsteller. — Joseph Mazzini.

Kleinere Mittheilungen: Armin (Heinrich Friedrich, Graf von). — Humboldt (Friedrich Heinrich Alexander, Brhr. von). — Johann (Baptist) Joseph Fabian Sebastian, Erzherrzog von Oesterreich. — Sieveling (Amalie Wilhelmine).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbstständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der erste und zweite Band (die gewissermaßen den 16. und 17. Band des Conversations-Lexikon bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Fünfter Theil. 8. Geh. 24 Ngr.

(Der erste bis vierte Theil haben gleichen Preis.)

Die Fortsetzung von Sternberg's Memoiren, die vielfaches Aufsehen erregt haben. In der höchst pikanten und zugleich graziösen Weise, die Sternberg wie wenigen eigen, bietet derselbe dem Leser, an seine eigenen Lebensschicksale während der letzten 25 Jahre anknüpfend, Schilderungen der Gegenwart sowie wie Porträts der in derselben wirkenden interessanten Persönlichkeiten. Von Dresden ausgehend, führt er nach Mannheim, Stuttgart, Weimar und über Rußland nach Berlin, mit dessen Zuständen vor und nach 1848 er sich ausführlich beschäftigt, dann nach Wien und Dresden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gott in der Geschichte

oder der Fortschritt des Glaubens an eine stiltliche Vorsehung.
Von

Christian Carl Josias Bunsen.

In sechs Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 10 Thlr.

Dieses jetzt vollständig vorliegende hochbedeutungsvolle Werk erregte gleich bei seinem Beginn großes Aufsehen: in der „Protestantischen Kirchenzeitung“ wurde dasselbe mit Pascal's „Pensées“ und Humboldt's „Kosmos“ verglichen (mit jenem, weil es gleichfalls eine Apologie des Christenthums sei, mit diesem als eine Geschichte des stiltlichen Kosmos), in der ausgburger „Allgemeinen Zeitung“ „eine neue Theodicee im höhern geschichtlichen Verstande“ genannt und allgemein als eine höchst geistvolle und anregende Lectüre für das größere Publikum, keineswegs bloß für Gelehrte, bezeichnet.

Während der erste Theil eine Einleitung in das Ganze enthält, die sich besonders mit den geistigen Kämpfen der Gegenwart und der Bedeutung der Bibel für letztere beschäftigt, und dann speciell das Gottesbewußtsein der Hebräer schilderte, behandelt der zweite Theil „das vorchristliche Gottesbewußtsein der Arier Ostasiens“ sowie „der Arier in Kleinasien und Europa“, und enthält gleichsam eine durch geistvolle Charakteristiken der hervorragenden Persönlichkeiten und zahlreiche Uebersetzungen aus Dichterwerken erläuterte Culturgeschichte der Aegyptier, Chinesen, Perser, Indier, dann namentlich der Griechen, endlich der Römer und Germanen. Der dritte Theil enthält das Gottesbewußtsein der christlichen Völker und das Resultat des Ganzen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Deutsche Gaunerthum

in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande.

Von Dr. F. E. S. Avc-Calleman.

Mit zahlreichen Holzschnitten.

Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

In diesem meisterhaften Werke hat der Verfasser, der sich darin nicht bloß als routinierter Polizeimann, sondern auch als wahrer Gelehrter und Denker bewährt, zum ersten male das deutsche Gaunerthum in seiner historischen Ausbildung wie in seiner stiltlichen und social-politischen Bedeutsamkeit darzustellen versucht. Daraus schließt sich am Ende des ersten Theils eine ebenso neue als werthvolle Arbeit: eine ausführliche Darstellung der Gaunerliteratur. Der zweite Theil behandelt das moderne Gaunerthum sowie die eigenthümliche Gaunerpraxis und deren zahlreiche specielle Industriezweige, die durch viele Holzschnitte erläutert sind. Der das Werk abschließende dritte Theil, eine speciell Darstellung der Gaunersprache, wird bald nachfolgen.

Für jeden Polizeimann und Criminalisten ist dieses Werk unentbehrlich. Aber auch für Historiker, Alterthumsforscher, Psychologen und Sprachforscher, sowie überhaupt für jeden Gebildeten ist es von größtem Interesse.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 25. —

, 16. Juni 1859.

Inhalt: Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten. Von Hermann Marggraf. — Religion und Poesie. Von Otto Preubner. — Zur Schallplatten-Literatur. Von Hermann Ulrich. — Literarische Notizen. (Der „Fuchsmund“; Wilhelm Hauff's Reiterlieder; Alfred Meißner.) Von August Hennberger. — Bibliographie. — Anzeigen.

Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten.

Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. Von ihr selbst erzählt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1858. 12. 3 Thlr.

Das große und mannichfaltige Interesse, welches diese an Stoff und an pikanten Mittheilungen sowol aus Frankreich wie aus Deutschland und aus einer literarisch wie politisch bedeutsamen Periode ungewöhnlich reichen Memoiren gewähren, knüpft sich sicherlich mehr an ihren Inhalt als an die Dichterin, die sie niederschrieb. Aber wenn bei jedem andern Werke die echte Kritik nach dem Beispiel Lessing's und Schiller's, Schlegel's und Tieck's die Person des Verfassers nicht ohne dringende Noth in ihren Kreis ziehen und sich möglichst nur an die Sache und die Idee halten wird, so scheint es dagegen bei der Besprechung von Memoiren nicht bloß gerechtfertigt, sondern selbst geboten, sich zuvörderst mit dem persönlichen Charakter des Autors und der Würdigung seiner Ansprüche auf die Abfassung von Denkwürdigkeiten etwas eingehender zu beschäftigen. Gerechtfertigt, weil sich hier die Persönlichkeit des Verfassers in den Vordergrund stellt und es in der Natur der Sache liegt, daß mit demselben Maß, mit welchem er mißt, ihn auch wieder gemessen werde. Geboten, weil es sich darum handelt, zu untersuchen, inwieweit sein persönlicher Charakter und seine persönlichen Verhältnisse für die Wissenswürdigkeit wie für die Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen Garantie gewähren.

Helmina von Chézy hat das Glück gehabt, daß Karl Maria von Weber zu einem von ihr verfaßten, ziemlich unbedeutenden, confus-romantischen Operntext eine vorzügliche Musik schrieb, und so hat ihr Name als Verfasserin der „Gurlyanthé“ bis heute einigen Klang behalten. Ihre „Gedichte“, ihre „Herzensedine auf Pilgerwegen“, ihre Erzählungen, die sie unter den Titeln „Stundenblumen“, „Aurikeln“ u. s. w. sammelte, selbst ihr seinerzeit ziemlich beliebter Roman „Emma's Prüfungen“ sind vergessen oder doch nur wenigen bekannt, obschon unter ihren Gedichten einige einen recht hübschen echt

lyrischen Klang haben und namentlich ein paar legendenartige Gedichte wie „St. Johannes und das Würmlein“, „Jesus und das Moos“ u. s. w. durch ihren einfach herzlichen Ton sehr ansprechend und auch hier und da noch in Anthologien anzutreffen sind. Sie gehört zu den zahlreichen Nebenläufern und Nebenläuferinnen der romantischen Schule, obschon sie häufig eine direct moralisirende Tendenz im Stil und Charakter besorgter Tanten oder Gouvernantinnen blicken läßt, wovon die eigentlichen Romantiker am wenigsten etwas wissen wollten. Auf dauerhaften Werth haben ihre „Französischen Miscellen“ (1803—6) und ihre zweibändige Schrift „Kunst und Leben in Paris unter Napoleon I.“ Anspruch zu machen; doch wird auch diese Schriften jetzt schwerlich jemand lesen wollen und zu lesen brauchen, zumal da das Interessanteste daraus, wie wir glauben, in die vorliegenden Memoiren übergegangen ist. Ihre literarischen Verdienste sind es also genau betrachtet nicht, durch welche ihre Memoiren Anspruch darauf haben könnten, Aufmerksamkeit zu erregen und zu verdienen. Auch hat sich ja Helmina von Chézy an der Entwicklung der Literatur als solcher und an ihren höhern Interessen und Zwecken nur sehr wenig betheiligt, da sie nach Art der bei weitem meisten weiblichen Autoren nur Herzensangelegenheiten und zufällige momentane Eindrücke zu verarbeiten pflegte. Sie wandelte nicht auf der großen Heerstraße der Literatur, sondern schlich und spazierte auf Seitenwegen und pflückte hier und da ein lyrisches Blümchen und plauderte mit einem oder dem andern, der ihr gerade entgegenkam. Gerieth sie aber zufällig dann und wann auf die große Heerstraße, welche die verschiedenen literarischen Gebiete verknüpft, so waren es mehr Personen als Ideen, welche sie interessirten; oder Ideen und Richtungen sprachen sie nur so weit an, als die Individuen, welche sie vertraten, ihre persönliche Theilnahme erregten. Damit soll aber keineswegs in Abrede gestellt werden, daß ein gewisser natürlicher und sehr lebhafter Instinct ihr oft ganz treffende Bemerkungen über einzelne Literatur- und Kunsterscheinungen und über politische und sociale Zustände eingab, wenn auch freilich nicht alle Urtheile ursprünglich ihr

angehören, sondern bedeutendern Männern und Frauen abgehört sein mögen.

Was aber diesen Memoiren ihr Hauptinteresse verleiht, das sind Helmina's ungemein zahlreiche Bekanntschaften mit hervorragenden Persönlichkeiten und ihre nicht gewöhnlichen Erlebnisse in Frankreich wie in Deutschland; denn Helmina hat in der That ein so bewegtes Leben geführt, wie nur wenige deutsche Frauen: das unstete Leben einer literarischen Zigeunerin, die nirgends Raht und Ruhe hatte und immer unbehaust blieb, weil sie sich an ein häusliches Leben nicht gewöhnen konnte. Grunere ich mich recht, so beklagte sie sich einmal gegen mich in einer Unterredung über ihren Sohn Wilhelm, daß dieser selbst ihr einmal vorgeworfen habe, sie lebe und hantiere wie eine Zigeunermutter. Wilhelm von Ghézy möchte sich dabei an die Zeit erinnern, in der sie mit ihm und mit Max immer huckepack; um so zu sagen, in den deutschen Landen umherzog, an jene abenteuerlichen Fahrten, die er selbst später in sehr interessanter, aber nicht gerade sehr discreter und pietätvoller Weise im „Morgenblatt“ geschildert hat, in jenen bekannten Skizzen „Aus dem Leben einer Dichterin“, die wie es im Vorwort zu diesen Memoiren mit Recht heißt, „bei der gesammten deutschen Lesewelt ebenso reges Interesse als schmerzliches Erstaunen erregten“. Leider kann der Geist der seligen Ghézy darüber nicht einmal zürnen, denn man erntet keine andern Früchte als man sät hat, man erntet keine Paradiesäpfel, wenn man Stachäpfel gepflanzt hat. Aber uninteressant und inhaltslos war dies Leben keineswegs, es hat der Dichterin, wie aus den vorliegenden Denkwürdigkeiten ja deutlich genug hervorgeht, eine reiche Ausbeute von Erinnerungen gewährt, und so einsam ihr Dasein in den letzten Jahren auch gewesen sein mag — denn das blühende Leben hat eine sündliche Antipathie gegen das hülflose Alter —, so war sie doch sicherlich nie allein: die Gestalten der vielen interessanten Personen, die sie kennen gelernt hatte, der Inhalt der geistreichen Gespräche, die sie geführt hatte, die Bilder der Städte und Gegenden, die sie durchwandert hatte, standen vor ihrem Geiste, trotz des erloschenen Augenlichts, und wir sind geneigt zu glauben, daß gerade während der Zeit, in welcher sie dem Tode entgegenstrebte, ihr Leben durch diese sich in ihrem Bewußtsein concentrirenden Bilder und Erinnerungen inhaltsreicher war, als je früher. Helmina von Ghézy hatte auch sichtlich wie wenige das Talent, Bekanntschaften zu machen. Ihre Ungeduld gestattete ihr nicht, zu warten, bis man sie aufsuchte, sie führte sich bei Personen von Namen selbst ein und war dann, wie man im gewöhnlichen Leben treffend zu sagen pflegt, „wie das Fledvieber“. Sie mengte sich — und wir geben zu meist in der humansten und ehesten Absicht — namentlich früher in alles, selbst in Dinge, die sie gar nichts angingen, und sie bereitete sich dadurch mancherlei Unannehmlichkeiten. Leichtgläubig, wie sie war, ließ sie sich von Subalternen und geringen Leuten der Himmel weiß was aufschwagen, und bestürmte dann die höchsten Behörden mit Vorstellungen, durch die sie notz-

wendig im Lichte einer zwar harmlosen, aber unbequemen Confusionsrätin erscheinen mußte. In ihrer Reichheit wagte sie sich an die allerhöchsten Personen, welche es zuletzt nicht ausschlugen, der romantischen, zudringlichen „Verfasserin der *«Gurvanthe»*“ Audienzen zu gewähren und sie mit süßen Worten abzuspeisen, die sie bis in den siebenten Himmel entzückten. Ueberhaupt liebte sie es, sich in die Kreise der Vornehmen einzuschleichen oder einzudrängen, ohne deshalb zu verschmähen, auch in die niedrigsten Volksschichten als Helferin und Ketterin aus dem Feenlande hinabzusteigen. Sie war beides, Aristokratin durch Geburt und zwei übel gerathene Verehelichungen, und echte Plebejerin, in deren Atern, wie sie selbst zu sagen pflegte, noch das Blut des Hirtentöchterchens Anna Luise Karschin, ihrer Großmutter, floß.

Als ich im Jahre 1847 nach Heidelberg gegangen war, um daselbst an der eben gegründeten „Deutschen Zeitung“ mitzuarbeiten, machte ich auch die Bekanntschaft der Frau von Ghézy, und zwar kam sie zuerst, um „das Handwerk zu begrüßen“, während doch die Initiative hierzu von mir hätte ausgehen sollen. Helmina war schon damals eine Ruine, aber man muß sagen, gerade keine ehrwürdige. Es fehlte ihr das eigentlich Matronenhafte, was freilich bei der jetzigen windigen und überreizten Generation, in welcher der frivole Geist aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., des Regenten und Ludwig's XV. vielleicht mehr Spuren hinterlassen hat als man gemeinhin glaubt, mehr und mehr eine Seltenheit wird. Daher kommt auch zum großen Theil der Mangel an Pietät gegen das Alter bei der Jugend, die dann ihrerseits wieder zu Greisen heranwächst, welche der nächsten jugendlichen Generation auch keine Ehrfurcht einzusößen vermögen. Daher kommt es ferner, daß das Greisenalter in unsern Tagen sich so leicht selbst zur Last wird. Wenn im Theater zu Sparta sich die ganze Versammlung erhob, sobald ein hochbetagter Greis eintrat, wenn in Rom gerade das senatorische Alter der höchsten Ehrverleihung und Verehrung und des höchsten Vertrauens genoss, so sind dies Erscheinungen, welche die Strömung der heutigen frivolen Cultur ziemlich hinweggespült hat. Es gibt auch in der Gegenwart Fälle, daß Greise bis in ihr höchstes Alter die Bewunderung der Welt gebieten sind, doch das sind seltene Ausnahmen; im ganzen kann man aber sagen, daß ein Greis heutzutage fast mehr ein Gegenstand der Duldung und des Mitleids als der Ehrfurcht ist. In wie unsauberer Weise machte sich z. B. von verschiedenen Seiten die Spottlust Luft, als der jetzige König von Preußen einige verdiente Veteranen der Poesie in seine Nähe berief, um ihnen für ihre letzten Lebensstage bequeme Polster unterzuschieben. Schon von einem Manne, der kaum erst über das mittlere Lebensalter hinaus ist, erwartet in der Regel heutzutage die Welt nicht mehr viel; machte sich doch in einigen hirnverbrannten Köpfen während der ersten Französischen Revolution die Idee geltend, daß alle Männer über 40 Jahre, also in einem Alter, wo die Schwaben erst flug zu werden anfangen, auf dem kürzesten Wege, d. h. durch die Guill-

lotine, beseligt werden müßten! Das erinnert an gewisse wilde Stämme, die ihre Invaliden in die Wildniß auszusenden pflegten; es erinnert aber auch daran, daß die jetzigen Hauptträger der Cultur, die Gallier und Germanen, ursprünglich wilde Barbaren waren, und daß dieser Barbarismus die Tapete der Civilisation, wie das alte Heidenthum die des Christenthums, von Zeit zu Zeit immer wieder durchbricht. Und doch hat, wie jedes Lebensalter, auch das Greisenalter seine eigenthümlichen Vorzüge und Aufgaben, auch ungerechnet daß es an sich ein großes Resultat ist, ein Alter zu erreichen, in welchem sich der Mensch allmählich naturgemäß auslebt, zu welchem Zwecke ja auch die Schriften über „die Kunst, das Leben zu verlängern“, geschrieben und eifrig studirt werden. Ueber welche Schätze von Erfahrungen geblüht nicht ein Greis! Wie segensreich kann er durch sie wirken und welchen Stolz sollte ihm nicht dieses Bewußtsein gegenüber der unreifen, gegen das Alter so oft impertinent auftretenden Jugend verleihen! Nur ist es die Aufgabe des hohen Alters, ruhig, gemessen und würdig zu erscheinen, und nicht eine Jugendlichkeit affectiren zu wollen, die mit seinem naturgemäßen Charakter in einem widrigen und unnatürlichen Contrast steht.

Dies ist nun der Hauptfehler, den man in unserer Zeit so vielen Greisen und Greisinnen machen muß, und er war auch der Fehler Helmina's. Sie affectirte als Zöglingin der romantischen Schule in ihren Gesprächen eine jugendliche Lebhaftigkeit, eine genialisirende sprudelnde Unruhe, die mit ihrem Alter sehr wenig harmonirten. Von jener religiösen Ergebung, die sie in ihren Denkwürdigkeiten zur Schau stellt und die ihr auch auf ihrem letzten Krankenlager zum Troste gereicht haben mag, ließ sich damals in ihren Gesprächen nichts spüren, viel eher trugen ihre oft ganz interessanten Mittheilungen und Bemerkungen einen bisweilen ziemlich frivolen Charakter. An einer Matrone wird eine gewisse reinliche Freundlichkeit allerdings ebenso wohl thun, als an einem Greise die stille gleichmäßige Heiterkeit, die das Ergebnis resignirter echter Lebensphilosophie ist; aber bei einem Greise oder einer Greisin würde man doch selbst dem melancholischen Gensse vor dieser Frivolität, dieser Koketterie mit blitzendem Geprir den Vorzug geben müssen. Helmina wollte auch noch als Greisin immer noch jene „Schelmina“ spielen, wie, mit nicht sehr wichtiger Veränderung ihres Namens, ihre romantischen Freunde sie zu nennen pflegten, worauf sie sich nicht wenig zugute that. Allerdings mag dieses Schelmische ihr in ihrer Jugend ganz allerliebste gestanden haben, aber in ihrem Alter bildete es einen Miltan in ihrem Wesen. Ohne Zweifel besaß sie ein gutes Herz, sie gab sich neugewonnenen Freunden mit vieler Wärme und ohne Rückhalt hin, sie konnte ihren Freunden sogar Opfer bringen; aber sie verlangte dafür auch viel und wurde ihnen durch zu häufige und zu lang dauernde Besuche nur zu bald lästig. Sie liebte es unter anderm, in sehr später Abendstunde zu erscheinen oder ihren Besuch so lange auszudehnen, bis sie unter irgendeinem plausiblem Vorwand ihre Freunde bewegte,

ihr Nachherberge zu gewähren, was dann oft nicht wenig störend war. Dabei aber bestand ihre Freundschaft nicht die leichteste Probe, und nach kürzerer oder längerer Zeit folgte in der Regel ein Bruch, der bei ihrem heftigen Wesen auch meist ein unversöhnlicher war. Natürlich hielt sie sich nach Art solcher Charaktere stets für die allein Unschuldige, für diejenige, an der man Verrath geübt hatte. Ihre Denkwürdigkeiten sind reich an Beispielen, welche ebenso viele Beweise für diese unlöbliche Seite ihres Charakters sind. Wie die Poesie, so scheint übrigens auch diese Unverträglichkeit in ihrer Familie, wenigstens unter den weiblichen Mitgliedern, erblich gewesen zu sein. Ihre Großmutter wurde bekanntlich von zwei Gatten geschieden, ebenso ihre Mutter, Helmina selbst aber ließ sich ebenfalls von ihrem ersten Gatten scheiden und entließ ihrem zweiten. Gegen ihren Sohn Wilhelm nahm sie eine so feindselige Stellung ein, wie dies wol selten eine Mutter gethan hat. Ich besitze noch ein um die Zeit des Sonderbündenkriegs geschriebenes Willet von ihr, dessen interessantesten Theil, weil er für sie bezeichnend ist, ich hier abdrucken lassen will, da ich nicht glaube, daß dadurch ihrem Sohne ein Herzleid geschieht, eher annehmen darf, daß er darüber lächeln wird. Helmina schrieb mir:

In dem Artikel über die S. D. (Süddeutsche) Zeitung, deren Herausgeber nicht genannt ist, habe ich einmal wieder recht das Walten, das die Vorzeit die Nemesis hieß, erkannt. Seit der Unselige auf entgegengesetzte Bahnen von den meinen hinunterging und dort beharrte, das Mutterherz mit Füßen trat, und durch Scheinschönmuthigkeit allem Heiligen und Guten Hohn sprach, ist er der öffentlichen Verachtung (!) verfallen, und ich muß nur zu sehr fürchten, daß er, der seinen Bruder auf dem Gewissen hat, und meine beste Lebenskraft zersört, vor allem die geistige, auch durch die Umtriebe mit den Sonderbündlern Blut auf seine Seele geladen. Der Fluch dieser Thaten fällt jedoch auf Spindler's Seele!*)

Klingt das nicht fürchterlich? Ist das nicht aber auch eine höchst wichtige historische Mittheilung? Sind wir nicht alle bisher über die Haupturheber des Sonder-

*) Eine andere handschriftliche Reliquie von größerem Werth und gemüthvollern Inhalt besitze ich noch von der Dichterin, ein Sonett, das ich hier mittheile, weil es meines Wissens noch nirgends sonst wo abgedruckt worden:

Der Rosenmond 1846.

O, Mond der Rosen, der bei Lindem Rosen
Die Erde grüßt mit Duft und süßen Farben,
Hienieden kann nicht mehr dein Weh vernarben,
Tod ist dein Rächer, Blut sind deine Rosen.

Ein Friedensmann trat kühn bei Sturmesstosen
In Scharen hin, die um die Hölle warben,
Wo Tod die Stachel schwang durch blut'ge Warben,
Dort Muth und Frieden den Umarmungslosen.

Weh! flüster Mächte Hohn brüllt ihm entgegen
Er sinkt auf Leichen unter Morderschlägen.
Doch seine bleichen Lippen flüstern Segen!

Gott des Erbarmens! Del auf Sturmesmogen
Sei des Gerechten Herzblut, nachtanzogen
Ob Schutt und Trümmern strahl' der Friedensbogen.

Helmina gab mir dies Sonett, um es soviel ich mich erinnere in der „Deutschen Zeitung“ unterzubringen, in der sich aber diese Rosenverse ohne Zweifel sehr sonderbar ausgenommen haben würde.

bundskriegs im Dunkeln gewesen?! Die eigentlichen Urheber waren keine andern als — Wilhelm von Ghezy und Spindler; an ihren Händen klebt das Blut, das 1847 in der Schweiz vergossen wurde! Man mußte nur über diese Verwickelungen und die Art und Weise, wie die beiden Romanschriftsteller den Sonderbundskrieg anstellten, Helmina sprechen hören. Gewiß, Helmina war ein würdiges Kind der Romantik, sie lebte in Phantasmagorien und Phantasieschöpfungen! Sie war außerordentlich leichtgläubig; ihr von ihr innigst geliebter Sohn Max, mit dem sie freilich in kein Zernürniß mehr gerathen konnte, weil er im Grabe ruhte, gab ihr alle Augenblicke „Zeichen“, sie glaubte an die Wirkung von Liebestränken, an Wahrsagungen, an die Ghibromantie, in der sie selbst bewandert war, und an allerlei Geister-spuk, und ein gemeinsamer Freund von uns benutzte diese Geisterfurcht, um sie von ihren ihm lästig gewordenen Abendbesuchen dadurch zurückzuschrecken, daß er sich als Gespenst verkleidete, sich auf der zu seiner Wohnung führenden Treppe niederkauferte und als sie nun kam ein unheimliches Brummen vernehmen ließ, worauf sie die Flucht ergriff, da ihr Ruf: „Hebe dich weg, Scheusal!“ keinen Erfolg gehabt. Das war zwar ein sehr schlechter Spaß, aber der Freund erreichte dadurch wenigstens seinen Zweck, und noch lange nachher sprach sie mit Schauder von dem „Scheusal“, das sie so schrecklich „angegrünzt“ habe. Allerdings schwankte sie in der Annahme, ob dies ein böser oder guter Dämon gewesen; ein guter vielleicht, den ihr ihr Sohn Max in so furchtbarer Gestalt gesandt, um sie zu warnen und vor irgendeinem Unglück zu warnen.

Leider gestellte sich zu dieser Leichtgläubigkeit auch ein mit dieser Eigenschaft zusammenhängendes äußerst argwöhnisches Gemüth. Es gab eine Zeit, wo sie in Heidelberg jeden Tag von denen, welche sie bedienten und bei ihr aus- und eingingen, bestohlen sein wollte, aber was mir auffiel war, daß sie davon nie bei der Polizei Anzeige machte. Den in öffentlichen Blättern noch vor ihrem Lebenden enthalten gewesenen Nachrichten, daß ihr in Genf ihre Dichtungen, Lieder (zu welchem Zweck?), 15 noch ungedruckte Novellen, die, wie ich Grund habe zu glauben, nur in ihrer Phantasie existirten, ihr eigenes Porträt (ein „entzückendes Jugendbild“), ihre Pretiosen u. s. w. entwendet worden, habe ich deshalb für mein Theil wenigstens keinen unbedingten Glauben schenken können. In ihren Denkwürdigkeiten geht sie in dieser Hinsicht übrigens sehr offen zu Werke. So beschuldigt sie einen pfälzer Flüchtling, der den falschen Namen Gittelmann geführt, daß er ihr Juwelen, Goldmünzen und andere werthvolle Gegenstände beinahe vor ihren Augen weggenommen, und daß er im Zusammenhange mit einer ganzen Motte von Dieben gestanden; so beschuldigt sie einen ehemaligen b . . . Postsecretär, den Dichter und Schriftsteller S., der „wegen unterschlagener 5000 (?) fl. fünf Jahre im Zuchthause saß“, daß er ihr sieben Kronenthaler aus ihrem „Sack“ genommen; so beschuldigt sie den Verfasser des humoristischen Romans „Prinz Rosa Stramin“, daß er ihr in Paris eine werthvolle, ihr von der Königin

Therese zum Geschenk gemachte Uhr entwendet habe u. s. w. Wenn sie übrigens in Betreff des ehemaligen Postsecretärs und Dichters S. . . versichert, daß sie dessen schäbliches Leben nicht gekannt, sie würde sonst ihren „Sack“ mit aus dem Zimmer genommen haben, so ist dies nicht richtig; sie war in sein früheres Leben wie in alle baskischen Mythen sehr genau eingeweiht und erzählte mir davon schon lange vor dem angeblichen Vorfall mit den sieben Kronenthalern; auch stand sie mit ihm, der sie zuerst auf meine Anwesenheit in Heidelberg aufmerksam machte, lange Zeit in einem sehr intimen fast täglichen Verkehr, der sich jedoch noch vor jenem Vorfall durch Mißthelligkeiten und Reibungen von mancherlei Art in gegenseitige Abneigung verwandelte. Man darf übrigens nicht vergessen, daß Helmina infolge ihrer romanischen Zerstreuung bei ihren vielfachen Wanderungen bald da bald dort etwas an öffentlichen Orten oder bei befreundeten Familien liegen ließ, wie wir dies in Betreff einer ziemlich beträchtlichen Summe in Papiergeld bekannt ist, die sich dann aber glücklicherweise wiederfand. Wir heben dies hervor, damit man jenen so argen Beschuldigungen nicht unbedingten Glauben schenke, zumal da dadurch auch ein Mensch compromittirt wird, der sich nicht mehr vertheidigen kann, weil er schon seit Jahren im Grabe liegt und bereits todt war, als die religiöse Ghezy sich nicht scheute, auf ihrem letzten Krankenlager diese schlimmen Beschuldigungen auszusprechen und ihren Memoiren einzuverleiben. Die christliche Gesinnung, welche sie zur Schau trug, hätte sie wol von der Mittheilung solcher bestimmte und leicht erkennbare Personen compromittirenden Enthüllungen angesichts des Todes abhalten sollen, besonders da wol in allen genannten Fällen nur Verdachtsgründe, aber keine Verweise vorlagen. Helmina tritt überhaupt gegen Personen, welche nicht den höchsten Ständen und der glänzendsten Schicht der Geistesaristokratie angehören — denn für diese hat sie meist nur überschwengliche Ausdrücke der Verehrung und Vergötterung —, insofern sie mit ihnen irgendeinmal in Conflict gerieth, so stark und mit so leidenschaftlichen Beschuldigungen auf, daß wir ihr gegenüber von unserm Grundsatze, in d. Bl. Mittheilungen rein persönlicher Art möglichst zu vermeiden, abweichen zu müssen glaubten.

Ist nun die Glaubwürdigkeit einzelner solcher Enthüllungen in diesem Werke, die sich übrigens durch ihren geritzten persönlichen Ton und durch starken Farbensauftrag sehr bald selbst verrathen, stark anzuzweifeln, so bleibt des interessanten Glaubwürdigen doch so viel übrig, daß wir die Lectüre dieses Buchs, auch wenn wir nicht die Autorität Varnhagen von Ense's für uns hätten, als eine höchst anziehende und das Buch selbst als einen durchaus nicht werthlosen Beitrag zur Zeitgeschichte empfehlen können, besonders was den ganzen ersten Theil und die erste Hälfte des zweiten betrifft. Die Thatsachen aus ihrer frühern Lebensperiode hatte sie theils bereits in Schriften, theils in ihrem Geiste, wo jene noch Lücken gelassen hatten, gründlich verarbeitet; da stand alles fest; die Thatsachen ihres spätern Lebens suchte sie erst auf

ihrer Sterbebette in einem memoirenartigen Zusammenhang zu bringen, und je mehr sie sich ihrem Ende näherte, desto mehr versagte ihr begreiflicherweise das Gedächtniß, desto mehr heftete es sich an diese oder jene Einzelheit, desto kürzer fertigte sie Bedeutenderes ab, desto ausführlicher ließ sie sich über Unbedeutenderes aus, immer aber doch eine Energie und Lebhaftigkeit des Geistes bekundend, die, unter den Umständen, unter welchen sie ihre Erinnerungen zu sammeln suchte, in der That bewundernswürdig sind. Ihr eiserner Wille, an dem es ihr nie gefehlt, besiegte, möchte man sagen, die Macht des Todes, dem sie seit lange verfallen war, und die Ohnmacht ihrer körperlichen Organe. Auf die Bemühungen ihres Sohnes Wilhelm von Uhézy, diese Memoiren geradezu als verfälschte darzustellen, und das Recht der Herausgeberin zu deren Veröffentlichung in Zweifel zu ziehen, brauchen wir wol jetzt nicht mehr ausführlich einzugehen. Gerade die Eigenschaft des Werks, auf die wir oben hingedeutet haben, beweist, daß diese Denkwürdigkeiten zum Zwecke der Veröffentlichung wirklich der „lieben Ruhme“ Bertha Borngräber in die Feder dictirt sind. Wilhelm von Uhézy selbst wird sich nach näherer Ansicht des Buchs von der unzweifelhaften Authenticität dieser Denkwürdigkeiten hinlänglich überzeugt und zugleich eingesehen haben, daß sie die weder moralisch noch juristisch zu bestreitende Schenkung der Verstorbenen an ihre Verwandte Bertha Borngräber sind, womit Helmina derjenigen, die sie in ihren letzten Tagen pflegte und ihr die Augen zudrückte, einen Ersatz für deren vielfache und große, ihre geringe Habe fast erschöpfende Opfer zuzuwenden gedachte. Bertha Borngräber, deren Großmutter Eleonore Borngräber die Schwester der Kaiserin war, erzählt in der Vorrede, wie sie zu Anfang des Jahres 1853 in den Zeitungen gelesen, daß Helmina von Uhézy erkrankt, erblindet und verarmt in Genf läge. Von dieser Nachricht ergriffen schrieb Bertha Borngräber ihr einige tröstliche Worte, worauf sie von Frau von Uhézy zwei „herzliche“ Briefe erhielt, mit der Aufforderung, wenn es ihr irgend ihre Verhältnisse gestatteten, zu ihr zu kommen:

Küß dich mit Nachsicht und Liebe, und komm zu mir. In deiner Umgebung werde ich neu aufleben, und der Trost deiner freundschaftlichen Freundschaft wird mich erheben und begeistern. Die Kräfte meiner Schwäche ist überstanden, und ich fühle die Quellen des Lebens jetzt schon wieder hervorsprudeln. Wenn du mein Augenlicht sein wirst, wie bald mein Herz, so wollen wir um die Wette dichten und singen wie die Trau-Nachtigallen. Du bist mir nothwendig und eine liebende Seele, die mich umgibt. Wir könnten Schönes zu Tage fördern, und ich hätte den Trost, dir zur Herausgabe meine zu hinterlassenden Schriften zu übergeben. ... In der Briefe wollen wir fleißig sein, du sollst dir noch einen Namen machen.

Immer noch die alte Poetin und Romantikerin! In ihrem ersten Briefe hatte sie auch noch bemerkt: „Ich bin ausgeplündert und leide die bitterste Noth.“

Bertha Borngräber reiste nach Empfang dieses Briefes, „fast mittellos“ wie sie war, mit ihrer kleinen Erbsparnis von Lirschtingel bis Genf und fand hier die Aussage der Zeitungen über den hilflosen Zustand Helmina's nur allzu sehr bestätigt. Sie übernahm die Pflege der alter-

schwachen Dichterin, deren Uebel, namentlich heftige Unterleibskrämpfe, an denen sie schon 17 Jahre lang gelitten zu haben versicherte, sich täglich verschlimmerte. Oft wurde diese beim Dictiren unterbrochen und hielt dann die Hände ihrer Pflegerin vor Angst fest. Bertha Borngräber erzählt im Vorwort weiter:

Trotz ihrer großen Ungebuld, auch wol augenblicklichen Heftigkeit, deren Ausbruch zum großen Theil ihren schweren Leiden zuschreiben war, verlor sie nichts von ihrer fesselnden Anziehungskraft. ... Meine Feder konnte oft dem schnellen Dictiren kaum folgen. Ihr Gedächtniß blieb ihr fast immer treu, und die Bilder aus ihrer eigenen bewegten, thatenreichen und ereignisvollen Vergangenheit bis in die Kindheit hinab standen klar vor ihrer Seele. Morgens 4 Uhr saß ich schon am Schreibtisch, ihrer Ermahnung folgend: „Schreibe schnell, nimm die Augenblicke wahr, du hast mich nicht mehr lange, ich gleiche einer Sterbenden!“ Dann rief sie auch: „Schreibe fleißig, es ist für dich, ich werde ja den Druck nicht überleben!“

Mitte December 1853 war das Werk beendet. Seine Veröffentlichung erlebte Helmina nicht mehr (sie starb am 28. Januar 1856), aber wol noch die Freude, daß Borngräber von Ense, welchem das Manuscript sofort zur Correctur zugesandt wurde, sich über den Inhalt dieser Memoiren in einem an Helmina gerichteten Briefe aufs anerkennendste aussprach. Er sagt in diesem Briefe unter anderem:

Das Werk ist mit so eigenthümlicher Natürlichkeit und Anmuth geschrieben, daß man ihm den größten Reiz nähme, wollte man darin etwas verändern; selbst wo die Nachlässigkeit etwas auszuarten scheint, im Kallienlassen des Satzes und Wiederaufnehmen desselben, im Vor- und Zurückgreifen, möchte ich zu keiner Abhilfe rathen, da die Eigenheit des Ganzen gerade darin besteht, ein Erzeugniß unmittelbarer Eingebung und freier Mittheilung zu sein. Denn so wie es ist, ist es sein bestes Lob. Sie haben einen überaus reichen, mannichfachen und wichtigen Lebensstoff mit leichter Hand anmuthig vorgeführt und entfaltet. ... Die großen Ereignisse und Verhältnisse einer verhängnißvollen Zeit, die bedeutendsten Persönlichkeiten, welche dieser Zeit angehören, und die eigenen Schicksale, welche sich durch den großen Weltwirrwarr durchwinden, alles führt zu höhern Anschauungen, zu fruchtbaren Betrachtungen. Genug, das Buch macht Ihrem Geist und Ihrem Herzen die größte Ehre, und ich zweifle nicht, daß es bei der Leswelt eine günstige Aufnahme finden wird u. s. w.

Bertha Borngräber versichert, daß sie Dichterin bei Vorlesung dieses Briefes Freuden Thränen geweint habe. Weiter möchten wir aus dem Vorwort für jetzt nur noch folgende gegen Wilhelm von Uhézy gerichteten Worte der Herausgeberin anführen: „Es ist mir ein schmerzliches Gefühl, daß wieder Helmina's eigener Sohn, Herr Wilhelm von Uhézy es ist, welcher abermals das Andenken der Todten beunruhigte, indem er ihren Namen mit seinen Anklagen und Schmähungen in Verbindung brachte.“ Wir haben oben zwar versprochen, Wilhelm von Uhézy's Angriffe, die um so weniger taktvoll waren, da sie noch vor dem Erscheinen des Buchs unternommen wurden, hier nicht weiter zu erwähnen; aber wir können uns doch nicht versagen, einige gerade hierher passende Worte des Sohnes anzuführen, in denen er seine irithümlichen, jedem Leser des Buchs durch dessen Ton und Inhalt sich von selbst widerlegenden Ansichten von der Unrichtigkeit dieser Memoiren in ganz eigenthümlicher Weise zu begründen sucht. Er sagte nämlich im „Morgenblatt“ vom 10. October:

Ein anderer Grund für die Vermuthung der Unachtsamkeit liegt in der Art, wie Helmina zu arbeiten und von ihren Arbeiten zu reden pflegte. Wenn sie etwas schreiben wollte, meldete sie so vielen Freunden als möglich, es sei der Vollendung nahe. Stets weise arbeitete sie dann mit dem Feuer eines Rennpferdes, wozu sie vorzugeweise jene Stunden anzusuchen liebte, in denen man sonst zu schlafen pflegt. Der Eifer erlahmte jedoch sehr bald wieder. Wären aber trotz allem Jögern die Denkwürdigkeiten dennoch bei Helmina's Lebzeiten auch nur halb und halb fertig geworden, so würde sie überall nach einem Verleger geschrien haben.

Welche Ausdrücke eines Sohnes, von seiner Mutter zu sagen: sie habe stoßweife mit dem Feuer eines „Rennpferdes“ gearbeitet und sie würde, falls ihre Denkwürdigkeiten bei ihren Lebzeiten nur halb und halb fertig geworden, überall nach einem Verleger „geschrien“ haben! In letzterer Hinsicht ist übrigens zu bemerken, daß, wie die Herausgeberin im Vorwort erklärt, die zur Herausgabe erforderlichen Schritte durch eine Krankheit, welche sie nach ihrer Rückkehr in die Heimat als Folge der heftigen Gemüthsbewegungen an Helmina's Sterbelager heimgesucht, längere Zeit hinausgeschoben worden seien, sodaß sie erst viel später als sie gehofft, die Reise nach Leipzig antreten konnte, um, wie es ihr Varnhagen selbst gerathen, das Werk der Verlags-handlung F. A. Brockhaus anzubieten.

Wir gehen nun zu dem Inhalt der Denkwürdigkeiten selbst über, deren erster Abschnitt sich mit dem Entwicklungsgange und den Schicksalen der Naturdichterin Anna Luise Karsschin, der Großmutter Helmina's, beschäftigt. Mit Recht bemerkte Varnhagen über dieses Kapitel in seinem oben-erwähnten Briefe: „Von den frühen Kämpfen der Karsschin bis zu ihrem eigenen späten Ringen ist eine Streizgerung, der man mit eifrigem Antheil zu folgen gezwungen ist und die einen fast tragischen Eindruck macht.“ Wie interessant ist schon ihr frühestes kindliches Verhältniß mit jenem von der Natur körperlich verwahrlosten, aber mit Geist und Herz begabten Hirtenknaben (er unterschreibt sich in einem spätern Briefe an die Karsschin „Johann Christoph Marg Graf“, was wol Marggraf oder Marggraf heißen soll), der beim Weiden der Kinder Knaben und Mädchen um sich zu versammeln und ihnen aus Volksbüchern und Volkschriften vorzulesen pflegte, und die kleine Anna Luise zuerst mit geistigem Nahrungsstoff versah, indem er überallher Bücher herbeizuschaffen wußte, welche die angehende junge Dichterin abends abholte, um sie unter ihrem Kopfkissen zu verbergen und vor Tagesanbruch, wenn noch alles im Hause schlief, darin zu lesen. Sie wurde später berühmt, verkehrte mit den höchsten Herrschaften und gefeierten Dichtern und Gelehrten und nahm in den vornehmsten Gesellschaften die überraschendsten Huldigungen entgegen, aber noch in ihrem spätern Alter gestand sie, daß jene drei Sommer, die sie vom dreizehnten bis zum funfzehnten Lebensjahre in Gesellschaft jenes Knaben zugebracht, die schönsten ihres Lebens gewesen. Diese Mittheilungen werden um so werthvoller, da Bertha Borngräber der Enkelin Anna Luise's vieles über letztere zu erzählen wußte, was, bisher un-

gedruckt, ihr von ihrem Vater überliefert worden war und nun diesem Kapitel einverleibt ist. Die Karsschin war bekanntlich zweimal höchst unglücklich verheirathet und wurde von beiden Männern geschieden, und es versteht sich von selbst, daß Helmina die Schuld davon ausschließlich und einseitig auf die Männer wirft, welche nicht fähig waren, den „Genius“ und „das heilige Feuer“ der Dichterin zu begreifen. Wenn sich ihr erster Mann rohe Thätlichkeiten zu Schulden kommen ließ und ihr zweiter, Karssch, sich dem Dämon des Trunks ergab, so ist dies zwar sehr schlimm; aber es läßt sich doch fragen, ob Anna Luise an diesen Excessen ihrer Männer nicht mitschuldig war. Helmina selbst erzählt, daß die Karsschin, und zwar am Sonntage, ihre beiden ältesten Kinder in gänzlich zerrissenen Kleidern in der Stube umherlaufen ließ, und während das dritte vor ihr, das vierte noch ganz kleine auf ihrem Schoße saß, brachte sie eine eben in der Kirche gehörte Predigt in Verse! Helmina erkennt darin natürlich einen Beweis ihres Genius, aber ein armer, einfaches Schneider heirathet eine Frau nicht um ihres „poetischen Genius“ willen, sondern er heirathet sie, damit sie sein Hauswesen in Ordnung hält und, statt Verse zu flicken, ihren Kindern die Kleider flickt, statt irgend-eine Lücke in der Literatur mit Reimen zu stopfen, ihrem Manne die Strümpfe stopft. Alle Achtung vor dem Genius, auch in der Person eines Frauenzimmers! Aber der Genius beschäftigt sich nicht mit der höchst unfruchtbaren Aufgabe, eben gehörte Predigten in Reime zu bringen. Alle Achtung vor der Mutter, die vielleicht ihre Nächte zu literarischen Arbeiten verwendet, um mit dem Honorar den Ihrigen zu Hülfe zu kommen; aber diese Achtung können wir doch einer Frau nicht zollen, die sich mit gänzlich zweck- und nutzlosen trivialen Reimerelen abquält, während die Kinder nach Brot schreien und ihre zerrissenen Kleider gegen den Ordnungssinn der Mutter lautes Zeugniß ablegen. Freilich vertheidigt hier Helmina, wie wir später noch sehen werden, ihre eigene Sache, die Privilegien ihres eigenen „Genius“. Um so anerkennenswerther ist es, daß die Verfasserin, bei aller Bewunderung des Talents ihrer Großmutter, doch zugibt, daß sie später in der Vorlesung auf falsche Wege gerathen sei; Namler habe sie mit den Filitern der Mythologie umhangen, ihre Schwungkraft gelähmt und sie auf „Stelzen einherischen gemacht“. Helmina fährt dann fort: „Zum Glück trug sie kein Joch nicht lange, und fand sich nachher selbst wieder; doch niemals mehr so wie früher, die Mythologie blieb ihr ankleben, ihr, der rein deutschen, innig christlichen und wahrhaft volkshümlichen Dichterin.“ Nur hätten wir einige zu harte Ausfälle gegen Namler, dem sie sogar vormirrt, unbewußt der „Reider“ der Karsschin gewesen zu sein, und Phrasen wie folgende: „Er (Namler) saß auf einem Thronessell von Bappre, mit Gold ausgeschmückt, während sie, eine schmetternde Lerche, hoch in Lüften schwebte“, hinweggewünscht. Sicherlich war die Karsschin, die niederen Umstände, aus denen sie hervorging, und die Zeit, in der sie lebte, in Betracht gezogen, eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, und es finden sich

unter ihren Gedichten einzelne, wenn auch nur wenige, welche durch Energie sowol des Ausdrucks als der Empfindung noch heutzutage überraschen; aber wie fast bei allen sogenannten Naturdichtern unter den modernen Völkern (selbstne Ausnahmen, z. B. Burns abgerechnet) zeigte sich bei ihr der Hang, sich in den herkömmlichen correcten Formen der Kunstdichtung zu bewegen und sich in künstlicher Vornehmheit des Ausdrucks über ihren Stand zu erheben, schon lange vor der Zeit, als Hamlet sie in die Schule nahm. Im übrigen enthält dieses Kapitel so manche Züge, die zur Kenntniß der damaligen Zeit, ihrer Bildung und Sitte von culturhistorischem Interesse sind, und die Schilderung der letzten Lebensstage der Karschin ist zugleich rührend und ergreifend.

In diesem Abschnitt des Buchs wird auch der Tochter der Karschin, der Mutter Helmina's, gedacht, auf die sich etwas von dem poetischen Talente der Karschin vererbte, und auch in diesen Mittheilungen verfolgt Helmina ihren Zweck, den poetischen Genius im Kampfe gegen prosaische Verhältnisse darzustellen. Schon im Pensionat wurde Karoline, wie Helmina versichert, „knechtisch zur Arbeit angehalten“, „despotisch behandelt“. Mußten doch an den Stichen „die Fäden gezählt werden“, mußte sie doch „seine seidene Strümpfe“ stricken! Sie wurde dann mit ihrem eigenen Oheim verheirathet, und wir wollen gern glauben, daß dies ein sehr unnatürliches Verhältniß war; wir wollen es in diesem Fall gerechtfertigt finden, wenn Helmina sagt, Karoline habe „mit blutendem Herzen das Opfer gebracht, das ihr tyrannisch abverlangt wurde“. Der Fluch der unglücklichen Heirathen scheint eben durch dieses poetische Geschlecht wie ein unentrinnbares Verhängniß zu gehen. Nach neunjähriger Ehe wurde Karoline von ihrem Oheim und Vatten geschieden, oder wie sich Helmina poetischer ausdrückt, es gelang ihr, „die Kette von sich zu wälzen, unter der sie hüßlos geschmachtet hatte“. Vier Jahre darauf schloß sie ein neues Band „wider ihre eigene Ueberzeugung, die ihr verkündete, sie würde nicht glücklich sein“, nämlich mit dem zweiundzwanzigjährigen von Klende, Sohn der Majorin von Klende, einer „abelstolzen, ehrgeizigen“ Frau, welche sich „der Tochter der Karschin zu Füßen geworfen und unter strömenden Thränen das Leben ihres Sohns von ihr erseht hatte; denn er versagte Arznei und Nahrungsmittel und wollte sterben, wenn sie nicht die Seinige würde“. Das klingt so romantisch, daß wir fast glauben möchten, hier sei mehr Dichtung als Wahrheit. Auch diese Ehe wurde gelöst infolge der Intriguen der Majorin, welche in Gegenwart einer Freundin geschworen, „ihr Haupt nicht sanft zu legen, bis dieses Band getrennt sei“. Die Familiengeschichte oder die Familiendichtung fügt dann weiter hinzu: „Mit ihr verbündet, half ihre ränkevolle Tochter und ein unwürdiges schändes Weib zu diesem Werke der Finsterniß.“ Indes Helmina zieht „einen Schleier über diese Begebenheit“, die sie „im Mitterschoss zur Waise machte“; aber sie theilt ein Gerücht mit, welches die greise Karschin an ihren Schwiegersohn richtete und welches mit den Worten beginnt:

Wiederlehren willst du nun?
Denkst der Tochter zu genessen
Und in meinem Arm zu ruhn,
Wenn du erst zu meinen Füßen
Hundertmal gesunken wäirst, und dich
Einem Wurme gleich gekrümmt,
Bis du endlich mich
Hättest umgestimmt?
O du Falscher, schäme dich! u. s. w.

Schätzbarer als diese Leistung war die Bereitwilligkeit, womit die Karschin von nun an „lieblich ihren kargen Bissen mit Tochter und Enkelkindern theilte“. Eine große Freude gewährte der alten Dichterin das Wohlwollen, womit die Gedichtsammlung ihrer Tochter, der Freifrau von Klende, begrüßt wurde. Helmina bemerkt:

Diese Lieder, welche ein Reichardt, ein Kellstab und andere Componisten von geschäftem Talent mit ihren Tönen begaben, erlangten Liebe und Anerkennung und klangen unvergessen durch eine neuere Zeit, vor allen die sapphische Ode „An Myrtill“. . . . Unter den Lesern gab es viele, welche die Tochter nun über ihre Mutter stellten. Man könnte sagen, sie hätten recht, wenn nicht der Geist der Zeit bei jedem neuen Zeitabschnitt der Kunst eine neue Gestalt brächte und gewissermaßen die frühere Zeit zertrümmerte.

Man sieht, daß Helmina diesen Gegenstand mit einer ungemeinen Wichtigkeit behandelt, die er ohne Zweifel nicht verdient, denn an ursprünglicher Kraft standen die Gedichte der Freilin von Klende sicherlich weit unter denen der Karschin. Doch über den Geniesegen (oder sagen wir besser „Geniesuch“?) ihres Geschlechts kann Helmina nicht begeisterte Worte genug finden. Auch ihre Urgroßmutter, die Mutter der Karschin, war in ihrer Art ein Genie. Helmina schreibt von ihr, die eine Försterstochter war:

Ihr Buch und graziöse Haltung machten sich auf den ersten Blick bemerkbar. Ihre Gesichtsbildung war nicht regelmäßig schön, doch fein und angenehm. Ihr Auge war blau und scheidend, ihre Haut weiß und das Haar glänzend schwarz. Sie besaß zwei en zuckende Talente, die man in dieser Gegend noch niemals in solchem Umfange gekannt. Sie tanzte unvergleichlich: sie hat wie der Vogel über dem Wasser gleichsam nur über dem Boden geschwebt. . . . Wenn sie bei Festlichkeiten tanzte, strömten Zuschauer aus dem ganzen Städtchen herbei, und Randes dichtgedrängt an den Fenstern, um sie tanzen zu sehen. Noch entzückender war ihr Gesang, selbst noch in ihrem fünfundsiebzighen Jahre. . . . Sie konnte mit unglaublicher Leichtigkeit in lauter kleinen Nagelkreisen die Stimme bis zum höchsten Tritter erheben, in lauter neuen unerhörten (!) Tönen schwebte sie allmählich wieder herab und schmolz in einen Seufzer zurück. Auch Dichterin war sie, obgleich sie ihre Lieder nicht aufschreiben konnte. Sie sang oft Lieder, zu welchen sie selbst Melodien schuf.

Von einem männlichen Mitgliede ihrer Familie lesen wir gelegentlich, er sei „ausgezeichnet in seiner Kunst als Buchbinder“ und auch in ihm glühe „der dichterische Funke, der beinahe allen Familiengliedern der Karschin eigen ist“.

In dem zweiten Kapitel des ersten Theils macht uns Helmina mit ihrer Jugendgeschichte und ihrer ersten Verheirathung bekannt, wie wie alle Verheirathungen in diesem wunderlichen Geschlecht ein sehr klägliches Ende nahm und wie sich von selbst versteht ohne die geringste Schuld

Helmina's. Ungeregelte Romanlectüre scheint sie, wie so unendlich viele Frauenzimmer in unserer Zeit, schon in früher Jugend verborben und mit der Welt, wie sie ist, auf einen gespannten Fuß gesetzt zu haben. Sie selbst sagt, daß ihr schon früh das Leben „nackt und dürr“ erschienen sei, daß sie Menschen und Dinge erfährt, wie sie in ihren Büchern standen. Leider produciren unsere Romanschriftsteller meist ganz andere Menschen als diese in Wirklichkeit sind; die Welt will einmal belogen sein, und so belügen sie die Welt, zuweilen weil sie selbst das Leben nicht kennen, öfter aber mit dem vollen Bewußtsein, daß sie lügen.

Doch ehe wir auf ihre erste Heirath etwas ausführlicher zu sprechen kommen, wollen wir noch eines Moments aus ihrer Jugendgeschichte gedenken. Da sie einiges Talent zum Blumenmalen zeigte, wurde sie zu dem berühmten Ghodowiecki, über welchen schon in dem vorhergegangenen Kapitel sich einige interessante Bemerkungen fanden, in die Lehre gegeben, ließ sich aber öfter bei seinen Bücherbretern als beim Reißbret finden, und Ghodowiecki störte sie in ihrer Leserei nicht, weil er bald einsah, daß aus ihr keine Malerin zu machen sei. Hier las sie die damals beliebtesten Romane wie „Karl von Karlsberg“, aber auch Hippel's Roman „Lebensläufe in aufsteigender Linie“, der, wie sie sagt, mächtig in ihr „gewirkt“. Vieles in ihrem Leben erklärt sich aus der falschen Erziehung, die ihr zu Theil wurde. Sie gesteht selbst, daß ihre Mutter ihr zwar Kenntnisse beibrachte, aber alles versäumte, was dem häuslichen Treiben Schmutz und Dürde gibt und den weiblichen Kleiß durch anmuthige Zwecke spornt und erheitert. Auch vereinsamte sie sich und mich so sehr, daß ich nie Gelegenheit fand, glückliches, geordnetes, an löblicher Thätigkeit und sinnigen Genüssen reichhaltiges Familienleben gründlich zu beschauen und verständig zu würdigen.

Unglücklicherweise wurde sie, unreif wie sie war, schon in ihrem sechzehnten Lebensjahre an einen Baron Gassler verheirathet, den sie nicht liebte, welche Entdeckung sie aber erst am Hochzeitstage gemacht zu haben scheint, nachdem Gassler am Tage vorher betrunken nach Hause gekommen war. Sie versichert auch, daß sie, als der Prediger gekommen, sich in ein Nebenzimmer eingeschlossen und durch die Thüre erklärt habe, sie würde nicht heirathen; erst den eindringlichen Vorstellungen eines Leutenants von Kahlenberg sei es gelungen, sie zu bewegen, daß sie sich trauen ließ. Die Ehe war eine sehr unglückliche: „Gassler verschwendete unsinnig, Schulden wurden gemacht und blieben unbezahlt.“ Indeß gesteht sie, daß die Bälle und Masken, zu denen Gassler sie geführt, ihr gefallen hätten; in ihrem weißen Ballkleide, mit dem Kranz in den braunen Locken, sei sie sich wie eine blendende Schönheit vorgekommen, und ihre Gedichte, „die voller Fehler waren“, hätten ihr infolge der Schmeicheleien, die man ihr darüber sagte, vortrefflich geschienen. Dieses lustige Leben endete, wie es gewöhnlich endet, mit gänzlichem Verfall des häuslichen Glücks. Helmina flüchtete zur Mutter und reichte, als Gassler den Versuch machte, ihren Bruder um ein Capital von 4000 Thaler

zu betrügen, die Scheidungsaklage ein. Helmina erzählt nun eine romantische Geschichte, daß nämlich Gassler vor ihren Augen ein Glas Gift getrunken, wozu sie „gelächelt“ habe. Ob sie in dem Augenblick, wo er das Glas leerte, schon vollkommen davon überzeugt war, daß er nur Komödie spiele, geht aus der Darstellung nicht ganz klar hervor. Ueberhaupt läßt sie den ganzen Vorgang in etwas romanhaftem Dunkel, sodaß man davon denken kann, was man will. Ebenso dubiös ist die Bemerkung: „Viele Jahre nach diesem Verfall sagte mir ein Freund, mein Bruder sei um das Geld gekommen. Doch ich hoffe, dieser Freund hat sich geirrt. Nie hat mein Bruder über diesen Gegenstand mit mir gesprochen.“ Der Leser weiß also nicht, ob Gassler als ehrlicher Mann dafür gesorgt, ihrem Bruder die 4000 Thaler zurückzuerstatten oder ob er ihn darum betrogen habe. Helmina sicherlich wird es gewußt haben; denn das soll sie uns nicht einreden, daß sie über einen so wichtigen Gegenstand, um dessentwillen hauptsächlich sie sich von ihrem Gatten scheiden ließ, niemals mit ihrem Bruder verhandelt haben sollte. Freilich konnte sich bei dieser Stelle ihr Gewissen vielleicht hinter das Wort „gesprochen“ flüchten; denn unsers Wissens befand sich dieser Bruder damals gar nicht in Berlin und auch später hat sie ihn wol nur sehr flüchtig gesehen, in Augenblicken, die man sich durch die Erinnerung an eine unangenehme, obschon wie wir glauben zur Zufriedenheit des Bruders erledigte und überhaupt völlig in den Hintergrund getretene Sache nicht trüben wollte.

Von großem Interesse sind ihre Erinnerungen an Jean Paul, dem sie als seine Verehrerin einen Brief geschrieben hatte, „dessen Anfang vortrefflich war, denn er stand wörtlich in Jean Paul's „Hesperus“. Jean Paul antwortete nicht, schrieb aber seinem Freunde Ahlefeld, derselbe solle ihn zu Helmina führen, wenn er (Jean Paul) nach Berlin käme. Jean Paul kam und sprach auch bei Helmina vor. Sie schreibt:

Jean Paul's Erscheinung hatte nichts Auffallendes; seine einfache Kleidung paßte zu seinem Gesicht und Wesen. Auf seiner Stirn thronte Licht, auf seinen Lippen Anmuth und Milde. Seine hellblauen Augen leuchteten in sanfter Glut. Seine Bewegungen waren im Einklang mit seiner Einfachheit und seinem natürlichen Anstand. Vielleicht würde seine Erscheinung einem Unkundigen nichts von seinem Genius verrathen haben u. s. w.

Nie habe sie ihn laut lachen hören, sagt sie weiter, „aber sein Lächeln mit dem Augenstrahl war Frühling“. Die enthusiastische Wärme, mit welcher Helmina noch als Greisin über Jean Paul schrieb, macht ihr alle Ehre; aber Jean Paul war auch wol wie wenige Schriftsteller so geeignet, sich überall Liebe und Wohlwollen zu erwerben und sich der ihm gezollten Verehrung würdig zu zeigen. Sie schreibt:

Gütiger und milder war nie eine Größe als er: Hingebung eines Kindes und kindliches Hinnehmen dessen, was von Herzen kam, hat kaum sonst wer auf Erden je in diesem Grade geübt. Er war dabei so hold und herzlich, daß sich Gütigkeit, Milde und Nachsicht von Freude über uns nicht unterscheiden ließ; denn alles sah er von der schönsten Seite, trug auf alle Erscheinungen die Keinheit und Gerechtigkeit und die Fülle inneren Reichthums über. So oft ich ihn sah, und wie oft war das

damals und 22 Jahre später, kam nie ein unsanftes Wort gegen Abwesende über seine Lippen.

Das letztere Lob paßt auf so wenige Menschen und namentlich auch auf Schriftsteller (diese „indiscreten Bursche“, wie einmal Schiller sie nannte, obgleich auch er in seinen Briefen gerade nicht immer sehr discreet war), daß wir es eigentlich mit gesperrten Lettern hätten hervorheben sollen. Um so auffallender war bei der Milde Jean Paul's die Härte, womit er über Schiller's Dichtungen urtheilte. Helmina sprach einst gegen Jean Paul mit Entzücken von „Don Carlos“ und den „Idealen“; da überraschte Jean Paul sie durch folgenden Ausspruch, der ihr wehe that: „Schiller ist kalt! Sie fühlen das jetzt nicht, Sie werden es noch fühlen! Schiller ist Eis, er ist ein Gletscher, nie Sonnenstrahl mit göttlichem Purgurpiel, warmen Purgurönen; eilen Sie hin, Sie finden weder Blut noch Leben“ u. s. w. Dieses Urtheil Jean Paul's, der sonst, wie Helmina versichert, über Dichter und Literatur zu sprechen vermied, ist um so auffallender, da auch Jean Paul zu idealistischer lebte, obgleich seine Idealgestalten allerdings einem ganz andern Genre angehören als die Schiller'schen. Er selbst äußerte sich gegen Helmina über diesen Punkt: „Man wirft mir vor, daß ich Ideale der Vollkommenheit in den Gestalten darstelle, die ich geschaffen. Nein, ich habe nur Mängel unberührt gelassen, die ich nicht schildern wollte.“ Da entsteht nun freilich die Frage, ob und inwieweit es einem Romanschriftsteller, der das wirkliche Leben zu schildern vorgibt, erlaubt sei, an seinen Helden und Heldinnen nur die glänzenden und edeln Seiten hervorzuheben, ihre Mängel aber absichtlich unberührt zu lassen. Helmina selbst bemerkt einmal sehr richtig:

Man kann Jean Paul den Vorwurf nicht ersparen, daß er die Frauen etwas verweicht, ihre Ansprüche an häusliches Glück zu sehr in die Höhe geschraubt, daß er die bloß häuslichen Frauen, die er die verfechten, vernählet, verwachsenen Frauen heiße, zu ungerecht behandelt und zu sehr für diejenigen eingenommen ist, die seine Schriften lesen und für den Dichter glücken.

Dabei ist sie aber doch wieder der Ansicht, daß kein Dichter so klar wie Jean Paul die Frauen verstanden. Ja, er verstand sie, besonders aber ihre Reizung und Gewöhnung, von den Männern nur Huldigungen und Schmeicheleien in Empfang zu nehmen, selbst wenn die innere Stimme ihnen sagt, daß es auf Kosten der Wahrheit geschieht. Daher werden von den Schriftstellern bei deutschen Frauen meist nur solche wirkliches und dauerndes Glück machen, welche dieser Hauptleidenschaft des weiblichen Geschlechts genug zu thun wissen. Natürlich vermengen wir Jean Paul nicht mit jenen gewöhnlichen trivialen Complimentenmachern, bei denen bloßes Mundwerk ist, was bei Jean Paul doch wirkliche Herzenssache war. Er war gläubig bis zur Reichthümlichkeit, und Glasperlen, wenn sie nur funkelten, galten ihm oft für echte Perlen. „Der Schein“, bemerkt Helmina, „konnte ihn vermöge seiner Gutmüthigkeit gewinnend täuschen, vorzüglich wo der Zauber der Jugend und blühender Reize der Täuschung zu

1859. 25.

Hülfe kam. Doch die Entlarbung entfremdete ihn bitter, und er blieb auf ewig abgewendet.“

In allen Stellen, in denen sie über Jean Paul handelt, erhebt sich Helmina zu einer Beredsamkeit, wie sonst nie wieder. Niemand, behauptet sie, habe vollkräftiger auf das deutsche Gemüth eingewirkt als Jean Paul; er stehe in seinen Dichtungen einsam auf seiner Höhe, er habe keine Vorgänger gehabt und werde keine Nachfolger haben; die Zeit werde seinen Werken noch erst recht entgegenreisen und die meisten seiner sogenannten Absprünge als durch innere Nothwendigkeit bedingte und zum Ganzen gehörige erkennen; innere volle Wahrheit sei ihm über alles gegangen; und was der Unverstand in seinen Dichtungen für Manier halte, sei Eigenthümlichkeit gewesen. Sie sagt weiter:

Kinder waren und blieben ihm das Liebste und Lieblichste auf Erden, und nichts war reizender als wenn er mit Kindern sprach. Innig weisführend wie mit einer Jesuferle schöpfte er aus dem Born des Lebens die Bitterkeit unverilgbarer Schmerzen, aber er war auch gleich mit dem Troste da. Alle seine Nachträge tragen am Rande ihres Horizonts die Schimmer des ewigen Morgens und der Hesperusstrahl dringt durch alle ihre Wolken, durch alle Schatten ihres Urwaldes. Er führt in die düstern Hütten des Jammers ein, doch er zeigt den Sonnenstrahl, der durch die kleine Fensteröffnung in die rauchgeschwärmten Räume fällt und die Wange küßt, die der Tod schon umdämmert. Er reißt Welten in Trümmer, um einen Himmel zu bauen.

Sie sagt ein andermal:

Noch regieren Wahn und Irrthum die Welt, und dem Gelde allein wird gehuldigt. Recht wie zum Hohn des Glucks erschließt allerorten die Hölle die Schätze des Erbeschoßes, nach welchen die Begier schwachend langt, wie Tantalus am Duell, nach welchen die Armut stöhnend seufzt und hungrig ringt. Bald wird man nur Millionen auf der einen Seite, Verschmachtende auf der andern und nichts mehr in der Mitte liegen sehen. Damals stöhen weder Zeit noch Menschen so träge Vorherfagungen ein, die Welt war genügsam, Genuß und Freude waren noch wohlfeil und leicht zu erlangen; jetzt werden sie erjagt und nichts als sie hat Werth für die Massen. Das Ueberbieten und Steigern aller Genüsse steigert auch die Forderungen der Gemüther. Ein großer Theil der männlichen Jugend gleicht wandelnden Leichen, vor der Zeit der Reife tritt die Erschöpfung ein. Derselbe Dünkel, der Gott vom Throne stoßen möchte und sich selbst für göttlich hält, weil er das Göttliche leugnet, schämt sich tugendhaft zu sein, verspottet jede edle Reizung in andern und drückt die eigene nieder. Wie selten wird dem Beobachter die Freude, rein menschliche Menschen zu sehen. O, es war einst anders, und unter den Bessern war Jean Paul einer der Besten. That und Lehre waren bei ihm unzertrennlich. Sein innerer Mensch war von vollendeter Schönheit; diese hatte er erstrebt, indem er nach Wahrheit rang.

In diesen und andern Stellen, obgleich sie hier und da an zu starkem Auftrag und an Hyperbeln leiden, verräth sich, meinen wir, ein nicht unbedeutendes Schreiber-talent, das sich zugleich lebendig und ungekünstelt auszudrücken wußte. Ueberhaupt fehlte es ihr nicht an Anlagen. Aber es ging ihr wie den meisten talentvollen Schriftstellerinnen: sie beschäftigte sich mehr mit den Personen als mit den Sachen, und Ideen wurden ihr lieb oder verhaßt, je nachdem ihr die Personen, welche sie

ausdrücken, lieb oder verhaßt waren; sie scheute jedes gründliche Studium; nur was im geselligen Verkehr ihr anstog, interessirte sie, nur was sie im Spazierengehen auf dem Wege fand, pflückte sie. Während der Zeit, in der ich sie kannte, las sie so gut wie gar nichts; höchstens daß sie einmal in einer Conditorei einen flüchtigen Blick in die Zeitungen warf. Um die neuern Literaturerscheinungen kümmerte sie sich sehr wenig; überhaupt war ihr die Literatur in ihrer Eigenschaft als geschlossener Organismus, als ein sich consequent fortentwickelnder geistiger Proceß ziemlich gleichgültig; nur was die Literatur an gesellschaftlichen und persönlichen Beziehungen, namentlich aber an directen Beziehungen auf das weibliche Geschlecht und dessen sociale Stellung bot, war ihr von Werth. Zu Hause sich ihren Erinnerungen hingeben, auch wol ein Liedchen dichten und mit der weiblichen Bedienung hadern, Bekannte besuchen, conversiren, spazieren gehen, zum Frühstück auswärtig ein Schöppchen trinken, das war damals ihr Leben und wird es so ziemlich immer gewesen sein. Man erstaunt, daß aus einem so zersahrenen, hin- und hernippenden Schmetterlingsdasein doch ein Resultat wie dieses „Unvergessenes“ hervorgegangen ist. Aber ihr natürlicher Instinct, ihr beweglicher Geist, ihre ebenso rasche als scharfe Beobachtungsgabe, die Erfahrungen eines langen und interessanten Lebens und die Früchte, welche der Umgang mit so vielen ausgezeichneten Personen beiderlei Geschlechts ihrem empfänglichen Geiste abwarfen, deckten die vielen Mängel und Lücken in dem Tapetenwerk ihrer Bildung zu. Indes verfügte sie doch über einen hübschen Vorrath zerstreuter Kenntnisse, die ihr auf ihrem Lebenswege angefliegen waren und mit denen sie im ganzen immer noch besser hauszuhalten mußte als mit ihren Finanzen. Hiermit verband sie eine Theilnahme für politische Angelegenheiten, wie sie bei deutschen Frauen sehr selten gefunden wird.

Nach einer langen Reihe von Jahren sah sie Jean Paul in Dresden wieder: „Ich hatte ihn seit 1800 nicht wiedergesehen“, schreibt sie, „und hätte ihn nicht wieder erkannt. Ich suchte vergebens seine Züge mit meinen Erinnerungen in Einklang zu bringen; alles aufgelaufen, ausgedehnt, der Mann und sein Gesicht!“ Eine gewisse Entfremdung findet bei einem Zusammentreffen mit alten Bekannten nach jahrelanger Unterbrechung in der Regel statt; eher lebt man sich in die Eigenthümlichkeiten eines neuemommenen Freundes ein, als in die Eigenthümlichkeiten eines frühern, die, nach langer Trennung, für beide Theile fast etwas Wespenstichendes haben. Erst nach einiger Gewöhnung erkannte sie, daß in dieser „aufgelaufenen“ Gestalt doch noch der alte kindgute Jean Paul stecke, obschon er, wie wir glauben, nicht mehr die frühern Sympathien für Helmina hatte, da ihr jener „Zauber der Jugend“, für den Jean Paul schwärmte, nicht mehr eigen war und das, was sie auf poetischem Gebiete inzwischen geleistet, schwerlich geeignet sein mochte, einem Jean Paul für diesen inzwischen eingetretenen Mangel an jugendlichem Zauber Ersatz zu leisten.

In diesen oft sehr pikanten berliner Mittheilungen, zu denen unter anderm auch die Erzählung von der wunderlichen Entführung des Fräuleins Elise von Viesefeld durch Leuchsenring oder vielmehr von der Entführung Leuchsenring's durch Fräulein von Viesefeld gehört, spielt nächstdem Frau von Genlis eine Hauptrolle. Frau von Genlis lebte damals als Gräfin in Berlin, und Helmina wurde durch ihre Blumenmalerei mit ihr bekannt, ja erlebte schon früh das Vergnügen, daß die Genlis an sie ein französisches Epigramm richtete. Helmina schreibt von ihr unter anderm:

Sie besaß eine Kunst sich angenehm zu machen, wie man selten findet; sie sah aus wie Natur, was sie täuschte die meisten Menschen damit, aber sie scheute diese auch, weil sie selbst fühlen mochte, wie sehr ihre Maske ihr auf dem Gesicht brannte. Junge Personen sah sie am liebsten. Sie empfing mich mit aller Lieblichkeit, die sie ihrem Wesen zu geben vermochte, und erhob mich in meinen Augen auf eine schwärzende Höhe. Was meine Mutter durch ihre Treuebereitschaft an mir verdorben hatte, war nichts dagegen. Das Gift der Genlis war viel feiner, viel wirksamer. Nicht um sie herabzuwürdigen sage ich dies alles; sie hatte alle die schönen und großen Eigenschaften, welche ich wol sonst in meinen Schriften gedriest habe. Der Himmel hatte sie reichlich beschenkt, aber die Hölle hatte sie nicht vergessen.

Wenn sie übrigens versichert, die meisten französischen Emigranten, ihre Familien und deren Angehörige hätten die Genlis laut „die Stifterin der blutigen Greuel der Revolution und der ewig fluchwürdigen Ermordung der königlichen Familie Frankreichs“ genannt, so vermögen wir dies schwer zu glauben; denn was hat Frau von Genlis wol gedacht, geschrieben oder gethan, wodurch sie sich einen solchen Verdacht und einen so welthistorischen Nimbus zugezogen hätte? Auf das Schicksal Helmina's hatte Frau von Genlis den größten Einfluß, da sie die Veranlassung wurde, daß letztere nach ihrer Scheidung auf den Einfall kam, in Paris ihr Glück zu versuchen und der Frau von Genlis dorthin zu folgen. „D ich hätte in Berlin bleiben, mich redlich bemühen und bestreben sollen, mit meiner Hände Arbeit meine Mutter zu erhalten!“ ruft Helmina aus; aber sie sei, wie sie mit großer Offenheit gesteht, leer und oberflächlich gewesen, ohne einen richtigen Begriff vom Leben und den Verhältnissen und daher auch ohne Ahnung der Gefahr, in die sie ein solches Treiben zu stürzen drohte. Dabei habe sie, wahrscheinlich nicht zu ihrem Glücke, trotz aller Fehler und Athernheiten in ihrer Erscheinung und ihrem Wesen etwas Bestehendes gehabt, und so habe man eine Nachsicht gegen sie geübt, von der sie nicht wisse, „wo die Menschen sie alle herbesonnen hätten“. Kurz, Helmina ging, ohne eigentlich zu wissen, was sie da anfangen sollte, nach Paris und hiermit sind wir bei dem wol interessantesten und inhaltsreichsten Abschnitt ihrer Denkwürdigkeiten angelangt. Personen und Zustände nehmen hier sofort großartigere Verhältnisse an; denn der Gegensatz zwischen Berlin und Paris war damals etwa derselbe wie zwischen Familiengeschichte und Weltgeschichte.

Hermann Marggraf.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Religion und Poesie.

1. Parabeln aus dem Buche der sichtbaren Werke von Gott; hilf Heinrich von Schubert. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1858. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.
2. Hausgärtchen für Kinder Gottes. Von H. Siegfried. Berlin, Schlawig. 1858. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Das Geheimnis. Ein Singpiel. Metrisch übersetzt und erläutert. Von Schuler. Würzburg, Goldstein. 1858. 8. 15 Ngr.
4. Die Braut der Kirche. Christlich-epische Dichtung von Karl Steller. Breslau, G. Tietz. 1858. 16. 12 Ngr.
5. Geistliche Lieder eines elbischen Zimmermanns aus dem vorigen Jahrhundert. Mit einer Biographie des Verfassers herausgegeben von Ernst Stähelin. Mit einem einleitenden Vorworte begleitet von Wilhelm Wackernagel. Erlangen, Deichert. 1858. 16. 9 Ngr.

Wir haben an die Spitze unsers heutigen Artikels einen Altmeister auf dem Gebiete der religiösen Dichtung gestellt; zwar nicht in gebundener Rede, deren sich unser Schubert niemals bedient hat, aber dem Geist und dem Wesen nach. Denn gerade das poetische Moment, was seine Wissenschaft und seinen Mysticismus durchdringt, hat vielleicht nicht das wenigste dazu beigetragen, um ihm die vielen Herzen zuzuführen, die er sich im Laufe einer langen und fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit gewonnen hat. Schubert gehört zu den ehrwürdigen Greisengestalten, welche dem Materialismus gegenüber ein lebendiger, anschaulicher und erfahrungsmäßiger Beweis dafür sind, daß bei der höchsten Einheit, in welche das Geistige und Materielle des Menschen zusammenfällt, nicht dem Materiellen, sondern dem Geistigen die Priorität und Herrschaft zukommt. Die vor uns liegende Spätfrucht des bald neunundsechzigjährigen Autors bezeugt es auf das glänzendste, daß hier ein gealterter Körper einen noch nicht gealterten Geist beherbergt. Denn wenn sich die sinnigen Gedanken, denen man fast in jeder Parabel begegnet, hier und da mehr als zu wünschen wäre in einen etwas ins Breite gehenden Pathos verhüllen, und wenn die geistreichen mystischen Anschauungen manchmal in eine Polemik übergehen, die mehr von einer mit dem geschriebenen Wort der Offenbarung die Wissenschaft bevorzughenden Scholastik als von einer toleranten Gottinnigkeit an sich tragen, so schreiben wir das erstere eher der ganzen geistigen Anlage und das letztere eher der Zeitrichtung als den Jahren des Verfassers zu. Er sagt am Schluß des Werks: „Die großen Thaten Gottes durch das Wort vom Leben geschehen noch täglich vor unsern Augen; die Macht dieses Wortes wirkt noch ohne Aufhören unter uns fort. Und nur ein anregendes Wort des Lehrers, das aus solch fester Ueberzeugung von der Wahrheit dessen herorgeht, was er verkündet, weckt in den Hörern die gleiche Ueberzeugung. Das Schattenspiel der vernünftigen Zweifel und ihre vernünftigen Widerlegungen treibe hinaus aus dem Tempel des Herrn, laß die Sonne selbst hereinscheinen, und alle Schatten werden sich zerstreuen.“ Ja wohl; alles an seinem Ort. Darum hätten wir die Polemik auch aus den Schubert'schen Parabeln hinweggewünscht, sie paßt nicht hinein; denn die Parabel wendet sich an das Gemüth, und aller Kampf ist ungemüthlich; die Polemik wendet sich an den Verstand (oder soll es doch, wenn sie nicht blos apodiktische Machtsprüche thun will), und tief eingehende verstandsmäßige Discussionen gehören in wissenschaftliche Schriften, nicht in Parabeln. Also alles an seinem Ort. Denn daß, um auf die vorhin citirte Stelle zurückzukommen, die „vernünftigen Zweifel“ — eines Lesers zum Beispiel — oder mit andern Worten die gesammte Thätigkeit einer aufrichtig forschenden Wissenschaft ebenso gut dazu diene, das Reich Gottes auf Erden zu mehren und die täglich vor unsern Augen fortwirkende Macht Gottes zu verherrlichen, wie dies auf der andern Seite durch die warme Aussprache einer innigen Herzensüberzeugung geschieht, das wird ein Denker wie Schubert am allerwenigsten in Abrede stellen.

Sehen wir nun, was er in seinem neuesten Werke „Parabeln aus dem Buche der sichtbaren Werke“ (Nr. 1) uns bietet. In einer ebenso originellen und tief eingehenden, wie ansprechenden und anregenden Weise gibt er Gleichnisse, in welchen unter geistreicher Auffassung interessanter und wichtiger Naturerscheinungen, bald in rein naturgeschichtlicher Darstellung, bald in biographischer oder geschichtlicher Einleitung, die Natur auf Gott, das Materielle auf das Geistige zurückgeführt wird. „Das Wort Gottes und die sichtbare Welt, welche durch dieses Wort gemacht ist, stehen zusammen wie Seele und Leib. In der Natur, als in seinem Leibe, spricht sich das geoffenbarte und schaffende Wort in sichtbarer That und Geberde aus.“ Das ist die Grundidee, die überall hervorleuchtet, und mit deren Hülfe die ganze sichtbare Schöpfung durchgeistigt wird. Der Lauf der Gestirne ist wie ein Athmen Gottes; eine sympathetische Bewegung geht auch durch die anscheinend lebte Natur, wie denn eine Kerze die andere anzündet, der Magnet seine Kraft fortpflanzt, die Erde selbst ein übermächtig großer Magnet ist und ihr magnetisches Fluidum, wir wissen nicht, aus welchem allgemeinen Quell der Befruchtung im Weltgebäude erhält; der Instinct der Thiere ist fortwirkender Gottesgedanke, der über die Erhaltung der Geschlechter wacht; aber nicht das Thier, nur der Mensch, durch den ihm inwohnenden Geist aus Gott, hat für das Sein und Wesen des Gebers, nicht für seine Gaben allein, einen wahrnehmenden erkennenden Sinn. Das sind einzelne Gedanken, die wir aus verschiedenen Parabeln willkürlich herausgegriffen haben, und wir belagen es, dem Leser nichts Ganzes zur Probe mittheilen zu können. Allein die Ausführung jedes einzelnen Themas ist zu gründlich und umfassend und in allen ihren Theilen zu innig und harmonisch verbunden, als daß kürzere Stellen, aus dem Zusammenhange herausgehoben, ein vollständiges Bild darzubieten vermöchten. Indes mögen doch einige Sätze hier Platz finden, um zugleich zu zeigen, wie trefflich der Verfasser es versteht, fremdartige Kunstausdrücke in classischem Deutsch völlig klar und verständlich zu umschreiben. Wir knüpfen an den ersten der obigen Gedanken an und geben eine Schilderung der Centrifugal- und Centripetalkraft, zwei Worte, welche der Verfasser sehr schön zu vermeiden weiß.

„Das Fortschreiten des gehenden Menschen auf seinem Wege besteht durch einen beständigen Wechsel des Niederstehens zum Vorden und der Wiedererhebung. Die Macht der allgemeinen Schwere ist es, welche den ganzen Leib und insbesondere beim Gehen den aufgehobenen Fuß hinabzieht nach dem Planeten, der ihn trägt, die eigene Lebenskraft des Muskels erhebt ihn zum Weiterstreiten auf seinem Pfade. Die Schwingungen der Luftwellen, welche der Ton erzeugt, sind für unser sinnliches Forschen noch mit Sicherheit erkennbar. Ungleich weniger sind dies die Schwingungen der Wellen des Aethers, welche nach den Lehren der Physik der Lichtstrahl bei seiner prismatischen Zertheilung in die rothe oder violette Farbe hervorruft. Bei dem Lauf der Weltkörper auf ihren Bahnen durchdringen sich ohne Aufhören und in einem für unser Wahrnehmen nicht unterscheidbaren Wechsel der Drang zur Beugung nach der anziehenden, herrschenden Macht, welche, als Sonne, in der Mitte der Bahnen thronet, und die Regung des Schwinges, durch welche das geschaffene Leben in eigener Kraft einhergeht. Beide kommen dem endlichen Wesen gleichzeitig aus demselben Quell: aus der Macht des Schöpfers, welche wie der Athem in eine lebende Brust, in die Creatur eingeht und aus ihr ausgeht. Denn der sie durchwirkende Zug der Schwere nach der herrschenden Mitte hin ist der eingehende, der Trieb zum Fortschreiten ist der ausgehende Athemzug. Bei den lebenden Geschöpfen unserer Sichtbarkeit steigt sich oder sinkt mit der Vollkommenheit oder Kraft des Athmens zugleich auch die Vollkommenheit und Kraft des ganzen Wesens. So wächst auch bei den Weltkörpern das Maß der selbständigen Fortbewegung auf der eigenen Bahn mit der Anregung, welche als Zug der Schwere aus der herrschenden Macht der Mitte kommt. Je näher die Sonne, desto kräftiger und tiefer ist die Beugung der Wandelsterne nach dieser hin,

deso kräftiger und schneller aber auch der Fortschwingung ihrer eigenen Bewegung auf dem Weg der Bahn."

Es folgt nun der Beweis durch astronomische Thatsachen, und daran knüpft sich die gleichnißweise Deutung, daß, wie in den Harmonien der bewegten sichtbaren Sphären das Gebet der anbetenden Cherubim uns vor Augen liege, so schon das Leben in der Zeit selig sei, wenn sein inneres, vor der Welt verborgenes Atmen ein beständiges Beugen der Demuth und zugleich ein Ausflug der kindlichen feurigen Liebe vor ihm und zu ihm ist, der das Leben gab.

Sehr häufig sind die Betrachtungen, die sich an Vessels Forschungen über die großen, unsichtbaren, planetarisch dunkeln Körper, um welche der Syrius, der Procyon, die Spica und der Doppelstern α im Centaurus je ihren Kreislauf beschreiben, anlehnen, und der Uebergang, der vom materiell Unsichtbaren und doch Gewissen zu dem geistig Unsichtbaren noch Gewissern genommen wird; ebenso die Bemerkungen über das Selbstgefühl und die parallelen Erscheinungen in der Thierwelt; der Vergleich der ruhenden und schwebenden Magnetenadel mit der Verbundenheit und Freiheit des Geistes; die Anwendung der Photographie und ihrer natürlichen Wunder auf Gottes Schöpferkraft und — noch schlagender — auf das Gewissen; endlich die Parallele zwischen der vom Sticksäure getrennten Lebensluft (wie der Verfasser stets statt Sauerstoff sagt) und der im Zustande der magnetischen Glase bis zu einem gewissen Grade der Entbindung von ihrem Leibe gelangten Seele. Der Verfasser bezeichnet diesen Zustand als einen ungewöhnlichen, meist krankhaften, bemerkt, daß die Seele dabei in jenen Gesichten und wunderbaren Offenbarungen, welche die bethörte Menge als göttliche zu preisen pflegt, in eine geistige Lebensgefahr gerathe, und erklärt sich entschieden gegen die „Kasereien des hochmüthigen Kürnisses, mit welchem die Schwärmergeister unserer Tage einen Verkehr mit der Geisterwelt, ja mit der Gottheit selbst durch ein kindisches Gaukelwerk ihrer Psychographen und ähnlicher Dinge zu erzwingen suchen". Ueber das Hellsehen selbst äußert er sich in der Parabel: „Das magnetische Mitgefühl." Er erinnert an den Kompaß. „Der Pel, nach welchem das Ende der freischwebenden Magnetenadel hingelehrt ist, liegt von ihr in einer, im Vergleich mit der Länge einer so kleinen Nadel gleichwie unermesslichen Ferne ab, welche, wenn wir den Ausdruck von einer höhern Lebensstufe hernehmen wollen, für sie eine unsichtbare, unerreichbare ist. Der Kompaß ist in seiner Art und nach seinem Maße gleichsam mit einem Hellgesicht begabt worden, welches über die zunächst sichtbare in eine unsichtbare Welt hinüberschaut. Auch die Natur des Menschen, selbst des fleischlichen, kann die Gabe eines solchen Hellgesichts empfangen, welches mit einer Klarheit, als stände es vor Augen da, auch das sieht, was dem Blick durch dichte Scheidewände oder weite Entfernung entrückt ist. Ja selbst das, was noch nicht vorhanden und nicht geschehen, sondern ein Künftiges ist, steht vor diesem Hellgesichte wie ein schon Gegenwärtiges und Geschehenes da." Die Betrachtung geht sodann zu Analogien aus der Thierwelt über. Auch das Thier, wiewol unbewußt, könne aus dem engen Kreise seines besondern in die weiten eines Allgemeinen entrückt werden; so die Henne beim Brüten, so jene Thiere, die nicht bloß von der Ernährung und Pflege des eigenen Leibes hinweg, sondern die in den Tod geführt würden, damit aus ihnen, wie aus den aufgelösten Samenkörnern die Saat eines neuen Geschlechts hervorgehe.

Der Vergleich zwischen dem Ferngefühl des Kompasses und dem Fernsehen im Zustande der magnetischen Glase hat viel Blendendes und Gewinnendes. Der Mensch ist auf jedem Schritt und Tritt von so viel unerklärten Wundern der Schöpfung umgeben, daß wir dem Verfasser, ganz abgesehen von den sogenannten Thatsachen, die Möglichkeit einer gewissen Entbindung der Seele von ihren regelmäßigen Beziehungen zum Leibe gern zugestehen wollen; rückfichtlich der Tragweite aber, mit welcher in diesem Zustande ihre Kräfte in den Kreis eines allgemeineren Lebens hinüberwirken, möchten wir die Grenzen so eng als

möglich gezogen wissen, und ganz insbesondere werden wir uns von einem Hellgesicht für ein „Künftiges" niemals überzeugen können. Man denke nur an Klopstock's „Ursach wird die Freiheit von Handlungen, die der Allwissende selbst nicht vorher mit Gewißheit weiß"; und an Dante's ähnlichen Ausspruch:

La contingenza, che fuor del quaderno

Della vostra materia non si stende,

Tutta è dipinta nel cospetto eterno

Necessità però quindi non prende,

Se non come dal viso, in che si specchia

Nave, che per corrente giù discende.")

Und über die Consequenz der Freiheit, mit welcher der Genius eines Klopstock und Dante selbst die Allwissenheit Gottes nicht zu vereinigen weiß, sollte eine kurzschichtige, krankhaft erregte Menschenseele hinwegkommen? Doch genug; wir schließen mit einer Stelle, in welcher der Verfasser einen Rückblick auf sein eigenes Leben und Streben zu geben scheint:

„Ein schriftgelehrter Geist lieft im Buch der Werke den Inhalt des Wortes der Offenbarung. Und wenn man ihm seinen großen Hang zum Nachgehen und Aufsuchen des Wunderbaren zum Vorwurf macht, dann kann man darauf sagen, daß, wenn er so gern nach einer Welt des Unsichtbaren und Geistigen über und in der Welt des Sichtbaren und Vergänglichen forschte, so endlich einfältig sich hing an den Glauben an eine solche unsichtbare Welt, wie an ihre Einwirkung in die sichtbare, es ihm ergötzen konnte wie einem Kinde, das die Stimme des Vaters hört. Es läuft eilig dahin, findet aber den rechten Ort nicht, woher die Stimme kommt, sondern verirrt sich hinter einem andern Busche. Aber es hat die Worte der Stimme dennoch gehört und verstanden, die Worte: Groß und wundersam sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott!"

Hiermit wollen wir uns von dem ehrwürdigen Veteran verabschieden. An zwei Stellen (S. 187 und 204) sind ein paar Rechnungsirrhümer, die jedoch der nachrechnende Leser leicht selbst entdecken und verbessern kann; und unklar ist es uns geblieben, weshalb S. 324 Gratian zum Sohne Theodosius des Großen gemacht wird. Im übrigen aber können wir wiederholt versichern, daß das Werk von ungeschwächter Kraft und Frische zeugt, von der wir wünschen, daß sie der Verfasser auch in das neunte Decennium seines Lebens mit hinübernehmen und fruchtbar machen möge.

Wir gehen nun von der ungebundenen zur gebundenen Rede über. Das „Hausgärtchen für Kinder Gottes" von Siegfried (Nr. 2) enthält Johannisblumen, Lorbeerbaum, Oculus Christi, Schneckenglocken (Neujahreslieder), Palmen, Passionsblumen, Sonnenblumen (Osterlieder), Trauerweiden (zum Bußtag), Cedern (Himmelfahrtlieder), Pfingstrosen, Kleeblatt, Rosen von Saron, Brennende Liebe, Kreuzblumen, Nachtviole, Rittersporn (Lieder gegen Welt und Teufel), Weiden, Hängebirken, Hauswurz, Noli me tangere (ein Lied auf Logos) und Caritas grandiflorus (zwei Psalmen nach Ps. 22, 2. 3). Die Phantasie des Dichters scheint sich mit der in dieser Nomenclatur liegenden Symbolisirung erschöpft zu haben; denn abgesehen von den beiden Psalmen, die nach Art der Luther'schen Psalmenübersetzung, in Prosa geschrieben und von davidischem Geiste getragen sind, jedenfalls das Beste in der ganzen Sammlung, ist die Poesie nur spärlich in derselben vertreten. Es sind fremde Betrachtungen, aber keine echten Gedichte, was wir hier vor uns haben. Wir hätten gern die gesuchten und oft selteneren botanischen Titulaturen in den Kauf genommen, ohne das Nichtsein des

*) „Paradiso", 17. 37 fg.

Der Zufall, welcher über jene Schranken,

Die euer Stoff auch setzt, sich nicht verbreitet,

Legt vergemeint im ewigen Gefaßten,

Doch so, daß er davon nicht Zwang erleidet,

Wie von dem Aug', in welchem es sich spiegelt,

Das Schiff nicht, das den Strom hinuntergleitet.

guten Geschmacks zu scharf anzulegen, wenn wir nur den theilweise hochtrabenden Benennungen zum Trost das, was man im Hausgärtchen sucht, wirklich gefunden hätten, nämlich Lieder gleich den Blumen, den duft- und farbenreichen frischen Kindern der Natur, von denen jedes, auch das einfachste Blümchen, sein eigenes individuelles Leben und seine volle Lebensberechtigung hat, und zwar letztere durch seine selbständige Entfaltung, durch die wunderbare Kraft, von der es bis zu den kleinsten Theilchen herab geschwellt ist, und durch die Harmonie, mit der sich diese Theilchen zum schönen Ganzen zusammenfügen; eine Lebensberechtigung, die ihm in tausendfach höherm Grade zusteht, als einem Gedicht, dem diese Vorzüge fehlen. In einzelnen Gedichten der Sammlung wie: „Die stille Nacht“, „Bitte um Weiland“, „Jesus mein Retter“, und in den Nachtwachen, Kammersporen und Beilichen zeigt sich theils frischer Kraft, theils hier und da ein poetischer Anhauch; aber ein Gedicht, welches durch Vereinigung der angedeuteten Vorzüge die volle Weihe erhalten hätte, haben wir nicht auffinden können, wir müßten denn etwa dem Dichter zu Hülfe kommen und von dem Gedicht „Die stille Nacht“, das aus sechs Strophen besteht, die letzte als Lied für sich hinstellen:

Dein Tagewerk neigt sich zu Ende,
Das letzte schwere Stündlein naht;
Du fallest zitternd keine Hände
Und bittest Gott um Trost und Rath.
Mit Furcht blickst du zum Weltenrichter —
Da wird's in deiner Seele lichter;
Als reiche Ernte dürst'ger Saat
Schaust du des ew'gen Lebens Pracht
Nun durch der Gnade stille Nacht.

Mit diesem könnten wir uns vollständig befreunden. An dem äußern Vorzuge einer leichten Versification und fließenden Sprache fehlt es der vorliegenden Sammlung nicht, wiewol sie einige merkwürdige Tropen aufweist, als: „Für mein kleinsüßlich Verzagen“ und „Kleingläubiger ich bin hier“, auch die Grammatik unter dem Meime leidet läßt:

Damit er unberührt bleib
Von dieser Erde Mangel.

Mangel reimt sich nämlich auf Engel, und so mußte die Dativform der Nominativ- und Accusativform weichen. Der Dichter weiß, nach den bereits erwähnten zwei Psalmen zu urtheilen, mit Wärme zu schreiben. Wenn er sich in der Production auf den Moment der Weihe und in der Composition auf die harmonische Entwicklung des einen im Moment der Weihe gekommenen Grundgedankens beschränken wollte, so würde er, wie wir glauben, sein Hausgärtchen nicht ohne Erfolg besellen können, jedoch vielleicht besser in ungebundener als in gebundener Rede.

Schuler bringt uns eine neue Bearbeitung des „Ocherliedes“ (Nr. 3). Er widmet dasselbe der Jungfrau Maria, die ihm in der Sulamith allegorisch dargestellt erscheint, und bemerkt im Vorworte, „er hoffe eine nicht unwillkommene Gabe allen jenen zu leisten, welche zwar Freunde der Dichtkunst; aber durch die Gezeugnisse so vieler Profandichter abgeschreckt, sich ferner am Dufte der Poesie zu erfreuen, in neuerer Zeit sich nun wieder derselben zugewandt, seitdem neuere Poeten angefangen, dem Geschmack an sittlicher und heiliger Kunst eine mit mehr oder weniger Geschicklichkeit bereitete Nahrung wieder zu bieten.“ Der Dichter geräth sodann der Schwierigkeiten, die bei der Arbeit zu überwinden gewesen, schließt mit einer captatio benevolentiae, fügt aber bestimmungsachtet, an „die Inspiration des begeisterten Originals“ anknüpfend, hinzu, daß er „fast wunderbar von oben unterstützt worden sei“. Bei der Uebersetzung von solcher Unterstützung hätte sich der Dichter die captatio benevolentiae ersparen können. Nach der mittheilten Stelle aus dem Vorwort könnte man sich versucht fühlen,

ihn jener einseitigen ästhetisch-katholischen Richtung zuzuzählen, gegen die wir uns in frühern Artikeln ausgesprochen Gelegenheit hatten. Dies ist aber nicht der Fall. Sein ästhetischer Gesichtskreis ist ein weiter und vorurtheilsfreier. Die Dichter neuerer Zeit, die er im Sinne hatte, sind diejenigen, „die ihre Blicke dem Orient zuwandten und ihn aufschloßen, wodurch neues Leben in die blutlosen Adern unsers Lebens gegossen ward“.

Schuler legt der biblischen Poesie deshalb eine so besondere Größe, Tiefe und Schönheit bei, weil keine Poesie gleich ihr so materiell und ideell, so frei sinnlich und streng sittlich, so natürlich und übernatürlich zugleich sei. Er nennt den Hieb den jüdischen Faust, durchweht von dem in der Geduld geprüften Glauben des Gerechten; die Psalmen die halbe Lösung dieses sphinxhaften Räthsels, darin die in der Geduld genährte Hoffnung des christlichen Gnadenlebens vorwalte; und das dritte, bedeutendste Kunstwerk der heiligen Dichtung, das Hohelied, eine Offenbarung von der Bedeutung des Menschenlebens, wo zum Lohne der geprüften und ausharrenden Geduld Gott und Menschheit sich gleichsam im Ruffe der Liebe begegnen. In dieser Idee findet er den Vereinigungspunkt für die verschiedenen Ansichten der kirchlichen Interpreten, welche unter der Sulamith bald die Seele, bald die Kirche oder die Synagoge, bald Maria verstehen; denn die Kirche sei ja der ideale und doch reale Comppler der Seelen, Maria aber die Personification der Kirche, kurz es handle sich bei allen Auffassungen um das eine: „die Liebe Gottes zur Menschheit“.

Die Idee an sich ist trefflich. Es läßt sich kein herrlicheres Bild denken, als den anthropomorphisirten Gott als Bräutigam mit der idealisirten Menschheit als Braut zu vermahnen. Wie viel großartiger ist ein solcher Liebesbund der Seele mit Gott als das indische Zurückfallen der Seele in Gott: statt Erdrückung und Vernichtung des individuellen Wesens Erhebung desselben zur göttlichen Ebenbürtigkeit, statt Tod höchstes schöpferisches Leben! Idee und Darstellung derselben sind aber zwei sehr verschiedene Dinge. Die Poesie hat die Aufgabe, das Geistige zu vernünftlichen, aber im Gebrauche der sinnlichen Mittel sind ihr bestimmte Grenzen gezogen. Nicht alles Sinnliche, nicht alles echt Naturgemäße, nicht alles sittlich Gerechtfertigte, ja selbst nicht alles durch die Weihe der Religion Geheilte ist poetisch oder plastisch ausprechbar. Wir erinnern an Montaigne's goldenes Wort: „Telle est la sagesse de la nature, que ce qui ne serait rien sans la loi de la pudeur devient d'un prix infini depuis cette heureuse loi, qui fait le bonheur de l'univers.“ Die hiernach schon dem erotischen Liebesgezeugenen ethischen Schranken müssen bei dem religiösen Liebesdoppelt streng eingehalten werden. Wollte es unter dem Vorwande, daß die Tendenz die gebrauchten Mittel rechtfertige, sich von dem allgemeinen Gesetze emancipiren, so würde es die Regel, daß, je höher der Standpunkt, desto bindender das Gesetz, weil desto gefährlicher die Uebertretung, gänzlich verkennen. Nun würde ganz gewiß nur eine Stimme darüber sein, daß das Hohelied die für die Darstellung des Sinnlichen gezogenen Grenzen mitunter überschreite, wenn es nicht in den Kanon der heiligen Schriften aufgenommen worden wäre. Die Inspirations-theorie ist freilich um die Antwort nicht verlegen, obgleich die Synagoge ihren Angehörigen bis ins dreißigste Jahr untersagte, das Gedicht zu lesen. Schuler bemerkt: „Die Kirche Christi konnte dies Verbot unterlassen, theils weil sie ein viel reicheres Gnaden- und Geistesleben hat, theils weil nur eine Wolke der herrlichsten Auslegungen den Verstand des Lesers deute.“ Wir aber meinen, daß sich durch die Gegensätze jene Ausbreitung erst recht schroff hervorhebe; und wenn wir auch zugeben wollen, daß die ethischen Nachtheile durch „die Wolke der herrlichsten Auslegungen“ vielleicht beseitigt oder doch gemildert werden können, so ist dies im Hinblick auf die ästhetischen Gebrechen, die sich aus den Contrasten in vollster Stärke entwickeln, gewiß nicht der Fall. Schon von diesem Gesichtspunkte aus müßten wir auf die ganze Frage näher eingehen, indem damit zugleich unser Urtheil über das sonst recht tüchtige Werk Schuler's ausgesprochen wird.

Die Inszenierung ist nämlich mit großem Scharfsinn und so geschickt hergestelt, daß unter genauem Anschluß an den biblischen Text, ohne Verschiebung und Zusatz, und mit nur sehr wenigen unbedeutenden Abänderungen ein vollständiges Drama gewonnen wurde. Bis Kap. 4, 7 schließt sich diese Gestaltung ziemlich an die Gualb'sche (vgl. Nr. 22 b. Bl. f. 1853) an: Eher der Frauen, Sulamith, Dialog zwischen Salomo und Sulamith — das alles im Brunnfall —; dann dieselben im Weinsaal: Sulamith neben Salomo, wo sie entschlüßt; Salomo 2, 7; Traum der Sulamith 2, 8 bis 3, 4; Salomo 3, 5; dann der feierliche Einzug in die Residenz; Salomo, Sulamith und Gäste im Prachtsaal 3, 5 bis 4, 7. Von nun aber weicht die Inszenierung von der Gualb'schen ab. Der Dialog zwischen Salomo und Sulamith und die Ansprache der ersten an die Gäste reicht bis 5, 1. Hiermit schließt der erste Act. Im zweiten ist Sulamith im Schlafgemach allein und im halben Traum bis 5, 7; Dialog mit dem Eher der Frauen bis 6, 1; Scene im Garten zwischen Sulamith und Salomo bis 6, 9, Abschnitt 1. Eher der Frauen, Abschnitt 2. Salomo hatte sich entfernt, und es tritt Aminadab, ein fremder Fürst, als Versucher, zu Sulamith; Dialog zwischen beiden bis zu Kap. 7, wo ihn Sulamith mit Vs. 10 und 11 schließt und an des wiedererscheinenden Salomo Brust flieht. Die letzte Scene zwischen Sulamith, Salomo und den Frauen schließt mit 8, 4. Der dritte Act, 8, 5 bis zum Schluß, spielt in Sulamith's Heimath, wohin ihr Salomo gefolgt ist. Im allegorischen Sinn umfaßt der zweite Act „die Tage nach dem Tode Christi bis zu seiner Himmelfahrt“, der dritte „die Ehre Christi und seiner Kirche bis ans Weltende“. Die allegorische Deutung ist dem Gedanken nach fast durchaus ansprechend; inwiefern aber rücksichtlich der dazu verwandten Mittel unser obiges Urtheil begründet gewesen sei oder nicht, möge der Leser nach einigen Beispielen selbst beurtheilen. Wir stellen dabei die Auslegung, die am Schluß des Gedichts angefügt ist, unmittelbar neben die hervorgehobenen Abschnitte und lassen durchweg nur den Bearbeiter sprechen:

„O daß er, daß er mich küßte
Mit dem Kuß des Mundes sein!
Süßlicher sind seine Brüste
Als der angenehmste Wein.“

„Der Kuß ist die höchste Liebesvereinigung. Wie groß das Glück der Braut sei, heben schon damit ihre Genossinnen hervor. Sie wird beneidet um seinen Kuß. ... Wer in die innigste Lebensgemeinschaft mit Gott treten will, kann es nicht aus sich; Gott muß mit seiner Gnade den Anfang machen. Werkwürdig ist auch, daß im Hebräischen „küssen“ und „unterweisen“ ein und dasselbe ist. Ohne Erkenntniß keine Liebe. ... „Brüste“ statt Milane, das Concrete fürs Abstracte, bedeutet die wärmste, nicht bloß mütterlich starke, sondern auch mütterlich zartfühlende Liebe. Die Kirche legt Christo an der Brust und saugt die Milch der Gottheit.“

Sulamith im Brunnfalle des Frauenpalastes (Harem).
Eingeführt hat mich der König,
Hier in die Gemächer ein,
Ich frohlocke jubelnd.
Kreuz mich an ihm allein.

„Sulamith erhebt nun ihre Stimme. Nicht sie, die arme Hirtin, hat sich eingebrängt; der König hat sie in sein Serail eingeführt. Die Kirche ist von Christus eingeführt.“

Meinem Rossegevan am Wagen
Pharaos verglich ich dich,
Turteltauben muß ich sagen,
Reis' von deinen Wangen ich.

„Diese Bilder, obwohl uns fremdlich, sind doch schön. Das vorhin so schüchterne Bräutchen wird nun eine anmuthsvolle, hohe, majestätische Königin. Sie ist stolz und feurig, stark wie Salomo's edle Rosse am Königswagen, den ihm der Pharaos von Aegypten, sein Schwager, gesendet hatte. Aehnliches sagt Horaz von Lyde, „welche gleich dreißährigem Rosse“

auf offenen Fluren gaukelnd spielt und Verührung schreit“ (III, 1). Aehnliches Theokrit von Helena: „Wie das thessalische Rosse am Wagen prangt, so war auch die rosenwangige Helena“ (Idyl., 18). Ihre Wangen werden mit Turteltauben verglichen. Wie die Tauben rein und keusch sind und nach Verlust des Gatten keinem andern mehr sich vermählen, so die unbefleckte Kirche, die alleinige Braut Christi.

Du bist held, und niemals welle
Ist von Blumen unser Bett.

„Der Altar der Kirche, das Lager des Bräutigams, ist nie welle, immer blühend und grün.“

Wie ein Apfelbaum im Haine
Unter Baldreebäumen steht,
Also blühend auch der Meine
In der Männer Mitte geht.
Ich genieß' mich an ihn schmiegend,
Wie verlangend ich's gesucht,
Unter seinem Schatten liegend,
Die dem Gaumen süße Frucht.

„Um so viel zieht Sulamith ihren Bräutigam allen andern Männern vor, als ein blühender rustender, fruchtschwerer Apfelbaum den Vorzug hat vor unfruchtbaren Baldreebäumen. Eine Anspielung auf das Kreuz Christi und auf den Apfel im Paradies. Besonders unter Apfelbäume pflegen sich die Liebenden zu setzen; der Apfel ist eine Hieroglyphe der Ruhe. Schattenruhe, Erquickung. Die dem Gaumen süße Frucht ist die heilige Eucharistie, der Fronleichnam, der als Frucht an dem Baume des Kreuzes hing.“

Seht des Königs Brautheit fertig
Aus der Cedernbäume Frucht!
Silbern sind die Fußgestelle,
Und die Lehnne glänzt von Gold;
Purpurn ist der Polster Welle,
Mitten schmück's die Liebe hold.

„Das Brautbett ist das Kreuz; es ist aus Cedern, d. h. ewig. Silber ist das Bild der Reinheit. Hier wohnt die reine Schwester- und Bruderliebe. Am Kreuze hat sich die Gottheit mit der Menschheit, Christus mit seiner Kirche vermählt. Von hier aus geht die Vereinigung der Kirche vor sich, mit seinem Fleische und Blute, mit seiner Gott- und Menschheit. Hier das erste Sacrament der Ehe leiblich, geistig der heiligen Eucharistie. Und diese Milane, sie ist rein wie das Silber, göttlich wie das Gold, das ein Bild Gottes ist. Der Polsterwelle Purpur = sein Blut, das ihm vom Leibe rinnt. Mitten die Liebe, er selbst, die Liebe um der Töchter Jerusalems willen.“

Mag man nun auch Stellen wie die hier ausgewählten — andere, noch sinnlichere, legt der Bearbeiter geschickt dem Versucher Aminadab in den Mund — im ertölichen Liebe zulassen, so gewinnt die Sache doch ein anderes Ansehen, wenn das letztere zur Allegorie des Heiligen erhoben wird. Schon die Neben-einanderstellung dieser nach allen Richtungen sich diametral entgegengesetzten Dinge, schon die bloße unmittelbare Verbindung von profan und heilig, von höchstem göttlichen Entsagungs-schmerz und vollster, stark ausgeprägter Sinnlichkeit, wie wir sie hier in den Purpurpolstern des Harems und dem Blute des Gefrenzigen uns vor Augen gebracht sehen, widerspricht jedem gesunden Gefühl; und wenn nun vollends gar vermöge der Allegorie das eine zum Repräsentanten des andern gemacht wird, so steigert sich die Gefühlsverletzung bis zur Unerträglichkeit, Allein auch da, wo die Gegensätze minder scharf sind, bedünkt es uns, als ob damit noch immer viel zu stark gegen Joh. 4, 24 verstoßen, und als ob durch eine derartige Verfläuslichung des Geistigen das Sinnliche nicht, wie dies doch der Zweck ist, zum Geistigen emporgehoben, sondern vielmehr das Geistige zum Sinnlichen herabgedrückt werde.

Die lyrisch-epische Dichtung „Die Braut der Kirche“, von R. Stelter (Nr. 4) gehört nur insofern in unsern Bereich,

als es sich darin um Bekämpfung eines religiösen Irrthums handelt. Die Braut der Kirche ist ein unglückliches Mädchen, das den Schleier nehmen muß, um ein Gelübde der Keitern zu lösen. Hierdurch wird sie und ihr Geliebter dem Verderben preisgegeben. Der Dichter zeigt aber das Unselige eines derartigen Gelübdes nicht bloß am Untergange der Opfer, sondern auch an der späten trostlosen Reue des Vaters, der das Gelübde gethan hatte. Die Absicht ist gut, von der Ausführung können wir nicht dasselbe sagen. Die Erfindung ist dürftig, die Darstellung läßt bei hier und da durschimmernden poetischen Einblicken doch vielfach das Talent zur Composition größerer zusammenhängender Dichtungen vermissen, und die Form, zwar im ganzen gewandt und fließend, leidet stellenweise (wie z. B. S. 31, 34, 43, 47, 53) an unverzeihlichen Flüchtigkeiten und Härten, ja selbst sinnstörenden Auslassungen und falschen Constructions.

Wir schließen mit einem bisher unbekannten geistlichen Liebedichter des vorigen Jahrhunderts. Der elsfässische Zimmermann, dessen Lieder (Nr. 5) von Stähelin und Wackernagel hier eingeführt werden, heißt Johann Michael Riedert; er lebte von 1727—1808, und Wackernagel zählt ihn zu den „ausgewählten, begabten und begnadigten“ Menschen. Nicht eine breite Strömung der Zeit, noch die befruchtende Atmosphäre eines ihn rings umgebenden christlichen Lebens, sondern ein plötzlicher Gnadenstrahl sei es gewesen, der dem Dichter über die Offenbarung durch die Natur hinaus den Weg zu der Offenbarung in Christo gewiesen und die selige Wiedergeburt in ihm eröffnet habe; und diese zwiesache Abgeschlossenheit von der Welt sei bei Beurtheilung seiner geistlichen Liebedichtung, die sich an Zerklügten und Paul Gerhardt anlehne und diese Dichter nicht sowohl nach, als verwandtschaftlich wiederklänge, nicht außer Acht zu lassen, um ihr in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln gerecht zu werden.

Ueber die Entdeckung des Dichters und seinen schriftstellerischen Nachlaß gibt Stähelin folgende Auskunft. Ein elsfässischer Geistlicher, ein Großsohn Riedert's, besitzt noch sechs Bände seiner Tagebücher, die in der Familie fort und fort in Ehren gehalten und gelesen werden. Um sie für weite Kreise fruchtbar zu machen, sandte sie derselbe an das Comité der Tractatgesellschaft zu Basel, und Stähelin erhielt sie, um nach Wesiden einen Tractat daraus herzustellen. Dies schien ihm unthunlich, die geistlichen Lieder aber, die den größten Theil der Handschrift ausfüllten, erregten sein höchstes Staunen, und es schien ihm unrecht, sie in der Dunkelheit zu lassen. Stähelin schickte den Liedern auf Grund einer vom Unsel des Dichters ihm zugekommenen Lebensbeschreibung eine biographische Notiz voraus, welche sich jedoch hauptsächlich mit seinem innern Leben beschäftigt und das äußere, namentlich eine Reise nach Ostindien und einen siebenjährigen Aufenthalt in Ceylon, nur andeutet. Alles, was wir darüber hören, ist Folgendes. „Am 22. Januar 1749 landete er nach manchem Abenteuer und nach mancher Vereicherung seiner Erfahrung, die er in den Tagebüchern oft gar anmuthig schildert, auf der Insel Ceylon und trat dort in der Hauptstadt Colombo bei einem Meister seines Gewerbes in Arbeit. Sieben Jahre ist er dageblieben; nach seinem innern Leben, wie aus späteren Bekenntnissen hervorgeht, noch ohne wirkliche Erfahrung der sündenvergebenden Gnade und Liebe Christi, aber im übrigen ein was man nennt rechtschaffenes und ehrbares Leben führend und nichts weniger als gleichgültig gegen die göttlichen Dinge. „An jedem Orte, wohin ich auf meinen Reisen kam“, sagt er selbst, „besuchte ich überall zuerst die Kirche.“ Auch die Natur erfreute ihn bereits am meisten, wenn er sie als die Schöpfung Gottes betrachtete. Seine Tagebücher sind voll von recht ansprechenden Beschreibungen des Merkwürdigen, das ihm auf diesem Gebiete in der fremden Zone vor Augen trat; mancherlei Abbildungen finden sich daneben, die sein andeutendes Talent verrathen, und hier und da steht schon ein geistlicher Lieberevers dazwischen oder ein Aufsatz über die

gögenbienenförmigen Religionen, die er rings um sich her in Uebung sah.“

Seinweh führte ihn in die Heimat zurück und ließ ihn das im fernem Lande gebotene äußere Glück verschmähen. Er mußte sein Handwerk zur Kunst zu erheben, stattete das Steinthal mit Uhren aus, versuchte sich als Orgelbauer, studirte naturgeschichtliche, geographische und astronomische Werke, blieb bis ins höchste Alter strebsam, mit ungeschwächtem Interesse für neue Erfindungen und Verbesserungen auf den menschlichen Arbeitsgebieten, und freute sich noch im achtzigsten Jahre darüber, daß „die Welt doch immer gescheidter werde“. „Alle diese mannichfachen Anlagen, Thätigkeiten und Reigungen“, bemerkt Stähelin, „erhielten nun aber erst ihren rechten Zusammenhang und ihre wirksame Bedeutung für das Leben unsers Freundes, als das Licht, „das alle Menschen erleuchtet“, in voller Klarheit in seiner Seele aufging; und es ihm gegeben wurde, ein verdhöntes und zu Gnaden angenommenes Kind seines himmlischen Vaters zu werden. Die trostlose Dede jener Zeit, in der das Wort der Wahrheit mehr als theuer, und die von dem Segen des Evangeliums kaum noch etwas wußte, mag die Schuld daran getragen haben, daß er trotz seines süßlichen Sinnes und seiner vielfachen Empfänglichkeit für die Gabe Gottes, bis in sein vierzigstes Jahr dahinging, ohne doch das Beste bei ihm zu suchen und von ihm zu empfangen.“ Es wird nun erzählt, wie sich auf die Frage eines Fremden: „Habt Ihr Jesus lieb?“ die große Umgestaltung seines Innern, das größte und heiligste aller Wunder, die Neugeburt durch Wasser und Geist, in ihm vollzogen habe, und hieran der Bericht über seine fernere geistliche Entwicklung und die wichtigsten in seinen Dichtungen ausgesprochenen Momente geknüpft. Hiermit wäre der Dichter charakterisirt. Die Form, in der sein Biograph von ihm spricht, wird je nach dem religiösen Standpunkte des Lesers mehr oder minder anziehen. Stähelin spricht den Wunsch aus: „Möge der reiche Herr, dem es gleich ist, durch viel oder wenig zu helfen, auch auf die Zeugnisse dieses „Stillen im Lande“ seinen Segen legen.“ Es fragt sich, ob es nicht besser wäre, wenn die „Stillen“ die Konsequenz ihres Namens nie vergäßen und ganz besonders über ihre innersten und geheimnißvollsten Hergangserfahrungen ein discretes Stillschweigen beobachteten, oder doch, wenn der Drang sie treibt, die göttlichen und christlichen Wohlthaten aus individuellen Bezeugungen zu verherrlichen, dazu eine Ausdrucksweise wählten, die sie von ihren übrigen Menschenbrüdern als mißler scharf abgefenbert erscheinen ließe — denn das Urtheil in solchen Dingen sollten wir alle billiger und christlicher Weise Gott überlassen —, allein wir sehen durch die Form auf den Kern und finden in dem Dichter einen guten Christen und wackern Menschen, der seinen Lebenslauf ewlich erfüllt, seinen Nächsten liebt und sich durch einen fortdauernd theilnehmenden Verkehr mit der Welt, ganz besonders aber mit einer fröhlichen Kinderschar, die er um sich zu versammeln pflegt und die gern seinen Worten lauscht, auch im Alter noch jung und frisch erhält. Der Herausgeber hat mit richtigem Takt nur eine knappe bemessene Zahl von Liedern des Naturdichters der Öffentlichkeit übergeben. Sie zeichnen sich durch Einfachheit, Kindlichkeit und innige Naivität aus, klingen auch manchmal im Tone höherer Begriffe wider. Nur selten zeigt sich jene Heuerlichkeit, der man sonst in der Richtung, welcher der Dichter angehört, häufiger begegnet, z. B. S. 51:

Ich bin's viel zu gewisse,

Wie kostbar, mild und süße

Schon dir mein Jesus schmeckt u. s. w. —

oder eine Wortspielerei, wie in der „Wunderbetrachtung“ und in dem Gedicht: „Die Schönheit Christi“, das sonst manches Schöne enthält.

Der Herausgeber hat, wie Wackernagel mit voller Billigkeit bemerkt, das Dargebotene nicht allein aus der alterthümlich und ländlich fehlerhaften Schreibung in unsere Rechtschreibung übertragen, sondern auch im übrigen noch die Fülle daranzulegen; und es scheint uns am Plage, gegenüber der großen Vorliebe,

mit welcher man von manchen Seiten her das alte geistliche Lied auch zum praktischen Gebrauche in völlig unveränderter Form wiederhergestellt wissen will, auf eine so bedeutende Autorität wie Mackernagel, dem gewiß niemand eine Geringschätzung des Alten zur Last legen wird, hinzuweisen. Er erklärt sich auf das bestimmteste dagegen, daß es Pflicht des Sammlers sei, „alle störenden Härten, alle Sprachwidrigkeiten, alle Mis- und Unverständlichkeiten, alle die Mängel des Aeußern, die nur von menschlicher Unbehelfenheit oder von einem entarteten Geschmack der Zeit verschuldet sind, unangestastet stehen zu lassen“ und begründet dies in folgender Weise:

„Die Gemeinde und die Kirche im Haus haben andere Bedürfnisse als der Sprach- und Literaturhistoriker, und gerade der Literaturhistoriker weiß, daß der Volksgefang (und der Gesang in der Kirche soll doch wol ein Volksgefang sein!) von jeher nur gelebt und weiter gelebt hat, indem er mit Geschlechtern wuchs und wechselte, und daß in solch lebendiger Weise schon der erste Anfang unsers evangelischen Kirchenliedes nur auf dem Grunde des Volksliedes fortgebaut, daß Luther selbst mehr als ein seiner Lieber mit Umänderung aus Altern, schon vor ihm gesungenen geschöpft hat. So war es dem Grundsatz nach, wenn auch nicht überall in der Ausführung, ein Verdienst des hannoverschen Liederbuchs von 1647, daß hier zuerst wieder mit Bewußtsein unternommen ward, das Kirchenlied den übrigen Fortschritten der deutschen Dichtkunst nachzubringen: jetzt aber, wo die belletristische Bildung noch viel allgemeiner, wo irgend wie auch der Niederste von ihr berührt ist, wäre es doppelt unrecht und ein Unrecht gegen die Kirche und das Kirchenlied selbst, eigensinnig hier an allem, auch dem Gleichgültigsten, auch dem Verfehrtesten der Ueberlieferung, nur weil es so überliefert ist, zu haften und damit diejenige Art der Dichtung, die allen andern vorzuleuchten sollte, dem Vorurtheil und der Geringschätzung preiszugeben, diesen Bach des Lebens abzumauern gegen die übrige Literatur, deren Strömung er verklären könnte.“

Otto Heubner. *)

Zur Shakspeare-Literatur.

Shakspeare's Romeo und Julia. Eine kritische Ausgabe des überlieferten Doppeltextes mit vollständiger Varia lectio bis auf Rowe. Nebst einer Einleitung über den Werth der Textquellen und den Verbau Shakspeare's. Von Tych. Rommensen. Altona, Stalling. 1859. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diese Schrift unseres gelehrtesten Kenners der ältern englischen Literatur und Sprache ist für die Originalwerke des großen Dichters, den Deutschland gleichsam adoptirt hat und unter die eigenen Söhne rechnet, von zu großer Wichtigkeit, als daß wir nicht den Versuch machen sollten, auch in weitem über die Gelehrtenzunft hinausgehenden Kreisen Interesse für sie zu erwecken. Sie bietet uns keineswegs eine neue Ausgabe von „Romeo und Julia“, sie liefert vielmehr nur den vollständigen kritischen Apparat zu einer solchen, und es handelt sich mithin um die Frage, ob und wie weit auch bei neuern Dichtern kritische Ausgaben ihrer Werke ein Bedürfnis sind und ob insbesondere zur Herstellung einer solchen Ausgabe Shakspeare's auch deutsche Gelehrte mitwirken dürfen und können. Oben weil es sich, darum handelt, werden viele der Schrift unbeschens den Rücken kehren. Denn sie stößt nicht nur auf die allgemeine Gleichgültigkeit unserer Zeit für alle Dinge, an denen kein sogenanntes praktisches Interesse haftet, sondern auch auf ein hartnäckiges Vorurtheil,

das um so schwerer zu bekämpfen ist, als es scheinbar, d. h. genäher dem Mißbrauch und den Uebertreibungen der philologischen Kritik, recht hat. Dies Vorurtheil nimmt verschiedene Gestalten an, je nach der Bildungsstufe derer, die es hegen. Wir wünschen zwar, sagen die einen, Shakspeare nicht nur in der Ursprache zu lesen, sondern auch in einem klaren, gereinigten und geläuterten Text, womöglich wie er aus der Feder Shakspeare's selbst geflossen; aber verschont uns mit euern kritischen Einleitungen, euern philologischen Commentaren, euern endlosen Conjecturenkriege und jenem Heere von Noten und Anmerkungen, die, nachdem sie einmal Platz gegriffen, täglich answellen, bis sie den Text fast verdrängt haben; dieses gelehrte Strohbrocken hat uns schon in der Jugend den Geschmack an den alten Classikern verborben, wir wollen uns dadurch nicht auch den Sinn für die lebensvolle Charakteristik, den sprudelnden Humor, das tragische Pathos Shakspeare's, das nicht am einzelnen Worte hängt, abkumpfen lassen! Die so sprechen, haben vollkommen recht, wenn sie mit ihren Vorwürfen die Silbenschere und Wortflauberei gewisser Philologen der classischen Literatur meinen, die ihrem Autor nicht eher genuggethan zu haben glauben, als bis sie jedes Komma, jeden Buchstaben diplomatisch belegt haben. Aber sie schütten das Kind mit dem Bade aus, wenn sie alle Noten, allen kritischen Apparat überhaupt verwerfen. Denn ein sicherer, kritisch gereinigter Text, der sich als solcher nicht auch ausweist, eine Verbesserung oder sogenannte Emendation, die ihre Nothwendigkeit nicht erhärtet, ist ein Gebäude ohne Fundament, ein Haus ohne Boden: im Gebiete der Kritik gibt es keinen Glauben auf Autorität.

Oben darum, rufen andere, fere mit der ganzen Kritik! Was kümmert es uns überhaupt, ob Shakspeare so oder so geschrieben hat, ob dies und jenes Wort aus seiner oder einer andern Feder stammt; gebt uns einen Text, der womöglich in jeder Zeile echte Schönheit des Inhalts und der Form zeigt, so wollen wir ihn dankbar hinnennehmen und freudig genießen, ohne die einzelnen Schönheiten nach ihrem Geburtsort und ihren Taufzeugen zu fragen. Wahrhaft künstlerischer Sinn begeistert sich am Kunstwerke und jür das Kunstwerk ohne Rücksicht, von wem es herrührt, und ob dieser Arm oder jener Fuß restaurirt ist, wenn er nur gut und schön restaurirt ist. Allerdings, so verfährt der wahrhaft künstlerische und poetische Sinn, und seine Gleichgültigkeit über den Ursprung des Werks oder einzelner Theile desselben ist vollkommen berechtigt. Aber diese Gleichgültigkeit hört nothwendig auf, wenn es sich fragt, ob dies oder jenes schön sei oder nicht (denn in diesem Falle ist es nicht gleichgültig, ob es von einem großen Künstler oder von einem Stämper herrührt); sie verliert sich von selbst, wenn, der menschlichen Natur gemäß, aus der Begeisterung für das Kunstwerk das Interesse für seinen Urheber hervowächst, wenn die Mannichfaltigkeit der Werke desselben Dichters den Geist zwingt, sie unter einem charakteristischen Gesamttypus zusammenzufassen, der nur die geistige Persönlichkeit des Dichters sein kann. Endlich kann vieles an und für sich schön sein und doch in dem Stil und Charakter eines größern Ganzen so wenig hineinpassen, daß es an der bestimmten Stelle unschön wird. Welch hantwärdiges Alles! werden wir erhalten, wenn es zufolge jener Gleichgültigkeit jedem Herausgeber Shakspeare's freistünde, den Text beliebig zu ändern, um Schöneres an die Stelle zu setzen! Wer sich die Mühe nehmen will, einen Blick in die ältern Ausgaben von Gannar, Warburton u. a. zu werfen, wird sich bald überzeugen, daß dies Verfahren nicht nur das historische Gepräge jeder Dichtung allgemach gänzlich verwischen und schließlich alle Literaturgeschichte unmöglich machen würde, sondern auch in ästhetischer Beziehung unvermeidlich zu Verunstaltungen führt, welche die Schönheit, auf die es allein jener hochästhetischen Gleichgültigkeit ankommt, mehr gefährden als alle Bedanterie philologischer Kleinmeister mit ihrer gependiennerischen Ehrfurcht vor dem überlieferten Buchstaben.

Noch andere endlich werfen uns ein: Woju sollen wir Deutsche um kritische Textausgaben des englischen Dichters uns

*) Der halbreiche Akt, durch welchen Heubner der Freiheit und den Seinen wiedergegeben wurde, gekattet und, jezt seinen Namen zu nennen, während seine bisherigen Beiträge zu d. Bl., deren Abfassung ihm während seiner Gefangenschaft in Wädheim gekattet war und um welche wir denselben um so lieber ersuchten, als er dadurch anderer Arbeiten überhoben wurde, den bestehenden Vorschriften gemäß nur ohne seinen Namen abgedruckt werden durften. D. Red.

bemühen? Uebrigens ist dies Geschäft dem englischen Gelehrten. Shakspeare ist ein deutscher Dichter geworden durch die trefflichen Uebersetzungen, die man aus seinen Werken gelieft hat; auf Deutsche wirkt er in ihnen besser und stärker als im Originaltexte; man verbessere also diese Uebersetzungen, man mache sie mehr und mehr dem Volke zugänglich: das ist alles, was vom Standpunkte der Kunst wie der nationalen Bildung und der Literaturgeschichte gefordert werden kann. Auch dieser Meinung liegt eine gewisse Wahrheit zu Grunde. Wer Shakspeare's Dramen im englischen Text nicht lesen kann oder mag, bedarf allerdings keine kritische Ausgabe desselben; dem größten Theil des Volks, vielleicht auch der Gebildeten, werden immer nur Uebersetzungen zugänglich sein, und eine gute Uebersetzung genügt allerdings, um eine Dichtung im ganzen und großen oder vielmehr im groben kennen zu lernen. Aber daß eine Uebersetzung, und wäre sie noch so vortrefflich, besser und stärker als das Original wirke, und daß zur Förderung der nationalen Bildung eine größtmögliche Ausbreitung der Kenntniß des Englischen nicht sehr wünschenswerth wäre, werden uns die deutschen Patrioten — zu denen wir uns selbst rechnen zu dürfen glauben — schwerlich je beweisen können. Jedenfalls konnte ein H. Voss erst entstehen, nachdem ein F. A. Wolf und seine bedeutendsten Vorgänger den Text der Homerischen Dichtung kritisch gesäubert und philologisch verständlich gemacht hatten; und ebenso war ein A. W. Schlegel erst möglich, nachdem ein Malone, Steevens, Chalmers u. a. den Shakspeare'schen Text, wenigstens in seinen Grundzügen, kritisch hergestellt hatten. An einer solchen Herstellung der Meisterwerke des klassischen Alterthums haben die besten Köpfe aller Nationen seit zwei bis drei Jahrhunderten gearbeitet. Shakspeare scheint uns einer gleichen Mühsal nicht unwürdig zu sein; jedenfalls hat er um die deutsche Literatur und die deutsche Bildung sich so verdient gemacht, daß es wie eine Pflicht der Dankbarkeit erscheint, wenn deutscher Fleiß und deutscher Scharfsinn das Ihrige beizutragen suchen, um die klare Schönheit des großen Meisters von den Verunstaltungen, die sie von Anfang an durch Nachlässigkeit und Rohheit, Annäherung und Unverständnis erlitten, zu befreien.

Kritik aber, bemerkt Mommsen mit Recht, läßt sich, wenn sie ernsthaft gemeint ist, nicht für den Theatralismus der Damen zu recht machen; bei jedem Versuch dieser Art müssen entweder die Kritik oder die Damen zu kurz kommen. Ernsthaft aber nennt er nur diejenige Kritik, die bei Shakspeare ganz nach denselben Grundzügen verfährt, nach denen seit Jahrhunderten die großen Gelehrten des klassischen Alterthums bei ihren Ausgaben der griechischen und römischen Autoren verfahren sind. Sie hat er sich zum Muster genommen, und jeder Kenner wird ihm das Zeugniß geben, daß er in Genauigkeit und Gründlichkeit bei Benutzung des Materials, in Scharfe und Gediegenheit des Urtheils hinter seinen Mustern nicht zurückgeblieben ist.

Demgemäß bildet den Kern seines Buchs der sorgfältige Wiederabdruck der beiden ältesten (Quart-) Ausgaben von „Romeo und Julia“, von denen die erste im Jahre 1597, die zweite 1599 gedruckt wurde und die nur noch in wenigen Exemplaren in England vorhanden sind. Beide sind von ungleichem Werthe, die erstere ist offenbar eine sogenannte Raubaussgabe (piratical edition), d. h. nur nach stenographischen Aufzeichnungen während der Aufführung des Stücks, ohne Wissen und Willen des Dichters, gedruckt. Die zweite dagegen ist für „Romeo und Julia“ die wichtigste, entscheidende Autorität. Denn sie ist einerseits aller Wahrscheinlichkeit nach die einzige, an welcher Shakspeare selbst mittel- oder unmittelbar sich betheiligt hat; andererseits bildet sie augenfällig die Grundlage, auf welche direct oder indirect sowohl die drei folgenden Quartausgaben des Stücks wie die vier bekannten Folioausgaben (der sämtlichen Werke) sich stützen. Dies weist der Verfasser in der Einleitung mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn nach, und charakterisirt dabei zugleich nicht nur die übrigen genannten Ausgaben, sondern auch den sogenannten *Verfälschter* Shakspeare (d. h. ein von Collier aufgefundenes Exemplar der zweiten Folioausgabe mit vielen hands-

chriftlichen Correcturen von der Hand eines Zeitgenossen). Danach kann es für jeden Unbefangenen keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Werth der ersten Folioausgabe viel zu hoch angeschlagen wird, wenn man sie allen Quartausgaben der eingetragenen Stücke vorzieht. In England vertritt diese Ansicht nur noch G. Knight, in Deutschland leider Delius, der seiner sonst so verdienstlichen Ausgabe dadurch beträchtlich geschadet hat. Die Einleitung des Verfassers gibt aber auch zugleich drei vortreffliche Abhandlungen über die Synkope einiger grammatischer Endungen, über den Versbau Shakspeare's und über den Reim, die jeder Lehrer der englischen Sprache mit großem Nutzen lesen wird und kaum ungelesen lassen darf.

Allein der Verfasser hat sich nicht begnügt, das Hauptmaterial für eine möglichst authentische Herstellung des Shakspeare'schen Textes von „Romeo und Julia“ zusammenzufstellen und kritisch zu sichten; er hat sich zugleich mit minutiöser Sorgfalt dem höchst mühevollen Geschäft unterzogen, alle übrigen in Betracht kommenden Ausgaben zu vergleichen und die abweichenden Lesarten, die sie darbieten, unter dem Text der beiden abgedruckten ältesten Quarteditionen zu vermerken. Damit ist jedem fünftägigen Herausgeber von „Romeo und Julia“ die gesammte *varia lectio* in übersichtlicher Form vor Augen gestellt, und somit auch jedem deutschen Kritiker die Möglichkeit geboten, mit den englischen Herausgebern um den Preis der Genauigkeit der Textrestitution wie der Besonnenheit und Scharfe des Urtheils zu rivalisiren.

Mommsen beabsichtigt ähnliche Zusammenstellungen auch für die übrigen Dramen Shakspeare's, von denen Quartausgaben sich erhalten haben, nach und nach zu liefern. Hände sein Unternehmen bei dem Publicum die gebührende Anerkennung, so wäre damit dem deutschen Geiste die Möglichkeit eröffnet, auch an den Shakspeare'schen Dramen die Meisterschaft philologischer Gründlichkeit und wissenschaftlicher Kritik zu bewähren, die ihm längst im Gebiete der klassischen Literatur wie des orientalischen Sprachentheils von allen Nationen zugesprochen ist, und damit jene Pflicht der Dankbarkeit gegen die Ruhen des größten dramatischen Dichters der Welt zu erfüllen.

Hermann Ulrici.

Literarische Notizen.

Der „Buchsmund“.

Joseph Anton Stranitzky, der Begründer des deutschen Theaters in Wien zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ist zugleich Verfasser des bekannten „Buchsmund“, einer Sammlung dramatischer Scenen, die ganzen Generationen komischer Schauspieler als Fundgrube des Witzes gedient hat. Ich habe über dies Buch kürzlich in der „Zeitschrift für Kulturgeschichte“ ausführlicher gehandelt, sehe mich aber jetzt in der Lage, berichtend hinzuzufügen, daß das Buch in einem merkwürdigen Verhältniß zu Gherardi's „Théâtre italien“ steht. Von dem Malster Weltheim behauptet Gervinus (III, 451), daß er „die Entwürfe in dem «Théâtre italien» von Gherardi, die aus dem Stegreif aufgeführt wurden“, benutzte. Diese Notiz ist insofern nicht ganz genau, als den Hauptinhalt von Gherardi's „Théâtre italien“ nicht Entwürfe, sondern vollständige Lustspiele oder wenigstens ausgeführte Scenen bilden und Gherardi sagt selbst: die vorliegenden Stücke seien nicht „des ces pièces italiennes, dont j'ai prétendu parler — quand j'ai dit, qu'on ne les saurait imprimer, à cause qu'elles sont inseparables de l'action et que les Italiens jouent sans rien apprendre par coeur: mais ce sont de celles où la troupe était obligée (pour se conformer au goût et à l'intelligence de la plupart de ses auditeurs) de faire insérer plus de français qu'elle n'y mettait d'italien et que Messieurs les auteurs appelaient Comédies françaises accomodées au théâtre italien“.

Robertson bezweifelt, daß Weltheim „die Entwürfe in dem «Théâtre italien»“ von Gherardi benutzt habe, da er schon um die Mitte der neunziger Jahre starb, das „Théâtre italien“ aber

erst 1694 zu erscheinen anfang. Wenn dieser Einwand wie es scheint vollständig begründet ist, so stellt sich dagegen zwischen dem oben genannten Handbuch deutscher Handwürde, dem „Fuchsmundi“, und dem „Théâtre Italien“ von Oherardi eine so enge, bisher meines Wissens nicht bemerkte Verwandtschaft heraus, daß wenn die Entstehung beider nicht auf ältere italienische Quellen zurückzuführen ist, Stranipsky von dem Vorwurf nicht freigesprochen werden kann, den Italiener in großartigem Maßstab geplündert zu haben.

Man vergleiche z. B. die Schilderung des Schlaraffenlandes bei Stranipsky und Oherardi, von der ich nur ein Stück zur Vergleichung mittheile:

Fuchsmundi. Der Kaiserliche Ballast ist von eitel Berg-Crystall gebaut, die Säulen an den Thoren bestehen aus lauter großen Toback-Rollen, das Dach ist von dem feinsten Kammer-Tuch, und die Fenster sind aus den feinsten Niederländischen Erigen gemacht.

Arlequin. Le Palais de l'Empereur est fait de Cristal mineral, les Colonnes du Portail de Tabac en Corde, le toit d'un fort bon Bouracan de Flandres et les fenêtres d'un des plus fins Points de France qu'on ait jamais vus.

Docteur. Das ist etwas unerhörtes, aber die Leute in selbigem Lande, essen sie auch wie hier?

Le Docteur. C'est bien particulier. Et comment vit-on en ce Pays-là? Y mange-t-on de même qu'icy?

Fuchsmundi. Sie essen und essen auch nicht.

Arlequin. Ouy et non.

Docteur. Wie soll ich dieses verstehen, daß sie essen und nicht essen?

Le Docteur. Qu'est-ce à dire, ouy et non?

Fuchsmundi. Sie essen, wenn man reden will von den Speisen, deren sie sich bedienen und essen nicht zu verstehen, auf solche Manier wie hier zu Lande.

Arlequin. Ouy pour les vires, ou y mange de tout ce que l'on mange icy et non pour la manière de manger, qui est toute differente de la notre.

Docteur. Das kann ich nicht begreifen.

Le Docteur. Comment donc?

Fuchsmundi. Der Herr höre mich nur.

Arlequin. Vous allez voir.

Und so weiter. Denn wozu weiter abschreiben; da auch das Folgende ziemlich wörtlich übereinstimmt, nur daß die Sache in „Fuchsmundi“ auf eine Scene beschränkt ist, während uns im „Empereur dans la Lune“ eine Reihe von Ausritten aus einem dreieckigen Lustspiel vorgeführt wird.

In einem der letzten Stücke des „Fuchsmundi“, in welchem neben Corneille, Racine und Molière auch Oherardi als solche erwähnt werden, die „Komödien gemacht haben“, findet sich jene hübsche Inhaltsangabe, die Fuchsmundi von einem Stück, genannt „Die Gindäckerung von Troja“, gibt. Diesem entspricht wieder eine Scene in „Arlequin Protee“. Auch hiervon eine kleine Probe:

Jungfer. Was vermerkt der Herr für eine Action zuerst zu präsentiren?

Colombine. Mais quelle Pièce jouerez-vous d'abord?

Fuchsmundi. Ich habe Willens, die Gindäckerung von Troja zuerst vorzunehmen.

Arlequin. Noi comincieremo per l'Incendio di Troia.

Jungfer. Gut! es gefällt mir nicht übel, es mag auch wohl von einem solchen Inhalt sein. Was will aber der Herr für einen Part machen?

Colombine. Ah si si, mi piace, il soggetto e buono. E che personaggio farete?

Fuchsmundi. Nothwendig den fürnehmsten, denn ich werde das Trojanische Pferd agiren.

Arlequin. Il personaggio principale. C'est moi qui feray le Cheval de Troie.

Jungfer. Ich weiß aber nichts davon, und möchte überaus gerne Wissenschaft davon haben.

Colombine. Ditemi per grazia l'istoria di questo incendio de Troia.

Fuchsmundi. Nun, es besteht darin — es ist folgender Massen zugegangen. Ach! es ist gar zu weitläufig zu erzählen.

Arlequin. Volontieri. C'est — c'est — mais tout le monde sçait cela.

Colombine. Io non la so e vorrei ben saperla.

Jungfer. Es ist nichts dran gelegen.

Colombine. C'est — mais cela sera trop long. Non importa.

Arlequin. Voicy ce que c'est. L'Incendio

So will ich es denn in kurzen Worten erzählen. Die Gindäckerung belam Handel mit der Stadt Troja und wollte sie einmal überfallen, aber eben da es geschehen sollte, kam ein überaus starker Regen der Stadt zu Hülfe und löschte die Gindäckerung zu rechter Zeit aus, daß sie wieder abziehen mußte. Das Ende der Historie läuft auf einen überaus großen und wilden Rauch hinaus u. s. w.

eut quelque difference avec Troie et un jour il voulut l'attaquer: mais dans le même temps il arriva une très grande pluie qui vint au secours de Troie et qui mouilla surieusement l'Incendie, lequel enfin se retira et l'histoire finit par une grande fumée etc.

Es scheint mir nicht wahrscheinlich, daß diese Uebereinstimmung, die sich sehr weit erstreckt, auf einer dritten, von beiden benutzten, italienischen Quelle beruhe. Ich will kein großes Gewicht darauf legen, daß Oherardi selbst die im „Théâtre Italien“ mitgetheilten Scenen „l'ouvrage de plusieurs personnes d'esprit de mérite“ nennt und von ihnen sagt, daß sie „comme enchassée dans nos sujets“ waren, d. h. doch wohl, daß diese Scenen in Paris für die pariser Truppe, in deren Stoffe und Stücke sie ganz eingepaßt waren, geschrieben wurden. Aber abgesehen hiervon ist z. B. in den Stücken, die ich eben habe abdrucken lassen, die Uebereinstimmung doch eine zu wörtliche, als daß an etwas anderes als an Uebersetzung der Oherardi'schen Stücke durch Stranipsky zu denken wäre. Wenn der leztere für seine Aufführungen aus Italien mitgebrachte Entwürfe benutzte, warum sollte er nicht die im „Théâtre Italien“ so bequem gelegene Quelle auch in seine Gärten leiten? So daß ich glauben darf, die Quelle des „Fuchsmundi“ in Oherardi nachgewiesen zu haben.

Interessant ist es übrigens zu sehen, wie die Scenen Oherardi's, die schon an sich von einer Verkitschung sind, von der man schwer begreift, wie sie der Hof Ludwig's XIV. ertrug, in der deutschen Bearbeitung an Roheit zugenommen haben, um sie einem deutschen und speziell einem wiener Publikum vom Anfang des vorigen Jahrhunderts genießbar zu machen.

Wilhelm Hauff's Reiterlied.

Ich habe eine Parallele zu einigen Strophen von Wilhelm Hauff's bekanntem Reiterlied „Morgenroth, leuchtest mir zu frühem Tod“ aufgefunden, von der ich kaum weiß, wie ich sie erklären soll. Für einen Zufall sind die Aehnlichkeiten und Gleichheiten zu stark und bei einer Nachahmung begreift man nicht recht, wie Hauff gerade auf dieses Gedicht als Modell verfallen. Die Strophen nämlich, mit denen einige Hauff'sche so wunderbare Aehnlichkeit haben, finden sich in den Gedichten Johann Christian Günther's, des bekannten verbummelten Genies (1695–1723), dessen Erzeugnisse, vermuthlich geherben durch die Folie der jammervollen Wasserdichter Wessler, Caniz und Genzorten, beiläufig gesagt heutzutage von manchem Literaturhistoriker überschätzt werden. Er ist keineswegs ohne Talent, aber sein Talent erstirbt in dem Wüste der damaligen Stoffe und Formen.

Wenn dagegen Gervinus (III, 500) meint, er würde auch bei günstigeren Umständen sich nicht viel höher geschwungen haben, so bin ich zwar im ganzen auch dieser Ansicht, die Worte der Vorrede aber, woraus Gervinus dieses schließt, können meines Erachtens nicht als Beweis angeführt werden. Denn wenn es dort heißt, daß er „bei heranwachsendem Alter die Thaten des allerglücklichsten österreichischen Heldenhauses mit unterthänigsten Lippen anstimmen und wol endlich mit der Gnade des Allerhöchsten versuchen werde — die Gesetze der Natur, Bewegung des Himmels und die Ordnung der Zeit denen Römern und Griechen auf deutscher Leier nachzuspielen“, so darf man in diesen Worten wol keinen bestimmten Versuch und also auch nicht die Aussicht dargelegt finden, daß auch er sich nicht weiter versucht haben würde „als die Hof- und Naturdichter seiner Zeit, ein Pöschl oder Brodus“. Vielmehr sollen diese Worte nur theils die leichtfertige Satire, theils die Unvollkommenheit seiner „noch in der Wiege liegenden“ Poesie durch Hinweisung auf später zu leistendes entschuldigen, wobei es ihm darauf ankommen muß, recht ehrenfeste Thematika zu nennen.

Indessen revenons à nos moutons. Die zu parallelisirten Strophen sind folgende:

Günther.

Wilhelm Hauff.

Abschied von seiner ungetreuen Lieb-
stem. (Nachlese, S. 28.)

Reiters Morgenlied.

Strophe 1.

Strophe 2.

Wie gedacht,
Wer geliebt, jetzt ausgelacht:
Gestern an das Herz gerissen,
Heute von der Brust geschmissen.
Morgen in die Gruft gebracht.

Saum gedacht,
Wird der Laß ein End' gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

B. A. (D. h. wol: Da Capo.)

Strophe 3.

Strophe 4.

Und wie bald
Wißt die Schönheit die Gestalt?
Küßst du gleich von deiner Farbe,
Daß sie ihresgleichen darbe,
Ach! die Rosen werden alt.

Doch wie bald,
Wellet Schönheit und Gestalt!
Küßst du gleich mit deinen Wangen,
Daß sie Milch und Purpur prangen,
Ach! die Rosen welken all.

Die übrigen Strophen haben nichts Gemeinsames. Daß aber die mitgetheilten in Zusammenhang stehen, dürfte nicht zu verkennen sein, obwohl man wie schon gesagt nicht recht begreift, wie Hauff gerade aus einem Lieb so ganz heterogenen Inhalts einige Strophen in sein Gedicht zu versetzen veranlaßt wurde. Oder sollen wir annehmen, daß Güntner und Hauff eine gemeinsame dritte Quelle gehabt hätten? *)

Alfred Meißner.

Alfred Meißner treitet in der Vorrede zur zweiten Auflage seines „Weib des Urias“ gegen diejenigen Kritiker, welche seiner Auffassung Einseitigkeit vorgeworfen und verlangt haben,

*) Eine Mittheilung in Nr. 21 d. Bl. mit der Ueberschrift „Wilhelm Hauff und Johann Christian Güntner“, die wir einer aus seit längerer Zeit vorgelegenen handschriftlichen Arbeit Emil Müller's (Müller-Sommewegen, unter anderm durch dramaturgische Aufsätze in den „Anregungen“ bekannt) über den Dichter Güntner verdanken, entlehnt bereits dieselbe Entdeckung, welche den Gegenstand dieser Notiz bildet. Das Erscheinen jener Nummer und diese Entdeckung Henneberger's, der bei Abfassung seiner Notiz von jener Nummer noch keine Kenntniß haben konnte, kreuzten sich. Gerade dieses merkwürdige Zusammentreffen, womit zwei Literaturforscher kurz hintereinander und unabhängig voneinander dieselbe Entdeckung machten und der in seiner Notiz von Henneberger entwickelte interessante literarisch-historische Gesichtspunkt bestimmten uns, auch diese Mittheilung vollständig zum Abdruck zu bringen. Auch dürfte darin das Gegenüberstellen der betreffenden Parallelstellen aus dem Hauffschen Werke denjenigen, welche sie nicht vollständig im Gedächtnis haben, sollten, nicht unwillkommen sein.

D. Red.

neben dem in Sünde und Schwachheit versunkenen König David auch den frommen Psalmenfänger, der sich in Reue und Leid zu Gott wendet, dargestellt zu sehen. Alfred Meißner erwidert darauf, daß diese Vorstellung von dem „frommen König“, dem „gottbeglückten Sänger“, nur als „eine Reminiscenz von ihrem Religionsunterrichte her“ in der Phantasie der Recensenten lebe. David „gilt bei den Verständigen auch kaum mehr für den Verfasser der Psalmen“.

Gestatten Sie mir, der ich seinerzeit jenen Vorwurf mit zuerst gegen Alfred Meißner's Drama in d. Bl. erhob, nur wenige Worte dagegen.

Also erlens. Heinrich Erwald in Göttingen, gegenwärtig unbesritten die erste Autorität in alttestamentlichen Fragen, erkennt in David den Verfasser einer ganzen Reihe Psalmen und urtheilt: „Alles trieb ihn zum Dichten: aus den schlimmsten Schicksalen, ja aus seinen Irrthümern heraus konnte er sich wie kaum einer wieder zur Höhe, zu Gott erheben.“ Versteht dies Urtheil Erwald's vielleicht auch auf Schulreminiscenzen und gehört der berühmte Verfasser der „Geschichte des Volkes Israel“ auch zu den Unverständigen?

Aber gesetzt es wäre so, wie Alfred Meißner fälschlich annimmt, so würde zweitens dadurch in dem Urtheil über sein Drama nicht das mindeste geändert und jenes Verlangen, daß der Dichter nicht bloß den „Blutmenschen“, sondern auch den frommen Sänger David uns vorführen mußte, bliebe vollkommen berechtigt. Denn bei historischen Gestalten, die, wie die David's, im frühesten Jugendalter durch den Unterricht und das Lesen der Bibel sich der Phantasie des Volks eingepreßt haben, ist es dem Dichter seineswegs gestattet, in subjectiver Willkür oder nach den Resultaten der Kritik die wohlbekannten Züge zu modeln. Diese Gestalten sind gegeben und wer sie gebrauchen will, hat sie zu nehmen wie sie sind. Dem historischen Inhalt des Volksbegriffs durch die Dichtung widersprechen, ist immer tadelnswerth und wird sich stets rächen.

August Henneberger.

Bibliographie.

Alvensleben, v. v., Die Grafen von Saint-Romain, oder: Der Kampf der Leidenschaften. Historischer Roman. Vier Bände. Leipzig, Goldig. 8. 3 Thlr.

Analecta Norroena. Auswahl aus der isländischen und norwegischen Literatur des Mittelalters. Herausgegeben von T. Möbius. I. Text. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Bachmann, J. F., M. Michael Schirmer, Conrector am grauen Kloster zu Berlin, nach seinem Leben und Dichten. Nebst einem Anhange über die gleichzeitigen Berliner geistlichen Sänger: Nicol. Clericus, Geo. Lilius, Joh. Gröger u. Berlin, W. Schulze. 8. 26 Ngr.

Militärisch-politische Berichte aus Frankreich. Von einem norddeutschen Officier. Berlin, F. Schreiber. Gr. 8. 1 Thlr. Berlin, W., Der Geburtstag. Festspiel in drei Acten. Mainz, Kirchheim. 16. 10 Ngr.

Hirsch, R., Mozart's Schauspielfeldirector. Musikalische Reminiscenzen. Leipzig, Matthes. 12. 12 Ngr.

Puttlig, G. zu, Das Testament des großen Kurfürsten. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Schlesinger. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Alte, weil, J. G., Erinnerungen aus den Befreiungskriegen, von ihm selbst in schöne Reime gebracht und den Nachkommen erzählt. Breslau, Dülfer. 8. 3 Ngr.

Baude, J. J., Oesterreich und seine Militair-Nacht in Italien. Aus dem Französischen von F. Föhring. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 1/2 Ngr.

Der deutsche Kern der italienischen Frage. Leipzig, Zeit u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions

conclus par l'Autriche

avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours.

Par **Leopold Neumann**,

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne.

Tome V. In-8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Theil I—III kosten jeder 3 Thlr., Theil IV 3 Thlr. 20 Ngr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den kompetentesten Seiten anerkannt worden, besonders auch in jüngster Zeit wegen der darin enthaltenen mittelitalienischen Verträge, von denen auch der fünfte Theil mehrere mittheilt. Ueberhaupt wird darin eine grosse Anzahl früher noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. Mit dem bereits unter der Presse befindlichen sechsten Theile wird das Werk vollständig sein.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

— Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

— Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de F. de Wegmann. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

— Causes célèbres du droit des gens. Deuxième édition. Revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Tome I à III. In-8. 7 Thlr. 20 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

— Éléments du droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Politik des Tages.

Von

Friedrich von Raumer.

Zweite Auflage.

8. Geh. 6 Ngr.

Diese soeben erschienene Schrift, von der gleich eine zweite Auflage nöthig geworden, enthält die Ansichten des berühmten Historikers über die Tagesfragen: über Oesterreichs Stellung, die Verhältnisse Italiens und Preussens Aufgabe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 26. —

23. Juni 1859.

Inhalt: Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten. Von Hermann Marggraf. (Beischluß.) — Romanliteratur. — Zur Aesthetik der Sculptur. Von Adolf Zeising. — Kritik. (Wechselwirkungen zwischen der englischen und deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten.

(Beischluß aus Nr. 25.)

Helmina begab sich nun auf ihre Reise nach Paris, zu welcher ihre Mutter das nöthige Reisegeld mühsam aufgetrieben hatte. Was sie sonst noch außer den unentbehrlichsten Kleidungsstücken und der Leibwäsche im „Kofferchen“ mitnahm, bestand in einigen „schönen“ Briefen von Gleim und in den „allerliebsten Morgenbilletts“ Jean Paul's. Letztere sind ihr leider in Folge ihrer Sorglosigkeit später verloren gegangen oder, wie sie versichert, durch befreundete Personen, die etwas von Jean Paul's Hand zu heissen wünschten, ihr abgeschmeichelt oder abgebrungen worden. Die Empfänger von Briefen berühmter Personen waren damals noch nicht so wie heutzutage darauf erpicht, solche Briefreliquien zusammenzuhalten, um sie später einmal in irgendeiner oder der andern Weise verwerten zu können. Nur einige Anfänge und Stellen aus den Jean Paul'schen „Morgenbilletts“, die ihr noch so ziemlich im Gedächtniß geblieben waren, hat Helmina in diesen Memoiren gelegentlich wenigstens dem Sinne nach mitgetheilt.

In kurzen charakteristischen Zügen schildert sie sodann ihre Erlebnisse während der Reise, soweit sie noch im hohen Alter in ihrer Erinnerung haften. Nur einen dieser Züge wollen wir hier anführen. In Oppenheim rastete sie in einem Hause am Ufer: „Nichts war so interessant“, erzählt sie, „als das Gespräch und die Haltung dieser jungen Eheleute von beiden Nationen. Die Frau sprach kein Französisch, der Mann kein Deutsch, und der junge Knabe verstand weder Vater noch Mutter. Ein wahres Bild vom Thurm zu Babel, wenn alle nicht in herzlichster Eintracht gelebt hätten.“ Sie nimmt hiervon Veranlassung zu folgender Bemerkung, die, wie es uns scheint, geistreich ist und zum weiteren Nachdenken anregt: „Ach, die Menschen sind im Willen einiger als in Worten. Wenn keiner des andern Sprache verstände, würde er desto mehr sein Herz belauschen, und die Menschen könnten einander näher treten. Worte sind's, Worte allein, welche die Welt verwirren.“ Der Gegenstand wäre Stoff

für eine hübsche Novelle: eine ganze Familie, in der kein Mitglied die Sprache eines andern versteht, und die doch in vollkommener Eintracht und Zufriedenheit dahinlebt, weil keine verwirrenden Worte dazwischentreten. Hiernach müßten übrigens die Ehen unter taubstummen Personen, die wieder taubstumme Kinder haben, die aller glücklichsten sein, wenn nur leider die Erfahrung nicht lehrte, daß auch Taubstumme in heftigen Zorn gerathen können, sobald ihnen ihr Wille nicht geschieht. Und es wird auch in jener oppenheimer Familie nicht immer so friedlich ausgesehen haben, als während der paar Augenblicke, die Helmina bei ihr zubrachte. Denn noch mehr als Worte verwirren die Sonderinteressen die Welt, deren Konflikte freilich viel seltener in Unversöhnlichkeit ausarten würden ohne das unpassend gewählte giftige Wort, dem ein noch unpassender gewähltes und noch giftigeres folgt. „Mit Worten läßt sich trefflich streiten“, vielleicht aber auch mit bloßen Gebärden und selbst mit Gedanken, auch wenn sie keine Worte finden.

Am 2. Juni 1801 kam Helmina in Paris an, und nun erst erzählt man die eigentlichen Motive, die sie dahin führten: „Es hatte mich gereizt, den Helden unserer Zeit von Angesicht zu Angesicht zu sehen und sein ruhmvolles Streben in der Nähe zu beobachten.“ Ueberhaupt zeigt sie sich als eine entschiedene Bonapartistin; sie sagt z. B.: „Wenn die Welt Napoleon verstanden hätte, wenn in dem Busen der Masse das heilige Feuer gezündet hätte, so würde er gesiegt haben; seinen Handlungen lag keine Persönlichkeit zum Grunde (!). Er blieb in dieser Hinsicht unverstanden; er opferte sich selbst, er glaubte dadurch Macheifer zu werden. Immer klarer wird sein Bild aus der Vergangenheit hervortreten“ u. s. w. Diese Anschauung von der vollkommenen Uneigennützigkeit und moralischen Größe Bonaparte's hinderte sie jedoch nicht, 1813 und später die begeisterte deutsche Patriotin zu spielen. Indes: „Der Mann fühlt denkend, das Weib denkt fühlend!“ Sie fährt fort:

Mein Unwille über den Mord des Herzogs von Enghien erwuchs aus der allgemeinen Empörung, welche diese That erregte. Ich bereue meine Thorheiten, die von diesem Unglück

herrührten; sie werfen einen Schatten auf meinen Namen. Doch ich bin wol nicht die einzige in diesem Jahrhundert, die sich über Napoleon geirrt hat. Der Dittacismus, der Schmähungen, Jammer und Elend über ihn gehäuft, bis seine irdische Natur unterlag, ist dem Geiste nach derselbe, der je und je alle Größe angefeindet, alle Reime des Heils zertreten, auf breiten Schultern die Gemeinheit emporgehalten hat.

Um das Heil einer großen Zukunft (welcher?) zu begründen, habe Napoleon, behauptet sie, „rücksichtslos die Gegenwart opfern müssen“. Indes von allen andern Gründen abgesehen, ist für jede Gegenwart schon der Selbsterhaltungstrieb Grund genug, sich nicht rücksichtslos opfern und gleichsam wie der Prinz Engeln ohne Urtheil und Recht füßeln zu lassen. An einer andern Stelle erblickt sie darin, daß Napoleon kein Deutsch gekonnt, „eine Anomalie, durch welche vielleicht eine Säule seines Thrones Schaden litt. Hätte er (fährt sie fort) Deutsch-land und deutsch verstanden, er würde der größte Monarch aller Zeiten geworden sein; auch würde er Deutschland nie mit Krieg überzogen haben.“ Da nun Napoleon III. deutsch versteht, ja in Ham sogar Schiller's „Ideale“ übersetzt hat, so läßt sich nicht wol einsehen, warum Deutschland gegen ihn rüsten will, denn ein Monarch, der deutsch versteht, kann ja nach Helmina's Versicherung gar nicht daran denken, Deutschland mit Krieg zu überziehen.

Als die zweite Veranlassung zu ihrer Reise nach Paris gibt sie die Absicht an, im Umgange mit Frau von Genlis „sich zu bilden und zu einer neuen thätigen Lebensbahn vorzubereiten“. Diese Absicht war nun freilich unklar und unbestimmt genug; und Frau von Genlis, welche die Einladung nach Paris wahrscheinlich nur so als Phrase hingeworfen hatte, empfing sie auch ziemlich kalt, als die kühne Enkelin der Kaiserin nun wirklich bei ihr in Paris erschien; denn was sollte sie mit ihr anfangen? Was sie thun konnte, that sie, sie gewährte ihr Gastfreundschaft im weitesten Sinne, führte sie in die große Welt von Paris ein und unterließ nichts, sie mit berühmten und einflussreichen Personen bekannt zu machen, über die uns Helmina denn auch manches Interessante in ihren Denkwürdigkeiten mittheilt. Zerkürfnisse konnten aber bei solch unklarem Verhältniß zwischen beiden natürlich nicht ausbleiben. Frau von Genlis sprengte aus, daß sie Helmina nur aus Mitleid aufgenommen, weil sie ohne Zufluchtsort in Paris umhergeirrt, daß sie sie aber nicht mehr behalten könne und daß Helmina nun selbst suchen müsse sich fortzuhelfen. Dies erfuhr Helmina vom preussischen Gesandten Luchefini, worauf sie mit ihrer „gewöhnlichen Lebhaftigkeit“ ausrief: „Das ist erlogen!“ und ihm andern Tags die von Frau von Genlis erhaltenen Billets vorwies, nach deren Durchsicht sich Luchefini „sehr erstaunt und entrüstet“ zeigte und ihr in allem, was sie unternehmen würde, behülflich zu sein versprach. Nachmittags, versichert Helmina, habe sie die Eingangstür ihres Zimmers offen gefunden, Briefentwürfe, die auf dem Tische gelegen, seien zerstreut und entwendet, alles, was sie besaßen, aus Schrank und Kommode heraus und durcheinander geworfen gewesen. Dies soll Frau von Genlis gethan haben, die ihr dann „nicht ohne

sichtbare Beschämung“ gestand, sie habe sich durch den Augenschein vergewissern wollen, ob sie den gegenseitigen Freunden und Bekannten keine Klagen über sie schreibe. Von dieser Handlung hatte übrigens Helmina schon am frühen Morgen ein „Vorzeichen“ gehabt; sie hatte nämlich, als sie morgens im Bette lag, zu hören geglaubt, „daß jemand mit starken Schritten der Eingangstür, welche verschlossen war, nahe und gewaltsam hineinwollte“, was sich dann hintereinander mehrmals wiederholte. „Mehrere Vorgänge ähnlicher Art, die ich erlebte“, bemerkt sie sodann, „haben mich beim Nachdenken davon überzeugt, daß Vorsätze, die ein Mensch in leidenschaftlicher Aufregung faßt, sich auf diese Weise dem Gegenstande solcher Gedanken und Pläne kund geben.“ In dieses Kapitel gehört auch ihr Glauben an Liebestränke, in Betreff welcher sie sagt:

Ich glaube eine ernste Warnung nicht zurückhalten zu dürfen und einer Unthat erwähnen zu müssen, von der ich viele Opfer weiß, an deren Möglichkeit aber nur wenige glauben. Es ist die Bereitung eines Getränks, dessen Genuß die vorzüglichsten Menschen sich selbst entfremdet, die Sinne verwirrt und die heftigste Leidenschaft für die Vergifterin erzeugt, die es ihrem Opfer beigebracht hat. Möge niemand diese Warnung belächeln, sie ist auf Wahrheit begründet und so wichtig, daß ich es für Gewissenspflicht halte, noch öfters darauf zurückzukommen. Mögen verdienstvolle Aerzte sie beherzigen und als Menschenfreunde eine neue Spur zu Maßregeln entdecken für Wissenschaft und Sittlichkeit.

Auf diese Weise sei, wie sie versichert, ein junger Freund von ihr, Schweighäuser, in Paris „nach langen entseßlichen Leiden früh in das Grab gestürzt“.

In andern Dingen zollt sie übrigens der Frau von Genlis ihre volle Achtung. Helmina erzählt von ihr:

Musterhaft war ihr Fleiß: sie stand nachts um 2 Uhr auf und setzte sich an den Schreibtisch, ohne etwas zuvor gegessen zu haben. Um 8 Uhr legte sie sich wieder zu Bett bis 10 Uhr, wo man sie mit ihrem Frühstück weckte, das allein aus Früchten bestand. Kein Wein, kein Kaffee kam über ihre Lippen, höchstens Orangendrüsen mit Milch und Gibbiter; sie bereitete sich einige stärkende Mittel. Solange man jung ist, glaubt man nie altern zu können, sonst würde ich mich wol um ihre Arznei gekümmert haben. Sie starb mit 89 Jahren im vollen Genuß ihrer Geisteskräfte, ohne vorhergehende Krankheit.

Frau von Genlis meinte es sicherlich gut mit Helmina, auch wenn sie zu ihr sagte: „Sie, Helmina, haben manche der Fehler der Stael, werden aber nie ihren Geist haben“, oder wenn sie Warnungen vor zu früher Schriftstellerei wie folgende an sie richtete: „Schreiben wollen alle, vorzüglich die jungen Leute, keiner bedenkt, daß das gerade darum, weil es so leicht ist, seine Schwierigkeiten hat. Man muß doch erst nachdenken können, Erfahrungen gesammelt haben, sich über sich und andere Rechenschaft geben, unterrichtet sein. Von dem allen sehe ich nichts bei Ihnen.“ Als nun Helmina schluchzend gerufen: „Meine Mutter in Berlin hat nichts zu essen, ich muß ihr Brod verdienen!“ habe die Genlis ihr gerührt die Backen geklopft und mit sanftem Ton gesagt: „Nun, so schreib denn, meine Taube; Gott wird deinen Fleiß segnen!“

Und Helmina fing an zu schriftstellern! Durch die

Vermittelung ihres jungen Freundes Schweighäuser, der an Gotta schrieb, wie nur ein „Liebender“ schreiben kann, wurde sie, die, wie sie selbst gesteht, „kaum zehn Straßen in Paris kannte“, Redactrice der bei Gotta erscheinenden „Französischen Miscellen“, deren Herausgabe sie freilich nicht lange behielt. Aber welche Freude, als ihr nach einiger Zeit Gotta einen Creditbrief von 1000 Fr. zuschickte, den sie, „wie einen Pfeifenstiel“ in ihren „Sack“ steckte! Mécamier setzte ihn sofort in Geld um. Sie erzählt:

In seinem Comptoir waren aller Augen mit Wohlgefallen auf mich gerichtet. Ich trug ein schwarzes Trauerkleid und schwarze Schleifen in meinem Haar. An einen Hut hatte ich nicht gedacht. Keine Bedenkllichkeiten über Tracht und Pierlichkeit waren mir angekommen. Mein Haar von feinstem Golde, meine hellen blauen Augen, mein rothiger Mund mit sanft gerundeten Lippen, meine schneeweiße Haut, mein schlanker Wuchs waren für mich Schmuck genug.

Nichtdankbarer versichert sie, nicht eitel gewesen zu sein. Indes läßt sie auch andern Frauen Gerechtigkeit widerfahren, und schöne Weiber schildert sie oft mit einer Phantasie, die an die glühende Einbildungskraft eines Liebhabers erinnert. So entwirft sie von Madame Tallien, geb. Gräfin Cabarrus, nachherige Prinzessin von Chimay, folgendes üppiges Bild:

Das blendende Angesicht war bestrahlt von großen schwarzen Augen, die zu den schönsten gehörten, welche mir je in die Seele geleuchtet. Schmelzend, glühend, feurig, sanft, ein ganzes Leben der Wonne und des Schmerzes war darin zu lesen. Der schwellende Mund schien noch von den Küßen zu träumen, die er eben empfangen; über die hohe Stirn rundeten sich schwarze Locken, welche sie mehr offenbarten als verhüllten und die herrliche Form des Nackens sichtbar ließen. Ein amarantfarbiges Kleid, nach damaliger Mode griechisch geheißen, ließ Hals und Busen frei, und entzog dem Blicke nicht die entzückenden Arme von blendender Weiße. Lange fesselten mich die zarten Hände, die mit dem elfenbeinernen chinesischen Fächer spielten u. s. w.

Solche üppige Porträts schöner Frauen finden sich in dem Buche noch manche. Die Verherrlichung ihrer selbst und des Weibes im allgemeinen spielt darin überhaupt eine große Rolle. Hierher gehört auch ihre Begegnung mit dem türkischen Gesandten Achmet Effendi, der, als er sie erblickt, seinem Begleiter auf arabisch zugerufen: „Diesem Gesicht gehört ein Turban!“ worauf sie ihm sofort einige arabische Verse gesagt, die er mit arabischen Versen erwidert. Ein andermal habe er zu Ghezj geäußert: „Ich wundere mich nicht, daß die Franken nichts nach Vielweiberei fragen; wer eine solche Schönheit besitzt, verlangt nach keinem Harem!“ Dieser Türke hatte in ihren Augen die Gütlichkeit des Weibes sicher besser begriffen als wir andern europäischen Männer, gegen die sie unter andern dem Ausspruch richtet: „Eine denkende Frau schwingt sich immer zu einer geistigen Höhe hinauf, welche Männer erst erklimmen und zuweilen versäumen, sie zu besteigen. Dies gilt besonders bei Beurtheilungen des weiblichen Wesens, welches ein Mann nie in seiner ganzen Ausdehnung begreift.“ Und ein andermal sagt sie: „Ich glaube nicht, daß die Welt jemals über die Frauen ins Klare kommt!“ womit sie übrigens sehr recht haben mag, solange noch so unklare Romantikerinnen

wie Helmina und über die Frauen ins Klare zu setzen suchen. Und sie fährt dann fort:

Die Begriffe von Weiblichkeit werden zu sehr mit denen vom Weiblichen verwechselt. Es wird einem weiblichen Wesen leichter zu entzücken und zu fesseln als einem weiblichen. Das weibliche Wesen ist halb Thier halb Engel! Das weibliche Weib ist Engel, auf Erden nicht heimisch! Die Elemente seines Wesens sind Liebe, Treue, Zartheit. Es will zart berührt sein. Der Schmetterlingsstaub seiner Psychenschwingen ist leicht zu verletzen u. s. w.

Wir glauben nicht, daß solche Quirlanden blühender Phrasen sehr dazu beitragen können, dem Manne die allerdings nicht leichte Aufgabe zu erleichtern, das Weib in seiner „ganzen Ausdehnung“ zu begreifen. Trotz dieser Hochstellung der Frauen will sie aber doch nicht, daß sie sich einfallen lassen sollten, „Knaben erziehen zu wollen“, wahrscheinlich weil sie selbst in diesem Fache so wenig Vorbera geerntet, und gegen einzelne ihres Geschlechts kann sie oft sehr unartig sein, so gegen Talleyrand's Gattin, dessen ehemalige Haushälterin Mlle. Grand, die sie ein „respectables Stück Fleisch“ und eine „Pfirsiche in Brantwein“ nennt. Sie meint und versichert, Napoleon habe Talleyrand unter dem Vorwande der Moralität gezwungen, die Grand, die bis dahin nur die „honneurs de la maison du Ministre“ gemacht, zu heirathen, und deswegen habe Talleyrand Rache gebrüht und Napoleon's Sturz vorbereitet. Wir wissen nicht, ob diese seltsame Hypothese die Ausgeburt der überwallenden Phantasie der Verfasserin ist oder auf einer damals in Paris umlaufenden Klatschgeschichte beruht; jedenfalls glauben wir darin ein abermaliges charakteristisches Zeichen jenes weiblichen Stolzes zu erkennen, der sich bestrebt, das Weib als die letzte directe oder indirecte Ursache aller weltgeschichtlichen Katastrophen, auch der gewaltigsten, darzustellen. Etwas Wahres ist freilich daran. Ohne die Lüsterheit unserer Urältermutter Eva würden wir alle noch im Paradiese und in paradiesischer Unschuld leben und die garstigen Schneiderrechnungen entbehren können.

Der weibliche Blick Helmina's ist nun allerdings geeignet, gewisse Erscheinungen zu markiren, die sich ein männlicher Autor würde haben entgehen lassen. Lange bevor die Grinolinoen aufkamen, sah Helmina voraus, daß die Mode solchen Kleiderungethümen nothwendig entgegensteuere. Sie erzählt:

Mit Wonne kehrten die Franzosen wieder zum Franzosenthume zurück und die Französinen zur Schnürbrust, die alle äußerlichen Mängel des Körperbaues beseitigte, kaum bemerkbar ihre Herrschaft wieder einnahm und zur Wespe umschuf, was erst Grazie gewesen. Josephinen stand die verlängerte Taille sehr schön, sie erlebte nicht mehr die Wespenmetamorphose und noch weniger die Nürnbergerispigen Taillen mit den Wespen und wigen Schuppen hinten und vorn. Der Reifrock und die pariser Wochen werden nicht ausbleiben, wenn es so fortgeht.

Die Verfasserin fügt hinzu:

Die Modeweränderungen sind der fressende Krebs, der am Wohlstand und an der Bildung des Menschengeschlechts zehrt! Denn die Männer sind zu Robegeden geworden, wie die Frauen und Kinder auch. Besonders in Paris scheint die Eitelkeit der Kinder ein uraltes Erbsheil zu sein. Ich sah einmal zwei niedliche Mädchen durch den Tuileriengarten gehen; die eine faltete

den Rock ihres Kleides mit großer Sorgfalt zusammen und fragte dann das Schwesterchen: „Anna, ist auch mein Wein zu sehen?“

Recht anziehend sind Helmina's Bemerkungen über die Bewohnerinnen der verschiedenen Provinzen Frankreichs, die sie in Paris zu beobachten Gelegenheit hatte:

Die Naivität und unbefangene Gutmüthigkeit junger Provinzialinnen gewährten ein sehr angenehmes Schauspiel. Während und heiter wie der Frühling, aufrichtig, fleißig, verschämt, sind sie, besonders in Paris, wo das Gute sich als Ausnahme befand, ein herzerfreuender Anblick. Wenige unter ihnen waren schön, allein der Glanz der frischen Jugend und ihr unschuldiger heller Blick machten sie reizend. Unter den Schönen zeichneten sich die Auvergnatinnen aus. Fast alle sind schlank, leicht und schön gebaut; ihre Carnation ist sehr frisch und blühend, ihr Haar schwarz wie die Nacht; ihre Augen sind groß, schwarz und funkelnd, und ihre Zähne blendend weiß. Die Normanninnen sind gewöhnlich blond. Unter ihnen gibt es ausgezeichnet schöne Gestalten und Züge, sie haben mit den Sachsen einige Aehnlichkeit. Die Frauenzimmer aus der Provence und Languedoc haben in der Mehrzahl weniger schöne Gestalten; allein die Ausnahmen unter ihnen sind dafür auch desto löthlicher, da sie das schwächende süße Feuer der südlichen Temperatur mit idealischen Zügen vereinigen. Die schönen Mädchen und Frauen aus der Provence, Languedoc sind Madonnengestalten. Das edle Oval ihres Gesichtes, der Schnitt ihrer großen dunkeln Augen, die süßliche Carnation ihrer Gesichtsfarbe, der Reichtum ihres wallenden Haars, die Feinheit und der antike Schnitt ihrer Züge und das zarte Übermaß ihres Busches machen sie unendlich reizend. Die Männer in diesen Provinzen, sowie in allen mittäglichen Ländern, sind in der Regel nicht groß. Die Wurgunderinnen sind ziemlich klein und stark von Gliedern, die Champagnerinnen auch. Die Leibringerinnen sind gewöhnlich blond und kastanienbraun, wenige sind brünet. An ihnen habe ich bemerkt, daß sie sich noch immer zu den Deutschen rechneten und den Parisern, Normannen und andern den Namen Franzosen als Unterscheidungszeichen gaben. Sie sprachen zum Theil ein ziemlich verständliches Deutsch, welches sie in ihrem Lande standhaft beibehielten, und beobachteten in allem deutsche Sitten und Manieren.

Auch über die damaligen socialen wie geselligen Zustände von Paris und über den Charakter der Franzosen im allgemeinen enthält das Buch manche anziehende Bemerkungen. Sie nennt die Franzosen eine edle Nation, die nach Ruhm und Ehre dürste; nicht vom Volke sei alles das, was während der Revolution blutdürstiges geschehen, ausgegangen, sondern aus der Verderbniß der höhern Klassen. Sie fährt fort:

Doch was auch die Zukunft bringen möge, es muß zu einem entscheidenden Resultate führen. Dies große, feurige, besessene Volk wird sich läutern und vergeistigen oder ganz zu Grunde gehen. Noch ist der Franzose zu entflammen, der Deutsche kaum noch mehr. Noch fühlt sich der Franzose als Volk. Nicht so der Deutsche; bei ihm steht das Ehrenvolle hoch und kräftig, aber einzeln da, emporragend, unerschütterlich; aber zwischen ihm und der Gemeinheit liegt nichts in der Mitte.

Und doch, es liegt noch etwas in der Mitte, und zwar das meist noch ziemlich ehrliche, aber kleinliche, beschränkte, krämerhafte, jedes höhern Aufschwungs fast unfähige und dabei doch nicht wenig dunkelhafte deutsche Spießbürgerthum, an dessen Trägheit und pfahlbürgerlicher Gesinnung so leicht die größten Ideen scheitern und das in Deutschland, und nicht bloß in den mittlern Schichten, wahrscheinlich eine größere Ausdehnung hat als irgendwo sonst. Was man auch an der französischen

Bourgeoisie aussetzen mag, so ist diese, wenn auch weniger unterrichtet und aufgeklärt, doch generöserer Aufwallungen fähig, urbaner und im Verkehr mit andern wie in der Beurtheilung anderer humaner. Daß außerdem ein nationaler Kern in ihr steckt, beweist die Geschichte, da die mächtigsten Erschütterungen im Innern und die gewaltigsten Stöße von außen nicht vermochten, den französischen Volks- und Staatskörper auseinander zu sprengen und in einzelne für sich fortvegetirende Stücke zu zerreißen, wie dies mit Deutschland infolge seines jetzt von manchen Seiten so gerühmten „Individualismus“ geschehen ist. Die Gefahr für Frankreich beruht freilich in seiner kriegerischen Ruhmsucht und in seiner schauspielerhaften nationalen Eitelkeit, für deren Befriedigung das französische Volk jedes Opfer bringt, und man kann doch immer nur ein Volk beklagen, welches schwer errungene constitutionelle Freiheiten im Innern nicht zu behaupten weiß, Moral, Kunst und Literatur der Verwilderung und die Wissenschaft der Erstarrung überliefert und sich von jedem glücklichen Militärdespoten und Friedensstörer, welcher der nationalen Eitelkeit zu schmeicheln versteht, für diesen Verlust durch die „gloire“ und durch glänzende rhetorische Phrasen wie die von der Verbreitung der „Civilisation“ abspesen läßt. Als ob sich die „Civilisation“ wie Commißbrot auf den Spitzen der Bajonnette in die Nachbarländer tragen ließe! *)

Helmina von Chézy meint freilich, daß der kriegerische Hang der Franzosen, deren Ruf als einer militärischen Nation ja in der That in der ziemlich langen Periode von Ludwig's XIV. Tode bis zu den Revolutionskriegen völlig auf Null gesunken war und die in dieser Hinsicht damals zu den verachteten Völkern gehörten, wahrscheinlich kein angeborener, sondern nur ein künstlich hervor-gebrachter sei. Und sicherlich scheint sich dieser martialische Geist mit dem bei den Franzosen so hervortretenden Hange zum Erwerbe, zum Luxus und Wohlleben, zur Bequemlichkeit und zur raffinierten Genußsucht sehr wenig zu vertragen. Aber die nationale Eitelkeit und die Begier, frühere Waffenschmach wieder gut zu machen und in welcher Weise es auch sei eine Rolle auf dem Welttheater zu spielen, scheint noch größer zu sein. Napoleon verstand es ohnedies, den martialischen Sinn der Franzosen systematisch auszubilden. Er führte seine Kriege im Auslande in einer Weise, daß sie nicht nur der nationalen Eitelkeit schmeichelten, sondern auch den einzelnen, den Generalen, Obersten, Präfecten, Lieferanten u. s. w. als Verehrungsmittel dienten; er bekriegte nicht nur die Völker, er plünderte sie auch. Selbst der Gemeine hatte ja Aussicht, durch Tapferkeit und Verwegenheit in eine Stellung zu gelangen, in der er nicht nur vor den andern glänzen, sondern auch in großartigem Stille plündern und sich bereichern konnte. „Mit wenigen Ausnahmen waren alle militärischen Größen aus dem Schoß des Volks hervor-

*) „Ihr seid der Kern der Nation!“ sagte Ludwig Napoleon in seinem Aufruf an das französische Heer vom 2. December 1811. Das Bürgerthum ließ sich diese beleidigende Erklärung, wodurch es gewissermaßen als gänzlich unfähig unter Curatel der Truppen gestellt wurde, ruhig gefallen und mußte es wohl.

gegangen", sagt Helmina. „Jeder Conscriptirte, der zum ersten mal die Muskete ergriff, fühlte schon auf seiner Brust nach einem künftigen Orden. Ja, der Krieg allein konnte diese thatendürstende Jugend auf die Höhe des Lebens hinschwingen." Helmina fährt fort:

Wenn der Krieger von der Zukunft träumte, so sah er nur das große Ehrenkreuz auf seiner benarbten Brust, oder er fühlte die brennenden Todeswunden, die auf dem Bette der Ehre bluteten, und fühlte das Wehen der Lorbern auf seiner Stirn; an einen dritten Fall dachte er nicht: an den des spurlosen Dahinsinkens auf dem Schlachtfelde unter dem feindlichen Kugelregen, oder des Verschmachtens auf der Landstraße bei stehenden Sonnenpfeilen, oder des langsamen Schmerztodes einsam auf dem Wahlplatze, wenn Waden in den Wunden seinen Körper zerzagen und sein brennender Gaumen vergebens nach Wasser lechzt. Der ruhmstüchtigen kriegerischen Jugend wurden bald die Schranken breit geöffnet; wer nicht gutwillig hineinwollte, der mußte. Mit Bittern sahen die Mütter einen Knaben an ihrer Brust. Schon in seinen ersten Nahrungstrauf fielen ihre Thränen und sie weinten bei seinem Aufblühen und Reifen. Nur zuchtvergeßene Mädchen freuten sich, wenn sie eines Knaben genas, denn sie empfingen wöhnlich Brot und Geld, das frische Fleisch für die Schlacht aufzufüttern. „Haben Sie vergessen", fragte Napoleon einen Wohlmeinenden, der wegen seiner Kriegszüge und des ungeheuern Verlustes von Soldaten Bedenkllichkeiten anfertete, „daß ich alle Monate 10000 Mann daranzumenden habe?"

Als freilich der weinenden Mütter, Schwestern, Töchter und Bräute zu viel wurden und die Thränen den Glanz der blutigen Lorbern auszulöschen drohten, als der mehr und mehr ernüchterte Bourgeois genauer nachzurechnen begann, was ihm diese „ploire" und die waghalsigen Unternehmungen Napoleon's kosteten und noch zu kosten drohten, da war auch der Thron Napoleon's moralisch untergraben und es bedurfte, um ihn wankend zu machen, nicht der angeblichen Intriguen Talleyrand's wegen der ihm aufgedrungenen Heirath mit Mlle. Grand.

Interessant sind die Mittheilungen der Verfasserin über die damals von geistreichen Männern und Frauen gebildete „Deutsche Colonie" in Paris und über die ab und zu daselbst eintreffenden Gäste aus Deutschland: Friedrich Schlegel und seine Dorothea, die sie in ihrer überschwenglichen Ausdrucksweise „freudig und stark, großartig und mild, duftend wie eine Blume, saftig wie eine Frucht, feurig wie ein Mann, zartfühlend wie ein Weib" nennt, Zacharias Werner, Dehlensschläger, Ferdinand von Olivier, Vilat u. s. w. Sie sah auch Metternich, der im Jahre 1808 noch „wirklich jung" war, während „mancher Staatsmann alt geboren wird". Sie erzählt von ihm:

Es war eine Lust, ihn mit seinen allerliebsten Kinderchen, den drei Bläcklöschchen, mit ascherothen Wanglein in weißen Höschen zu sehen, wie sie ihn neckten und liebkosten, als wäre er ein älterer Bruder. Er schien nicht der Botschafter einer finstern Nacht zu sein, sondern eine Himmelsbotschaft der Liebe und Freude zu bringen, gleichsam um die pariser Damenwelt zu trösten, daß Graf Kobenzl so manches Jahr dort gewesen. Fürst Metternich ist eine ursprünglich edle, wohlwollende Natur; er meinte es herzlich mit der Welt und der Zeit; nicht ihn darf man ihres Wehes anklagen u. s. w.

Ferner lernte Helmina den Herzog Franz von Anhalt-Deßau kennen, der ihr über die neueste Jagd des Kaisers folgende interessante Mittheilung machte:

Da sein Wild aufzutreiben gewesen, hatte der Kaiser allerlei

zähmes Wild zusammenbringen lassen und knallte nach Herzogs Lust hinein — die größte Ehre, die wol jemals Jägen widerfahren. Zwei Jagdgehülfen hatten sich eines Verschens schuldig gemacht, Napoleon wollte sie auf der Stelle erschießen lassen; der Herzog von Deßau war der einzige, der Napoleon vorzustellen wagte, daß es Menschen seien. Sein Rath gefiel dem Kaiser, er gewährte seine Bitte.

Helmina nannte Napoleon einen Würgengel, worauf der Herzog lächelnd erwiderte: „Wenn ich nicht die Jagd so liebte und kein ausgelehnter Weidmann wäre, so würde er mich mit den vielen andern mediatisirt haben." Madame Murat lernte sie ebenfalls kennen. Es handelte sich nämlich darum, für die kleine schöne Prinzessin Rätitia, Tochter Joachim Murat's, eine deutsche Gouvernante zu finden, und hierzu wurde Helmina in Vorschlag gebracht, indem man ihr zugleich anrieth, ihren Eifer für Moral und Religion und ihre Kunstkenntnisse (!) geltend zu machen. Madame Murat sagte zu ihr: „Es sollte mich freuen, wenn meine Wahl auf Sie fallen kann. Als Dichterin müssen Sie ein schönes Deutsch sprechen. Ich habe eine gute Meinung von den Deutschen; sie sind liebend und aufrichtig. Die Frauen und Mädchen sind sittlicher als die Französinnen." Indes zerstückte sich die Sache. Helmina wurde auch mit ihrem ganzen Wesen sehr wenig zu einer Gouvernante gepaßt und nicht fähig gewesen sein, sich den Zwangsgesetzen und enge gezogenen Linien des Hofstons zu fügen. Gelegentlich finden wir auch eines Briefes Goethe's an die Karlsruhin gedacht, worin die Bemerkung enthalten gewesen: „Mir ist alles lieb und werth, was stark und treu aus dem Herzen kommt, mag's übrigens aussehen wie ein Igel oder ein Amor"; ferner eines Briefes von Chamisso an Stigiz, worin derselbe über Helmina gesagt, sie sei „durchaus unwissend", sie sei „liederlich, keine Dichterin". Sie bemerkt hierauf: „Unsere Kondichter freuen sich noch heute, daß ich «liederlich» bin, und ich glaube kaum, daß sie mit Adelbert von Chamisso sagen würden, ich sei keine Dichterin; denn mein Lied ist echt." Ob ihr Lied immer echt gewesen, bleibe dahingestellt; aber „unwissend" konnte man die Chézy nicht nennen; sie hatte für ein Weib sogar ganz hübsche Kenntnisse, die sie freilich nicht gründlichem Studium, sondern der Umpfänglichkeit ihres Geistes verdankte, womit sie aus den Gesprächen mit geistreichen und gelehrten Männern den Rahmen abschöpfte.

Mit ihrer Kenntniß der arabischen und persischen Literatur prunkt sie in ihrem Buche sogar etwas zu stark. Helmina dankte sie ihrem zweiten Gatten, dem Orientalisten Chézy, den die junge Deutsche durch ihr damals ohne Zweifel pikantes Wesen anzuziehen gewußt hatte. Später trennte sie sich von ihm; erst ging sie mit ihren Kindern nach Montmorency, wo Chézy sie noch alle acht Tage besuchte, und dann für immer nach Deutschland, um ihren Gatten niemals wiederzusehen. Ueber die Veranlassung zu dieser Trennung verbreitet erst der Schluß ihrer Denkwürdigkeiten einiges Licht. Helmina stand schlecht mit ihrer Schwiegermutter. Diese, „eine kräftige Natur, eine eifrige Katholikin, eine Frau voll Geist und

Leben, konnte sich nicht mit dem Gedanken versöhnen, daß eine Ungläubige Gattin ihres Sohnes und Mutter ihrer Enkel sei. Sie und ihre Töchter (fährt Helmina fort), die alle die vortrefflichste Erziehung genossen hatten und von denen eine schön malte, waren Muster der Weiblichkeit und Häuslichkeit. Ich war nur für die Poesie erzogen worden, mein reblichster Wille konnte die Einübung in das häusliche Geschäft nicht ersetzen." Man sieht, Helmina ist offen genug, einzugestehen, daß sie eine schlechte Hausfrau und Haushälterin gewesen. Dazu kam ihre Schriftstellerei, welche der Schwiegermutter verhaßt war. Helmina entschuldigt diese Liebhaberei zwar mit der Absicht, bei der gestiegenen Theuerung „Brot für die Haushaltung verdienen zu helfen“, sicherlich aber büßte die Haushaltung dabei mehr ein, als sie durch das von Helmina etwa erschiedene Honorar gewann. Mit Liedern und Balladen ist nicht viel zu verdienen, und auf andern literarischen Gebieten, selbst auf dem der Novellistik, war Helmina nicht gerade sehr productiv. Sie sang viel an, sogar eine „Napoleonide“, brachte aber wenig fertig. Sehr mit Recht bemerkte ihr einmal ihre Schwiegermutter: „Geld verdienen solle einzig die Sorge des Mannes sein; die des Weibes sei auf ihre Häuslichkeit beschränkt“; und ein andermal schrieb sie ihr: „Glauben Sie mir, hören Sie mit Ihren Schreibereien auf, und sticken Sie Ihre Sachen!“ Man wird dabei in überraschender Weise an Großmutter Rarschin erinnert, die auch ihre Kinder in zerrissenen Kleidern in der Stube herumtrabbeln ließ, während sie Predigten in Verse brachte. Wohlthuend ist übrigens die Verehrung, welche Helmina für Ghezy, den sie als einen sehr schönen und interessanten Mann schildert, durchweg an den Tag legt; nicht mit einem Stäubchen sucht sie sein Andenken zu bestreuen. Ghezy selbst war ein Verehrer der deutschen Poesie und Literatur, und diese Sympathie für Deutschland mag auch wol wesentlich dazu beigetragen haben, das Band zwischen beiden zu knüpfen. Helmina bemerkt: „Mein Mann war gern in deutschen Kreisen, er sprach sein gutes Deutsch zwar nicht ohne Schwierigkeit, doch er verstand alles; auch war er von mütterlicher Seite deutschen Blutes, aus Savern; die rüstige Achtziglerin betete Wilhelm noch das deutsche Vaterunser vor. Als *sont bons, ces Allemands!*“ pflegte Ghezy zu sagen; auch äußerte er zuweilen: „*Je crois qu'on est mieux en Allemagne qu'ici!*““ Nur schlimm, daß er gerade an eine deutsche Dichterin gerathen mußte.

Helmina verließ Paris und ging zuvörderst nach Heidelberg, obgleich Kossel sie vor dieser Stadt als einem „Zugneß“ und einem „Klatschneß“ gewarnt hatte. Nun, weniger Zug als in Heidelberg mag man in andern deutschen Städten finden; aber welche deutschen Städte wird man wol nennen können, in denen es nicht mindestens ebenso viel Klatsch gäbe als in Heidelberg? Im Gegentheil möchte es manche selbst größere Städte in Deutschland geben, die der anmuthigen Neckarstadt in dieser Hinsicht den Rang ablaufen. Manches fand sie damals besser, manches schlimmer in Heidelberg als bei ihrem spätern Aufenthalt daselbst. Die Umgegend und na-

mentlich der Schlosspark waren damals noch wilder und romantischer. Besonders klagt sie über die Ausrottung des aus seltenen ausländischen Bäumen bestehenden kleinen Lustwaldes am Ausgange der Blöckstraße, die man beabsichtigte oder auch geschehen ließ, weil man (nach der Angabe Helmina's) den Platz zu Gunsten zweier Bürger, denen die Pflanzung im Wege war, nivelliren wollte. Der Utilitätsfuss nimmt eben überall zu und damit im Zusammenhange steht die Abnahme des Sinns für Baum Schatten und Baumgrün. Auch anderwärts wird planirt, nivellirt und gebaut, wo sonst Bäume standen oder Vertiefungen die Flächen angenehm unterbrachen, obwohl schon Claudius sang: „Wenn da der bloße Boden wär', wo jezo Bäume stehn“ u. s. w. Helmina sagt über diesen Punkt: „Die alten Völker hatten heilige Wäldungen, heilige Bäume; den neuern ist wenig mehr heilig. Mir aber geht ein Schmerz durch die Seele, wenn ich Bäume verstümmeln sehe.“ Dagegen fand sie bei ihrem spätern Aufenthalt das Leben und Treiben der Studenten minder wild und romantisch als im Jahre 1811, und sie ist geneigt, dem Professor Zacharia einen bedeutenden Antheil an dieser größern Gesittung Bruder Studios zuzuschreiben. Was diejenigen Corpsburschen, die auch später noch die Noheiten des alten Burschenlebens aufrecht zu erhalten suchten, betrifft, so bemerkt sie: „Es würde merkwürdig sein, ihre Namen gewußt zu haben, um zu erfahren, was aus ihnen geworden ist.“

Wir begegnen in diesem Kapitel über Heidelberg auch einem gelegentlich eingeschobenen *Naisonnement*, das uns interessant genug erscheint, um eine Stelle daraus hier zu citiren. Sie sagt:

Ich glaube die göttliche Vorsehung läßt aus weisen Absichten die Armuth Begleiterin des Dichterlebens sein... Wenn ich sehe, daß ein Dichter, reich und vornehm geberet, herrliche Lieder singt, so denke ich mir jedesmal, wie so strahlender würde er noch sein, wenn er arm gewesen wäre. Viele der Mächtigen und Reichen auf Erden scheinen dieselbe Ansicht zu haben, denn wenige von ihnen helfen dem Dichter auf, wenn er darbt. Das Gold verhärtet die Gemüther, die Noth schärft die Thätigkeit. Wäre unsere Zeit nicht die jammervollste und zugleich ärmste, die es jemals gab, würden die Massen nicht aufgestachelt durch die Noth und zugleich durch die Begierde, Reichthümer zu erwerben, um mitzugenießen, wo der Reiche schwelgt, so würde der Mensch nicht so anreichlich sein, wie er's geworden ist. Es würde keine Dampfkraft, keine Eisenbahn geben u. s. w.

Helmina huldigt also auch dem schon von Herder verkündigten Dogma, daß die Noth die „zehnte Muse“ sei. Daran ist sicherlich etwas Wahres; nur darf die Noth weder zu drückend, noch zu dauernd sein. Die Noth kann wol einen lyrischen Schmerzensschrei, vielleicht selbst einen in dramatische Form gekleideten vulkanischen Ausbruch der Leidenschaft erpressen, aber zu umfangreichen, in allen Theilen vollendet durchgearbeiteten und dadurch harmonisch wirkenden poetischen Compositionen, zu wirklichen Kunstwerken, welche Dauer haben und die Freude der Nachwelt und der Nationen sind, wird die Noth, die wirkliche Noth, wie wir dies auch wol schon früher hervorgehoben, nie und nimmer begeistern, ja sie macht solche Werke aus naheliegenden Gründen auch dem größten

Talent unmöglich. Oder man nenne uns ein Beispiel des Gegentheils! Nur berufe man sich nicht auf Camoens, da ja dieser das Manuscript seines Heldengedichts schon aus Indien nach Europa mitbrachte und der Bettelarmuth erst verfiel, als er seine große Dichtung bereits fertig hatte. Auf ihr eigenes Los hätte sich Helmina nie berufen sollen. Unter allen Umständen würde sie niemals eine große Dichtung hervorgebracht haben; auch hat sie, wie wir behaupten, die eigentliche Noth nie gekannt. Sie lebte nicht in Hülle und Fülle, aber ihre Lage erlaubte ihr stets, ihre Rechnungen zu bezahlen, tage- und monatelang nichts zu thun, als spazieren zu gehen, dann und wann einen kleinen Ausflug oder selbst eine größere Reise zu machen und ihre Gaumenbedürfnisse in oft selbst leckerer Weise zu befriedigen. So wenigstens die bei weitem größte Zeit ihres Lebens über. Man trinkt nicht sein Schöppchen täglich, man besucht nicht den Conditior, man genießt keine Gänseleberpasteten und andere Leckerbissen, wenn man sich in wirklicher Noth befindet. *)

Von Heidelberg begab sich Helmina nach Aschaffenburg, wo sie am Dalberg'schen Hofe freundliche Aufnahme fand, bei welcher Gelegenheit wir unter anderm auch erfahren, daß die junge Gräfin Bassenheim „die schönsten Schulkern am Hofe“ hatte. Auch berichtet sie über mehrere Prophetien, die sie damals in Betreff der politischen Zukunft Europas verkündet, und sie bemerkt: „Seitdem ist mir noch oft die Gewissheit geworden, daß mich die innere prophetische Stimme nicht täuscht; sie erschallt, ich weiß nicht woher, sie verhallt, ich weiß nicht wohin! Sie sagt mir nicht wann, nicht wie, nicht warum? Aber sie verkündet treu, was im Schoße der Zukunft liegt.“ Daneben begegnen wir folgender beachtenswerthen Bemerkung: „Man findet jetzt selten Gesichtsbildungen oder Gestalten, die an die Gebilde der herrlichsten alten Meister Italiens und Deutschlands erinnern. Menschlichkeit und Kunst sind fleischlicher geworden. Geist und Phantasie der Kelterner bringen schöne Kinder hervor. Während der ersten Kindheit sind beinahe alle (?) Kinder schön und bleiben es, bis das Leben sie verheert und verflacht. Nur

Geist und Gemüth, nur die Schönheit des innern Menschen kann die äußere aufrecht erhalten.“ In Aschaffenburg erreichten sie auch die Nachrichten von dem furchtbaren Gericht, das über Napoleon's stolze Legionen auf den Schneefeldern Rußlands hereingebrochen war. Da zog sie der Fürst Primas, in dessen Blicken dabei „eine unermessliche Trauer“ lag, in eine Fensterbrüstung und sagte zu ihr in heftiger Bewegung:

Ruhig, bleibe! Napoleon muß fallen, man kann ihn nicht emporkommen, nicht retten; aber diese Nothwendigkeit ist entscheidend. Europa bedarf seiner mehr als je, und dennoch muß seine Gewalt vertilgt werden. Er wird unterliegen, aber wehe uns nicht minder, denn alles, was er Großes gewollt, wird mit ihm zu Grunde gehen, und alles, was er Unheilbringendes gesät, wird in den Händen, die nach ihm die Zügel halten werden, wuchernd emporwachsen.

Zur Zeit der Franzosenflucht nach der Schlacht von Leipzig befand sich Helmina gerade in Darmstadt, wo im Greterichause Tausende von Gefangenen und Verwundeten der Napoleon'schen Armee, den verschiedensten Nationen angehörig, untergebracht waren: „In einer Kasse, die weit vor dem Gefängnisse sich ausdehnte, belegt mit schwankenden Brettern, schwammen nackte Leichen. Mitten im Gebäude verbreitete der aufgethürmte Unrath der eingetragelten Gefangenen seine gräßlichen Ausdünstungen. Auf dem nackten Boden krümmten sich röchelnd die Sterbenden.“ Das ist etwas für die Kriegslustigen unserer Zeit, namentlich für diejenigen, die Krieg! Krieg! rufen, aber fern zu Hause bleiben werden. Als die gesunden Gefangenen weiter escortirt wurden, zeigte sich der französische Nationalcharakter in seiner ganzen Besonderheit. Die Franzosen zogen singend und jubelnd durch die Straßen, einige riefen auch wol, „so stolz und jubelnd als ginge es in die Schlacht“, ihr „Vive l'empereur!“ Irtellich zeigten sich andere auch aufs höchste niedergeschlagen; und als ein Vorübergehender einen derselben, der schwermüthig und bleich daherging, mit der Frage anredete: „Etes-vous Français?“ antwortete der Franzose: „Oui, je suis de cette pauvre miserable nation!“ Edle darmstädter Frauen ließen es übrigens an nichts fehlen, was dazu beitragen konnte, den Gefangenen ihr elendes Los zu erleichtern; und Helmina, rührig und mitleidig wie sie immer war, war unter ihnen die letzte nicht. Sie setzte sich sogar in einer Nacht hin, um dem Prinzen Christian von Hessen in einer eindringlichen Vorstellung den qualvollen Zustand der Gefangenen zu schildern.

Diese Theilnahme für Leidende, aber auch eine bei manchen Frauen hervortretende Neigung, sich in Dinge zu mischen, die sie eigentlich nichts angehen, sollte sie später in Unannehmlichkeiten verwickeln, die jede minder kräftig organisierte und minder breite Frau als Helmina von Ghegy es war, gänzlich entmuthigt und gebrochen haben würden. Als im Jahre 1815 der Krieg von neuem losgebrochen war, verwandte sie die für ihre außerlesenen Schriften eingegangenen Subscriptionsgelder mit rühmlicher Uneigennützigkeit für die Verrettung von Charpie, wobei ihr eine Menge junger Mädchen behülflich waren, von Soden, Hemden, wollenen Leibbinden u. s. w., und

*) Helmina klagt einmal an einer Stelle darüber, daß die Redactoren von Journalen so selten Gedichte honorirten und zwar aus dem einfachen Grunde, „weil sie eben Gedichte seien“. Diesem Uebelstande wäre sehr leicht abgeholfen, wenn die renommirten und gesuchten Dichter, von denen Beiträge zu empfangen Redactionen sich zur Ehre rechnen müssen, sich selbst und untereinander das Wort gäben, Journalen, Albums, Taschenbüchern, kurz allen periodischen Unternehmungen, welche prosaische und artistische Beiträge zu honoriren gewohnt und im Stande sind, Gedichte nur unter der Bedingung zuzulassen zu lassen, daß man sie anständig honorirt. Die belletristischen Blätter und gemischten periodischen Sammelchriften würden dabei schließlich auch nur gewinnen, indem ihre Verleger und Herausgeber sich hüten würden, mittelmäßige Gedichte, sogenannte Taschenbücher gegen Honorar anzunehmen, mithin mehr als jetzt nur wirklich gute Gedichte abdrucken würden. Man vergesse nicht, daß, je wohlfeiler eine Waare ist, sie auch um so schlechter oder doch minderwerthiger zu sein pflegt. In Bezug auf Wohlthätigkeitsalben und alle eigentlichen sowohl allgemeine als provinzielle Rufnamensalben würde jedoch aus naheliegenden Gründen von dieser Regel eine Ausnahme zu machen sein.

trat dann, ausgerüstet mit einer Cabinetsordre des Königs von Preußen, ihre Reise nach den Bazarthen von Belgien und vom Niederrhein an, die sie bis nach Aachen und Lüttich führte. In Köln kam sie mit der Invalidenprüfungscommission in ärgerliche Conflicte, da sie ihr in einer an Gneisenau gerichteten Vorstellung „alten Schlen-drian“, „Glendigkeit“ u. s. w. vorgeworfen hatte, worin die Mitglieder der Commission eine Beleidigung erblicken wollten. Die Sache kam so weit, daß sie bei dem köln'schen Zuchtpolizeigericht anhängig gemacht wurde. Nun ritt sie nach Berlin, wo sie das Bitterste dulden mußte. Ihr eigener Bruder wollte sie nicht über die Schwelle lassen, bis sie straffrei sei; eine frühere Freundin redete sie bei der ersten Begegnung mit den Worten an: „Unsere Wege sind getrennt, der Ihrige ist dunkel, es thut mir um das Andenken Ihrer herrlichen Mutter weh!“ und Minister Kirchhausen, von dem sie in ihrem Namen wie in dem ihres Mannes Gerechtigkeit verlangte, erglühete vor Zorn bei diesen Worten und fragte höhnisch: „Sie sind also nicht von Ihrem Manne verstoßen? Sie irren also nicht auf Gerathewohl in der Welt umher, verbreiten Lügen und stiften Unfrieden, klagen nicht die recht-schaffenen Männer an?“ Aber sie hatte einen vortref-flichen Rathgeber, der kein anderer war als der Dichter Theodor Amadeus Hoffmann, und so kam es, daß sie schließlich vom Kammergericht, auf dem sie sich in Person vernehmen lassen mußte, straffrei gesprochen, die Kosten aber niedergeschlagen wurden. Diejenigen Leser, denen dieser immerhin eigenthümliche und charakteristische Rechts-handel von der Verfasserin zu ausführlich behandelt schei-nen sollte, werden hinlänglichen Ersatz finden in den vielen sich durch diese Darstellung hindurchziehenden interessanten Mittheilungen über Volks- und Zeitzustände und über eine große Anzahl von Notabilitäten der Kunst und Literatur, mit denen sie ihr vielverschlungener Lebensweg am Rhein und in Berlin zusammenführte. Nur eine Bemerkung aus diesem Abschnitte des Werks wollen wir hier noch mittheilen und zwar folgende:

Noch heute verschmähe und verlenne ich nicht das Schöne, was im deutschen Aufschwung gegen die Bedrückung des fremden Jochs waltete; aber es war ein Fieber, die Genesung davon war schlimmer als das Uebel. Nie war die mährliche Jugend so ernst, so würdig, so großartig als zu jener Zeit. Es ver-gingen keine zwei Jahrzehnte, so erschien sie mir abgespannt und vernüchtert. Gewaltigen Zeiträumen folgt gewöhnlich Erschlaffung. Auch edle Naturen nehmen verkehrte Richtungen, um dem Bedürfnis nach Kämpfen Genüge zu leisten. Ruhe ermüdet sie. Bloße Jugend ohne Gewürz genügt den Verwöhnten nicht u. s. w.

Wir möchten hierbei bemerken, daß das deutsche Mi-litär, welches mehrere Jahre in dem von den Allirten besetzt gehaltenen Frankreich und namentlich in Paris gar-nisonirt hatte, und besonders der Offiziersstand von dem Geist französischen Leichtsinns und französischer Frivolität und Genußsucht keineswegs unberührt geblieben war, und daß sich dieser Geist von hier aus auch auf die bürger-lichen Kreise, auf die Art der Vergnügungen, auf Lite-ratur, Kunst und Theater fortpflanzte. An Lebensart,

die sich aber der französischen Urbanität und dem fran-zösischen Umgangsstone doch nur unvollkommen näherte und daher zwitterhaft blieb, hatte man ebenso viel gewon-nen, als an deutschem soliden Kern und deutschem Ge-müth verloren.

Helmina, unruhig wie sie war, begab sich von Berlin nach Dresden, wobei sie versichert: „Niemand hat är-mlicher in Berlin gelebt als ich, und niemand ist entblöß-ter von Mitteln als ich nach Dresden gekommen.“ Der-gleichen Versicherungen darf man jedoch bei Helmina nie-mals allzu ängstlich und im strengen Wortsinne nehmen. Uebrigens gehört dieser das literarische und gesellschaftliche Treiben in Dresden betreffende und von ihrem Freunde und Gönner Krausling durchgesehene Abschnitt zu den interessantesten und lesenswürdigsten Partien des Buchs, doch müssen wir, um nicht allzu ausführlich zu werden, den Leser auf dieses selbst verweisen. Besonders beschäf-tigt sich Helmina mit dem dresdener „Viererkreis“, der fast alle Persönlichkeiten in sich schloß, die sich irgendwie in Dresden auf literarischem und künstlerischem Gebiete aus-zeichneten und regten, unter denen sich freilich aber auch manche Mittelmäßigkeiten befanden. Helmina, die sonst des Enthusiasmus für die Dresdener voll ist, gesteht doch: „Selbst in Dresden, wo fast alle Poeten Hofräthe waren, wurde die Poesie durchaus nicht nach Würden geschätzt, und aus dem Umstande, daß die Poeten Hofräthe hießen, ging noch nicht hervor, daß die Hofräthe poetisch waren.“ Ihre Mißheiligkeiten mit Fanny Arnow wollen wir gern übergehen. Wie stimmt übrigens mit ihrer frühern Versicherung, daß sie gänzlich mittellos nach Dresden ge-kommen, die weitere Versicherung, daß Fanny Arnow 400 Thaler von ihr empfangen und daß sie jede Aus-lage für dieselbe habe bestreiten müssen? Dem größten der dresdener Literatoren, Ludwig Tieck, hatte sie schon im frühern Kapitel eine längere Betrachtung gewidmet und darin unter andern die gewagte Behauptung auf-gestellt, daß das Fied Tieck mehr zu verdanken habe als selbst Goethe und Uhland. Auch erwähnt sie dabei eines Gesprächs mit Friedrich Schlegel im Jahre 1802, der mit Bezugnahme auf die damalige Lage Tieck's geäußert: um des Dichters Schicksal kümmere sich kein Reich, kein Mächtiger; verkümmere er, so sei alles gleichgültig dabei; zeige er eine Schwäche, so packe die vornehme Welt ihn an und suche ihn herauszureißen, nur ein Mittelmäßiger, nur ein ... gedulde, die große Welt könne geistige Größen nicht ertragen u. s. w. Man sieht wenigstens daraus, wie oft sich diese Klagen in Deutschland wieder-holen. Uebrigens bestand sich Schlegel später ganz wohl, freilich als Dienstmann des Katholicismus und nachdem er der Poesie den Abschied gegeben.

Von Dresden ging Helmina nach Wien, theils um ihren ältesten, an den Augen leidenden Sohn zur Cur nach Baden zu bringen, theils um der bevorstehenden Aufführung der „Gurjanke“ beizuwohnen. Karl Maria von Weber mißbilligte diesen Entschluß, indem er sie be-sonders vor der Strenge der wiener Censur warnte. „Gefest einmal“, sagte er zu ihr, „Sie wollten drei

Gänse kaufen, und ließen es in die Zeitung setzen, da meint die Censur: Himmel, was will die Frau in ihrer kleinen Haushaltung mit drei Gänzen? Und sie streicht Ihnen zwei!" Indes von der Censur hatte die romantische Verfasserin der „Guranyihe“ nichts zu fürchten, und sie ging nach Wien, wo es ihr ungemein gefiel. Sie sagt:

Die lieben Wiener waren so genussfähig und so reich an Genüssen, so frischherzig, so empfänglich, so treu ihren Wünschen, so stolz auf ihre Notabilitäten, wie es eine gute Mutter auf ihr herrliches Kind ist. Man konnte kein erfreulicherer Volk sehen, und von allem, was sie liebenswürdig machte, wurde wehmüthvoll behauptet, daß es noch ganz anders gewesen sei. Möge Wien das nur geblieben sein, was es damals war, so werden noch immer diejenigen beneidenswerth sein, die es bewohnen. Möchte ihnen nur niemals die herrliche Eigenschaft verloren gehen, den Menschen gelten zu lassen, was er ist und wie er es ist! Man hörte wol einzelne Klagen über Zwang; nie aber habe ich eine freiere Gesellschaft gesehen als die in Wien.

Dann ging sie ins Salzammergut, wo sie sich durch die Klagen armer Leute verleihten ließ, mit den Behörden, die nach ihrer Ansicht das Volk drückten und ausfaugten, Handel anzufangen. Sie nützte dadurch niemand, sich selbst aber schädete sie. Sie versichert, es sei nach Wien berichtet worden, daß sie Volksversammlungen hielte, daß ihre Söhne das Volk aufzumiegeln trachteten, daß nachts eine Tenne zu den Zusammenkünften bestellt und Maßregeln zu einer Revolution genommen worden, weshalb es nöthig werden würde, Militär in das Salzammergut zu schicken. Der Kaiser habe sie nach Wien verlangt, versichert sie weiter, und sie habe ihn nicht warten lassen. Sie erhielt Audienz und erzählt über diese unter andern:

Im reinsten Hochdeutsch sprach der Kaiser zuerst zu mir einige Worte des Dankes, daß ich mich seiner Oberösterreich so herzlich angenommen habe. „Aber“, setzte er hinzu, „die Sache hätte eine schlimme Wendung nehmen können! Wie wenn ich nun gezwungen gewesen wäre, Militär in das Salzammergut zu schicken?“

Helmina nahm diese Worte ganz ernsthaft, aber Kaiser Franz, der, wie man weiß, nicht selten den Schalk spielte, hat diese Worte sicherlich nur schelmisch gemeint. Im Verlauf ihrer wiener Mittheilungen kommt sie auch auf Sophie Müller zu sprechen, die sie nebst Agnese Schebest zu den wenigen Priesterinnen zählt, welche allein der Kunst leben, und sie behauptet in Betreff der Schebest, daß die Empfindung, welche der Mann, „dem sie (Agnese Schebest) so überschwengliche Opfer gebracht“, der Gattin gewidmet, nicht ihrer „unendlichen Liebe“ werth gewesen; „denn wie selten versteht ein Mann wahre Liebe! wie selten lebt einer, der sie ertragen kann!“ Das ist wieder das alte Kapitel von dem „unverstandenen Weibe“. Nachdem sie noch ein recht hübsches Gedicht eigener Fabrication mit dem Anfang „Hast du, Herz, kein Erid erfahren“ eingestrichen, ergeht sie sich in einer Betrachtung über Frankreich, in der allerdings etwas Prophetisches ist. Sie behauptet, das Kaiserreich sei den Franzosen in Mark und Bein übergegangen und nur durch ein Zermalmen

des ganzen Kerns auszurotten. „Frankreich“, sagt sie, „hat noch eine unabsehbare Zukunft vor sich. Es wird noch der Welt Gesetze geben, oder es wird zertrümmert.“ Aber der französische Ehrgeiz sei (leider) nicht mehr auf die Freiheit gerichtet, sondern auf den nationalen Ruhm, „dieses Palladium, das den Enkeln anvertraut ist, und ewig über ihrem Namen flammte. Die Stunde wird schlagen, wo der Franzose mit wiederbelebter Begeisterung kämpft.“ In diese blutige neunapoleonische Aera scheint Europa jetzt in der That eingetreten zu sein.

Der letzte Abschnitt des Buchs betrifft ihren Aufenthalt in München und ihre Reise nach Paris, wohin die resolute und immer rasch entschlossene Frau nach dem Tode Ghézy's ging, um sich bei der Regierung einen Wittvengeld auszuwirken. Auch in München sah sie sich, wie fast überall, in Unannehmlichkeiten und Handel verwickelt, ohne daß wir erfahren, welcher Art diese gewesen. Sie spricht von einem „mit größter Schlaueit entworfenen Dükensstück“, dessen Urheber ihr lange verborgen geblieben, man habe sie „vernichten“ wollen, und noch immer seien dieselben Hände thätig „bittere Tropfen in die Reize ihres Lebensbechers zu mischen“ u. s. w. Die Hinterlassenen des Philosophen Krause scheint sie besonders bei dieser mysteriösen Geschichte in Verdacht zu haben. In Paris hatte sie dann wieder die angeblich von den Feinden und Rivalen ihres verstorbenen Gatten angesponnenen Intriguen zu bekämpfen, doch setzte sie es durch, daß ihr von der Guizot'schen Regierung eine jährliche Pension von 1500 Francs unter dem Namen einer „Indemnität“ bewilligt wurde. Da dieses Jahrgehalt, von dem eine einzelstehende Frau zur Noth schon existiren kann, ihr unsers Wissens immer ausgezahlt worden ist und ihr zuletzt auch der großherzige König von Preußen — an den sie zum Dank ein unvollendet geschriebenes Sonett richtete, das als ihr letztes lyrisches Product in seiner fragmentarischen Gestalt in der Vorrede mitgetheilt ist — eine Pension von vierteljährlich 50 Thälern bewilligte, und ihr auch sonst Liebesgaben, z. B. von Seiten der Liege-Stiftung, zufließen, so wissen wir nicht recht, was wir von den ausgesprengten Gerüchten über ihre gänzliche Mittellosigkeit während ihrer letzten Lebensjahre halten sollen. Freilich war sie erblindet und konnte ihre Habe und ihr Einkommen nicht so beaufsichtigen, wie es bei sehenden Augen möglich gewesen wäre. Sie wurde, wie wir wissen, ihrer Angabe nach aufs abscheulichste geplündert und bestohlen, und wir finden auf S. 271 des zweiten Theils noch einen solchen Vorfall genannt, der unter dem erborgten Namen J. Moore Mittel gefunden hatte, sie wahrscheinlich „durch Chloroform einzuschläfern und mit Hülfe ihrer damaligen Umgebung auszurauben“. Ihre schönsten und liebsten Bücher in Prachtbänden, ihres Sohnes Max Skizzen und Delbilder u. s. w. seien ihr, wie sie behauptet, von diesem Menschen, dem sie nur Gutes erzeigt, entwendet worden. Zu verwundern ist nur, daß sich so viel Gauner- und Diebsgefinde gerade an die arme Ghézy gehängt, daß sie entweder bei der Polizei keine Anzeige gemacht oder daß diese sich in allen

diesen Fällen ohnmächtig gezeigt haben sollte, dem Dieben auf die Spur zu kommen. Unter Max von Chézy's Delgemälden, die übrigens von Talent zeugten, befanden sich einige von gar nicht unansehnlichem Umfang, und diese waren doch nicht eben leicht fortzubringen und zu verwerthen, ohne Verdacht zu erregen. Außerdem machte ihr das schon berührte Jermwürfnis mit ihrem ältesten noch lebenden Sohne Wilhelm fortbauernnd vielen Kummer, und immer erscheint ihr Spindler als der Dämon, der ihn zu Grunde gerichtet und ihn ihr entfremdet. Spindler, „der im Ueberflus schwamm“, habe es sich im Hause ihres Sohnes wohl sein lassen, bis dessen Gattin sich seine Besuche verbieten, wofür sich dann Spindler gerächt habe. Sie sagt:

Die Kette, welche ihn (Wilhelm) an den falschen Freund schloß, war in der Hölle geschmiedet, dennoch zerriß sie. In Freiburg trennten sich wenige Jahre nachher, als meines Sohnes Untergang (!) vollendet war, der falsche Freund und der, der mir das Herz zerriß. ... An mir ist ein Mord geschehen, und an meinem ältesten Sohne auch.

Duller, sagt sie, habe sich noch zu rechter Zeit von Spindler zurückgezogen, aber den geistreichen und grundgelehrten Philologen Braun, der dann später an einer im Duell empfangenen Brustwunde starb, habe Spindler auch auf dem Gewissen. Braun habe sich einem aufreibenden Leben hingegeben und geäußert: „Wenn alles für mich aufhört, so finde ich wol noch einen, der mich zusammen-schleift, oder ich ihn, es ist mir dann beides recht!“ Helmina gibt zu verstehen, daß Braun ein Opfer der Verführungskünste Spindler's gewesen, der sich selbst gerühmt, daß sein Roman „Boa Constrictor“ sein Bild und einen Theil seines Lebens enthalte.

Nachdem wir Helmina von Chézy durch die Labyrinth ihres in der That viel- und reichbewegten Lebens bis hierher begleitet, wird der Leser vielleicht auch gern noch etwas über ihre letzten Lebendtage erfahren. Ueber diese schreibt die Herausgeberin, Vertha Vorngräber, in der Vorrede:

Nach Lische schlummerte sie eine Stunde, dann las ich ihr eine Stunde lang vor, erst die Bibel, das Evangelium Johannis, die Bergpredigt, wobei sie einmal mit Thränen in den Augen ausrief: „Was sind alle Schriften großer Weiser — sie veralten! Aber dies Buch, wie ist es immer so neu!“ Ausgefahren wurde selten, dazu fehlten Zeit und Mittel, und zum Ausgehen die Kräfte. Selbst wenn sie von zwei Personen geführt wurde, mußten auf einem kleinen Gange viele Außerläßigen gesucht werden. ... Der 25. Januar (1856) war der Dichterin Geburtstag; wir feierten ihn zum letzten mal und unter Thränen. Drei Tage darauf erschien ihr Sterbetag, an welchem die Baroness von Helldritt, ihre engelgleiche Freundin, wie sie dieselbe nannte und wie sie es auch war, sie noch besuchte, ihr eine Erfrischung zu bringen, welche die Sterbende schon sprachlos, doch noch eilig, mit schillernder Erquickung nahm. Kurz vor dem Scheiden umschlang sie mich mit offenen Armen, preßte mich an die Brust und küßte mich.“

Ihre Ruhestätte befindet sich Nr. 4527, tombe 5, ligne 3, auf dem allgemeinen Kirchhofe in Plain-palais zu Genf. Dies denjenigen Landsteuten zur Nachricht, welche vielleicht wünschen sollten, bei einem Besuche Genfs unter den zahllosen Erdhügeln auf dem genfer Kirchhofe

das Grab aufzusuchen, in welchem die deutsche Dichterin endlich die Ruhe fand, die sie im Leben nicht gekannt, nicht gefunden und vielleicht auch im Grusse kaum gesucht hat.

Hermann Marggraff.

Romanliteratur.

1. Abenteuer eines Emporkömmlings. Ein Roman. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1859. 8. 3 Thlr.

An diesem Buche, merkwürdig und interessant genug, ist zuvörderst der Titel völlig vergriffen. Abenteuer oder was man gewöhnlich so nennt, enthält das Buch wenig oder gar nicht, vielmehr geschieht alles, was geschieht, aus strenger sittlicher und psychologischer Consequenz, und ein Emporkömmling kann der Held, der als Erbe einer Million geboren wird, und es nicht weiter als bis zum „Hofrath und Geheimsecretär“ bringt, füglich doch auch nicht genannt werden. Auch als einen Roman können wir die Erzählung kaum betrachten, da sie vielmehr offenbar den Charakter einer eigenhümlichen Mischung von Wahrheit und Dichtung, von Erlebtem und Gedachtem, aus den Kreisen der Politik und der höhern Gesellschaft, aus Theorie und Weltverkehr eines gewandten, erfahrenen und vom Glück begünstigten Mannes an sich trägt und vor allen Dingen in wirtlichen Verhältnissen wurzelt. Um so besser vielleicht: denn in der That, die Erzählung dieser einen wirtlichen Lebenslauf durch romantische Thatat nur wenig überbietenden Geschichte, lieft sich anziehend und unterhaltend genug und empfiehlt sich als ein völlig consequentes Gedankenwerk so sehr, daß es des verfehlten Titels gar nicht erst bedarf, um unsere ganze Theilnahme für dasselbe zu erwecken. Eine etwas überflüssige Breite der politischen Discussion und die verbrauchten Duells- und Spielbauksenen abgerechnet, ist das Ganze vielmehr ein Werk vielseitiger Lebensbeobachtung, namentlich aus den höchsten Gesellschaftskreisen, dem Hofleben, und ermit, tiefgehender Beleuchtung unserer socialen Zustände, also jedenfalls mehr, als ein Roman. Alles dies aber theilt dem vorliegenden Werke Vorzüge mit, die ihm eine längere Dauer versprechen und die selbst dann noch bestehen bleiben, wenn, wie wir anerkennen müssen, Ereignisse und Charaktere etwas an dem Verschwommenen und Unsichern theilnehmen, das sich schon in dem „Titel“ ausdrückt und das ein kluges Auseinanderhalten der vielfach verschlungenen Begebenheit hin und wieder erschwert.

Der Held und Selbstbiograph ist der Sohn eines reichen frankfurter Bankiers, eines echten Bankiers, von jüdischer Herkunft, achbar, pflichtgetreu und prosaisch, und einer Mutter, die sich als eine engelstaste Dulderin in Schidjalen, welche unsere volle Sympathie ansprechen, darstellt. Seine Erziehung nimmt unter der Hand des letzten seiner Lehrer, Stromfeld, in dem sich etwas verfrüht der ganze Materialismus unserer Tage verkörpert, die entgegengesetzte Richtung zu haltlosem Idealismus, zu welchem ihn der Widerspruch gegen des Erziehers fatalistische und pessimistische Weltanschauungen drängt. Er widerstrebt daher auch dem väterlichen Wunsch, der ihn zum Kaufmann bestimmt, und er erlangt es durch die Mutter, sich dem Gelehrtenstande, dem öffentlichen Dienst weihen zu dürfen. Ein großer Grundbesitz, in Oesterreich erworben und in Vorauszicht des Jahres 1848 klug verwaltet, bewirkt, daß unser Held als Herr von Schwanhofen geabelt wird. Hier zeichnet er uns nun die Zustände der Gesellschaft, in welche er zwar gebildet eintritt, in der er aber seine Stellung erst erlämpfen muß, kurz vor den Ereignissen von 1848 im Kaiserstaat. Die Revolution bricht aus, das frankfurter Parlament tritt in den Vordergrund. Stromfeld, jetzt als von Felderström, demokratischer Ultra, und seine Freunde, Ahlhorst und Walbern, theoretische und praktische Reactionäre, begegnen sich hier wieder. Der Erzähler hat die völlige Wichtigkeit dieser ganzen Bewegung sofort erkannt, tritt aber aus dem Gefühl von Pflicht, sich nützlich zu machen, in

den Dienst eines befreundeten Ministers als Geheimschreiber. Die Täuschung ist bald vorüber; allein da er inzwischen Hofrath geworden und mit Orden geschmückt ist, nimmt er die angetragene Stelle eines Cabinetssecretärs oder Raths bei einem kleinen deutschen Herzog an, ohne Geld und von der persönlichen Liebenswürdigkeit des Fürsten gefesselt, und wird dessen Vertrauter und der Freund seines Bruders, des geistreichen und lustigen Prinzen Heinrich. Ehe dies geschieht, ist eine Reihe interessanter Charaktergemälde und Geschichten an uns vorübergegangen. Vor allen nimmt die Geschichte der Mutter des Helden unsere Theilnahme in Anspruch. Von einem Grafen Hohenthal verführt und Mutter einer nun verschwundenen Tochter, versöhnt sie durch engelgleiche Milde und Duldung ihr herbes Geschick, indes der schwache Verführer, durch seine Familie von ihr getrennt, sie immer noch liebt und, obwohl vermählt, seine Tochter vergeblich sucht. Unser Held duellirt sich nun mit dem Sohne des Grafen und lernt in Paris seine Schwester als die unglückliche Gattin eines Spielers, de Merville, kennen, rettet sie und entkramt sich für sie, als im letzten Augenblick noch rechtzeitig und glücklich ihre gewaltsame Trennung erfolgt. In diesem Verhältnis, das den Tod der Mutter zur Folge hat, tritt eine schöne Romantik ungesucht und ergreifend hervor. Eine Zeichnung ganz anderer Art ist die des realistischen Vaters, eine Verkörperung der Mächtsstreue ohne ein Atom von Idealität, und die Darstellung der politischen und philosophischen Verirrungen Felderström's, der weiterhin als Flüchtling und Bettler einen elenden Tod findet. Die Theorie des „menschlichen Willens“, welche Felderström verwirklicht, beruht auf dem Satz, daß unsere sittliche Entwicklung ganz aus zwei außer unserer Selbstbestimmung liegenden Factoren hervorgeht, indem jede That als nothwendige Manifestation der Individualität, des physischen Affects erscheint und ebendarum geschehen muß, wenn unsere Idee vom Selbstwerth sich auch gegen diese Anerkennung sträubt, und daß mit diesem Satz zugleich das ganze staatliche und kirchliche System der Gegenwart zusammenbricht, um einem andern System Platz zu machen, dessen Grundwerk „Verschönerung des Daseins“ heißt. „Die Menschheit“, sagt er, „befindet sich auf dem Zuge nach diesem Gelobten Lande, der durch ein Nothwendes Meer führt: aber jenseits werden die Nachkommen ihre Stieftöchter in Ariden aufbauen.“ Man sieht, es ist die Emancipation des Fleisches, die dieser Philosoph als Weisheit verkauft, und mit Recht erwidert ihm unser Held, daß er durch diese Lehre in dem Glauben an ein Höheres, nicht zu Denkendes in dem Bewußtsein strenger Selbstbestimmung nur noch verschiedener befestigt worden sei. Was Felderström als das allein Bekommende in unserm Willen bezeichnet, betrachtet er als die niedern Functionen unserer Körperlichkeit, über welchen das „Wollen“ steht und kommt so auf den großen Gedanken Dante's zurück, daß uns nichts zwingen kann, eine That zu wollen, selbst indem wir sie thun. Er schließt mit Goethe's Worten:

In unserm Dasein Keine wagt ein Sterben
Sich einem Höhern, Keinem, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Unrückstehend sich den ewig Ungeannten;
Wir heißen's Freumsein! —

worauf der Philosoph entgegnet: „Ich will den Unterricht, den mir mein ehemaliger Schüler jetzt ertheilt, als ein Zeichen seiner Freundschaft ansehen“, und wir haben schon gesagt, daß wir ihn später im tiefsten Gland und von Neue zernagt wiederfinden. Eine lange Reihe bedeutender Charaktere schließt sich dieser Zeichnung an. Wir finden hier feine und genussüchtige Staatsmänner, Leute von so interessanter Schwachheit wie Hohenthal, desperater Spieler wie Merville, Idealisten wie de' Pontis, ohnenkelige Frauen wie Frau von Brissenville, die Pflügerin seiner Schwester, Unglückliche wie Luise von Theuern, Tochter eines Fürsten und Gattin Felderström's und viele andere, und da der Verfasser sich niemals auf Unbedeutendes einläßt, den belächelten Salonparasiten und die ebenso beliebte Kleinmalerei aber

ganz verschmäht, so kann man leicht erachten, daß er dem Geiste des Lesers vielerlei Stoff und mannichfache Unterhaltung zuführt.

Der zweite Band bewegt sich nun noch bedeutungsvoller ausschließlich in den Kreisen des Hofes, an welchem der Erzähler die Stelle des Cabinetraths des trefflichen, etwas liberalisirenden Herzogs bekleidet. Wir können kaum zweifeln, daß wir hier dem größten Theile nach wirkliche und thatsächliche Verhältnisse vor uns haben, die darum nicht minder interessant erscheinen, weil das Incognito des Orts und der Personen gut gewahrt ist. Der Kampf der Intriguen, welche die Trennung des Herzogs von seiner trefflichen Gemahlin und seinem geistvollen aber etwas charakterlosen Vetter, dem Prinzen Heinrich, zum Ziele haben und die der Erzähler, dem Gelübde treu, daß kein Ordenlehn je die Reinheit seines Bewußtseins trüben solle, niederschlägt, bildet hier den Hauptgegenstand des Interesses. Die Familie der Grafen Rothenstein, welche dem Erzähler die Rückgabe eines Theils ihrer Güter verdankt, steht hier im Mittelpunkt der Intrigue, die den Herzog von seinen Vertrauten und Verwandten trennen und ihm Glara von Rothenstein, eine natürliche und liebevolle Erscheinung, als Gattin zuführen und den Erzähler, der sie liebt, kürzen soll. Der Plan wird mit Hülfe des Prinzen vereitelt, Glara gerettet, der Erzähler zu glücklichen diplomatischen Verhandlungen über Bundesreform an zwei deutschen Höfen, von welchen der eine liberal, der andere reactionär geknüpft ist, verwendet, findet hierbei zu vielseitiger Beleuchtung der deutschen Verfassungsfragen reichen Stoff und soll endlich Cabinetminister des Herzogs werden, was nicht überraschen kann, da er sich durch Luise von Theuern als eine Art von Verwandler des herzoglichen und somit aller Fürstlichen und Königshäuser ausweist — als die Katastrophe eintritt. Am Hofe erscheint nämlich der französische Graf Senclair, der alle Welt entzückt und Glara von Rothenstein's Verlehter wird. Unser Held aber entdeckt an der Tafel des Prinzen in ihm den schändlichen Senanges, den Verräther und Mörder seiner wiesener Freunde, den Verderber Felderström's und Eggdorff's, Dandinelli's und Luise von Theuern's, der nun die Hand seiner eigenen Geliebten erringen soll. Der Entlarvung folgt ein verzweifelter Duell, indem unser Held die blutenden Schatten seiner Freunde rächt, den Vuben tödtet, aber hiermit auch seine öffentliche Laufbahn beschließen muß. Im Schlusscapitel des Buchs erblicken wir ihn einsam, welt- und lebensmüde, auf seinen Gütern in Oesterreich, dennoch aber von dem Glauben an das Höhere, Bessere getragen, entschlossen möglichst viel Gutes zu vollbringen, und von dem Erreichten erhoben: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht kumm.“

Der Verfasser hat mit seiner Anonymität der Lesewelt eine Art von Räthsel aufgegeben; man nennt einen Müller als Autor; wir aber glauben nicht daran, sondern halten vielmehr eine am Mittelrhein früher vielgenannte Persönlichkeit für den Verfasser des jedenfalls bedeutenden Buchs, in welchem ein männlicher Geist und eine feine Beobachtung empfehlend hervortreten. Doch aus welcher Feder auch diese Blätter geflossen sein mögen, die ungewöhnliche politische Bildung, die umfassende Weltkenntnis, der zugleich praktische und philosophische Geist des Werks, die Kunst, mit der das Einzelne zu einem sich innerlich tragenden und abschließenden Ganzen verknüpft ist, sprechen zugleich für einen in Kunst, in Wissen und in Weltkenntnis erfahrenen Geist, dem ein seltener Blick in die geheimen Motive der menschlichen Handlungen zu Gebote steht. Wie neu und charakteristisch ist z. B. seine Zeichnung der Stellung eines kleinen Fürsten in deutschen Landen, seine Zergliederung der Parteien unter uns, die sich alle dahin vereinigen, dem Philister Sieg und Herrschaft zuzuwenden; ferner seine Zeichnung der pariser Gesellschaft, der Frauen mit dem erkältenden Salonien, seine ganz individuelle Charakteristik von Fürsten, Staatsmännern, grollenden Mediastisten, Parteiführern, Spielern, Betrugern, in welcher vielfach das Ungewöhnliche geleistet ist. Alles dies zusammen bewirkt, daß man dies Buch wie ein spannendes Drama, wie das freie Selbstbekenntnis eines Mannes, der viel geirrt,

aber dem Gesetz der Ehre und der Moral unverbrüchlich treu geblieben ist, liest und ihm außer angenehmer Unterhaltung eine Fülle der eigenthümlichen Lebensbetrachtungen verdankt, wie sie nur ein vielbewegtes Dasein geben kann. Und so schließen wir mit Wunsch und Hoffnung, dem Verfasser dieses Buchs, das von seiner geistigen Bedeutung volles Zeugniß gibt, bald wieder zu begegnen.

2. Verloren und gefunden. Roman von Theodor Mügge. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verglichen mit dem vorangehenden, durch Ernst und männlichen Geist hervorragenden Roman tritt Mügge's „Verloren und gefunden“ sehr in Schatten. Mügge, von dem wir Bedeutenberes und Besseres zu lesen gewohnt sind und der namentlich durch seine charaktervollen nordischen Volks- und Sittengemälde so viele Leser erfreut, hat sich hier bemüht, den modernen Materialismus, den offenen wie den versteckten, den rohen wie den verfeinerten, in das ihm gebührende Licht zu stellen. Die Aufgabe ist gut, allein sie ist nicht in der rechten Weise gelöst worden. In diesem Buche ist alles Geld und Geld ist alles. Selbststolz, Selbstgier, Geldnoth, Heirath um des Geldes willen, Familienhaß des Geldes wegen: um diese Angeln dreht sich das Ganze so ausschließlich, daß wir die erkältende Empfindung, mit der uns bloße Geldinteressen doch anwehen, nicht los werden. Selbst die Herzengeschichten Lorberg's und Hellmuth's werden davon so angestränkt, daß sie einen reinen und wohlthuenden Eindruck, selbst auf dieser Höhe, nicht mehr hervorbringen, unser Frösteln nicht mehr überwinden können. Kurz, es ist Winter in diesem Roman! Damit soll nicht gesagt sein, daß die Erzählung nicht geschickt gemacht und angenehm zu lesen sei, daß verschiedene Charaktere nicht Geist und einzelne Scenen gute Weltbeobachtung bekundeten; allein erwärmen können Leute wie Lorberg, Wolf, die Commerzienrätthin, Feldheim und Hellmuth den Leser einmal nicht, und in den Seelen, deren innern Werth wir anerkennen sollen, fehlt die Energie der Empfindung doch allzu sehr, um das Gefühlsthermometer des Lesers über die gewöhnliche Stubenwärme erheben zu können. Der Roman ist daher ein reißlich ausgeflügelter aber frostiges Kunstwerk geblieben, das an die Lieblingsheimat des Autors, den Norden, ein wenig zu sehr erinnert.

Die Geschichte ist kurz diese: Lorberg, ein junger, lebenslustiger aber armer Edelmann, wird durch einen nichtsnutzigen Verwandten, Seehausen, zu dem Entschlus gebracht, die Pflegetochter der reichlichen Commerzienrätthin Wittenberg, Susette, ein wunderbar gezeichnetes, possenhafte und unliebenswürdiges Fräulein, zu ehelichen, lernt jedoch in deren Gesellschaft Christine Streit, eine arme Lehrerin, kennen und liebt sie, während Susette selbst im Stillen dem schüchternen, schattenhaften Hospitalarzt Hellmuth ihr Herz geschenkt hat. Hierauf beruht die Intrigue der Erzählung: die zwangvolle Fortsetzung der Brautenschaft, die Machinationen Seehausen's, die Ehe zu seinem Vortheil zu fördern oder zu hintertreiben, die Anstrengungen der Commerzienrätthin, sie trotz aller Theile zum Schluß zu bringen. Diese Frau ist der Hauptcharakter des Romans und als solcher, man muß gestehen, eine ziemlich originelle und frappante Zeichnung. Ihre Klugheit in Geldsachen, ihre Herrschsucht, ihr Geldstolz, die wunderliche Jähtlichkeit dieser kalten Zahlenfeste für ein einziges Wesen, ihre Susette, sind vortreflich gezeichnet. Von dem zweiten Hauptcharakter, dem Hauptmann Seehausen, allerdings ein Original von Lapp und Schwelger, zu jeder Schlechtigkeit für sein Axiom: „Leben ist die Hauptsache“, stets bereit und an diesem System zuletzt doch Schiffbruch leidend, ist nicht dasselbe zu sagen: es ist jedenfalls Ueberladung und Caricatur darin; sein „Engel“ Alora dagegen wird allerdings nicht gerade selten angetroffen. Das Schlimmste aber ist, daß doch das Ganze auf einer unmöglichen, völlig undenkbaren Grundung beruht, zugleich karad und leineswegs anmutig. Lorberg ist nämlich durch den Vetter Feldheim am Erbe und

Vermögen betrogen, dadurch, daß er eine ihm geborene Tochter für einen Sohn ausgibt, und diese Tochter ist eben jene arme Lehrerin Christine Streit, die Lorberg liebt. Wer glaubt in unserer Zeit an solche Dinge, zumal wenn der Erfinder auch nicht den geringsten Versuch macht, die Sache als möglich erscheinen zu lassen oder die Mittel dazu nachzuweisen. Damit ist es also geradehin nichts und diese Erfindung ist dem schärfsten Tadel hüßlos ausgesetzt, ja, sie hätte von dem erfahrenen Verfasser als völlig undrauchbar von vornherein verworfen werden sollen. Was nun den Helden selbst betrifft — es ist unbegreiflich, daß der Verfasser dies nicht selbst empfunden hat —, so verfällt er von vornherein unserer gerechtesten Misachtung. Den ganzen Roman hindurch vollführt er eine Lüge, ein Schelmenwerk, das uns innerlich empört: er heuchelt Liebe zu Susetten, die er verachtet, um ihrer reichen Erbschaft willen; die bessere Natur kämpft in ihm zwei Bände hindurch, ohne zum Durchbruch zu kommen, und als dies zuletzt geschieht, geschieht es fast wider seinen Willen und durch Zufall. Ein solches Thema war unsers Erachtens sofort aufzugeben, wie es sich dem Geiste des Autors darbot; denn das Schicksal eines so gearteten Charakters darf uns eigentlich gar nicht sympathetisch stimmen; seine geistigen Leiden sind die Frucht seiner geistigen Ohnmacht. Der Vetter Feldheim ferner ist eigentlich ein Object der Criminaljustiz, das ins Zuchthaus gehört. Christine Streit, sein vorgegebener Sohn (!), außer Hellmuth die einzige Person, der welcher von innerm Werth die Rede sein kann, ist zu matt und stümpfhaft behandelt, um für so viel Mängel schadlos zu halten. Sie ist bestimmt in ihren Grundsätzen und spricht gut, aber auch ihr fehlt die Wärme, die zur Energie der Handlung führt; sie ist eine bloß negative Potenz, wir sehen nur ihren Schattenriß. Die Nebenfiguren, zum Theil gut, wie der kleine Agent Wolf, zählen nicht wesentlich mit.

Es ist klar, daß aus solchen Elementen kein tüchtiger Roman entstehen kann. An einzelnen feinen Wendungen, guten und gut ausgedrückten Beobachtungen fehlt es, wie in seiner Arbeit des Verfassers, auch hier nicht; allein er hat sich die Sache leicht gemacht. Was zunächst die Darstellung im ganzen betrifft, so können wir den mehr und mehr in Mode kommenden ledernen Zusammenhang, der Kapitel für Kapitel ein neues selbständiges Tableau, ein Bildchen für sich darbietet, doch eigentlich für seinen lobwürdigen Stil erklären. Dies Lokalisieren und Individualisieren der Darstellung erleichtert dem Erzähler allerdings die Arbeit, da er sie jeden Vormittag abschließen und davon ausruhen kann; allein der folgerechte, kunstgemäße, zusammenhangsvolle Vortrag, wie ihn ältere Meister festgestellt haben, leidet dabei doch völlig Schiffbruch. Aus der einen Geschichte werden auf einmal zwanzig Geschichten; es ist kaum mehr eine Erzählung, die wir vor uns haben und der Geist des Lesers ist gezwungen von Gruppe zu Gruppe zu springen, ohne Ruhe und mit immer durchkreuzter und gestörter Empfindung. Man kann an und für sich schon zweifeln, ob eine Erzählung, welche uns alle handelnden Charaktere nicht in ihrer ethischen Entwicklung, sondern stets nur in einem einzelnen Moment ihres Daseins darstellt, den Namen eines Romans verdient, oder ob sie nicht vielmehr mit der bescheidenen Benennung einer Novelle zufrieden sein müsse; allein wenn diese Novelle sich nun noch wirklich in 20 Novellen verflüchtigt und auflöst, dann ist eine solche Arbeit mit dem Namen eines Romans viel zu hoch gewürdigt; denn unter einem solchen denken wir uns einmal die volle consequente Darstellung einer ethischen Lebensentwicklung von ihrem Anfang bis zum Abschluß, nicht aber die Skizze eines Moments, einer Situation. Dies ist die Novelle, wie sie uns die Italiener überliefert haben. In England ist diese Distinction vermischt und Bulwer gibt uns seine unruhändigen „Caxtons“ als eine Novelle. In Deutschland aber haben wir allen Grund, die bestehende Begriffsverschiedenheit solange als möglich aufrecht zu erhalten.

Doch wir müssen schließen. Der gewandte Erzählungsston des Verfassers bedingt auch hier; seine feinen Bemerkungen, Sei-

tenblide und Streiflichter auf die Gesellschaft und den an ihr nagenden Wurm der Selbstsucht und des Eigennutzes, auf Abels Stolz und Geldaristokratie fesseln und blenden den Leser; allein im ganzen und großen hat der Verfasser mit diesem Buche doch nur eine sehr mittelmäßige und wenig bedeutende Arbeit geleistet, die seinem Autorentum nicht viel hinzufügen wird, und die im ganzen genommen des Verfassers von „Afrasa“ und „Griech Nand“ nicht recht würdig ist. Solche markige und echte Charaktere, ein so männlicher und sicherer, seiner Sache gewisser Geist, wie sie in jenen Romanen und erheben und innig erfreuen, kommen hier nicht zum Vorschein: es ist eine sittenmalende, mäßig und leicht unterhaltende, aber ideenarme Erzählung, die uns hier geboten wird, und die zugleich an den beiden wesentlichen Mängeln leidet: daß der Verfasser sich die Möglichkeit des erzählten Vorgangs selbst nicht klar gemacht und daß er uns für seine handelnden Personen kein höheres Interesse einzufloßen gesucht hat.

3. Sanct-Florian's Rache. Von Marino. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 18 Mgr.

Die Kritik d. Bl. ist geneigt gegen die talentvollen Anfänger Nachsicht zu üben. Eine solche Arbeit haben wir hier vor uns liegen. Zuvörderst sei bemerkt, daß der Autor Marino allem Vermuthen nach wol eine Marina ist, denn auf eine solche deutet alles in diesem zierlichen kleinen Roman hin: es ist nicht nur der Stil, es ist auch die Empfindungsweise einer Frau, der wir hier begegnen, die etwas unlogische und weltjunge Sentimentalität, die zwischen den Idealen und den Welterfahrungen wie der eiserne Sarg des Propheten Mohammed zwischen zwei gewaltigen Magneten frei in der Luft schwebt. Einen Plan, eine Intrigue besitzt dies kleine Buch eigentlich gar nicht. Florian von Geyern soll seine Verwandte, Racha, zum Weibe nehmen, ohne sie zu kennen; allein da dies ein ihm von Jugend auf bekannter Plan ist und er sein Herz nicht zu einem Geisäht dieser Art zwingen zu können glaubt, so widerstrebt er, sendet seinen Freund Arnold statt seiner zu dem Kennebezeug nach Steinnach, packt ein und geht auf Reisen. Auf der Insel bella trifft er unbekannt mit Racha zusammen, bringt sie in seiner Gondel ans Land und entzündet sich für sie, die inzwischen einem alten General ihre Hand gereicht hat. Nach einiger Zeit stirbt dieser und segnet das junge Paar zu jungem Glück: es ist Hochzeit und das ist die ganze Geschichte. Doch diese einfachste Begebenheit ist gut erzählt und enthält, wenn auch Neues und Greifendes dabei nicht hervortritt, doch viele Stellen von guter Zeichnung und geschmackvoller Ausführung. Das Talent der Combination ist gering und von Reflexion ist dabei nicht viel die Rede; allein über das Nachfolgende ergeht sich der Vortrag leicht und anmuthig und den Naturbildern sowol aus Italien als aus der uns nähern Grasschaft Glatz fehlt es nicht an ungefuchtem Reiz. „Sanct-Florian's Rache“ aber heißt die Erzählung, weil Racha, dem Feuerheiligen Sanct-Florian, von dem der Volksspruch heißt:

O heiliger Sanct-Florian,
Behüt' mein Haus, zünd' andre an! —

ein neues Gewand rotirt hat und der Heilige zur Rache dafür, mit allerdings etwas bedenklicher Naivetät, ihr eigenes Herz für seinen Namensvetter, Florian von Geyern, in Flammen setzt. Das mag genügen; wir haben dem Büchlein sein Recht widerfahren lassen, wenn wir es als einen nicht eben unglücklichen ersten Versuch in diesem Gebiete der Kunst bezeichnen, der jungen Leserinnen zu gefallen einen Anspruch hat und sich durch sittliche Reinheit und Ursprünglichkeit hervorthut. 4.

Zur Aesthetik der Sculptur.

Die Tempelsculpturen aus der Schule des Phidias im Britischen Museum. Dargestellt von Christian Semler. Hamburg, D. Meißner. 1858. 8. 18 Mgr.

Nach des Verfassers eigener Erklärung ist die vorliegende Schrift das Resultat eines dreimonatlichen Aufenthalts in London, der vorzugsweise das Studium der griechischen Sculpturen im Britischen Museum bezweckte. Sie gibt eine eingehende Beschreibung und Charakteristik aller derjenigen dort aufbewahrten Kunstschätze, welche als Reste der aus der Schule des Phidias stammenden Arbeiten angesehen werden müssen, und ist in der Absicht geschrieben, den Besuchern des Britischen Museums und der Gipsabgüsse aus demselben in unsern deutschen Antikensälen bei der Betrachtung und Auffassung dieser vollendetsten Schöpfungen der plastischen Kunst ein Führer zu sein.

Der Autor bezeichnet seinen Standpunkt als einen kunsthistorischen und macht es sich insbesondere zur Aufgabe, „das Wesen der Sculptur und ihren Zusammenhang mit dem homerischen Epos an jenen Werken nachzuweisen“. Eine speciell archäologische oder kunsthistorische Monographie hat man also nicht in dieser Schrift zu suchen; auch ist sie nicht für das eigentlich gelehrte, sondern für das allgemein gebildete Publikum berechnet; sie läßt sich nicht in Untersuchungen ein, sondern begnügt sich, die bezeichneten Ueberreste der griechischen Plastik in möglicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit dem geistigen Auge zu vergegenwärtigen und auf die Schönheit und Bedeutung derselben, sowie auf ihr Verhältniß theils untereinander, theils zu früheren und spätern Kunstwerken, theils zu den vorstehenden Darstellungen aufmerksam zu machen.

Im ganzen hat der Verfasser diese Aufgabe in einer dem populären und praktischen Zweck des Buchs angemessenen Weise gelöst. Entwidelt er auch keine wesentlich neuen oder tiefen Ansichten, so befolgt er doch durchweg einen klaren, gesunden Sinn, eine für die Auffassung antiker Ideen und Formen glückliche Naturanlage und Bildung, eine dem Gegenstand mit Wärme zugehane, jedoch nicht excentrische und kritische Vegetierung. Hat er auch vielleicht in der Darlegung des innern idealen Zusammenhangs der architektonisch vereinigten und zueinander in Beziehung stehenden Bilderwerke zu wenig gethan, so kann es doch andererseits nur gelobt werden, daß er sich vor gezwungenen Deutungen und geuchten Symbolisirungen mit richtigem Takte gehütet hat.

Der Verfasser sieht mit Recht den höchsten Zweck der Sculptur in der idealen Verklärung der menschlichen Gestalt. „In solchen Momenten“, sagt er mit Beziehung auf den Torso des Iliiss, „wurde es mir klar, wie Schelling, dem genial schauenden Jüngling, die Indifferenz der sinnlichen und geistigen Weltordnung an dem Kunstwerk des menschlichen Organismus aufgehen konnte. Aber vergessen wir dabei nicht Winckelmann's, der ihm den Weg bahnte und der zum ersten male gleich einem gottbegeisterten Seher dem plastischen Gewächs der menschlichen Gestalt jene enthusiastischen Hymnen anstimmte. Ja, es ist die Gestalt eine ewige Idee, sie ist keine Maschine, sondern Selbstzweck. Als das letzte und vollendetste Gebilde des bewußten (?) schaffenden Naturgeistes steht sie da: sie ist der höchste Zweck, die fleischgewordene Idee desselben.“ Demgemäß läßt es sich der Autor denn auch angelegen sein, in den von ihm beschriebenen Kunstwerken nicht blos auf die an und für sich weit leichter verständlichen und darum weit weniger einer Interpretation bedürftigen Schönheiten des Ausdrucks und der Bewegung, sondern auch auf die unmittelbar in den natürlichen Formen liegende Harmonie und Eurythmie des menschlichen Körpers, auf die Gesetzmäßigkeit des anatomischen Baues, auf die ästhetische Bedeutung der Verhältnisse, auf den geheimen Zauber der Linien aufmerksam zu machen. Er zeigt hierbei, daß er sich mit der Gliederung und Muskulatur des menschlichen Organismus hinlänglich vertraut gemacht hat und außerdem durch ein natürliches Schönheitsgefühl mit Lebhaftigkeit herausfindet, auf welche Punkte

und Linien des Körpers sich vorzugsweise das Auge des Beschauers richten muß, wenn es die Proportionalität und Harmonie eines Gebildes fühlen und erkennen soll. Zuweilen gelingt ihm dies, ohne sich des Grundes bewußt zu sein. So hebt er z. B. mit Recht die ästhetische Wichtigkeit der scharfen Durchschnitteleine, die oberhalb des Nabels sich herumzieht und Brust und Rippen von den Weichen trennt, hervor, indem er sagt, diese Linie sei „bei der Betrachtung der männlichen und weiblichen Statuen wohl im Auge zu behalten, da sie eine bequeme Orientirung darbietet“. Er thut dies, ohne zu wissen, daß diese Linie diejenige ist, welche nach dem die Gliederung des ganzen Körpers beherrschenden Proportionalgesetze des goldenen Schnittes die Totalhöhe in Oberkörper und Unterkörper theilt und je nach ihrer etwas höhern oder niedern Lage eins der wesentlichsten Merkmale für die charakteristischen Unterschiede der männlichen und weiblichen Gestalt ist; ohne zu wissen, daß man sich von dieser Linie aus allerdings in der bequemsten Weise in den Proportionen des menschlichen Körpers orientiren kann, indem man nur nach demselben Verhältnisse, nach welchem durch sie die ganze Höhe getheilt ist, den Oberkörper und den Unterkörper und die durch diese Theilung gewonnenen Theile mit dem Auge einzutheilen braucht, um zunächst in der Eingiehung des Halses die Grenze zwischen der Kopf- und Rumpfsparte, in der Kniebucht die Grenze zwischen Ober- und Unterschenkel, und so nach und nach alle für die Gliederung des Körpers wichtigsten und wesentlichsten Höhepunkte zu finden und in dieser consequenten Festhaltung eines und desselben mathematischen Verhältnisses als Eintheilungsprinzips den innersten Grund der im ganzen Körperbau sich ausdrückenden Einheit und Harmonie zu erkennen.

Unser Autor klagt darüber, daß durchschnittlich im Publikum so wenig Begabung für Auffassung plastischer Kunstwerke zu finden sei und sieht den Grund dieser Erscheinung darin, daß bei dem übertriebenen Cultus der Musik die Bildung des Auges und der zeichnenden Hand gar zu sehr vernachlässigt werde. Dem ist allerdings so; es gefällt sich hierzu aber noch ein anderer Grund, der nämlich, daß in unsern Schulen auch nicht einmal für eine theoretische Kenntniß des menschlichen Körpers gesorgt wird. Wenn daher der Verfasser der vorliegenden Schrift bei der Beschreibung des Theseus und anderer Statuen vom „Deltamüßel“, vom „zweifelhafgen Armmüßel“, vom „dreifelhafgen Vorderarmstrecker“ u. s. w. spricht, so dürfte er unter den Lesern, die er zu belehren wünscht, nur wenige finden, die ihn verstehen; ja er darf vielleicht selbst von der plastischen Schönheit des „schwellenden Würfels“, der „elastisch geschwungenen Sigmastein“ der Nike vor schönen Zuhörerinnen reden, ohne ein völlig klares Verständnis befürchten zu müssen. Um seinen Zweck noch sicherer zu erreichen, hätte daher der Autor nicht übel gethan, seine Leser mit dem Bau des menschlichen Körpers entweder selbst in der Kürze bekannt zu machen oder ihnen wenigstens das Studium dahin schlagender Schriften als unerlässliche Vorbedingung zu empfehlen. Ebenso wird es wahrscheinlich von manchen, die sein Buch zu benutzen wünschen, als ein Mangel empfunden werden, daß es sich gar nicht auf Mittheilung der allernothwendigsten kunsthistorischen Notizen einläßt. Das Publikum, welches einer Anleitung, wie die vorliegende ist, zum Verständnis von Kunstwerken bedarf, ist in der Regel mit der Archäologie nicht in dem Grade vertraut, daß ihm die oder die Kenntniß, welche ihm im besondern Falle nothwendig ist, in jedem Augenblicke zu Gebote stünde; andererseits nimmt es sich auch nicht leicht die Mühe, die nöthigen Aufklärungen aus verschiedenen Werken zusammenzufinden, und daher leistet ihm nur ein solches Buch den Dienst eines befriedigenden Führers, welches in jeder Beziehung die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen geeignet ist. Endlich ist noch zu beklagen, daß dem Text dieses Büchleins nicht veranschaulichende Zeichnungen beigelegt sind. In dem Augenblicke, wo man sich seiner als Führers bedient, bedarf man derselben allerdings nicht; aber sowohl zur Vorbereitung wie zur Erinnerung würden dieselben um so mehr erwünscht sein, als selbst die lebendigsten Beschreibungen keine

wirklichen Anschauungen gewähren und, wenn ihrer zu viel aufeinander folgen, eher ermüdend als belebend wirken.

Die erste und größte Abtheilung des Buchs beschäftigt sich mit den Sculpturen des Parthenon. Es werden darin nach einander die Giebelfelder mit den Eingestiegen des Theseus, des Theseus, des Poseidon und der Athene, der Demeter, Persephone und Iris und der Gruppe der drei attischen Jungfrauen; ferner der Fries mit dem Panathenäenzuge der rothbündigen Epheben, schreitenden Bürger und zuschauenden Götter, sodann die Metopen mit dem Kampf der Centauren und Lapithen beschrieben. Vorübergehend wird auch der verloren gegangenen Athenestatur und der Vallas von Velletri, die man bekanntlich als eine Nachbildung derselben ansieht, gedacht. Die folgenden Abtheilungen schildern die Metopen und den Fries des Theseion, den Fries vom Tempel der Nike Apteros, das Erechtheum und den Fries des Bigalia-Tempels mit dem Kampf der Griechen und Amazonen einerseits und dem Kampf der Lapithen und Centauren andererseits.

Zum Schluß bietet der Verfasser seinen Lesern noch eine kurze Vergleichung der durch Phidias repräsentirten Kunstperiode mit der Periode des Praxiteles und Skopas, wie er es im Vorangehenden auch nicht an Rückblicken auf die vorperikleische Kunstentwicklung, namentlich auf die Megister, hat fehlen lassen. Er sieht den Unterschied zwischen der Schule des Phidias und den spätern Künstlern hauptsächlich in zwei Differenzen. Einerseits wendeten sich die letztern immer mehr von den religiös-mythischen und heroischen den genreartigen Stoffen zu oder verließen ihnen wenigstens eine mehr und mehr selbständige Bedeutung; andererseits bewegten sie sich mit besonderer Vorliebe, wie die Tragiker, in der Darstellung der dem Endlichen anhaftenden Vergänglichkeit, während bei Phidias die Idee vorherrscht, das Endliche in seiner glanzvollen Entfaltung zu zeigen. Der Autor erkennt hierin mit Recht einen Fortschritt von der überwiegend idealistischen zu einer mehr realistischen Richtung. Andererseits darf aber nicht vergessen werden, daß sich darin auch ein Bedürfnis zur Vertiefung und zur Verinnerlichung ausdrückt, indem man das Göttliche nicht mehr allein in dem durch äußerliche Größe und Kraft imponirenden, sondern auch in den feineren und geheimern Regungen und Bewegungen des inneren Seelenlebens sucht.

Die Darstellung des Verfassers ist im ganzen eher einfach als überschwänglich. Nur zuweilen entfallen ihm geschraubte Ausrufe und Bilder, z. B. wenn er mit Beziehung auf den dorischen Säulentrauf sagt, man werde beim Anblick der dem Abakus sich entgegenstehenden Kraft des Gebinos an den heldenmüthigen Widerstand des Leonidas in den Thermopylen gegen die massenhafte Wucht der heranstürmenden Perserhorden erinnern.

Adolf Zeising.

Notiz.

Wechselwirkungen zwischen der englischen und deutschen Literatur.

Eine die Einladungsschrift zur Prüfung in der öffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig (1859) bildende Abhandlung: „On the study of modern languages in general, and of the English language and its treatment in the commercial school of Leipzig in particular“, von David Aßler, der, wie der selbige Wurm, die Befähigung englisch und deutsch gleich gut zu schreiben in seltenem Grade besitzt, verdiente als besondere Schrift im Buchhandel zu erscheinen. Inzwischen wollen wir nicht verfehlen, Linguisten auf diese Abhandlung aufmerksam zu machen, wozu gerade wir uns um so mehr verpflichtet fühlen, da der Verfasser in §. 3 einen Gegenstand behandelt, dem auch wir in d. Bl. von jeher unsere besondere Beachtung schenken, nämlich die Wechselwirkungen zwischen der deutschen und englischen Literatur. Vielleicht würden dem Verfasser noch manche brauchbare Fingerzeige und Details zugeführt werden sein, wenn er die betreffenden Partien in unserm wenigstens fleißig

zusammengestellten Aufsatz „Deutsche Literatur, Kunst und Wissenschaft im Auslande“ (Band 10 der „Gegenwart“) benutzt hätte, was nicht der Fall gewesen zu sein scheint, wie auch wir eine und die andere Lücke in dem citirten Aufsatz würden haben ausfüllen können, wenn die Afher'sche Abhandlung und bei Abfassung unsers Aufsatzes schon vorzulegen hätte. Interessant war uns ein von Afher citirter Ausspruch Graff's in seinen „Sketches of the history of literature and learning in England“. Graff nimmt für die englische Literatur drei Hauptperioden an, und sagt dann: „It is also to be observed that on each of these three occasions the excitement appears to have come to us in part from a foreign literature which had undergone a similar re-awakening or put forth a new life and vigour, shortly before our own: in the Elizabethan age the contagion or impulse was caught from the literature of Italy; in the age of Queen Anne from that of France; in the present period from that of Germany.“ Graff hebt dann hervor, wie dieser deutsche Einfluß, diese „German inspiration“ namentlich auf Wordsworth und durch ihn auf die sogenannte „Lako school“ überhaupt die allgeröbste und entscheidendste Wirkung geübt habe. Wordsworth bereiste in Begleitung seines Freundes Coleridge, des verdienstvollen Uebersetzers der Schiller'schen Tragödie „Wallenstein“, 1798 selbst Deutschland, um eine gründliche Kenntnis der deutschen Sprache, Literatur und Philosophie zu erlangen. Mit Recht macht Johann Afher auf Carlyle aufmerksam, als auf denjenigen, der, wie dies auch die Engländer selbst einräumen, mehr als jeder andere dazu beigetragen habe, die Kenntnis der deutschen Literatur und den Geschmack daran unter seinen Landsleuten zu verbreiten. Carlyle verdiente für diese erfolgreichen Bemühungen von der deutschen Nation ein Ehrengelb als Zeichen unserer Dankbarkeit zu erhalten, da er so wesentlich dazu beigetragen hat, wenigstens unter den wirklich gebildeten Engländern so manche gegen Deutschland und deutsche Literatur früher vorhandene Vorurtheile hinwegzuräumen, was keineswegs ein sehr leichtes Werk war. Unter den lebenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen Englands, die mehr oder weniger unter deutschem Einfluß standen, nennt Afher vorzugsweise die Brownings, Tennyson, Disraeli (in seinem Roman „Sibyl“), Gp. Kingdon, Mrs. Norton; von den Frauen hätten aber in dieser Kategorie vielleicht auch noch Mrs. Austin, Miss Jameson, Miss Wurt, Katharina Winckworth, Mary Howitt, Frau von Creosigny; unter den Männern Walter, Charles Boner und einige andere genannt werden können, die das aus Deutschland herübergekommene metaphysische Drama anbauen, nach dem Vorgange Schellen's in dieser Richtung, der auch einige Szenen aus Goethe's „Faust“ ganz vorzüglich überseht hat. Besonders hebt Afher noch Lennox' Biographie Goethe's hervor, „a work which may be said to cement on the part of the English the bonds of intellectual affinity that unite the two nations and makes Goethe as much the common property of both as Shakspeare has long become so through the translations and commentaries of the Germans“. Auf das Kapitel über die englische Sprache, die von Afher's großer Befessenheit in diesem Gebiete zeugt, können wir hier nur im allgemeinen hinweisen. Er erinnert darin unter anderm an eine von der Berliner Akademie in den neunziger Jahren gekrönte Preisschrift des Berliner Predigers Jenisch, „Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von 11 älteren und neueren Sprachen Europas“ u. s. w. (Berlin 1796), worin der englischen Sprache, was Wertfälle, Kraft des Ausdrucks und Deutlichkeit betrifft, unter allen Sprachen der Preis ertheilt wird. Interessant sind namentlich auch die Bemerkungen über das unermessliche Uebergewicht des angelsächsischen Elements in der englischen Sprache (30000 angelsächsische Wörter gegen 5000 angelnormannische, 100 celtische, 50 skandinavische u. s. w.) und eine Tabelle Sharen Turner's, wonach z. B. bei Shakspeare unter 81 Wörtern sich 68 Worte angelsächsischen Ursprungs, dagegen bei dem französisirenden Pope unter 84 Wörtern sich nur 56 angelsächsische befinden.

G. M.

Bibliographie.

- Briefe eines verstorbenen Geistlichen von dessen Sohn herausgegeben. Zürich. 8. 1 Thlr.
 Derblich, W., Land und Leute der Moldau und Walachei. Prag, Rober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Fabricius, G. G., Studien zur Geschichte der wendischen Ostseeländer. Zies Hest: Die Herrschaft der Herzoge der Pomern zu Danzig und deren Ausgung. 1ste Abtheilung. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.
 Feydeau, G., Daniel. Roman in sechs Büchern. Aus dem Französischen. Berlin, Habelberg. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Furkert, G., Portische Studien. Gedichte. Berlin, Plahn. 16. 10 Ngr.
 Rudhart, G. T. v., Erinnerungen an Johann Georg von Lori. Eine Rede vorgetragen in der öffentlichen Sitzung zur Feler des akademischen Säcularfestes am 29. März 1859. München. Gr. 4. 18 1/2 Ngr.
 Schwerin, F., Der Altmärker. Eine Reihe Spruchwörter, plattdeutsch auf altmärkische Manier ausgelegt; nebst einigen plattdeutschen Gedichten: Neubaldensleben, Gyrand. 8. 20 Ngr.
 Schmidt, H., Marinebilder. Neue See-Geschichten. Berlin, Jank. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

- Baude, J. J., Desterreich's adriatische Küste und Seemacht Calamota — Triest — Pola. Aus dem Französischen von H. Schörring. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 1/2 Ngr.
 Die Befreiung der Leibeigenen in Rußland. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.
 Gallot, G. Freih. v., Zeit-Reime zur gegenwärtigen Weltlage. Nr. 1—3. Leipzig, Kollmann. 8. u 3 Ngr.
 Hoffmann, Neden am Sarge und am Grabe Alexanders von Humboldt, gehalten am 10. und 11. Mai 1859. Berlin, Fr. Schulze. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
 Müller, M., Vermächts! Ein protestantisches Tractätchen. Wiesbaden, Limdorth. Gr. 8. 5 Ngr.
 Desterreich keine Deutsche Großmacht! Auf Grund unumstößlicher Thatfachen erwiesen. Berlin, Kiegel. 8. 5 Ngr.
 Desterreichs Politik in Italien und die wahren Garantien seiner Macht und Einheit. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.
 Desterreichs Sache ist Deutschlands Sache. Ein Beitrag zur Befestigung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Ende April 1859. Frankfurt a. M., Augarth. 8. 3 Ngr.
 Oppenheim, H. L., Deutsche Begeisterung und Habsburgischer Kronenreiz. Berlin, Huber. 8. 10 Ngr.
 Pfundheller, J., Der Presseproceß: „Presse contra Kirchenzeitung.“ Wien, Wendelin. Gr. 8. 4 Ngr.
 Preußen und der deutsche Bund. Eine Mahnung. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Ngr.
 Raumer, F., Zur Politik des Tages. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Ngr.
 Sponneck, W. G. G. Graf, Die holsteinische Ständerversammlung und die Verfassungsfrage. Kopenhagen, Gylkensdal. Gr. 8. 15 Ngr.
 Streubel, W., Die militärische Schwäche Frankreichs Deutschland gegenüber. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 6 Ngr.
 Thomasius, G., Rede am Grabe des Herrn Dr. Karl Friedrich von Nägelebach, ordentlichen Professors der Philologie an der Universität Erlangen, gehalten am 24. April 1859. Erlangen, Blasing. Gr. 8. 3 Ngr.
 Vermächts! Rückblick. Vom Neujahresgruß bis Ostern. — In der zwölften Stunde! Göttingen, Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.
 Zimmermann, A., Das heutige Italien. Kurze historische Skizze zum Verständniß der Zustände in den italienischen Staaten und zur Orientierung für Zeitungsleser. Berlin, G. Hermann. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gerechtigkeit!“

Die Deutsche Allgemeine Zeitung ist im Laufe der letzten Jahre unausgesetzt bemüht gewesen, den an ein größeres unabhängiges Blatt gestellten Anforderungen zu entsprechen. Gegenüber dem gesteigerten Interesse an der Politik wird sie in diesem Streben nicht ermüden, sondern denselben vielmehr durch vermehrte Anstrengungen und fortgesetzte Vervollkommnungen entgegenkommen. Ihre politische Richtung darf als bekannt vorausgesetzt werden und ebenso, daß sie in jeder Beziehung — durch Leitartikel, Originalcorrespondenzen und telegraphische Depeschen, sowie durch ein Feuilleton und die besonders sorgfältig gepflegte Rubrik: **Handel und Industrie** — die verschiedenen Ansprüche ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises zu befriedigen sucht. In Leipzig erscheinend, darf sie außerdem speciell für **Sachsen** und ganz **Mitteldeutschland** eine besondere Wichtigkeit beanspruchen.

Das am 1. Juli beginnende neue Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt wie bisher vierteljährlich nur 1½ Thlr. und wird bei allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten: In Leipzig: Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Heinrich Hüner; Altona: Haasenstein & Vogler; Amsterdam: Seyffardt'sche Buchhandlung; Berlin: A. Neumann; Bonn: Henry & Cohen; Bremen: C. Schlotte; Dresden: G. Höcker und Redacteur Schanz; Frankfurt a. M.: Dr. C. Hartenfels und Jaeger'sche Buchhandlung; Hamburg: Jakob Türckheim; Hannover: J. B. N. Mehlreiter; Paris: Bureau central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: J. A. Brockhaus.

Verlagshandlung von Carl Rümpfer in Hannover.

Sieben ist erschienen:

Album einer Frau.

35 Bogen Octav. Eleg. geb. 1 Thlr. 20 Sgr. In eleg. Cartondecke 1 Thlr. 24 Sgr. In eleg. Einbände mit Goldschnitt 2 Thlr.

Als eine Mosaikarbeit, deren Steine aus dem Schape großer Denker und Dichter der verschiedensten Zeiten und Nationen genommen sind, steht dieses „Album einer Frau“ — Zeugniß eines außerordentlichen Fleißes, einer unermüdeten Ausdauer — einzig in seiner Art da. Aufzeichnungen solcher Stellen, die die Verfasserin bei der vielseitigsten Lectüre als ausgerückt mit einer erziehenden Macht für das weibliche Geschlecht gefunden, reichte sie nach und nach mühsam aneinander. So hat sich allmählig der Inhalt dieses Buches gesammelt. Die Gedanken großer Männer über das Weib in allen Sphären des Lebens mit Beziehung auf geistiges und leibliches Wohl, aufzulesen mit feinem Takt und geordnet nach einem wohlorganisirten System: das sind die Bestandtheile dieses Werks, das geschaffen erscheint für die Jungfrau zur Bildung, Berechtigung, zur Erkennung und Nachahmung ihrer einsigen Lebensaufgabe; — für die Frau, die ihre Lebensaufgabe im vollsten Sinne erfüllen möchte und besetzt ist von dem Wunsch, das Ziel ihren Kindern oder Pflegekindern erreichen zu helfen, das ihnen zum Glück auf Erden und zum Heile ihrer Seele dient; — für den Mann zur Erkennung seines Verhältnisses zum Weibe in und außer der Ehe; — für Jeden als ein Schatz treffender Bemerkungen, nutzbar zu den verschiedensten allgemeinen und pädagogischen Zwecken.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

The Poetry of Germany.

A selection from the most celebrated German poets of the two last centuries. Chronologically arranged and accompanied with an historical survey of the German poetry from Haller to the present time.

By Dr. F. Ahn.

8vo. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 8 Ngr.

Eine von Ahn, dem berühmten Verfasser zahlreicher Sprachlehrbücher, veranstaltete, allen Engländern gewiss willkommene, aber auch für Deutsche werthvolle Anthologie der neuern deutschen Poesie, mit einer englisch geschriebenen Uebersicht über die deutsche Poesie.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité.

Par Michael Antonides.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit, die der Verfasser, ein angesehener, hier pseudonym auftretender Gelehrter Russlands, als Frucht langjähriger Forschung der Oeffentlichkeit vorlegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Österreichische Nationalbibliothek



+Z186015503

